

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

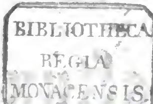
Jahrgang 1859.

Redigirt

von

D. Kranzbühler jun.

Neustadt a. d. H.
Buchdruckerei von D. Kranzbühler jun.



Inhalts-Verzeichniß.

Gedichte.

Novellen, Erzählungen, Beschreibungen ꝛc.

Gemeinnütziges und Landwirthschaftliches.

Denksprüche und Verschiedenes, Räthsel u. s. w. in fast allen Nummern.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 1. Samstag, den 1. Januar 1859.

Prost'Neujahr!

Neujahrsgruß.

So wie ein Baum die Früchte niederstreut,
Wenn durch die Zweige kalte Nebel wallen,
So sahen wir vom Wunderbaum der Zeit
Als reife Frucht ein Jahr herniederfallen.
Zwölf Schläge tönten laut hinaus und weit,
Und weckten Ernst und Wehmuth in uns Allen;
Ja, Ernst und Wehmuth! denn an Noth und Schmerz
War reich das Jahr für manches Menschenherz!

Doch töne ihm kein Wort des Hasses nach;
Es war ja auch so reich, so reich an Schätzen!
Der Ew'ge lenkt, wie durch die Flur den Bach,
So auch die Zeit nach ewigen Gesetzen!
Hier ruft sie Freude in den Herzen wach,
Dort weckt sie Angst und Sorge und Entsetzen;
Doch jeden Schmerz und Mißklang löset sie
Dereinst in Glück und reine Harmonie!

Jetzt mit dem Jahr in's Meer der Ewigkeit
Laßt alle trüben Bilder uns versenken!
Es trägt in sich den Balsam ja die Zeit,
Um jedem Kummer Linderung zu schenken.
Nicht rückwärts — nein, nur auf die Zukunft heut,
Voll süßer Hoffnung, laßt den Blick uns lenken!
Es treibet — da die Frucht gefallen kaum —
Neu eine Blüthe schon am Lebensbaum.

Sie möge sich im milden Sonnenschein
Zum Glück der ganzen Menschheit reich entfalten,
Sie möge mild ein Friedensbote sein
Für Alle, die in Leidenschaft sich spalten,
Daß nicht des Hasses wilde Gluthen — nein!
Daß Lieb' und Treu' in allen Herzen walten,
Daß segensreich der Eintracht schönes Band
Sich schlinge durch das weite Vaterland!

Und was dem weiten Vaterlande gilt,
Das gelte mehr noch diesem engen Kreise!
Ja, Jeglichen von euch geleite mild
Die Freude auf des Lebens Pilgerreise.
Und wird der Wünsche jeder nicht erfüllt —
Sinkt manche Hoffnung dir — so trag es weise.
Und gibt dir keine Freuden das Geschick,
Dann schaffe selber Freude dir und Glück!

Dann baue träumend dir ein luftig Haus;
Im Traume auch ist Wahrheit ja und Leben!
Und schmücke es mit duft'gen Blüthen aus,
Wie nicht die Welt sie bieten kann und geben!
Und weicht der Grundstein deines luft'gen Bau's —
Und siehst du auch manch' süßes Bild entschweben —
Von Neuem stets laß deinen Bau erstehn! —
Ja, träume nur, auch solch ein Traum ist schön!

Dies sei für euch mein Gruß zum neuen Jahr,
Dies sei der Wunsch, den ich euch Allen biete!
Zu dem, was euer jetzt an Freuden war,
Geselle sich noch manche neue Blüthe!
Rein sei der Himmel über euch und klar!
Rein sei, wie er, der Himmel im Gemüthe!
Ein neues Jahr schloß seine Pforten auf:
Glückauf! Glückauf! zum neuen Pilgerlauf!

Die Bankierstochter.

1.

In einem der ersten Mädcheninstitute von D. waren am Vorabende der Preisvertheilung zwei Pensionärinnen mit dem Einpacken ihrer Effecten beschäftigt, da sie nach nunmehr vollendeten Studien in den Schooß ihrer Familien zurückkehren sollten.

Seit acht Jahren neben einander aufgewachsen waren sie intime Freundinnen geworden und

dachten daher mit schweren Herzen an die Trennung, die ihnen bevorstand, da Bankier Roland, der Vater Emiliens, in D. lebte, während die Eltern von Gretchen Müller eine große Oeconomie in Schalberg mitten im Thüringerwalde betrieben.

So schlafen wir also heute zum letzten Male in diesem Hause, liebes Gretchen! sagte Emilie, während sie ihre hübschen Spitzenhäubchen sorgfältig in einen Koffer legte, der bereits zur Hälfte mit ihrer reichen Garderobe gefüllt war.

Ja, erwiderte Gretchen, morgen werden wir frei sein, wir werden die fatale Glocke nicht mehr hören, die uns immer weckte, wenn wir am besten schliefen, oder zum Lernen rief, wenn wir uns gerade am besten unterhielten.

Und doch, fuhr Emilie fort, hat die seit so langer Zeit ersehnte Freiheit jetzt, da wir sie erlangen werden, für mich fast allen Reiz verloren. Schon den ganzen Tag über stand mir das Weinen näher als das Lachen. So manche von unsern Mitschülerinnen, die vor uns das Institut verließen, fanden in der Welt das Glück nicht, auf welches sie hofften. Werden wir Beide es finden? Werden wir nicht diese heimlichen, stillen Zimmer und unsern großen hübschen Garten vermissen mit seinen schattigen Alleen und duftenden Lauben, die so oft die verschwiegenen Vertrauten unserer kleinen Geheimnisse waren?

Im Ganzen genommen, liebe Emilie, erwiderte Gretchen, waren wir hier doch nur Gefangene, und ich für meinen Theil begreife den Gefangenen nicht, der, entlassen aus seinem Gefängnisse, sich nach demselben zurücksehnt. Besonders bei Dir ist mir dies unerklärlich, da Dir ein Leben voll Vergnügungen bevorsteht. Du wirst auf Bälle, in Concerte und Theater gehen, wirst die ausgesuchtesten Toiletten besitzen, wirst fetirt werden wie eine Königin, während mich in meinen Bergen die Langweile tödten wird. Was mache ich mit meiner vornehmen Erziehung auf dem Lande, mitten unter den Knechten und Mägden meiner Eltern? Wenn ich besorgt der Zukunft entgegensehe, so läßt sich dies eher begreifen, denn ich liebe das Landleben nicht.

Wahrhaftig! entgegnete Emilie, ich kann nicht finden, daß Dein Leben in Gottes freier Natur ein so trauriges sein wird. Wie gerne würde ich mit Dir tauschen! Alle diese großstädtischen Unterhaltungen, die mich erwarten, sprechen mich nicht an. Mir wäre der Gesang der Vögel im frischen, grünen Walde viel lieber als die Concerte in unsern steifen Theecirkeln, und gerne würde ich all die geräuschvollen Gesellschaften, die mir bevorstehen, für Deine stillen Abende hingeben, die Du an der Seite einer zärtlichen Mutter und eines freundlichen Vaters verleben wirst.

In diesen und ähnlichen Plaudereien wurden die beiden Mädchen zum letzten Male durch die fatale Glocke gestört, die sie in den Schlafsaal rief, wo bald die Natur ihre Rechte forderte und Beide in den gesunden Schlummer der Jugend versanken, den noch keine Sorgen zu stören vermögen.

Am andern Tage nahmen Emilie und Gretchen, nachdem sie die ersten Preise als Lohn für ihren Fleiß erhalten hatten, herzlich von einander Abschied. Unter tausend Thränen und Küssen versprachen sie sich einen recht fleißigen Briefwechsel und gegenseitige Besuche. Im Winter sollte Gretchen nach D., im Sommer Emilie nach Schalberg kommen; auf diese Weise wollten sie stets die freundschaftlichen Beziehungen unterhalten, in welchen sie bisher im Institute zu einander gestanden waren.

Beide Mädchen bestiegen dann mit ihren Müttern, die eine ein elegantes Coupé, die andere einen bescheidenen, mit zwei kräftigen Oeconomiepferden bespannten Char-à-bancs.

Bald hielt ersteres vor einem großartigen Hause in der Königsstraße, während der Char-à-bancs die Stadt verließ, um in die Thüringer Berge zu fahren.

2.

Vollauf machte in der großen Oeconomie des Herrn Müller die Ernte zu schaffen. Die von dem reichen Gutsbesitzer ohnehin stets zahlreich beschäftigten Leute waren jetzt durch ein paar Dutzend Täglöhner verstärkt, die tüchtig zu thun hatten, um die Früchte des reichgesegneten Jahres in die Schennen und Schuppen zu bringen.

Es begann bereits zu dämmern, als die Arbeiter mit ihren Sicheln an der Seite und ihren Rechen und Sensen über den Schultern die Felder und Wiesen verließen, um in die

Malerei zu gehen und dort die Tochter des Hauses mit einem herzlichen Vivat zu empfangen. Alles freute sich auf Gretchens Ankunft, am meisten aber natürlich der Vater.

Trotz der dringenden Arbeit und seiner zur zweiten Natur gewordenen Thätigkeit hatte sich Herr Müller nur den Vormittag über den Geschäften gewidmet. Von Mittag an fand er nirgends mehr Ruhe. Er war vom Hause auf die Straße und von der Straße wieder in's Haus gegangen, hatte dort auf jedes entfernte Geräusch gelauscht, jeden Punkt, den er von Weitem bemerkte, für den Wagen gehalten, der die sehnsüchtig Erwarteten bringen sollte, und hier alle Zimmer genau inspicirt, ob von den Mägden Nichts versäumt, ob Alles zur Aufnahme seines geliebten Mädchens in gehörige Ordnung gebracht worden sei.

Es war ein Werktag und an Werktagen war Herr Müller nicht immer rasirt; dies Mal aber hatte er sich vom Kopf bis zu den Füßen gereinigt und seinen kornblauen Gallarock angezogen, der in der Regel doch nur zu Ostern und Pfingsten das Tageslicht erblickte. Die Rückkehr der seit mehreren Jahren abwesenden Tochter war ja ein Hauptfest für das zärtliche Herz des liebenden Vaters, welches in stürmischer Freude heftig pochte, als endlich der alte Familien-Char-à-bancs durch das mit Kränzen festlich geschmückte Thor in den großen Oeconomiehof einfuhr.

Jubelnd hob Herr Müller sein Gretchen aus dem Wagen und drückte sie an die treue Brust; dann stellte er sie mitten unter den Schnittern und Schnitterinnen nieder, die nun voll Herzlichkeit sich an sie drängten, um ihr nach ächt deutscher Sitte recht derb die zarten Händchen zu drücken.

Oft hatte Herr Müller versichert, daß die schönsten Tage seines Lebens jene beiden sein würden, an welchen seine zwei Kinder wiederkämen, in deren Entfernung aus dem elterlichen Hause er nur mit schwerem Herzen ihrer Erziehung wegen gewilligt hatte. Einen dieser schönsten Tage hatte er somit erlebt, während ihm der andere noch bevorstand, da sich sein Sohn seit drei Jahren in England aufhielt, um sich mit den dort eingeführten Verbesserungen der Landwirthschaft bekannt zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lutherdenkmal in Worms.

Aus No. 3 des in Stuttgart erscheinenden „Christlichen Kunstblattes", herausgegeben von C. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld.

Wenn irgend ein Gedanke allgemeinen und enthusiastischen Anklang in ganz Deutschland und weit über seine Grenzen hinaus in allen protestantischen Landen zu finden berechtigt ist, so ist es der Gedanke, Luther, dem theuren Gottesmanne, ein Denkmal für alle Zeiten zu errichten an der Stätte, wo er einst in Muth und Demuth die geschichtlichen Worte ausgesprochen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir, Amen!" Worte, die den Kern seiner ganzen großen Geistesthat enthalten, Worte, die noch heute immer wieder den stärksten Grundpfeiler protestantischer Ueberzeugung, jene innere Glaubensnothwendigkeit, die im Herzen jedes Einzelnen lebendig bestehen muß, auf's Tiefste bezeichnen.

Man hat wohl von einer Monumentenwuth und von der Gegenwart als einer monumentensüchtigen gesprochen, aber man sollte wohl zusehen, ehe man mit einem unbedachten Worte den Stab über eine tiefwurzelnde Erscheinung bricht, ob nicht eben tiefere gerechtfertigte Gründe dieser Neigung zum Grunde liegen. Das Erwachen eines nationalen Bewußtseins auch in Deutschland hat eine innigere Theilnahme an der Geschichte und an den geschichtlichen Persönlichkeiten der Nation wieder lebhafter als sonst hervorgerufen; mit innigerer Wärme als sonst wenden sich die Herzen des Volkes seinen großen Männern, in denen es leuchtende Vorbilder anerkennt, wieder zu und es verweilt mit Liebe bei ihrer Beschauung, wenn sie ihm entweder durch die rein geistige Vermittelung des Wortes oder die mehr sinnliche der bildenden Kunst geboten werden.

Außerdem ist unsere Zeit für diese letztere Art der Darstellung auch reicher als lange vorher an ausübenden Kräften, insbesondere in der Bildnerei; denn wenn auch das Erwachen nationalen Sinnes allen Künsten zu einer regeren Förderung und Entwickelung zu Gute kommt, wie wir dies schon seit mehr als einem Vierteljahrhundert erleben, so ist doch unleugbar die Bildnerei diejenige Kunst, welche der erwachten Neigung der Nation, ihre großen Männer in

sichtbaren Gestaltungen verherrlicht zu sehen, am Meisten und Natürlichsten entgegenkommt.

Ernst Rietschel, unbestrittener noch seit dem Tode seines großen Meisters Rauch, der bedeutendste Bildhauer Deutschlands in der oben angedeuteten Richtung, der in einer Reihe von großartigen monumentalen Gestalten, Lessing, Göthe und Schiller, Weber u. a. m. eben so viel Meisterwerke als Beweise seiner hohen künstlerischen Kraft und Begabung schon vor die Augen der Nation stellte, hat die Berufung zu dem Lutherdenkmale mit Begeisterung und der reinsten künstlerischen Hingabe, ganz des großen Stoffes würdig, übernommen. Deutschland kann vertrauen, daß aus seinen Händen mit Gottes Beistand ein Werk hervorgehe, würdig des Gegenstandes, der ihm übergeben ist; und wenn, wie es den Anschein hat, von manchen Seiten eine allgemeine Betheiligung verschiedener künstlerischen Kräfte angeregt wurde, so liegen doch die Schwierigkeiten und die geringen Resultate solcher sogenannten Concurrenzen so nahe, daß man sie, unseres Erachtens mit vollem Rechte, da vermieden hat, wo, wie hier, über die Befähigung des Meisters zu der Aufgabe nur eine Stimme existirt.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Aepfelbutter.) In Nordamerika und namentlich im Staate Pensylvanien wird die Aepfelbutter von jeder Familie auf dem Lande zum Hausgebrauch auf viele Jahre hinaus auf folgende Weise zubereitet. Die Aepfel werden sauber geschält, das Kernhaus ausgeschnitten und dann geviertheilt. Im Verhältniß zu der Masse, die gekocht werden soll, wird ¼ frischer, süßer Obstmost mit den Aepfelstücken in einen Kessel gethan und unter beständigem Umrühren zu einem Brei eingekocht, der die Dichtheit der Butter haben muß. Hierauf wird die Masse in gute irdene Töpfe gefüllt, mit etwas zerlassener Butter oder Schmalz übergossen und im Keller aufbewahrt. Die Aepfelbutter wird wohlschmeckender und würziger, wenn man derselben gegen Ende des Einkochens hin etwas gestoßenen Zimmt, oder fein geschnittene frische Citronenschale zufügt.

Denksprüche.

Schön ist's, doch schwer, wie Engel rein zu wandeln,
Und menschlich straucheln siehest du dich leicht.
Drum wird auch Der stets wahrhaft schön dann handeln,
Wenn dem Gefall'nen er die Hände reicht:
Daß zart der Mensch mit tiefem Haß der Sünde
Die Menschenliebe, wie sein Gott, verbinde.

Verschiedenes.

In Anwesenheit der städtischen Behörden und namhafter Autoritäten der Wissenschaft hat in Metz Franz Buvret, der Erfinder eines Verfahrens, sich in die Flammen einer Feuersbrunst zu stürzen, ohne Gefahr, daß die Kleider Feuer fangen, die achtzehnte Probe glücklich bestanden. Buvret ging langsam durch zwei Reihen brennender Holzscheiter hindurch, ohne daß seine Kleider den geringsten Schaden erlitten. So wenigstens versichert der Independant de la Moselle, der in Metz erscheint.

In Nottingham sollte der Kirchhof aus dem Innern der Stadt vor dieselbe verlegt werden. Kaum ward der Beschluß kund, als sich ein Engländer das Leben nahm, um noch, wie er in seinem Testamente erklärte, auf dem alten Friedhofe neben seiner Frau begraben zu werden.

Einem Leipziger Kaufmann kam neulich ein preußischer Fünfthalerschein zu Händen, auf dessen Rückseite ein früherer Inhaber Folgendes geschrieben hatte:

Adieu! Leb' wohl und kehr' bald wieder
Mit fünfzigtausend deiner Brüder!

Breslau.

Charade.

Einem Dritten aus dem männlichen Geschlecht
Dem gebührt die erste Sylb' mit vollem Recht;
Nimmer liebt ein Geizhals 2 und 3 vereint,
Weil ein Geizhals nie genug zu haben scheint.
Gern erfreut der Fürst sich seines Volkes Geist,
Wenn es wahrhaft als das Ganze sich erweist.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 3. Donnerstag, den 6. Januar **1859.**

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

3.

Um seine Tochter der Welt zu präsentiren, gab Herr Roland, der reiche Bankier, ein großes Gastmahl.

Kaum von ihrer Mutter aus dem Institute nach Hause gebracht, mußte Emilie sich mit ihrer Toilette beschäftigen. Sie verbrachte zwei lange Stunden unter den Händen ihres Kammermädchens, von der sie sich mit geschmackvoller Eleganz putzen ließ. Die weißen Atlasschuhe waren zwar ein wenig enge, der Schnürleib erschwerte ihr wohl ein Bischen das Athmen, das schwere Seidenkleid ging nur mit Mühe zu, allein in der verzeihlichen Eitelkeit ihres Alters ließ sie sich gerne diese kleinen Qualen gefallen. Dann ging sie in den Salon hinab, um mit ihrer Mutter die zahlreichen Gäste zu empfangen, welchen Madame Roland sie vorstellte.

Nicht ohne Vergnügen hörte Emilie die Lobeserhebungen, in welchen man sich über ihre jugendliche Frische, über ihren Verstand und ihre gute Haltung aussprach, und mit einem verstohlenen Blick in den Spiegel, der ihre Gestalt im vollen Glanze ihrer Jugend und ihrer eleganten Toilette zurückwarf, suchte sie nicht vergeblich die Bestätigung der ihr gemachten Elogen.

Emilie war in der That ein reizendes Mädchen. Sechszehn Jahre alt, schön von Gestalt, von mittlerer Größe, schlank und doch dabei rund und voll in den vollendeten Formen ihres Körpers, mit kleinen, dünngefesselten Füßchen, mit weißen, durchsichtigen Händen, mit einem zierlichen Munde, mit feurigen Augen, einem südlichen Feuer in ihrem Blicke und schwarzen, glänzenden Haaren, wäre ihr Bild würdig gewesen, in einer Gallerie Aufnahme zu finden. Sie glich ihrem Vater, der, wie man sich erzählte, in seiner Jugend für einen der schönsten Männer in D. galt, während bei Madame Roland, einer großen, mageren Frau mit blonden, oder vielmehr röthlichen Haaren, stets das Gegentheil der Fall war. Matte, glanzlose Augen von unbestimmter Farbe, die tief in ihren Höhlen unter einer niederen Stirne lagen; ein Mund mit falschen Zähnen und eine plebejische Nase gaben der Physiognomie der Bankiersfrau einen fast widerlichen Ausdruck.

Aber Madame Roland verstand es vortrefflich, sich mit reichen Stoffen, mit ganzen Wolken kostbarer Spitzen und mit Diamanten so zu bedecken, daß man über die Details ihrer Toilette ihre Häßlichkeit übersah. Sie galt bei den Frauen der haute finance als ein Vorbild geschmackvoller Eleganz, während die jungen Löwen in D. sie mit Artigkeit überhäuften, da es ihnen recht wohl bekannt war, daß alle Einladungen zu den Diners, die in der ganzen Stadt als die besten bekannt waren, durch ihre Hand gingen.

Sämmtliche Gäste waren bereits im Salon versammelt, als der Bankier endlich eintrat. Er entschuldigte sein verspätetes Kommen durch einen wichtigen Geschäftsabschluß auf der Börse, wobei er einen bedeutenden Gewinn realisirt habe.

Diese Nachricht schien auf die ganze Gesellschaft einen höchst günstigen Eindruck zu machen. Herr Roland stieg, da man bei der bekannten Großartigkeit seiner Speculationen voraussetzte, daß er wenigstens eine halbe Million gewonnen habe, zum Mindesten um fünf Stufen höher in den Augen dieser Leute, die ihre gegen-

winnt diese Welt an Ausdehnung und Abrundung, wie wird sie zum wahrhaften Spiegel der Zeitverhältnisse, wenn wir nun im Geiste weiter schreiten und die Blicke lenken auf die vier Sonderdenkmale, welche das Hauptdenkmal umgeben. Vorn zur rechten Seite des Beschauers mögen wir uns die väterlich milde Fürstengestalt Friedrichs des Weisen denken, des erleuchteten Staatsmanns, der schon in seiner Schöpfung der Universität Wittenberg eine Veste geistiger Freiheit gründete, dorthin später auch Luthern berief und über dessen erstem reformatorischen Hervortreten, namentlich bei und nach dem Wormser Reichstag, schützende Arme hielt.

Zur Linken die kühnere Gestalt Philipps des Großmüthigen von Hessen, des tapfern Vorfechters der Protestanten, Ahnherrn der Fürsten, auf deren Grund und Boden und unter deren unmittelbarem Schutze das ganze Denkmal sich erhebt.

Von diesen fürstlichen Persönlichkeiten wird der Blick geleitet auf die bescheidenen Gestalten zweier Vorkämpfer und Fürsten auf geistigem Gebiete, welche die beiden andern Ecken einnehmen: Melanchthon der Praeceptor Germaniae und Reuchlin. Der erste als Repräsentant der evangelischen Theologie, welche die Wissenschaft in ihren freien Dienst aufgenommen, der andere als Repräsentant der an das Evangelium glaubenden Philologie, wie sie beide treffend einer unserer ersten protestantischen Denker bezeichnet.

So würden die Machtgestalten der beiden Fürsten als eherne Schwert- und Schildwacht der Reformation, die Männer der Wissenschaft, Helden des Geistes mit der Waffe des lebendigen Wortes — sie alle vier vereint als höchste Schutz- und Ehrenwache ihren großen Helden umstehen.

Wem schlüge nicht das Herz höher schon jetzt, wenn er bloß in Gedanken vor sich sieht den Reichthum und die Herrlichkeit, die Würdigkeit solch eines Denkmals? Wer gäbe sich nicht jetzt schon das Wort, mitzuwirken, so viel irgend an ihm, daß es zur That, zur lebendigen Wirklichkeit werde?

Zwar hat die zaghafte Menschennatur auch hier schon ihre Bedenken geübt, ob das Werk nicht zu großartig, nicht zu umfassend für die Mittel gedacht sei, die man aufbringen werde? Ob man das Ganze nicht vereinfachen, nicht zusammenziehen könne, so daß auch die eben beschriebenen vier Flügeldenkmale nur noch einen Platz, als freistehende Gestalten am Sockel des Lutherdenkmals fänden, denn auch so würde sich noch immer ein künstlerisches Ganze, ein würdiger Abschluß erreichen lassen.

Allein wir sind entschieden der Meinung, diese beschränkenden Gedanken fern zu halten von dem schaffenden Künstler, der eben jetzt in vollster Begeisterung an dem ersten plastischen Entwurfe des Denkmals arbeitet. Möge er im Gegentheil nur an der ganzen Macht und Herrlichkeit des Gedankens sich entzünden zum Großartigsten, was dieser Gedanke in ihm hervorrufen, beleben und reifen mag; unsere Sorge, die Sorge der protestantischen Nationen sei es, die Mittel zu schaffen zur Verwirklichung seiner Gedanken. Und sie werden sich finden trotz Lauheit, trotz Zersplitterung, Verkümmerung und Verdächtigung! Schon sind Zeichen des Antheils an diesem gemeinsamen Werke vorhanden, die auf einen frischeren Odem des Gefühls der Zusammengehörigkeit in der ganzen protestantischen Welt deuten. Und so möge die Betheiligung an einem solchen Werke Allen, ob sie auch über Manches in ihren Ueberzeugungen von einander abweichen, ein Werk der Bethätigung gemeinsamer Liebe, gemeinsamer Huldigung für den großen Mann werden, dem Alle die Freiheit ihrer verschiedenen Ueberzeugungen verdanken!

Gemeinnütziges.

Die Eierprobe, d. h. die Untersuchung, ob die Eier frisch und brauchbar sind, wird in verschiedener Weise gemacht: 1) Man hält sie an's Feuer; geben sie eine geringe Feuchtigkeit von sich, so sind sie frisch. 2) Man legt sie in das Wasser; diejenigen, welche untersinken, sind frisch, diejenigen aber, welche schwimmen, sind bereits mehr oder weniger verdorben. 3) Man hält sie gegen das Licht oder gegen die Sonne und legt dabei die Hand quer auf die Spitze, welche nach oben gerichtet sein muß: je voller das hierbei durchsichtige Ei erscheint, desto frischer ist es. Es muß das Weiße hell sein und das Gelbe (der Regel nach) in der Mitte gesehen werden. Dunkle Flecken dürfen sich nicht zeigen.

Denksprüche.

Das Schöne fühlen und das Gute üben,
Das Wahre suchen ist dein ewig Ziel.
Trenn' die Vernunft nicht von den dunkeln Trieben,
Die Richterin in der Empfindung Spiel:
Und frei beweg' sich in der losen Schranke
Der Welt der Triebe siegend der Gedanke.

Verschiedenes.

Aus Coblenz wird geschrieben: Kürzlich passirte hier eine originelle Soldatengeschichte. Eine Schildwache, die in der Nähe des provisorischen Bahnhofes die dort aufgeschichteten Kohlen der Commandantur bewachen soll, setzt sich, der Bequemlichkeit halber, in der Nacht in einen Waggon erster Classe und machte es sich dort so bequem, daß der Gott des Schlafes ihre schwarzen Kohlengedanken verscheucht und sie liebend umfängt. Der Nachtzug wird unterdessen rangirt und fährt, da kein Passagier erster Classe da ist, mit dem schlafenden Krieger fort. Erst in Neuwied kann der unterdessen durch den Pfiff aufgeweckte Soldat mit verstörtem Gesichte aus seinem beweglichen Schlupfwinkel springen und seinen Eilrückmarsch nach Coblenz antreten. Die Ablösung hatte unterdessen den Soldaten vermißt und wurde dieser, trotzdem er sich alle Empfangsfeierlichkeiten verbeten, in das Militärarrestlocal „Hotel zur Eisenbahn" geleitet, wo ihm eine längere Ruhe vergönnt sein dürfte.

Als Napoleon 1812 die Fabrikation des Runkelrübenzuckers durch kaiserliche Decrete anbefahl, erschien eine Karrikatur, welche die damalige Ansicht der Zeitgenossen treffend ausdrückt. Der König von Rom sitzt auf dem Schooß seiner Amme und schreit; diese steckt ihm eine große Rübe in den weitgeöffneten Mund und sucht ihn mit den Worten zu beschwichtigen: Taisez-vous donc, mon prince, papa dit, que c'est du sucre. (Seien Sie doch still, Prinz, Papa sagt, daß es Zucker ist.)

Zur Zeit des Wiener Congresses lebte in Wien Master O'Bearn, der sogenannte „König der Spieler." Er galt für einen der originellsten und anziehendsten Menschen. Trotzdem das Spiel die Beschäftigung seines ganzen Lebens gewesen, und er kein Hehl daraus machte, daß er durch dasselbe reich geworden sei, liebte man ihn doch überall, und die feinsten Cercles, wie z. B. bei der geistvollen Baronin Fanny Arnstein, standen ihm offen. In letztgenannter Gesellschaft war er am häufigsten zu finden, und Kaiser Alexander von Rußland, den er bei solchen Gelegenheiten dort traf, unterhielt sich gern mit ihm und ergötzte sich, wie alle Andern, an den pikanten Spielanekdoten. Eine derselben ist besonders merkwürdig und gibt den Beweis von O'Bearns Gesinnung. Lord H. hatte mit ihm zu spielen gewünscht, und der „Spielerkönig" war sogleich dazu bereit gewesen. Der Lord wählte Piquet; die Herren begannen um 9 Uhr Abends, und als die Sonne des andern Morgens aufging, hatte O'Bearn mehr gewonnen, als des Lords Vater sich in der Eigenschaft eines Generalgouverneurs von Indien erworben. Der Lord sagte zu dem „Spielerkönig" mit gebrochener Stimme: „Ich zweifle, daß ich Alles das bezahlen kann, was ich an Sie verloren habe; ich werde Ihnen indeß meinen Intendanten schicken, er wird mit Ihnen rechnen und Ihnen die Besitzurkunden meiner Güter übergeben." „Lord, Sie sprechen wie ein Mann von Ehre," erwiderte O'Bearn, „aber glauben Sie, ich ließe mir nachsagen, den Inhaber eines der schönsten Namen Englands an den Bettelstab gebracht zu haben? Indeß werden Sie einsehen, daß ich nicht umsonst meine Zeit verschwendet haben kann. Erlauben Sie also, daß ich einen Notar hole, der eine Urkunde aufsetzt, durch welche Sie sich verbindlich machen, mir so lange ich lebe eine Rente von jährlich 1000 Pfd. Sterl. zu zahlen; Sie schwören mir aber, nie mehr eine Karte anzurühren." — Lord H. nahm die Bedingungen freudig an und hielt sie getreulich.

Logogryph.

Gulden und Kreuzer haben jedes ihr eigenes Zeichen. Ob du nun das eine oder das andere vor drei Buchstaben setzest, so hast du dann ein Instrument oder ein Thier.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 4. Samstag, den 8. Januar 1859.

Die Wiege des Großen.

I.

Der Größen Größtes ist des Mächt'gen Hand,
Der einst der Welten Dasein sich entwand,
Des großen Geistes allgewalt'ge Kraft,
Die noch im Weltenraume wirkt und schafft;
Die Kraft, die Flocken gleich durch Raum und Zeit
Der Sterne Myriaden einst gestreut;
Die rastlos noch auf glanzumflossnen Gleisen
Läßt Sonn' um Sonn', läßt Welt um Welten kreisen,
Die Hand, die aus des Gluthstroms tiefstem Born
Einst aufgebaut der Alpen Felsenhorn,
Die in des Oceanes Tiefen stürmt,
Und Fluth auf Fluth bis zu den Wolken thürmt,
Die Hand, die mit Gigantenwucht bewehrt
Zerschmetternd oft im Sturme niederfährt,
Doch öfter noch mit Segensstrom gefüllt
Der Saaten Durst auf Flur und Anger stillt.
So sieht man bei der Urkraft freiem Walten
Das Große stets aus Großem sich entfalten.

II.

Doch siehe! aus geborstner Nuß gesprengt
Ein Kernlein nieder sich zur Erde senkt!
Es sproßt, und bald erhebt aus moos'gem Schoos
Ein Stäudlein sich gar kräftig, schlank und groß.
Vom Sonnenstrahl genährt und kühlem Thau
Hebt mächtig sich des Schaftes kühner Bau.
Zum Dome wölbt mit majestät'schem Chor
Der Krone Wucht smaragden sich empor;
Ein Wunderbau für Tausende von Wesen
Zum Vollgenuß der Freude auserlesen.
Sieh! So vermag des Schöpfers weises Walten
Auch Großes aus dem Kleinen zu entfalten.

III.

Ein Fünklein sieh' aus hartem Kiesel springen.
Wird's Segen dir, wird es Verderben bringen?
Dies Ding so klein, des Athems leichter Raub,
So leicht, noch leichter als des Kiesels Staub? —
Nach Westen schau, gen Albion gewandt,
Und ostwärts dann zum Chersonnesus Strand!
Dort siehst du Städte rings voll Glanz und Schimmer,
Hier grauenvolles Feld voll Schutt und Trümmer.
Ein Fünklein, das der Hyder Zahn entsprungen,
Es hat des Schreckens Geißel hier geschwungen.
Ein Fünklein dort an hehrem Strahl entzündet,
Es hat des Segens Fülle rings gegründet.
Dort bracht's den Tod, hier führte es zum Siege.
So ist das Kleinste oft des Größten Wiege.

IV.

Ein Knäblein ruhet auf der Mutter Schoos,
Des hehren Bundes trauter, süßer Sproß.
Der Glieder Bau, wie Silbervließ gewellet,
Der süße Mund, wie Rosenblüth geschwellet,
Die Stirne klar, der Augen Stern so mild,
Der Unschuld wohl, doch auch der Schwäche Bild.
Drum bangst und schwankest du, o Mutterherz,
Getheilet heute zwischen Freud und Schmerz.
Der zarte Sproß, den deine Hände wiegen,
Wird er erstarken einstens? Wird er siechen?
Dies Bild, wird es dem hehren Urbild gleichen?
Sein würdig stets durch hehren Sinn sich zeigen?
Dies Fünklein, das du heute siehst erglimmen,
Wird's flammen einst zum Guten oder Schlimmen? —
Und sieh, des hehren Rufes sich bewußt,
Drückt sie des Herzens Kleinod an die Brust,
Gelobend, Sorg' und Mühe, Gut und Blut
Zu weihen dem ihr anvertrauten Gut.
Und siehe nun, wie rastlos Tag und Nacht
Sie für des Kindes Wohlfahrt sorgt und wacht;
Wie sie des Theuern pflegt, daß er gedeih',
Daß er gesund und frisch und kräftig sei;
Des zarten Sinnes Pfleg' vor Allem hegt,
Des hehren Keims, das er im Busen trägt;
Wie sie mit weiser Zucht und frommen Lehren

Das junge Herz sich mühet zu bewehren;
Daß auf der Tugend Bahn er nimmer falle,
Stets würdig einst vor Gott und Menschen walle;
Wie sie nicht sparet Zeit, nicht Sorg' und Mühen,
Für's Leben einst ihn tüchtig zu erziehen.
So denkt ein Herz, das noch für Tugend brennt,
Ein Mutterherz, das seine Pflichten kennt.
Sieh nun, wie rasch das Keimlein sich erschließt,
Wie Sproß an Sproß, wie Blüth an Blüthe sprießt;
Wie fernher schon der Früchte Farbenpracht
Und süße Fülle dir entgegenlacht!
So sieht man, wie des Kindes hehre Gaben
Schon früh der Mutter süßes Hoffen laben.
Wie frühe schon des Jünglings Flammengeist
Nach Edelm stets und Hohen strebend kreist!
Wie dann zum Mann erstarkt er auf der Bahn
Der Tugend rüstig schreitet stets voran!
Wie er um Recht und Wahrheit heiß sich müht,
Sein edles Herz für Fürst und Volk erglüht.
So sieht man allerwegen Friede und Freuden
Aus seines Wirkens Sphäre sich verbreiten.
Sieh! So vermag der Mutter frommes Walten
Aus zartem Sproß einst Großes zu entfalten!

Neustadt, 25. December. Str.

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

Nach Mitternacht entfernte sich endlich Alles. Emilie war nun allein bei ihren Eltern in dem vergoldeten, mit Hunderten von Kerzen erleuchteten Salon. Die tiefste Stille folgte auf das Geräusch und die Bewegung; jetzt, glaubte sie, sei der Augenblick gekommen, wo sie frei von jeglichem Zwange ihren Vater umarmen dürfte, allein statt dessen erhielt sie von Madame Roland den Befehl, auf ihr Zimmer zu gehen und sich niederzulegen.

Traurigen Herzens gehorchte Emilie ihrer Mutter, die wie ihr Vater keinen zärtlichen Blick, kein freundliches Wort für sie hatte.

Auf ihrem Zimmer befreite sie sich, so schnell als möglich von ihrer lästigen Toilette. Sie war froh, daß dieser Tag, der langweiligste ihres Lebens, endlich vorüber war.

Dies sind also die Freuden, dachte sie, um die mich in diesem Augenblick vielleicht meine Freundin beneidet! Würdest Du sie nur kennen, mein gutes Gretchen, ich bin überzeugt, daß Du Deine Rosen und Veilchen nicht gegen meine Perlen, daß Du die Meierei Deines Vaters nicht gegen die Millionen des meinigen vertauschen möchtest. Aber ich bin heute ermüdet, angegriffen und deßhalb vielleicht ungerecht gegen mein Schicksal. Wollen wir hoffen, daß es morgen besser gehe.

Bei ihrem Erwachen am andern Tage war es ihr Erstes, zu ihrer Mutter zu eilen, um sie zu begrüßen.

Madame Roland wurde von ihrer Tochter idealisch geliebt, denn bis jetzt hatte Emilie ja getrennt von ihr gelebt und sie kaum kennen gelernt.

Die reiche Bankiersfrau hatte nämlich, von ihren Pflichten als Weltdame erfüllt, ihre Mutterpflichten diesen untergeordnet. Sie hatte allerdings regelmäßig an den Tagen, wo es den Pensionärinnen erlaubt war, zu ihren Eltern oder Verwandten zu gehen, ihre Tochter in ihrem Wagen abholen lassen, auch war sie alle Donnerstage selbst in's Pensionat gekommen, um Emilie zu sehen, wobei sie nie versäumte, Näschereien für sie mitzubringen; allein es blieb dann gewöhnlich bei ganz gleichgiltigen Gesprächen, in welchen Emilie nie jene mütterliche Zärtlichkeit, nie jene innige Vertraulichkeit fand, nach der sie sich so sehr sehnte.

Das arme Kind litt unter dieser Kälte. Je mehr sie heranwuchs, desto bitterer empfand sie ihre Isolirung; übrigens zweifelte sie nicht an der Liebe ihrer Eltern, sondern überließ sich der tröstlichen Hoffnung, daß sie, erst einmal zu Hause, gewiß die heiligen Freuden des Familienlebens kennen lernen würde. Heiter, im vollen Vergessen der Widerwärtigkeiten des vorhergehenden Tages, trat Emilie, ohne sich anmelden zu lassen, in das Zimmer ihrer Mutter.

Madame Roland bedurfte aber einer großen Toilette, um sich sehen lassen zu können. Sie war Morgens so häßlich, daß sie von Niemanden, ja selbst nicht von ihrer eigenen Tochter gesehen werden wollte. Es war daher ein unglücklicher faux pas, den Emilie beging, als sie ihre Mutter noch im tiefsten Negligé überraschte. Ein weißer Ueberwurf hing wie ein Leichentuch an ihr, und unter ihrer Nachthaube mit den zerknitterten Bändern sahen die Papilloten hervor, mit welchen ihr röthliches Haar hinaufgewickelt war, so daß Madame Roland mit ihrem gelben, abgelebten Gesichte und den matten Augen wahrhaft abschreckend

aussah und eher einem Skelett als einem lebenden Wesen glich. Entsetzt, ihre Mutter in ihrer wahren Gestalt so ganz verschieden von der Maske zu sehen, mit der sie sich vor der Welt zu zeigen pflegte, und entmuthigt durch den schlechten Empfang, der ihr zu Theil geworden war, kehrte Emilie traurig auf ihr Zimmer zurück.

Nachmittags ließ sich Madame Roland mit Emilie in einem eleganten Phaeton auf die Promenade fahren. Als sie wieder zu Hause waren, wagte Emilie einige Bemerkungen über das, was sie gesehen hatte; aber ihre Mutter, zerstreut und wie es schien in düstere Gedanken vertieft, gab keine Antwort. Einige Minuten später kam auch Emiliens Vater mit einem finstern, ernsten Gesichte und wo möglich noch abstoßender, als er sich nach dem Diner Tags zuvor seiner Tochter gezeigt hatte. Er setzte sich zu Tisch, aß hastig, ohne weder mit seiner Frau noch mit Emilie ein Wort zu wechseln, und verließ dann wieder das Haus.

Später machten Madame Roland und Emilie wieder Toilette für den Abend, um sich in zwei bis drei Salons der hohen Finanzwelt zu zeigen.

Emilie fesselte als neue Erscheinung die allgemeine Aufmerksamkeit und erntete den ungetheiltesten Beifall. Sie blieb aber dabei theilnahmelos und kalt, denn die Triumphe ihres öffentlichen Lebens entschädigten sie nicht für ihren häuslichen Kummer.

Als sie sich endlich spät nach Mitternacht zum zweiten Male allein auf ihrem Zimmer befand, ließ sie ihren Thränen freien Lauf. Ihr Leben erschien ihr hohl und schaal, sie fühlte sich verlassen und isolirt, da sie die traurige Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie die Liebe ihrer Eltern, die Liebe Derjenigen, die ihr am nächsten standen, nicht besaß. Sie dachte an ihre im Pensionat verlebten Tage, an ihre Freundschaft mit Gretchen, die ihr so viele Beweise von Liebe gegeben hatte, sie sehnte sich nach ihr, sehnte sich nach einer Existenz, wie sie sich die ihrer Freundin dachte, und rief nun auch ihrerseits: O, mein Gretchen, wie bist Du glücklich in Deinem Thüringerwalde! o, wie beneide ich Dich um Dein stilles Leben in Deinen Bergen!

4.

Thätigkeit zu jeder Zeit, im Winter wie im Sommer, im Frühlinge wie im Herbste, Thätigkeit bei Wind und Regen, wie bei den brennenden Strahlen der Sonne, Thätigkeit und immer wieder Thätigkeit war Herrn Müllers Grundsatz. Fortwährend daran, die Erde zu bearbeiten, ihre unerschöpfliche Fruchtbarkeit auszubeuten, ihr immer wieder auf's Neue Erzeugnisse zu entlocken, darin bestand das Leben des fleißigen Oeconomen.

Von Vater auf Sohn hatte sich in seiner Familie der Meierhof vererbt, und von Generation zu Generation sich verbessert. So war Herrn Müller schon bei seiner Geburt der Lebensweg vorgezeichnet, den er einzuschlagen hatte, und er wandelte auf demselben mit jenem innern Frieden, mit jener Heiterkeit der Seele, die der Mensch nur im Austausche seiner Kräfte gegen den Reichthum der Natur gewinnt.

Obwohl der Herr der Meierei, that er für seine Person doch so viel wie zwei Knechte zusammen. Immer der Erste bei der Arbeit, immer unermüdlich im Schaffen, voll Güte gegen seine Leute, voll Theilnahme gegen die Dürftigen, freigebig mit Rath und That, helfend wo Hülfe nöthig war, ein aufrichtiger Freund, ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater, vereinigte Müller alle Eigenschaften in sich, die ihn mit vollem Rechte weit und breit zum Gegenstande allgemeiner Liebe und Verehrung machten. Jedermann schätzte sich glücklich, mit dem Biedermann in Verbindung zu stehen, vom reichen Nachbarn Greinert angefangen, bis herab zum Bewohner der ärmlichsten Hütte.

Dank seinem thätigen Leben in frischer Luft, Dank der Einfachheit seiner Gewohnheiten und seinem innern Frieden war Herr Müller trotz seiner fünfzig und etlichen Jahre ein Mann voll jugendlicher Kraft, der, wenn die Noth es erheischte, noch mit der Gewandtheit eines jungen Burschen einen Sack Mehl auf die Schultern schwang und sich rühmen konnte, nie in seinem Leben krank gewesen zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Um die von Hühnern verlegten Eier zu finden. Man reibt des Morgens oder zur Zeit, da man fühlt, daß die verdächtige Henne das Ei noch bei sich hat, Salz an den sogenannten Legedarm. Sobald dies geschehen ist, läuft die Henne in der größten Geschwindigkeit nach ihrem Neste, um das Ei zu legen. Auf diese Weise kann man, indem man der Henne folgt, das Legenest derselben auffinden.

Denksprüche.

Der Geist ist frei. Wirst rauh du abgestoßen,
Beirrt, umwogt von Schein und Schaum,
So zieh' in Wüsten deine eignen Rosen
Und träume in dir deinen Traum:
Daß frei sich in dem Reich der Ideale
Und schöner sich dein inn'res Leben male.

Der Geist ist ewig; irdisch ist die Hülle,
Drum kämpfen sie in ewig altem Streit.
Ob Erdenglück auch manchen Wunsch erfülle!
Durchdring' die Formen zur Gottähnlichkeit!
Die Hülle dien' mit ihrem Glanz auf Erden
Dem schönern Sein nnd seinem ernsten Werden.

Verschiedenes.

Die Festigkeit des Mörtels am St. Stephans-Dome in Wien wurde schon wiederholt besprochen und man hatte bei den kürzlich begonnenen Reparaturen neuerdings Gelegenheit, darüber Beobachtungen zu machen. Einer Sage zufolge rührt die Festigkeit dieses Mörtels daher, weil derselbe mit Wein gefeuchtet wurde. Im Jahre 1450 war nämlich sehr viel, aber durchaus saurer und unbrauchbarer Wein gelesen worden, so daß die Besitzer denselben wegschütteten. Ein Befehl des Kaisers Friedrich des Vierten aber untersagte dies und verfügte, daß der ungenießbare Wein zur Bereitung des Mörtels für die Bauten der St. Stephanskirche verwendet werde.

Ein englischer Lord wünschte lange den Dichter Johnson kennen zu lernen. Er bat ihn also zur Tafel. Johnson erschien, wurde aber wegen seiner nachläßigen Kleidung vom Pförtner abgewiesen. Es entstand ein Zwist unter ihnen und endlich kam der Lord dazu. Als er den Streit erfuhr, sah er den Dichter an und sagte: „Es ist nicht möglich, daß Sie Johnson sind! Sie sehen ja aus, als könnten Sie nicht Bah zu einem Schaf sagen." — „Bah!" rief Johnson und sah den Lord starr an.

(Inschriften-Auflösung.) Ein Spaßvogel löste nachstehende Inschrift:

C. I. CAES.
ASS. LIBER. AUST.
ERN. UND. IX. AUG.
EN. ALS. SAUER.
COL. UND CU. H. CAES.

folgendermaßen auf: **Caj. Julius Caesar ass lieber Austern und Neunaugen als Sauerkohl und Kuhkaese.**

Der Redacteur eines wenig Abgang findenden Journals sagte neulich, daß ihn die Redaction seines Blattes so sehr beschäftige, daß er fast den ganzen Tag nicht das Zimmer verlassen könne. „Sehr erklärlich", gab man ihm zur Antwort, „daß Sie bei Ihrem Blatte nicht heraus kommen können."

(Joseph II.) Ein Rabulist dachte ein Amt zu erhaschen und ging sicheren Trittes zum Kaiser, ihn fragend: „Eure Majestät, so eben höre ich allgemein die fröhliche Nachricht, daß Eure Majestät mir die erledigte Stelle zugewiesen haben." Joseph antwortete kalt: „Lassen Sie die Welt reden, ich weiß sicher, daß es unwahr ist, und zweifle nicht, Sie werden bald erfahren, daß nichts an dem Gerüchte ist."

Auflösung des Logogryphs in Nro. 3:
Fl. Kr. Flöte. Kröte.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 5. Dienstag, den 11. Januar 1859.

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

Entfaltete aber nun seinerseits Herr Müller seinen Fleiß auf Feldern und Wiesen, in Tennen und Scheunen; war er es, der Alles anordnete, leitete und selbst that, wenn es galt, bei trockener Witterung schnell das Getreide zu schneiden, bei drohendem Regen in Eile das Heu in die Scheunen zu bringen, den mageren Boden zu düngen, den wässerigen zu drainiren, dann zu ackern und zu säen, um für ein Körnchen von der fruchtbaren Erde mit einem Halme, für einen Kern mit einem Baume hundertfach belohnt zu werden, so war ihrerseits im Innern des Hauses Frau Müller die Seele, die Alles belebte. Sie führte mit Geschick und Energie die souveräne Herrschaft in Küche und Keller, über Obst- und Milchkammer, über Hähne und Hühner, über die Gänse, die Enten und Tauben, über Ziegen und Zickleins und über die Mutterschweine und ihre gefräßigen Jungen. Sie vertheilte die Arbeit an zwei bis drei tüchtige Mägde und zählte außer diesen noch zu ihren Vasallen einen Greis und einen Knaben, nämlich den alten Thierauf, den Gärtner, der, etwa um zwölf bis fünfzehn Jahre älter als Herr Müller, im Hause aufgewachsen war und sich daher mit zur Familie zählte, und den jungen Ziegentoni, einen kleinen zehnjährigen Buben, der so genannt wurde, weil Frau Müller die Ziegen seiner Obhut anvertraut hatte.

Dies war die kleine Welt, die unter dem Commando der klugen Hausfrau nicht seufzte, sondern ruhig sich des Lebens freute; denn Frau Müller war kein zänkisches Weib, sondern führte ihr Regiment mit Ruhe und Nachsicht, indem sie lieber ein Auge zudrückte, statt dort und da eine Kleinigkeit zu rügen. Für das Wohl aller ihrer Angehörigen bedacht, verließ sie in ihrer emsigen Sorgfalt ihr Haus nur selten zu einer andern Zeit, als an Sonn- und Feiertagen, um mit ihrem Manne in die Kirche zu gehen. Es geschah dies immer in einem feierlichen Aufzuge, denn der gottesfürchtige Oeconom hielt darauf, daß von seinen Leuten Niemand den Gottesdienst versäumte. Und so folgten dem würdigen Paare der alte Thierauf mit dem Ziegentoni, nebst den rothbackigen Mägden und den stämmigen Knechten im sonntäglichen Putze, hübsch sauber und reinlich, wie sich's am Tage des Herrn gebührt.

Nach dem Gottesdienste verließ dann die Familie in derselben Ordnung, in der sie gekommen war, die Kirche; nur wurde sie in der Regel vom Herrn Pfarrer begleitet, der ein für alle Mal an den Sonntagen in der Meierei speiste.

Der geistliche Herr war ein intimer Freund und aufrichtiger Verehrer Müllers, da er die herrlichen Eigenschaften vollkommen zu schätzen wußte, die als ein unerschöpflicher Schatz im Busen des Oeconomen ruhten. Beide Männer mit gleicher Theilnahme um das Wohl und Weh des Einzelnen sowohl, wie der Gemeinde bekümmert, besprachen sich dann über die Mittel, wie da und dort geholfen werden könnte, und nie verließ der Herr Pfarrer die Meierei anders als mit vollen Händen für seine Armen.

Außer ihrem wöchentlichen Besuche der Kirche machte Frau Müller noch zwei Mal im Jahre einen Ausflug nach Rudolstadt, um dort das Nöthige für den Winter und Sommer zu kaufen. Es war dies für die brave Frau immer eine Reise von außerordentlicher Wichtigkeit, die vier Wochen zuvor schon besprochen und endlich mit allen Vorkehrungen ausgeführt

wurde, als gälte es eine Fahrt um die Welt oder eine diplomatische Sendung.

Dies waren die einzigen Zerstreuungen, die sich Frau Müller erlaubte, ohne daß sie übrigens je über Langeweile geklagt hätte, da es in ihrem Haushalte so viel zu thun gab, daß sie doppelt über Gretchens Rückkehr erfreut war, in der sie eine fleißige Gehilfin zu bekommen hoffte.

Als Gretchen nach der Meinung der Mutter eingewohnt sein konnte, machte sie ihr daher auch den Vorschlag, sich nun irgend eine Beschäftigung zu wählen.

Nicht wahr, mein liebes Kind, Du hilfst mir so viel Du's vermagst? Es versteht sich von selbst, daß Du nur solche Arbeiten verrichtest, die Dir behagen. Willst Du zum Beispiel die Aufsicht über die Obstkammer führen? Susanne wird Dir die vollen Körbe bringen und Du legst dann die Birnen und Aepfel auf ihre Stellagen, machst die Beeren ein und trocknest die Kirschen und Zwetschen. Oder macht es Dir mehr Vergnügen, Dich mit der Wäsche zu befassen, sie zu ordnen und in dem Weißzeugschrank aufzubewahren? Was willst Du thun, mein Gretchen? Sprich! Wähle Dir Deine Arbeit, denn arbeiten ist gesund und macht fröhlich und munter.

Gretchen fühlte keine besondere Neigung für die Beschäftigung mit der Wäsche. Es graute ihr davor, die grobe Hausleinwand mit ihren zarten Fingern zu berühren, und sie entschloß sich daher, als Pomona im Hause zu walten.

Allein obwohl die Obsternte groß war, so gab es doch bald Nichts mehr für sie zu thun. Nun besorgte sie die Fütterung der Schwäne und Enten im Weiher, oder half die frisch gelegten Eier im Hühnerhofe suchen, aber auch dies füllte ihre Zeit nicht hinlänglich aus und so gab es für sie viele Stunden des Tages, wo sie Langweile hatte und mit einem verdrießlichen Gesichte umherging.

Erst Abends klärte sich Gretchens Miene auf, wenn ihr lebensfroher, heiterer Vater von seiner Feldarbeit heimkam und sich's auf seinem Canapee bequem machte; wenn er sein Pfeifchen rauchte und sich dabei von ihr die Herrlichkeiten schildern ließ, die sie in D. und namentlich im Hause des Bankiers Roland gesehen hatte; wenn sie mit ihm von ihrer Freundin Emilie, von ihren übrigen Gefährtinnen im Institute, von den muthwilligen Streichen, die sie zusammen ausgeführt hatten, kurz von den kleinen Erlebnissen einer unschuldigen Kinderwelt erzählen konnte.

Gretchen wurde dann lebhaft, sie dachte sich dabei so recht wieder mitten in den Kreis ihrer Gespielinnen und malte das Bild ihrer im Pensionate verlebten Jahre in so freundlichen Farben, daß Herr Müller sie ein um's andere Mal umarmte, da ihm ihre kindliche Naivetät auf's Höchste gefiel.

Auch Gretchens Mutter und die drei Mägde, Susanna, Lischen und Marie, sowie der alte Thierauf und der kleine Toni hörten der munteren Schwätzerin gerne zu, während sie zusammen um einen großen runden Tisch herumsaßen, mit irgend einer Arbeit beschäftigt, die das Bedürfniß des kommenden Tages oder die Jahreszeit eben erheischte.

Da flochten die Mägde breitkrempige Strohhüte zum Schutze gegen die Sonne beim Mähen, dort verfertigte Thierauf Rechen, oder recht sinnreiche Fallen nach seiner eigenen Erfindung für Marder und Füchse, während der kleine Toni auf eine Schiefertafel Ziegen und Zickleins zeichnete, die er sich dann von Gretchen, die gerne dem Knaben so Mancherlei lehrte, ausbessern ließ.

Wenn es endlich Zeit wurde, sich zur Ruhe zu begeben, wenn Frau Müller ihre Strickerei aufgehoben, Herr Müller die Tabaksasche aus seinem Meerschaum geklopft hatte und die Knechte und Mägde beim allgemeinen Aufbruche ihre Stühle und Schemel zurückrückten, dann begleitete der wackere Oeconom sein liebes Töchterchen bis an die Thüre ihres Zimmers, indem er scherzend sagte, daß er an Galanterie und feiner Sitte dem reichen Bankier nicht nachstehen wolle, der übrigens, fügte er hinzu, indem er seine Worte mit einem herzlichen Kusse be[illegible]iegelte, von ihm, dem schlichten Bauern, gewiß [illegible]r Zärtlichkeit seiner väterlichen Gefühle [illegible] übertreffen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Leonissa.

Eine corsicanische Erzählung.

„Wie froh bin ich, daß wir mit Italien fertig sind!“ sagte Miß Lydia, die schöne

Tochter des englischen Generals Sir James Grant, als sie sich im Gasthofe von Beauveau zu Marseille mit ihrem Vater und seinem vormaligen Adjutanten, dem Capitän Ellis, an den Theetisch setzte. „Ueberall, wo man in diesem verwünschten Lande hinkommt, ist schon Alles platt getreten und abgeguckt. Kommt man an den Lago maggiore und will nach Isola bella hinüber, so begegnet Einem ein Trupp Touristen, der eben von dort herüberkommt. Fährt man, darüber unmuthig, schnurstracks nach Mailand, und schlägt vor dem Dome die Augen auf: wer steht da? Meine guten Freundinnen Lady Graham und Miß Nevil. Tritt man in die Pitti-Galleri zu Florenz und will ungestört Raphaels Madonna della Sedia und die Medicäische Venus bewundern, so schleichen, gleich Gespenstern, unsere lieben Landsleute umher und haben sich schon an Allem satt gesehen. Reist man nach Rom und will das Capitolium besteigen oder das Coliseum im Mondschein genießen, so sitzen dort, gleich verwünschten Prinzessinnen, wieder ein Paar vermummter Gestalten aus Alt-England und zeichnen ihre Skizzen in's Album. Steigt man endlich auf den Vesuv, um an dem rauchenden Krater frische Luft zu athmen, so stehen da drei deutsche Professoren und stellen Untersuchungen über einen Lavastrom an. Ich versichere Sie, Capitän, es war nicht mehr auszuhalten. Ueberall Augen, die vom vielen Sehen bald zugefallen wären, überall abgedroschene Herrlichkeiten, nirgends ein Gegenstand, von dem man mit „honetten Leuten" in England anständig reden kann."

„Hast Recht, liebe Lydia", rief der General, der seit dem Tode seiner Frau alle Dinge der Welt nur durch die Augen seiner einzigen Tochter schaute, „hast Recht, Italien ist ein langweiliges Land. Da fiel mir einmal in Rom ein, auf die Jagd zu gehen, und ich durchstrich die öde Campagna einen ganzen Tag lang und habe Nichts geschossen, als ein armseliges, klapperdürres Rebhuhn. O, meine Fuchsjagden, meine Fuchsjagden in Northumberland! Was meinst Du, mein Kind, wollen wir wieder heim nach Alt-England? Dein treues Jagdpferdchen wartet schon lange auf Dich und hängt den Kopf im Stalle, weil Du nicht kommst, um ihm den schlanken Hals zu streicheln und Zucker zu bringen."

„Nach Hause, mein Vater? Nein, das wollen wir doch noch nicht; ich würde erröthen, wenn ich wieder in unsere eleganten Kreise einträte, ohne auch nur von einem einzigen Reiseabenteuer erzählen zu können."

„Da weiß ich Rath", fiel Capitän Ellis ein: „Sie müssen in ein Land, wo eben die große Tour nicht hingeht, wie etwa Sardinien oder Corsica. Von der letzteren Insel komme ich gerade her. Da gibt's Jagden, mein General, die Fülle, merkwürdige Jagden! Da laufen die Wildschweine zu Dutzenden in den Gebüschen umher; man muß sie aber wohl von dem zahmen Rüsselvieh, unter dem sie sich herumtummeln, unterscheiden; denn schießt man den corsicanischen Hirten einen ihrer liebwerthen Schutzbefohlenen todt, so stürzen die Kerle bewaffnet bis an die Zähne aus ihren Gehölzen, die man dort Mâquis nennt, hervor, lassen sich die Bestie theuer bezahlen und lachen Einen hintendrein aus. Auch an Hirschen, Damhirschen, Fasanen und Feldhühnern ist dort großer Ueberfluß; vor allem Wild aber absonderlich ist der Mouflon oder der wilde Schafbock, der in Corsica's Gebirgen umherstreift, wie die Gemse und der Steinbock in den Alpen, ein prachtvolles und schmackhaftes Stück Wildpret, aber schwer zu treffen. Ich sage Ihnen, General, so ein Paar ellenlanger Widderhörner in Silber gefaßt, gäbe ein Cabinetstück für Ihre Geweih-Sammlung."

„Und die Leute dort?" fiel Miß Lydia ein.

„O, ein originelles, ein naturwüchsiges Volk, Bursche voll Muth und Feuer; denken Sie nur an Paschal-Paoli und Napoleon; die stammen ja von dort her. Freilich auch ein heißblütiges und rachsüchtiges Volk. Sie haben ja wohl von den dortigen Vendetten gehört? —"

„Vendetten? Vendetten! Ist das nicht eine Art von Blutrache, die sie unter einander ausüben, wenn einer ihrer Angehörigen getödtet wird? Es sollen auf diese Weise ganze Geschlechter ausgerottet worden sein, indem immer der nächste Verwandte verpflichtet war, den Mörder der Seinigen bis auf's Blut zu verfolgen!"

„Ganz recht, schöne Miß; so ein Stück Blutrache mit anzusehen, das wäre ein Abenteuer, und mit Ihrer kunstreichen Hand so ein Paar sonnverbrannter corsicanischer Banditengesichter in Ihr Album gezeichnet, das ließe

sich schon in der fashionabeln Welt zu London vorzeigen!"

„Wie weit ist's nach Corsica, Papa?"

„Wenn's gut geht, fahren wir in anderthalb Tagen hinüber; aber mein Kind, Du wirst doch nicht ...."

„Nach Corsica, mein Vater, unabänderlich nach Corsica!"

„Meinetwegen auch", sagte kopfschüttelnd der gute Alte. „Wir können, wenn es Dir Freude macht, auf etwa 14 Tage hinübergehen; aber bedenke, meine Tochter, in diesem wilden Lande findest Du nicht Deine gewohnten Bequemlichkeiten."

„Thut nichts!"

„Da mußt Du mehr reiten, als fahren."

„Thut nichts!"

„Da mußt Du oft unter freiem Himmel oder in einer elenden Hütte schlafen."

„Desto besser."

„Capitän, mit welcher Gelegenheit könnte man dorthin kommen?"

„Morgen geht die Goelette zurück, die mich hierher gebracht hat. Der Schiffspatron wohnt hier im Hause, eine Treppe höher."

Der General klingelte; ein Kellner erschien und erhielt den Befehl, bei dem corsicanischen Schiffscapitän anzufragen, ob er zu sprechen sei. Zwei Minuten darauf erschien der Abgesandte mit einem Bückling unter der Thüre und sagte: „In Nr. 8." Der Kriegsmann stieg die Treppe hinauf, meldete sich als Reisenden nach Corsica und miethete das Schiff für sich und seine Tochter allein. Zugleich machte er zur Bedingung, daß der Schiffscapitän, ehe er in den Hafen von Ajaccio einlaufe, die Küste der Insel umfahren müsse, damit man den Anblick der malerischen Gebirgshöhen von der See aus genießen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Gefrorene Eier werden in kaltes Wasser gelegt. Dieses zieht den Frost aus denselben, ohne ihnen einen faulen Geschmack zu geben.

Verschiedenes.

(Der unrasirte Bauer.) Amtmann. „Aber, Maierbauer, ich hätt' Ihm mehr Achtung vor dem Gerichte zugetraut, als daß Er unrasirt vor mir erscheint."

Bauer. „Euer Gnaden, Herr Amtmann, schau'ns, wie ich von z'Haus fort bin, hab' ich mir schon vom Bader den Bart abnehmen lassen, allein, erlauben's, verzeih'ns, ich kann wirklich nix dafür — aber ich hab' halt so lang d'raus warten müssen, bis ich vorkommen bin, daß er mir unterdessen wieder g'wachsen ist!"

(Ein Compliment.) „Onkel!" — „Was, Aennchen?" — „Ich weiß Etwas." — „So sag' mir's!" — „Nein!" — „Ja, dann geb' ich Dir einen neuen Kreuzer." — „Onkel, weißt Du was? Du siehst dem Mopserl so gleich." — „Unartiges Kind, wart, ich will Dir — —" — „O, ich meine ja blos im Gesicht!"

Charade.

Ein Friedensbote, leise athmend, sinket
Aus schönen Höhen mein erstes Silbenpaar,
Sein fürstlich Kleid in Gold und Purpur blinket,
Die dunkeln Locken schmücken Perlen klar,
Vom Rosenantlitz Engels Sanftmuth winket;
Es bietet Jedem freundlich Labung dar,
Und haucht nun recht vom dürftigem Gefieder
Den Kuß der Ruh' auf müde Augen nieder.

Die dritte Silbe, deutend Rang und Würde,
Die Großen unserer Erde herrlich schmückt,
Doch ist sie auch der beiden Ersten Zierde,
Wenn sie durch Blumenschmelz und Zweige blickt.
Einst führte sie ein Völkchen von der Hürde
Zum reinsten Heil, beseligt und entzückt,
Und wie sie wechselnd Schuld und Unschuld malet,
Im Aug' und Hainen auch die Silbe strahlet.

Das G[illegible] schwimmt in lichtdurchströmtem Bade,
Im süß[illegible] Glanz und zauberischem Duft,
Wenn aus des Bornes Tiefe die Najade
Der Flügelschlag erfrischter Kühlung ruft,
In Wiesen, Palmen flüstert die Cikade,
Die Lerche wirbelt in erquickter Luft;
Dann schwebt das Wort mit wundervoller Milde
Im himmlisch klaren, leuchtenden Gefilde.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 6. Donnerstag, den 13. Januar 1859.

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

5.

Einige Wochen waren bereits für Gretchen in melancholischer Einförmigkeit auf der Meierei vergangen, als sie endlich einen längst erwarteten Brief ihrer Freundin Emilie erhielt.

„Ich habe bisher, schrieb die Tochter des Bankiers, mein Versprechen, Dir zu schreiben und mein neues Leben zu schildern, nicht erfüllt, allein beschuldige mich deßhalb nicht der Gleichgültigkeit, mein liebes Gretchen, denn ich war seit den vier Wochen, die wir von einander getrennt sind, fortwährend in Gedanken bei Dir. In Mitte der egoistischen Welt, in der ich lebe, sind die Erinnerungen an unsere Vertraulichkeit, an unsere intime Freundschaft mein einziger Trost.

„Ich will Dir keine Kritik über diese Welt schreiben, denn vielleicht beurtheile ich sie falsch, jedenfalls aber ist sie eine andere als die unserer jugendlichen Träume.

„Du erinnerst Dich, daß ich schweren Herzens unser Institut verließ, daß mir bange war, in der Welt das Glück nicht zu finden, welches man mit sechszehn Jahren hofft, und leider, liebes Gretchen, haben mich meine Ahnungen nicht getäuscht.

„Statt ein freieres, unabhängigeres Leben zu finden, lebe ich in einer ärgeren, unerträglicheren Sclaverei als je. Ein unaufhörlicher Zwang lastet auf mir. Ich bin das Opfer von tausenderlei Pflichten, die man hier Vergnügungen nennt, mit welchen ich meine Stunden vergeuden, auf die ich meine Gedanken richten muß. Die eine Hälfte meiner Zeit muß ich vor meinem Spiegel verschwenden, um die andere in gehöriger Toilette bei langweiligen Diners und auf Bällen zu vertändeln.

„Ich sehe Dich lächeln, liebes Gretchen, Du kannst mich wegen solcher Leiden, die Du vielleicht nur eingebildete nennen wirst, nicht bedauern, und doch, meine Freundin, sind diese Leiden wirkliche und zwar sehr tief gefühlte. Die Vergnügungen, die uns so verführerisch erschienen, so lange wir sie von unserm Pensionate nur vom Hörensagen kannten, erregen jetzt in mir nur Ekel und Ueberdruß.

„Seit ich vom frühen Morgen bis spät in die Nacht in meine engen Kleider eingezwängt bin, macht mir selbst die geschmackvollste Toilette, die, so lange wir im Institute unsere grünen Merinokleider trugen, der Culminationspunkt unseres Glückes gewesen wäre, keine Freude mehr. Ich sehne mich darnach, einmal den ganzen Tag über im Negligée bleiben zu können; allein um mir eine solche Ungeheuerlichkeit erlauben zu dürfen, müßte ich bereits in den letzten Zügen liegen; so weit bin ich aber Gottlob noch nicht, obwohl ich manches Mal Beklemmungen auf der Brust fühle, ohne Zweifel die natürlichen Folgen meiner Schnürbrust, welche mir den Athem benimmt.

„Die Bälle, d. h. die Tanzgesellschaften, denn große Bälle werden wir erst im Winter haben, ermüden mich, ohne mich zu unterhalten. Anfangs machte mir das Tanzen Vergnügen; aber auch dies wurde mir verleidet, da meine Mutter mich immer über meine Haltung zu bereden hatte.

„Eine noch ärgere Tortur als die Bälle sind mir die großen Diners! Wenn ich so drei bis vier Stunden bei Tische sitzen muß, ohne zu sprechen und ohne zu essen, da ich keinen Appetit mehr habe, so bekomme ich Krämpfe und unterdrücke nur mit Mühe das Gähnen. Aber wehe mir, wenn dies meine Mutter bemerkt.

Dann erwartet mich nach dem Diner eine Strafpredigt, die mich um so bitterer kränkt, als solche Repriments leider fast die einzigen Worte sind, die ich von meiner Mutter zu hören bekomme, während mein Vater nie mit mir spricht.

„Diese Lieblosigkeit bringt mich zur Verzweiflung und es mag wohl hierin die eigentliche Ursache liegen, daß ich an den Vergnügungen der Welt keinen Geschmack finde. Könnte ich frohen Herzens bei denselben erscheinen, dann würde ohne Zweifel auch ich sie anziehend finden. Allein ich fühle mich unglücklich, und wohin ich komme, bin ich traurig und verstimmt.

„Nie haben meine Eltern ein freundliches Wort für mich, sie weisen jede Vertraulichkeit, mit welcher ich ihnen entgegenkomme, kalt zurück; will mein Herz voll kindlicher Liebe zum Herzen meiner Mutter sprechen, so schreckt ihre finstere Miene, schreckt ihr trockener Ernst mich stets zurück.

„Nur gegen die Welt zeigt sich meine Mutter liebenswürdig und gesprächig, sind wir aber allein beisammen, dann umwölkt sich ihre Stirne und sie versinkt in ein fast unheimliches Schweigen. Noch ärger fallen mir diese Gegensätze in dem Benehmen meines Vaters auf. Der glänzende, feine, artige Weltmann in den Salons, ist zu Hause, im tête à tête mit mir und meiner Mutter, eine mürrischer, reizbarer Tyrann! Ja, liebe Freundin, ich vertraue es Dir erröthend an, es kommt oft zwischen meinen Eltern zu häßlichen Scenen, bei denen meine arme Mutter furchtbar leidet.

„Um mich kümmert er sich so viel, als wäre ich nicht auf der Welt. Er kommt und geht, ohne mich zu grüßen, ja oft ohne mich nur zu sehen.

„Begreifst Du nun, mein Gretchen, daß ich trotz meiner Jugend, trotz meines Reichthumes, trotz des Glanzes, der mich umgibt, namenlos unglücklich bin? Erscheinen Dir nun die bittern Thränen gerechtfertigt, die ich auf meinem Zimmer, wenn ich alleine bin, weine?

„Und was ich Dir hier schrieb, ist nicht der hundertste Theil von Dem, was ich Dir zu sagen habe. Es ist mir daher ein Bedürfniß, Dich zu sehen. Wenn Du mich noch liebst, wenn ich Dir noch etwas bin, so komme, komm' und stehe mir bei mit Deinem Rathe, richte mich auf durch Deine Liebe, eile in die Arme Deiner unglücklichen Freundin

Emilie Roland."

Emiliens Brief machte auf Gretchen einen tiefen Eindruck. Sie verglich ihre Lage mit der ihrer Freundin, und verhehlte sich nicht, wie sündhaft es von ihr sei, über ihr Schicksal zu murren. Von ihren Eltern auf den Händen getragen, geliebt von Allen, die sie umgaben, war sie nicht tausendmal glücklicher als ihre Freundin? Und doch hatte sie sich im Stillen hinweggesehnt aus dem Kreise der Ihren, und hatte Emilie um Vergnügungen beneidet, die diese ihr nun als ein hohles, eitles Treiben schilderte! Die Langweile war es, welche die Wünsche nach einer andern Existenz in ihr wachgerufen hatte. Die Langweile also war die Ursache ihrer Leiden. Und sollte es dagegen kein Mittel geben, sollte keine Heilung ihres Uebels möglich sein? Diese Frage, die Gretchen in Folge des Briefes ihrer Freundin an sich selbst richtete, war dieselbe, mit der sich Herr Müller schon seit langer Zeit beschäftigte. Bisher vergebens bemüht, die Melancholie seiner Tochter durch alle möglichen Beweise von Liebe zu besiegen und ihr das Leben in Schalberg durch Aufmerksamkeiten aller Art zu verschönern, sagte er zu sich selbst: Nur die Sonne allein kann die Nebel zerstreuen, die sich in unfreundlichen Wolken auf der Stirne meiner Tochter zeigen; allein das Mädchen fürchtet ihre brennenden Strahlen; und doch wären ihr zwei Stunden beim Heuen auf der großen Wiese nützlicher, als alle Spitzen und Bänder, als all' der Flitter, den ich bisher ihr kaufte, um sie zu erheitern. Ich habe immer noch bemerkt, daß es im Innern heller wird, je dunkler die Sonne den Teint bräunt!

Und Herr Müller dachte nun ernstlich daran, sein Gretchen mit hinaus auf die Felder zu locken.

An dem Tage, wo sie den Brief von Emilie erhielt, war das Wetter herrlich. Das frischgemähte Grummet lag auf der Wiese und der Oeconom eröffnete bei Tische seinen Leuten, daß es noch vor Abend eingefahren werden müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen stand das Schiff segelfertig im Hafen und ein erfrischender Nordwind spielte lustig in der Trikolore der weithin flatternden Wimpel. Als der General mit seiner Tochter die Straße Canebiere entlang dem Orte der Abfahrt zuging, trat ihm der Schiffscapitän mit der Bitte entgegen, er möge doch erlauben, daß noch ein Reisender mit an Bord gehe. „Es ist ein Verwandter von mir", fügte er hinzu, „mein Neffe, ein wackerer Junge, Soldat und Officier im Schützenregiment zu Fuß."

„Ein Infanterieofficier?" fragte Miß Lydia in englischer Sprache, indem sich ihr fein geformtes Näschen in einem merklichen Rümpfen schnippisch verzog. Ihr Vater hätte nämlich in der Cavallerie gedient und darum fanden nur Cavalleristen vor ihren Augen Gnade. „Ein Infanterieofficier, vielleicht ein Mensch ohne feine Bildung, der die Seekrankheit bekommen und uns die Freude der Ueberfahrt verderben wird."

Der Schiffscapitän Matei verstand zwar kein Wort englisch, errieth aber doch mit einem Blick aus der Miene der schönen Lydia ihre zarte Besorgniß. Er erging sich deßwegen auf's Neue in Lobeserhebungen über seinen Verwandten und setzte endlich mit leuchtenden Augen hinzu: „Meines Bruders Sohn ist ein Mann comme il faut, stammt aus einer Korporal-Familie und wird nicht im Geringsten geniren, da er sich mit einer entlegenen Ecke begnügen wird."

Der General und seine Tochter fanden es sonderbar, daß es in Korsika Familien gebe, in denen die Korporalschaft auf den Sohn forterbe; aber in der Meinung, es handle sich nur um einen schlichten Korporal der Infanterie, zogen sie daraus den Schluß, daß der fragliche Reisegefährte irgend ein armer Teufel sei, den der Kapitän um einen Gotteslohn mitnehme, und waren froh, daß es kein Officier höhern Ranges war, dem sie doch einige Rücksicht schuldig gewesen wären.

„Ist Euer Vetter der Seekrankheit unterworfen?" fragte Miß Lydia mit zurückgeworfenem Köpfchen.

„Niemals, schöne Signoretta; er ist felsenfest zu Wasser und zu Lande."

„Nun, da mag er bleiben," nickte sie gnädig.

Mit diesen Worten näherten sie sich dem Hafen und fanden hier, nahe bei der Jolle des Kapitäns, einen hochgewachsenen jungen Mann in blauem, bis an das Kinn zugeknöpften Oberrock, mit etwas bräunlichem Gesichte, schwarzen, lebhaften Augen und freimüthigem, geistvollem Ausdruck. An der Art, wie er seine Schultern und seinen wohlgepflegten Schnurrbart strich, erkannte man auf den ersten Blick den Soldaten. Als er den General erblickte, nahm er mit feinem Anstande seine Mütze ab und dankte ohne die geringste Verlegenheit mit wohlgewählten Worten für die Gefälligkeit, die ihm dieser erwiesen hatte.

„Schon gut! — war mir angenehm, Ihnen nützlich zu sein," sagte der General und bestieg die Jolle.

„Er macht wenig Umstände, Euer Engländer," flüsterte der junge Mann ganz leise auf Italienisch seinem Oheim zu.

Dieser legte seinen Zeigefinger unter das linke Auge und verzog seine beiden Mundwinkel, wie wenn er sagen wollte, daß es mit dem Alten nicht ganz richtig im Kopfe sei. Der junge Mann lächelte, berührte seiner Seits mit dem Zeigefinger die Stirn und gab dadurch zu verstehen, daß ja alle Engländer einen Querstrich in der Gehirnkammer hätten. Hierauf setzte er sich an die Seite des Schiffsherrn und betrachtete aufmerksam, jedoch in aller Bescheidenheit, seine schöne Reisegefährtin.

„Haben doch alle eine gute Haltung, die französischen Soldaten," sagte der General auf Englisch zu seiner Tochter; „aus jedem Zolle könnte man einen Officier machen."

„Papa, fragen Sie ihn doch einmal," erwiderte diese, „ob die Korsen ihren Bonaparte lieben."

Ehe noch der General die Frage übersetzt hatte, antwortete der junge Mann in gutem Englisch: „Sie wissen, Signora, daß kein Prophet etwas in seinem Vaterlande gilt. Wir Landsleute lieben ihn vielleicht weniger, als die Franzosen. Was mich betrifft, so liebe und bewundere ich ihn, obgleich meine Familie einst in Fehde mit der seinigen lebte."

Obwohl ein wenig verdutzt über das gute Englisch und den entschiedenen Ton seiner Rede, konnte sich doch Miß Lydia eines leichten Lächelns nicht erwehren, wenn sie bedachte, daß eine persönliche Feindschaft zwischen einem Korporal und einem Kaiser stattgefunden haben sollte.

„Wart Ihr bei Waterloo mit?" fuhr der General fort.

„Leider war dies mein einziger Feldzug."

„Nun, er zählt doppelt."

Der junge Korse preßte die Lippen zusammen.

„Habt Ihr vielleicht das Englische als Gefangener in England gelernt?"

„Nein, General; mich hat ein Gefangener Ihrer Nation in Frankreich unterrichtet. Signoretta," fuhr er fort, „mein Oheim hat mir gesagt, daß Sie aus Italien kommen. Sie sprechen ohne Zweifel das reine Toskanische. Würden Sie auch wohl unsern korsischen Dialekt verstehen?"

„Meine Tochter versteht alle Dialekte," antwortete der General selbstgefällig.

„Nun, da werden Sie auch," fuhr der junge Mann, an die Tochter gewendet, fort, „folgende Verse aus einem unserer Volkslieder verstehen. Es ist ein Schäfer, der zu seiner Schäferin spricht:

„Und trät' ich ein in's Paradies
Und fände Dich nicht d'rin,
Verließ ich selbst den heiligen Ort;
Denn ach, mein Himmel wär' nicht dort!"

Die junge Dame fand die Anspielung etwas kühn und noch mehr den Feuerblick, der sie begleitete; betroffen erröthend antwortete sie: „Capisco!"

„Nun, und Sie gehen jetzt auf Urlaub in Ihre Heimath?" fragte Sir Grant.

„Nein, General. Man hat mich auf halben Sold gesetzt, wahrscheinlich weil ich bei Waterloo mitgefochten habe und ein Landsmann Napoleons bin. Ich gehe heim, „ohne Hoffnung, ohne Geld . . ." wie es in dem alten Liede heißt."

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

So viel Hochsinn du in dir trägst,
So viel du Adel selber hegst,
So viel wirst Andern du vertrauen,
Auf Hochsinn, Adel, Tugend bauen.
Denn messen kann der Mensch ja nur
An seiner eigenen Natur.

Verschiedenes.

Ein originelles Zeugniß für den Segen des Sonntags hat ein reicher Fuhrwerksbesitzer in Dublin, Bianconi, abgelegt (er besitzt 67 Fuhrwerke mit 900 Pferden). Bianconi sagt aus, er habe durch die Erfahrung erkannt, daß er ein Pferd besser 6 Tage lang je 8 Meilen, als 7 Tage lang je 6 Meilen benutzen könne und so gewinne er durch die Beobachtung des Ruhetages 13 Procent. Uebrigens ist die gleiche Thatsache schon früher aus Amerika berichtet, wo bei langgestreckten Reisen zu Pferd Reiter, die den Sonntag ruhten, eher an's Ziel kamen, als die rastlos ritten.

(Geld und Durst.) Geld und Durst machen zusammen Geldurst, und das ist ein Durst, den kein Geld zu löschen im Stande ist, wenn man auch noch so viel nimmt. Es gibt Menschen, die oft nur deßhalb nie Geld haben, weil sie beständig Durst haben, und wenn sie auch Geld haben, so vergeht ihnen wohl bald das Geld, aber nicht der Durst, besonders wenn sie viel Wein trinken. Es gibt Menschen, die liebedurstig sind und sich in Liebe berauschen; denen ist zu helfen: sie dürfen nur heirathen, so vergeht ihnen bald der Rausch, mit dem Rausche die Liebe und der Durst nach Liebe, und sie führen als Eheleute ein sehr nüchternes Leben, besonders wenn die Ehefrau das Geld unter sich hat.

Auflösung der Charade in Nro. 5:
Abendstern.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 7. Samstag, den 15. Januar **1859.**

Etwas an die Mütter.

Mein ganzes Leben habe
Die Kleinen ich geliebt,
Sie sind die höchste Gabe,
Die uns der Himmel gibt;
Ich lieb' sie heut nicht minder,
Dies fühlt mein Herz so schwer,
Denn ach, die jetz'gen Kinder
Sind keine Kinder mehr!

Sind all' so wohl gerathen
Und wissen Antwort gleich.
Sind auch an Redensarten
Schon wie die Alten reich.
Sind gar so artig, zierlich,
Wie Große im Verkehr,
Ach, die gar so manierlich,
Sind keine Kinder mehr!

Die heitern, frohen Spiele
In unbefang'ner Lust,
Sie flieh'n am letzten Ziele
Und schwinden unbewußt.
Die Kleidchen sind zu prächtig
Zu Sprüngen kreuz und quer.
Drum geh'n sie so bedächtig,
Sind keine Kinder mehr!

Die Knaben mit den Stöckchen
Geberden sich so steif,
Die Mädchen in den Röckchen
Die drehen sich im Reif.
Der bunte Schmuck der Kleider
Wird einzig ihr Begehr;
Die Ziergestalten leider
Sind keine Kinder mehr! —

Es stört der Putz und Flieder
Den ächten Kindersinn,
Die Zeit kehrt nimmer wieder
Und nimmt das Glück dahin.
Wie tief ist zu beklagen
Die Kindheit, freudenleer,
Denn wie in unsern Tagen
Sind keine Kinder mehr! —

Wollt' euch der Herr vereinen,
Wie er es einst gethan,
Er sähe jetzt die Kleinen
Für keine Kinder an;
Er würd' euch so nicht lieben,
Nicht rufen zu sich her.
Nur klein seid ihr geblieben,
Doch keine Kinder mehr.

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

Ihr werdet alle dabei sein, sagte Müller, denn die trockene Witterung wird nicht mehr lange währen. Der Wind kommt von Süden und bringt uns morgen Regen, — Susanna, Lieschen und Marie, ihr nehmt eure Rechen! der alte Thierauf wird heute Nachmittag seine Gemüser allein wachsen lassen und uns begleiten, auch der Ziegentoni muß mit, denn wir werden alle zusammen noch immer nicht zu viel sein, um mit der Arbeit bis Sonnenuntergang fertig zu werden. — Und Du, mein Gretchen, fuhr er freundlich fort, wirst Du uns nicht Gesellschaft leisten? Wir gehen auf die hübsche Wiese, an deren Rand die großen Nußbäume stehen. Unter deren Schatten kannst Du uns zusehen, dann setzen wir uns zu Dir, um das Vesperbrod zu verzehren. Die Mutter bringt uns Brod, Butter und Käse; nicht wahr, Frau? Auf! Gretchen, komm', nimm Deinen

Strohhut, — ich thu es nicht anders, Du mußt heute mit!

Der kleine Toni beeilte sich, den großen Hut des Mädchens zu holen; Frau Müller setzte ihn selbst der Tochter auf und band ihr unter dem Kinn wie einem kleinen Kinde die Bänder; die Knechte nahmen die Heugabeln, die Mägde die Rechen, dann wurden die kräftigen Ochsen an den Wagen gespannt, und fort ging's nun auf die Wiese.

In einer halben Stunde war man an Ort und Stelle.

Gretchen setzte sich unter dem dichten Schatten der Bäume nieder, während ihr Vater, nachdem er seine Jacke herunter gethan und seine Hemdärmel bis unter die Achseln hinaufgestülpt hatte, mit den Knechten und Mägden sich eifrig an die Arbeit machte.

Alles war thätig und dabei voll Frohsinn und Heiterkeit, denn Herr Müller sah es gerne, wenn muntere Scherze die Arbeit würzten. Er liebte freundliche Gesichter, hörte gerne ein lustiges Lachen und hinderte daher seine Leute nicht, wenn sie sich muthwillige Neckereien erlaubten und z. B., wie es eben jetzt geschah, mit Blumen und Heu bewarfen. Am ausgelassesten war dies Mal Toni; er schlug Räder auf dem weichen Rasen, sprang über das aufgehäufte Grummet und trieb es endlich so bunt, daß die kräftige Susanne, der er mit einer Brennessel über den Arm gefahren war, ihn mit einer wilden Rebe, die sie aus der nächsten Hecke herausriß, scherzend an Händen und Füßen band. Toni wehrte sich aus Leibeskräften, bis Gretchen sich seiner annahm und ihm seine Fesseln löste. Dann ergriff sie die Heugabel des Knaben und that, um, wie sie sagte, ihn für das, was er ausgestanden hatte, zu entschädigen, seine Arbeit, und zwar mit einem Eifer und einer Geschicklichkeit, daß sich Alles verwundert um sie herumstellte und ihr mit wahrem Vergnügen zusah.

Bravo! Bravo! mein Gretchen, rief Herr Müller, hat man Dir im Institute denn auch das Heuen gelehrt? Du machst ja Deine Sache ganz ausgezeichnet! — Seht nur, seht nur! Ist es nicht zum Erstaunen, wie kräftig sie's anpackt? — So, wenn Du mithilfst, werden wir ja um eine Stunde früher fertig!

Der gesunde Geruch des Grummets, die balsamische erfrischende Luft des Herbstes berauschten das Mädchen. Sie fühlte sich voll Kraft, voll Leben, sie war wie neugeboren. Der Einfluß der Natur hatte endlich bei ihr durchgedrungen; sie überzeugte sich, daß man hier am Lande auch glücklich sein könne, wenn man sich nur in die Verhältnisse zu schicken, wenn man nur den rechten Weg einzuschlagen wußte, um zur inneren Ruhe und Zufriedenheit zu gelangen.

Wie durch einen Zauber fühlte sie sich zur größern Thätigkeit getrieben. Da die Arbeit mit der Heugabel ihren noch nicht daran gewöhnten Armen zu schwer wurde, so nahm sie den Rechen, den sie nun mit nicht minderer Geschicklichkeit zu handhaben wußte. Sie war so eifrig, daß sie ihre Mutter nicht bemerkte, die inzwischen das Vesperbrod gebracht hatte und nun auf's Freudigste erstaunt hinter ihr stand. Aber besorgt, daß sich ihr Gretchen zu sehr erhitze, schlich sich Frau Müller bis zu ihr hin, umschlang von rückwärts ihre Taille und gab der sich rasch Umblickenden auf ächt bäurisch, aber um so herzlicher, einen schallenden Kuß.

Alles folgte dann der Mutter, die es nicht litt, daß ihr Gretchen noch mehr arbeite, unter den Schatten der Nußbäume, wo mit dem Appetite, welchen körperliche Bewegung gibt, der frugale, aber wohlschmeckende Imbiß verzehrt wurde, den die sorgsame Hausfrau mitgebracht hatte.

Nachdem das Vesperbrod gegessen war, zog Frau Müller ihr Gestrick heraus, während Gretchen, um von der ungewohnten Anstrengung auszuruhen, auf ausdrückliches Verlangen ihrer Mutter sich neben sie setzte und mit heiterem Gesichte ihrem Vater und den Uebrigen nachsah, die nun wieder an die Arbeit gingen, um den Wagen zu laden.

Der Abend war herrlich; kein Lüftchen strich über die Erde, die mit dem purpurnen Glanze der untergehenden Sonne übergossen, in feierlicher Ruhe dalag. Die Gruppe der mit dem Aufladen des Grummets Beschäftigten erhöhte den Reiz des Bildes, auf welchem sich jede Gestalt in scharfen Contouren als eine das Ganze belebende Staffage vom wolkenlosen Horizonte abhob.

(Fortsetzung folgt.)

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Der General griff in die Tasche, zog ein Goldstück hervor und sann nach einer passenden Phrase, um es sanft in die Hand seines unglücklichen Reisegefährten gleiten zu lassen. „So haben sie mir's auch gemacht", sagte er herablassend und gemüthlich. „Auch ich stehe auf halbem Solde; aber bei Eurem schmalen Gehalte könnt Ihr Euch ja nicht einmal Tabak kaufen. Da, Korporal!" — und er wollte das Goldstück in die geschlossene, auf den Rand der Jolle gestützte Hand des jungen Mannes drücken.

Der Corse erröthete, biß sich in die Lippen und hatte gute Lust, dem Engländer mit einer wüthenden Grobheit zu antworten, plötzlich aber besann er sich und brach in ein lautes Gelächter aus. Der General hielt seine Guinee in der Hand und starrte ihn an.

„Herr", sprach der junge Soldat in ernstem Tone, „erlauben Sie mir, Ihnen zwei gute Lehren zu geben, die Ihnen in Corsica nützlich werden können; für's Erste bieten Sie nie einem Corsen Geld an, denn es könnte leicht geschehen, daß er so unhöflich wäre, es Ihnen an den Kopf zu werfen. Für's Zweite geben Sie gefälligst den Leuten keine Titel, die sie nicht begehren. Sie nennen mich Korporal und ich bin Lieutenant, kein großer Unterschied allerdings, aber . . . ."

„Lieutenant", rief Sir James, „Lieutenant! Der Patron hat mir doch gesagt, daß Sie Korporal seien, Sie und Ihr Vater und alle männlichen Descendenten Ihrer Familie."

Bei diesen Worten fielen die Lachmuskeln des jungen Officiers in neue Bewegung und zwar mit so viel Anmuth und Laune, daß der Schiffspatron und seine zwei Matrosen in schallendem Chore einstimmten.

„Verzeihen Sie, General", sagte er endlich; „aber das Qui pro quo ist gar zu schön und ich hab es jetzt erst verstanden. Unsere Familie zählt freilich Korporale unter ihren Ahnen; aber unsere corsischen Korporale haben niemals Achsel-Schnüre auf ihren Kleidern getragen. Im Jahr der Gnade 1100 haben einige Gemeinden im Gebirge gegen die Tyrannei ihrer Gutsherrn sich aufgelehnt und sich Führer gewählt, die sie Korporale nannten. Auf unserer Insel halten wir etwas darauf, von einem solchen Tribun abzustammen."

„Bitte um Verzeihung, mein Herr", rief der Engländer, „bitte tausend Mal um Verzeihung. Sie werden doch nicht glauben, daß ich mit Verachtung . . . . ."

„Nein", rief der junge Mann, indem er die dargebotene Hand des Generals kräftig schüttelte. „Im Gegentheil, Sie bestrafen meinen kleinen Hochmuth mit großmüthiger Güte. Da mein Onkel Matei mich so schlecht bei Ihnen vorgestellt hat, so erlauben Sie mir, daß ich mich nun selbst vorstelle. Ich heiße Orso della Rebbia, bin Lieutenant auf halbem Solde und werde mich glücklich schätzen, wenn ich Sie bei Ihren Jagdpartien in Corsica, die Sie, wie ich aus Ihren zwei schönen Hunden schließe, dort vornehmen wollen, in unsere Berg- und Waldreviere einführen kann."

In diesem Augenblicke erreichte die Jolle die Goëlette. Der Lieutenant bot der schönen Miß Lydia den Arm und half dann dem Alten auf den Steg, der an Bord führte. Hier rieb sich der General wiederholt die Stirn und sann hin und her, wie er seine Unart gegen einen so artigen Mann gut machen könne, dessen Abkunft bis in's Jahr 1100 hinaufreiche. Endlich kam er auf den Gedanken ihn zu Tische einzuladen und that es, ohne die Zustimmung seiner Tochter einzuholen. Diese runzelte freilich ein wenig ihr Stirnchen, tröstete sich aber doch damit, daß sie nun wußte, was ein corsischer Korporal sei; ja sie läugnete sich sogar nicht ab, daß der junge Mensch einen ganz eigenthümlichen, aristokratischen Anstrich habe, der ihm nicht übel anstehe. Nur meinte sie, er wäre doch ein Bischen zu frei und fröhlich für einen Romanhelden.

„Lieutenant della Rebbia", sagte der General, indem er ihm auf englische Weise ein Glas Madeira zutrank, „ich habe in Spanien viele Ihrer Landsleute gesehen; besonders hat uns bei Vittoria ein Bataillon Scharfschützen stark zugesetzt, die aus den Hecken und Gärten hervor ein Feuer unterhielten, das uns viele Leute und Pferde kostete. Ich sehe die Kerle — verzeihen Sie, ich wollte sagen diese braven Männer — noch, wie sie mit ihren pulverschwarzen Gesichtern, nachdem sie unsere Dragoner zurückgeschlagen, mit hellem Hohngelächter hervor auf die Ebene traten und ein Viereck

schlossen. Mitten in diesem hielt ein Officier auf einem kleinen schwarzen Pferde, hart neben dem Adler, und rauchte eine Cigarre, wie wenn er in einem Kaffehause säße. „Den soll aber auch . . . . ." dachte ich und ließ meine Dragoner noch ein Mal linksum machen und angreifen. Alle Wetter, der Satan bleibt ruhig, wie wenn's ihn nichts anginge, und läßt sogar noch die Feldmusik aufspielen! Wir reiten an, wir kommen bis auf fünfzehn Schritte vor's Viereck. Noch ist kein Schuß gefallen; wir sprengen weiter und auf Einmal empfängt uns ein Höllenfeuer aus den Büchsen der schwarzen Teufel, daß uns Hören und Sehen verging. Als der Rauch sich verzogen hatte, sehe ich die Corsen dicht vor uns mit dem Bayonnette an den Nasen unserer Pferde, fest wie eine Mauer, und in ihrer Mitte immer noch ihren Officier mit der Cigarre im Munde. Wüthend gebe ich meinem Pferde die Sporen und will mit Gewalt einbrechen, da höre ich seine Stimme: „Al capello bianco", ich trug nämlich einen weißen Federbusch. Mehr hörte ich nicht, denn eine Kugel durchflog meine Brust und ich lag am Boden. Ja, das war ein schönes Bataillon, Herr della Rebbia, das erste vom 18. leichten Infanterie-Regiment, lauter Corsen."

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Nicht in den Außendingen steckt
Hoch oder Tief, Rein und Befleckt;
Ein hoch Gemüth sieht nirgend Niedriges.
Ein reiner Sinn erkennt kein Widriges.
Ist in dir nur die Poesie,
Triffst du sie allwärts oder nie.

Verschiedenes.

Vor einigen Tagen erzählte Fürst R. in einer Berliner Gesellschaft folgenden Zug aus der Kinderwelt, den ihm Jacob Grimm selbst mitgetheilt hatte. Ein Mädchen von etwa acht Jahren, dem Aeußeren und der Sprache nach einer gebildeten Familie angehörend, schellte vor Kurzem an der Thür, die zu Grimms Wohnung führt, und sagte der Dienerin, sie wünsche den Herrn Professor zu sprechen. Man glaubte, die Kleine wolle eine Bestellung ausrichten, und führte sie in das Cabinet des Gelehrten, der sie freundlich empfing und nach ihrem Begehr fragte. Sie sah ihn mit ernsten Augen an und sagte: „Bist Du es, der die schönen Märchen geschrieben hat?" — „Ja, mein Kind", antwortete Grimm, „mein Bruder und ich, wir haben die Hausmärchen geschrieben." — „Dann hast Du auch wohl das Märchen vom klugen Schneiderlein geschrieben, wo es am Ende heißt: Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Thaler?" — „Auch das." — „Nun sieh, die Geschichte glaube ich nicht, denn ein Schneider wird nimmer eine Prinzessin heirathen. Den Thaler kann ich Dir aber nicht gleich geben; hier hast Du vorerst einen Groschen, das Uebrige werde ich nach und nach zahlen." Mann kann sich Grimm's heitere Ueberraschung denken. Er erkundigte sich nach dem Namen des gewissenhaften Kindes und trug Sorge, daß es wohlbehalten seinen Eltern zugeführt wurde.

Logogryph.

Das Erste ruf' ich aus
Bei der Empfindung Schmerzen,
Wenn fühlend mir geht nah'
Der Kummer edler Herzen;
Das Zweit', auch Buchstab' nur,
Steigt oft aus unserer Brust,
Sowohl in Freud', als Leid,
In froher Lebenslust.
Das Dritte findest du in Ulm
Und andern Städten,
Bezeichnet auch kein Ding,
Doch ist es ganz von Nöthen,
Wenn du erklären willst
Die Lieb' dem schönen Kind,
Und nennen willst es so,
Wie Mädchen gerne sind.
Setz' noch ein f hinzu,
Du hast sodann das Ganze,
Vor dem du fliehen wirst,
Auch selbst beim Sonnenglanze.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 8. Dienstag, den 18. Januar **1859**

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

Gretchen bewunderte mit Enthusiasmus die Schönheit der Natur, die ihren mächtigen Zauber, so wie es ihr Vater gehofft hatte, nun mit vollster Kraft auf sie übte. Sie dachte wieder an ihre Freundin; auch jetzt sehnte sie sich nach ihr; aber nicht in D., sondern hier auf dem Lande hätte sie mit ihr zusammen sein mögen. Ja, liebe Emilie, dachte sie bei sich selbst, Du hattest Recht, als Du am Vorabend von unserer Trennung sagtest, daß Du mein Leben mitten unter Blumen und Sonnenschein in Gottes freier Natur nicht für ein so trauriges halten könnest, und ich war eine unvernünftige Thörin, bisher vor ihren Reizen meine Augen geschlossen und mich nach dem Städteleben gesehnt zu haben. — „Mir ist," fuhr sie dann laut fort, indem sie ihren Kopf auf die Schulter der treuen Mutter legte, „als habe sich eine Rinde von meinem Herzen abgelöst, denn es war bisher unempfänglich für alles Schöne, was mich umgibt; jetzt aber erwärmen die Strahlen der Sonne mein Inneres, ein neues Leben erwacht in mir. Ja, liebe Mutter, ich fühle es, das Glück, die Zufriedenheit, die Ruhe, Güter, denen ich immer fremd zu bleiben glaubte, ziehen in mir ein, und ihr habt nun euer Gretchen, wie ihr es wünscht."

„Siehst Du, mein gutes Kind, was ich Dir immer sagte," entgegnete Frau Müller: „Arbeiten macht frisch und munter, arbeiten macht Körper und Geist gesund; dies hast Du nun an Dir selbst erfahren, und ich bin überzeugt, daß Du uns von nun an nicht mehr mit Deiner Melancholie betrüben wirst."

Gretchen umarmte ihre Mutter und leistete so eine stillschweigende Abbitte für den Kummer, den sie ihr und dem Vater durch ihr verstimmtes Wesen verursacht hatte, dann aber erhoben sich Beide, denn der Wagen war inzwischen hoch aufgeladen, und man schickte sich zum Aufbruche an.

Auch Herr Müller umarmte sein Gretchen, gleichsam als wolle er ihr danken für die unendliche Freude, die er ihr gemacht hatte. Das junge Mädchen erwiderte diese Umarmung zum ersten Male seit ihrer Rückkunft aus dem Institute mit wahrhaft frohem und glücklichem Herzen. Dann reichte sie den Mägden freundlich die Hand.

„Ihr sollt von nun an in mir," sagte sie, „eine tüchtige Vorarbeiterin finden, und nun setzt mich hinauf auf den Wagen und fahrt mich im Triumphe nach Hause, denn ihr habt meinen Mißmuth, habt meine Trägheit besiegt!"

Eh' sie sich's versah, hatte Herr Müller mit seinen kräftigen Armen ihren Wunsch unter dem weithin erschallenden Jubel der Knechte und Mägde erfüllt; und so fuhr Gretchen Müller, ausgesöhnt mit dem Leben am Lande, auf dem Ochsenwagen zurück in die Meierei.

6.

Ungefähr 8 Tage nach dieser glücklichen Metamorphose in den Gesinnungen des jungen Mädchens brachte der Dorfbote zwei Briefe in die Meierei.

Der eine war aus D. von Emilie Roland an Gretchen, der andere aus London von Joseph Müller an seinen Vater.

Im ersteren zeigte Emilie ihrer Freundin an, daß sie demnächst das Glück haben werde, sie wieder zu sehen.

Gretchen hatte nämlich in Erwiderung des

ersten Briefes, den sie von Emilie erhalten, diese dringend gebeten, zu ihr auf's Land zu kommen.

„Du forderst mich auf, nach D. zu kommen," hatte sie ihrer Freundin geschrieben: „was soll ich aber dort machen? Ich bin schon zu sehr Bäuerin geworden, um mich in Deine vergoldeten Salons zu wagen. Komme Du lieber zu mir, wo wir uns in aller Freiheit bewegen können, wo uns Niemand in unserer Liebe, Niemand in dem Austausche unserer Gedanken stört!"

Madame Roland hatte ihre Einwilligung gegeben und eine Dame ihrer Bekanntschaft, die nach Rudolstadt reiste, gebeten, Emilie bis dorthin unter ihre Obhut zu nehmen. Von Rudolstadt aus, wohin Emilie ihre Freundin auf den kommenden Sonntag bestellte, um sich von ihr abholen zu lassen, sollte die ungefähr 6 Poststunden betragende Wegstrecke nach Schalberg im Char-à-banc des Herrn Müller zurückgelegt werden.

Der andere Brief setzte die Familie in Kenntniß, daß Joseph die Musteröconomie in der Grafschaft Cornwallis verlassen und überhaupt seine Studien der englischen Landwirthschaft vollendet habe, und daß er nun en passant sich in London zur Besichtigung aller Merkwürdigkeiten ein paar Wochen aufhalten und dann in sein liebes Thüringen zurückkehren werde.

Beide Briefe, insbesondere natürlich letzterer, erregten im Hause des Herrn Müller die größte Freude. Die Hoffnung auf die baldige Wiederkehr ihres geliebten Sohnes vervollständigte das Glück der liebevollen Eltern, während Gretchen, die ihren Bruder schon seit mehreren Jahren nicht mehr gesehen hatte, kaum die Zeit seiner Ankunft erwarten konnte.

Herr Müller dachte mit Vergnügen daran, in seinem Sohne eine kräftige Stütze zu bekommen. Er lächelte wohl ein wenig, wenn er an die neuen Methoden, an die den Engländern abgelernten Kunstgriffe dachte, von welchen Joseph geschrieben hatte, denn er hatte überhaupt kein besonderes Vertrauen zu diesen Insulanern, wie er Albions stolze Söhne nannte, die mit nichts zu befriedigen seien und dem Boden am Ende noch mittelst Dampfkraft seine Erzeugnisse entreißen möchten; allein wenn er auch so Manches bespöttelte, indem er der Ansicht war, daß der liebe Gott durch seinen Segen am besten den Wachsthum zu fördern verstehe, so verhehlte er sich doch nicht, daß auch in der Landwirthschaft ein Fortschritt möglich sei, und er war viel zu intelligent, um sich der Einführung des Praktischen und wirklich Nützlichen widersetzen zu wollen.

Es versteht sich von selbst, daß sowohl für den Sohn wie für Gretchens Freundin im Hause des Herrn Müller ein würdiger Empfang vorbereitet wurde.

Mutter und Tochter durchstöberten mit Susanna das ganze Haus. Hier wurden die Möbel mit frischen weißen Houssen überzogen, dort neue Vorhänge aufgemacht, kurz Alles geputzt und gesäubert.

Die Einrichtung, die der verständige Deconom in den Zimmern seines Hauses hatte, war nicht glänzend. Er machte hierin eine löbliche Ausnahme von Vielen seines Gleichen, die Sammt und Seide für unbedingte Nothwendigkeiten zur Verschönerung ihrer Existenz halten, und sah mehr auf Solidität als auf Eleganz. Trotzdem wußte Gretchen Alles in ein so vortheilhaftes Licht zu stellen, daß das ganze Haus in seinem Innern ein äußerst comfortables Aussehen erhielt, und daß Frau Müller nicht genug den guten Geschmack ihres Gretchens bewundern konnte, die sie eine kleine Hexe nannte, welche den Meierhof in ein Lustschlößchen zu verwandeln wisse.

Als sie an das Zimmer Josephs kamen, welches unverändert geblieben war, wie der junge Mann es verlassen hatte, wollte Frau Müller einige Veränderungen in demselben vornehmen.

Gretchen aber gab es nicht zu.

„Nein," sagte sie, „es wird nichts verändert. Mein Bruder muß sein Nest so wieder finden, wie er es verließ. Er wird sich nur um so heimischer fühlen, wenn er alle alten, bekannten Gegenstände wieder findet, an die sich für ihn ohne Zweifel tausend kleine Erinnerungen knüpfen.

Die verständige Mutter gab ihrer verständigen Tochter nach, denn sie verkannte nicht das zarte Gefühl, welches Gretchen auf diese Idee brachte. Somit blieb hier Alles beim Alten und man schritt nun zur Wahl eines Zimmers für Emilie.

(Fortsetzung folgt.)

Leonissa.

(Fortsetzung.)

„Ja", sagte Orso mit düsterm Blicke; „diese Orsen deckten damals den Rückzug und brachten ihren Adler zurück; aber zwei Drittheile schlafen in der Ebene von Vittoria."

„Wüßten Sie vielleicht zufällig den Namen ihres Führers?"

„Es war mein Vater; er war damals Major und stieg an diesem Tage zum Oberst."

„Ihr Vater? Wahrhaftig ein Ehrenmann! Werde ich ihn sehen? Lebt er noch?"

„Nein, General", sagte der junge Mann erblassend.

„War er bei Waterloo?"

„Ja, aber er war nicht so glücklich, auf diesem Felde zu fallen: er starb vor zwei Jahren in Corsica — — — Aber mein Gott, wie schön ist dieses Meer. Zehn Jahre habe ich's nicht mehr gesehen. Finden Sie nicht, Signorina, daß das Mittelmeer schöner als das atlantische ist?"

„Ich finde es zu blau . . und die Wellen schlagen mir nicht hoch genug", erwiderte Lydia gähnend. „Verzeihen Sie, Vater, ich habe ein wenig Kopfweh und will in das Zimmer hinab."

Sie küßte den Alten auf die Stirne, verneigte sich steif und stolz vor Orso und verschwand. Die beiden Männer blieben sitzen und sprachen von Jagd und Krieg, bis es dunkelte.

Die Nacht war prachtvoll. Kein Wölkchen trübte den reinen, tiefblauen Himmel, aus welchem der aufgegangene Vollmond einen langen zitternden Silberstreifen herab auf die Wellen goß, auf denen das Schiff, von einem erfrischenden Lüftchen getrieben, sanft dahinglitt. Der General war schlafen gegangen; seine poetische Tochter aber, die keine Lust zu schlafen hatte, warf einen Pelzmantel um und begab sich in Begleitung ihres Kammermädchens auf das Verdeck, wo sie ungestört von der lästigen Gegenwart des prosaischen Fremden sich in ihren romantischen Empfindungen zu schaukeln gedachte. Niemand befand sich oben, als ein Matrose, der am Steuer saß und mit eintöniger, hohler Stimme ein korsikanisches Lied summte. Miß Lydia horchte; die fremdartigen, klagenden Töne in der Stille der Nacht hatten für sie etwas Anziehendes, Wundersames, und noch mehr der Inhalt der von ihr nur halb verstandenen Verse:

„Erschlagen liegt er in finsterer Nacht,
Gebettet in sein Blut,
Der Adler, der einst in donnernder Schlacht
Gekämpft mit Heldenmuth.

Noch wandelt am Tage der Mörder umher,
Der Dich und die Deinen verhöhnt.
O Adler, gibt's keinen Rächer mehr,
Der Deinen Schatten versöhnt?" —

Der Matrose hielt plötzlich inne.

„Warum singst Du nicht weiter, mein Freund?" fragte Miß Grant.

Der Seemann blinzelte bedeutungsvoll mit den Augen auf eine Gestalt hin, die eben aus dem untern Schiffsraume stieg. Es war der Lieutenant Orso.

„So singe doch Dein Lied zu Ende! es macht mir viel Vergnügen."

Der Matrose neigte sich gegen sie und sagte ganz leise: „Ich mag Niemand den Rimbecco machen."

„Was, den . . . —"

Der Matrose sah vor sich hin und fing an zu pfeifen.

„Ah, Signora," rief jetzt Orso herankommend, „ich ertappe Sie doch über der Bewunderung unseres Mittelmeeres. Gestehen Sie nur ein, so scheint der Mond doch nirgends!"

„Ich habe gar nicht darauf geachtet," erwiderte Lydia; „ich war beschäftigt, korsisch zu lernen. Da der Matrose hat einen höchst tragischen Klagegesang gesummt und will mir nun nicht erklären, was er zu bedeuten hat. Sagen Sie mir, Lieutenant, was ist Rimbecco?"

Orso starrte mit wildem Blicke auf den Seemann hin, und dieser schaute wie angedonnert vor sich nieder.

„Der Rimbecco ist die tödtlichste Beleidigung, die man einem Korsen anthun kann," sagte der junge Mann gefaßt; „es heißt, ihm vorwerfen, daß er vergossenes Blut nicht gerächt habe. Wer hat Ihnen von Rimbecco gesprochen?"

„Ich habe das Wort gestern zu Marseille gehört; da hat es der Schiffspatron gebraucht."

„Und von wem hat er gesprochen?"

„O, er hat uns eine alte Geschichte erzählt von einem gewissen Sapiero, der seine Gemahlin Vannina d'Ornano erwürgt hat, weil

sie, um ihn zu retten, für ihn bei den Genuesern um Gnade gebeten und ihn dadurch herabgewürdigt hatte. „Das Ungeheuer!“ rief Miß Lydia.

„Verzeihen Sie, Signora, so sind unsere Sitten, schroff und steil und unerschütterlich wie unsere Berge.“

Mit diesen Worten verbeugte sich der Korse und stieg nachdenkend wieder in den Schiffsraum hinab.

Lydia sah ihm erschüttert nach und blickte dann, tiefer in ihren Mantel gehüllt, gedankenvoll über das mondbestrahlte Meer hinaus. Ein kühlerer Hauch der Nachtluft erweckte sie aus ihren Ahnungen und Träumen. Sie ergriff den Arm ihrer Dienerin und ging einige Schritte auf dem Verdecke auf und nieder.

„Ein schönes Mädchen, beim Blute der Madonna!“ wiederholte der Matrose vor sich hin; „wenn sie ein Floh wäre, ich würde mich gern von ihr beißen lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Bei bösem Wetter und bei Reue
Schmerzen alte Wunden auf's Neue.

Wer sich am Besten kennen lernt,
Der sich vom Täglichen entfernt.

Verschiedenes.

Die unterseeische Telegraphie war bis zum Jahre 1850 unbekannt. Das erste Kabel wurde im J. 1851 zwischen Dover und Calais gelegt (24 engl. Meilen und 4 Drähte); in demselben Jahre wurde bei Paduca ein Kabel durch den Mississippi gelegt (1 Meile und 1 Draht); Dover und Ostende wurden 1852 verbunden (75 Meilen und 6 Drähte); deßgleichen Holyhead und Hark (65 M. und 1 Draht); im Jahr 1853 wurde England mit Holland verbunden (115 Meilen und 3 Drähte); im J. 1854 wurde Corsica mit Italien (65 Meilen und 6 Drähte) und Corsica mit Sardinien (10 Meilen und 6 Drähte), im Jahr 1855 Varna mit Balaklawa (340 Meilen und 1 Draht), Balaklava mit Eupatoria (60 M. und 1 Draht) verbunden, und nun erfolgten überall ähnliche Unternehmungen, bis endlich die Kabellegung zwischen Europa und Amerika.

In Paris ist ein seltsamer Vergiftungsfall vorgekommen. Ein junges Mädchen hat von einer Reise ungewöhnlich dicke und breite Oblaten zum Versiegeln zurückgebracht. Die Oblaten waren von verschiedenen Farben und dienten auch bei der Verfertigung künstlicher Blumen, womit das Mädchen sich die Zeit vertrieb. Nach einiger Zeit wurde die Dilettantin im Blumenmachen schwer krank. Der Arzt erkannte alle Anzeichen einer Vergiftung durch eine Mineralsubstanz. Das Mädchen hatte die Oblaten häufig in den Mund genommen und sogar verschluckt. Die gelben enthielten Bleichromat, eines der stärksten Gifte. Die späte Anwendung von Gegengiften konnte die Kranke nicht retten.

London, 23. Dec. Ein ergreifendes Bild von dem Elende der Londoner Obdachlosen findet man in der Times. Daß die sogenannten Work Houses, die aus der Armensteuer bestritten werden, lange nicht ausreichen, ist bekannt; ein trauriger Zug aber ist es, daß unter den Obdachlosen, die im Sommer in den Parks, im Winter unter Brückenbogen, Thorwegen und in andern Winkeln schlafen, die Mehrzahl aus Kindern und Greisen besteht. Wer einen Blick in diese Volksschicht werfen will, dem ist ein Besuch des Asyls für Obdachlose in Field Lane zu empfehlen. Das Haus scheint das einzige seiner Art in London zu sein. Es ist von einigen Menschenfreunden gegründet und bietet jedem Hilflosen, ohne nach Zeugnissen oder Empfehlungen zu fragen, ein hartes Lager in einem gewärmten Saale, Waschwasser und ein Stück trockenes Brod des Abends, ein anderes des Morgens. Leider hat es nur für 300 Menschen Platz. Jede Nacht sieht man die zu spät Gekommenen in den umliegenden Gassen auf dem Pflaster liegen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 7:
Wolf.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 9. Donnerstag, den 20. Januar 1859.

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

Gretchen entschied sich für ein recht heiteres Stübchen, welches zwischen dem Schlafzimmer ihrer Mutter und dem ihren lag.

Was hier die Ausschmückung anbelangt, liebe Mutter, sagte sie, so laß mir dies allein über; ich will schon Alles mit Susanna zu Stande bringen. Ruhe nun aus, Du hast Dich doch ein bischen ermüdet, und ich sehe es Dir an, daß Du Dich wieder nach Deiner Strickerei sehnst.

Frau Müller that auch hierin den Willen ihrer Tochter und Gretchen ging nun mit Susanna — in die Vorrathskammer.

Die erstaunte Magd fragte sich schon im Stillen, ob denn Gretchen am Ende gar im Sinne habe, das Zimmer ihrer Freundin mit den großen westphälischen Schinken, den Braunschweiger Würsten, oder mit den Töpfen, in welchen sich die eingesottenen Früchte befanden, auszuschmücken, als das junge Mädchen in der That einige Töpfe von ihren Stellagen herabnahm, wo sie seit undenklicher Zeit standen, die übrigens Nichts enthielten, sondern sich nur durch ihre außergewöhnlichen Formen und das Dessin auszeichneten, welches auf ihren dicken Bäuchen eingebrannt war. Sie stammten aus den Zeiten des Urgroßvaters und waren von den nachkommenden Generationen der Familie Müller deßhalb in Ehren gehalten und sorgsam aufbewahrt worden.

Mit diesen Töpfen nun beschloß Gretchen das Zimmer Emiliens zu zieren.

Sie wird, sagte sie zu Susanna, überrascht sein, so ächte Antiquitäten bei uns zu finden. Vielleicht sind ihre Etagères von Palysander mit eleganteren Vasen geschmückt, sicher besitzt sie aber keine so seltenen wie diese hier. — Das Schönste, was Gretchen finden konnte, wurde genommen und von ihr und Susanne in Emiliens Zimmer getragen, welches bald einem kleinen Kunstcabinette glich.

Nun braucht es weiter Nichts mehr, als daß am Sonntag in der Frühe unser alter Thierauf seine schönsten Blumen hergibt, damit wir sie in diese Vasen thun können, dann wird beim Eintritt in ihr Zimmer der erste Eindruck auf Emilie gewiß ein günstiger sein.

Endlich kam dieser heißersehnte Sonntag. In aller Frühe schon ging Gretchen ganz reisefertig im Hofe auf und ab, inspicirte den Char-à-bancs, ob er auch Tags zuvor gehörig geputzt, ob das Lederwerk sauber geschwärzt und die Kissen ordentlich ausgeklopft worden seien, und brachte den Pferden einige Stücke Zucker, damit sie ein Uebriges thun und heute mehr als gewöhnlich laufen möchten. Sie hatte nirgends Ruhe, das Frühstück, welches sie in's Zimmer zurückrief, dauerte ihr zu lange, ihr Vater wollte heute ewig mit seinem Anzuge nicht fertig werden, sie trieb und drängte, bis endlich eingespannt wurde und Herr Müller in der vollen Pracht seines kornblauen Ueberrocks mit seinem Gretchen in den Wagen stieg, nachdem letztere noch ihrer Mutter und dem Gärtner Thierauf auf die Seele gebunden hatte, ja die Blumen nicht zu vergessen, die in ihren originellen Töpfen ja der Hauptschmuck in Emiliens Zimmer sein sollten.

In Rudolstadt mußten Gretchen und ihr Vater noch eine Stunde auf die Ankunft des Eilwagens warten.

Das Blasen des Postillons ertönte endlich durch die Straßen und fünf Minuten später lagen sich Emilie und Gretchen in den Armen. Beide weinten Thränen der Freude und des

Glücks, Beide hielten sich fest umschlungen, bis endlich Herr Müller in seiner etwas derben, aber gutgemeinten Weise diesen nicht enden wollenden Ergüssen jugendlicher Freundschaft dadurch ein Ziel setzte, daß er Emilie bei der Taille nahm, ihr einen herzhaften, väterlichen Kuß gab und sie dann, als wäre sie leicht wie eine Feder, in seinen zur unverzüglichen Weiterreise bereit gehaltenen Char-à-bancs hob.

Während man das ungeheuere Gepäck der jungen Bankierstochter rückwärts am Wagen befestigte, nahm Emilie noch freundlich von der Dame Abschied, in deren Begleitung sie nach Rudolstadt gekommen war, dann half sie ihrer Freundin in den Wagen, den nun auch Herr Müller bestieg, um im raschen Laufe seiner kräftigen Pferde den lieben Gast in die Meierei zu bringen.

7.

Seit ungefähr acht Tagen befand sich Emilie in der Meierei, wo ihr von Seite ihrer Freundin und deren Eltern so viele Aufmerksamkeiten erwiesen wurden, daß sie sich bereits ganz heimisch fühlte, als auch Joseph Müller von seinen Reisen zurückkam.

Der junge Mann war eine angenehme Erscheinung. In seinem Wesen lag eine Liebenswürdigkeit, die schon für ihn einnahm, ohne daß man ihn erst näher kennen zu lernen brauchte. Sein offener Blick, seine jugendliche Kraft, die strotzende Gesundheit, die ein sprechendes Zeugniß für seine solide Aufführung gab, mußte auf Jeden eine günstige Wirkung hervorbringen, der mit ihm in Berührung kam. Seine Manieren hatten im beständigen Umgange mit Engländern, unter welchen er seit drei Jahren gelebt, etwas von dem britischen Ernste angenommen, ohne übrigens seine deutsche Gemüthlichkeit im Geringsten zu beeinträchtigen. Kurz, Joseph Müller war so, daß er nicht nur seine Eltern entzückte und seiner Schwester gefiel, sondern auch den besten Eindruck auf Emilie machte, die ihrer Freundin zuflüsterte, daß sie noch in keinem Salon in D. einen hübscheren Mann getroffen habe.

Oft hatte Frau Müller gegen den Herrn Pfarrer und ihren Mann die Besorgniß ausgesprochen, daß Joseph, so frühzeitig allein in die Welt gestellt und möglicherweise den Verführungen einer schlechten Gesellschaft ausgesetzt, vielleicht an Körper und Geist verdorben zurückkehren werde, und nun las sie mit mütterlichem Stolze in seinen klaren Augen, diesem Spiegel einer reinen Seele, daß der liebe Gott ihr Gebet erhört und ihr Kind in seinen Schutz genommen habe.

Sie sehen, sagte der würdige Pfarrer, der bei Josephs Ankunft zugegen war, Sie sehen, sagte er der glücklichen Mutter, während der junge Mann sich eben mit seiner Schwester und mit Emilie unterhielt, daß der gute Same, den Sie schon frühzeitig in das Herz des Knaben legten, seine guten Früchte trug. Sie hielten Joseph schon als Kind in strenger Ordnung, Sie pflanzten eine tiefe Religiosität in sein junges Herz, Sie flößten ihm Abscheu vor dem Bösen und Bewunderung des Guten und Rechten ein, und nun steht Joseph nach einer dreijährigen Abwesenheit vor Ihnen wie eine stolze junge Eiche, gegen die der Sturmwind Nichts vermochte.

Mit herzlicher Theilnahme erkundigte sich Joseph nach allen Bekannten und Verwandten, besonders nach dem reichen Nachbarn Greinert und seiner Familie, nach dem jungen Heinrich Greinert, seinem früheren Spielkameraden, der nunmehr ein stattlicher Bursche geworden sein mußte, da er von jeher, obwohl im gleichen Alter mit Joseph, um einen Kopf größer als er war; dann nach den sonstigen Verhältnissen in Schalberg, nach den Armen des Ortes, nach der heurigen Ernte und nach dem Viehstande.

Alles, erwiderte Herr Müller, steht herrlich; nur brauchten wir jetzt ein bischen Regen... Ja, ja, Du hast gut lachen, Gretchen, Dir ist freilich die Sonne lieber, aber es taugt Nichts, wenn der Herbst zu trocken ist, dies wird Dir Joseph bestätigen, denn in Cornwallis wird man gewiß auch dieser Ansicht sein. Und was die Greinerts betrifft, fuhr er an seinen Sohn gewendet fort, so sollst Du morgen Deine Bekanntschaft mit ihnen erneuern, wir wollen sie zum Essen bitten und so durch ein kleines Diner Deine Ankunft auch äußerlich feiern.

(Fortsetzung folgt.)

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Miß Lydia hatte wahrscheinlich diese zarte Herzensergießung des Seemannes gehört, denn sie stieg plötzlich in ihr Zimmer hinab, wo sich ihre Ruhestätte befand. Einige Minuten später folgte ihr auch die Kammerfrau, nachdem sie von dem Matrosen herausgelockt hatte, daß die Ballade, die er gesungen, auf den Tod des Obersten della Rebbia gedichtet worden sei, den seine Feinde vor zwei Jahren meuchlings ermordet hätten. Der Matrose zweifelte nicht, daß Leutnant Orso nach Corsica zurückkehre, um den Tod seines Vaters zu rächen, und rieb sich die Hände bei dem Gedanken, daß es nächstens im Dorfe Pietranera „frisches Fleisch", d. h. Mord und Todtschlag, geben werde.

Diese Nachrichten brachten in der Seele der schönen Engländerin eine höchst merkliche Veränderung in Rücksicht auf den Leutnant della Rebbia hervor. Er war nun in ihren Augen ein ganz anderes Wesen, eine Art Fiesko, der unter scheinbarer Leichtfertigkeit die tiefsten Entwürfe und großartigsten Plane versteckte. Auch bemerkte sie jetzt, daß der junge Mensch sehr große Augen, weiße Zähne, einen schlanken Wuchs und einen gewissen Anstrich von feiner Erziehung habe.

Leutnant Orso kühlte in seinen Gesprächen, die er am andern Tage mit ihr hielt, die hohe Meinung von ihm zwar etwas ab, indem er sich öfters entschieden gegen alle Selbstrache erklärte; aber da er doch auf der andern Seite wieder behauptete, die Vendetta sei der Zweikampf der Armen, denen keine Gerechtigkeit hilfreiche Hand leiste, und habe darin etwas Ehrenhaftes, daß die Gegner sich doch nach einer gewissen Regel und mit den Worten: „Hüte dich, ich hüte mich!" ihre Fehde ankündigten: so stieg ihre Achtung wieder für ihn und sie betrachtete ihn als ein Wesen, das unter einer heitern Außenseite eine große und kraftvolle Seele berge.

Am Morgen des dritten Tages erblickte man von der Goelette aus bereits die Berge und Gestade der Insel Corsica. Der Patron nannte die Namen der hauptsächlichsten Küstenpunkte und Miß Lydia musterte die Landschaften durch ein treffliches Dollond'sches Fernrohr, das ihr Vater auf die Reise mitgenommen hatte.

„Wer sind diese seltsamen Gestalten", rief sie plötzlich, „die dort in braunes Tuch gekleidet und mit Flinten bewaffnet auf kleinen Pferden über die steilen Abhänge galoppiren? Sie sehen ja aus wie Räuber und Banditen!"

„Verzeihen Sie, Signora, das sind meine braven Landsleute, die friedlich ihren Geschäften nachgehen. Daß sie Flinten tragen, geschieht weniger aus Noth, als aus Galanterie; so ist es bei uns Mode und die Waffe hat bei uns nicht mehr zu bedeuten, als anderwärts der Spazierstock."

Einige Stunden nachher entfaltete sich das majestätische Panorama des Golfs von Ajaccio vor den Augen der staunenden Engländer und im Augenblick, da die Goelette in den Hafen steuerte, erblickte man die hellauflodernden Flammen eines brennenden Maquis, das den Gipfel des Punta di Girato in eine Rauchwolke einhüllte. Bei näherer Betrachtung gewährte die Landschaft einen ernsten und traurigen Anblick. Auch die Stadt war ziemlich menschenleer; nur einige müßige Gestalten wandelten in den Straßen auf und ab, besonders Bäuerinnen, die ihre Gemüse verkauften, und unter einer Gruppe schattiger Ulmen sah man etwa ein Dutzend bewaffneter Landleute, die ruhig und ernst Karten spielten.

Nachdem unsere Reisenden das Haus besucht hatten, wo Napoleon das Licht der Welt erblickte, und nach einigen Ausflügen in die Umgegend, zu welchen man die folgenden Tage benutzte, fühlte sich Miß Lydia von einer tödtlichen Langeweile ergriffen und bedauerte auf's Ernsteste ihren Eigensinn, der sie in dieses armselige Land gebracht hatte. Aber plötzlich und schnurstracks zurückreisen wollte sie doch auch nicht, da sie sich den Ruhm einer unerschrockenen Touristin erhalten wollte. In dieser großmüthigen Selbstüberwindung ergriff sie Bleistifte und Farben und zeichnete und malte Skizzen von verschiedenen Ansichten des Golfs und zuletzt auch das Porträt eines braunen Melonenverkäufers, der einen weißen Bart und das ausgemachteste Spitzbubengesicht der Welt hatte. Als aber auch dieser Zeitvertreib nicht auf die Dauer ausreichte, beschloß sie, dem Abkömmlinge der Korporale den Kopf zu verrücken, der sich gar nicht sehr

beeilte, sein Heimathdorf wieder zu sehen. Die edle Schöne hatte freilich dabei noch eine gute Absicht, welche darin bestand, diesen Gebirgsbär ein wenig zu civilisiren und von seinem finstern Vorhaben zurückzubringen, da es doch schade um ihn wäre, wenn er sich häuptlings in den Abgrund des Verderbens stürzte. Wenn also der Leutnant mit dem alten General nicht gerade der Jagd nachging oder wenn Miß Lydia keine Briefe an ihre Freundinnen schrieb, nahm sie den corsicanischen Wilden in die Schule und sang und schwatzte ihm allerlei Erbauliches über die neuesten Erscheinungen der englischen Literatur vor. Solche Lehrstunden dauerten, wenn der General im Sorgenstuhl eingeschlafen war, manchmal bis zur Mitternachtsstunde, und der Leutnant machte in der Civilisation recht erkleckliche Fortschritte, wenn er beim Klavierspiele Lydias die Blätter umwandte und seine Augen nebenbei in verstohlenen Seitenblicken auf die blonden Haare und blendend weißen Schultern der eifrigen Lehrerin sich ergingen.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Eine neue Methode, Blumenkohl sehr frühzeitig und mit Sicherheit zu ziehen.) Man setzt die Pflanzen im Winter in kleine Töpfe und stellt sie in einem Trauben- oder anderen Glashause an einen schicklichen Platz auf den Boden. Zu Anfang des März nimmt man sie aus den Töpfen mit einem daran hängenden Ballen Erde und pflanzt sie in den offenen Garten. Werden sie hier durch Glasglocken gegen strenge Fröste geschützt, so fangen sie, wenn das Wetter günstig ist, im Monat April an, sich zu füllen.

Denksprüche.

Von Schwachen stets der Stärkste ist,
Wer seine Schwäche nicht vergißt.

Der Teufel Keinen je bethörte,
Der ihm nicht gern auch angehörte.

Verschiedenes.

(Beefsteak-Recept!) In dem seit 128 Jahren zu London bestehenden berühmten Beefsteaks-Club wird das Beefsteak in folgender Weise bereitet. Nachdem das Fleisch in daumendicke Scheiben geschnitten worden, bestreut man es mit Pfeffer oder Salz, klopft es mehrere Minuten lang, bestreicht es mit einer Mischung von zwei Drittel zur Sahne getriebenem Rinder- oder Nierenfett und einem Drittel sogenannter Schlagsahne mittelst einer Feder, wickelt hierauf das Fleisch in Papilloten und legt es auf den Rost, unter welchem sich glühende Kohlen befinden. Dann macht man rasch die erwähnte Mischung von Nieren- und Schlagsahne heiß und läßt das vom Rost genommene Fleisch in derselben 5 bis 6 Minuten dämpfen, bis die Brühe gelblich wird. So ist das ächt englische Beefsteak fertig; jede andere Art der Zubereitung, jedes Beimischen anderer Ingredienzen ist unstatthaft.

Charade.

Fern von der Stadt, auf dornicht öder Bahn,
Traf Robert seinen Jugendfreund einst an,
Verzweifelnd und mit aufgelösten Haaren,
Als sei ein großes Leid ihm widerfahren.
„Freund Adolar", sprach er nach kurzem Gruß,
„Du kämpfst mit einem gräßlichen Entschluß!
O sage, welches waren die drei Letzten,
Die dich hierher an diesen Ort versetzten?"
„So wisse denn, ein Trauerspiel ich schrieb,
Das Publikum ganz theilnahmlos verblieb;
Da ich nicht strahlen kann im Ruhmes Glanze,
Geh' ich, den Tod zu suchen durch das Ganze!" —
„O, zög're noch ein Weilchen, theurer Freund,
Wir machen diese Reise dann vereint.
Doch laß' uns jetzt zum Restauranten eilen,
Vielleicht daß dort die Schicksalswunden heilen." —
Bald saßen in dem ersten Silbenpaar
An table d'hôte die Freunde. Wunderbar!
Beim Anblick der Champagner-Batterien
Des Dichters Augen wonneselig glühen.
Ein heller Ton durchhallet jetzt die Luft.
— „Horch!" Robert spricht, „die Mahnung, die uns ruft.
Doch eh' wir schreiten durch die dunkle Pforte, —
Ein Stückchen noch von jener Mandeltorte!"

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 10. Samstag, den 22. Januar **1859.**

Mutter und Tochter.

„Nanny, leg' Dein Buch bei Seite,
Folge jetzt zur Küche mir!
Ein Mal nur mach' mir die Freude,
Zeig' zum Kochen Lernbegier!"

„„Mütterchen, nur dies Kapitel
Noch laß' schauen mich im Buch;
Lesen, heißt's ja, sei das Mittel,
Das den Geist hell macht und klug.""

„Das verdammte Bücherlesen
Wird Dir noch den Kopf verdreh'n.
Nimm doch ein Mal dort den Besen,
Kannst Du solchen Staub denn seh'n?

„Muß ich Dir denn jeden Morgen
Sagen: Kehr' Dein Zimmer rein!
Wahrlich, Kind, Du machst mir Sorgen.
Wirst 'ne schöne Hausfrau sein."

„„Laß mir, Mutter, mein Vergnügen!
Siehe, meinem Geiste kann
Häuslich Schaffen nicht genügen,
Nur Lectüre spricht mich an.

„„Du auch lasest einst so gerne,
Hast mir's ja schon selbst bekannt,
Wie, wenn Deine Mutter ferne,
Du nahmst schnell das Buch zur Hand.""

„Ja, mein Kind, ich muß gestehen,
Jetzt noch fühl' ich Leselust —
Doch laß uns zur Küche gehen,
Denn ich riech den Braten just."

„„Was bekümmert mich das Essen!
Fort mit Braten und Gemüs'!
Alles lassen mich vergessen
Die Mysterien von Paris.""

„Die Mysterien? — Lies mir, Liebe,
Schnell ein Bischen daraus vor;
Folge Deinem Lesetriebe,
Willig leih' ich Dir mein Ohr."

Und sie können sich nicht trennen
Vom Romane Eugen Süe's,
Während in der Küch' verbrennen
Sowohl Braten als Gemüs'.

Neustadt. D. C.

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

Frau Müller, vollkommen damit einverstanden, bereitete schon am frühen Morgen des andern Tages unter thätiger Mitwirkung ihrer Tochter und Emiliens Alles zum festlichen Mittagsmahle vor. Joseph selbst besorgte die Einladungen, indem er damit seine Ankunftsbesuche verband, und mit dem Glockenschlag brachte er um 12 Uhr Herrn Greinert mit Frau und Sohn, sowie auch den vortrefflichen Pfarrherrn, der natürlich im Hause des Oeconomen bei keinem Feste fehlen durfte.

Alles setzte sich fröhlich zu Tisch. Der Herr und die Frau des Hauses in die Mitte, ihnen gegenüber Herr Greinert und seine wohlbeleibte Ehehälfte, der Herr Pfarrer zur Rechten der Hausfrau, zur Linken von Frau Greinert Joseph, neben diesem Emilie Roland, und Heinrich Greinert zwischen dem Herrn Pfarrer und Gretchen Müller.

Die Jägerei und Fischerei, der Hühnerhof, der Gemüse- und der Obstgarten hatten zusammen das Ihre geliefert, um das Mahl zu einem splendiden zu machen, und während schäumendes Bier aus schönen steinernen Krügen

floß, sah ein halbes Dutzend Flaschen Wein, auf welchen der ehrwürdige Staub von drei Decennien lag, mit Ergebung seiner baldigen Vertilgung entgegen.

Die heitersten Gespräche würzten das Essen. Alles plauderte, Alles unterhielt sich, nur Einer sprach Nichts. Es war der junge Greinert, der sich beengt und in Verlegenheit fühlte, denn er kam sich recht unwissend, recht albern neben Joseph vor, welcher der Gesellschaft tausend Fragen über sein Leben und seine Erfahrungen in England zu beantworten hatte und auf die liebenswürdigste Weise zu erzählen wußte. Allein weit entfernt, im Gefühle seiner Geringfügigkeit den gelehrten Jugendfreund mit scheelen Augen zu betrachten, weckte vielmehr dieses Beispiel in ihm den Wunsch, sich ebenso wie Joseph zu unterrichten und jenen Grad von Bildung zu erreichen, der, wie er sah, aus Joseph einen Mann machte, auf den Alles mit Interesse hörte.

Nach dem Essen wurde der Kaffee im Garten getrunken, wo man bis zur eintretenden Dunkelheit blieb. Dann improvisirte der seelenvergnügte Herr Müller einen kleinen ländlichen Ball, an welchem die Knechte und Mägde einer freundlichen Aufforderung ihres Herrn zufolge theilnahmen, und den Joseph und Emilie mit einer rauschenden Polka eröffneten, welche Gretchen mit wahrer Meisterschaft auf ihrem Flügel spielte.

So hatte die Tochter des Millionärs, welcher die Diners ihres Vaters eine Tortur waren, ein Essen mitgemacht, bei dem sie nicht gähnte, und so tanzte sie, welcher Bälle zum Ekel geworden waren, in der fröhlichsten Stimmung mitten unter einem Dutzend Thüringer Bauern.

8.

Der October zeichnete sich, wie Herr Müller ihn prophezeit hatte, durch eine herrliche Witterung aus. Gegen die Mittagsstunde zerstreuten täglich die noch wärmenden Strahlen der Sonne die Nebel des Morgens und ein wolkenloser Himmel wölbte sich über die wild romantische Gegend, welche Emilie und Gretchen bald zu Fuß, bald im Char-à-bancs in kleineren und größeren Ausflügen und nur selten ohne die Begleitung von Gretchens Bruder durchstreiften.

Durch diesen näheren Umgang lernte Emilie den jungen Oeconomen immer mehr schätzen. Er entwickelte bei solchen Spaziergängen so herrliche Lebensansichten, sprach mit so viel Enthusiasmus über das Schöne und Edle, geißelte mit so beredten Worten das frivole Leben in größeren Städten, daß Emilie eine aufrichtige Sympathie für den jungen Mann empfand und immer wieder ihre Freundin ganz im Geheimen versicherte, wie vortheilhaft sich ihr Bruder vor allen jungen Männern in D., die sie bisher kennen gelernt habe, auszeichne.

Gretchen drückte nach solchen confidentiellen Mittheilungen dankbar Emiliens Hand, denn sie war stolz auf ihren Bruder und es freute sie die Anerkennung seiner glänzenden Eigenschaften von Seite der Bankierstochter um so mehr, als sie Emiliens Urtheil für ein unparteiisches und maßgebendes hielt.

Manchmal gingen aber auch die beiden Freundinnen allein spazieren und zwar am liebsten in der großen Allee, die an den Fischweiher führte und sie an die Kastanienallee im Institutsgarten erinnerte. Wie dort sprachen sie sich auch hier recht vertraulich und offen aus, sie hatten wie damals auch jetzt keine Geheimnisse vor einander, denn in ihren unschuldigen Seelen lag Nichts, was sie vor einander, was sie überhaupt zu verbergen gehabt hätten.

Im Fluge waren auf diese Weise bereits drei Wochen vergangen, seit Emilie bei Gretchen war. Sie dachte mit Zittern an ihr Leben in D. Wie froh, wie heiter flossen ihr hier die Stunden dahin! Wie wohlthuend wirkten auf ihr Gemüth die Beweise von Liebe, mit welchen sie sich hier umgeben sah! Wie anregend war die sich immer gleichbleibende Heiterkeit der Menschen, in deren Mitte sie lebte! Wie war mit einem Wort hier Alles so ganz anders als bei ihr zu Hause! Statt der erquickenden Aussicht auf grüne Wiesen und schattige Wälder, die sie hier von ihrem Fenster aus hatte, blickte sie dort auf die blendenden Mauern der gegenüberstehenden Häuser und sah Nichts als ein ganz kleines Stückchen Himmel; statt wie hier in der Natur die unermeßliche Güte und Allmacht Gottes bewundern zu können, begann dort ihr eigentliches Leben erst bei dem Scheine der Kerzen in den dichtgefüllten Salons unter Leuten, die sich unter der Maske gleißnerischer Höflichkeit

hassen, deren ganzes Dichten und Trachten nur auf Gewinn gerichtet, deren vorherrschende Empfindung nur Neid und Mißgunst ist.

Und wie wird mir die Kälte meiner Eltern jetzt erst wehe thun, klagte Emilie in einem vertraulichen tête-à-tête, in welchem sie eines Tages wieder mit ihrer Freundin am Rande des Weihers saß, jetzt, wo ich sah, was Elternliebe ist. O Gretchen, wie bist Du um einen so zärtlichen Vater, um eine so liebende Mutter zu beneiden! Wie fliegen Dir ihre Herzen entgegen, wenn Du ihnen nahst, wie sind sie besorgt um Deine Gesundheit, wie sind sie immer darauf bedacht, Dir Freude zu machen! Und wie glücklich bist Du, einen so guten Bruder zu besitzen, der mit den Eltern um die Wette sich in Aufmerksamkeiten gegen Dich erschöpft. (Fortsetzung folgt.)

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Eines Abends, als Beide einmal wieder einmüthig sich gegenüber saßen und der General, von einer Jagdpartie ermüdet, bereits in seinem Lehnstuhle nickte, erhob Lydia ihre schönen blauen Augen und blickte ihren Lehrling so durchdringend und doch so seelenvoll an, daß diesem ganz wunderbar zu Muthe wurde.

„Glauben Sie wohl", sprach sie mit halb gedämpfter, feierlicher Stimme, „daß ich eine Art von Zigeunerin bin und die Gedanken Derer errathe, die ich zwei Mal gesehen habe?"

„Mein Gott", rief Orso, „Sie erschrecken mich. Wenn Sie in meinem Innersten lesen können, so weiß ich nicht, ob ich mich darüber erfreuen oder betrüben soll . . ."

„Herr della Rebbia", fuhr die Zauberin fort, „verzeihen Sie einer Freundin, wenn der innige Antheil, den sie an Ihrem Schicksal nimmt, sie antreibt, ein ernstes Wort mit Ihnen über eine Angelegenheit zu reden, in die sich eine Fremde nicht mischen soll."

„Sie sind keine Fremde mehr für mich; reden Sie frei, was es auch sein mag."

„Nun denn, Herr Orso, ohne mich in Ihre Geheimnisse eingedrängt zu haben, sind sie mir offenbar geworden. Ich kenne das Unglück, das Ihre Familie getroffen hat, ich weiß, daß Sie hierher gekommen sind, um nach Art Ihrer Landsleute Ihren Vater zu rächen!"

„Miß Lydia, können Sie glauben?" . . . . . Und Orso ward bleich wie der Tod.

„Nein, mein Herr, ich weiß, daß Sie ein Mann von Stand und Ehre sind. Sie haben mir gesagt, daß in Ihrem Lande die Vendetta nur noch bei den niedersten Volksklassen vorkomme . . ."

„Können Sie mich wohl für fähig halten, jemals ein Mörder zu werden?"

„Wenn ich dies könnte, so würde ich nicht mit Ihnen davon reden; aber", fuhr sie fort, indem ihre seidenen Wimpern das schmelzende Auge bedeckten, „ich kenne die Macht der Gewohnheit, den Einfluß des Vorurtheils und Herkommens und vielleicht freut es Sie, zu erfahren, daß es eine Seele gibt, die Sie hochachten wird, wenn Sie den Muth haben, diesen feindlichen Elementen zu widerstehen. Doch genug von dieser fürchterlichen Sache", sprach sie aufstehend, „sie macht mir wirr im Kopfe, und zudem ist es schon spät. Sie zürnen mir doch nicht? — Gute Nacht, auf Englisch." Und sie reichte ihm die Hand.

Orso schaute sie ernst und durchdringend an.

„Signora", sprach er mit dumpfer, hohler Stimme, „wissen Sie, daß es Augenblicke gibt, in welchen der böse Geist dieses Landes in mir erwacht. Bisweilen, wenn ich an meinen armen Vater denke, umlagern meine Seele die gräßlichsten Gedanken. Aber Dank Ihrer sanften Güte, ich bin davon auf immer befreit. Dank, ewigen Dank!"

Er wollte auf sie zueilen, aber Miß Lydia ließ einen Theelöffel fallen und der General erwachte.

„Della Rebbia, morgen früh fünf Uhr auf die Jagd. Seien Sie pünktlich."

„Ja, mein General!"

Am folgenden Morgen, kurz vor der Rückkehr der beiden Jäger, erging sich Miß Lydia mit ihrer Begleiterin am Gestade des Meeres und wollte eben nach dem Gasthause zurückkehren, als sie eine junge, schwarz gekleidete Dame erblickte, welche auf einem kleinen, aber feurigen Pferde nach der Stadt hinritt. Ihr folgte, ebenfalls zu Pferde, dem Aussehen nach ein Bauer in einem braunen an den Ellenbogen geschlitzten Wamms, der in seinem

breiten Gürtel eine Pistole und in der Hand eine Flinte trug, deren Kolben in einer ledernen Tasche ruhte, die am Sattelbogen angebracht war. Ein verwetterter Schlapphut, der den Kopf des Mannes deckte, und eine Kürbisflasche, die an einem Bande über die Schulter hing, vollendeten den Aufzug eines Räubers à la Fra Diavolo oder eines corsischen Bürgers im Reisekleid. Die ausgezeichnete Schönheit der Dame zog alsbald die Aufmerksamkeit der Engländerin auf sich. Sie schien ungefähr zwanzig Jahre alt, war von hohem, schlankem Wuchs und aus ihrem Antlitz, dem eine zarte Blässe etwas beinahe Ueberirdisches gab, leuchteten ein Paar wundervoller dunkelblauer Augen und ein Rosenmund voll perlweißer Zähne, der an Lieblichkeit und Anmuth Alles übertraf, was die weit gereiste Lydia jemals gesehen hatte. In ihren Zügen las man zugleich Stolz, Unruhe und Traurigkeit. Auf ihrem Haupte, das von langen, kastanienbraunen Zöpfen wie von einem Turban umwunden war, trug sie den schwarzen Seidenschleier, Mezzaro genannt, den einst die Genuesen in Corsica eingeführt haben. Ihre Kleidung war im höchsten Grad einfach und schlicht.

(Fortsetzung folgt.)

Am Meer.

Den Wolken steigt der Meeresdunst entgegen,
Die Wolken senden ihn zur Erde wieder:
Verderben fluthend stürzt er bald hernieder,
Verschmachtung stillend strömt er bald — der Regen.

Vom Himmel kommt die Seele; es bewegen
In ihrem Dienste sich des Leibes Glieder;
Dämonen bald im blutigen Gefieder,
Bald Friedensengel voller Huld und Segen.

Und hat vollbracht das Wasser seinen Lauf,
Und ist am Ziel der Seele Erdenstreben,
Dann nimmt die Heimath beide wieder auf.

Das Wasser wird auf's Neue sich erheben
Verdunstend zu dem Wolkensaum hinauf,
Die Seele bleibt, um — Rechenschaft zu geben. —

Verschiedenes.

(Der vertagte Hochzeitsschmauß.) In einem Dorfe des Girondedepartements fand vor längerer Zeit ein Vorfall statt, der viel zu lachen gab. Ein Gutsbesitzer, der 50 Jahre alt geworden, ohne an's Heirathen zu denken, entschloß sich dazu, nachdem er sich ein hübsches Vermögen zusammengebracht. Trotz seiner Häßlichkeit fand er bald eine Frau, und da er Eile zu haben schien, beschloß er in den ersten Wochen schon sich zu verehelichen. Die Hochzeit sollte auf die prächtigste Weise gefeiert werden, und über 50 Gäste hatte er geladen. Die Festtafel war bei günstigem Wetter unter einem Schuppen aufgestellt, der in einem Garten angebracht war. Die Gesellschaft setzte sich an die Tafel. Alle Schüsseln, welche verdeckt aufgetragen worden, werden enthüllt, und siehe da, sie sind sämmtlich leer. Die Köchin, die Küchenmädchen, die Haushälterin laufen wie toll herum, und Niemand weiß, wo die Speisen geblieben. Man denke sich den Aerger des Neuvermählten, er lauft in die Küche, wo eben so wenig Etwas zu finden. Alle Speisen, deren Duft Küche und Haus erfüllten, waren verschwunden. Seine Dienstboten laufen im Garten und in der Nachbarschaft umher, um die Diebe oder Spuren des Essens zu finden; Alles ist aber vergebens, und der Hochzeitsschmauß muß auf den andern Tag ausgesetzt werden.

(Die Zunge der Zeit.) Mutter: „Wer kam denn da schon wieder über den Zuckerhut?"

Emilie: „Mama! Da hat gewiß die Zunge der Zeit daran geleckt."

Mutter: „Was sagst Du da Einfältiges?"

Emilie: „Nun, hat ja Papa neulich gesagt, daß der Zahn der Zeit schon an Deiner Schönheit genagt habe!"

Ein Augenklemmer dient den Modenarren, um andere Leute zu sehen, und anderen Leuten, um zu sehen, daß der „Beklemmte" ein Modenarr ist.

Auflösung der Charade in Nro. 9:
Locomotive.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 11. Dienstag, den 25. Januar 1859.

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

Ja gewiß, erwiderte Gretchen, ich bin glücklich, glücklicher als ich es durch meine thörichte Antipathie, die mich Anfangs gegen das Landleben beherrschte, verdient habe. Was aber die Aufmerksamkeiten meines Bruders betrifft, fügte sie schelmisch lächelnd hinzu, so bist Du, liebe Emilie, wohl auch ein bischen im Spiel und zwar, wenn ich nicht irre, ein bischen stark.

Wie soll ich Dich verstehen? fragte Emilie nicht ohne Verlegenheit.

Nun, entgegnete Gretchen mit einer allerliebsten maliciösen Miene, ich denke, Herr Joseph Müller, mein sehr geliebter Bruder, bringt mir z. B. nur deßhalb alle Morgen so hübsche Blumensträuße, um bei dieser Gelegenheit meiner lieben Freundin schönere bringen zu können — ich denke ferner . . .

Schweige, Du Lose! rief Emilie erröthend.

Gretchen ließ sich aber nicht irre machen. Und warum soll ich schweigen? sagte sie, indem sie ihre Hände in die Hüften stemmte, als fordere sie Emilie auf, sie Lügen zu strafen. Glaubst Du, man hat keine Augen, glaubst Du, man sieht nicht, wie Joseph traurig ist, wenn er Deine Gesellschaft vermißen muß, und wie er in Munterkeit und Witz seines Gleichen sucht, sobald er weiß, daß Du ihn hörst. Nein, nein, liebe Emilie, ich weiß, was mein Bruder für Dich fühlt, ohne daß er mich zwar seines Vertrauens würdigte; er sagte mir Nichts, aber ich schwöre Dir, daß er Dich liebt. Ich bin es überzeugt, ich glaube es fest; denn was man wünscht, das glaubt man, und was sollte ich mehr wünschen, als daß Du meine kleine Schwägerin würdest?

Emilie, die dem Redestrom ihrer Freundin keinen Einhalt zu thun vermochte, mußte, sie mochte wollen oder nicht, deren Neckereien über sich ergehen lassen; allein sie wurde ernst dabei, und als dies Gretchen bemerkte, hielt sie erstaunt, ja fast erschreckt von selbst inne.

Wie, rief sie, sollte ich mich in Deinen Gefühlen irren? Sollte Dich das, was ich Dir hier sagte, unangenehm berührt haben?

Statt eine bestimmte Antwort zu geben, brach Emilie in heftiges Weinen aus, und erst nach langem Drängen und Bitten brachte es Gretchen dahin, daß sie sich aussprach.

Wir sind Schwestern, liebes Gretchen, sagte Emilie, indem sie ihre Thränen trocknete, wir haben Nichts vor einander geheim, deßhalb will ich Dich auch jetzt ganz in mein blutendes Herz blicken lassen. Was Du mir vorhin sagtest, liebes Gretchen, die Gefühle, die Du Deinem Bruder zuschriebst, sind, wenn er sie wirklich hegt, diejenigen, die ich aus tiefster Seele erwidere. Ja, Gretchen, ich will es Dir nicht verhehlen, denn warum soll ich gegen Dich, meine einzige Vertraute, nicht offen sein? Ich liebe Deinen Bruder mit der ganzen Kraft meiner Seele! Sein redlicher Sinn, sein glänzender Verstand, seine Kenntnisse, seine poetische Natur, Alles, was mit einem Worte aus ihm den ausgezeichneten Mann macht, der mit Recht der Stolz seiner Familie und der Gegenstand der aufrichtigsten Hochachtung aller Derer ist, die ihn kennen, hat mich an ihn gefesselt, hat mich bezaubert! Aber diese Liebe, theures Gretchen, ist mein Unglück, selbst wenn sie, wie Du es behauptest, erwidert wird. Ja, liebes Gretchen, fuhr Emilie unter neuen heißen Thränen fort, es ist keine leere, durch Nichts begründete Ahnung, es ist eine aus Thatsachen geschöpfte Ueberzeugung, daß diese Liebe den Schlußstein

meines Unglücks bildet. Du weißt, was meine Eltern für mich sind; glaubst Du nun wohl, daß sie je ihre Einwilligung zu dieser Heirath geben würden? Für meinen Vater gibt es nur ein Gefühl, es ist das für Reichthum, für Geld, für Speculationen; für meine Mutter wieder nur eines, es ist das Gefühl des Stolzes, der sie vor Allem bei der Wahl eines Schwiegersohnes auf hohen Rang oder wenigstens auf sichere Aussichten einer glänzenden Carrière und auf einen adeligen Namen sehen lassen wird. Nimm nun Deinem Bruder alle seine Vorzüge, gib ihm einen häßlichen Character, gib ihm statt seiner blühenden Gesundheit, statt seiner schönen Gestalt, statt seiner hervorragenden Intelligenz, einen siechen Körper, die Jahre eines Greises und den Blödsinn eines Idioten, mache ihn zu einem widerlichen Scheusal, aber gib ihm eine Million, gib ihm einen Grafentitel, dann gibt es für mich in den Augen meiner Eltern wenigstens kein Hinderniß, seine Frau zu werden.

Emilie schwieg, nachdem sie durch diese bitteren Worte ihrem gepreßten Herzen Luft gemacht hatte. Sie lehnte ihr Haupt an die Brust ihrer Freundin, die tief ergriffen nur wenig zu erwidern wußte, um Emilie zu trösten. In der That war das, was die Bankierstochter über den Character ihrer Eltern gesagt hatte, nur zu wahr. Herr Roland war einer jener Männer unserer jetzigen Zeit, in deren Herzen keine Liebe für die Familie, kein Gedanke an das wirkliche Glück ihrer Kinder Raum hat, die Alles ihrem unersättlichen Golddurste opfern, die in ihren Töchtern wie in ihren Eisenbahnactien nur ein Speculationsobject sehen, welches sie willig in die Hände des Meistbietenden geben.

Und nicht besser waren die Ansichten, welchen Emiliens Mutter huldigte. Eitelkeit, Uebermuth, Hoffart waren die Hauptbestandtheile ihrer Seele, sie war mit einem Worte eine jener üppigen Weltdamen, deren höchste Seligkeit darin besteht, sich gegenseitig im Luxus und in verschwenderischem Glanze zu überbieten. In ihrer Tochter sah sie nur ein Mittel, ihrem Hause einen neuen Schimmer zu verleihen. Eine hiezu geeignete Allianz betrachtete sie daher als eine Nothwendigkeit, der sich Emilie unterwerfen müßte, ohne daß dabei das Glück, ohne daß dabei der innere Friede ihres Kindes in die Wagschale kam.

Dies Alles wußte Gretchen nur zu gut und sie machte sich im Stillen die bittersten Vorwürfe darüber, daß sie ohne Ueberlegung sich Scherze erlaubt hatte, die unter den gegebenen Verhältnissen so unpassend waren.

Die Stimmung war daher eine sehr traurige, in der die beiden jungen Mädchen ihr Lieblingsplätzchen verließen, um nach Hause zu gehen, als Susanna ihnen munter entgegengesprungen kam und schon von Weitem einen Brief in die Höhe hielt.

Ein Brief an Sie, Fräulein Emilie, rief die Magd, indem sie denselben übergab. Es war der erste, den Emilie seit ihrem Aufenthalte in Schalberg erhielt. Obwohl aus D., kam derselbe jedoch, wie es schien, nicht von ihren Eltern, da Emilie die Schrift nicht kannte, mit der die Adresse geschrieben war.

Hastig riß sie das Couvert ab. Emilie sah nur zwei Zeilen. Aber diese zwei Zeilen waren inhaltsschwer, denn sie gaben von der plötzlichen Erkrankung des Bankiers Nachricht und forderten Emilie auf, daß sie schleunigst nach D. zurückreisen möge.

Zum Tode erschrocken, gönnte sich Emilie kaum die Zeit, von ihren Freunden Abschied zu nehmen. Wenn sie unverzüglich von Schalberg abreiste, konnte sie noch in Rudolstadt rechtzeitig eintreffen, um ohne Unterbrechung ihre Reise mit dem Eilwagen fortzusetzen.

Herr Müller ließ daher augenblicklich anspannen und eine Viertelstunde später war Emilie mit ihrer Freundin, die sich's nicht nehmen ließ, sie bis Rudolstadt zu begleiten, und mit Herrn Müller, der selbst kutschirte, unterwegs.

In Rudolstadt empfahl Herr Müller sie dem Conducteur des Eilwagens, der eine Viertelstunde später nach D. abging; dann kehrte er mit Gretchen, die sich kaum von ihrer Freundin hatte losreißen können, nach Schalberg zurück, während Emilie nach D. fuhr, wo eine ungeahnte Aenderung ihres bisherigen Lebens bevorstand.

(Fortsetzung folgt.)

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Miß Lydia hatte Zeit genug, die schöne Reiterin zu betrachten, denn unfern von ihr hielt diese vor einem Vorübergehenden still, an den sie eine Frage richtete. Darauf gab sie ihrem Pferde einen leichten Gertenschlag und trabte gerade nach dem Gasthause zu, in welchem der General und Orso Einkehr genommen hatten. Vor der Thüre desselben sprang sie rasch vom Pferde und setzte sich, nachdem sie einige Worte mit dem Wirthe gewechselt, auf eine Steinbank vor dem Hause, während ihr Begleiter die Pferde nach dem Stall führte. Die Engländerin schritt in ihrer Pariser Modekleidung vor der Fremden vorbei, ohne daß diese die Augen erhob, und als sie eine Viertelstunde nachher das Fenster öffnete, sah sie die Dame im Mezzaro noch auf demselben Platze und unbeweglich in derselben Stellung. Bald nachher erschien der General und Orso, auf der Rückkehr von der Jagd begriffen. Der Wirth sagte der Dame im Trauergewande einige Worte und zeigte mit dem Finger auf della Rebbia. Diese erröthete, erhob sich schnell von ihrem Sitze und stand bald darauf wie angewurzelt vor dem jungen Mann, der sie neugierig betrachtete.

„Sie sind", sprach sie mit zitternder Stimme, „Orso Antonio della Rebbia? Ich, ich bin Leonissa."

„Leonissa!" rief Orso und schlug mit Entzücken seine Arme um sie.

„Mein Bruder", fuhr sie fort, „Du wirst mir verzeihen, daß ich ohne Deine Befehle hierher komme; aber ich habe von unsern Freunden erfahren, daß Du angekommen seist, und da habe ich nicht widerstehen können, Dich zu sehen."

Orso küßte sie zärtlich, wendete sich dann gegen den General und rief:

„Es ist meine Schwester, die ich nicht wieder erkannt haben würde, wenn sie sich nicht genannt hätte."

„Leonissa, der General Sir James Grant. Herr General, Sie werden mich gütigst entschuldigen, wenn ich heute nicht bei Tische erscheine . . . Meine Schwester . . ."

„Bah, was, was! Wo wollen Sie denn essen, mein Liebster?" rief Sir Grant; „Sie wissen ja, daß es in dieser Spelunke nur einen Tisch gibt, und der ist für uns. Die Signora wird meiner Tochter eine große Freude machen, wenn sie sich an uns anschließen will."

Leonissa warf einen fragenden Blick auf ihren Bruder, der sich nicht lange bitten ließ, und alle traten nun in das größte Zimmer des Gasthauses ein, das dem General als Speisesaal diente. Leonissa machte vor Miß Lydia eine tiefe Verbeugung, sprach aber kein Wort. Man sah, daß sie sehr verlegen war; denn sie befand sich zum ersten Male in ihrem Leben in Gegenwart von Fremden aus der großen Welt. Indeß zeigte sich doch in ihrem Benehmen nichts Linkisches und Unbeholfenes, so daß sie auf Miß Grant den vortheilhaftesten Eindruck machte und diese die Herablassung sogar so weit trieb, selber ihr eigenes Zimmer zur Wohnung anzubieten.

Leonissa stammelte einige Worte des Dankes und folgte der Dienerin, um ihren durch die Reise etwas verschobenen Anzug zu ordnen.

Als sie in den Saal zurückkam, blieb sie vor den Jagdflinten des Generals stehen, welche in einer Ecke standen. „Die herrlichen Waffen!" rief sie, „sind sie Dein, mein Bruder?"

„Nein, das sind englische Flinten, die dem Herrn General gehören . . Sie sind eben so gut, als schön."

„Ich wünschte, daß Du eine davon hättest."

„Jedenfalls gehört eine davon dem Herrn della Rebbia", rief der General. „Er weiß zu gut damit umzugehen: heute Morgen vierzehn Schüsse und vierzehn Stücke Wild."

Orso protestirte gegen die Großmuth des Generals; aber es half Nichts, er mußte einwilligen und that es zur größten Befriedigung seiner Schwester, aus deren Augen plötzlich eine beinahe kindische Freude leuchtete.

„Wählen Sie, mein Freund", sprach Sir Grant. Orso nahm Anstand. „Nun, so soll Ihre Schwester für Sie wählen!"

Leonissa ließ sich's nicht zwei Mal sagen; sie nahm das am wenigsten verzierte unter den Gewehren, eine vortreffliche Doppelbüchse mit großem Kaliber. „Diese muß", sagte sie, „die Kugel weit genug hinausjagen."

Während Orso sich in Danksagungen erging, ward das Essen aufgetragen. Leonissa, die nur auf einen Wink ihres Bruders zu bewegen war, Theil zu nehmen, machte als

gute Katholikin das Zeichen des Kreuzes, ehe sie sich niedesließ.

Miß Lydia fand dies äußerst „naturwüchsig" und versprach sich, noch mehrere anziehende Beobachtungen über die alten Sitten der Corsen zu machen. Was Orso betrifft, so war es ihm nicht ganz behaglich bei dem Gedanken, seine Schwester möchte vielleicht irgend einen Verstoß gegen die Gebräuche der feinen Welt begehen; aber Leonissa beobachtete ihn unaufhörlich und regelte ihr ganzes Betragen nach dem seinigen. Bisweilen betrachtete sie ihn mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Wehmuth, und wenn in einem solchen Augenblicke die Augen des Bruders den ihrigen begegneten, wandte er bestürzt seine Blicke ab, wie wenn er einer Frage ausweichen wollte, die er nur allzugut verstand.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Hüte dich, vor dem Beredten deinen Schild gleich wegzuwerfen,
Denn geborgte Floskeln sind es, Redensarten, sonst nichts mehr.
Nach Erkenntniß und nach Wahrheit strebe nur: der eitle Schwätzer
Hat die Waffen vor der Thüre, drinnen ist die Festung leer.

Die Seel hat ein Gepräge, das zeigt an einem Mann,
Ob er ist edel oder sich nur stellt edel an.

Verschiedenes.

Es gibt eine Tabaks-Melancholie. Mancher wird melancholisch, wenn er keinen Tabak hat, und Mancher, weil er zu viel raucht, namentlich Cigarren. So behaupten die Aerzte. Zuviel Cigarren-Rauchen schwächt den Magen und macht unlustig zum Arbeiten. Wenn der Magen nichts taugt, taugt der Mensch nichts, sagen die Kraft- und Stoff-Philosophen.

(Dumme Frage.) „Liebe Tante, in meinem Büchlein hier steht: Die Menschen müssen den schmalen Weg der Tugend wandeln. Tante, kannst Du das mit Deiner Crinoline auch?"

(Tiefsinn.) Fräulein: „Wie kömmt denn nun das? Gestern habe ich die Schuhe erst bekommen und heute sind sie schon zerrissen."

Schuhmacher (nachdenkende Miene machend und den Finger an die Nase legend): „Ah, Fräulein! ich erspähe den Grund. Sie sind jedenfalls darin ausgegangen."

Zweisilbige Charade.

Von Steinen ist die erste fest gegründet,
Wie man sie auch in unserer Gegend findet;
Wenn droht der Feinde arger Trutz,
So gibt sie den Bedrängten Schutz.
Allein sie wiederstehet nicht der Bomben Höllenkraft,
Und auf ihr werden Tausende wohl hingerafft.
Was jene Feuerwuth verschont' in der Vergangenheit,
Das frißt zuletzt der stärkre Zahn der Zeit.

Die Zweite trifft man in Palästen und auf Thronen;
Doch auch in Städtchen sehet ihr sie wohnen:
Ja, Mancher auf dem platten Land
Wird höflich ebenso genannt.

Das Ganze ist, so meint ihr wohl, leicht zu errathen.
Und denkt gleich an die Potentaten,
Die sich in festen Burgen wehrten,
Und ihrer Sclaven Mark in Saus und Braus verzehrten.
Nein, Profit d'Mahlzeit! nein, meine lieben Freunde

Burgherren sind es nicht, die ich im Räthsel meinte,
Auf hohen Bergen schwelgten sie, in Dunkelheit
Des Geistes verträumten sie die edle Zeit. —
Laßt euch nicht täuschen von dem Scheine,
Ganz etwas Anders ist das, was ich meine.

Es findet sich im Meer, wo keine Burgherrn trotzen.
Wohl zubereitet dienet es den Lootsen
Und vielen Andern, — nun gebt recht Acht! —
Wenn sie's verstehen, bei Tag und in der Nacht.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 12. Donnerstag, den 27. Januar 1859.

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

9.

Emilie fand ihren Vater nicht mehr. Ein Schlaganfall hatte sein plötzliches Ende herbeigeführt, und er war bereits beerdigt, als seine Tochter ankam.

Seit langer Zeit hatte Herr Roland den Ausbruch seines Bankerotts vor Augen gehabt. Tollkühne Speculationen auf der Börse, von welchen mehrere nach einander fehlschlugen, dann sein übertriebener Luxus, mit dem er seinem Credit eine künstliche, wenngleich nur momentane Stütze zu geben suchte, hatten die Katastrophe beschleunigt, die er nun, aufgerieben durch den erbitterten Kampf, welchen er gegen sein Schicksal unternommen, nicht zu überleben vermocht hatte. Eine Menge Privatpersonen, die ihm ihre Capitalien oder ihre Ersparnisse anvertraut hatten, waren durch dieses Falliment um ihr Vermögen gebracht; die allgemeine Erbitterung war daher eine außerordentliche und nur die gerichtliche Beschlagnahme des ganzen activen Vermögens, die Wahrnehmung, daß zu Gunsten der Gläubiger ohne Rücksicht auf die Hinterbliebenen verfahren werde, konnte einigermaßen die aufgebrachte Menge beschwichtigen.

Die arme Emilie war, obwohl der Brief, der sie so schnell von ihrem Landaufenthalte abrief, sie sehr geängstigt hatte, doch weit entfernt zu glauben, daß eine solche Reihe von Unglücksfällen sie erwarte.

Als sie am andern Morgen, nachdem sie Schalberg verlassen hatte, in D. ankam und das reiche Hotel ihres Vaters betrat, fand sie dort Alles in größter Verwirrung.

Gerichtspersonen, Advocaten, Wechselagenten gingen ab und zu, während ein dichter Haufe von Leuten mit Papieren in den Händen sich in den Salons herumdrängte und mit roher Insolenz um das Mobiliar stritt, welches der Verstorbene hinterlassen hatte.

Emilie begriff diesen Lärmen nicht. Sie hatte noch immer keine Idee von dem, was hier vorging, und eilte mitten durch diese Leute, die von ihr nicht die geringste Notiz nahmen, in das Cabinet ihrer Mutter.

Dort fand sie Madame Roland ganz schwarz gekleidet, wie leblos auf einem Divan ausgestreckt.

Ein Schrei des Entsetzens entrang sich Emiliens Brust, denn nun erkannte sie zum Theil wenigstens ihr Unglück. Sie überließ sich ohne Rückhalt dem Ausbruche des Schmerzes, da Niemand zugegen war, als Doctor Corvin, der Hausarzt der Familie Roland, und Cölestine, das Stubenmädchen, die allein von der ganzen Dienerschaft treu an der Seite der unglücklichen Wittwe geblieben war.

Von Beiden erhielt Emilie, nachdem sie ihre Selbstbeherrschung wieder erlangt hatte, so schonend als möglich die nöthigen Aufklärungen über die ganze Ausdehnung ihres Verlustes.

Sie erfuhr nun, daß der Ruin ein vollständiger, daß das Palais, daß Alles, was es enthielt, dem Concurse verfallen sei, ja daß nicht einmal der Fauteuil ihr gehöre, in welchem sie saß, da die ganze Einrichtung, die Herr Roland erst vor einigen Monaten angeschafft hatte, noch nicht bezahlt sei und somit vom Meubleshändler wieder zurückgenommen werde.

Und leider hat, fügte der Arzt seinen traurigen Mittheilungen bei, Ihre arme Frau Mutter, wie Sie sehen, keine Gedanken mehr.

Seit dem Tode Ihres Vaters liegt sie hier in einem halbbewußtlosen Zustande, ohne zu weinen, ja fast ohne Lebenszeichen, mit einem Worte in einer Lethargie, wie sie mir nur selten in meiner Praxis vorkam.

Mein Gott, mein Gott, so steht es also mit uns! rief Emilie, indem sie sich mit beiden Händen das Gesicht bedeckte. Dann aber erwachte eine bisher noch nie geahnte Energie in ihrer Seele. Wir können und dürfen in diesem Hause nicht mehr bleiben! sagte sie. Wollen wir es also so bald als möglich verlassen! Aber nur durch Ihre Vermittlung, bester Doctor, kann dies geschehen; wenn Sie uns nämlich in irgend einem entlegenen Hause in einer der Vorstädte eine kleine Wohnung suchen, wie sie unsern jetzigen Verhältnissen angemessen ist, die Sie dann schnell mit den nöthigsten Meubles versehen, damit wir heute noch einziehen können. Ich habe einige Ersparnisse, die für diese Anschaffungen und unsere ersten Bedürfnisse ausreichen werden, fuhr Emilie mit einem Tone fort, in welchem eine bewunderungswürdige Resignation und Seelenkraft lag, dann aber will ich durch den Fleiß meiner Hände meine arme Mutter und mich ernähren.

Warum sprechen Sie von solchen Extremen? erwiderte der Doctor. Sie haben Verwandte, wenn auch entfernte, die sich Ihrer annehmen, Freunde, die Sie nicht verlassen werden. Und dann sind ohne Zweifel für Sie noch einige Trümmer aus dem Schiffbruche Ihres Vermögens zu retten, die Ihnen eine bescheidene, aber doch sorgenfreie Existenz sichern.

Die Tochter eines Bankerottiers, Herr Doctor, entgegnete Emilie dem Arzte mit fester Stimme, steht allein in der Welt, denn sie kann Niemanden zur Last fallen wollen, wenn sie einen Funken Ehre besitzt. Nein, nein! fuhr sie fort, ich will in irgend einem verborgenen Winkel unsere Existenz fristen, die eine Sühne für das Unglück sein soll, in welches mein Vater alle Jene stürzte, die ihr Hab und Gut ihm anvertrauten. O ich verhehle mir nicht, Herr Doctor, daß der Name, den ich trage, beschimpft ist, daß er von vielen Hunderten verflucht wird, die Der, der ihn mir gab, um die Früchte ihres Fleißes, um die oft nur durch Mühseligkeiten und Entbehrungen errungenen Ersparnisse brachte. — Sprechen Sie mir daher nicht davon, daß wir uns mit dem, was vielleicht aus dem Bankerotte gerettet wird, ein sorgenfreies Leben sichern können, denn ich will mich lieber der äußersten Armuth unterziehen, als mir das Geringste von dem aneignen, was den Gläubigern meines Vaters gehört.

Der Doctor konnte einem so edlen Entschlusse, konnte einem so heroischen Muthe in einer so verzweiflungsvollen Lage seine gerechte Bewunderung nicht versagen. Er hielt es für seine Pflicht, dem so bestimmt ausgesprochenen Willen des jungen Mädchens zu willfahren, denn er sah ein, daß ein längeres Bleiben in diesem Hause für Emilie und ihre Mutter allerdings unmöglich sei. Er versprach daher, unverzüglich sich in dem Sinne Emiliens nach einer Wohnung umzusehen, und entfernte sich zu diesem Zwecke, nachdem er vorher noch Einiges für Madame Roland angeordnet hatte.

Als Emilie nun aber mit Cölestine allein war, brach ihr Schmerz auf's Neue in lautes Schluchzen aus. Mit Küssen der kindlichsten Zärtlichkeit bedeckte sie unter heißen Thränen das erdfahle Gesicht ihrer Mutter; allein ihre Liebkosungen blieben unerwidert und nichts verrieth, daß Madame Roland lebte, als einzelne unzusammenhängende Worte, die sie von Zeit zu Zeit leise vor sich hinmurmelte, und aus welchen zu entnehmen war, daß ihr Geist sich mit den Verlusten beschäftige, die sie erlitten hatte.

Emilie begriff, daß von ihrer Mutter kein Widerstand gegen die Ausführung ihres Vorhabens, aber anderer Seits auch keine Unterstützung, kein Rath in ihrem künftigen Leben zu erwarten sei. Sie verhehlte sich nicht, daß fortan auf ihren Schultern das ganze Gewicht aller Sorgen laste, daß sie es sei, die trotz ihrer Jugend, trotz ihrer Unerfahrenheit für sich und ihre Mutter die Barke im Ocean des Lebens zu lenken habe.

Als nach ein paar Stunden Doctor Corvin wiederkam und Emilie benachrichtige, daß er eine passende Wohnung gefunden habe, wurde Madame Roland in den Wagen des Arztes gebracht, ohne, wie es schien, zu wissen, was mit ihr geschah.

(Fortsetzung folgt.)

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Nach dem Essen nahm der General wieder seinen gewohnten Platz im Ruhesessel ein und Miß Lydia holte, um die schöne Leonissa zu unterhalten, den Dante hervor und ersuchte Orso, die Stelle aus der „Hölle" des göttlichen Dichters zu lesen, welche die Episode des Francesco von Rimini enthält und die Gefahren schildert, der sich zwei Liebende aussetzen, welche gemeinschaftlich einen Liebes-Roman lesen.

Als Leonissa diese erhabenen Terzinen vernahm, erhob sie ihr bisher gesenktes Haupt, ihre Augen leuchteten gleich einem funkelnden Zwillingsgestirn, sie erröthete und erbleichte wechselsweise, und bewegte sich convulsivisch in ihrem Sessel.

„O, wie ist das schön!" rief sie, als ihr Bruder zu lesen aufhörte. „Wer hat das gemacht?"

„Ich werde mit Dir den Dante zu Pietranera lesen, wenn wir daheim sind."

„Mein Gott, wie ist das schön!" wiederholte Leonissa und recitirte drei bis vier Tercinen, die sie auf der Stelle behalten hatte, mit tiefer Stimme und mit einem Ausdruck, den ihr Bruder nicht hineinzulegen vermocht hatte.

Die Engländerin erstaunte. Ein so tiefes Gefühl für Poesie war ihr noch nie begegnet.

„Sie sehen", sprach Orso, „welche Macht die Verse des Dichters über die Seele einer kleinen Wilden ausüben, die nichts gelernt hat, als ihr Vater Unser. Doch ich erinnere mich, Leonissa, Du gehörst ja auch zur Dichterzunft. Hast Du nicht schon als Kind Dir den Ruhm erworben, die besten Verse in der ganzen Umgegend von Piatranera aus dem Stegreif zu machen?"

Leonissa warf einen bittenden Blick auf ihren Bruder und erröthete. Miß Lydia aber, die von den corsischen Improvisationen schon etwas gehört hatte, drang in das schüchterne Mädchen, ihr eine Probe ihres Talents zu geben. Vergebens protestirte diese, vergebens versicherte ihr Bruder, daß es unmöglich sei, eine corsische Ballade nach Dante's herrlicher Schöpfung zu hören: Miß Lydia blieb unbeweglich, und so mußte sich denn das arme Kind entschließen, zu improvisiren.

Leonissa seufzte, schaute einige Minuten starr auf den Boden, dann zur Decke des Zimmers empor, legte hierauf die Hand auf die Augen, gleich den Vögeln, die nicht gesehen zu werden hoffen, wenn sie ihren Kopf verstecken, und sang oder vielmehr declamirte mit klangreicher, aber zitternder Stimme folgende Serenade:

In dem tief versteckten Thale,
Unberührt vom Sonnenstrahle,
Steht ein Häuschen, still und klein.

Hier, entfernt vom Freudenkreise,
Trauert einsam eine Waise;
Ach, kein Freund kehrt bei ihr ein.

Aber um die Mittagsstunde
Bringt ein Täubchen ihr die Kunde,
Daß ihr Bruder wiederkehrt.

Und die Waise hebt die Blicke,
Selig in dem nahen Glücke,
Das der Himmel ihr beschert.

„Das war ja eine recht wohlerzogene Taube", rief Orso, seine Schwester mit einer Rührung umarmend, welche seinen Scherz Lügen strafte.

Lydia war entzückt, weniger über den Inhalt der kunstlosen Strophen, als über die Eigenthümlichkeit ihres Vortrages. Sie stand auf, holte ihr Album herbei und bat die Corsin, sich in demselben zu verewigen. Leonissa, welche in ihrem Leben noch keine Verse geschrieben hatte, schrieb ihre kleine Serenade, doch nicht in Reihe und Glied, wie man ein Gedicht zu schreiben pflegt, sondern so, daß die Verse einander, so weit es das Blatt gestattete, auf derselben Zeile folgten. Auch über die Orthographie der holden Dichterin hätte ein Schulmeister einige unholde Bemerkungen machen und einige Schnitzer an den Rand anstreichen können, was den zärtlichen Bruder nicht wenig in Verlegenheit setzte.

Als die Mitternachtsstunde herangekommen war, zogen sich die beiden Damen in ihr Zimmer zurück. Während hier Lydia ihren Halsschmuck und ihre Armbänder ablegte, bemerkte sie, daß ihre Gefährtin etwas unter ihrem Gewande hervorzog, das aussah wie ein Blankscheit, und es sorgfältig unter ihrem

auf dem Tische liegenden Mezzaro verbarg. Darauf kniete sie nieder und faltete mit gesenktem Haupte die Hände zum Gebet. Zwei Minuten nachher lag sie in ihrem Bette. Neugierig, wie alle Engländerinnen, hob jetzt Lydia, als ob sie eine Nadel suche, den Schleier in die Höhe und bemerkte einen ziemlich langen Dolch, dessen Griff auf das Zierlichste mit Perlmutter und Silber gefaßt war.

„Ist es hier zu Land Sitte“, fragte Lydia lächelnd, „daß die Damen dieses kleine Instrument in ihrem Corset tragen?“

„Sie müssen wohl“, antwortete Leonissa seufzend, „denn es gibt gar viele böse Menschen.“

„Hätten Sie wirklich den Muth, damit Einem einen Stich zu versetzen? so? ....“ Und Miß Grant ergriff den Dolch und fuhr damit, wie man auf dem Theater zu stechen pflegt, von oben nach unten durch die Luft.

„Ja“, sagte Leonissa mit sanfter Stimme, „wenn es nothwendig werden sollte, mich oder meine Freunde zu vertheidigen. Aber so muß man ihn nicht halten; Sie könnten sich verwunden, wenn die Person, nach der Sie stoßen, sich zurückzöge. Und sich auf ihrem Kissen erhebend, nahm sie die Waffe: „Sehen Sie, so muß man stoßen“, indem sie von unten nach oben fuhr, „so trifft's tödtlich! Glücklich, wer solcher Waffen nicht bedarf.“

Sie seufzte, legte ihr Köpfchen wieder auf's Kissen nieder und schloß die Augen. Wäre Phidias vor ihr gestanden, er hätte sich kein schöneres Modell zum Haupte seiner Minerva wünschen können. (Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt dich um's Vergangne nicht bekümmern,
Das Wenigste muß dich verdrießen;
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und die Zukunft Gott überlassen.

Wie Leib und Seele
Sich so verschieden fügt!
Die eine liegt
In Moderhöhle,
Die andre wie ein Engel fliegt.

Verschiedenes.

(Die Gelehrsamkeit im Kampf gegen Marktweiber.) Ein alter Gelehrter, Wittwer geworden, sah sich zuweilen genöthigt, selbst etwas Genießbares einzukaufen, und dabei wurde ihm die Grobheit eines Marktweibes, deren Zunge nicht zu besiegen war, unausstehlich. Er sann auf Mittel, gegen ihre Schmähreden aufzukommen, und schaffte sich auch ein wirksames. Als er einst eine Waare zu theuer fand und das Weib ihre Schimpfwörter ausgeiferte, stellte er sich in wüthender Geberde vor sie hin und benutzte das hebräische Alphabet zu folgender, mit tüchtigem Baß ausgestatteter Entgegnung: „Du abscheulicher und verdammter Aleph, du Beth, du Gimmel, du Daleth, du He, du Waw, du Sajin, du Chet, du Tet, du Jod, du Caph, du Lamed, du Mem, du Nun, du Samech, du Ajin, du Pe, du Zade, du Kuph, du Resch, du Schin, du Sin, du gräßlicher Thau!“ Nach den ersten zehn Ausrufungen stand das Weib wie erstarrt stumm vor solcher Fluth von vermeinten Schimpfworten, die andern Weiber hörten auch mit Entsetzen zu, und alle benahmen sich in der Folge gegen den Gelehrten sehr zahm, denn sie glaubten, ihren Meister im Schimpfen gefunden zu haben.

Im Jannar 1787 begegnete Kaiser Joseph in der Burg einem Hofrath, der einen ziemlichen Pack Schriften unter dem Arme trug. „Sie tragen schwer“, sagte der Monarch, und zog vier Bogen aus der Tasche. „Sehen Sie“, sagte er, „ich trage aber schwerer; in diesen vier Bogen sind die schweren Sünden von zwölf untreuen Beamten verzeichnet.“

Ein Lehrer erzählte jüngst in seiner Schule von dem ersten Menschenpaare. Ein kleiner Knabe stellte nun, als er nach Hause kam, folgende Frage an seine Mutter: „Mutter! Als Adam und Eva allein da waren, wer war denn da Bürgermeister?“

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 12: Wallrath.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 13. Samstag, den 29. Januar **1859.**

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

Emilie verließ ohne besonderes Leid diese glänzenden Räume, obwohl sie die Stätte ihrer Geburt waren. Wie Schattenbilder zogen tausend Erinnerungen durch ihre Seele, Erinnerungen, die aber nichts Freundliches an sich hatten. Sie sah sich als Kind umgeben von Wärterinnen, aber immer entfernt von der Mutter; dann kam die Zeit, wo sie ganz das elterliche Haus verlassen mußte, um wieder unter fremden, mehr oder minder gleichgiltigen Personen in einem Institute erzogen zu werden, und nach dieser übrigens in ihrem jungen Leben glücklichsten Epoche sah sie sich gleich einer an Fäden geleiteten Marionette ohne freie Bewegung wieder in diesen Salons, wo die Kälte der sie umgebenden Menschen ihr empfindsames Herz erstarren machte.

Was hätte sie also bedauern sollen, als sie aus diesem Hause schied? Etwa die erborgten Schätze ihres Vaters, die seidenen und sammtnen Meubles mit ihren prätenciösen Vergoldungen, diesen Luxus einer geldaristokratischen Großthuerei?

Nein! Emilie ließ dies Alles mit stoischem Gleichmuthe zurück und stieg muthig die drei Treppen der neuen Wohnung hinauf, die Doctor Corvin in einem einfachen, aber reinlichen Hause auf der Landstraße von L. für sie gefunden und gemiethet hatte.

Anders war es bei Madame Roland, die einen Augenblick lang aus ihrem Stumpfsinn zu erwachen schien, als sie sich in so einfache Zimmer versetzt sah, wo weder Bronzelüstres noch Pendulen, wo weder kostbare Bilder noch venetianische Spiegel, weder persische Teppiche noch reiche Etagères zu finden waren.

Ihr Gesicht nahm einen Ausdruck des Schreckens an, bald aber wich derselbe ihrer bisherigen Apathie und sie ließ sich von Emilie und Cölestine wie ein kleines Kind entkleiden und zu Bette bringen, während der Arzt im Nebenzimmer wartete, um ersterer die übrigen Theile der kleinen Wohnung zu zeigen und sie mit den Bedingungen bekannt zu machen, unter welchen dieselbe vom Hauseigenthümer, einem Maler, der mit seiner Familie die erste Etage seines Hauses bewohnte, abgelassen worden war.

Der zweite Stock war in zwei Hälften getheilt; die eine stand leer, die andere, die zwei Zimmer, eine kleine Kammer und eine Küche enthielt, also gerade Raum genug für eine so kleine Haushaltung, wie Emilie sie von nun an führen mußte, wurde von den unglücklichen Hinterbliebenen des Bankiers bezogen.

Die Fenster dieses kleinen Quartiers gingen auf den Garten hinaus, über welchen die Bäume der Landstraße von L. hervorsahen, so zwar, daß also kein lästiges vis-à-vis genirte. Gerade wegen dieser Einsamkeit und Ruhe hatte sich der Doctor für dieses Logis entschieden, wofür ihm Emilie herzlich dankte, indem sie mit seiner verständigen Wahl um so zufriedener war, als der geringe Miethpreis ihr erlaubte, denselben für ein halbes Jahr vorauszuentrichten, ohne dadurch ihren kleinen Ersparnissen, die ungefähr aus 200 Thalern bestanden, einen zu bedeutenden Ausfall zu verursachen.

Als der Doctor fort war, setzte sich Emilie neben das Bett ihrer Mutter, um bei ihr während der Nacht zu wachen. Es waren dies wichtige Stunden im Leben des jungen Mädchens, Stunden, die sie inbrünstigen

Gebeten und ernsthaften Betrachtungen widmete.

Sie blickte mit religiöser Ergebung auf den dornenvollen Pfad des Lebens, der vor ihr lag und den sie freudlos und allein zu durchwandeln hatte, denn obwohl schuldlos, haftete ein Flecken auf ihrem Namen, der sie ausschloß aus der Gesellschaft aller Ehrlichen! Stille Thränen rieselten über ihre Wangen, denn sie dachte nun auch an die fröhlich verlebten Tage in der Meierei, die so traurig endeten, um nie wiederzukehren; sie dachte an Gretchen, ihre Freundin, dachte an Joseph, ihre erste Liebe, — und es wollte dabei das Herz ihr brechen, denn auch Freundin und Geliebter schienen ihr durch die Schuld des Vaters auf immer verloren.

Wie kann ich mich mehr vor der Familie Müller sehen lassen? sagte Emilie zu sich selbst. Trotz ihrer bisherigen Freundschaft wird Gretchen sich nunmehr meiner schämen, und Joseph Müller wird, wenn er mich auch liebt, seine Liebe besiegen, da er zu stolz sein wird, mit mir Unglücklichen an den Altar zu treten.

So erging es dem armen Mädchen wie so Vielen, die in den schweren Prüfungen des Lebens das Vertrauen auf die Menschen verlieren.

Desto unerschütterlicher war aber ihr lebendiger Glauben an Gott. Er, der Allbarmherzige, der keines seiner Geschöpfe aus den Augen verliert, war ihr Anker! Von ihm, der über Alle wacht, hoffte sie die Kraft zu erlangen, sich mit Resignation in ihre isolirte Lage, in all' die Entbehrungen zu schicken, die fortan ihr Loos sein würden. Nur für ihre Mutter war ihr bange. Ihre Mutter, zu sehr an den Luxus gewöhnt, wird sie wohl je eine ärmliche Existenz ertragen lernen?

O! was in meinen Kräften steht, rief Emilie, will ich gerne thun, um ihr die Veränderung unserer Verhältnisse weniger empfindlich zu machen. Die kostbaren Kleider, die Mantillen mit den werthvollen Spitzen, kurz meine ganze Toilette, die ich bei Gretchen zurückgelassen habe, will ich für meine Mutter zurechtrichten, denn sie ist ja so sehr an Eleganz gewöhnt, während ich selbst nichts mehr brauche, als das einfache Kleid einer Arbeiterin!

(Fortsetzung folgt.)

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des folgenden Tages kündigte Orso seiner Schwester an, daß er mit ihr Ajaccio verlassen und nach Pietranera zurückkehren wolle. Erfreut über diesen Entschluß schickte Leonissa ihren Begleiter voraus, damit er die Ankunft ihres Bruders ankündige und ihm einen festlichen Empfang vorbereite. Der General und seine Tochter waren nicht wenig betroffen und überredeten Orso, noch einen Tag zu verweilen. Orso blieb. Statt aber, wie gewöhnlich, auf die Jagd zu gehen, schlug er am Vorabend vor seiner Abreise einen Spaziergang am Ufer des Golfs vor. Es war einer jener herrlichen Sommerabende, an welchem die letzten Scheideblicke der untergehenden Sonne Himmel, Meer und Berge in Purpurgluth tauchen, und alles Lebendige nach drückender Tageshitze wieder frei und fröhlich zu athmen beginnt. Orso reichte Lydien den Arm und ihm folgten in einiger Entfernung Leonissa und der General, der sich alle Augenblicke das mittelmäßige Vergnügen machte, einem armen Strandläufer oder Ententaucher eine Ladung englischer Schrote durch den Leib zu jagen.

„Miß Lydia", begann Orso nach einem etwas peinlich gewordenen Stillschweigen, „was denken Sie von meiner Schwester?"

„Sie gefällt mir sehr", antwortete die Gefragte, „besser als Sie", fügte sie lächelnd hinzu, „denn sie ist mit Leib und Seele Corsin, und Sie sind nur ein Halbwilder."

„Ein Halbwilder! . . . Ja, es ist wahr, wider Willen fühle ich mich verwildern, seitdem ich den Fuß auf diese Insel gesetzt habe. Tausend schreckliche Gedanken durchstürmen und foltern mein Innerstes . . . Darum drängt es mich, noch ein Mal mit Ihnen zu sprechen, ehe ich mich für immer in meine Wüste begrabe."

„Man muß eben Muth haben, mein Herr. Sehen Sie die Entsagung Ihrer Schwester; sie gibt Ihnen das Beispiel."

„Täuschen Sie sich nicht: sie, meine Schwester, eben ist's, die mich zu dem Entsetzlichen treiben wird."

„Herr della Rebbia, Sie verleumden Ihre Schwester. Worauf gründen Sie einen so ungerechten Verdacht?"

„Noch hat sie kein Wort zu mir gesprochen; aber aus jedem ihrer Blicke hab ich bemerkt, was sie von mir erwartet. Wenn sie nicht an Rache dächte, so hätte sie bereits unsers armen Vaters und seiner Mörder erwähnt. Aber sie hat es nicht gethan, weil sie mich noch nicht ganz in ihrer Gewalt zu haben glaubt. Bin ich aber erst zu Hause, und kommt der rechte Augenblick, dann . . ."

„Sie erschrecken mich. Es scheint, daß die Luft Ihrer Insel nicht blos das Fieber, sondern auch den Wahnsinn erzeugt. Glücklicherweise werden wir sie bald wieder verlassen."

„Doch nicht ohne Pietranera gesehen zu haben. Sie haben es meiner Schwester versprochen."

„Wir müssen wohl; denn vielleicht hätten auch wir sonst Eure korsische Rachsucht zu fürchten."

„Sie treiben mit mir einen grausamen Spott. Wahrlich, Sie sollten mich schonen. Neulich noch sprachen Sie mit mir, wie mein guter Engel, um mich nicht in Wahnsinn gerathen zu lassen, und jetzt . . ."

„Jetzt?" fiel Lydia in ernstem Tone ein. „Ich habe Ihr Wort als Ehrenmann und Officier. Sie haben es mir in einer feierlichen Stunde gegeben. Werden Sie es halten?" fuhr sie fort, indem sie sich niederbückte, um eine Blume zu pflücken.

„Könnten Sie zweifeln, Miß Lydia?"

„Hören Sie, Herr della Rebbia, Sie sind ein Kind und darum werde ich Sie wie ein Kind behandeln. Sehen Sie hier diesen Ring. Es ist ein ägyptischer Scarabäus, den man in einer Pyramide gefunden hat. Dieser sonderbare Käfer, den man für eine Flasche ansehen könnte, ist ein Sinnbild des menschlichen Lebens. Daneben steht ein Schild und eine Hand eingegraben, die eine Lanze hält. Das soll heißen: „Das Leben ist ein Kampf!" Nehmen Sie diesen Scarabäus von mir, und wenn Ihnen wieder ein korsischer Gedanke aufsteigt, so sehen Sie meinen Talisman an und sagen Sie zu sich selbst, daß ein Mann als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen muß. Predige ich nicht vortrefflich?"

„Ich werde an Sie denken, Miß Grant, und mir sagen . . ."

„Sagen Sie sich, daß Sie eine Freundin haben, die untröstlich sein würde, wenn . . . wenn . . . wenn Sie gehängt würden. Es würde doch Ihren Vorfahren, den Herren Korporalen, gar zu leid thun." Mit diesen Worten verließ sie lachend den Arm Orso's und lief zu ihrem Vater zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Wie einst Phidias' Standbild der Pallas Athene auf den Zinnen der Akropolis, weithin sichtbar in erhabener Größe und Schönheit, als Symbol hellenischer Herrlichkeit prangte, so steht die Gestalt Alexander von Humboldt's auf der Höhe germanischen Lebens und wird noch späten Jahrhunderten ein ehrendes Wahrzeichen für die geistige Entwickelungsstufe unseres Volkes und unserer Zeit sein.

Wie aber alle Welt den Namen Alexander von Humboldt kennt, so sollten, wenigstens in Deutschland, nicht blos die Männer der Wissenschaft, sondern das ganze Volk, um dessen Aufklärung er sich, wie kein Anderer vor ihm, Verdienste erworben hat, auch sein Leben kennen. Denn „nur Dasjenige, was wir entstehen sehen," sagt ein bekannter Naturforscher, „können wir begreifen." Das Feld, auf welchem Humboldt steht, und wie eine ewige Pyramide allen kommenden Generationen Zeugniß seines Lebens und Jahrhunderts gibt, ist das große, in unabsehbare Fernen sich ausdehnende Gebiet der Naturwissenschaft — die Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner, die Auffindung der größeren Naturgesetze, denen Weltkörper, Menschen, Thiere, Pflanzen und Mineralien gehorchen, die Entdeckung neuer Lebensformen, die Bestimmung bis dahin ungewisser Gegenden und deren Producte — die Bekanntschaft mit neuen Völkern, Sitten, Sprachen und geschichtlichen Spuren der Cultur; auf diesem Gebiete wirkte er mit unerschöpflicher Thätigkeit, Umsicht und Ausdauer und bebaute zuerst im Großen den Grund einer physischen Weltkunde. Seine Untersuchungen und Entdeckungen griffen in ihren fortwirkenden Folgerungen in alle Zweige des gelehrten und practischen Wissens hinein und fanden Anwendung auf zahlreiche Kreise des menschlichen Lebens; seine lebendigen Naturschilderungen erhoben die Seele und weckten die Reiselust, denn sie waren so reich an Be-

lehrungen und so anmuthig und phantasieerregend durch die Reize seiner wunderbaren Darstellung, daß unzählige Jünglinge, begeistert für die Naturschönheit, unzählige Männer, angetrieben zum Studium der Naturwissenschaft — aber auch viele weibliche Gemüther, angezogen durch die märchenhafte Tropenwelt und die Bewunderung des Großen — in Ehrfurcht den Namen des Mannes aussprechen lernten, dessen Persönlichkeit bei Vielen mit dem zauberischen Glanze des Geheimnißvollen und Wunderbaren umkleidet wurde, wenn sie in der Schilderung abenteuerlicher Seefahrten und gefährlicher Wanderungen in wilden, glühenden Gegenden seiner Person begegneten.

Eine solche Persönlichkeit ist gewiß geeignet, Eigenthum des Volksbewußtseins zu werden und namentlich das deutsche Nationalgefühl zum Stolze auf dieses Eigenthum zu wecken.

Dieses Ziel hat die verdienstvolle Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig, dem Herausgeber der „deutschen Volksbibliothek," im Auge, wenn sie die allgemein geschätzte Lebensbeschreibung des großen Geistesheroen von Hermann Klencke als Supplement zu jener Volksbibliothek, in welche sie in dankenswerther Weise auch Humboldt's Schriften eingereiht hat, erscheinen läßt, und zwar zu dem wohlfeilen Subscriptionspreise von 14 kr. per Heft, deren etwa 5 das Ganze bilden, und deren letztem das Portrait v. Humboldt's beigefügt wird. Möge darum diese dritte Auflage der bereits in mehrere Sprachen übersetzten Lebensbeschreibung überall die verdiente Aufnahme finden!

In demselben Verlage erscheint soeben die 7te gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage von dem bekannten „L. Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute, insbesondere für Zöglinge des Handels; enthaltend das Ganze der Handelswissenschaft in gedrängter Darstellung." Das uns vorliegende 1. Heft enthält die 3 Abschnitte: Ueber Handel und die Arten desselben. Die Waarenkunde und der Waarenhandel. Münz-, Maß- und Gewichtskunde. Der Subscriptionspreis ist für 9 Hefte (von 3—4 Druckbogen) 18 kr.

Verschiedenes.

Oscar v. Redwitz hat unter die Mitglieder der Kammer ein Gedicht vertheilt, welches als characteristischer Ausdruck der Stimmung dienen kann, von der sich die Mehrzahl der Abgeordneten bei der Wahl des Dr. Weis zum zweiten Kammerpräsidenten leiten ließ. Hier ist es:

Zum 20. Januar 1859.

Wir haben lang erwogen
Im ernsten Mannesrath,
Bevor wir sie vollzogen
Die feierliche That.
Das war kein trotzig Handeln,
Und Keiner that es gern —
Nichts kann die Treue wandeln
Dem König, unserm Herrn.

Sie wollten uns verwehren
Das Recht der freien Wahl;
Es brachten's neu zu Ehren
An neunzig Mann zumal.
Wir durften nicht vergeben
Von unserm Recht den Kern —
Doch unser Gut und Leben
Dem König, unserm Herrn!

O daß er könnte schauen
In unsrer Herzen Grund,
Er würd' uns gern vertrauen,
Als seiner Treuen Bund.
Das Recht hat uns getrieben,
Doch aller Trotz war fern —
Voll Ehrfurcht Alle lieben
Den König, ihren Herrn.

Und sollt' auf's Neue gähren
Des Aufruhrs wilde Fluth,
Dann wollen wir bewähren,
Was uns im Herzen ruht.
Dann wahrlich soll er flammen
Der Treue heller Stern —
Wir steh'n am Thron zusammen
Und schützen unsern Herrn.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 14. Dienstag, den 1. Februar 1859.

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

So brach der Tag an, ohne daß Emilie ein Auge geschlossen hatte. Sie blickte nun im Zimmer umher, welches schon in den wenigen Stunden, seit welchen sie es bewohnte, Zeuge so vieler Thränen, so tiefer Seufzer geworden war. Es enthielt nichts als das Bett, auf welchem Madame Roland lag, zwei Stühle, eine Commode, einen runden Tisch und einen alten verblichenen Divan.

Emilie nahm sich vor, ihre Schmucksachen zu verkaufen, um den Boden mit einem weichen Teppiche zu belegen, um einen bequemen Fauteuil anschaffen, um überhaupt das Zimmer, welches sie für ihre Mutter bestimmte, so viel als möglich ausschmücken zu können.

Dann begab sich Emilie auch in die Nebenstube, welche die ihrige werden sollte. Dort fand sie nun zu ihrer größten Ueberraschung Cölestine vollständig angezogen auf einem Stuhl. Sie sah, daß das treue Mädchen ebenfalls die Nacht durchwacht hatte, um bei einer etwaigen Verschlimmerung in dem Zustande der Wittwe sogleich bei der Hand zu sein.

Wie soll ich dir für so viel Hingebung genug danken, du treue Seele! rief Emilie; wie schwer wird es mir werden, mich von dir zu trennen.

Ich bleibe bei Ihnen, mein liebes Fräulein, erwiderte Cölestine.

Aber in meiner jetzigen Lage, entgegnete Emilie traurig, kann ich dich nicht mehr behalten.

Wollen Sie mich denn fortjagen, mein liebes Fräulein, wenn ich Sie nicht verlassen will? Sie beabsichtigten zu arbeiten, fuhr Cölestine fort, so sagten Sie dem Doctor. Nun gut, mein Fräulein, auch ich will es, denn ich war, bevor ich zu Ihnen in Dienst kam, Weißnähterin. Warum soll ich nun nicht mein früheres Geschäft wieder treiben können? Wir arbeiten zusammen, mein Fräulein, und ich besorge das Abholen und das Zurückbringen der Gegenstände, die wir von dem Weißwaaren-Magazin, in dem ich früher arbeitete, recht gerne zur Verfertigung bekommen werden. Dafür gönnen Sie mir ein Plätzchen in Ihrer Wohnung, die ich Ihnen nebenbei alle Morgen wieder in Ordnung bringe, da ich dies nun einmal so gewohnt bin.

Emilie drückte gerührt dem guten Mädchen die Hand. Sie war über eine so seltene Uneigennützigkeit aufs Freudigste überrascht und zögerte nicht länger, dem Vorschlage Cölestinens beizustimmen.

Du bewährst dich mir als eine Freundin, sagte Emilie, und Freunde in der Noth sind selten. So bleibe denn, liebe Cölestine, und lasse uns so bald als möglich einen Wettkampf des Fleißes beginnen.

Nachdem Emilie noch lange mit Cölestine ihre Pläne für die Zukunft, die Einrichtungen, die sie treffen wollte, den wahrscheinlichen Gewinn, den sie aus ihren Arbeiten zu ziehen hofften, besprochen hatte, kehrte sie wieder in das Zimmer ihrer Mutter zurück, während Cölestine ausging, um einige uumgänglich nöthige Gegenstände, sowie auch einige Lebensmittel für ihr frugales Mittagsmahl zu kaufen.

Inzwischen schrieb Emilie an Gretchen und setzte sie von dem Tode ihres Vaters in Kenntniß. Von ihren übrigen Verlusten berührte sie in ihrem Briefe nichts, denn sie dachte erröthend daran, daß die Familie Müller das Falliment ihres Vaters leider nur zu früh durch Andere erfahren würde. Schon die neue

Adresse, die sie ihrer Freundin wegen der Nachsendung ihrer Effecten angeben mußte, dachte sie, werde Gretchen auf die Vermuthung einer traurigen Veränderung ihrer Lage bringen.

Am andern Tage erhielt Emilie ihr Gepäck, nebst einem Briefe, worin Gretchen sie der herzlichsten Theilnahme versicherte.

Cölestine packte die beiden großen Koffer aus, die nunmehr den ganzen Reichthum der Bankierstochter enthielten; dann öffnete Emilie ein Reisenecessär und nahm ihre mit Brillanten besetzte Uhr und noch andere Pretiosen heraus, die sie der treuen Cölestine gab.

Nimm diese Uhr, dieses Armband, diese Broche mit den Ohrringen, sagte sie, und verkaufe Alles, denn es paßt nun nicht mehr für mich. Von dem Erlöse will ich meiner Mutter einige bequeme Möbel anschaffen, damit sie bei ihrer Wiedergenesung nicht zu schmerzlich durch die Wahrnehmung einer so ärmlichen Einrichtung berührt wird, wie sie gegenwärtig in ihrem Zimmer ist.

Als Cölestine seufzend die Gegenstände nahm und durch ihre niedergeschlagene Miene verrieth, wie wehe es ihr that, daß ihr Fräulein gezwungen war, so schöne Schmucksachen zu veräußern, ergriff Emilie, erfreut über diesen neuen Beweis der seltenen Herzensgüte dieses Mädchens, ihre Hand und drückte sie freundlich.

Lasse es dir nicht leid sein um diese Sachen, sagte sie, sie wecken nur peinliche Erinnerungen in mir und haben nur insoferne einen Werth für mich, als sie mich in den Stand setzen, meiner Mutter einige Erleichterungen zu verschaffen.

10.

Schon nach einigen Tagen war Alles so eingerichtet, wie Emilie es wünschte. Der Toilettentisch ihrer Mutter war mit einem gestickten Mousselinvorhange versehen, das Kanapee hatte einen Ueberzug bekommen, vor dem Bette der Madame Roland lag ein schöner Teppich und ein weicher Lehnstuhl breitete seine Arme aus, als wolle er die Kranke einladen, sich seiner zu bedienen.

Für ihr eigenes Zimmer hatte Emilie nichts zur Verschönerung gethan. Sie ließ es arm und schmucklos, wie sie es bei ihrem Einzuge gefunden, nur ein Klavier hatte sie sich gemiethet, da sie die Musik leidenschaftlich liebte und besonders jetzt in ihr einen Trost, eine Erquickung ihrer Seele zu finden hoffte.

Nach allen diesen Anschaffungen blieben der armen Emilie im Ganzen noch etwa 80 Thaler. Nun dachte sie ernstlich daran, sich durch Cölestine Arbeiten verschaffen zu lassen.

Letztere wandte sich daher an ihren früheren Principal, und zwar, wie sie es gehofft hatte, nicht vergebens, denn nach ein paar Stunden kam sie erfreut über die vielen Aufträge, mit welchen sie betraut wurde, zurück.

Von nun an arbeiteten beide Mädchen mit dem unermüdlichsten Eifer. Unter Tags hatten sie hiezu wenig Zeit, denn Madame Roland erheischte viel Pflege, und Emilie, die mit frommer Hingebung es sich nicht nehmen ließ, ihre Mutter allein zu bedienen, brachte fast den ganzen Tag an ihrem Bette zu, während Cölestine von den Geschäften der Haushaltung in ihrer Eigenschaft als Stubenmädchen, Köchin und Wäscherin in Anspruch genommen war. Aber die Abende hatten die beiden Mädchen für sich und diese benützten sie, um ohne Unterbrechung oft so lange zu nähen, bis das allmälige Erlöschen der Lampe sie daran erinnerte, daß es Zeit sei, sich zur Ruhe zu begeben.

So vergingen einige Wochen, während welchen Emilie aber zu ihrem großen Kummer bemerkte, daß sie trotz ihres eisernen Fleißes nicht genug verdiente, um die täglichen Bedürfnisse bestreiten zu können, ohne die kleine Summe anzugreifen, die ihr von ihren Ersparnissen übrig geblieben war.

Sie sah zu ihrem größten Schrecken, daß es immer mehr mit ihnen abwärts ging, denn während einerseits der strenge Winter viel Holz nöthig machte, veranlaßte andererseits ihre kranke Mutter um so mehr Ausgaben, als Emilie es sich zur heiligsten Pflicht machte, alle Launen derselben, wenn dies nur irgend möglich war, zu befriedigen.

(Fortsetzung folgt.)

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Ein Abschied hat immer etwas Feierliches, auch dann, wenn man sich nur auf kurze Zeit verläßt. Orso mußte am folgenden Morgen

in aller Frühe abreisen und hatte sich bereits bei Miß Lydia beurlaubt; denn er hoffte nicht, daß diese seinetwegen einen Augenblick früher als gewöhnlich aufstehen werde. Er gedachte noch des gestrigen Spottes und dieser hatte in seiner Seele einen desto empfindlicheren Stachel hinterlassen, als er sich einige Augenblicke geschmeichelt hatte, die Engländerin nehme an ihm einen wärmeren Antheil. Groß war darum jetzt sein Erstaunen, als Miß Lydia mit seiner Schwester und dem General zum Frühstück in den Saal eintrat.

„Ich bin untröstlich," rief er ihr entgegen, „Sie so früh gestört zu haben. Ohne Zweifel hat meine Schwester Sie geweckt, trotz meiner Ermahnungen, Ihren Schlummer nicht zu stören. Sie müssen uns recht ernstlich gram sein und wünschen vielleicht, schon mich gehängt zu sehen."

„Nein," flüsterte leise Miß Lydia auf Italienisch, augenscheinlich, damit es ihr Vater nicht verstehe. „Aber Sie waren mir gestern böse meiner unschuldigen Scherze wegen, und ich wollte Sie doch nicht ein schlimmes Andenken an Ihre gehorsame Dienerin mit hinwegtragen lassen. Was seid Ihr Korsen doch für schreckliche Leute. Adieu denn, auf baldiges Wiedersehen!" — und sie bot ihm die Hand.

Orso fühlte sich peinlich beengt und konnte kein Wort hervorbringen. Da nahte sich ihm Leonissa, zog ihn in eine Fensternische und sprach einige Worte leise mit ihm. Gleich darauf ging er auf Miß Lydia zu.

„Meine Schwester will Ihnen ein sonderbares Geschenk machen. Sehen Sie hier diesen Dolch. Es ist ein altes Erbstück unserer Familie, das wahrscheinlich einst einer jener Korporale im Gürtel trug, denen ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft verdanke. Meine närrische Schwester meint nun, Ihnen nichts Kostbareres anbieten zu können und bittet Sie, es freundlich zum Andenken anzunehmen. Aber lachen Sie uns nicht aus."

„Das Stilet ist herrlich," rief Miß Lydia; „aber es ist eine Familienwaffe und darum kann ich sie nicht annehmen."

„Es ist nicht der Dolch meines Vaters," rief lebhaft Leonissa. „Er stammt von unsern Vorvätern mütterlicher Seite, deren einer ihn einst aus der Hand König Theodors zum Geschenk erhalten hat. Sie können ihn getrost annehmen."

„Sehen Sie, Miß Lydia, verachten Sie nicht den Dolch eines Königs."

Die Versuchung für Lydia war in der That nicht klein; denn von dem deutschen Baron Theodor von Neuhof, der die Korsen im Jahre 1736 als König beherrschte, mögen wenig Reliquien mehr übrig sein, und so war die Waffe eine große Rarität auf dem Tische eines englischen Mädchens in St. James Palace. „Aber," rief sie, indem sie ihre Hand nach dem Geschenke ausstreckte und dabei mit dem liebenswürdigsten Lächeln Leonissa ansah: „Liebe Signora . . . ich kann . . . ich kann Sie nicht so waffenlos von mir abreisen lassen . . ."

„Mein Bruder ist bei mir", rief das Mädchen mit entschlossenem Tone, „und wir haben die gute Flinte, die Ihr Vater uns gegeben hat. Orso, ist sie doch mit Kugeln geladen?"

Lydia behielt den Dolch und Leonissa bat, um die Gefahr zu beschwören, welche geschenkte Waffen bringen sollen, um einen Sou als Bezahlung.

Die Pferde wurden vorgeführt. Orso drückte noch ein Mal die Hand Lydia's, Leonissa küßte sie und bot auch dem General ihre Rosenlippen, der über die korsische Höflichkeit nicht wenig erstaunte. Aus dem Fenster des Saales sah Lydia Bruder und Schwester auf das Pferd steigen. Leonissa's Augen leuchteten von einem unheimlichen Feuer, ein sardonisches Lächeln spielte um ihren Mund und mit stolzer Stirn führte sie den Bruder von dannen, in dem ihr Fanatismus das willkommene Werkzeug der längst gesparten Rache sah.

Lydia, der kein Zug dieser großen und starken Frauenseele entging, erbebte. Orso hob, als ob er ihre Gedanken erriethe, noch ein Mal den Ring mit dem Scarabäus hoch empor und drückte ihn an seine Lippen. Die Engländerin verließ erröthend das Fenster, eilte aber gleich wieder dahin zurück und sah hinter den Vorhängen die beiden Korsen im Galopp davon sprengen und verschwinden. Darauf schaute sie in den Spiegel und fand sich sehr blaß.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Nächst der Zurathehaltung bildet in neuerer Zeit die Aufbewahrung der Nahrungsmittel einen Gegenstand sorgfältiger Versuche, bei denen die Chemie wichtige Dienste leistet. Seit Ausgang der vierziger Jahre ist es auch gelungen, die Milch mit einem Zusatz von 7⅓ Loth Zucker auf das Quart durch Abdampfen in sehr flachen Pfannen, wobei sie ungefähr 60 Procent Wasser verliert, für lange Aufbewahrung geeignet zu machen. Sie darf in diesen Pfannen nicht über ½ Zoll hoch stehen und muß fortwährend mit einem hölzernen Löffel gerührt werden, um die Bildung eines Häutchens zu verhüten. Sie wird dann syrupdick und in verlötheten Büchsen von Weißblech aufbewahrt. Die gefüllten und verlötheten Büchsen werden dann einem Wasserbade von 105° C. (48° R.) eine halbe Stunde lang ausgesetzt, welche Temperatur man dadurch erzielt, daß man dem Wasser 11¾ Loth Salz und ebensoviel Syrup auf jedes Quart zusetzt. Beim Verbrauch verdünnt man die Milchconserve mit Wasser und erhält dann eine der frischen ganz ähnliche Milch, auf der sich auch der Rahm oben abscheidet, die auch beim Sieden wie frische Milch schäumt. Ein französischer Fabrikant, Lignac, lieferte schon 1849 45,000 Büchsen. Auf Seereisen hat sich diese Erfindung bereits sehr nützlich gemacht, und die nach Lignac's Verfahren zubereitete Milch ist auf der englischen Flotte eingeführt.

Denksprüche.

Willst du Rebell sein? Rebellire
Zur Probe gegen dich!
Du hast noch nicht regiert? — Regiere
Du, wer du bist, dein Ich.

Wer ist der edlere Mann in jedem Stande? Der stets sich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

Verschiedenes.

(Naiv — aber — unangenehm.) (Der Herr Gemahl und seine theure Gemahlin in Gesellschaft des Herrn Lieutenants sitzen am Tische, und an der Seite des Vaters ein allerliebstes Plaudertäschchen, das jüngste Kind des Hauses.)

Das Kind: „Mama! Warum sagt denn der Herr Lieutenant, wenn er mit Dir allein ist, zu Dir: „liebe Hermine" und jetzt: „Frau Baronin?" — Allgemeine Ueberraschung und Erstaunen.

(Der Morgenländer.) Junge: „Höre, Vater, heute Abend bei Schulzens is e Morgenländer zu sehen; ich soll och hingehen, hat unser Lehrer gesagt, es kost' en Sechser." Vater: „E Morgenländer? Siehste, du infamer Schlingel, daß de wieder emal nicht ufgepaßt hast in der Schule! E Morgenländer! wie kann denn Eener heute en Morgenländer sehen?"

Ein witziger Zahnarzt hatte vergebens versucht, einer eitlen, alten Dame einen cariösen Zahn auszuziehen. Da gab er endlich den Versuch auf mit der Erklärung: „Ich versichere Sie, Madame, aus Ihrem Munde kann durchaus nichts Böses kommen."

(Der unübertreffliche Castor.) Förster Doppeltupfer: „Wissen's, meine Herren, so'n Hund wie mein Castor kimmt gar nimmer auf die Welt. Der hat Ihnen Alles gestanden. Komm ich mal 'nein in's Zimmer, wo mei' Practikant Zipfelhuber gerad' die Forstrechnungen macht. Wer steht Ihnen da vor dem Tische bocksteif und rührt sich nit? — Der Castor steht da und steht die Waldstreu-Rechnung 1857/58! Und warum steht er die Rechnung? Weil so viel Böck' drinn waren!! — Meine Herren, was sagen Sie zu so 'nem Hund??"

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 15. Donnerstag, den 3. Februar **1859.**

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

Mit Madame Roland ging es in so ferne besser, als sich allmälig ihr Geist wieder belebte, hingegen nahmen die organischen Kräfte um so rascher bei ihr ab, so daß Emilie die doppelte Aufgabe hatte, dem scharfen Blicke ihrer Mutter die Noth zu verbergen, in der sie lebte, und die Fortschritte ihrer körperlichen Schwäche durch den Genuß kräftiger, aber theuerer Speisen und südlicher Weine zu hemmen.

Bald waren die letzten Thaler ihres kleinen Capitals ausgegeben. Emilie hatte nun keine andern Subsistenzmittel mehr, als die Früchte ihres Fleißes, den kargen Lohn ihrer undankbaren Arbeit.

Sie verwendete jetzt auch die Stunden des Tages zum Nähen, indem sie ihre Mutter glauben ließ, daß sie für sich selbst die eleganten Toilettengegenstände verfertigte, die sie für die Weißwaarenhandlung lieferte.

Seit mehreren Wochen schon hatte sie keine Taste ihres Klaviers mehr berührt, denn jede Minute war ihr kostbar, allein ungeachtet dieser Ausdauer sah sie sich doch endlich eines Tages außer Stande, das anzuschaffen, was der Arzt verordnet hatte.

Mein Gott! Mein Gott! rief da Emilie mit einem Tone herzzerreißenden Jammers, was soll aus uns werden? O mein Gott, du Vater der Waisen, erbarme dich meiner! O hilf uns aus dieser entsetzlichen Noth!

Und Gott erhörte ihr Flehen.

Als nämlich am andern Morgen Cölestine ausging, um mit den letzten Kreuzern, die noch im Hause waren, eine Tafel Chocolade und Milchbrod für das Frühstück der Kranken zu kaufen, begegnete ihr im Hofe der Hausherr. Gegen seine Gewohnheit sprach er sie an.

Warum, fragte er, hören wir denn seit einiger Zeit Fräulein Emilie gar nicht mehr Klavier spielen? Sie ist doch nicht krank?

Cölestine erzählte nun, daß theils die Pflege ihrer Mutter, theils andere Arbeiten sie davon abhielten.

Es ist Schade, erwiderte der Maler, denn Fräulein Emilie ist eine wahre Virtuosin. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich eine solche Künstlerin wüßte, die sich damit abgeben wollte, meinen zwei Töchtern Unterricht zu ertheilen.

O, ich denke, hiezu würde sich mein Fräulein gerne bereit finden lassen, entgegnete Cölestine, die kaum die freudige Aufregung zu verbergen vermochte, in welche die Hoffnung sie versetzte, eine angemessenere Beschäftigung für ihr Fräulein zu finden, als die bisherige.

Wirklich, rief der Maler, Sie glauben, daß Fräulein Emilie darauf einginge?

Ich bezweifle es nicht, versicherte Cölestine, und wenn es Ihnen ernst ist, so will ich mein Fräulein davon in Kenntniß setzen.

Und ohne eine Antwort des Malers abzuwarten, sprang sie eilig die Treppe wieder hinauf, so daß sie kaum zu Athem kommen konnte, um ihre frohe Botschaft auszurichten.

Emilie saß wie gewöhnlich bei ihrer Mutter und stickte. Sie hatte rothgeweinte Augen, denn ihr Muth war gebrochen; wußte sie doch nicht, woher sie die Mittel nehmen sollte, um ein Mittagsessen zubereiten zu können.

Da Cölestine nicht im Beisein der Mutter den Wunsch mittheilen wollte, welchen der Maler ausgesprochen hatte, so winkte sie Emilien

in das Nebenzimmer und nun erzählte sie ihr die eben stattgehabte Unterredung.

Emilie blickte dankbar zum Himmel empor. Du siehst, sagte sie zu Cölestine, Gott verläßt uns nicht. Ist die Noth am höchsten, so ist seine Hilfe am nächsten! Und sie zweifelte nun nicht mehr, daß sich von jetzt an Alles zum Bessern wenden werde.

Schon am nächsten Tage begann sie den Unterricht, um welchen sie durch die Frau des Hausherrn formell gebeten worden war.

Sie gab jedem der beiden Mädchen täglich eine Stunde und erhielt dafür ein so generöses Honorar, daß sie von nun an einem sorgenfreien Leben entgegensehen konnte.

Die glänzenden Fortschritte, welche ihre beiden Schülerinnen machten, erregten bei den Bekannten des Malers die aufrichtigste Bewunderung. Bald erhielt Emilie von allen Seiten Anträge, die sie aber zurückweisen mußte, da sie nicht länger als zwei Stunden von ihrer Mutter wegbleiben wollte, die zum tiefsten Kummer Emiliens von Tag zu Tag schwächer wurde, so daß auf eine Rettung nicht mehr zu hoffen war.

11.

Auch in der Meierei hatte sich so Manches verändert. Der sonst so lebensfrohe Joseph war nicht mehr derselbe, seit er Emilie im Hause seines Vaters vermissen mußte.

Wie lieb waren ihm in Gesellschaft des jungen Mädchens alle Spaziergänge geworden, wie monoton und langweilig kamen sie ihm jetzt vor. Wie schnell und fröhlich waren die Abende vergangen, wenn Emilie ihre klugen Bemerkungen in die allgemeine Conversation warf, wenn sie auf dem Klavier seine Lieder begleitete, oder vierhändige Sonaten mit Gretchen spielte, und wie oft sah Joseph jetzt auf die langsam dahinschleichenden Zeiger der Schwarzwälder Uhr, bis endlich die Stunde kam, wo sich Alles zur Ruhe begab, die nur er allein nicht finden konnte. Oft verließ er mitten in der Nacht das Haus und irrte einsam im Walde umher, um dem Echo seine Leiden anzuvertrauen, denn er liebte mit der ganzen Gluth seiner Seele — und war von der Geliebten getrennt.

Nicht minder traurig war Gretchen, denn seit jenem Briefe, in welchem ihr Emilie den Tod ihres Vaters mitgetheilt, hatte sie nichts mehr von ihrer Freundin gehört.

Eine neue Ursache der Verstimmung war für Gretchen auch dadurch gegeben, daß Joseph darauf bestand, mit Beginn des Frühjahrs wieder zu reisen. Er wollte, bevor er sich für immer in Schalberg festsetzte, Italien sehen, von dort neue Eindrücke, neue Erinnerungen und vielleicht auch ein beruhigtes Herz zurückbringen.

Da sein verständiger Vater die Ueberzeugung hegte, daß das Reisen die Bildung eines jungen Mannes vervollständige, und daß überdies für Joseph eine Zerstreuung unabweisbar nothwendig sei, so gab er gerne seine Einwilligung. Er hatte in D. persönlich einige Geschäfte zu besorgen, es wurde daher abgemacht, daß Vater und Sohn zusammen abreisen und sich erst in D. trennen sollten.

Als aber der zur Abreise festgesetzte Tag erschien, gesellte sich zu den beiden Reisenden noch ein dritter Gefährte, oder vielmehr eine Gefährtin, nämlich Gretchen, die es sich nicht nehmen ließ, ihren Vater und Bruder bis D. zu begleiten. Einmal wollte sie sich von ihrem Bruder so spät als möglich trennen und dann hatte sie auch die Absicht, Emilie aufzusuchen. Sie hatte ein zu festes Vertrauen auf ihre Freundin, als daß sie sich von ihr vergessen glauben konnte, aber grade deßhalb war ihr das fortwährende Schweigen Emiliens unbegreiflich und sie wollte mithin um jeden Preis die Ursache desselben aus Emiliens eignem Munde hören.

Herr Müller wußte nichts gegen den Wunsch seiner Tochter einzuwenden, und so verließen sie denn mit Beginn des Frühjahres zusammen, nachdem sie herzlich von der Mutter Abschied genommen hatten, die Meierei.

In D. angelangt, trennte sich Joseph von Vater und Schwester, indem er begleitet von ihren Segnungen und guten Wünschen ohne Aufenthalt seine Reise fortsetzte.

Gretchen aber bat nun ihren Vater, sie zu ihrer Freundin zu führen, obwohl es noch ziemlich früh am Morgen war.

Komm, lieber Vater, sagte sie, führe mich jetzt zu Emilie. Es ist zwar noch ein bischen früh zum Visitenmachen, aber unter Freunden nimmt man's nicht so genau und desto sicherer

treffen wir Madame Roland und Emilie zu Hause. Ich bleibe dann dort, bis Du Deine Geschäfte besorgt hast und mich Mittags wieder abholst.

(Fortsetzung folgt.)

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Während unsere beiden Wanderer ihrer Heimath zueilen, haben wir einen Augenblick Zeit, uns einige frühere Ereignisse zu vergegenwärtigen, ohne deren Kunde unsere vorhergegangene und nachfolgende Erzählung nicht verständlich ist. Wir wissen bereits, daß der Oberst della Rebbia, Orso's und Leonissa's Vater, einige Jahre zuvor durch Mörderhand seinen Tod gefunden hatte. Wenn man aber in Corsica ermordet wird, so geschieht dies nicht etwa durch Straßenräuber, die den Wanderer anfallen, um ihn zu plündern, sondern durch Feinde. Woher aber eine so blutdürstige Feindschaft komme, ist in den meisten Fällen schwer zu sagen. Es ist in der Regel ein alter, angestammter Familienhaß, dessen erste Anfänge um ein Paar Jahrhundert zurückliegen können, und eine Beleidigung, die dem Ur-Urgroßvater widerfahren ist, kann der Beweggrund werden, der den Ur-Urenkel zur Rache treibt. So war es in der Familie della Rebbia und in der eines andern corsischen Edelmannes, des Advocaten Barricini. Beide Familien haßten sich seit undenklichen Zeiten tödtlich. Dieser Haß brach, nachdem er ein halbes Jahrhundert lang unter der Asche geklommen hatte, im Jahre 1814, also zwei Jahre vor den bereits erzählten Begebenheiten in hellen Flammen aus. In diesem Jahre ward der Oberst della Rebbia, der als abgedankter Officier Napoleons sich in seine Heimath zurückgezogen hatte, als heimlicher Buonapartist denuncirt. Die Folge dieser Verdächtigung war, daß die Regierung ihm seine Pension entzog und den Barricini zum Maire des Dorfes Pietranera erhob. Der Oberst zweifelte keinen Augenblick, daß er dieses Schicksal eben diesem seinem Erbfeind zu verdanken habe, und Barricini fürchtete den entschlossenen, energischen Mann als seinen gefährlichsten Gegner und versah sich von ihm des Schlimmsten. Um endlich seiner Todesangst vor ihm ein Ende zu machen, hielt er es für das Kürzeste, ihm zuvorzukommen. Eines Abends, als der Oberst das Grab seiner Gattin auf dem Kirchhofe von Pietranera besuchte und unter den Cypressen, die dasselbe umschatteten, zum Gebete niederkniete, streckten ihn zwei schnell auf einander folgende Schüsse tödtlich verwundet nieder. Eine alte Frau Namens Pietra, welche in der Nähe im Felde arbeitete und nichts Gutes ahnte, eilte herbei und fand den Unglücklichen noch lebend, aber sprachlos, in seinem Blute. Er krümmte und stemmte sich krampfhaft gegen den Tod; brachte aber, weil ein Blutstrom aus seiner getroffenen Lunge ihn zu ersticken drohte, keinen vernehmlichen Laut hervor. Da deutete er auf seine Brusttasche hin. Die Frau verstand den Wink, griff hinein und zog eine Brieftasche hervor, in die der Verwundete mühsam einige Worte schrieb, die aber die Frau nicht zu lesen vermochte. Bald darauf gab er, erschöpft von dieser letzten Anstrengung, den Geist auf.

Frau Pietra hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu dem Maire Barricini zu laufen, ihm die Anzeige von dem Geschehenen zu machen und die Brieftasche einzuhändigen. Der Maire nahm sie hastig, öffnete sie und riß, nachdem er die Frau entlassen hatte, mit zitternder Hand ein Blatt heraus. Darauf eilte er auf das Rathhaus, legte seine Schärpe um und berief seinen Schreiber und die Gendarmerie. Als diese sich eingefunden, schlug er an ihrer Spitze den Weg nach dem Kirchhof ein. Noch ehe er ihn erreicht hatte, gesellten sich seine beiden Söhne Vincentello und Orlanduccio zu ihm, welche, mit Flinten bewaffnet, von der Jagd zu kommen schienen. Alle traten jetzt zur Kirchhofsthüre hinein und auf das Grab zu. Hier saß, mit dem Schmerz der Verzweiflung im Antlitz, eine weibliche Gestalt, starr auf das Haupt des Todten hinblickend, das auf ihrem Schooße lag. Es war Leonissa, die Tochter des Ermordeten, und neben ihr stand Frau Pietra, die ihr die Schreckensbotschaft sogleich nach ihrem Weggange von Barricini gebracht hatte.

Die Polizeimänner traten näher. Leonissa starrte sie lautlos an und machte mit der rechten Hand eine abwehrende Bewegung,

während ihre Linke noch immer das Haupt ihres Vaters unterstützte. Da trat ein Wundarzt heran und Leonissa ließ es geschehen, daß er die Wunden des Todten untersuchte.

„Herr della Rebbia", unterbrach der Arzt das Stillschweigen, „ist von zwei Seiten getroffen: denn hier ist eine Schußwunde in der Brust und hier eine gleiche im Rücken."

Leonissa drückte das bleiche Antlitz des Vaters fester an ihre Brust und warf dabei einen durchbohrenden Blick auf die beiden Söhne Barricini's. Diese bemühten sich vergeblich, den Blick auszuhalten: Vicentello wandte seine Augen ab und in Orlanduccio's Zügen zuckte ein halb verlegenes, halb teuflisches Hohnlächeln.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Schwerlich denkt der Hundertste daran, sein Getreidefeld vom Unkraut zu reinigen, aber gerade das Ausjäten der Getreidesorten vermehrt den Körnerertrag ungemein. Ein tüchtiger Oeconom ließ 2 Morgen Dinkel jäten und dagegen 2 Morgen ungejätet. Bei der Ernte gaben die nicht gejäteten Morgen 10 Scheffel, die gejäteten dagegen 23 Scheffel. Die Auslage für das Jäten betrug blos 7 fl., wurde also durch den erhöhten Ertrag reichlich ersetzt.

Denksprüche.

Süß wie Honig rinnt zum Herzen die schmeichelnde Rede;
Aber sie wird auch leicht tief im Herzen zu Gift.

Scherze nicht mit großen Herrn,
Die Art Leute zürnet gern;
Auch nicht mit so gar Geringen,
Denn es wird dir Schande bringen.

Verschiedenes.

Sobald ein Mädchen die Schwelle einer Pensionsanstalt betreten hat, wird ihm ein bedeutungsvolles Wort an's Herz gelegt. In diesem Worte liegt der Inbegriff seiner ganzen Zukunft, die Seele seiner ganzen Bestimmung. Dieses Wort heißt: „Weiblicher Anstand." Unter dem weiblichen Anstand verstand man aber in den meisten Pensionsanstalten die Kunst nach streng vorgeschriebenen Regeln zu scheinen, was man nicht ist, und zu sein, was man nicht scheint. Nach diesen Regeln muß der Spiegel des Gesichtes die Züge des Herzens verkehrt wiedergeben. Das Mädchen muß angenehm lächeln, wenn es sich ärgert, und es muß schmollen, wenn es sich im tiefsten Innern freut. Es muß nach bestimmten Vorschriften die Augen niederschlagen und nach gewissen Methoden schamroth werden. Es muß die Muttersprache und die Sprache des Herzens vergessen und in einer fremden Zunge fremde Gefühle sprechen lernen. Es muß musikalisch nießen und nach Noten seufzen. Als lustiger lebensfroher Schmetterling wird das Mädchen in die Anstalt gebracht und verläßt diese nicht früher, als bis er sich in eine Puppe verwandelt hat.

Wenige Menschen machen falsches Geld. Gutes Geld macht aber desto mehr falsche Menschen.

So lange der Mensch jung ist, will er auf Niemand hören, und wenn er alt ist, will Niemand auf ihn hören.

Räthsel.

Der fromme Jacob hatte es im Kopf
Und sechs Propheten in dem hintern Theile;
Dagegen ist der Mann ein armer Tropf,
Der's immer auf der Zunge hat, der Feile!
Und umgekehrt siehst du's im Mai,
Wie auch an jedem Hoflakai.
Zwei faule Thiere brüllen's oft heraus,
Zwar eins verkehrt, in abgerissnen Tönen.
Allein der Mensch nur spricht es würdig aus.
Am liebsten hört's der Jüngling von der Schönen.

Redaktion, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 16. Samstag, den 5. Februar **1859.**

Erste und letzte Liebe.

Die erste Liebe ist die erste Rose
  Gepflückt als unsers Herzens Frühlingsbote,
Ein Freiloos, nicht wir and're Liebesloose,
  Gewinnst ist sicher, sagt das Blatt, das rothe,
Damit dir sicher auch dein Herz stets bliebe,
Das du hast eingesetzt im Spiel der Liebe.

Und fällt dir eine Rose von dem Stengel,
  So schwellen frische Knospen dir am Strauche;
Die Jugend ist der Liebe Rosen-Engel,
  Sie wimmeln aus der Brust von ihrem Hauche;
Der junge Strauch muß neue Rosen bringen,
In's junge Herz muß neue Liebe dringen.

Die erste Lieb' ist Frühling der Gefühle,
  Es liegt dem Herzen noch ein Sommer offen;
Kränkt die Geliebte dich durch ihre Kühle,
  Du darfst dann auf die spät're Gluth doch hoffen;
Wenn sie als Blüthe streng sich dir entzogen,
Vielleicht wird sie als Frucht dir einst gewogen.

Die erste Liebe ist die Morgenstunde,
  In der das Herz erwacht aus seinem Schlummer;
Das Gold der Hoffnung bringet sie im Munde,
  Sie fühlt gerüstet sich zu Streit und Kummer;
Sie fühlt gerüstet sich zu Ungewittern.
Ein Herz, das liebt, das lebt ja stets in Zittern!

Die erste Liebe ist die erste Frage
  Des Herzens an den Inhalt dieses Lebens;
Und ob es werth der Freuden und der Klagen,
  Und ob es werth des Duldens und des Strebens,
Und nur das Herz, das wir in Lieb' umfahen,
Kann diese Frag' verneinen und bejahen.

Die erste Lieb' ist reich an Wort' und Zeichen
  Zum Austausch der Empfindung und Verständniß;
Dem frohen Hoffen muß das Zagen weichen,
  Dem Eindruck folget muthig das Geständniß;
Ein Blick, ein Wort, ein kleiner Strich im Sande,
Es wird zur Sprache in dem Liebeslande.

Doch letzte Liebe ist die Spätherbstblume,
  Erglüht in Lebens höchsten Sonnenstrahlen,
In der sich, zu des Herbstes Preis und Ruhme,
  Der Farben allergluthenreichste malen;
D'rum letzte Lieb', des Herzens Letztgeborne,
Bleibt liebste Lieb' und Lieb' die Auserkorne!

Die letzte Liebe ist der Perlen letzte,
  Die unser Herz bewohnt auf seinem Grund
Weil es zu leicht die andern alle schätzte,
  So geizt es nun mit diesem letzten Funde;
Schließt über diesen letzten Schatz der Liebe
Die Lippen zu, daß unentdeckt er bliebe!

Die letzte Lieb' ist schweigsam und verschlossen,
  Daß die Erwählte nimmer sie errathe;
Vertraut ihr Leid und Weh nicht den Genossen,
  Geht sinnend mit dem eignen Schmerz zu Rathe
Und den Gedanken selbst will sie verargen,
Daß sie den Herzenswunsch ihr nicht verbargen.

Und letzte Lieb' ist arm an Wort und Zeichen
  Zum Austausch der Empfindung und Geständniß;
Und Wunsch und Hoffnung nöthigt sie, zu weichen,
  Sich selber nicht gesteht sie das Geständniß;
Kein Blick, kein Blatt, kein kleiner Strich im Sande
Wagt Sprachen in dem Letzten-Liebes-Lande!

Weil letzte Liebe lebet so bescheiden,
  Weil letzte Liebe lebet so voll Demuth,
Weil letzte Liebe still in ihren Leiden,
  Weil letzte Liebe fromm in ihrer Wehmuth,
Weil letzte Lieb' nicht Liebe heischt entgegen,
D'rum dulde letzte Lieb' auf deinen Wegen!

D'rum dulde letzte Lieb' auf deinen Wegen,
Bis erste Liebe hat dein Herz empfunden.
Dann fühle selbst das wonnigsüße Regen,
Wenn du im Siege selbst wirst überwunden!
Und erster Liebe Lust wird dir erzählen,
Wie letzter Liebe Leid das Herz kann quälen!

Die Bankierstochter.

(Fortsetzung.)

Herr Müller war mit dem Vorschlage seiner Tochter einverstanden. Sie bestiegen eine Droschke und ließen sich in die Landstraße von L. fahren, wo der von Emilie angegebenen Adresse zufolge Madame Roland wohnen mußte.

Vergebens sahen sie sich, nachdem sie in der bezeichneten Straße einbogen, nach einem Palais um, welches sie finden zu müssen glaubten. Als die Droschke aber vor dem Hause hielt, welches das von Emilie angegebene Numero hatte, wuchs ihr Erstaunen, denn es war ein so einfaches, so kleines Gebäude, welches so sehr von dem großartigen Palaste abstach, den Emiliens Eltern in der Königsstraße bewohnt hatten, daß Herr Müller und Gretchen kaum ihren Augen trauten.

Da zufällig ein Bedienter, der ins Haus zu gehören schien, an der Gartenthüre stand, so fragten sie, ob hier Madame Roland wirklich wohne, und konnten kaum begreifen, daß sie statt dem erwarteten Nein eine bejahende Antwort erhielten.

Nun, fuhr der Bediente fort, als er sah, daß sich Herr Müller und seine Tochter fragend ansahen, ich muß es doch wissen, da ich der Bediente des Hausherrn bin. Gehen Sie nur in den zweiten Stock hinauf, die Thüre rechts, dort wohnt die Bankierswittwe und ihre Tochter.

Langsam stiegen sie nun die Treppe hinauf, während Herr Müller durch ein bedenkliches Kopfschütteln zu erkennen gab, daß er die bangen Ahnungen theilte, die in seiner Tochter auftauchten.

Wenige Secunden, nachdem sie leise geläutet hatten, öffnete Cölestine die Thüre.

Wohnt hier Madame Roland? fragte Gretchen.

Statt gleich zu antworten, betrachtete Cölestine Gretchen und ihren Vater einige Augenblicke.

Ja, ja, rief sie dann, Sie können Niemand anders sein, als Fräulein Müller aus Schalberg, die Freundin meines Fräuleins! O Gott sei gelobt, daß Sie kommen! der Himmel schickt Sie zu uns. Kommen Sie, kommen Sie, aber machen Sie sich auf einen entsetzlichen Anblick gefaßt, denn Sie finden Fräulein Emilie am Bett ihrer todten Mutter!

Aufs Aeußerste bestürzt über diese unerwartete Mittheilung, folgten Gretchen und ihr Vater dem Mädchen, die sie in das Sterbezimmer führte.

Hier sahen sie Emilie bei der Todten knien. Sie hatte ihre Stirne auf die kalte Hand der Mutter gedrückt nnd schien selbst leblos, denn sie hörte nicht, wie Gretchen und ihr Vater sich nahten.

Erst als Gretchen ganz leise ihren Namen nannte, sah Emilie um und stürzte dann mit einem Schrei des tiefsten Schmerzes in die Arme ihrer Freundin. Dann nahm Emilie Gretchens Hand und legte sie schweigend auf das Haupt der Entseelten, als wolle sie ihr dadurch zu verstehen geben, was sie in Worten nicht auszudrücken vermochte.

Gretchen kniete sich mit Emilie bei der Leiche nieder und inbrünstige Gebete stiegen aus der Brust der beiden Mädchen zum Himmel empor, während Cölestine den tieferschütterten Herrn Müller in das Nebenzimmer führte.

Nicht wahr, sagte sie unter vielen Thränen, Sie besorgen die Formalitäten? Wenn Sie mit denselben unbekannt sind, so besprechen Sie sich mit dem Hausherrn. Er ist ein braver Mann, er wird Ihnen Alles sagen, was zu thun ist. Madame Roland starb heute Nacht, morgen müssen wir sie also beerdigen.

Aber erzählen Sie mir doch um Gottes Willen, sagte Herr Müller tief bewegt, wie es mit Madame Roland, der Wittwe des reichen Bankiers, so weit hat kommen können, daß sie hier, in diesem armseligen Logis starb?

Cölestine theilte nun Herrn Müller Alles mit; sie schilderte ihm die muthige Selbstaufopferung Emiliens, wie sie Tag und Nacht gearbeitet habe, um ihrer kranken Mutter alle möglichen Erleichterungen zu verschaffen, wie sie Klavierlehrerin geworden, wie es ihnen dann ein bischen besser gegangen sei, wie aber Fräulein Emilie schon nach dem zweiten Monate ihre Stunden wieder habe aufgeben müssen,

da Madame Roland seit der letzten Hälfte des Winters sozusagen in der Agonie gelegen habe, bis sie endlich vom lieben Gott heute Nacht abberufen worden sei.

Sie glauben nicht, was Fräulein Emilie dabei auszustehen hatte, fuhr Cölestine fort. Und mit welch himmlischer Geduld ertrug sie die schwere Prüfung, die Gott über sie verhängte! Kein Murren, keine Klage bei den oft wirklich für jedes Andere als für eine so liebende Tochter unerträglichen Quälereien, mit welchen Madame Roland die sorgsame Pflege lohnte, die ihr Fräulein Emilie widmete. Dabei stellen Sie sich unsere Noth vor, da durch das Aufgeben der Musikstunden bei den außerordentlich vielen Ausgaben, die der Zustand der Kranken nöthig machte, nichts mehr einging. Bald sahen wir uns gezwungen, alles Ueberflüssige und dann sogar das Nothwendigste zu verkaufen, daher finden Sie diese Zimmer so leer wie wenn sie unbewohnt wären.

In der That war bis auf die unumgänglichsten Möbel Alles verkauft, ebenso war es mit den Kleidern und der Leibwäsche, denn zu stolz, um sich Jemanden anzuvertrauen, um z. B. beim Doctor Corvin oder beim Hausherrn Hilfe zu suchen, half sich Emilie selbst, so lange sie konnte.

Jetzt freilich waren alle ihre Hilfsquellen erschöpft; aber nun half Gott wieder, denn er schickte ihr am Rande der Verzweiflung einen Schutzengel in Gretchen, ihrer Freundin.

Herr Müller übernahm mit Bereitwilligkeit die Besorgung aller Gänge, die ein Todesfall erheischt; vor Allem aber legte er eine Hand voll Geld auf die Platte des Ofens, denn er fühlte, daß dies für den Augenblick die nöthigste Hilfe sei, die er zu leisten habe; dann entfernte er sich, nachdem er in seinem Innern sich gelobt hatte, daß er der armen Waise ein zweiter Vater sein wolle.

Als er in das Trauerhaus zurückkam, fand er Emilie noch immer in jenem dumpfen, thränenlosen Schmerze, gegen welchen Gretchen vergebens mit allen Trostgründen kämpfte, deren es in so traurigen Fällen freilich nur wenige gibt.

So verfloß für Herrn Müller und seine Tochter als Zeugen von Emiliens tiefem Kummer eine peinliche Nacht, der ein noch entsetzlicherer Morgen folgte, da die schwarzen Männer mit dem Sarge kamen, um die Leiche abzuholen.

Emilie verlor in dieser fürchterlichen Stunde ihr Bewußtsein. Von Gretchen und Cölestine in das Nebenzimmer gebracht, hörte sie nicht das Zuklopfen des Sarges, nicht die Tritte der Träger, die sich mit der Entseelten entfernten.

(Schluß folgt.)

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Unterdessen hatte sich auf dem Friedhofe eine beträchtliche Volksmenge versammelt. Ein Theil derselben, unter denen viele Bewaffnete waren, stellte sich auf die Seite Barricini's, ein anderer Theil umstand den Leichnam della Rebbia's und seine Tochter in stummer Trauer. Beide Parteien warfen sich drohende Blicke zu und man konnte deutlich wahrnehmen, wie verschieden der Antheil war, den sie an dem Ereigniß nahmen.

Jetzt wurde eine Bahre hereingebracht, um den Leichnam aufzunehmen und nach Hause zu tragen. Als della Rebbia's Diener sich anschickten, ihrem Herrn den traurigen Dienst zu leisten, trat der Maire Barricini zu Leonissa hin, um sie aufzurichten; aber in dem Augenblick, als er die Hand ausstreckte und sich niederbückte, fiel ein Blättchen Papier unter seinem Gewande hervor. Er wollte schnell es aufheben; aber schon hatte Leonissa es aufgenommen und nach dem ersten Blick, den sie darauf geworfen, rief sie mit lauter Stimme und zum Himmel erhobenen Händen: „Heilge Mutter Gottes, meine Ahnung!“

Barricini erblaßte. Er wagte nicht mehr, sich der Jungfrau zu nähern, die jetzt, umdrängt von der weinenden Schaar ihrer Angehörigen, der Leiche ihres Vaters folgte.

Noch unter der Thüre des Friedhofes wäre es zwischen den Bewaffneten beider Parteien beinahe zu Thätlichkeiten gekommen; aber die Gegenwart des Maire, der zwischen ihnen hindurchschritt, hielt sie auseinander.

Einige Tage hernach kam der Präfect von Corsica aus Ajaccio, um den Hergang zu untersuchen. Leonissa erschien vor ihm in Trauer gekleidet, bleich und mit verweinten

Augen, als Klägerin gegen die Barricini's und legte, zum Zeugniß ihrer Aussage, das Blatt aus der Brieftasche ihres Vaters auf den Tisch des Gerichtssaales. Der Präfect nahm es auf und las darauf die Namen Vincentello und Orlanduccio."

„Was soll dieses Blatt beweisen?" fragte er.

„Auf dieses Blatt hat mein armer Vater die Namen seiner Mörder geschrieben. Es gehört in seine Brieftasche; lassen Sie sich dieselbe von dem Maire einhändigen, dem sie Frau Pietra gebracht hat."

Die Barricini's wurden vorgeladen, die Untersuchung eingeleitet. Die Brieftasche ward vorgelegt und es zeigte sich deutlich, daß das herausgerissene Blatt in dieselbe gehörte. Auch Frau Pietra erschien vor Gericht. Sie sagte aus und beschwor, daß der sterbende della Rebbia noch einige Worte in seine Briftasche geschrieben habe, die sie zwar nicht habe lesen können, weil sie des Lesens unkundig sei, daß aber seine Blicke dabei deutlich genug gesagt hätten: „Dies sind die Namen meiner Mörder!"

Dagegen traten die Söhne Barricini's auf und bewiesen durch Zeugen, daß der Oberst della Rebbia die Gewohnheit gehabt, seine Cigarren mit herausgerissenen Blättern aus seiner Brieftasche anzuzünden und daß sie selbst an dem Tage seiner Ermordung draußen im Walde auf der Jagd gewesen und erst nach geschehener That zurückgekommen wären.

Diese Aussagen genügten dem Präfekten, die Untersuchung niederzuschlagen und bis auf Weiteres ad acta zu legen. Die unglückliche Leonissa ward mit ihrer Klage abgewiesen und der Maire Barricini bekam von der Regierung zu Ajaccio ein Belobungsschreiben wegen seiner guten Haltung und Amtsführung gegen Aufrührer.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Reuel der Unschuld heimliches Kind, mit dem siegenden Frevel,
Büße die Schuld der Geburt, tröste die Mutter und stirb!

Verschiedenes.

(Die Crinoline als Störer des ehelichen Friedens.) Mathilde ist eine junge Frau, auch hübsch von Gesicht, aber sie hat einen Kummer: ihr Gatte ist ein abgesagter Feind der Crinoline und will nicht dulden, daß sie sich den Reifrock um die Hüften legt. Lange hat sie diesen Kummer mit stiller Ergebung getragen; da schenkte ihr der Gatte im vergangenen Rosenmonat ein neues Seidenkleid, und nun war's mit der Resignation zu Ende. Der Reiz, den prächtigen Stoff über dem Reifrocke sich blähen zu sehen, war stärker als der Gehorsam gegen den Willen dessen, der des Weibes Haupt sein soll. In aller Stille wurde eine Crinoline angeschafft, und damit der Mann sich nicht widersetzen möge, die Veranstaltung so getroffen, daß er, um mit einander einen Spaziergang zu machen, vorausging und Madame mit einer Freundin nachkam. „Er wird überrascht sein; er wird Anfangs schmollen, nachher wird er wieder gut sein, und ist nur die Mauer erst einmal durchbrochen, so wird er sich dann auch weiter nicht widersetzen." So philosophirte man. In der Wirklichkeit kam's aber anders: der Gemahl war allerdings überrascht, er schmollte auch, und zwar so, daß er sich weigerte, seiner jungen Frau den Arm zu reichen; er wurde aber nicht wieder gut, sondern war so boshaft, als man sich in einem Concertlokale niederließ, seinen Stuhl ganz heimlich auf das Kleid seiner Frau zu setzen und diese dann zum Aufstehen zu nöthigen, wovon die Folge war, daß das prächtige neue Kleid mitten entzwei riß. Das hieß denn allerdings einer hübschen Frau an's Leben greifen. Es gab eine Scene, die sich jedenfalls daheim, in der ehelichen Klause, noch viel lebhafter fortgesetzt haben muß; denn am nächsten Tage zog Mathilde zu ihren Eltern und seitdem hat sie gegen ihren Gatten eine Klage auf Ehescheidung wegen gröblicher Mißhandlung eingeleitet.

Auflösung des Räthsels in Nro. 15:

Ja.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 17. Dienstag, den 8. Februar 1859.

Die Bankierstochter.

(Schluß).

Zwei Stunden später kehrte Herr Müller vom Friedhofe zurück. Er hatte allein dem Begräbnisse beigewohnt, denn Niemand in ganz D. dachte mehr an die Wittwe des reichen Bankiers, die im Elende starb.

Jetzt, sagte Herr Müller zu Cölestine, wollen wir so bald als möglich mit Fräulein Emilie fort von hier. Ich war inzwischen auch in unserm Gasthofe, wo meine Pferde stehen, und habe den Wagen hierher bestellt. Er muß in weniger als einer Viertelstunde hier sein, bereiten Sie also schnell Alles vor, daß wir dann abreisen können.

O mit den Vorbereitungen hat's gute Wege, erwiderte Cölestine, das Gepäck meines Fräuleins wird dies Mal nicht so groß, wie es das erste Mal war, wo sie nach Schalberg reiste, denn die Zeit ist längst vorüber, wo sie mehr Kleider besaß als das, welches sie auf dem Leib hatte.

Da sich Gretchen mit Emilie noch immer im Nebenzimmer befand, so ging Cölestine zu ihr hinein, um sie von dem Entschlusse des Herrn Müller in Kenntniß zu setzen. Die arme Waise, die mechanisch mit sich machen ließ, was man wollte, wurde von ihrer Freundin und Cölestine in das Sterbezimmer zurückgeführt, als sie aber hier das nunmehr leere Bett ihrer Mutter sah, brach sie endlich in Thränen und lautes Schreien aus. Es war dies eine wohlthätige Krisis, denn nachdem sich ihr Schmerz recht ausgetobt hatte, gewann sie allmälig ihre frühere Seelenstärke wieder.

Es war, als bemerke sie jetzt erst Gretchens Anwesenheit, denn nun umarmte sie ihre Freundin nochmals, dann drückte sie Herrn Müller die Hand, während er sich mit seiner Linken die Thränen aus den Augen wischte, die in schweren Tropfen auf seinen Bart fielen.

Wenige Augenblicke später hörte man das Rollen eines Wagens. Es war der Char-à-bancs, in dem Herr Müller und Gretchen mit Emilie und Cölestine nach Schalberg fuhren.

12.

Seit drei Monaten war Emilie wieder in der Meierei, wieder in ihrem lieben, freundlichen Zimmer, welches sie schon bei ihrem ersten Aufenthalte bewohnt hatte, wieder unter den biedern Menschen, aus welchen die Familie Müller bestand, unter denen jedoch Joseph fehlte, der noch immer auf Reisen war.

Die tiefe Trauer, der sie sich Anfangs überließ, wich allmälig jener ruhigeren Melancholie, jener ernsten Stimmung der Resignation, welche nach den ersten Stürmen des Schmerzes in das Herz des Menschen einzieht.

Sie machte täglich mit Gretchen Promenaden, erst kleinere, dann immer ausgedehntere, in dem Maße, in welchem ihre physischen Kräfte zunahmen, die durch die vielen Nachtwachen an dem Krankenlager der Mutter, durch die spärliche Kost und den reichlichen Kummer bedeutend geschwächt waren. Am liebsten besuchte Emilie natürlich jene Plätzchen, an welche sich freundliche oder auch ernste Erinnerungen knüpften, wie zum Beispiele den Weiher, an dessen Ufer sie zuerst mit Gretchen von ihrer Liebe und freilich aber auch von der Hoffnungslosigkeit ihrer Aussichten gesprochen hatte.

Und bestand jetzt, da ihre Eltern todt, da sie arm war, für die Erfüllung ihrer Wünsche wohl eine größere Wahrscheinlichkeit?

Emilie bezweifelte es, denn immer dachte sie

mit Schauder daran, daß ein häßlicher Flecken ihren Namen besudle und daß Joseph Müller zu stolz sein werde, sie zu seiner Lebensgefährtin zu machen.

Aber in der Regel gelang es ihrer Freundin, diese schwarzen Phantome des Trübsinnes zu verscheuchen und heitere Gedanken in ihr zu wecken.

Bist Du nicht eine Thörin, sagte sie lächelnd, Dich so unnöthigerweise mit solchen Zweifeln zu quälen! Wie kannst Du glauben, daß Du für Dinge zu büßen hättest, an denen Du nicht schuld bist? Liebt Dich mein Bruder nicht mit wahrer Leidenschaft? Was hat ihn denn wieder fort von uns getrieben, wenn nicht seine hoffnungslose Liebe? Und jetzt, da alle wirklichen Hindernisse geschwunden sind, willst Du Dir in der Einbildung welche schaffen? Sei doch vernünftig, mein liebes Emilchen! Ich denke, Du hast genug gelitten, um endlich an eine glücklichere Zukunft glauben zu dürfen.

Solche Aufmunterungen verfehlten ihren Zweck nicht. Emilie überlegte, daß sie ja auch an der Freundschaft Gretchens gezweifelt hatte, während sich dieselbe nun so glänzend bewährte. Versündige ich mich nun nicht wieder, sagte sie zu sich selbst, durch meine Zweifel, die ich in Josephs Gefühle setze? So wenig sich Gretchen meiner schämt, ebensowenig wird es ihr Bruder, denn besitzt er nicht das beste Herz, das je in einer Männerbrust schlug?

So schwankte Emilie zwischen Furcht und Hoffnung; bald sollte es sich aber zeigen, daß letztere keine eitle war.

Joseph Müller kam nämlich mit dem jungen Greinert, der ihm inzwischen nachgereist war, von Italien zurück.

Als er so ganz unvorbereitet Emilie im Hause seines Vaters wiederfand, überließ er sich ohne Rückhalt einer wahrhaft stürmischen Freude, einer Freude, der nur jene gleichkam, welche Heinrich Greinert über das glückliche Wiedersehen Gretchen Müllers empfand.

Längst liebte nämlich Heinrich das schöne Töchterchen des Oeconomen; allein er war bis vor seiner Reise schüchtern wie ein Kind, denn er hatte nie viel gelernt, nie viel gesehen und fühlte sich deßhalb ihres Besitzes unwerth. Besonders seit sein Freund Joseph von England zurück war, erwachte ein rechter Drang in ihm, sich ebenso wie dieser zu unterrichten und mit Hilfe des würdigen Pfarrers, der ihm recht gute Bücher lieh, sowie mit Hilfe des Herrn Müller, der es durchsetzte, daß sein Vater ihm die Erlaubniß ertheilte, seinem Freunde Joseph nachzureisen, brachte Heinrich es endlich so weit, dem munteren Gretchen unumwunden seine Liebe gestehen zu dürfen, ohne befürchten zu müssen, daß er von ihr ausgelacht werde.

Frau Müller, die das Vertrauen ihrer Tochter im vollsten Maße besaß, durch dieselbe von den Absichten Heinrich Greinerts unterrichtet, setzte gebührender Weise ihren Mann von den Bewerbungen des jungen Nachbarn in Kenntniß, worauf der wackere Oeconom seiner Frau lächelnd erwiderte, daß sie sich nur auf eine Doppelhochzeit vorbereiten möge, — denn, sagte er voll Vergnügen, besitzt die Mutter das Vertrauen der Tochter, so besitzt der Vater das des Sohnes, in Folge dessen mir Joseph gestand, daß er Emilie Roland noch immer liebe und nur an ihrer Seite sein Glück finden könne. Nun müßte ich mich aber sehr irren, fügte er hinzu, wenn Emilie nicht zusagen würde, worüber Gewißheit zu bekommen Deine Sache ist.

Und Herr Müller hatte, wie sich später zeigte, nicht falsch gerechnet, denn am darauffolgenden Sonntage war die feierliche Verlobung zweier glücklicher Paare, die sechs Monate später, nach Beendigung von Emiliens Trauerzeit, eine fröhliche Doppelhochzeit im großen Saale des Meierhofes hielten.

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Wir kehren zu unsern beiden Wanderern Orso und Leonissa zurück, welche wir auf dem Wege nach ihrer Heimath verlassen haben. So lange der rasche Lauf ihrer Pferde eine ruhige Unterhaltung unmöglich machte, ritten sie still und schweigsam neben einander her. Als es aber bergan ging und die Thiere die steilen Abhänge im Schritte hinan kletterten, begann Leonissa das Gespräch:

„Du scheinst nachdenkend, mein Bruder; gewiß bist Du noch mit Deinen Gedanken in Ajaccio?“

Orso schwieg. —

„Nun, ich verdenke es Dir nicht", fuhr sie fort: „Miß Lydia ist eines braven Mannes werth, schön, anmuthig, liebenswürdig und einzige Erbin eines reichen Vaters, der Dir, wie es scheint, sehr gewogen ist. Unsere Familie war ehemals auch reich und gehört zu den ältesten und angesehensten der ganzen Insel. Wenn ich an Deiner Stelle wäre, Orso, ich würde bei dem General um seine Tochter anhalten. Von ihrem Heirathsgute würde ich alsdann die Waldungen von Falsetto und die Weinberge kaufen, die an die unsrigen grenzen, würde ein schönes Haus von Quadersteinen erbauen und einen neuen Stock auf den alten Thurm unseres väterlichen Schlosses setzen."

„Leonissa, Du bist eine Närrin!" brach Orso los und fing wieder an zu galoppiren.

„Du bist ein Mann, Orso Antonio, und weißt ohne Zweifel besser als ein Weib, was Du zu thun hast; aber ich möchte doch wissen, was dieser Engländer gegen unsere Verschwägerung einzuwenden hätte. Gibt es auch Korporale in England?"

Orso lächelte und versank wieder in sein Stillschweigen.

Schon waren Beide nicht mehr weit von Pietranera, als sie am Eingang in eine Bergschlucht, durch welche der Weg führte, sechs bis acht mit Flinten bewaffnete Männer erblickten, die rechts und links auf den Felsen saßen, während ihre Pferde an den Abhängen weideten.

„Ha, unsere Leute!" rief Leonissa fröhlich.

„Welche Leute?" fragte Orso.

„Nun, unsere Hirten, die gekommen sind, uns zu bewillkommnen und nach Hause zu geleiten. Es schickt sich nicht für Dich, daß Du ohne Geleite in Pietranera einziehst, und Du mußt wissen, daß die Barricini Alles fähig sind."

„Leonissa", erwiderte Orso mit strengem Tone, „ich habe Dich schon oft ersucht, mir weder diesen Namen zu nennen, noch von dem ungegründeten Verdacht zu reden, der sich an ihn knüpft."

„Ungegründeter Verdacht? Du weißt nicht, was Du sprichst, und kennst das Land nicht mehr, in dem Du geboren bist. Darum muß ich über Dich wachen, wenn Deine Unbesonnenheit Dich Gefahren aussetzt."

In diesem Augenblick bestiegen die Hirten ihre Pferde und galoppirten mit lautem Jubelrufe den Ankommenden entgegen.

„Hoch lebe Orso Antonio!" rief ein Greis, Namens Polo Griffo, mit weißem Barte und kräftigen Schultern. „Er ist das wahre Abbild seines Vaters, nur noch größer und stärker wie er. Ha, welche Flinte! Von der wird man reden, Orſ' Anton!"

„Hoch lebe Orſ' Anton!" stimmte der Chor der Hirten ein. „Wir wußten wohl, daß er wiederkomme!" und ein halb Dutzend Flintenschüsse begleiteten den hoch aufschallenden Zuruf.

„Ja", sagte ein hochstämmiger, bärtiger Geselle mit wildglühendem Gesichte, „wenn Euer Vater noch lebte, der theure Mann, wie würde er sich jetzt freuen! Aber er hat mir nicht glauben wollen! Hätte er nur mich machen lassen mit dem Richter . . . . Jetzt weiß er wohl, daß ich Recht hatte."

Orso's Züge verdüsterten sich. „Ich danke Euch, lieben Leute", sprach er, indem er die dargereichten Hände der ihn umdrängenden Schaar herzlich drückte, „ich danke Euch für Eure Anhänglichkeit an mich und meinen Vater. Aber laßt den Todten ruhen, ich weiß, was ich zu thun habe."

„Er hat Recht, hat Recht! Er ist Manns genug", riefen die Hirten, „und weiß, daß er auf uns zählen kann."

„Ja, ich zähle auf Euch; aber eben darum begebt Euch wieder ruhig zu Euren Heerden und laßt mich allein in Pietranera einziehen. Ich weiß den Weg und brauche kein Geleite."

Die Hirten entfernten sich und trabten dem Dorfe zu. Von Zeit zu Zeit aber hielten sie still und schauten nach allen Seiten um, ob nicht irgendwo ein Feind im Hinterhalt lauere. Endlich sagte der alte Polo Griffo zu seinen Gefährten:

„Heute hält die Maus sich in ihrem Loche; denn der Kater kommt nach Hause. Er sagt zwar Nichts; aber ich verstehe ihn. Für die Haut des Maire gebe ich von dieser Stunde an keine Feige mehr."

Unter solchen Aussichten ritt der Abkömmling der della Rebbia in seinem Heimathsdorfe ein und bezog das alte Schloß der Korporale, seiner Vorfahren. Die Rebbianisten erschienen in großer Menge auf den Straßen und in

ihren triumphirenden Mienen las man die Freude, ihr Haupt wieder zu haben. Die Barricinisten hielten sich still in ihren Häusern und schauten durch die Oeffnungen ihrer geschlossenen Fensterläden, welche wie Schießlöcher in denselben angebracht waren.

„Die Feiglinge!" rief Leonissa. „Sieh' nur, mein Bruder, wie sie sich verschanzt haben. Aber sie sollen schon hervor müssen!"

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Das stärkste Thier, wer gibt es an?
's ist nicht der Leu im Wüstenplan;
Es ist das Würmlein in der Erd',
Das Mensch und Löwen einst verzehrt.

Nun aber sag' mir und bedenk':
Wer trinkt das wildeste Getränk?
Nicht ein Delphin, vom Meer umkreist:
Ein Mücklein, das vom Blute speist.

Verschiedenes.

Ein armer Hindu, welcher der Noth des Lebens und einem bösen Weibe glücklich durch den Tod entronnen war, kam an das Thor von Brahma's Paradies. „Bist Du bereits unter dem Dabao (der glühenden Reinigungspresse) gewesen?" fragte Brahma. „Nein, aber ich war verheirathet." „Tritt ein, Du hast genug Qual erlitten." Gleich darauf kam ein anderer Schatten. „Warst Du unter dem Dabao?" fragte Brahma abermals. „Nein, aber ich war zwei Mal verheirathet!" „Marsch mit Dir", rief Brahma, „mein Paradies ist nicht für Narren gemacht!"

(Der Toast.) „Dem Manne, welcher — dem Manne, welcher stets — welcher immer — dem Manne, welcher überhaupt — welcher — unserm hochverehrten Herrn Bürgermeister ein dreifaches donnerndes Hoch." — Mit diesem Toaste hatte soeben ein Demosthenes von Rummelburg, der Rentier Zwecke, das Oberhaupt der Stadt gefeiert. „Hoch, hoch, hoch!" erscholl es, die Gläser klirrten, Alles beeilte sich mit dem Gefeierten anzustoßen, und als sich die Wellen des Enthusiasmus etwas geebnet, rief der etwas schwerhörige Herr Bürgermeister, noch im Hochgefühle der empfangenen Huldigung schwelgend, dem Redner über die Tafel zu: „Ach liebster Herr Zwecke, nicht wahr, Sie lassen mir eine Abschrift Ihres so schönen Toastes zukommen?"

Wie sehr die edle Gesangeskunst in der Schweiz alles Uebrige übermeistert, ersieht man aus folgender Annonce einer Schweizer Zeitung: „Appenzell. Schneidermeister Eduard Graf dahier sucht in öffentlichen Blättern zwei Schneider, von denen wo möglich einer den I. Tenor singt!"

(Ominöser Druckfehler.) Die in Hamburg erscheinende „Norddeutsche Theaterzeitung", von Frau Christiany herausgegeben, berichtet in einer ihrer letzten Nummern wörtlich: „Frau Boni war wirklich großartig im Spiel ꝛc. und erinnerte uns an die schönste Brütezeit der unvergeßlichen Schröder-Devrient."

Dreisilbiges Räthsel.

Die erste Silbe.

Ich bin im Besitze der Menschen und Affen.
Man gibt mich den Freunden, man wünscht mich von Schönen.
Ich bin als ein dienendes Werkzeug geschaffen
Sowohl zu dem Streite, als auch zum Versöhnen.

Die zweite und dritte Silbe.

Luft ist unsre Nahrung, auch haben wir Flügel
(Jedoch nicht mit Federn, noch Häuten versehen),
Die bei dem Besteigen der Berge und Hügel
Geschäftiger sind, als beim Sitzen und Gehen.

Das Ganze.

An uns stets erkennt man den Thoren und Weisen.
Ehr' oder Verachtung und Reu' oder Freude
Sind unser Gefolge — nur glücklich zu preisen
Der Brave, den keine von uns noch gereute.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 18. Donnerstag, den 10. Februar 1859.

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Die Wiederkehr Orso's ward in ganz Pietranera als eine Probe seiner Unerschrockenheit bewundert, zumal da er ganz hart an dem Hause der Barricini's vorbei zu reiten gewagt hatte, und als am Abend die Dorfbewohner unter der Eiche auf dem Hauptplatze saßen, sagte ein alter Mann: „Erinnert Euch, Nachbarn, was ich Euch sage. Ich habe heute in dem Gesichte Leonissa's gelesen, daß sie etwas im Sinn hat. Es riecht nach Pulver in der Luft, und in kurzer Zeit wird es in Pietranera wohlfeiles Fleisch geben!"

Die Nacht war hereingebrochen. Orso saß am Tische in dem großen Lehnstuhl, in welchem einst sein Vater beim Familienmahl zu sitzen pflegte. Die alten Wände mit den Bildnissen seiner Ahnen, das Hausgeräthe, das seine geliebte Mutter noch gebraucht, und die Stille des väterlichen Hauses weckten in seiner Seele tausend süße Erinnerungen, mit denen sich jedoch eine schmerzliche Wehmuth verband, wenn er bedachte, daß seine kleine ärmliche Wohnung nicht würdig sei, die an Pracht und Behaglichkeit des Reichthums gewöhnte Miß Lydia aufzunehmen. Hierzu kamen noch die Eindrücke des vergangenen Tages. Es war offenbar, daß man in Pietranera von ihm mit Gewißheit erwartete, er werde den Tod seines Vaters und die der Familie zugefügte Unbill rächen; er lief Gefahr, für einen Feigling zu gelten, wenn er diesen Erwartungen nicht entsprach. Bestürmt von allen diesen Gedanken und Empfindungen, stützte er sein Haupt auf seine linke Hand, während er an der rechten den Talisman betrachtete, den ihm Miß Lydia gegeben hatte.

„Das Leben ist ein Kampf", rief er, „aber ich will als Sieger aus ihm hervorgehen."

Mit diesen Worten erhob er sich und ergriff die Lampe, um sein Schlafgemach aufzusuchen.

Da hörte er plötzlich ein lautes Pochen an der Hausthüre. Leonissa erschien, und mit den Worten: „es ist Nichts!" eilte sie die Treppe hinab. Auf ihre Frage, wer draußen sei, antwortete eine sanfte Stimme: „Ich bin's." Alsbald öffnete sie die Hausthüre, und einige Minuten später trat sie in den Speisesaal zurück in Begleitung eines kleinen Mädchens von etwa zehn Jahren. Das Kind war barfuß, in Lumpen gekleidet und sein Haupt mit einem ärmlichen Tuche umwunden, unter welchem eine Fülle rabenschwarzer Locken hervorwallte. Sein Antlitz war mager, blaß und von der Sonne gebräunt; aber aus seinen Augen blitzte das Feuer des Verstandes. Als sie Orso erblickte, stand sie schüchtern stille und verneigte sich in ländlicher Weise; dann sprach sie leise zu Leonissa und händigte ihr einen frisch geschossenen Fasan ein.

„Danke, Chili", sagte diese. „Schönen Dank auch Deinem Oheim. Ist er wohl?"

„Sehr wohl, Signora, Ihnen zu dienen. Ich habe nicht früher kommen können, weil er mich drei Stunden im Maquis auf sich warten ließ."

„Hast Du schon gegessen?"

„Blitz, nein! Dazu war keine Zeit."

„Man wird Dir zu essen geben! Hat Dein Onkel noch Brod?"

„Wenig, Signora; aber Brod fehlt ihm weniger, als Pulver. Es gibt ja reife Kastanien draußen."

„Nun, er soll Brod und Pulver haben.

Aber sage ihm, er möge sparsam damit umgehen, denn es ist theuer."

„Leonissa", fragte Orso in französischer Sprache, „wem erweisest Du diese Christenliebe?"

„Einem armen Banditen aus unserm Dorfe", erwiderte diese; „diese Kleine da ist seine Nichte."

„Es kommt mir vor, als könntest Du Deine Wohlthaten besser anbringen. Warum schickst Du einem Spitzbuben Pulver, der es nur zu Verbrechen mißbrauchen wird? Ohne diese beklagenswerthe Schwäche, die hier Jedermann für die Banditen hat, wäre dieses Gesindel schon längst in Corsica ausgerottet."

„Das sind noch lange nicht die schlechtesten Menschen, die draußen in den Maquis wohnen."

„Gib ihnen meinetwegen Brod, das soll man Keinem versagen; aber Schießbedarf . . ."

„Bruder", fiel Leonissa in ernstem Tone ein, „Du bist der Herr dieses Hauses und Alles gehört Dir zu, aber sei versichert, eher werde ich meinen Mezzaro verkaufen, ehe ich einem Banditen Pulver verweigere. Das hieße ihn ja der Polizei ausliefern."

Das kleine Mädchen verschlang mit Begierde ein Stück Brod und schaute dabei mit aufmerksamen Blicken bald den Bruder, bald die Schwester an, wie wenn sie den Inhalt ihres Gespräches in ihren Augen zu lesen suchte.

„Und was hat denn Dein Bandit verbrochen, daß er in den Gebüschen bleiben muß?"

„Brandolaccio hat kein Verbrechen begangen", rief Leonissa. „Den Giovanni Opizzo hat er erschossen, weil er ihm seinen Vater ermordet hat, während er bei der Armee war."

Orso wandte das Haupt hinweg, nahm seine Lampe und stieg in sein Zimmer hinauf. Leonissa reichte dem Kinde Pulver und Lebensmittel und führte es wieder zur Hausthüre, wo sie ihm die Worte nachrief: „Dein Oheim soll ja über Orso wachen! Hörst Du!" —

Orso konnte lange nicht einschlafen und erwachte deßwegen erst, als die Morgensonne schon hoch über den Bergen stand. Als er den ersten Blick durch das Fenster warf, sah er das mit noch größerer Sorgfalt als gestern verschanzte Haus der Barricini Die Läden waren zwar wieder geöffnet; aber innerhalb der Fenster waren sogenannte Archen, oder Brustwehren mit Schießscharten angebracht. Unmuthig stieg er die Treppe hinab und fragte nach seiner Schwester.

„Sie ist in der Küche und gießt Kugeln", antwortete die Magd Saveria. So konnte der Unglückliche keinen Schritt thun, ohne durch die Bilder des Krieges und Mordes verfolgt zu werden. In die Küche eintretend, fand er Leonissa auf einem Schemel sitzend und von frisch gegossenen Kugeln und großen Stücken Blei umgeben.

„Was machst Du denn da?" fragte er.

Du hattest keine Kugeln mehr für die Büchse des Generals, und da habe ich eine passende Kugelform gefunden, so daß Du heute noch 24 Patronen haben wirst."

„Ich brauche sie nicht, Gott sei Dank."

„Man muß immer gefaßt sein. Bedenke nur, wo Du bist."

„Leider muß ich es, da Du es mir immer in's Gedächtniß rufst. Aber komme mit mir herein in den Saal."

Leonissa folgte und leistete dem Bruder Gesellschaft beim Frühstück. Ihr Wesen hatte etwas Ernstes und Feierliches, wie er sie nie gesehen. Plötzlich stand sie auf und warf Orso einen bedeutungsvollen Blick zu und ging in ihr Zimmer. Zehn Minuten nachher kam sie wieder, mit dem Mezzaro auf dem Haupte und einem Kästchen in der Hand. Sie schloß es auf, machte das Zeichen des Kreuzes und zog ein von großen Blutflecken entstelltes Gewand hervor. Orso erbleichte.

„Das ist das Kleid Deines Vaters", sprach sie mit hohler Stimme und warf sich auf die Knie. „Hier ist auch das Blei, das ihn getroffen hat" — und sie legte auf das Gewand zwei verrostete Kugeln.

„Orso, Bruder!" rief sie, sich in seine Arme werfend und ihn gewaltsam umschlingend. „Orso! Du wirst ihn rächen!" Ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen; sie küßte die Kugeln und das blutige Kleid und verschwand aus dem Zimmer.

Orso stand wie versteinert; er wagte die fürchterlichen Reliquien nicht von sich zu entfernen und schaute lange unverwandt auf sie hin. Endlich ermannte er sich, schloß dieselben wieder in das Kästchen und eilte, wie wenn er einem Gespenste entfliehen wollte, in sein Zimmer, wo er sich auf sein Bett warf und sein Haupt in das Kissen verbarg. Die Worte

seiner Schwester hallten unaufhörlich in seinen Ohren wieder und es war ihm, als hörte er die prophetische Stimme seines Schicksals, das Blut von ihm forderte und zwar unschuldiges Blut. Nach einem entsetzlichen Seelenkampfe raffte er sich endlich auf und stürzte zum Hause hinaus, um unter Gottes freiem Himmel frische Luft und Stärkung zu suchen. Ohne zu wissen, wohin er ging, durcheilte er mit raschen Schritten die Felder, und schon begann sein Herz sich zu erleichtern, als er an dem Rande eines Gehölzes die Silberstimme eines kleinen Mädchens hörte, die daraus hervortönte:

„Dem Sohne, dem Sohne in der Ferne weit,
„Bewahrt das Geschoß und das blutige Kleid!"

„Was singst Du da, Kleine?" rief Orso zornig und trat plötzlich vor sie hin.

„Ah, Sie sind's, Orso Antonio!" antwortete das Kind erschrocken. „Es ist ein Gesang von Leonissa."

„Daß Du es mir nicht mehr singst!" sagte Orso mit fürchterlicher Stimme.

Das Kind schaute angstvoll nach allen Seiten hin um, als ob es entfliehen wollte.

„Bleib nur, Chilian", setzte er begütigend hinzu; „sei ohne Furcht. Was trägst Du denn da auf dem Kopfe?"

„Ein Brod für meinen Oheim."

„Ist Dein Oheim nicht Bandit?"

„Zu dienen, Herr Orso Antonio."

In diesem Augenblick erschien auf dem Fußpfade aus dem Gebüsch ein Hund. Das Kind pfiff durch zwei Finger, der Hund kam herbei, liebkoste es einen Augenblick und verschwand wieder blitzschnell im Maquis. Gleich darauf erhoben sich hinter einem Busche, wenige Schritte von Orso, zwei schlecht gekleidete, aber gut bewaffnete Männer. Man hätte denken sollen, sie wären wie die Schlangen unter den Cistus- und Myrtengebüschen, welche den Platz bedeckten, herbei geschlichen.

„Willkommen, Orso Antoni, recht willkommen!" sagte der ältere der beiden Männer. „Was! Sie erkennen mich nicht?"

„Nein", sprach Orso, ihn scharf ansehend.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mißverständniß.

In dem schönen Bade Schwalbach erregte in der vorjährigen Saison ein greiser Herr das lebhafteste Interesse aller Badegäste. Wenn er in seinem dunkeln Anzuge, den kleinen runden Filzhut ein wenig in den Nacken gedrückt, so daß die hohe, von weißen Haaren bereits eingerahmte Stirne mächtig hervortrat, am Morgen allein oder in den Arm einer jungen, bleichen Verwandten gestützt, an einem der weltberühmten Brunnen erschien oder Nachmittags an einem der Musikzelte sich zeigte, um einen flüchtigen Blick auf das Programm zu werfen, dann hörte man überall leise einen Namen nennen und manches schöne Auge folgte dem ungezwungen dahin wandelnden alten Manne mit lebhafter Bewunderung oder Neugierde, bis er in einem der schattigen Baumgänge verschwunden war. Abends aber konnte man oft Gruppen von Leuten in der Nähe seiner Wohnung stehen sehen, welche die abgebrochenen Melodien zu erlauschen bemüht waren, die der alte Herr noch spät seinem Piano entlockte.

Den Letzteren schienen indessen diese Aufmerksamkeiten, so sehr er auch daran gewöhnt sein mochte, allmälig zu beengen und man bemerkte ihn immer seltener im Getümmel der von Crinolinen durchrauschten Anlagen, desto mehr sah man ihn in den herrlichen Waldungen lustwandeln, an denen die nächste Umgebung Schwalbachs so überreich ist. Auf diesen Ausflügen pflegte er sich in der Regel eines und desselben Esels zu bedienen.

An einem sonnenhellen Nachmittage sah man den greisen Herrn wieder auf seinem Esel die Brunnenstraße, vorbei an dem neugebauten, schönen Posthotel mit seinen goldenen Inschriften und seinen goldenen Weinen, vorbei an den schmucken, mit Blumen und leichten Balkons gezierten Landhäusern, vor denen hier und da weiße Statuen stehen, langsam hinaufreiten und in den sogenannten Badweg einlenken. Hinter dem letzten Hause hielt er einen Augenblick stille, sein Auge ruhte mit sichtbarem Wohlgefallen auf dem zu seinen Füßen liegenden Weinbrunnenthale, mit seinen mit gelbem Kiese bestreuten und von wilden rothblühenden Kastanien beschatteten Wegen, auf seinen mit Rosenbeeten durchbrochenen

Wiesen, auf seinem von Schwänen stolz durchruderten kleinen Teiche, und über den Weinbrunnen weg, so benannt, weil er, dem Weine gleich, bleiche Wangen wieder röthet, schweifte es zu der Ferne, wo die Busemachener Anhöhe mit ihrem grünen, mit Reisig geschmückten Hute dem Fremden sein freudiges Willkommen zuruft und seinen Blicken den unteren, dorfähnlichen Theil von Alt-Schwalbach verschämt verbirgt.

Aus dem Thale waren soeben die letzten Klänge der Kurmusik verklungen, als der alte Herr dem Walde zuritt. Aber ein merkwürdiger Geist mußte heute in ihm spuken, denn er wiegte sich stets, wie von Melodien getragen, hin und her, summte leise vor sich hin und schwang seinen Stock dabei, wie wenn er den Tact dazu schlüge, in der Luft umher, so daß der Esel, Schläge fürchtend, tüchtig ausschritt und der Eselsbub — ein altes Männlein, das wohl schon vierzig Jahre hinter Eseln herlief — nur keuchend ihm in der Ferne zu folgen vermochte. Plötzlich wurde der Gesang des greisen Herrn immer lauter, hochauf richtete sich seine gebückte Gestalt, sein Auge glänzte fieberhaft, die Schwingungen seines Stockes wurden immer schneller, immer schneller, bis daß er seinen Stock mit einem furchtbaren Schlage auf den Esel niederfallen ließ. Entsetzt machte dieser einen Seitensprung, der alte Herr verlor das Gleichgewicht und fiel, aus seinen Phantasien grausam geweckt, auf den Steinweg.

Erschrocken eilte der Eselsbub ihm zu Hilfe, doch Jener hatte schon, mit dem bloßen Schrecken glücklicherweise davongekommen, sich wieder erhoben und sagte, während der Andere ihm die bestaubten Kleider reinigte, lächelnd zu dem Esel: „Das war ein Mißverständniß, Fritz! Dich ging das nichts an, trabe du nur ruhig deiner Wege!"

Der greise Herr war der Tondichter der „Hugenotten" und des „Propheten", Meyerbeer. Aus welchen Phantasiegebilden aber ihn ein Mißverständniß seines Esels in dem schönen Bade Schwalbach emporscheuchte, das dürfte wohl die Welt bei Aufführung der nächsten Meyerbeer'schen Oper errathen.

Verschiedenes.

Um zu erfahren, ob Jemand verheirathet ist oder nicht, hat man nur darauf zu achten, wie er ein — frisches Handtuch benutzt: nimmt er beim Abtrocknen sofort die Mitte in Gebrauch und wirft dann das ruchlos zerknitterte Tuch auf den ersten besten Ort in der Nähe, so ist er bestimmt Garçon; denn ein Ehemann fängt beim äußersten Zipfel des Tuches an und hängt dasselbe, wenn es seine Schuldigkeit gethan, immer wieder fein säuberlich an den Nagel.

(Der betäubte Professor.) Ein Professor der Chemie hatte im Collegium eine electrische Batterie gefüllt und sagte zu seinen Zuschauern: „Sehen Sie, meine Herren, die Füllung dieser Flasche ist so stark, daß sie im Stande ist, einen Menschen zu tödten und einen Ochsen zu betäuben." Unversehens kam bei diesen Worten der Professor der Batterie zu nahe, sie entlud sich und warf ihn zu Boden. Die Studenten sprangen hinzu, um ihm beizustehen, allein es war unnöthig, denn mit den Worten: „Gott sei Dank, ich war nur betäubt", rappelte sich der Professor wieder auf.

(Bestrafung.) Hauptmann: „Sieht Er, Kremplmeier, Er hat sich schon wieder Subordinations-Vergehen zu Schulden kommen lassen, es thut mir leid, aber ich muß Ihn fünf Tage in die Strafstube sperren. — Denk' Er sich, wenn ich an Seiner Stelle und Er Hauptmann wäre, was würde Er da thun?"

Kremplmeier: „Für dies Mal würde ich dem Herrn Hauptmann die Strafe erlassen."

Welcher Unterschied ist zwischen einem Dictionnaire und einem Actionair? — Bei dem Ersteren sind die letzten Ausgaben die besten, bei dem Actionair die letzten Ausgaben die schlimmsten.

Auflösung des dreisilbigen Räthsels in Nro. 17:

Handlungen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 19. Samstag, den 12. Februar 1859.

Der vom Schauplatz zurückgetretene Carneval-General und sein ehemaliger Ranzenfeldwebel.

General.

Denkst du daran, mein tapfrer Niklaholde,
Als wir dahier in unsrer Narrenstadt,
Damals als du noch warst in meinem Solde
Und mit mir zogst auf muth'gem Heldenpfad;
Denkst du daran, wie Thürmen, mächt'gen Wällen
Das Narreng'schick entgegen uns gestellt
Von Bratwürst, Schinken, Häring und Sardellen?
Wir rieben Alles auf in unserm Zelt.

Feldwebel.

Ich denke d'ran und an die Kälberbraten,
Wie auch an jenen aus dem Gutleuthaus,
An Sauerkraut und Schweinekarbonaden,
Von letztern nahm ich fünfzig mir heraus;
Dein Schwert zerhieb, weil nichts Pardon wollt' nehmen,
Das Bollwerk, grad als wär's 'ne Leberwurst.
Und Keiner brauchte sich zu übergeben;
Uns fegen seh'n war wirklich eine Lust.

General.

Denkst du daran an jenes Heer von Flaschen,
Das in der Schanz noch zu erobern war?
Ich griff sie an, durchsuchte meine Taschen,
Denn immer wuchs der Durst in uns'rer Schaar,
Und fand nicht gleich den Korkenzieher wieder.
Schnell flog das Schwert von meiner linken Seit';
Ich hieb die Köpfe von den Flaschen nieder,
Da wart ihr gleich von euerm Durst befreit.

Feldwebel.

Ich denk daran, ich focht an deiner Seite
Mit einem großen derben Schinkenhäs,
Ein Viertel Kalbfleisch lag mir schon im Leibe,
Dabei ein ganzer Backensteiner-Käs.
Und als ich sah die Flaschenköpfe fliegen
Da bracht ich dir, o Held, ein Hoch gleich aus,
Nahm aus den Rümpfen meh're hundert Züge
Und trappte Abends ohne Wund' nach Haus.

General.

Jetzt denk daran, ich bin auch Invalide,
Verschenkt hab' ich den Degen und den Hut,
Von all den Schlachten wurd' ich endlich müde
Und satt von vielgenoß'nem Flaschenblut.
Drum geh' ich zu dir, treuer Kumpan, über,
Begnüge mich mit halber Portion;
Dann leben wir als Invaliden-Brüder,
Feldwebel von dem Ranzenbataillon!

Narrenstadt, im zweiten Monat 1859.

Leonissa.

(Fortsetzung.)

„'s ist doch kurios, wie ein Bart und ein Spitzhut einen Menschen entstellen können! Schauen Sie doch nur auf, Herr Leutenant. Haben Sie denn die Alten von Waterloo ganz vergessen? Erinnern Sie sich nicht mehr Ihres Brando Savelli, der an diesem Unglückstage mehr als eine Patrone an Ihrer Seite abgebissen hat?“

„Was! Du bist's?“ sagte Orso. „Du bist im Jahre 1815 desertirt?“

„Richtig, Herr Leutenant! Ja, sehen Sie, der Dienst ist eben langweilig, und dann hatte ich auch eine Rechnung in diesem Lande abzumachen. Ha, ha! Chili, bist doch ein braves Kind. Mach hurtig, bediene uns; denn wir haben Hunger. Sie können sich gar nicht vorstellen, mein Leutenant, was man in so einem Maquis für einen Appetit hat. Wollen Sie mithalten? Wir haben zu den Zeiten des

armen Landsmannes, den man reformirt hat, öfters noch schlechter mit einander gegessen."

„Schönen Dank! Man hat mich auch reformirt, weißt Du?"

„Weiß wohl. Aber ich wette, Sie werden sich darüber die Haare nicht ausraufen. Haben ja auch so eine Rechnung in Ordnung zu bringen. Frisch heran, geistlicher Herr", rief der Bandit seinem Kameraden zu, „heran zu Tische. Herr Orso, ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Pfarrer vorzustellen — heißt das, ich weiß nicht recht, ob er Pfarrer ist; aber er hat geistlich studirt."

„Aufzuwarten, Herr", rief der andere Bandit, „ein armer Licentiat der Theologie, den man verhindert hat, seinem Berufe zu folgen. Wer weiß, ich hätte vielleicht Bischof werden können, Brandolaccio."

„Aus welcher Ursache hat man denn die Kirche Ihrer Talente beraubt?" fragte Orso.

„Eine Kleinigkeit, eine rechte Kleinigkeit; sehen Sie, ich hatte eben auch so eine Rechnung abzumachen, wie mein Freund Brandolaccio sagt. Eine Schwester von mir hatte einen dummen Streich gemacht, während ich meines Vaters goldene Füchse auf der Universität zu Pisa durchjagte. Der Liebhaber wollte sie nicht heirathen, da reiste ich nach Haus, machte kurzen Proceß und — —"

„Und?"

„Nun, was weiter! Ich schoß ihm eine Kugel durch den Kopf."

Orso zuckte zusammen. Sein Schicksal hatte ihn mit zwei Menschen zusammengeführt, von denen jeder wenigstens einen Mord auf der Seele hatte. Neugierig jedoch, was er noch in dieser guten Gesellschaft erfahren werde, setzte er die Unterhaltung fort.

Brandolaccio schnitt Brod und Schinken ab, theilte seinem Kameraden, dann seinem Hunde Brusco und endlich auch der kleinen Chilina ein Stück mit.

„Es gibt doch kein schöneres Leben, als das Banditenleben!" rief der Studiosus, nachdem er einige Schnitte Schinken verschlungen. „Sie werden's auch bald kosten, Herr della Rebbia, und sich überzeugen, wie süß es ist, keinen andern Herrn über sich zu haben, als seine eigene Laune. Corsica mag für jeden Andern ein schlechter Boden sein, für einen Banditen ist es ein Paradies. Absonderlich", fuhr er in französischer Sprache fort, „absonderlich sind die Weiber auf uns versessen. Schauen Sie mich an, Leutenant, so garstig ich bin, so habe ich doch drei Liebchen und darunter ist die Frau eines Gendarmen."

„Ihr sprecht viele Sprachen, Herr", sagte Orso ernst.

„Wenn ich französisch spreche, so geschieht dies aus Rücksicht auf den alten Spruch: maxima debetur pueris reverentia (Vor Kindern muß man die größte Scheu haben). Brandolaccio und ich sind darin einverstanden, daß die Kleine da gut erzogen werde."

„Wenn sie 15 Jahre alt sein wird", fuhr Chilina's Oheim fort, „so werde ich sie verheirathen. Ich weiß schon den Mann . ."

„Nun und der wird . . .?"

„Zugreifen, dafür stehe ich", rief der Bandit, auf sein Gewehr klopfend. „Oder wenn er meine Michelina Savelli ausschlägt — beim Blute der Madonna! man kennt den Brandolaccio! — Aber Herr, es wird spät; die Sonne sitzt schon dort auf dem Hügel. Nach Sonnenuntergang ist nicht gut nach Hause gehen. Warum gehen Sie auch ohne Flinte aus? Heute freilich thut es nichts, denn der Präfect ist bei den Barricinis eingekehrt und hält sich morgen in Pietranera auf, um einer Grundsteinlegung beizuwohnen. Aber sonst, mein Leutenant, hüten Sie sich: Vincentello und Orlanduccio sind schlimme Gesellen."

„Ich danke für den guten Rath, aber wir haben ja nichts mit einander auszumachen."

Der Bandit schnalzte mit der Zunge und sprach nicht weiter. Orso erhob sich und wollte gehen.

„A propos", sagte Brandolaccio, „ich habe Ihnen noch für das überschickte Pulver zu danken. Es kam mir sehr gelegen. Jetzt brauche ich Nichts mehr . . . das heißt, neue Schuhe könnte ich noch brauchen; aber ich werde mir ein Paar von Mouflonhaut machen."

Orso, der den Wink zu verstehen glaubte, ließ ein Paar Fünffrankenthaler in die Hand des Banditen gleiten.

„Das Pulver kam von meiner Schwester", rief er; „das hier ist für Schuhe!"

„Herr Leutenant, was fällt Ihnen ein?" rief Brandolaccio, indem er ihm die Geldstücke zurückgab. „Halten Sie mich für einen

Bettler? Ich nehme Brod und Pulver an; aber nichts Anderes."

„Unter alten Soldaten, meinte ich, nähme man es nicht so genau. Also Adien!"

Aber ehe er fortging, hatte er das Geld unvermerkt in die Tasche des Banditen gesteckt.

„Adieu, Orso Antonio!" rief der Theologe. „Wenn wir wieder im Maquis zusammen kommen, wollen wir den Horaz mit einander lesen."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Auswanderung.

Füllet die Erde und machet sie euch unterthan. 1. Mos. 1, 28.

Bei diesem Thema haben wir zunächst das Auswandern nach Amerika im Auge und möchten in diesen Zeilen versuchen, ob dieses massenhafte Ueberströmen nach der neuen Welt sich nicht historisch begründen lasse.

Verfolgen wir das Menschengeschlecht rückwärts bis zu seinem allerersten Wohnplatze, so finden wir, daß die ersten Menschen im Paradiese lebten. Die Gelehrten stritten lange über die geographische Lage dieses herrlichen Gartens. Ihr Streit war unnütz. Jedenfalls war es eine der mildesten und fruchtbarsten Gegenden Asiens. Von da aus verbreiteten sie sich zunächst über Asien selbst. Ueber die erste Bevölkerung von Mittel- und Ostasien, sowie des heutigen Indien fehlen uns alle geschichtliche Nachrichten. Dagegen sehen wir um 2000 v. Chr. im Westen dieses Erdtheils die Reiche Babylonien, Assyrien, Phönicien und Palästina erstehen. Später blühten in Ostafrika die Reiche Aethiopien und besonders das mächtige Aegypten empor, um 600 v. Chr. Von Phönicien aus zog sich der Strom der Bevölkerung längs der Nordküste Afrikas westwärts und fand besonders in dem später so mächtigen Karthago starken Halt, 900 v. Chr. Etwas früher hatte auch schon Griechenland aus dem dichtbevölkerten Kleinasien seine Bewohner erhalten, von wo aus sie sich immer weiter nach Westen und Norden ausdehnten. Das südliche Italien soll um 600 v. Chr. seine ersten Bewohner aus Griechenland, das nördliche dagegen aus Gallien erhalten haben. Die Karthager besuchten und besetzten die Inseln des Mittelmeers, Spanien und die Westküste Afrikas, 550 v. Chr. Sämmtliche Reiche wurden verschlungen von den vier größten Weltreichen des Alterthums: dem babylonischen um 600, dem medisch-persischen um 550, dem griechisch-macedonischen um 333 und dem römischen um 30 v. Chr., die aber selbst nur stetes Wachsen nach dem Westen waren und von denen jedes nachfolgende seine Größe auf die Trümmer des vorhergehenden baute.

Woher Deutschland seine ersten Bewohner erhalten hat, kann uns der Deutsche so wenig sagen, als das Kind uns etwas von seiner Geburt zu erzählen vermag. Höchst wahrscheinlich kamen sie aus dem hohen Osten. Von Deutschland aus erhielten Frankreich, England und der Norden seine ersten Bewohner. Im heutigen Rußland hausten die Scythen und Sarmaten, die aus Asien herüber kamen. — Die Völkerwanderung, die vom vierten bis siebenten Jahrhundert dauerte, ist nichts anders als ein gewaltsames Vordrängen der Völker meistens gegen Westen. Bekanntlich kam der erste Stoß hiezu aus China, indem die Chinesen ihre nördlichen Nachbarn, die wilden Hunnen, vertrieben. Der Hunnische Strom brauste westwärts bis zum schwarzen Meere, warf sich auf die Ostgothen um d. J. 375 n. Chr., diese stießen auf die Westgothen. Das Signal zur Völkerwanderung ward hierdurch gegeben. Während derselben ging die westliche Hälfte des einst so mächtigen Römerreichs unter (476). Der Hunnenschwarm drang bis in's heutige Frankreich vor und wurde erst bei Chalons s. M. durch den Patricier Aetius zum Rückzuge genöthigt (451).

Wie in Europa die Hunnen von Ostasien, so machten etwa 300 Jahre später die Muhamedaner von Arabien aus über ganz Kleinasien und die Nordküste Afrikas einen erobernden Nachzug, drangen sogar durch Spanien ebenfalls bis Frankreich vor und wurden daselbst, gleich jenen, besiegt durch Karl Martell (d. Hammer) bei Tours i. J. 732.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß ganz Europa und Afrika seine Bewohner aus dem Osten erhalten hat. Noch war Amerika nicht entdeckt. Columbus hat uns den Weg dahin gezeigt (1492). Die dortigen Urvölker mögen

ihre Einwanderung höchst wahrscheinlich auf der einen großen Theil des Jahres mit dichtem Eis bedeckten Behringsstraße zwischen Kamtschatka in Asien und der Halbinsel Alaschka in Amerika — von Asien aus — gemacht haben. Jedoch die bei weitem größere Zahl seiner Bewohner kam seit seiner Entdeckung von Osten her aus Europa und — als Negersclaven — aus Afrika. Die frühern Einwanderungen waren mehr nach Mittel- und Südamerika gerichtet, was lediglich der allerersten Landung des Entdeckers zuzuschreiben ist. Denn hätte Columbus Nordamerika zuerst entdeckt, dann hätte sicher Amerika auch heute eine andere politische Eintheilung. Erst seit dem Unabhängigkeitskriege der Vereinigten Staaten (1773—1783) erwachte in Europa die Wanderlust lebhafter nach dem Norden, und zwar meistens nach diesem in das System der politischen Welt neu eingetretenen Staat. Dieselbe nahm in dem Grade zu, als in der Folge Eisenbahnen und Dampfschiffe der Sache wesentlichen Vorschub leisteten.

Wenn man so den Faden der Geschichte von frühester Zeit bis jetzt durchläuft, muß man da nicht ein großes Gesetz erkennen, nach welchem die Erde in der Richtung von Ost nach West bevölkert wird? Und dieses Gesetz dürfte, vom historischen Standpunkte aus betrachtet, der Hauptfactor sein, warum die Lust des Auswanderns nach dem jugendlichen Lande jenseits des atlantischen Meeres so gewaltig um sich greift und Einzelpersonen, wie ganze Familien aus aller Herren Ländern erfaßt.

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich dort zusammen kamen?
Von Hamburg's Stadt, von Englands Strand,
Von Deutschland, Schweiz und Frankenland,
Von Chinas weit entlegner Küste,
Von allen Enden kommen sie,
Es treibt sie all des Wanderns Lüste,
Sie scheuen weder Zeit noch Müh'."

St. Lambrecht, im Februar 1859. Häge.

Verschiedenes.

In der Bretagne, in dem jetzigen Departement Finisterre, tragen die jungen Mädchen goldene und silberne Litzen um ihre Mieder und um ihre Röcke. Dieser Zierrath, welcher bei einigen zu einem außerordentlichen Luxus steigt, hat übrigens eine viel höhere und ernstere Bedeutung, wie jeder andere Kleiderbesatz, und wäre er auch noch so kostbar, und ohne Zweifel werden viele junge Männer wünschen, diese Mode der Landmädchen in der Bretagne möchte von unsern Damen nachgeahmt werden. Es bezeichnen nämlich die goldenen und silbernen Litzen bei jedem Mädchen die Mitgift, die sie zu ihrer Verheirathung erhält, und zwar ist eine goldene Litze um den Rock gleichbedeutend mit 1000 und eine silberne mit 100 Frc. Dabei verdient noch eine ganz besondere Bemerkung der Umstand, daß die Aussteuer mit der größten Gewissenhaftigkeit angegeben und ebenso gewissenhaft ausgezahlt wird, was den großen Vortheil hat, daß Heirathscandidaten vor der Gefahr gesichert sind, sich zu verspeculiren.

Ein Mediciner wurde über Pulver-Verletzung examinirt. — „Was würden Sie thun", fragte ihn der Examinator, „wenn Jemand durch Pulver in die Luft gesprengt worden wäre?" — „Ich würde warten, bis er wieder herunter käme", war die Antwort.

Zweisilbige Charade.

Erste Silbe.

Mich kann fast Niemand in der Welt entbehren;
Wo wüßte ohne mich der Tischler Rath?
War Retter oft auf ungestümen Meeren;
Nur schad ich dem, der vor der Stirn mich hat.

Zweite Silbe.

Ich weile gern im Kreise froher Kinder,
Bin ihre erste Schule für das Haus.
Doch hascht nach mir das Alter oft nicht minder,
D'rum leer ich Manchem auch die Taschen aus.

Das Ganze.

Mich sieht man über bunte Wiesen fliegen,
Um meines kleinen Lebens mich zu freu'n:
Ich darf mich unverwehrt auf Blumen wiegen,
Und ihre Nektarsäfte zieh' ich ein.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 20. Dienstag, den 15. Februar **1859.**

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Orso hatte die saubere Gesellschaft bereits seit einer Viertelstunde verlassen, als er hinter sich her einen Mann aus allen Kräften laufen hörte. Es war Brandolaccio.

„Das ist zu arg, Herr Leutenant", rief er athemlos, „zu arg, wahrhaftig. Da sind die zehn Franken wieder. Hätte mir's ein Anderer gethan, ich würde keinen Spaß verstanden haben. Viel Schönes an Fräulein Leonissa! Sie haben mir doch entsetzlich heiß gemacht. Guten Abend."

Als Orso nach Hause kam, benachrichtigte ihn seine Schwester, der Präfect von Ajaccio sei da gewesen und habe sehr angelegentlich nach ihm gefragt. „Er wohnt bei den Barricini's", fügte sie hinzu. „Wirst Du ihm einen Gegenbesuch machen?"

„Da es der Anstand erfordert, jedenfalls."

„Aber bedenke, in das Haus unserer Todfeinde —"

„Ich besuche nicht sie, sondern einen Mann, der mich achtet und den ich achten muß."

„Ahnest Du denn nicht, was er im Sinne hat? Er wird eine Versöhnung zwischen uns und den Barricini's stiften wollen."

„Er thut seine Pflicht. Dem Stellvertreter der Regierung kommt es zu, die Ordnung und den Frieden im Lande zu erhalten. Es muß uns erwünscht sein, Aufklärung über das unglückliche Ereigniß zu erhalten, das uns in Trauer versetzt hat. Wer weiß, vielleicht sind die Barricini's doch daran unschuldig."

„Unschuldig?" fiel Leonissa mit schneidendem Tone ein, „unschuldig? Nimmermehr!"

„Wenn Du Recht hast, werde ich wissen, was ich zu thun habe."

„Also Du gehst? —"

„Ich gehe morgen früh."

Leonissa stand auf und ließ sich den ganzen Abend nicht mehr sehen. Am andern Morgen aber schickte sie einen Diener an den Präfecten ab und ließ ihm sagen, ihr Bruder habe sich den Fuß übertreten und könne deßwegen nicht die Ehre haben, dem Herrn Präfecten aufzuwarten. Der Präfect sandte den Diener mit der Botschaft zurück, er werde um zehn Uhr mit den Herren Barricini's im Hause della Rebbia erscheinen, denn er habe dem Herrn Leutenant Orso einen Brief von Miß Grant einzuhändigen und eine wichtige Angelegenheit in Ordnung zu bringen.

„Ha, sie werden zu uns kommen!" rief Leonissa triumphirend. Darauf eilte sie zu ihrem Bruder, theilte ihm die Nachricht mit und sandte gleich darauf die kleine Chilina, die sich schon seit Aufgang der Sonne im Hause eingefunden hatte, mit Aufträgen an ihren Oheim ab.

Schlag zehn Uhr öffnete sich die Thüre des Hauses Barricini, und heraus traten der Präfect in Reisekleidern, und nach ihm der Maire Barricini und seine beiden Söhne. Zum größten Staunen der Bewohner von Pietranera schritt der ganze Zug über den Platz und trat in das Haus della Rebbia ein. „Jetzt wird Friede gemacht", riefen die Politiker des Dorfes. „O weh", seufzte ein Greis von der Partei della Rebbia. — „Orso Antonio hat zu lange in der Fremde gelebt, um als ein Mann von Herz zu handeln. Ach, die Zeiten werden doch immer schlimmer."

„Nun", sagte ein Anderer, „es ist noch nicht Alles verloren. Kommen doch die

Barricini's zu ihm und er nicht zu ihnen."

Der Präfect war nicht wenig überrascht, den Lieutenant Orso stehend auf zwei gesunden Füßen zu finden. Leonissa aber entschuldigte sich ohne die geringste Verlegenheit: „Wenn der Herr Präfect wo anders gewohnt hätte, so wäre mein Bruder schon heute Morgen in aller Frühe gekommen, um ihm seine Verehrung zu beweisen."

Orso verwickelte sich in Entschuldigungen und versicherte heilig und theuer, daß er an der lächerlichen List seiner Schwester keinen Theil habe. Der Präfect, der an die Aufrichtigkeit seiner Versicherung glaubte, überreichte ihm den Brief Lydia's und versuchte hierauf in höchst versöhnlicher Weise, das gute Vernehmen der beiden feindlichen Häuser herzustellen. „Herr della Rebbia", sagte er, sich an den Maire wendend, „hat nie daran gedacht, daß die Familie Barricini directen oder indirecten Antheil an dem beklagenswerthen Ereigniß genommen, das ihn seines Vaters beraubt hat. Er ist darum, wie ich fest überzeugt bin, bereit, mit Herrn Barricini und seinen Söhnen in freundnachbarliche Verhältnisse einzutreten."

Orso verbeugte sich ernst; der alte Barricini stammelte einige Worte, die kein Mensch verstand, und seine beiden Söhne sahen nach den Balken der Decke empor. Leonissa stand mit gespannter Aufmerksamkeit an der Thüre, die zur Küche führte, und sagte:

„Es würde für mich im höchsten Grade erfreulich sein, wenn ich die Feindschaft zwischen unsern beiden Familien aufhören sähe; aber wenn eine aufrichtige Versöhnung zu Stande kommen soll, müssen noch einige Erklärungen stattfinden, welche nichts im Zweifel lassen. Herr Präfect, Sie sind noch im Besitz der Papiere, welche ich Ihnen nach dem Tode meines armen Vaters eingehändigt habe. Wollten Sie wohl die Güte haben und meinem Bruder eine Einsicht in das Blatt gestatten, auf welches der Sterbende die Namen seiner Mörder geschrieben hat?"

Der Präfect zögerte, Vincentello und Orlanduccio schossen wüthende Blicke auf die Jungfrau, die wie ein Engel der Rache vor ihnen stand. Orso, der auf der Stelle einsah, daß die Einsicht in das verhängnißvolle Blatt ihm nicht verweigert werden dürfe, bestand auf seinem Rechte, und so wurde denn die Brieftasche des Obersten della Rebbia sammt dem in ihr liegenden Blatte aus dem betreffenden Actenstoße hervorgezogen, den ein Schreiber herbeigebracht hatte. Orso nahm sie mit zitternden Händen; sein Antlitz erbleichte und er starrte wie versteinert auf die bekannten Schriftzüge hin.

„Das hat mein Vater geschrieben", sprach er mit dumpfer Stimme. „Wehe, wenn es die Namen seiner Mörder sind!"

„Sie sind es!" rief Leonissa. „Wollen die Herren Richter auch der Frau Pietra nicht glauben, so gibt es noch andere Zeugen. Hier sind sie!"

Mit diesen Worten riß sie die Thüre der Küche auf und plötzlich traten in den Saal der Bandit Brandolaccio, der Licentiat der Theologie Castriconi und der Hund Brusco. Beide Banditen waren unbewaffnet. An ihrem Gürtel hing zwar die Patrontasche, aber weder Dolch, noch Pistolen waren zu sehen. Beim Eintritt in den Saal zogen sie respectvoll ihre Mützen ab.

Man kann sich den Eindruck vorstellen, den ihre Erscheinung hervorbrachte. Der alte Barricini taumelte halb ohnmächtig rückwärts; seine Söhne sprangen ihm zu und griffen in ihre Seitentaschen, wo ihre Dolche steckten. Der Präfect machte eine Bewegung nach der Thüre und Orso faßte mit kräftiger Hand den Brandolaccio an der Brust und rief: „Was hast Du hier zu thun, Elender?"

„Liebe Leute!" sagte Brandolaccio, „fürchtet Euch nicht! Ich bin nicht so schwarz, wie ich aussehe. Wir kommen in guter Absicht. Herr Präfect, Ihr gehorsamster Diener — Herr Leutenant, lassen Sie mich doch gefälligst los; Sie erwürgen mich ja! Wir kommen als Zeugen. Geistlicher Herr, rede Du; Du hast die geläufigste Zunge."

„Verrätherei!" rief der Maire und wollte die Thüre öffnen; aber Saveria hatte sie von außen verschlossen und verriegelt.

„Herr Präfect", sagte der Licentiat, „ich habe nicht die Ehre, von Ihnen erkannt zu sein. Ich heiße Giocanto Castriconi, bekannter unter dem Namen des Pfarrers . . . Ach, Sie wollen nichts von mir hören? Fräulein Leonissa, die ich auch bisher zu kennen nicht

die Ehre hatte, hat mich ersuchen lassen, Ihnen klaren Wein über eine gewisse Sache einzuschenken, über die Sie bisher falsch unterrichtet waren."

„Sparet Euch die Mühe", rief der Präfect; „ich nehme von Leuten, wie Ihr seid, kein Zeugniß an."

„Herr Präfect", fiel Leonissa ein, „verschmähen Sie nicht, diesen Mann anzuhören. Sie sind hier, um Gerechtigkeit zu üben, und Ihre Pflicht ist, die Wahrheit an's Licht zu bringen. Redet, Castriconi."

„Hören Sie ihn nicht", riefen einstimmig die drei Barricini's.

„Wenn Alle zumal reden", sagte der Bandit lächelnd, „so wird man sich freilich nicht verständigen können. Aber sehen Sie, Herr Präfect, wir Banditen wissen viele Dinge, von denen die Behörden nichts wissen, wenn wir es ihnen nicht offenbaren. Manchmal finden wir freilich für gut, reinen Mund zu halten; manchmal aber kommt uns auch die Laune zu reden. Dies Mal zum Beispiel halten wir es für ersprießlich, die Wahrheit zu sagen. So vernehmen Sie also: wir Beiden, Brandolaccio und ich, wissen ganz genau, wer vor zwei Jahren über die Mauer des Kirchhofs geschossen und den edlen della Rebbia tödtlich getroffen hat."

„Glauben Sie ihm nicht!" riefen die beiden Brüder Barricini. „Er lügt!"

„Zwei Negetationen bejahen!" fuhr Castriconi mit eiserner Kälte fort. „Brandolaccio, haben die beiden jungen Herren, die dort vor dem Alten stehen, uns Beide nicht für 2000 Franken dingen wollen, den Herrn Obersten von der Welt zu schaffen?"

„Freilich", bestätigte Brandolaccio, „und wenn ich so ein Schuftenherz gehabt hätte, wie sie, so hätte es auch geschehen mögen. Aber der selige Herr, dem Gott gnädig sein möge, war mein Chef bei Waterloo und hat mich mehrmals einen braven Kerl genannt, und darum blieb ich ihm treu bis an sein Ende, ob ich mich gleich nicht vor ihm sehen lassen durfte. Wären mir nur an seinem Todestage eines kleinen Unfalls halber, der nicht hierher gehört, die Gendarmen nicht auf den Fersen gewesen, mein ehemaliger Chef lebte noch. Jetzt haben wir genug gesagt." (Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Eine Entdeckung, welche von einem Herrn Millot-Brulé der Pariser Academie der Wissenschaften vorgelegt wurde, berührt gleichzeitig die Gebiete der Mineralogie, Chemie, Physiologie und Landwirthschaft. Der genannte Herr zeigte nämlich ein schwarzes Pulver vor, mittelst dessen man jede Pflanze in Feld, Garten oder Gewächshaus vor dem schädlichen Einfluß des Ungeziefers: der Schnecken, Würmer, Asseln, Raupen, Larven, Maden, Engerlinge &c. bewahren kann, indem man nur mit diesem schwarzen Pulver einen Kreis um die betreffende Pflanze zieht. Sobald nämlich irgend eines dieser niederen Thiere das schwarze Pulver berührt, so verfällt es in Convulsionen, welche es schnell tödten. Dabei leiden die Lebensthätigkeit und das Wohlbefinden der Pflanze in keiner Weise unter der Nähe dieses Pulvers, und man kann es auf ganzen Beeten oder Gruppen auf dem Boden ausstreuen, um dieselben Erfolge zu erzielen, ohne daß der Garten darunter Schaden leidet; im Gegentheil, das Pulver soll sogar befruchtend wirken oder als eine Art Reizmittel. Man behauptet ferner, dieses Pulver sei das beste und rascheste Mittel gegen die Traubenkrankheit, und es genüge, nur ein wenig davon durch einen Federkiel oder eine Glasröhre auf einen inficirten Schoß der Rebe hinzublasen, um sogleich das Oidium oder den Pilz der Rebe welcher die Traubenkrankheit verursacht, sich zusammenziehen und vertrocknen zu sehen, — so vollständig todt wie die Schnecken &c. — Die Zusammensetzung dieses Pulvers, welches berufen zu sein scheint, künftighin eine solch hervorragende Rolle in Landwirthschaft und Gartenbau zu spielen, ist kein Geheimniß; es besteht blos aus einer feingemahlenen Braunkohlenart, der sogenannten Schwefelkohle, welche in vielen Gegenden Deutschlands, namentlich in Oppelsdorf bei Zittau in der Lausitz in ausgedehnten Lagern vorkommt und in einer Mengung mit Wasser schon seit mehreren Jahren mit Vortheil zur Präservation von Holz gegen die Fäulniß verwendet wird. Es ist eine Art Alaunschiefer, der besonders reich an bituminösen Theilen zu sein scheint.

Denksprüche.

Genieß', was dir das Leben beut,
Nach falschem Glücke jage nicht.
Benütze jede Spanne Zeit,
Im Ungemache zage nicht.
Zum Wohlthun sei die Hand bereit,
Verschämtes Elend frage nicht. —
Der Wahrheit sei dein Herz geweiht,
Was Unrecht ist, ertrage nicht!
Von Spöttern halte stets dich weit,
Was du nicht weißt, das sage nicht.
Wie oft sich auch dein Glück erneut,
Versuch' es nicht und wage nicht.
Ein schlichter Sinn sei dein Geschmeid,
Stolz über And're rage nicht.
Ein ed'ler Mensch, der leicht verzeiht,
Ertrag' mit Maßen Freud' und Leid,
Den Abend lob am Tage nicht;
So erntest du Zufriedenheit,
Du kennst des Lebens Plage nicht. —

Verschiedenes.

Aufmerksame Beobachtungen an Waldvögeln haben zu der Ueberzeugung geführt, daß die Nachtigall bei ihrem Gesang immer einige leere Büsche um sich haben muß. Der Finke, wenn er schlägt, sieht scharf darauf, daß wenigstens auf fünfzig Schritte rechts und links von ihm kein anderer Finke schlägt. — Erinnert dies nicht an gewisse Primadonnen, die auch keine Andere neben sich dulden wollen?

Aus einigen Gegenden Oberbayerns werden Klagen laut, daß das Brod aus neuem Roggen, der hie und da ausgewachsen war, beim Backen kuchenförmig breit laufe und spintig werde. Ein probates Mittel dagegen ist ein etwas größerer Zusatz von Salz. Man hat in dieser Beziehung in Sachsen chemische Untersuchungen angestellt und Proben gemacht, die zu dem befriedigendsten Resultate führten. In Süddeutschland wird zwar im Allgemeinen das Brod mehr gesalzen als dies in Norddeutschland der Fall ist — man rechnet bei uns auf 12—14 Pfd. Mehl 8 Loth Salz — aber dennoch nicht immer genug, um das Spintigwerden bei ausgewachsenem Roggen zu verhüten. Das Kochsalz besitzt die Eigenschaft, den durch das Keimen der Körner löslich gewordenen Kleber wieder unlöslich zu machen und ihm seine teigbildende Eigenschaft zu ertheilen.

Der Hausmeister des Hauses, in welchem Mozart in Wien wohnte, besorgte gewöhnlich auch den Holzeinkauf für denselben. Als er eines Morgens bei Mozart anfragen wollte, ob er Holz einkaufen sollte, traf er den berühmten Componisten mit seiner „Stanzerl“ im Arbeitszimmer, aber nicht componirend, oder trillernd oder klavierspielend, nein, herumtanzend, walzend, hopfend mit „der Frau Liebsten.“ Auf die Frage des Hausmeisters, ob Herr Mozart seiner Gattin etwa Tanzlectionen gäbe, antwortete dieser: „Nein, wir machen uns nur warm, weil uns friert und wir uns heute kein Holz kaufen können.“ — Der gute Hausmeister brachte sofort von seinem eigenen Holze und der Maestro versprach, es gut zu bezahlen, falls er wieder Geld haben würde.

Eine reiche und geizige Alte beklagte sich bei dem Magistrat ihres Orts, daß sie einen ungeschlachten, riesenhaften Kerl von Grenadier zur Einquartierung bekommen, während ihre Nachbarin ein freundliches und genügsames Trommelschlägerchen erhalten habe. Das hat seine guten Ursachen, sagte der Einquartierungscommissär. Hätten Sie einen Schwächling in's Quartier bekommen, so wäre er vor Hunger gestorben, ehe noch das Regiment aufgebrochen wäre.

In einem schwäbischen Städtchen verkündigte ein Polizeidiener am letztverflossenen 31. Dec. mittelst der Schelle: „Das Schießen, welches in der Neujahrsnacht bei 15 fl. Strafe verboten ist, wird hiermit in Erinnerung gebracht.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 19:

Brettspiel.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 21. Donnerstag, den 17. Februar 1859.

Leonissa.

(Fortsetzung.)

„Alles, was der Kerl sagt, ist rein erlogen", wiederholte Orlanduccio. „Wären wir draußen auf freiem Felde, jeder mit seiner Flinte, er würde nicht mehr so reden."

„Hoho!" rief der geistliche Herr; „verderbt es nur nicht mit Brandolaccio; der redet sonst mit Euch Fractur!"

„Werden Sie uns endlich hinauslassen, Herr della Rebbia?" rief der Präfect ungeduldig, indem er mit dem Fuße an die Thüre stampfte.

„Saveria, Saveria!" rief Orso, „öffne die Thür, bei allen Teufeln!"

„Noch einen Augenblick", sagte Brandolaccio, „erst wollen wir Beide uns aus dem Staube machen. Herr Präfect, es ist bei uns Brauch, wenn man bei gemeinschaftlichen Freunden zusammenkommt, sich noch eine Viertelstunde Waffenstillstand zu geben."

Der Präfect warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

„Nun denn, Ihr Diener, meine Herren", sagte Brandolaccio und streckte den Arm wagrecht aus. „Jetzt, Brusco, ist's an Dir. Allons, springe für den Herrn Präfecten."

Der Hund machte einen gewaltigen Bogensprung über den Arm seines Herrn, darauf ertönte ein gellender Pfiff durch die Finger Castriconi's, die Thüre sprang wie durch einen Zauber auf, und die Banditen stürzten hinaus, nahmen in der Küche ihre Waffen mit und entflohen durch den Garten in's Freie.

„Ihr Herren Barricini", rief Orso mit donnernder Stimme. „Ich halte Euch für die Mörder meines Vaters!"

„Und ich, Herr della Rebbia", entgegnete der Maire, „ich werde eine Klage wider Sie erheben wegen Verrätherei und Gemeinschaft mit Banditen."

Mit diesen Worten verließ der alte Barricini sammt seinem Sohne Vincentello den Saal. Orlanduccio stellte sich, um den Rücken zu decken, mit frechem Blicke vor Orso hin.

„Ihr Vater ist ein Greis", rief dieser, „den ich mit einer Ohrfeige zerschmettern würde; aber Ihnen sind Ohrfeigen zugedacht, Ihnen und Ihrem Bruder."

Statt einer Antwort zog Orlanduccio seinen Dolch und stieß wie ein Wüthender nach Orso; aber ehe die Waffe diesen erreichte, war Leonissa herbeigesprungen und hatte den Arm Orlanduccio's ergriffen und mit Löwenkraft verdreht. Orso holte aus und versetzte seinem Gegner einen so fürchterlichen Faustschlag in's Gesicht, daß dieser an's Thürschloß mit dem Kopfe hintaumelte und seiner Hand der Dolch entfiel. Jetzt aber sprang Vincentello wieder in den Saal und stürzte mit seinem Dolche auf Orso zu; aber schon hatte Leonissa eine Flinte ergriffen, sich zwischen ihren Bruder und seinen Feind geworfen und diesem den Lauf vor das Gesicht gehalten. Vincentello stand wie angedonnert. Jetzt trennte die Stimme des Präfecten die Streitenden.

„Auf Wiedersehen, Orso Antonio", riefen die beiden Brüder, rissen die Saalthüre auf und schlossen, um sich den Rückzug zu decken, von außen zu.

Orso und der Präfect blieben noch eine Viertelstunde beisammen, ohne ein Wort zu sprechen. Leonissa stand von ferne, mit dem Stolze des Triumphes auf der Stirne und auf die Flinte gelehnt, welche den Sieg entschieden hatte.

„Was für ein Land! was für ein Land!"

rief endlich der Präfect, sich stürmisch erhebend. „Herr della Rebbia, Sie haben Unrecht gehabt und ich fordere von Ihnen Ihr Ehrenwort, sich aller Gewalt zu enthalten und abzuwarten, bis die Gerechtigkeit entschieden haben wird.“

„Ja, Herr Präfect, ich habe Unrecht gehabt, den elenden Menschen zu schlagen; aber ich habe ihn nun einmal geschlagen und kann ihm deßwegen die Genugthuung nicht verweigern, die er von mir gefordert hat.“

„So ist's nicht gemeint. Er will sich nicht mit Ihnen schlagen; aber wenn er Sie ermordet ....“

„Wir werden uns hüten“, fiel Leonissa ein.

„Hören Sie, Herr Orso“, fuhr der Präfect fort, „ich nehme an Ihnen lebhaften Antheil. Was ich von Ihnen verlange, ist eine Kleinigkeit: halten Sie sich ruhig, bis ich mit dem Procurator des Königs zurückkomme; dann soll Ihre Sache zu Ihrer Zufriedenheit entschieden werden. Versprechen Sie mir, sich bis dahin aller Feindseligkeiten zu enthalten?“

„Das kann ich nicht versprechen, mein Herr, wenn, wie ich denke, Orlanduccio mich fordert. Sie wissen das selbst, denn Sie sind ein Ehrenmann.“

„Nun, so will ich noch weniger verlangen: suchen Sie wenigstens Orlanduccio und Vincentello nicht auf ... Schlagen Sie sich meinetwegen in ehrlichem Zweikampf mit ihnen, wenn Sie von ihnen gefordert werden.“

„Oder, wenn sie meine Forderung annehmen.“

„Nun ja!“

„Neue Ohrfeigen sollen sie keine mehr bekommen. Das verspreche ich.“

„Was für ein Land!“ wiederholte der Präfect, mit großen Schritten auf- und abgehend. „Wann werde ich mein schönes Frankreich wiedersehen?“

„Herr Präfect“, sagte Leonissa mit sanfter Stimme, „es ist schon bald Mittag, wollten Sie uns nicht die Ehre erzeigen, mit uns zu frühstücken?“

Der Präfect konnte sich des Lachens kaum erwehren. „Signora della Rebbia“, sagte er, „Sie können unter solchen Stürmen an ein Frühstück denken? — Was werde ich noch in Corsica lernen müssen! Doch für dies Mal muß ich danken, so gerne ich bei Ihnen verweilte: man könnte es mir als Parteilichkeit auslegen. Darum Adieu! auf baldiges Wiedersehen. Apropos! Herr della Rebbia, vergessen Sie den Brief des Fräuleins Lydia nicht!“

Wie nach einem heftigen Gewitter bisweilen ein heiterer Sonnenblick durch die düsteren Gewölke bricht und Wald und Fluren mit seinen goldenen Streiflichtern anlächelt, so fiel jetzt ein freundlicher Lichtstrahl in die umnachtete Seele Orso's, als er in dem ersten ruhigen Augenblicke nach dem Weggange des Präfecten den Brief Lydia's öffnete.

„Mein Vater“, so lautete der Inhalt, „war ein wenig krank, und da er nicht gerne schreibt, muß ich sein Secretär sein. Er hat sich neulich, an dem letzten Tage Ihrer Anwesenheit in Ajaccio, beim Abendspaziergang am Ufer des Meeres das Fieber zugezogen und mich nicht wenig in Schrecken versetzt. Jetzt aber ist er, dem Himmel sei Dank, durch einen geschickten Arzt, den uns der Präfect empfohlen, hergestellt und will wieder auf die Jagd gehen. Da er sich fortwährend erinnert, daß Sie ihm Damhirsche, Eber, Mouflons und anderes Gewild versprochen haben, so besteht er darauf, einen Streifzug in Ihre Gebirge zu machen und Sie in Pietranera zu besuchen. Nun, wie geht es denn bei Ihnen? Wie haben Sie Ihr Schloß angetroffen? Steht der alte Thurm noch auf seinem Platze, und gibt es Gespenster darin, wie man sagt? Ich sehe Sie in Gedanken schon Vorkehrungen zur Vertheidigung treffen und Ihren Dolch hervorholen; aber ich hoffe, Sie haben und brauchen keinen mehr. — Und Ihre liebenswürdige Schwester? Grüßen Sie sie vieltausend Mal und sagen Sie ihr, daß ich mit ihrem Stilet die Blätter eines Romans aufschneide, daß aber das schreckliche Eisen, sich über diesen Mißbrauch empörend, mir die Blätter des Buches auf eine bejammernswerthe Weise zerreißt.

Nachschrift. Eben kündigt mir mein Vater an, daß er es in Ajaccio nicht länger aushalte und deßwegen schon morgen seine Reise zu Ihnen antreten werde. Sagen Sie also Ihrer lieben Schwester, daß wir auf einige Tage ihre Gastfreundschaft anzunehmen und übermorgen, um 11 Uhr Vormittags, den

Bruccio bei ihr zu essen gedenken, den sie mir zum Willkommen versprochen hat.

Adieu, auf baldiges Wiedersehen!

Lydia Grant."

(Fortsetzung folgt.)

Spätes Glück.

An einem stürmischen Octoberabende saß Nora Raymond in ihrem einsamen Zimmer, tief in Gedanken versunken, welche, um die Wahrheit zu gestehen, mit banger Schwermuth untermischt waren. Nicht oft indeß überließ sie sich solch trüber Ruhe, denn sie war das heiterste und emsigste weibliche Wesen, die beste der Schwestern und Tanten, die gütigste der Nachbarinnen. Die eine oder andere dieser Beziehungen bot ihr stets hinreichende Beschäftigung und demnach fand sie nur äußerst selten Muße zu einsamem Nachsinnen.

Aber an diesem Abende schien sie bei einem Ruhepunkte ihres Lebens angelangt zu sein. Ihre jüngste Schwester Sophie, die letzte ihrer Pfleglinge, hatte sich diesen Morgen verheirathet. Das altersgraue heimathliche Haus war nun verödet — so wenigstens schien es Nora — da das heitere Antlitz der Braut es verlassen hatte. Es ist wahr, ein ganzer Trupp kleiner Neffen und Nichten waren bei ihr geblieben, während deren Mutter, eine andere Schwester Nora's, mit dem Gatten die Neuvermählten auf der Hochzeitstour begleitete; aber das junge Völklein lag lang in tiefem Schlafe und in dem schmuck aufgeräumten Zimmer fand sich kein anderes Zeichen ihres Daseins, als in der Ecke ein großer Korb voll Spielzeug und eine ansehnliche Reihe Schuhe, der Größe nach gegen die Wand gestellt, beginnend mit des ältesten Knaben „ersten Stiefeln" und endend mit des kleinsten Mädchens Miniaturpantöffelchen von Bronzesaffian.

Vor langer Zeit, als Nora's Kindheit kaum verflossen, war ihr Vater, in Folge eines unglücklichen Zufalls, überraschend schnell gestorben. Seine Wittwe, bewältigt und gebrochen durch das schwere Schicksal, folgte ihm bald. Mit sterbendem Hauch empfahl sie die jüngeren Kinder der Sorge der ältesten Schwester und erheischte von dieser das Versprechen, ihr Leben jenen zu weihen. Das Mädchen konnte nicht zögern, ein Verlangen zu gewähren, welches die letzten Worte der sterbenden Mutter an sie richteten. Sie hob den kleinen unbewußten Säugling aus den Armen, die ihn mit immer schwächerer Kraft umschlangen, schloß ihn fest an ihren Busen, blickte in die thränenfeuchten Gesichter der Gruppe, die das Sterbebett umringte, und gab das verlangte Versprechen.

Es war in der That kein leichtes Opfer, das sie zu bringen hatte. Jung wie sie war, hatte ihr Herz doch schon gewählt, und Pflicht und Liebe, das Versprechen der Todten gegeben und die Gelübde mit dem Lebenden ausgetauscht, machten als starke Gegner in heftigem Kampfe sich jeden Zoll Boden streitig. Arthur Janson liebte Nora ernst genug, um freudig ihre Verpflichtung zu theilen. Er sah keinen Grund, warum diese sie hindern sollte, ihrer Neigung zu folgen, die Seine zu werden und Verantwortlichkeit und Sorge vereint mit ihm zu tragen.

Sie aber dachte anders. Sie fühlte, daß sie kein Recht hatte, seiner Großmuth zu gestatten, ihm ein solches Opfer aufzubürden. Er war jung und das Leben lag lang und heiter vor ihm. Sollte sie es zugeben, daß der Schatten ihrer Sorgen den sonnigen Pfad durchkreuze? Sollte sie versuchen, auf seine Schultern einen Theil der Last zu wälzen, welche sie niederdrückte und zu einem Leben mühevoller Arbeit verurtheilte? Sie selbst konnte viel ertragen und opfern für die Kinder, ihr so theuer durch die Bande des Blutes, — das heilige Vermächtniß ihrer hingeschiedenen Eltern, — aber ihm konnten sie nur um ihretwillen etwas sein und leicht konnte es ihr bitteres Schicksal werden, zu finden, daß die vorzeitigen Sorgen, welche eine Verbindung mit ihr ihm verschaffen mußten, ihn müde und unzufrieden machen möchten.

Sie schieden, Nora und Arthur, wie sie fürchteten, für immer. Als der Liebende fand, daß weder Vernunftgründe noch Bitten sie vermögen konnten, ihren Vorsatz zu ändern, daß sie der Todten feierlich ihr Versprechen erneuert hatte und völlig vorbereitet war, es bis an die äußerste Grenze zu erfüllen, selbst bis zur Entsagung ihrer liebsten Hoffnungen und theuersten Wünsche, da verschwand er aus der

Gegend, sogar ohne Abschied von denen, die er gekannt hatte.

Gemeinnütziges.

Wie man sich seinen Essig selbst bereiten kann, darüber bringen österreichische Blätter folgende Mittheilung eines Pfarrers: „Ich kann nicht umhin, einen Versuch mitzutheilen, den ich durch den vergangenen Winter anstellte. Da ich ein großer Obstesser bin, so trocknete ich alle Schalen und Abfälle von dem täglich genossenen Obste auf dem Ofen. Dadurch sammelte ich eine ziemlich große Portion. Die getrockneten Abfälle that ich später in ein Gefäß, goß Wasser darauf und erhielt in sehr kurzer Zeit einen sehr guten Essig, welcher jeden andern aus den Kaufläden weit übertraf."

Denksprüche.

Thoren sind's, die Alles sagen,
Was sie auf dem Herzen tragen;
Doch der Weise spricht nur dann,
Wenn er nicht mehr schweigen kann.

Rühmt mancher sich genial zu sein,
Und war sein Liebtag nur gemein.

Verschiedenes.

(Frauennamen.) Die Namen der Frauen haben wie die der Männer ihre ursprüngliche Bedeutung, ihre Symbolik. Nicht jeder aber darf als ein Präjudiz aufgefaßt werden, denn die Eltern können ja den künftigen Character ihrer Kinder nicht wissen und geben den Namen meist der Pathen willen. Unsere Leserinnen wird es aber doch interessiren, was ihr Name bedeutet, und wenn es etwas Schlimmes, so ist es ihre Sache, ihn Lügen zu strafen. Womit sollen wir beginnen? Emma — die Zarte; Maria — die Erhabene; Martha — die Bittere; Isabella — die Liebliche; Julie — die mit den reichen Haaren; Gertrude — die Wahre; Eleonore — die Mitleidige; Helene — die Verlockende; Caroline — die Königliche; Charlotte — die Königin; Elisabeth — die Treuherzige; Clara — die Helläugige; Agnes — die Reine; Amanda — die Liebenswürdige; Laura — die Lorbeergekrönte; Edith — die Heitere; Oliva — die Friedfertige; Grazia — die Gnädige; Sarah — die Fürstin; Sophie — die Weise; Amalie — die Geliebte; Mathilde — die edle Frau; Pauline — die Kleine; Margarathe — die Perle; Rebecca — die Plumpe; Anna — die Freundliche; Ida — der Morgenstern; Lucie — die Glanzvolle; Louise — die Beschützende; Catharina — die Reine; Fanny — die Offene, Freie; Lydia — die Strenge; Minerva — die Keusche; Henriette — die Herrscherin des Hauses. Sollten nicht alle Henriette heißen? Eugenie heißt die wohl geborene, also die Schöne; Adelheid — die Adel bewahrende, die Stolze; Elise — die Gottgelobte; Rosalie — die Rosige, die Anmuthige; Clementine — die Sanftmüthige; Regina — die Königin (der Herzen?); Aurora — die Morgenröthe, die Fröhliche; Veronica — die Wahrheitliebende; Ottilie — die Muthige; Angelika — die Engelgleiche.

In München sieht man ein Schild, auf welchem die Inschrift: „Bürgerlicher Geflügelhändler" steht, und dabei ein Spanferkel abgebildet.

Viersilbige Charade.

Die Erste war ein Naseweis
Im grau'sten Alterthum,
Stritt einstens um den Sängerpreis
Mit wenig Glück und Ruhm.

Der beiden mittlern Silben Held,
Punctirst ein Zeichen Du,
Spielt als bekannter Springinsfeld
Mit Gretel Blindekuh.

Der Letzten Ehrennamen führt
Der nimmer mit der That,
Der von der ersten Drei regiert,
Des Ganzen Titel hat.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 22. Samstag, den 19. Februar **1859.**

Aus einer Westricher Bauernhochzeit.

Gott grüß euch, Braut und Bräutigam,
Unn Vattersschtamm unn Muttersschtamm,
Zum gure Dag versammelt.
E Leiermann, e ahrmer Mann,
Drum nehmt als Hochzetschteier an
Des Liedche, wo er schtammelt.

Was frät bei Dag, was frät bei Nacht,
Was lacht in's Herz wie Sunnepracht
Unn schnäwwelt wie e Deibche?
Was hilft vor Alp unn Winterfroscht?
Geh weg mit Abodekerkoscht
Unn nimm e wacker Weibche.

Die lacht mit der, wann's Werrer gut,
Die greint mit der, wann's nehrig duht,
Unn is dei gurer Engel.
Und schenkt der Himmel Vatterluscht,
Dann wachsen se an ehrer Bruscht
Un schießen uff wie Bengel.

Hunn alles, was deim Herz gefällt,
's bleibt doch e ahremsel'gi Welt,
Muscht de's allä genieße.
Drum geh unn mach's deim Bappe noh,
Der Mann war net vun Hawwerschtroh.
Der Ehstand sei gepriese.

E volles Haus, e volles Herz,
Sell is der Eh' ehr bescht Gewerz,
Drum loßt die Gläscher klinge:
Unn so e gurrer voller Klang
Geh dorch eur ganzes Läwe lang
Unn helf in alle Dinge.

Gott wohn' unn walt' in euerm Haus,
Unn stell sei Engelcher enaus
In Feld unn Hof unn Scheuer,
Unn führ euch in Herzeinigkeit,
Unn schenk euch lange Läwenszeit,
Unn's Lache sei net deuer.

Gedeiht unn wachst unn mehret euch,
Unn hegt unn pflegt unn ehret euch,
Unn altert in der Dreue.
Das bitt' ich Gott mit Leierspiel,
Unn wann mei Liedche euch gefiel,
Dann singe mer's uff's neue.

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Mit freudestrahlendem Gesichte zeigte Orso dieses Schreiben seiner Schwester und bedauerte nur, es könnte vielleicht der Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit der Familie Barricini seinen werthen Gästen die Zeit ihrer Anwesenheit in seinem Hause trüben. „Ich habe mit den beiden jungen Herren“, fügte er hinzu, „noch ein kleines Geschäft abzumachen; das muß so bald als möglich geschehen.“

„Was“, erwiderte Leonissa, „Du willst die Elenden zum Zweikampfe fordern? Sie verdienen nicht, den Tod eines Ehrenmannes zu sterben.“

„Leonissa, meine Theure, Du bist eine Heldenseele und hast mich vor einem Messerstiche bewahrt. Gib mir Deine kleine Hand, daß ich sie küsse. Aber siehst Du, laß mich gewähren. Es gibt gewisse Dinge, die Du nicht verstehst. Jetzt gib mir etwas zum Frühstücken, und dann sende mir die kleine Chilina: sie muß mir einen Brief bestellen.“

Während seine Schwester die Zurichtungen

zum Frühstück machte, schrieb Orso an die beiden Brüder Barricini folgende Zeilen:

„Es muß Ihnen sehr daran gelegen sein, mich zu treffen. Mir ist es eben so. Morgen früh um 6 Uhr finden Sie mich im Thale Aquaviva. Die Wahl der Waffen überlasse ich Ihnen und erwarte umgehend Ihre Antwort.

Orso Antonio della Rebbia."

Chilina bestellte den Brief, brachte aber keine Antwort zurück. Erst am Abend des folgenden Tages kam ein Schreiben mit der Unterschrift des Maires Barricini, in welchem er ankündigte, daß er den Drohbrief an seine Söhne dem Procurator des Königs einhändigen und Gerechtigkeit gegen die Verleumdungen und Bosheiten Orso's verlangen werde.

„Willst Du Dich denn noch länger von diesen Memmen hinter das Licht führen lassen?" redete Leonissa ihren Bruder an, als sie das Schreiben des Maires gelesen hatte. „Ich habe Dir gesagt, sie werden sich nicht in ehrlichem Zweikampfe stellen, wie dies auf dem Festlande der Brauch ist, darum laß uns keine Umstände machen. Siehe, wir haben wenigstens eben so viele Leute, wie die Barricini's. Brandolaccio und Castriconi werden auch bei der Hand sein, wenn wir sie brauchen. Sturmleitern und Feuerbrände, Petarden und Patronen sind in Fülle vorhanden. Wie wäre es, Orso Antonio, wenn wir morgen unsern Freunden, den Engländern, gleich nach ihrer Ankunft, das Schauspiel eines Sturmes auf das Haus der Barricini's gäben? Miß Lydia hat ohnedies ein Mal geäußert, sie möchte Corsica nicht verlassen, ohne vorher eine hübsche Vendetta gesehen zu haben. Jetzt wäre dazu die schönste Gelegenheit ......"

„Weißt Du", entgegnete Orso, „daß die Natur übel daran gethan hat, aus Dir ein Weib zu machen? Du hättest einen trefflichen Soldaten abgeben können. Doch für dies Mal spare Deine militärischen Talente und gehe hin, und bereite für unsere Gäste einen guten Bruccio. Es ist recht schön, wenn eine Frau Muth hat, aber sie soll sich auch des Haushaltes annehmen. Komm, gib mir einen Kuß und laß mir morgen den Apfelschimmel zur Reise satteln, denn ich will dem General und seiner Tochter eine Strecke Weges entgegenreiten."

„Geduld", seufzte Leonissa, indem sie mit der Hand nach ihrem Herzen fuhr. „Gute Nacht, Orso!"

Noch war am folgenden Tage die Sonne nicht aufgegangen, als der Grauschimmel gesattelt vor der Thüre stand. Zwei bewaffnete Hirten hielten das feurige Thier, das ungeduldig mit dem Fuße stampfend, die Ankunft seines Herrn kaum erwarten konnte. Orso erschien unter der Thüre in seiner Uniform. An seiner Seite hing eine zierliche Patrontasche und über seiner Schulter die englische Doppelbüchse des Generals. Leonissa hielt seine Hand.

„Gott geleite Dich, mein Bruder", sagte sie kaum hörbar, schlang ihre Arme um ihn und drückte ihn an ihr Herz, wie wenn es einen Abschied gälte.

„Auf Wiedersehen, theure Schwester", rief er heitern Muthes und schwang sich in den Sattel. „Bestelle das Haus, daß es unsern Gästen darin behaglich werde."

Die Landleute erboten sich, ihren Herrn zu Fuß zu begleiten, Orso aber verbat es sich, trotz des bittenden Blickes, den seine Schwester auf ihn warf, ließ seinem Pferde die Zügel und dieses trabte in raschem Laufe davon. Leonissa schaute ihm unverwandt nach, bis ihr Auge ihn nicht mehr erreichen konnte; dann faltete sie die Hände, blickte einige Secunden lang zum Himmel empor und kehrte in das Haus zurück.

Orso mochte ungefähr eine Stunde lang geritten sein, als sein Pferd seitwärts in ein Thal einbog, durch welches ein klarer Bach sich hinschlängelte. Das sanfte Murmeln seiner dahinrollenden Silberwellen, die Frische der Morgenluft, der erquickende Hauch der Waldbäume, in deren heiliges Dunkel die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne drangen und in Millionen funkelnder Thautröpfchen farbig wiederglänzten, wiegten seine Seele in jene sanfte Harmonie, in welcher das jugendliche Herz so gerne jene süßen Jugendträume beschleichen, welche vielleicht das schönste Erbtheil der glücklichsten Jahre unseres Lebens sind. Wie gewebt aus Sonnenlicht und Morgenthau treten sie, gleich Erscheinungen aus einer höhern Welt, vor unsere Phantasie, gaukeln ihr tausend liebliche Bilder und Gestalten vor und hinterlassen in dem reinen,

unentweihten Gemüthe jene selige Stimmung, die es zu allem Großen und Edeln begeistert und zum Kampfe des Lebens stärkt. Auch in Orso's Seele ward es licht und hell, und alle Bilder und Empfindungen seines inneren Lebens waren das Wiederspiel des farbigen Abglanzes der ihn anlächelnden Morgenwelt. Er sah sich an der Seite Lydia's im Schatten eines jener mächtigen Kastanienbäume, welche in einiger Entfernung seinen Pfad begrenzten. Sie saß im schwellenden Grase umgeben von duftenden Waldblumen, welche rings umher dem Boden entsproßten. Und er pflückte die schönsten derselben, himmelblaue Gentianen, welche ihren sanften Augen glichen, wand sie zu einem Kranze und drückte sie in ihre blonden Locken, welche in ihrer glänzenden Fülle die Sonne beschämten, deren Strahlen sich neidisch und bewundernd in das innere Heiligthum stahlen, das in seinem hehren Dunkel die göttliche Gestalt der Geliebten verbarg. Und sie lächelte gleich einem Engel des Himmels und ließ es geschehen, daß er ihre weiße Hand ergriff, und versank erröthend in Gedanken, als er zitternd das erste Wort der Liebe stammelte, und zürnte ihm selbst dann nicht, als er die schöne Hand an sein Herz drückte . . . Alle diese lieblichen Bilder und Träume verhinderten Orso, Acht auf seinen Weg zu geben, und noch immer wiegte sich seine Seele in ihnen, als sein Pferd plötzlich stille stand und eine sanfte Stimme ihn anredete.

Er schaute auf und vor ihm stand die kleine Chilina.

„Wohin wollen Sie, Orso Antonio?" sagte die Kleine. „Wissen Sie nicht, daß Ihr Feind nahe ist?"

„Mein Feind?" rief Orso, entrüstet sich in einem so seligen Augenblick gestört zu sehen. „Wo ist er?"

(Fortsetzung folgt.)

Spätes Glück.

(Fortsetzung.)

Nach einiger Zeit gelangte ein Brief an den Geistlichen des Ortes, worin Arthur diesem schrieb, daß es ihm gut ginge und er im Begriff sei, nach einem fernen Lande zu segeln. Von dieser Stunde an und durch einen Zeitraum von fast zwanzig Jahren vernahm Nora's Ohr keine Kunde von Arthur.

Als sie erfuhr, daß er auf Nimmerwiederkehr hinweggegangen, sammelte sie sorgfältig alle kleinen Andenken an die glückliche Zeit ihrer glücklichen Liebe, schloß sie in ein Kästchen, ein Geschenk von ihm und von nun an der Schrein ihrer seligsten Erinnerungen, und dann, fest und ohne Klage, nahm sie ihre Pflichten wieder auf.

Jahr um Jahr schwand dahin. Nora spann und webte, regierte ihre Mägde und Arbeiter, pflegte und unterrichtete ihre Geschwister und bestrebte sich in allen Dingen, den Platz der verlornen Eltern würdig und gewissenhaft auszufüllen.

Die Zeit heilte die Wunden ihres Herzens, so daß sie aufhörten, bei jeder Berührung zu bluten; sie fand Friede und Erheiterung in der Zuneigung ihrer Kinder, wie sie die ihrer Pflege anheimgegebenen Geschwister zu nennen liebte; und die allmächtige Gewohnheit machte ihr ihre Pflichten leicht und sogar angenehm.

Der Abend, von dem im Eingange dieser Erzählung die Rede, hatte sich bis zur Mitternachtsstunde ausgedehnt, als Nora erst daran dachte, sich zur Ruhe zu begeben. Das lange einsame Wachen hatte sie furchtsam und reizbar gemacht, und kaum konnte sie einen Ausruf des Schreckens unterdrücken, als gerade in diesem Augenblick ein starkes Klopfen an der Hausthür sich vernehmen ließ und durch die ganze Wohnung erklang.

Aber Nora faßte sich bald, denn sie bedachte, daß man vielleicht käme, sie zu einem Kranken oder Sterbenden zu rufen. In dieser stillen Gegend verließen die Leute selten um weniger dringender Gründe willen ihre Behausungen nach Mitternacht. Sie lächelte über ihren grundlosen Schreck, und obwohl ungeachtet ihrer Tapferkeit noch leicht zitternd, nahm sie ein Licht und erschloß die Thür.

Eine hohe Männergestalt, von Kopf bis zu Fuß in einen weiten Reitermantel gehüllt, stand auf der Schwelle. Nora konnte, beim flackernden Schein des Lichtes, das sie hielt, seine Züge nicht unterscheiden. Sie sah nur den seltsam begierigen Blick der ungewöhnlich leuchtenden Augen, mit dem der Fremde sich verneigte, sie zu begrüßen.

„Madame", sagte er, „die Nacht hat mich

überfallen, wie Sie sehen, und indem ich das nächste Dorf zu erreichen suchte, habe ich mich verirrt. Ich bin auf die Haut durchnäßt und mein Pferd ist zu müde, auf diesen schlammigen Wegen weiter zu gehen; und da ich Licht in diesem Hause bemerkte, hoffte ich für den Rest der Nacht ein Obdach zu finden. Wollen Sie es mir gewähren, Madame? Ich versichere Sie, daß Sie keinen undankbaren Gast beherbergen werden."

„Herr", entgegnete Nora einfach und ruhig, „diese Thüre verschloß sich niemals dem müden Wanderer. Treten Sie ein; ein Diener wird für Ihr Pferd Sorge tragen."

Der Fremde verneigte sich wieder und ging schweigend an ihr vorbei, während sie den breiten Thürflügel zurückhielt — wie kam es, daß ihr Herz beim Anblick dieser hohen verhüllten Gestalt wild und stürmischer zu schlagen begann? Von Neuem indeß schloß sie die Thür mit Riegel und Stange und schritt ihrem Gast voran in das vorhin verlassene Zimmer.

Sie schürte die erlöschende Gluth des Kamins, legte frisches Holz darauf, daß die Flammen bald lustig emporflackerten, und rückte den bequemsten Stuhl des Gemaches zurecht. Dann verließ sie den Fremden, der sich der Wärme erfreute, und hieß den Gärtner sich des Pferdes annehmen, das ungeduldig am äußren Thore wieherte.

Als sie zurückkam, beschäftigte sie sich schweigend, Erfrischungen für den Gast zu bereiten, welcher neben dem Feuer saß und forschende Blicke auf sie richtete, wie sie sich hin und her bewegte. Schauer um Schauer zitterte durch Nora's Gestalt, wenn dieser leuchtende, seltsame Strahl sie traf. Sie fühlte sich fast erschreckt durch dies sonderbare Benehmen, als er sie plötzlich anredete.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Der übertriebene Luxus unseres Jahrhunderts bringt die wunderlichsten Erfindungen zu Stande. Bisher parfümirte man bloß die Zimmer und an seiner eigenen werthen Person Haare, Handschuhe und Taschentücher; neuerdings hat man aber angefangen, weiter zu gehen. Die Amerikaner, in der Kunst des Humbugs und des Schwindels uns alternden Europäern gewöhnlich voraus, haben Schaukelstühle erfunden, die bei jeder Bewegung ein kostbares Arom ausströmen. Im Krystallpalaste zu Neuyork war ein solches „wohlriechendes Möbel" ausgestellt und wird folgendermaßen beschrieben: Am linken Arm ist das biegsame Rohr, welches durch kostbare Parfüms gehend, einen Strom von kühler Luft dem im Stuhl Sitzenden in das Gesicht bläst, sobald man durch die Schaukelbewegung den unter dem Stuhl angebrachten Blasebalg in Thätigkeit setzt. Denken wir uns in einen Cirkel von Damen, jede in einem solchen luftblasenden und parfümhauchenden Stuhle lehnend, alle schaukelnd, alle blasend, die eine Patschuli, die andere Mille Fleurs, die dritte Rose Canelle, jede anders hauchend. Da hört denn Alles auf! Welcher Genuß könnte diesen überbieten?

Das Neueste der Frauenmode in Paris ist die von England eingeführte Neuerung, die weiten Ueberkleider, die bis jetzt die Straßen kehrten, mit Agraffen nach allen Seiten anzunesteln. Es kommt jetzt vorzüglich darauf an, das Kleid mit Geschmack zu drapiren, und nothwendig wird mehr Sorgfalt auf die Unterkleider verwandt. Man glaubt jetzt auf den Boulevards Schäferinnen aus Bildern Watteau's umherwandeln zu sehen. Mitunter erscheinen die Kleider allerdings gleich nach alter Mode aufgesteckten Fenstergardinen.

(Poesie und Prosa!) Wer kann das unnennbare Weh einer unverstandenen Frauenseele fassen, deren Gatte in dem Augenblick, wo sie, aufgelöst in ungeweinte Thränen, sich der Unendlichkeit in die Arme stürzen will, hereintritt und sagt: „Frau — hier fehlt schon wieder ein Hemdenknopf."

Auflösung der viersilbigen Charade in Nro. 21:

Pantoffelheld.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 23. Dienstag, den 22. Februar 1859.

Leonissa.

(Fortsetzung.)

„Orlanduccio ist ganz nahe. Er erwartet Sie. Kehren Sie um, kehren Sie um!"

„Was, er erwartet mich? Hast Du ihn gesehen?"

„Ja, Orso Antonio, ich lag im Farrenkraut, als er vorüberging. Er schaute nach allen Seiten mit seinem Fernrohr um."

„Wohin hat er sich gewendet?"

„Er ging da hinab, wo Sie hingehen."

„Schönen Dank!"

„Orso Antonio, wollen Sie nicht meinen Oheim abwarten? er kann ja jeden Augenblick kommen."

„Nein, mein Kind, ich brauche ihn nicht."

„So erlauben Sie doch, daß ich vor Ihnen hergehe."

„Danke, mein Kind, danke!"

Und Orso spornte sein Pferd an und schlug rasch den Weg ein, den die Kleine ihm bezeichnet hatte. Sein erstes Gefühl war eine blinde Aufwallung von Zorn, der sich aber allmälig durch die Ueberlegung abkühlte, daß er dem Präfecten sein Wort gegeben habe, keine neuen Feindseligkeiten zu beginnen. Ja er wünschte sogar, Orlanduccio nicht zu begegnen, weil er befürchtete, darüber Miß Lydia und ihren Vater zu verfehlen. So von entgegengesetzten Gefühlen bewegt, ritt er vorsichtig weiter, Anfangs durch Büsche und Hecken, dann über das Aschenfeld eines niedergebrannten Maquis und endlich bergan, über angebaute Felder. Hier nöthigte ihn bald die Steile des Weges, abzusteigen und den Zügel auf dem Halse seines Pferdes zu lassen, das ihm Schritt vor Schritt nachfolgte. Als er nur noch etwa zwanzig Schritte von einer jener Mauern entfernt war, mit welchen man in Corsica die Felder einzufassen pflegt, bemerkte er rechts von dem Wege, gerade vor sich, einen Flintenlauf und gleich darauf einen Kopf, der über die Mauer sich erhob. Die Flinte neigte sich und er erkannte Orlanduccio bereit, Feuer zu geben. Schnell ergriff er seine Doppelbüchse, legte sie an die Wange und zielte. Einige Secunden standen sich beide Gegner bewegungslos gegenüber. Orso's Herz schlug immer heftiger.

„Elender Feigling!" schallte seine Donnerstimme dem lauernden Feinde entgegen. Noch war das Wort seinen Lippen nicht entflohen, so sah er das Feuer aus der Flinte Orlanduccio's und fast in demselben Augenblick krachte ein zweiter Schuß zu seiner Linken, von der andern Seite des Pfades, der von einem Manne herrührte, den Orso bis jetzt nicht bemerkt hatte. Beide Kugeln trafen. Die von Orlanduccio durchfuhr seinen linken Arm, der auf der Stelle gelähmt an der Seite hing; die andere traf ihn an der Brust, zerriß seinen Rock, begegnete aber glücklicherweise dem Griffe seines Dolches, wo sie sich abplattete und nur eine leichte Contusion verursachte. Orso's Flinte sank ein wenig abwärts; aber fast in demselben Augenblick erhob er sie wieder und gab, allein mit der rechten Hand sie richtend, Feuer auf Orlanduccio. Der Kopf seines Feindes verschwand hinter der Mauer. Hierauf sich zur Linken wendend, sandte er seinen zweiten Schuß auf einen Mann ab, den er vor der ihn umhüllenden Rauchwolke kaum wahrnahm. Auch dieser verschwand. Die 4 Flintenschüsse waren mit einer unglaublichen Schnelligkeit auf einander gefolgt, gleich einem guten Pelotonfeuer. Nach dem letzten Schusse Orso's wurde Alles

wieder still; der den Gewehren entstiegene Rauch wallte, langsam sich zertheilend, zum Himmel empor, und hinter der Mauer war weder eine Bewegung noch ein Geräusch wahrzunehmen. Hätte Orso nicht den Schmerz seiner Wunde empfunden, er hätte glauben können, die Männer, auf die er geschossen hatte, seien nur Gebilde seiner Phantasie gewesen.

In der Erwartung eines ferneren Angriffs zog er sich jetzt hinter einen Baumstamm zurück, nahm sein Gewehr zwischen die Kniee und lud es eiligst. Bald aber brannte seine Wunde heftiger; sein getroffener Arm dünkte ihm schwer wie Blei, und je mehr sein Blut daran herabrieselte, desto schwärzer wurde es ihm vor den Augen. Dennoch ermannte er sich, kniete auf einem Fuß nieder, legte sein Gewehr auf einen seitwärts herausragenden Baumast und verharrte in dieser Stellung, mit dem Zeigefinger auf dem Drücker seiner gespannten Büchse und unverwandt nach der Mauer schauend, von welcher die Schüsse gekommen waren. Die Minuten dünkten ihm Jahrhunderte. Endlich ließ sich weit hinter ihm ein verworrenes Geräusch hören; es kam näher und näher, und alsbald sah er einen Hund, der schnell wie ein Pfeil an einem Abhange herablief und mit dem Schweife wedelnd vor ihm stehen blieb. Es war Brusco, der Zögling und Gefährte der Banditen, der zweifelsohne seinen nahen Herrn anmeldete.

„Hierher Brando!" rief Orso, als er die Fußtritte des Banditen zu hören glaubte.

„He! Orso Antonio! Sie sind's, und verwundet?" rief Brandolaccio, als er ihn anblickte. „Zeigen Sie her, wo thut's weh?"

„Im Arm."

„Im Arm? Kleinigkeit! Und der Andere?"

„Ich glaube ihn getroffen zu haben."

Unterdessen hatte Brusco, mit hoch aufgehobener Nase schnuffelnd, sich der Mauer genähert und sie mit einem Satze übersprungen. Gleich darauf erschien er wieder und stieß ein dumpfes Geheul aus. Brandolaccio eilte dorthin, beugte sich nach der andern Seite der Mauer hinüber und rief, indem er seine Mütze abzog:

„Schönsten Gruß dem Herrn Orlanduccio!"

Darauf wandte er sich gegen Orso hin, schwang die Mütze und grüßte ihn auf das Feierlichste: „Das heiß ich einen Mann regelrecht expediren!"

„Lebt er noch?" fragte Orso, schwer athmend.

„Ho, der wird sich hüten; denn die Kugel, die Sie ihm durch's Auge gejagt haben, würde ihm gar zu garstiges Kopfweh machen. Blut der Madonna, was für ein Loch! Gute Büchse, meiner Treu! Wetter, was für ein Blei! Das zerlegt ja ein ganzes Gehirn! Alle Teufel, Orso Antonio, was machen Sie für Arbeit! Anfangs, als ich hörte: „Pif! Pif!" da sagte ich mir: Blitz und Donner! die verwettern mir meinen Lieutenant. Als ich aber hörte: „Bum! Bum!" da dachte ich: Aha, die englische Büchse brummt, er antwortet . . . Aber Brusco, was heulst Du denn da drüben?"

Der Hund war über die andere Mauer gesprungen. Brandolaccio folgte ihm. „Nun, das muß ich sagen", rief der Bandit erstaunt, „so Etwas hab ich mein Lebtag nicht gesehen! Doppelschuß! wahrhaftig Doppelschuß! Man sieht wohl, daß das Pulver theuer ist. Sie sparen's."

„Um Gottes Willen, was ist's denn?" fragte Orso.

„Nun, nun, thun Sie nur nicht so zimpferlich, mein Lieutenant! Sie schießen das Wild nieder und wollen, daß man es Ihnen aufhebe . . . . Ich weiß Einen, der heute einen drolligen Nachtisch haben wird: das ist der Advocat Barricini. „Frisches Fleisch", direct aus dem Schlachthaus. Beliebt's Alter? Da greif zu! Jetzt mag der Teufel wissen, wer ihn beerben wird."

„Was? Vincentello auch todt?"

„Sehr todt! Glück auf Allen, die da leben! Was recht schön von Ihnen ist, Orso, das ist der Umstand, daß Sie die Leute, die Sie in die andere Welt schicken, doch nicht lange leiden lassen. Sehen Sie nur einmal den Herrn Vincentello an. Da liegt er noch auf den Knieen und sein Haupt auf der Mauer, als ob er schliefe. Das nenn' ich einen bleischweren Schlaf. Armer Junge!"

Orso wandte entsetzt das Haupt ab. „Ist er wirklich todt?" fragte er mit bebender Stimme.

„Für den ist kein Kraut mehr gewachsen", erwiderte Brandolaccio. „Sehen Sie nur

da an der linken Brust, — ich wette, gerade durch's Herz. Doppelschuß! . . . Zwei mit zwei Schüssen. Beide Brüder! . . Hätte er einen dritten Schuß gehabt, er hätte den Herrn Papa auch dazu gelegt. O, ich alter Kerl; jetzt mach' ich Feierabend. Orso Antonio, ich habe meinen Meister gefunden. Ich thue keinen Schuß mehr — heißt das, wenn die Gendarmen mir Ruhe lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Spätes Glück.

(Schluß).

„Madame", sagte der Gast, auf die Reihe Kinderschuhe und den übervollen Spielzeugkorb deutend, „ich sehe, daß dies Haus, obwohl einsam gelegen, doch nicht verödet ist. Junge Blüthen, die so manche Heimath verschönern, sind auch hier zu finden. Sie besitzen gewiß kleine, schöne, liebende Kinder und einen zärtlichen Gatten. Verzeihen Sie mir, Madame", fügte er hinzu, Nora's Erregtheit bemerkend, „wir einsamen Wanderer im Getreibe der Welt sind geneigt, fast mit Eifersucht auf die Anzeichen häuslichen Glückes zu achten, das uns versagt geblieben."

Er schwieg, als wie eine Antwort erwartend; und Nora, ihre Bewegung bemeisternd, entgegnete ruhig:

„Es sind Kinder hier, doch nicht die meinen. Ich habe weder Gatten noch Kinder"; und ein leiser Seufzer entrang sich ihrem Herzen, indem sie bedachte, wie anders Alles hätte sein können.

In diesem Augenblick kam der Gärtner herbei und zeigte sich von Regen triefend. Nora wandte sich zu dem Fremden, indem sie sagte:

„Ihr Mahl ist bereitet; wenn Sie es genossen haben, wird die Magd Sie in Ihr Zimmer geleiten."

Dann bot sie dem Gaste gute Nacht und ging in ihr Gemach sich niederzulegen, doch nicht zur Ruhe. Durch lange schlaflose Stunden, bis zum späten Grauen des Herbstmorgens, dachte sie wachen Auges des seltsamen Fremden und wunderte sich, warum sein Bild sich beständig mit Bildern der Vergangenheit vermischte.

Am andern Morgen, als das Frühstück vorüber, sprach der Fremde von seiner Abreise.

„Ehe ich gehe, Madame", sagte er, „bin ich es schuldig Ihnen mitzutheilen, wer ich bin, daß Sie wenigstens wissen mögen, es war kein Unwürdiger, dem Sie Ihre Güte zu Theil werden ließen.

„Seit zwanzig Jahren bin ich ein Wanderer in fernen Ländern gewesen und ein trauriger, getäuschter Mann. Dennoch hielt ich stets eine Hoffnung hell und stark in mir aufrecht, die Hoffnung, in meine Heimath und zu den Scenen früheren Glückes zurückkehren zu können.

„Meine Jugend verfloß inmitten einer Gegend, sehr ähnlich derjenigen, in welcher dies Haus liegt. Ich war eine Waise, doch hatte ich ein kleines Besitzthum und viele Freunde. Mein Vormund hatte eine Tochter, die ich liebte und welche anerkannte, daß meine Liebe erwidert wurde. Wir waren verlobt und der Hochzeitstag nahe, als seltenes Unglück die Geliebte befiel. Ihr Vater starb eines schnellen Todes, die Mutter warf der Schlag zu Boden und sie folgte ihm bald, meiner Braut die jüngeren Kinder anempfehlend und das Versprechen von ihr fordernd, sie nicht zu verlassen, bevor Alle versorgt wären. Gern wollte ich die Bürde theilen, die der Geliebten zugefallen, aber sie verweigerte es, mich an ihr Dasein der Mühe und Selbstaufopferung zu ketten. Sie legte ihre lockenden Hoffnungen der Jugend auf den Altar der Pflicht und ich, getroffen durch den heldenmüthigen Entschluß, wahnsinnig durch Täuschung und Entsagungsschmerz, floh die Heimath und wurde ein Wanderer in der Fremde.

„Nora, ich versprach zurückzukehren, wenn Deine Lebensaufgabe beendet sein würde! Hier bin ich! Hast Du kein Wort des Willkommens nach diesen langen Jahren banger Trennung?"

Er brauchte nicht zu fragen, denn Nora lag schluchzend in den Armen, die sich geöffnet hatten, sie zu empfangen, während die versammelten Kinder verwundert darein blickten und der alte Gärtner, der schon am vorigen Abend von Arthur in's Geheimniß gezogen worden war, mit gefalteten Händen dastand, sich in Dankesausrufungen gegen die Vorsehung ergießend.

„Nora, sollen wir uns wieder trennen?“

„Niemals“, sagte Nora in ihrer ruhigen Einfachheit; „niemals wieder bis zum Tode.“ Und sie blickte auf in sein Antlitz mit demselben vertrauenden Ausdruck, mit dem sie ihn einst, in der Blüthenzeit ihrer jugendlichen Liebe, begrüßt hatte.

Ruhig ließ sich das gereifte Paar in der alten Heimath nieder, welche der Reichthum, den Arthur aus fernen Landen mitgebracht, erweiterte und schmückte. Diese Heimath! Theurer war sie ihnen als Palast und Prunkgemach, denn selige Erinnerungen bevölkern die traulichen Räume, die laubigen Gänge sprechen von früheren Freuden und Alles mahnt sie an jene Stunde der Wiedervereinigung, — dem Anfange eines neuen Daseins voll unverhofften Glückes und unaussprechlicher Zufriedenheit.

Verschiedenes.

In London saßen eines Abends mehrere Kaufleute zusammen und besprachen sich über die unglückliche Lage eines Freundes, der durch einen Bankerott um sein ganzes Vermögen gekommen war. Wie leid! wie leid thut mir der brave Mann! sagte der Eine. Und die liebliche Frau thut mir noch mehr leid, erwiderte der Andere. Und der Dritte: Die Kinder sind doch am schlimmsten daran; welcher Zukunft gehen sie entgegen! — Ein Quäcker, der bisher dem Gespräche seiner Freunde zugehört hatte, ohne das Wort zu ergreifen, benutzte diesen Augenblick allgemeiner Theilnahme und sprach: Liebe Freunde, ich freue mich, daß ihr an dem Unglücke unseres N. so herzlich Antheil nehmt; mir geht es gerade wie euch. Aber mit unserm Lamentiren helfen wir ihm nicht, laßt uns zur That schreiten; ich bedaure unseren Freund mit 1000 Pfd. St.; womit bedauert ihr ihn? — Und der Erfolg war, daß noch an demselben Abende der Unglückliche ein so großes Kapital erhielt, daß er sein Geschäft wieder beginnen konnte.

Viele Künstler sind nach Anerkennung so begierig, daß nur ein ungemessenes, in Phrasen der Bewunderung aufgehendes Lob ihnen zu genügen vermag. Diesen könnte man folgenden schönen Spruch von Friedrich Rückert entgegenhalten:

Wer unbedingt dich lobt, der lobt dich wirklich nicht;
Weil, wo Begrenzung fehlt, auch der Gehalt gebricht.
Der lobt dich, der bedingt dich lobt, im Gegensatz
Anweisend unter viel Gelobten deinen Platz.

(Ein Kuß-Register.) Heinrich Pröhle theilt in seinen Harzsagen folgenden nicht üblen Schwank mit. Auf der Lonau war früher ein Gesetz, daß wenn ein Junggeselle einer Jungfer einen Kuß geben wollte, er es vorher beim Ortsvorstande anzeigen mußte. Kam es einmal an den Tag, daß ein Liebespaar beisammen gewesen war, welches vorher keine Anzeige gemacht hatte, so mußten die Junggesellen und Jungfrauen ein volles Jahr lang jeden Monat ein Mal die Straßen reinigen. Dabei hatten die Burschen einen Strohkranz auf dem Kopfe und die Mädchen trugen ein Seil um den Leib. Das Buch ist nachher so dick geworden, daß zehn Pferde es nicht von der Stelle schaffen konnten, und wer damals auf der Lonau sehen wollte, ob seine Braut ihm treu sei, oder ob sie es auch mit Andern hielte, der brauchte blos zum Herrn Vorsteher zu gehen und das Kuß-Register nachschlagen zu lassen. So wird in Lerbach erzählt.

Räthsel.

Es drückt mich ein Etwas, das drückt mich so sehr,
Das macht mir viel Sorgen und Grämen;
Doch ist es nun leider zu ändern nicht mehr,
Wer wollte die Bürde mir nehmen?

Es drückt mich ein Etwas, das drückt mich so sehr
Und macht mir zur Hölle die Erde.
Und flöh' ich auch weit über Land hin und Meer,
Doch nirgends entflöh' die Beschwerde.

Es drückt mich ein Etwas, das drückt immerfort.
Mißgriffe behaften die Wehen.
Was ist's für ein Etwas? Wie heißt wohl das Wort?
Mir stecket es hier in — den Zehen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 24. Donnerstag, den 24. Februar 1859.

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Während dieser Herzensergießung untersuchte der Bandit den Arm Orso's und trennte den Aermel mit seinem Dolche auf. „Hat nichts zu bedeuten“, rief er, — „ein Bischen Flickarbeit für Leonissa am Ueberrock. Laß sehen: versuchen Sie einmal, ob Sie Ihre Finger bewegen können. Spüren Sie was, wenn ich in Ihren kleinen Finger beiße?... Wenig? Nun, es thut Nichts! Lassen Sie mich einmal Ihre Halsbinde abnehmen! Der schöne Ueberrock! Man meint ja, Sie hätten auf die Hochzeit reiten wollen! Da, trinken Sie einen Schluck Wein. Warum aber nehmen Sie keine Kürbisflasche mit? Darf ein Corse ohne Flasche reisen? Orso Antonio, denken Sie nur, alle Beide. Nun, da kommt ja endlich die kleine Schildkröte Chilina.“

Orso antwortete nicht. Er war bleich wie der Tod und zitterte an allen Gliedern vor Fieberfrost.

„Chili“, rief Brandolaccio, „guck' einmal dort über die Mauer.“ Das Kind kletterte hinüber und machte vor Orlanduccio's Leichnam das Zeichen des Kreuzes.

„So, jetzt guck' auch einmal dort hinüber.“ Das Kind bekreuzte sich abermals.

„Seid Ihr's gewesen, Oheim?“ fragte sie schüchtern.

„Ich? leider nicht. Das ist ein Stück Arbeit von dem Herrn da. Mach' ihm Dein Compliment, Chili.“

„Fräulein Leonissa wird sich sehr freuen“, sagte das Kind, „und sich sehr betrüben, daß Sie verwundet sind.“

„Frisch, Orso Antonio“, sprach der Bandit, nachdem er die Wunde mit dessen Schnupftuch verbunden hatte. „Chilina hat Ihr Pferd wieder erwischt. Sitzen Sie auf und reiten Sie mit mir in's Maquis von Stazzano. Dort findet Sie Niemand, der nicht Weg und Steg weiß. Wenn wir am Kreuze der heiligen Christina angekommen sein werden, machen wir Halt und pflegen Sie, so gut es geht. Chilina muß dann mit Ihrem Pferde heimreiten und Fräulein Leonissa von Allem in Kenntniß setzen. Sie können der Kleinen Alles anvertrauen. Sie ließe sich lieber die Zunge ausreißen, ehe sie ihre Freunde verriethe. „Gelt, kleine Hexe?“ fügte er mit zärtlichem Tone hinzu. „Geh, sei verwünscht, excommuncirt, Rabenkind!“

„Warum fluchst Du denn dem Kinde, Brando?“

„Ja seht“, erwiderte der Bandit, „wenn unser Eins Jemand was Gutes wünscht, so schlägt's allemal in's Gegentheil um, darum wünschen wir Denen, die wir gerne haben, nur Schlimmes und dann thut der Teufel das Beste.“

„Wo führst Du mich denn hin?“ fragte Orso mit schwacher Stimme.

„Was ist da zu fragen? Sie haben die Wahl zwischen dem Gefängniß oder dem Maquis. Aber ein della Rebbia schlägt nie den Weg zum Kerker ein; also in's Maquis.“

„Lebt wohl, alle meine Hoffnungen“, seufzte schmerzlich Orso.

„Ihre Hoffnungen? Alle Wetter, gedachten Sie vielleicht mehr als Zwei mit Ihrer Doppelbüchse zu treffen? Wie haben denn die beiden Kerle nur noch schießen können? Die müssen ja ein Leben gehabt haben wie die Katzen.“

„Sie haben zuerst geschossen“, sagte Orso.

„Ja so, ich hab's vergessen: Pif! Pif! Bum! Bum! freilich, freilich!"

Orso gab seinem Pferde die Sporen. Um keinen Preis der Welt hätte er die Unglücklichen sehen können, denen er den Tod gegeben hatte.

Brandolaccio führte das Pferd am Zügel, Chilina und der Hund Brueco folgten, und so ging es nach dem Gehölze von Stazzano.

Unterdessen hatte Leonissa, bald nach Orso's Abreise, erfahren, daß die Barricinis draußen im Felde auf ihn lauerten, und von diesem Augenblick an schwebte sie in der peinlichsten Unruhe. Man sah sie hastig von den Zimmern in die Küche und aus dieser wieder zurück in die Zimmer, und jeden Augenblick an das Fenster laufen, um zu sehen, ob nicht eine ungewöhnliche Bewegung im Dorfe etwas Außerordentliches ankündige. Gegen elf Uhr ritt eine zahlreiche Gesellschaft in Pietranera ein. Es waren der General, seine Tochter und ihr Gefolge, nebst dem Führer. Leonissa eilte ihnen entgegen, und ihr erstes Wort war: „Haben Sie meinen Bruder gesehen?"

„Nein", lautete die Antwort des Führers. „Wahrscheinlich hat er den obern Weg eingeschlagen; wir kommen auf dem untern."

Obgleich auf das Ernstlichste bemüht, ihre innere Bewegung zu verbergen, war es Leonissa doch unmöglich, sich ganz zu verstellen, und bald errieth Lydia die Ursache ihrer Angst. Diese wollte sogleich Boten nach allen Seiten aussenden, und ihr Vater erbot sich, wieder das Pferd zu besteigen und Orso aufzusuchen. Die Besorgniß ihrer Gäste rief Leonissa's ganze Seelenstärke zurück. Sie gedachte ihrer Pflichten als Wirthin des Hauses, nöthigte den General, sich zu Tische zu setzen und suchte tausend Gründe hervor, um das Ausbleiben ihres Bruders zu erklären.

„Ich wette", sagte der General, „Herr della Rebbia ist irgend einem schönen Stück Wild auf die Fährte gekommen und wird uns einen guten Braten mit nach Hause bringen. Ja so eben fällt mir ein, wir haben ja unterwegs vier Flintenschüsse gehört. Zwei davon krachten stärker, als die andern, und da habe ich zu meiner Tochter gesagt: Ich wette, dort drüben jagt Herr della Rebbia: nur mein Gewehr kann einen solchen Lärm machen."

Leonissa erblaßte und Lydia, die es wahrnahm, errieth auf der Stelle die Besorgniß, die ihres Vaters Erzählung ihrer Freundin verursachte.

„Gingen die zwei stärkeren Schüsse voraus, oder folgten sie den andern nach?" fragte diese. Aber weder der General, noch seine Tochter hatten auf diesen wichtigen Punkt Acht gegeben.

Als nach Verlauf einer Stunde die ausgeschickten Boten noch nicht zurückgekommen waren, nöthigte Leonissa wiederholt ihre Gäste, am Tische Platz zu nehmen; aber mit Ausnahme des Generals vermochte Niemand zu essen. Bei jedem kleinen Geräusch auf der Straße lief Leonissa an's Fenster, kam aber jedes Mal wieder traurig zurück und bemühte sich vergeblich, ein Gespräch über gleichgiltige Dinge anzuknüpfen, das ihre Gäste unterhalten sollte.

Plötzlich hörte man den Tritt eines galoppirenden Pferdes. „Das ist er!" rief Leonissa und sprang auf. Aber bei dem Anblick Chilina's, die auf Orso's Pferd saß, schrie sie mit herzzerreißender Stimme: „Mein Bruder ist todt!" Lydia stieß einen Schrei aus, der General ließ sein Glas fallen und alle eilten an die Thüre des Hauses. Ehe Chilina vom Pferde springen konnte, hatte Leonissa sie krampfhaft umschlungen und wie einen Federball aus dem Sattel gehoben. Das Kind verstand ihren schrecklichen Blick, konnte aber, weil die zusammengepreßten Arme der Herrin es beinahe erstickten, nur das Wort hervorbringen: „Er lebt." Bei diesem Worte ließen Leonissa's Arme nach und die Kleine fiel gleich einer zerquetschten jungen Katze zur Erde.

„Die Andern?" fragte Leonissa mit dumpfer Stimme.

Chilina bekreuzte sich. Alsbald verdrängte eine lebhafte Purpurgluth die Todtenblässe von Leonissa's Wangen; sie warf einen Feuerblick auf das Haus der Barricinis und rief lächelnd ihren Gästen zu: „Jetzt zum Kaffee!"

(Fortsetzung folgt.)

Französische Hochzeiten.

Französische Heirathen und Hochzeiten, d. h. die auf oder an dem Throne von Frankreich geschlossenen und gefeierten, haben kein

Glück in der Geschichte. Glanz und Herrlichkeit, kühne Pläne und Hoffnungsfreude an ihrem Anfang, Trauer, Elend, Verbannung und noch Schlimmeres an ihrem Ausgang, das ist ihre Signatur. Die große Kluft zwischen Anfang und Ende, Morgen und Abend, wird Einem ja nirgends fühlbarer zum Bewußtsein gebracht, als in der Weltstadt an der Seine, wo die persönlichen Geschicke so oft zu Weltgeschicken wurden und diese jene in ihr Verhängniß zogen. Wie Viele schliefen schon seit anderthalb Jahrhunderten in der Thronerbenwiege im Königsschloß der Tuilerien, und Keiner ist auf dem Thron alt geworden oder hat auf immer die Stätte seiner Jugend gesehen. Und wie schnell und jäh ist oft die Orangenblüthe im Brautkranze der Fürstentöchter verwelkt, welche die Könige und Erben Frankreichs die Ihren nennen sollten, oder der Cypresse dunkles Grün hat sich drein geschlungen. Wir könnten düstere, unglückreiche Frauengestalten aus dem Grab herauf beschwören — schon die früheste Zeit, die Häuser Capet und Valois sind reich daran — aber wir wollen nicht jener Hochzeit gedenken, welche den unheilvollen Beinamen der blutigen führt, wo Karl IX. die Hand seiner Schwester Margaretha dem Hugenottenhäuptling Heinrich zum Bund des Friedens gab, und diesen die furchtbarste Treulosigkeit wieder zerriß; wir wollen nicht die Thränen der unglücklichen Königinnen sehen, die an der Seite eines Ludwig XIV. und XV. ein friede- und freudeloses Leben vertrauerten; wir wollen nicht Josephinen bis zu den Stufen des Kaiserthrones hinauf und von diesem zu dem stillen Wittwensitz von Malmaison hinabgeleiten. Nur drei Hochzeiten seien es, nach denen wir die Geschichte fragen wollen. Im Maimonat 1770 war es, als die Tochter Maria Theresia's nach Frankreich zog, heiter, glücklich, sorgenlos. Ein furchtbares Unglück war die trübe Kehrseite ihres Hochzeitsglanzes, dunkel und dunkler ward es bald an ihrem Himmel, aber Maria Antoinetten's leichten Sinn konnte es nicht trüben. Und doch, sie konnte ihn täglich sehen von den Fenstern der Tuilerien, den traurigen Platz de la Concorde, dort dicht neben den hohen schönen Bäumen ihres Gartens, den damals noch nicht all der Glanz zierte, der heute vergessen machen soll, was einst auf ihm geschehen; aber ahnte sie, daß hier sich ihr Thron in jenes furchtbare Gerüst verwandeln sollte, das die Edelsten und Verruchtesten ihres Volkes zum Tod bestiegen? Der Thron war wieder aufgerichtet, die Lilien aber blieben welk und zerknickt; goldene Bienen umsäumten den Altar, die welterobernden Adler schwebten über ihrem Haupte, als wieder eine deutsche Kaisertochter in Notre Dame kniete, als Marie Louise die Gattin Napoleons ward. Und wie sie aus den hohen Hallen heraustrat und fünf Königinnen ihr die Schleppe trugen, und als sie das: „Es lebe der Kaiser und die Kaiserin!" umdonnerte, konnte sie einen Zukunftblick auf Das thun, was am Ausgang dieses Hochzeitszuges lag: — ein wellenumbrandetes Grab im Ocean, ein einsamer Wittwensitz im kleinen Fürstenthum und des Sohnes Sarg in der Kaisergruft von Wien? Und zum dritten Mal zog ein deutsches Fürstenkind im bräutlichen Gewande zur belle France; aber dies Mal war es kein Opfer der Politik, sie trat nicht fremd dem fremden Gemahl gegenüber: Helene von Mecklenburg bot Philipp von Orleans mit der Hand auch das treueste, hingebendste Herz. Wie sie ward keine französische Königstochter geliebt, und doch, was sind die Grenzmarken auch ihres Lebens? Jenes Haus der Epicier, an dessen Stelle sich nun die Kapelle des hl. Ferdinand erhebt, in welchem Ein Todessturz für den eines ganzen Geschlechtes entschied, und zu Richmond das Grab der Verbannung. Heißt, bei solchen Wandlungen, mit Frankreich sich vermählen nicht mit Unglück und verhängnißvoller Zukunft sich verbinden? Vielleicht war es auch deßwegen, daß der Mann des zweiten December umsonst von einem deutschen Fürstenhof zum andern schritt. Die Tochter des heißblütigen, romantischen und abenteuerlichen Spaniens konnte es eher mit ihm wagen. Nun aber scheint der andere Neffe des Onkels, der ja dem Manne auf der Vendomesäule so sprechend ähnlich sieht, glücklicher sein zu wollen, als sein kaiserlicher Vetter. Doch auch sein Glück hat ihm das Kaiserreich gegeben, und das Kaiserreich ist ja der Friede. Dasselbe günstige Geschick, welches seinem Vater, weiland König Hieronymus von Westphalen, eine edle Fürstentochter zuführte, scheint dem jungen Napoleoniden Gleiches bieten zu wollen. Wird aber

Clothilde von Savoyen mit allen ihren Vorzügen, die man an ihr rühmt, im Stande sein, die tragische Consequenz, die sich in der Geschichte französischer Heirathen geltend macht, zu durchbrechen? Sie soll an innerer Begabung der Herzogin von Orleans, an äußerer Bildung und Gestalt Maria Antoinetten gleichen — wird sie glücklicher sein als diese Beiden?

Bescheidene Sitte.

Hüte dich vor eitlem Glänzen!
Eitelkeit erweckt nur Neid;
Mit den anmuthvollsten Kränzen
Schmückt sich die Bescheidenheit.

Dränge dich nicht hoch nach oben,
Hoher Stand gibt tiefen Fall;
Hoffart hörst du nimmer loben,
Demuth lobt man überall.

Prunke nicht im Modenkleide:
Neue Mode, neues Joch;
Spinnt sich auch der Wurm in Seide,
Immer bleibt ein Wurm er doch.

Nach der Decke stets dich strecke!
Wie der Stand, so sei das Band,
Wie der Garten, so die Hecke,
Wie die Hütte, so die Wand.

Nicht zu hoch, nicht zu geringe,
Mittelstraß' die beste Straß',
Mancher wär', dem's wohl erginge,
Uebernähm' er nicht sein Maß.

Weise ist es, sich bescheiden,
Uebermuth thut selten gut;
Besser meiden, als, ach! leiden,
Demuth zeigt den wahren Muth.

Verschiedenes.

(Ein Wort zu seiner Zeit.) Friedrich Schlegels Frau, bekanntlich eine Tochter Moses Mendelssohns und Mutter des Malers Veit aus erster Ehe, war in ihrer zweiten Ehe eine sehr thätige Schriftstellerin. In spätern Jahren verzichtete sie auf alle literarische Thätigkeit und widmete sich ganz und gar häuslichen weiblichen Arbeiten. Sie war just mit dem Nähen eines Hemdes beschäftigt, als ein Freund sie besuchte und fragte, warum sie die Feder mit der Nadel vertauscht habe. Sie antwortete: „Es gibt schon zu viel Bücher in der Welt; aber ich habe noch nicht gehört, daß es zu viel Hemden gebe!"

Eine lustige Spitzbubengeschichte (so lustig überhaupt eine solche sein kann) hat sich am 14. Februar in einem Berliner Weinkeller begeben. Der Weinkeller dient zugleich als Holzkeller. Das Dienstmädchen wollte Holz herausholen, schloß den Keller auf und fuhr schreiend zusammen. Denn in einer Ecke des Kellers saß eine fremde Gestalt, stumm und unbeweglich wie eine Gypsfigur, die sich mehr oder minder modern angekleidet. Auf das Geschrei des Mädchens liefen mehrere Hausbewohner herbei, drangen in den Keller, ergriffen den Unbekannten, der sich auch gar nicht wiedersetzte, und schleppten ihn an's Licht. Er war augenscheinlich ganz betrunken, — von welchem Stoff, das zeigten die zwanzig Flaschen Tokaier, die marschfertig gepackt neben ihm standen. Der Dieb hatte sich nicht bezähmen können, den edlen Ungar auf der Stelle zu kosten, hatte darüber seinen „Ausbruch" aus dem Keller vergessen und mußte nun, da er nicht mehr stehen noch gehen konnte, auf einem Handwagen nach der nächsten Wache kutschirt werden.

Der berühmte Dr. Barth ließ sich einstmals rasiren. Als der Barbier kam, sagte er zu ihm: „Nun, das ist schön, Herr Barbier, daß Sie so schnell gekommen sind!" Der Barbier, ein eingebildeter Mensch, erwiderte: „Entschuldigen Sie, mein Herr, man nennt mich allgemein Herr Doctor!" „So", sagte Barth, „nun da sind wir ja Collegen, ich bin der Doctor Barth und Sie sind der Bartdoctor!"

Auflösung des Räthsels in Nro. 23:

Ehe.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 25. Samstag, den 26. Februar **1859.**

Lied zum Auszug des neuen Carneval-Generals.

Nach der Melodie: Am Rhein, am Rhein da wachsen uns're Reben.

Gott Jocus, komm! die Narrengeister mahnen
Zur lust'gen Faschingszeit;
Viel Tapf're schwuren unter deine Fahnen
Und stehen kampfbereit.

Komm in die Pfalz, wo Lust und Narrheit leben,
Mit Witz und Muth gepaart;
Willst, daß Beweise man davon dir gebe?
Sieh' Neustadt an der Haardt.

Hier kannst im Kleinen du das Große schauen
Beim Fest des Carneval;
Wir haben **Krafft** voll Muth und Narrnvertrauen
Zum neuen General.

Denn seine Mannen sind erprobte Helden
Aus alt und neu'rer Zeit;
Fest wie ein Fels steh'n sie im Flaschenfelde,
Zum Leeren stets bereit.

Und sollt' ein welscher Narr es einmal wagen,
Daß er uns alarmirt:
Mit Leberklös wird er hinausgeschlagen,
Mit Flaschen bombardirt.

Drum Lust zum Fest, laßt euch davor nicht grauen,
Selbst unserm Gott gefallt's,
Denn lustig lebt der Narr in unsern Gauen,
Hoch leb' der Narr der Pfalz!

Neustadt, 19. im I. Monat der Narrheit.

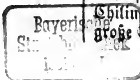
G. Deisinger.

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Die kleine Iris der Banditen mußte nun erzählen. Ihr Patois, das zuerst Leonissa in's Italienische und dann Miß Grant in's Englische übersetzen mußte, entriß dem General mehr als einen Ausruf und seiner Tochter mehr als einen Seufzer. Leonissa hörte mit unbeweglichem Blicke zu, verdrehte aber dabei eine Serviette dermaßen, als wollte sie sie in Stücke reißen. Fünf bis sechs Mal ließ sie das Kind wiederholen, daß die Wunde ihres Bruders nicht tödtlich sei. Endlich beschloß Chilina ihren Bericht mit der Bemerkung, daß Orso Papier zum Schreiben begehre und seine Schwester ersuche, eine Dame, welche vielleicht in seinem Hause eingekehrt sei, inständig zu bitten, doch nicht abzureisen, ehe sie einen Brief von ihm erhalten habe. „Das war es“, fügte die Kleine hinzu, „was ihn am meisten quälte, und schon war ich weggegangen, als er mich wieder zurückrief, um mir diesen Auftrag wiederholt anzuempfehlen.“ Leonissa lächelte und drückte die Hand der Engländerin herzlich, die, obwohl ihr die Thränen in die Augen traten, doch nicht für gut fand, ihrem Vater diesen Theil der Erzählung zu übersetzen.

„Ja, Sie werden bei mir bleiben, theure Freundin“, rief Leonissa, Lydien umarmend, „und werden mir helfen.“ Mit diesen Worten öffnete sie einen Schrank, in welchem sich eine Menge alter Leinwand befand, und fing an, Stücke davon zu Bandagen und Charpie abzuschneiden. Lydia legte sogleich Hand an und fragte alle Augenblicke die mithelfende Chilina, ob denn die Wunde dem Herrn Orso große Schmerzen verursache. Bisweilen blickte



Leonissa abwechselnd den General und seine Tochter mit funkelnden Augen an und rief: „Ist mein Bruder nicht ein Held? Zwei so schlaue, so furchtbare Gegner! Beide er allein, verwundet und nur mit einem Arme. O, Miß Lydia, ich habe es Ihnen gesagt, daß Sie meinen Bruder erst kennen lernen müssen. Er hat sich aufgeschwungen wie ein Adler, der auf seine Beute niederstürzt. Sie glaubten, er wäre so zahm und sanft; er war es nur an Ihrer Seite. Ach, wenn er Sie jetzt für ihn arbeiten sähe! Armer Orso!"

Lydia arbeitete emsig fort, ohne ein Wort zu sprechen. Ihr Vater fragte, warum man sich denn nicht beeile, den Vorgang der Behörde anzuzeigen. Zuletzt wollte er gar wissen, ob denn das Landhaus des guten Herrn Brandolaccio, der dem Verwundeten so treulich beigestanden, nicht allzu fern von Pietranera liege, und ob er den edlen Freund nicht besuchen könne.

Leonissa antwortete mit ihrer gewohnten Ruhe, daß Orso im Maquis sei, einen Banditen zum Pfleger habe und große Gefahr liefe, eingekerkert und strenge gerichtet zu werden, wenn er sich zeige, ehe der Präfect und die Richter von dem wahren Thatbestand sich überzeugt hätten. „Erinnern Sie sich ja genau, Herr General", fuhr sie fort, „daß Sie vier Flintenschüsse gehört und mir gesagt haben, daß Orso zuletzt geschossen hat."

Der Tag fing schon an, sich zu neigen, als in dem Dorfe ein trauriger Zug anlangte: man brachte dem Advocaten Barricini die Leichname seiner Söhne, deren jeder über einem Maulthiere lag, das von einem Landmanne geführt wurde. Als der Zug sich dem Hause näherte, umgab ihn eine Menge müßiger Clienten des Maire, und einige Frauen, unter denen sich Orlanduccio's Amme befand, zerrauften sich die Haare und stießen ein schreckliches Geheul aus. Ihr wilder Schmerz machte indeß noch einen weniger tiefen Eindruck, als die stille Verzweiflung eines alten Mannes, der jetzt aus dem Hause trat. Es war der unglückliche Vater. Schweigend und thränenlos ging er von einem der Leichname zum andern, hob ihre staubigen Häupter empor, küßte ihre blauen Lippen und unterstützte ihre herabhängenden Glieder, damit sie nicht an den Steinen der Straße anstießen. Man sah, wie er den Mund öffnete, um zu sprechen, aber er vermochte keinen Laut hervorzubringen.

Das Geheul der Weiber und die Verwünschungen der Männer verdoppelten sich, als der Zug sich der Wohnung Orso's gegenüber befand, und da einige Rebbianisten sich nicht enthielten, ein Triumphgeschrei zu erheben, brach die Wuth ihrer Gegner in fürchterlicher Weise los. „Rache! Rache!" brüllten mehrere Stimmen, und nach dem Innersten des Saales, in welchem Leonissa und ihre Gäste sich befanden, flog ein Steinhagel; zwei Flintenschüsse krachten dazwischen und die einschlagenden Kugeln zerschmetterten die Fensterrahmen, daß die auseinander fahrenden Splitter bis zu dem Tische hinflogen, an welchem die Frauen saßen. Lydia stieß einen gräßlichen Schrei aus, der General ergriff eine Flinte, Leonissa aber, ehe er sie zurückhalten konnte, stürzte herab zur Hausthüre, öffnete sie stürmisch und rief auf der erhöhten Schwelle mit ausgestreckten Armen:

„Feiglinge, ihr schießt auf Weiber, auf Fremde! Seid ihr Corsen? Seid ihr Männer? Elende, die ihr nur hinterrücks zu morden versteht, kommt her! Versucht's, ich bin allein, mein Bruder ist fern. Tödtet mich, mordet meine Gäste, das ist eurer würdig! Wie? Ihr wagt's nicht, Memmen! Ihr wißt wohl, daß wir Rache nehmen werden. Geht, heult wie eure Weiber und dankt uns, daß wir nicht mehr Blut von euch fordern!"

Die Geberde und Stimme Leonissa's hatte in diesem Augenblicke etwas Grauenhaftes, und ihre hohe Gestalt erinnerte an die Erscheinung jener Unheil verkündenden Feen, von denen man in Corsica in den Winterabenden so viel zu erzählen weiß. Freunde und Feinde starrten sie erstaunt an und vergaßen den Kampf, zu welchem sie bereits ihre Waffen ergriffen hatten. „Bleibt ruhig, Gefährten", rief sie den Ersteren zu, „laßt die armen Leute dort weinen, lasset den schwachen Greis seine Kinder forttragen. Wozu den alten Fuchs tödten, der keine Zähne mehr zum Beißen hat? Richter Barricini, gedenke des 2. Augusts! Gedenke der blutigen Brieftasche und des herausgerissenen Blattes! Auf dieses hatte mein Vater Deine Schuld geschrieben; Deine Söhne haben sie bezahlt. Nimm jetzt meine Quittung, alter Barricini."

Mit gekreuzten Armen und einem Lächeln der Verachtung sah Leonissa die Todten in das Haus ihrer Feinde tragen und die Menge sich zerstreuen. Sie schloß die Hausthüre wieder zu, trat in den Saal zurück und bat ihre Gäste um Verzeihung für ihre Landsleute. „Ich hätte nie geglaubt“, sagte sie „daß die Corsen in ein Haus schössen, wo Fremde sind, und ich schäme mich meines Landes.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Herzogin von Orleans.

In einem in Paris jüngst erschienenen Werk, betitelt: „Die Herzogin von Orleans“, findet sich u. A. auch folgender Bericht über die Umstände, wie die Nachricht von dem kläglichen Tode ihres Gemahls zur Herzogin gelangte, die sich gerade im Bade zu Plombières befand.

Am 7. Juli, früh Morgens, reiste der Prinz von Plombières ab. „Unsere Trennung“, sagte die arme Prinzessin mit Rührung, „wird glücklicherweise nicht lange dauern, aber der erste Augenblick ist doch immer schmerzlich zu überstehen.“ Am 14. Juli (Donnerstag) war schönes Wetter; die Frau Herzogin, allmälig wieder zu ihrer Kraft gelangt, schlug einen Spaziergang in das Thal von Gérarmé vor, wo seit langer Zeit eine Familie musikalischer Bauern wohnt, die noch mit Stolz ein vom Großvater gebautes Piano zeigten. Die Prinzessin wollte es sehen, und ruhte lange Zeit in dieser Hütte aus, wo ein junger Landmann auf einer schlechten Guitarre alle möglichen Arien spielte, die sie, zur großen Freude der armen Familie, mit Heiterkeit nach ihm ebenfalls probirte.

Es war schon spät, als man nach Plombières zurückkam. Die Prinzessin sollte einige Personen zur Tafel empfangen. Ganz aufgeregt von ihrem Spaziergang, die Hände voll Blumen, die sie am Morgen gefunden und gepflückt hatte, ging sie eilig hinauf und begab sich an ihre Toilette. Frau von Montesquiou fing auch eben an, sich anzukleiden, als ein Diener kam und ihr sagte, der General Baudrand lasse sie bitten, zu ihm herunterzukommen. Erstaunt über diese Bitte, ließ sie sich sie zwei Mal wiederholen. „Gnädige Frau, er bittet Sie, auf der Stelle herunterzukommen.“ — „Aber, mein Gott, Monnier, Ihr seht ja ganz verstört aus.“ — „Gnädige Frau, ich beschwöre Sie, kommen Sie auf der Stelle hinunter.“ — „Mein Gott! Was ist denn geschehen? Ist der König ermordet?“ — „Gnädige Frau, Sie können alles Mögliche sich denken; aber bleiben Sie nicht so nahe bei der Prinzessin; kommen Sie ohne Geräusch.“

Sie ging zu dem General hinab, den sie fand, mit einem Brief in der Hand und unfähig zu sprechen, noch vom Stuhl aufzustehen. Er reichte ihr den verhängnißvollen Brief hin, der nur folgende Worte enthielt: „Der Kronprinz ist todt.“ War der Herzog von Orleans ermordet worden? War er bei Unterdrückung eines Aufstandes umgekommen? Hatte ihn eine Krankheit weggerafft? Jene vier Worte deuteten nichts an, als das unersetzliche Unglück, und man mußte es der Prinzessin mittheilen ohne Vorbereitung, ohne Milderung für ihren Schmerz. Die Zeit drängte; der Kammerdiener, mit der Uhr in der Hand, sagte: „Es ist nur noch eine Viertelstunde bis zur Tafel, kein Mensch weiß hier noch etwas; man kann es noch der Prinzessin verbergen.“ Aber dieser Gedanke wurde zurückgewiesen. Man ließ den Präfecten und den Leibarzt rufen. Dieser bestand darauf, man solle zunächst nur von einer schweren Krankheit reden. „Es handelt sich um ihr Leben“, sagte er; „Sie sind dafür verantwortlich.“

Endlich kam man zu dem Entschluß, der Präfect sollte eine, angeblich durch den Telegraphen übermachte, Depesche überbringen, des Inhalts, der Kronprinz wäre zu Paris bedenklich erkrankt. Es ließ sich nicht länger bedenken; noch ein paar Augenblicke, und die Prinzessin mußte aus ihrem Zimmer herauskommen.

Frau von Montesquiou, die zu Gott um Stärke flehte, die sie nicht in sich selbst finden konnte, stieg die Treppe hinauf, die zu dem Zimmer der Prinzessin führte, und von diesem nur durch einen abgeschlossenen Vorplatz mit einer Glasthüre getrennt war. An dieser Thüre angelangt, blieb sie einen Augenblick stehen. Durch den dünnen Vorhang, der die Glasfenster bedeckte, sah sie, wie die Prinzessin eben ihre Toilette beendigte, dann anmuthig

geschmückt und freudigen Angesichts sich nach ihr zu umwendete, und endlich aufmachte. Unbeweglich an der Wand stehend, fühlte sie nicht den Muth in sich, das Wort auszusprechen, das so viel Glück zerstören sollte. „Was? Sie sind nicht angekleidet?“ sagte heiter die Prinzessin. „Aber, was haben Sie denn?“ fügte sie hinzu, indem sie näher trat; „Sie sind ganz blaß, was ist Ihnen begegnet? Ein Unglück in Ihrer Familie? Sind Ihre Kinder, ist Ihr Gemahl krank?“

Frau von Montesquieu drückte ihr die Hände, ohne zu antworten. Dieses fortgesetzte Schweigen ließ sie doch nichts ahnen. „Nein, gnädigste Frau“, sagte endlich Frau v. M., „mir ist kein Unglück widerfahren, aber ich bin deßwegen nicht minder unglücklich. Ich soll Ihrer königlichen Hoheit eine Nachricht hinterbringen —“ Bei diesen Worten bebte sie zurück. „Großer Gott! Was ist vorgefallen? Meine Kinder? Der König?“ — „Ach, gnädigste Frau, der Kronprinz ist schwer krank.“ — „O, mein Gott! Er ist todt, ich weiß es gewiß; sagen Sie mir's —“ Sie sank auf die Knie, indem sie ausrief: „Mein Gott! erbarme dich meiner — laß ihn nicht sterben, du weißt, daß ich ihn nicht überleben kann.“ Sie verweilte einige Minuten im Gebet, dann verlangte sie die Depesche zu sehen und überlas sie mehrere Male. „Das ist nicht die gewöhnliche Form der telegraphischen Depeschen“, sagte sie, indem ein Zweifel ihr durch den Sinn fuhr, den aber bald der Präfect wieder zerstreute. Dann brach sie in Thränen aus. Sie stand hierauf mit Festigkeit auf und sagte: „Ich will augenblicklich abreisen; vielleicht komme ich noch rechtzeitig, um ihn noch zu pflegen.“ Man gab den Befehl zur Abreise. In Augenblicken richtete sie sich wieder zu Hoffnungen auf. „Vielleicht werde ich ihn fast wiederhergestellt finden, ach! dann werde ich recht gezankt werden; aber wie froh werde ich sein, wenn er mich zankt!“ Dann gewann wieder die Furcht die Oberhand: „Er fürchtete sich so sehr, mich zu beunruhigen; er muß doch recht krank sein, weil er mir's hat sagen lassen.“ Und ihre Thränen fingen wieder an zu fließen. (Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

In einer Gesellschaft wurde von einer schönen Dame in nicht sehr lobendem Tone gesprochen und unter Anderm behauptet, daß sie zehn Liebhaber hätte. Da rief ein Fräulein, welches mit der Dame verwandt war: „Zehn Liebhaber! es ist schrecklich, wie man übertreibt! Ich wollte, ich hätte die, welche daran fehlen.“

Im Schwabenlande waren einst die Hoffnungen auf eine gute Weinernte ungemein günstig. Die Beeren waren so groß, daß ein Schwabe meinte: „Wenn man ein Beer von so 'ma Trauba 'm Schulza in's Maul steckt und drückt 'ne aus, so kriegt de ganz Gmoind an Rausch.“

Räthsel.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? —
„Erlkönig.“

Es sitzet ein Reiter im Sattel fest,
Obschon er die Zügel wohl hängen läßt;
Er reitet im Trabe, er reitet fürbaß,
Bei Nacht wie bei Tage ohn' Unterlaß.

Er reitet und reitet, und — kommt doch nicht fort,
Wie festgebannt sitzt er am nämlichen Ort;
Trotz Unruh' des Pferdes hält gleichsam er Wacht,
Daß ja Nichts entkomme, der Obhut bedacht.

Hoch bäumt sich das Roß, wildschäumend es tobt,
Elemente gebieten's; jetzt wird er erprobt
Im Reiten, und Nichts kann halten ihn auf,
Und sollt' er auch liegen im Rasen gleich d'rauf.

Doch — wollte er wetten, nach Haßloch zu reiten
In dreißig Minuten, es möcht' ihm verleiden,
Gleich einer Schindmäre, die, wie ihr wißt,
Zum Springen ja nimmer zu bringen ist.

Und führtet das Roß ihr zur Eisenbahn,
So wenig wie jene käm' er dort an;
Er kann ja nicht weiter — er sitzet halt fest,
Bis endlich jungfräuliche Hand ihn erlös't.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 26. Dienstag, den 1. März 1859.

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Als am Abend Lydia sich in ihr Zimmer zurückzog, folgte ihr der General nach und fragte sie, ob sie nicht wohl daran thäten, am nächsten Morgen einen Aufenthalt zu verlassen, wo man jeden Augenblick ausgesetzt sei, eine Kugel in den Kopf zu erhalten. Lydia sah zur Erde und schwebte in keiner geringen Verlegenheit. Endlich sagte sie:

„Wie können wir diese unglückliche Dame in dem Augenblick verlassen, da sie nur uns zum Troste hat? Finden Sie nicht, daß dies grausam von uns sein würde?"

„Nun, nun, liebe Tochter", antwortete der Vater, „ich habe nur wegen Dir weggehen wollen. Wüßte ich Dich in Sicherheit im Gasthause zu Ajaccio, ich versichere Dich, es würde mir leid thun, diese verwünschte Insel zu verlassen, ohne dem braven della Rebbia noch ein Mal die Hand gedrückt zu haben."

„Wohlan, mein Vater, so wollen wir noch bleiben und sehen, ob wir ihnen nicht nützlich werden können."

„Gutes Herz!" rief der Alte entzückt und drückte einen Kuß auf die Stirne seiner Tochter. „So sehe ich Dich gern, muthig und bereit, das Unglück des Nächsten zu lindern; eine gute That hat noch Niemand gereut. Laß uns bleiben."

Der gewaltige Sturm von Empfindungen, welchen die schöne Lydia an dem Tage erfahren, bebte in leisen Schwingungen die Nacht hindurch in ihrer Seele fort. Sie vermochte lange nicht einzuschlafen, und wenn sie auch einige Augenblicke in einen Halbschlummer sank, weckte sie das leiseste Geräusch, das auf der Straße sich hören ließ, und versetzte sie in Angst und Schrecken. Sie sah im Geiste den armen Verwundeten, in dieser Stunde wahrscheinlich auf kalter Erde liegend, ohne Obdach und andere Pflege, als die ihm ein Bandit zu leisten vermochte. Sie sagte sich, daß er der fürchterlichen Gefahr, der er entronnen, sich nur darum ausgesetzt habe, um sie einige Stunden früher zu sehen. Endlich, als der Schlummer ihr abermals die Augen schloß, erblickte sie Orso's Bild im Traume, und zwar gerade so, wie sie ihn bei der Abreise gesehen hatte, als er den Talisman, den sie ihm geschenkt, an seine Lippen drückte. Als sie aus diesem Traume erwachte, sah sie Leonissa lächelnd vor ihrem Lager stehen.

„Nicht wahr, Miß Lydia, Sie haben in unserm armen Hause recht schlecht geschlafen?" redete diese sie an.

„Sind Nachrichten angekommen?" fragte Lydia, sich erhebend.

„Ja, liebe Freundin. Giocanto ist diesen Morgen um vier Uhr angekommen und hat diesen Brief für Sie gebracht. Denken Sie nur, mir hat er nicht geschrieben. Nun, Schwestern dürfen nicht eifersüchtig sein. Giocanto hat gesagt, daß er durch das Schreiben sehr gelitten habe; denn er sei auf dem Rücken gelegen und habe mit Bleistift geschrieben. Giocanto habe ihn gebeten, ihm den Brief zu dictiren; aber er habe es sich durchaus nicht nehmen lassen, ihn selbst zu schreiben. Hier ist der Brief!

Lydia öffnete ihn und las:

„Mich hat ein schreckliches Schicksal getroffen und aus dem Schlummer geweckt, in welchen mich die süßeste Hoffnung meines Lebens von dem Augenblicke an eingewiegt, in dem ich Sie erblickt hatte. Ich sehe nun klar und weiß, daß meine wahnsinnigen Träume niemals

Wirklichkeit werden können. Welche Zukunft mich auch erwartet, sie wird mich gefaßt und vernünftig finden. Den Ring, den Sie mir gegeben haben und der mir ein Talisman des Glückes werden sollte, wage ich nun nicht mehr zu behalten; denn ich fürchte, daß es Sie gereuen wird, Ihre Geschenke so übel angebracht zu haben, oder vielmehr, ich fürchte, daß er mich an die Zeit erinnern wird, in welcher ich ein Thor war. Leonissa wird ihn Ihnen zustellen. Leben Sie wohl! Sie verlassen Corsica und ich werde Sie nicht mehr sehen; aber sagen Sie meiner Schwester, daß ich Ihre Achtung nicht verloren habe, und ich versichere Sie bei Allem, was mir heilig ist, daß ich Ihrer nicht unwürdig bin.

O. D. R."

Miß Lydia betrachtete den ihr von Leonissa dargereichten Ring mit düsterm Schweigen und konnte sich lange nicht entschließen, ihn anzunehmen. Endlich griff sie darnach mit einem unbeschreiblich wehmüthigen Blicke und steckte ihn langsam an ihren Finger.

„Darf ich wissen, theure Freundin, was der Brief enthält? Spricht mein Bruder darin von seinem Befinden?"

„Ach ja, — nein", sagte Lydia erröthend, „er sagt nichts davon. Sein Brief ist englisch geschrieben. Er sagt — er trägt mir auf, meinem Vater zu sagen . . . Er meint, der Präfect könne die Sache beilegen . . ." Leonissa lächelte schalkhaft, setzte sich auf das Bett, nahm beide Hände Lydia's und sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Hingebung und Liebe: „Gute Miß Lydia, nicht wahr, Sie antworten meinem Bruder? Sie allein können ihn aufrichten und seine Schmerzen lindern. Ein Wort von Ihnen, und seine Seele wird genesen und seine Wunde heilen."

„Sie haben Unrecht gethan", erwiderte Lydia, „mich nicht zu wecken, ehe der Bote fortging. Wenn es nur eines Wortes von mir bedarf, könnte man nicht noch jetzt . . . ."

„Das geht nicht mehr, der Präfect ist angekommen und Pietranera ist voll von seinen Lauschern. Ach, wenn Sie meinen Bruder kenneten, Sie würden ihn lieben, wie ich. Er ist so gut, so tapfer. Denken Sie nur: er allein gegen Zwei, und dabei noch verwundet."

Der Präfect war angekommen und mit ihm eine Schaar von Gendarmen und Voltigeurs aus dem Bataillon zu Ajaccio, um die Unruhen beizulegen, welche das schreckliche Ereigniß der letzten Tage in Pietranera hervorgerufen hatte. Gleich nach seiner Ankunft besuchte er den General und seine Tochter und verbarg ihnen nicht, daß er eine schlimme Wendung der Dinge für della Rebbia fürchte, denn der Kampf habe keine Zeugen gehabt, und der Ruf der Tapferkeit und Schlauheit der beiden Barriccini's sei in der öffentlichen Meinung so fest begründet, daß kein Mensch glaube, ihr Gegner habe sie allein und ohne Beistand der Banditen besiegen können, zu welchen er sich geflüchtet habe.

„Das ist unmöglich", rief der General. „Herr della Rebbia ist ein Ehrenmann und ich bürge für ihn."

„Ich glaube es auch", erwiderte der Präfect; „aber der Procurator des Königs hat einen Drohbrief in Händen, den Orso an Orlanduccio gerichtet und worin er ihm Ort und Stunde bestimmt hat. Darin scheint ihm eine Falle zu liegen."

„Nimmermehr", rief Sir Grant leidenschaftlich, „Orlanduccio hat sich geweigert, sich wie ein Ehrenmann zu schlagen."

„Das ist hier zu Lande nicht Brauch: man schlägt sich nicht in ehrlichem Zweikampf; man lauert sich auf und mordet sich hinterrücks. Da liegt freilich ein vortheilhafter Umstand vor. Ein Kind hat nämlich ausgesagt, es habe vier Schüsse gehört, von denen die beiden letzten stärker gewesen seien, als die ersten, und dies komme daher, daß della Rebbia ein Gewehr von größerem Kaliber geführt habe, als seine Gegner."

„Ja, ja!" rief der General schnell, „das war meine Doppelbüchse und wir haben die Schüsse gehört. Sagte ich nicht gleich, Lydia, Herr della Rebbia jagt in diesem Revier? Ich kenne meine Flinte."

„Das ist wichtig", rief der Präfect erfreut, „und haben Sie auch vernommen, daß die stärkeren Schüsse die letzten waren?"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Herzogin von Orleans.

(Fortsetzung.)

Um 8 Uhr verläßt der traurige Wagen Plombières, umringt von einer aufrichtig gerührten Menge. Alle schluchzten und reichten der Prinzessin die Hand, die Jedem ein rührendes Lebewohl sagte. Man mußte wieder unter den Blumenguirlanden hinfahren, mit denen die Straßen noch geschmückt waren. Die Prinzessin betete und weinte in der Stille, ohne daß Jemand ein Wort an sie zu richten wagte.

Um Mitternacht kam man nach Epinal. Frau v. Montesquiou verhielt sich mit Angst am Wagenfenster, zitternd, es möchte eine öffentliche Kundgebung die Prinzessin von ihrem Unglück benachrichtigen; aber die Menge, welche die Straßen erfüllte, blieb schweigsam. In der Dunkelheit sah sie den commandirenden General sich dem Schlage nähern; ohne zu wagen, eine Frage an ihn zu stellen, sagte sie leise zu ihm: „Wir gehen nach Paris zurück.“ Er antwortete nicht, und aus dem Ernst seines Gesichtes entnahm sie, daß er so viel als sie, vielleicht noch mehr wußte.

Man fuhr wieder weiter. Um 1 Uhr zeigte der Vorreiter an, es komme ein Wagen von Paris her. „Macht auf, macht auf!“ rief die Prinzessin. Man hielt sie im Wagen zurück. Aber in demselben Augenblick sah sie zwei Personen auf sich zukommen und erkannte Hrn. Chomel, den Leibarzt des königlichen Hauses. Bei seinem Anblick stieß sie einen durchdringenden Schrei aus: „Hr. Chomel! Ach mein Gott! der Prinz —“ — „Gnädigste Frau, der Prinz ist nicht mehr.“ — „Was sagen Sie? Nein, nein, das ist nicht möglich! Welche Krankheit hat ihn so plötzlich wegraffen können? Sprechen Sie, bringen Sie mich völlig um's Leben.“ — „Ach, gnädigste Frau, ein Unfall ohne Beispiel, ein Sturz aus dem Wagen. Er ist nicht wieder zur Besinnung gekommen; einige deutsche Worte, die er von Zeit zu Zeit aussprach, sind das einzige Lebenszeichen gewesen; ohne Zweifel war es eine Erinnerung an Ihre königliche Hoheit.“ — „Nein, es ist nicht möglich“, sagte sie wieder, „ich glaube es nicht.“ Dann erstickte das Schluchzen die Worte. Sich gegen Frau v. Montesquiou umkehrend: „Aber die Krankheit, von der Sie mir sagten?“ — „Es geschah, um Sie, gnädigste Frau, vorzubereiten.“ — „Wie, Sie wußten um den Tod? — Ach! welchen Muth haben Sie gehabt!“ fügte sie mit jener Feinheit des Herzens hinzu, die sie nie verließ.

So blieb die Herzogin fast eine Stunde auf der Straße in tiefer Dunkelheit, schluchzend im Hintergrund ihres Wagens, während die Frauen ihres Gefolges, auf den Tritten sitzend, bei geöffneten Schlägen, sich alle Mühe gaben, ihren eigenen Schmerz zu beherrschen, aber gegen ihren Willen drangen ihre Jammerrufe hervor und unterbrachen allein die Stille der Nacht.

Als der Tag kam, sagte sie: „Ach, welcher Tag bricht für mich an!“ und indem sie die Hand des Generals Baudraud ergriff: „O, lieber General, Sie werden mein Unglück mehr begreifen, als ein Anderer; Sie wissen, was er war, Sie haben die ersten Jahre seiner Jugend geleitet; Sie hatten ihn so lieb! Ach, ich habe Alles verloren, und Frankreich auch, es hat Den verloren, der es vergötterte, der es so völlig verstand. Aber Sie wußten nicht so, wie ich, wie gut er war; welche Geduld, welche Sanftmuth er besaß, welche gute Lehren er mir gab! Nein, nein, ich kann nicht mehr leben ohne ihn.“ Man wollte von ihren Kindern anfangen. „Meine armen Kinder!“ sagte sie. „In dem ersten Augenblick meines Schmerzes fühle ich nur für ihn; er war es, der mein ganzes Herz besaß.“

Um vier Uhr Morgens trafen ihre Schwägerinnen, die ihr entgegengekommen waren, zu ihr; sie fielen ihr, ohne zu sprechen, um den Hals und setzten sich in den Wagen zu ihr, an ihre Seite. Von diesem Augenblick an schien sie in einen einzigen Gedanken ganz aufgegangen, noch ein Mal die Züge Desjenigen zu betrachten, den sie lebend nicht mehr sehen konnte. Man hielt kaum einige Augenblicke in den am wenigsten belebten Dörfern, um etwas auszuruhen.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Nutzen der Blindschleiche.) Der kleinen Blindschleiche haben Viele den Tod geschworen. Wo man sie trifft, wird ihr im Hui das Lebenslicht ausgeblasen. Sie ist giftig, heißt es, und schädlich. Armes Thier! dich Freund der Landwirthschaft und des Gartenbaues, der die Erde von Larven und Regenwürmern befreit, tödtet Derjenige, welcher dir eher dankbar sein und schützend zur Seite stehen sollte! Die Blindschleiche vertilgt eine große Menge von Schmetterlingslarven, Regenwürmern und solchen Insecten, die der Bodencultur und den Früchten gerade kein Vortheil, conträr ein Schaden sind. Man sollte sie deßhalb schirmen und schonen. Giftig ist sie ganz und gar nicht, der Leser kann sich d'rauf verlassen. Auch ist sie gar nicht einmal eine Schlange, sondern nur eine fuß'ose Eidechse von schlangenähnlicher Gestalt, und wer daran zweifeln sollte, frage einen verständigen Naturforscher. Daß sie blind sei, wie die Meisten glauben, ist wiederum ein Irrthum und Mährlein; denn sie hat gerade im Gegentheil sehr klare, schöne, wenn auch eben nicht große Aeuglein. Ueber den Nutzen der Blindschleiche sagt die „Allgemeine Gartenzeitung“: „Wir möchten der Blindschleiche einen Schutzbrief mitgeben und bitten, dem nützlichen Thierchen kein Leid mehr anzuthun und anthun zu lassen. Wir wollten, daß wir einige Dutzend Blindschleichen im Garten hätten!!“

Verschiedenes.

In Tourwing, so erzählt ein belgisches Blatt, durchschritt neulich, wie es seine tägliche Gewohnheit, ein Blinder mit einem sehr schönen Pudel an der Lein den Roubaix-Platz. Ein Dieb, dem die rothgeschwollenen Augen des Bettlers große Zuversicht einflößten, schnitt den dünnen Strick durch und führte das schöne Thier mit sich weg. Der „Blinde“ aber rieb sich die Augen, holte den davoneilenden Dieb schnell ein, nahm ihm den Pudel ab und verabreichte ihm dafür eine Tracht meisterhafter Prügel mit seinem Krückenstock, — worauf er gemüthlich auf seinen gewohnten Platz zurückkehrte und als „Blinder“ zu betteln fortfuhr.

Von dem bekannten Komiker Levassor erzählt man sich eine artige Anecdote. Derselbe wirkte jüngst in einer der Vorstädte von Paris in einem Concerte zum Besten der Armen mit. Nach dem Concerte vereinigte der Pfarrer die mitwirkenden Künstler zu einem Dejeuner. Levassor fand unter seiner Serviette ein Osterei, aus welchem, als es zerbrach, 5 Napoleonsd'or herausfielen. „Ah! Herr Pfarrer!“ — sagte der Künstler — „Sie wissen, daß ich gern gesottene Eier esse; aber Sie wissen nicht, daß ich nur das „Weiße“ esse. Erlauben Sie mir, das „Gelbe“ Ihren Armen zu lassen.“

In Leipzig existirte früher ein Conditor, ein sehr freundlicher und gefälliger Mann; ein Student hatte einmal eine Tasse Kaffee bei ihm getrunken und sagte, als er dieselbe bezahlen wollte: „Können Sie mir wohl auf einen Louisd'or herausgeben?“ — „O ja, o ja“ — sagte der Conditor und zählte 5 Thaler und 15 gute Groschen hin. Der Musensohn strich das Geld ein mit den Worten: „Den Louisd'or will ich Ihnen morgen mitbringen.“ — „Schön, schön“, sagte der freundliche Kafetier.

Ein Staatsmann, welcher die Frauenherzen studirt, sagte einst: „Ihr eifert gegen den Putz, ihr wollt den Damen die Mode nehmen? Dies wäre gerade so, als wolltet ihr dem Schmetterling den Farbenstaub von den Flügeln wischen und die Blätter einer Rosenknospe oder Lilie mit einer Bürste behandeln.“

(Der gute Christ in Stuttgart.) Katechet: „Nun, Emma, wohin geht jeder gute Christ am Sonntag?“
Emma: „Nach Cannstadt!“

Auflösung des Räthsels in Nro. 25:
Waschklammer.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 27. Donnerstag, den 3. März 1859.

Leonissa.
(Fortsetzung.)

„Freilich, freilich," rief Lydia, hoch erröthend. „Wir waren unterwegs. Ist's nicht so, lieber Vater?"

Da der gute Alte nicht eben das vortrefflichste Gedächtniß hatte, so wagte er nicht, nein zu sagen, wenn seine Tochter Etwas bejaht hatte.

„Das ist ein sehr wichtiger Umstand," wiederholte der Präfect.

„Man muß davon auf der Stelle dem Procurator des Königs Nachricht geben. Ueberdies erwarten wir heute Abend einen Wundarzt, der die Leichname untersuchen und nachweisen wird, ob die Wunden mit der fraglichen Waffe verursacht sind."

„Daß ich diese Waffe doch lieber in's Meer geworfen, als Orso geschenkt hätte," rief der General. „Heißt das ... der brave Junge! Ich war doch froh, daß er sie in Händen hatte; denn ohne meine Doppelbüchse weiß ich nicht, wie er es durchgefochten hätte."

Der Wundarzt kam erst spät an, denn er hatte unterwegs ein Abenteuer bestanden. Giocanti Castriconi war ihm nämlich begegnet und hatte ihn mit der größten Höflichkeit ersucht, ihm doch zu folgen und einen Verwundeten zu verbinden. So war er zu Orso geführt worden und hatte ihm den ersten kunstgerechten Verband angelegt. Darauf hatte ihn der geistliche Herr zurückbegleitet und unterwegs sehr erbaut, indem er ihm von den berühmtesten Professoren in Pisa erzählte, die, wie er sagte, alle seine guten Freunde seien. „Doctor," so redete er ihn zuletzt an, „Sie haben mir so große Achtung eingeflößt, daß ich mir erlaube, Ihnen in das Gedächtniß zu rufen, daß ein Arzt eben so verschwiegen sein muß, wie ein Beichtvater." Dabei ließ er den Hahn seiner Flinte merklich knacken und sah dem Doctor scharf in's Gesicht. Dieser verstand ihn und legte den Finger auf den Mund. „So!" fuhr Castriconi fort, indem er vor ihm eine tiefe Verbeugung machte, „jetzt leben Sie wohl. Ich bin entzückt, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben."

Leonissa bat jetzt den General, doch der Section der beiden Leichname beizuwohnen. „Sie kennen," sagte sie, „besser als irgend Jemand das Gewehr meines Bruders und können unsere Sache unsern Feinden gegenüber am kräftigsten vertreten."

Kaum war sie mit Lydia allein, so beklagte sie sich über ein empfindliches Kopfweh und schlug ihr einen Spaziergang außerhalb des Dorfes vor. „Die freie Luft," fügte sie hinzu, „wird mir gut thun. Ich habe sie gar zu lange nicht mehr geathmet."

Miß Lydia zeigte sich bereit, sie zu begleiten, und Beide wandelten jetzt Hand in Hand eine Anhöhe hinan und unterhielten sich so lebhaft von Orso, daß Lydia nicht bemerkte, wie weit sie sich von Pietranera entfernten. Plötzlich aber stand die Engländerin still, weil sie wahrnahm, daß die Sonne untergegangen war. „Wir müssen umkehren," sagte sie, „denn es wird spät."

„Nun, da schlagen wir diesen näheren Fußpfad ein," erwiderte Leonissa und trat in einen Hohlweg, der seitwärts bergan führte. Nach Verfluß einer Viertelstunde aber ward der Hohlweg immer enger und steiler, und die hereinhangenden Zweige des dichten Gebüsches machten das Fortschreiten immer schwieriger.

„Ich glaube, wir sind irre gegangen," sagte Lydia, indem sie einen dichtbelaubten Zweig zurückdrängte, der ihr das Gesicht streifte.

„Fürchten Sie nichts, ich kenne den Weg,“ erwiderte Leonissa und zog ihre Freundin an der Hand hinter sich her.

Nach abermals einer Viertelstunde lichtete sich der Pfad, und Beide standen auf der Hochfläche eines mit großen Granitblöcken bedeckten Bergrückens, zwischen welchen dichte Myrthen- und Brombeer-Gebüsche üppig empor sproßten.

„Aber ich versichere Sie, wir sind verirrt,“ rief Lydia. „Das Dorf kann nicht hier liegen. Sehen Sie nur dort weit in der Ferne die Lichter; dort muß es sein.“

„Liebe Freundin,“ sagte jetzt Leonissa mit bewegtem Gefühl, „Sie haben Recht; aber zweihundert Schritte von hier in diesem Maquis ...“

„Nun?“

„Ist mein Bruder; ich könnte ihn sehen und trösten, wenn Sie wollten ...“ Lydia erschrack.

„Ich bin aus Pietranera herausgegangen,“ fuhr Leonissa fort, „ohne beobachtet zu werden, weil Sie bei mir waren; sonst wäre man mir nachgefolgt. Jetzt bin ich ihm nahe und sollte ihn nicht sehen? Warum sollten Sie nicht mit mir gehen und meinen armen Bruder besuchen? Sie könnten ihm eine so große Freude machen.“

„Aber Leonissa ... das wäre von meiner Seite nicht schicklich.“

„Ich verstehe. Ihr Stadtdamen bekümmert Euch immer um Das, was sich schickt; wir Landfrauen denken nur an Das, was gut und recht ist.“

„Aber es ist so spät! ... Und ihr Bruder, was wird er von mir denken?“

„Er wird denken, daß er nicht verlassen von seinen Freunden ist, und das wird ihm Muth in seinem Leiden geben.“

„Aber mein Vater wird sich ängstigen.“

„Er weiß ja, daß Sie bei mir sind.“

„Ach nein, wahrhaftig nicht ... Die Banditen, die dort sind ...“

„Nun, die Banditen kennen Sie nicht; Sie haben ja solche sehen wollen.“

„Mein Gott!“

„Nun, dann wollen wir umkehren. Gott weiß, ob ich je meinen Bruder wiedersehe.“

„Was sagen Sie, Leonissa? Nun, so kommen Sie denn, aber nur für eine Minute.“

Leonissa drückte ihr die Hand und eilte mit einer Geschwindigkeit vorwärts, daß Lydia ihr kaum zu folgen vermochte. Plötzlich aber stand sie still und pfiff durch zwei Finger. Alsbald erschien die uns schon bekannte Schildwache der Banditen, der Hund Brusco. Er erkannte Leonissa auf der Stelle und eilte, ihr den Weg zu zeigen. Nach einigen beschwerlichen Umwegen auf den steinigen Pfaden des Maquis zeigten sich zwei wohl bewaffnete Männer.

„Seid Ihr's, Brandolaccio?“ fragte Leonissa. „Wo ist mein Bruder?“

„Dort unten,“ antwortete der Bandit. „Aber gehen Sie leise: er schläft, und zwar zum ersten Mal seit seinem Unfall.“

Die beiden Frauen näherten sich vorsichtig, und bald bemerkten sie, unfern eines Feuers, das man, um es zu verbergen, sorgfältig mit einer Mauer von Steinen umgeben hatte, Orso auf einem Lager von Farrenkraut und mit einem Teppich zugedeckt. Er war sehr blaß und seine Athemzüge kurz und beengt. Leonissa setzte sich neben ihn und betrachtete ihn still mit gefaltenen Händen. Lydia drückte sich neben sie, bedeckte das Gesicht mit einem Schnupftuche und sah von Zeit zu Zeit verstohlen über ihre Schulter. So verfloß eine Viertelstunde, ohne daß Beide ein Wort sprachen, während Brandolaccio und der geistliche Herr sich in die dichteren Gebüsche zurückzogen, zur größten Befriedigung Lydien's, welche die Bärte und den Anzug der Banditen doch allzu „naturwüchsig“ fand.

Endlich machte Orso eine Bewegung und sogleich beugte sich Leonissa über ihn, küßte ihn auf das Innigste und überhäufte ihn mit Fragen über seine Wunde, seine Schmerzen und die Art seiner Pflege. Als er geantwortet hatte, daß es ihm so gut als möglich gehe, fragte er, ob Miß Lydia noch in Pietranera sei und ihm geschrieben habe. Leonissa, fortwährend über den Bruder hingebeugt, verbarg ihm ihre Gefährtin, welche überdies in der Dunkelheit schwer zu sehen war. Dabei hielt sie die eine Hand Lydia's, während sie mit der andern das Haupt des Verwundeten leicht unterstützte.

„Nein, mein Bruder, sie hat mir keine Briefe für Dich gegeben ... Aber Du denkst ja immer an Miß Lydia ... Liebst Du sie denn so sehr?“

„Ob ich sie liebe, Leonissa? .. Aber sie, ach .. sie verachtet mich vielleicht jetzt.“

In diesem Augenblicke suchte Miß Grant ihre Hand aus der Leonissa's zu ziehen; aber das ging nicht so leicht, denn diese obwohl kleine und zierliche Hand besaß eine außerordentliche Kraft.

„Dich verachten," rief die Schwester, „nach Allem, was Du gethan hast? Im Gegentheil, sie spricht gut von Dir . . . Ach Orso, ich hätte Dir viel von ihr zu erzählen."

Lydia's Hand wollte immer entschlüpfen, aber Leonissa zog sie immer weiter gegen Orso hin.

„Aber," fuhr der Verwundete fort, „warum auch nicht eine Zeile? sie hätte mich so glücklich machen können."

Mit immer größerer Gewalt zog die unerbittliche Leonissa Lydia's Hand heran, bis sie in der ihres Bruders lag. Jetzt brach sie plötzlich in lautes Lachen aus und rief: „Nimm Dich ja in Acht, Orso, Böses über Miß Lydia zu sagen; denn sie versteht vortrefflich Korsisch."

Die Engländerin zog sogleich ihre Hand zurück und stammelte einige unverständliche Worte. Orso glaubte zu träumen.

„Sie hier, Miß Grant! Mein Gott, Sie haben gewagt . . . O, wie glücklich machen Sie mich!"

„Ich habe Ihre Schwester begleitet," sagte diese verwirrt, „damit man nicht argwöhnen konnte, wo sie hinginge. Dann wollte ich auch . . . mich überzeugen . . . Ach, wie liegen Sie hier schlecht."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Herzogin von Orleans.

(Schluß).

Nach zwei fürchterlichen Nächten kam man am 16. Juli, um 9 Uhr Morgens, nach Neuilly. Der König hatte seine Umgebung entfernt und erwartete die Herzogin mit seiner Familie und den jungen Prinzen, die Tags zuvor aus dem Schloß Eu angekommen waren. Man führte sie in einen Salon, aus dem man in Zwischenräumen einige vereinzelte Worte vernahm. „O meine liebe Helene," sagte der König, „das größte Unglück trifft mich in meinem Alter." — „Meine geliebte Tochter, lebe für uns, für deine Kinder," sagte die Königin mit ihrer sanften Würde. Nach einigen Minuten verließ die Herzogin den Salon, gestützt vom König und dem Herzog von Nemours. Die Königin und ihre Kinder folgten ihr weinend. Sie ging auf die Kapelle zu, wo man den Leichnam des Kronprinzen niedergesetzt hatte. Der leider schon geschlossene Sarg stand in der Mitte der ganz schwarz behangenen Kapelle. Sie kniete neben ihm nieder, den Blick auf die lange Sammtdecke, die ihn verhüllte, gerichtet, und nach einem kurzen Gebet erhob sie sich gestärkt wieder und begab sich in ihr Gemach, um die Wittwenkleider anzulegen, die sie nie mehr abgelegt hat.

Wer sie damals gesehen hat, ist von der Unbeweglichkeit und der Blässe ihres Gesichts betroffen worden; das Leben schien von ihr gewichen, und sie blieb lange Zeit in einem Zustand der Abgestumpftheit, der für eine so zarte Gesundheit besorgt machte.

Folgendes ist ein Auszug aus einem mehrere Monate nach dem Tode des Herzogs geschriebenen Brief der Herzogin: „In unserm stillen und traurigen Innern gibt es nichts Neues. Die schönen Frühlingstage erzeugen bei meinen Kindern Freude, und mir bringen sie schmerzliches Leid. Diese Jahreszeit hatte er so gern; wir machten Spaziergänge zusammen, wir gingen zu unsern Kindern nach Neuilly. Da machte er mir Sträuße aus den ersten Blumen, er selbst wollte keinen mehr in's Knopfloch stecken, wie früher: „Es ist mir nicht mehr ernsthaft genug für einen Mann, der über die Dreißig hinaus ist." Er ließ mir die Kinder den ganzen Tag außen sein, und wenn ich sie hereinkommen ließ, sagte er lachend zu mir: „Du glaubst, daß die Kinder nur gut aufgehoben sind, wenn sie unter deinen Blicken sind." Manchmal aßen wir um 5 Uhr (d. h. früher als gewöhnlich), um nach Tisch noch auszufahren. Wir brachten den Abend in dem duftigen Garten von Neuilly damit zu, ungeheuere Sträuße zu machen. Um 9 Uhr kehrten wir zurück; man schwatzte, man plauderte von allen wichtigen Gegenständen des Augenblicks. Die Tagespolitik brachte uns auf den Lieblingsgegenstand: die sittliche Größe Frankreichs, seinen Einfluß in der Welt, seine Vertheidigung, seine vereinzelte Stellung, den sittlichen Werth des Volkes u. s. w. Ich fühlte das unermüdliche Feuer dieses Geistes und die

Ruhe, die männliche Sicherheit, mit der er sein Vaterland, seine Stellung und seine Zukunft beurtheilte. Jetzt sind wir wieder im Frühling; wieder ist die milde Luft da, die er so gerne einathmete, die Blumen, die Vögel, die er beobachtete, auf die er mich aufmerksam machte; wieder laufen die Kinder so fröhlich auf der Wiese umher, aber Alles hat sich geändert. Für mich ist die Welt nicht mehr dieselbe; der Himmel, die Sonne hat keinen Glanz mehr. oder vielmehr ihr Glanz thut mir wehe; ich möchte mich verbergen und dieses Erwachen nicht sehen, das nur meinen Schmerz erweckt. — —"

Und einige Wochen später: „Sie haben Recht, wenn Sie glauben, daß dieser Monat, der mit dem schönsten Tage meines Lebens endigte (nicht weil er an sich schön war, sondern durch seine Verheißungen), Sie haben Recht, wenn Sie glauben, daß er mich durch alle die schmerzlichsten Vergleichungen hinführt. Heute vor sechs Jahren sah ich die Sonne auf meinem heimischen Boden untergehen. Die Zuversicht, die mich auf der ganzen Reise belebt hatte, ließ auf Einmal ab. Ich weiß nicht, ob Sie sich noch erinnern, wie Sie sich Mühe gaben, mich wieder aufzurichten, mich zu ermuthigen. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den ich an jenem letzten in Deutschland zugebrachten Abend empfand. Mitten in der Hoffnung, die mich beseelte, fühlte ich einen unerschöpflichen Schmerz, den ich damals der Feierlichkeit des Augenblicks zuschrieb, und der mir heute als ein Vorgefühl meines Unglücks erscheint: aber wenn mein Unglück unermeßlich ist, so ist auch mein Glück ohne Gleichen gewesen. Ich suche dankbar zu werden, nicht blos für die Güter, die mir noch bleiben, sondern auch für die, welche ich besessen habe."

Denksprüche.

Vertraue Leuten nicht, die lieblich schwätzen wollen:
Die Pfeife klinget wohl, wenn Vögel eingehn sollen.

Achtung zoll' ich der Menschheit, doch Abscheu fühl' ich vor Menschen,
Da wo das Laster zerstört, was der Allmächtige schuf.

Verschiedenes.

Die Kaiserin Eugenie hat vor einiger Zeit sechs ihrer Hofdamen zur Probe ohne Crinoline erscheinen lassen, die indessen in ihren Anzügen keine Gnade vor dem versammelten Hofe fanden. Nun hat die Kaiserin in dieser Angelegenheit eine Commission niedergesetzt, die ein Gutachten über die Damentracht, namentlich aber über die zwei großen Fragen abgeben soll, ob und in wie weit die Kleider wohl zu — verkürzen wären. Die Kaiserin wünscht die Verkürzung in so weit, daß man die Knöchel sehe. Geht diese Ansicht durch und wird sie zur herrschenden Mode, so werden natürlich die baumwollenen Strümpfe verschwinden und durch seidene ersetzt werden müssen. Die Damenwelt ist auf die Lösung so sehr gespannt, wie die Börse auf die Lösung der politischen Verwicklungen, die sie beunruhigen.

(Ein neuer Berufsstand.) Pastor: Nun, mein Sohn, was willst du 'mal werden, wenn du confirmirt bist? Knabe: Ei Vitriol! Pastor: Was, Vitriol? Was ist denn das für ein Geschäft? Knabe: Unser Schulmoschter sägt immer: deß frißt sich iweral dorch!

(Etwas aus der Schule.) Lehrer: Was ist das Vergänglichste in der Welt? Bertha: Der Zucker im Kaffee.

(Warnung.) Es ist gefährlich, sich lithographiren zu lassen, denn sieht man dumm aus, fühlt man sich am Ende getroffen.

(Ein gelungenes Wortspiel.) Es wird gefragt, warum bei dem Leichenbegängnisse Saphir's sich so wenig Schauspieler einfanden? Antwort: Sie fürchteten, er nimmt sie mit.

Palindrom.

Vorwärts gelesen aus Knochen entstanden,
Rückwärts ein Gruß in gar vielen Landen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 28. Samstag, den 5. März 1859.

Narrenlied.

Vivat! laßt die Narrheit leben!
Närrisch ist die ganze Welt;
Närrisch, die am Gelde kleben,
Närrisch, wer sich vornehm hält;
Und die zieh'n am Weisheitskarren,
Sind die allergrößten Narren.

Narren gibt es, die beim Weine
Schlösser in den Nebel bau'n;
Narren, die beim Mondenscheine
Nach Herzliebchens Fenster schau'n;
Narren gibt's an jedem Orte,
Doch nicht von der ächten Sorte.

Narrheit ist, — ich mein' die ächte, —
Narrheit ist der Weisheit Quell;
Sie erkennt das Wahr' und Rechte,
Und macht Kopf und Augen hell;
Sie kuriret Herz und Magen,
Und verscheuchet Sorg' und Plagen.

Seht doch, wie vom frühen Morgen
Bis zur späten Mitternacht
Jeder jagt nach Geld und Sorgen, —
Als ob das ihn glücklich macht'! —
Jaget nur, ihr jagt vergebens;
Narrheit ist das Glück des Lebens!

Fort mit der Philister-Fratze,
Fort mit Hut und schwarzem Rock,
Fort mit Hauptbuch, fort mit Strazze,
Fort mit Parapluie und Stock;
Fort mit Portefeuille, fort mit Mappe,—
Aufgesetzt die Narrenkappe!

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Leonissa erhob jetzt vorsichtig das Haupt ihres Bruders und unterstützte es mit ihrem Arme. „Kommen Sie doch näher," sprach sie zu Lydien; „ein Kranker darf die Stimme nicht zu sehr anstrengen," und da diese schüchtern zögerte, nahm sie ihre Hand und zwang sie, sich so nahe zu setzen, daß diese Hand, die sie nicht losließ, die Schulter des Verwundeten berührte.

„So ruht er gut," rief Leonissa heiter „Nicht wahr, Orso, in einer so schönen Nacht, wie diese, ist's im Bivouak des Maquis gar nicht so übel."

„Ich werde sie nicht vergessen, diese schöne Nacht," erwiderte Orso.

„Wie müssen Sie leiden!" seufzte Lydia.

„Ich leide nicht mehr und möchte hier sterben," und seine rechte Hand nahte sich der Lydien's, welche Leonissa immer noch gefangen hielt.

„Herr della Rebbia, man muß Sie unfehlbar wohin bringen, wo man Sie besser pflegen kann. Ich werde mein Haupt nicht mehr ruhig niederlegen können, seitdem ich Sie so schlecht gebettet unter freiem Himmel gesehen habe."

„Wenn ich nicht gefürchtet hätte, Ihnen zu begegnen, so hätte ich versucht, nach Pietranera zu gehen und hätte mich als Gefangener gestellt."

„Und warum fürchtetest Du, ihr zu begegnen?" fragte Leonissa.

„Ich bin Ihnen ungehorsam gewesen, Miß Grant . . . und hätte nicht gewagt, Sie anzusehen."

„Ich hoffe," sagte diese, „daß diese unglückliche Sache sich aufhellen und noch vor unserer Abreise damit endigen wird, daß man Ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt."

„Sie reisen also fort? O! sagen Sie dieses Wort nicht mehr.“

„Wie? mein Vater kann doch nicht immer jagen. Er will abreisen.“

Orso ließ, wie gelähmt, die Hand zurückfallen, welche die Lydia's berührte, und es erfolgte ein Augenblick des Schweigens.

„Was?“ fiel Leonissa ein, „wir werden Sie nicht so geschwind abreisen lassen. Wir haben Ihnen noch Vieles in Pietranera zu zeigen. Ueberdies haben Sie mir versprochen, mein Porträt zu malen, und ich habe versprochen, Ihnen eine Ballade von 65 Strophen zu dichten und dann . . . Aber Brusco, was hast Du denn zu murren? Da läuft Brandolaccio ihm nach . . . Lassen Sie uns doch sehen, was es gibt.“

Alsbald erhob sie sich, indem sie ohne Umstände Orso's Haupt in den Schooß Lydia's legte, und eilte den Banditen nach.

Lydia war nicht wenig betroffen, sich auf Einmal mitten im Maquis in solcher Lage zu sehen, und wußte nicht, was sie anfangen sollte. Orso aber verließ selbst die süße Stütze, welche seine Schwester ihm gegeben hatte, indem er sich auf seinen rechten Arm erhob. „Sie reisen also bald,“ sagte er wehmüthig, „und ich darf nicht daran denken, Sie in diesem unglücklichen Lande zurück zu halten, und doch, seitdem Sie hierher gekommen sind, leide ich hundertmal mehr bei dem Gedanken, daß ich von Ihnen scheiden muß. Ich bin ein armer Leutenant, ohne Zukunft — ein Flüchtling jetzt. In welchem Augenblick werde ich Ihnen jemals wieder sagen können, was mein Herz für Sie fühlt?“

Lydia wandte das Haupt ab, wie wenn die Dunkelheit nicht hinreichte, ihre Röthe zu verbergen. „Herr della Rebbia“, sagte sie mit zitternder Stimme, „würde ich an diesen Ort gekommen sein, wenn . . . .“ Und indem sie so sprach, legte sie in Orso's Hand den egyptischen Talisman, nahm aber alsbald wieder ihren gewohnten scherzhaften Ton an. „Es ist gar nicht schön von Ihnen, so mit mir zu reden. Mitten im Maquis, umgeben von Ihren Banditen, wissen Sie wohl, daß ich nicht wagen werde, Ihnen zu zürnen.“

Orso wollte die Hand küssen, die ihm den Talisman zurückgab; aber da Lydia sie schnell zurückzog, verlor er das Gleichgewicht und fiel auf seinen verwundeten Arm, so daß er ein schmerzliches Stöhnen nicht zurückzuhalten vermochte.

„Sie haben sich wehe gethan, mein Freund,“ rief sie, ihn erhebend. „Es ist meine Schuld! Verzeihen Sie mir.“ Beide sprachen noch eine kleine Weile mit leiser Stimme und sehr nahe an einander, und als Leonissa wieder zurückkam, fand sie sie gerade wieder so, wie sie sie verlassen hatte.

„Die Voltigeurs!“ rief sie. „Orso, auf! Versuche, ob Du aufstehen und gehen kannst; ich helfe Dir.“

„Laß mich,“ rief dieser; „sage den Banditen, sie sollen sich retten. Mich mögen sie gefangen nehmen, was liegt daran; aber führe Miß Lydia hinweg; daß man nur um Gottes willen sie nicht hier trifft.“

„Ich verlasse Sie nicht,“ rief der herbeieilende Brandolaccio. „Der Sergeant der Voltigeurs ist ein Neffe des Advocaten Barricini; statt zu arretiren, wird er Sie tödten und hintendrein sagen, er habe es nicht absichtlich gethan.“

(Fortsetzung folgt.)

Wegweiser von Frankfurt a. M.

Frankfurt ist eine Stadt aus dem zarten, aschgrauen Mittelalter und wurde in der Blüthezeit des Faustrechtes und der Zöpfe von den Franken erbaut, welche aber bald durch ein Gesöff, Aeppelpuff genannt, vertrieben wieder von da fortzogen, woher die Stadt auch ihren Namen hat: Frankfort, Franken Fort.

Die Stadt ist sehr groß, liegt gegen Süd, Süd-West am Main und der Ausmündung verschiedener Kanäle, welche nach einem kurzen unterirdischen Lauf sich alle in den majestätisch dahinrollenden Mainstrom ergießen, der sich oberhalb der Stadt in 2 Arme theilt, wovon der linke Arm bei Sachsenhausen eine Mühle in Bewegung setzt, und sich dann wieder 20 Meilen unterhalb der Stadt, bei der Eisenbahnbrücke, mit dem rechten Arm vereinigt und sich in die Nordsee ergießt.

Die Stadt erstreckt sich über den Römerberg, Landsberg, Steinberg und Liebfrauenberg, bis zum Fuße des Mühl- und Röder-

berges und wird durchströmt von dem Wollgraben, Hirschgraben, Holzgraben und verschiedenen Bächen und Kanälen, welche einen angenehmen, aromatischen Geruch verbreiten.

Frankfurt ist eine freie Reichsstadt. Reich ist sie, ob sie aber frei ist, diese Frage ist bis jetzt noch unentschieden.

In den Mauern Frankfurts residiren, außer einem Bundestag, noch der russische Hof, der englische Hof, der holländische Hof, der Brüsseler Hof, der Würltemberger, der Augsburger und der Darmstädter Hof.

Auch weilt stets ein deutscher Regent in Frankfurt, der römische Kaiser, was wohl daher kommen mag, weil die Stadt noch im Besitz der Reichskrone und des Reichsapfels ist (beide etwas schadhaft), sogar noch ein Römer weilt in Frankfurt.

Die Farbe der Bevölkerung ist in Folge der verschiedenen Einquartierungen sehr verschieden. Einige sind roth, meist in der Wolle gefärbt, Viele blos an der Nase, die Meisten haben gar keine Farbe.

Ein Theil ist übrigens männlichen, ein anderer Theil weiblichen und ein sehr großer Theil sächlichen Geschlechts und mit Ausnahme der Eingeborenen sind die Frankfurter alle sehr höflich.

S p r a c h e: Die Mehrzahl spricht Frankfurterisch; einige Gegenden der Stadt bedienen sich der Sachsenhäuser Sprache; Viele sprechen orientalisch, Wenige ordentliches Deutsch.

Die reinste Sprache wird am Wasser gesprochen.

R e l i g i o n: Der Religion nach bekennt sich die Stadt zu dem Glauben ihrer Väter, d. h. sie üben Götzendienst, indem sie nur das goldene Kalb anbeten.

Ein Theil der Bürgerschaft hat den Glauben, wer k e i n Geld habe, sei kein Mensch; ein anderer Theil glaubt gerade das Gegentheil: wer Geld habe, sei kein Mensch, daher wohl auch das Sprichwort, er ist u n m e n s c h l i c h r e i c h.

Der Handel- und Bierbrauerstand glaubt vorzugsweise an Moses und die Propheten.

Die R e g i e r u n g s f o r m stammt noch aus der Zopfzeit, woher es auch kommt, daß noch der größte Theil von Frankfurts Bewohnern so sehr dem Zopfe geneigt sind.

Das Land ist sehr fruchtbar und bringt hervor: Aepfelwein, Fastenbretzeln, Bratwürste, Sachsenhäuser Grobheiten, einen grünen Wald, dazu allerlei Thiere, als da sind: Drei Haasen, ein Hirsch, Einhorn, Schwanen, Pfau, Storch, Bären, Löwen, sogar ein Elephant, Backfische wie überall, Holzwürmer sehr zahlreich; Kornwürmer meist nur im Spätjahr.

Die Hauptmärkte sind: der Woll-, Roß-, Weck-, Korn-, Kraut- und Hühnermarkt.

Von vielen andern Gewerben zeugen viele Straßen-Namen, ich erwähne nur: die Bleich-, Seiler-, Schäfer-, Kannengießer-, Bäcker-, Brauhaus-, Fischer-, Metzger- und Fahrgasse.

Auch muß es seiner Zeit sehr viel Gethiers in Frankfurt gegeben haben, was noch die Straßennamen von: Meisengasse, Froschgasse, Hammels-, Falken-, Lämmchen-, Affen-, Papageigasse, Gersten-, Karpfen-, Weißadlergasse, Biber-, Kälber-, Küh-, Hasen-, Elephanten-, Bock-, Geiß-, Ratten-, Maus-, rothe Löwen- und Taubenhofgasse zu beweisen scheinen.

Die übrigen Sehenswürdigkeiten und Seltenheiten von Frankfurt sind: ein Bürgergardist in Spiritus, ein höflicher Bierbrauer, ein Sachsenhäuser, der noch nie geflucht, ein Fläschchen unverfälschten Wein und der Römer, auf dem folgende Sprüche Salomonis zu lesen sind:

1. Wer nicht v i e l ausgeben will, der komme nicht nach Frankfurt.

2. Wer sehr viel Geld hat, kann es in allen Hotels gut bekommen; wer wenig hat, thut am besten, nicht gerade in einem Hotel ersten Ranges zu logiren, wer keins hat, wird es überall p r e i s w ü r d i g finden.

3. Wer keinen L o h n d i e n e r nimmt, wird sich schlecht zurechtfinden, wer aber einen nimmt, noch schlechter.

Landwirthschaftliches.

(D e r I n c a r n a t - K l e e.) Bei der vorjährigen sehr sparsamen Futterernte kann nicht rechtzeitig genug auf den Anbau des in vielfacher Beziehung nicht genug zu empfehlenden Incarnat-Früh-Rothstrauß-Klees aufmerksam gemacht werden.

Dieser liefert unter allen Futtergewächsen das erste Frühjahrsfutter ebenso reichlich im Ertrage als auch nahrhaft, sowohl grün gefüttert, als vorzüglich zu Tränke gekocht; er ent-

zieht dem Landwirthe in seiner Feldbau-Fläche nichts, da an seiner Stelle im Frühjahr Hanf, Dickrüben, Tabak, Baurüben, selbst noch Gerste und Kartoffeln, überhaupt alle jene Gewächse treten, welche von Mitte Mai bis Mitte Juni anzupflanzen sind, und die Aussaat erst nach der vorjährigen Ernte erfolgt, mithin durch diesen Klee eine Zwischenernte oder 2 Ernten in einem Jahre von einem und demselben Acker gewonnen werden.

Er gedeiht auf minder kräftigem Boden recht gut, doch je besser der Boden, desto stärker der Ertrag; kommt auf den Sommerseiten früher als auf den Winterseiten; die Aussaat erfolgt von Mitte August bis Mitte September, je früher, desto besser, in Korn-, Gerste-, Spelz-, Repsäcker, sobald diese Früchte geerntet sind. Im vorigen Jahre hat die Einsaat in die Tabaksfelder, sobald die ersten Sandblätter gebrochen waren, dann in Dickrübenäcker, sobald dieselben durch das Blatten etwas gelichtet sind, einen sehr lohnenden Ertrag geliefert, und es bedurfte blos der sorgfältigen Untersaat und eines schwachen Ueberrechens, das nachherige Betreten hat auch nicht den geringsten Nachtheil gezeigt; es ist in jedem Falle nichts als einige Stunden Arbeit und einige Schoppen Samen riskirt. Mischt man bei allen derartigen Kleesaaten 1/4 des sonst gewöhnlichen Rübsamenquantums unter den Kleesamen, so erhält man im Herbst noch eine beachtbare Rübfutterernte.

Da wo man bisher mit künstlichem Dünger gedüngt hat, — Guano, Auswurf, Knochenmehl u. dgl. — und der Boden endlich einmal wieder einer Auflockerung bedarf, Stalldünger aber nicht leicht zu bekommen ist, gibt dieser Klee den vorzüglichsten Gründünger.

Da der Samen keine ölige, sondern mehlige Bestandtheile hat, so hält er sich selten zwei Jahre keimfähig, und man muß daher darauf bedacht sein, nur Samen frischer Ernte zu erhalten. Um das schnelle Auskeimen zu befördern, ist es gut, den Samen in einem Zuber 4—5 Stunden vor der Aussaat so mit Wasser anzufeuchten, daß derselbe gleich einem Brei wird; derselbe schwillt dann so schnell, daß ein halb gefülltes Gefäß ganz gefüllt wird; vor der Aussaat mischt man den Saamen mit Sand, bis er trocken genug ist.

Man braucht 1/3 mehr Samen als von dem gewöhnlichen deutschen Klee, weil der Samen dickkörniger ist; wo man also 6 Schoppen deutschen Kleesamen braucht, muß man 8—9 Schoppen Incarnatklee nehmen.

Närrische Anzeigen.

Auswanderung. — Ich beabsichtige nach den deutschen Staats-Colonien auszuwandern; meine Freunde und Schuldner dürfen sich daher beruhigen, sie werden mich sobald noch nicht verlieren.

Stelle-Gesuch. — Einer, welcher drei Herren zugleich dienen kann, und in der Kunst, den Mantel nach allen Winden zu hängen, bewandert ist, bietet seine Dienste an — wo's gehen mag.

Ein Modeartikel. — Schleier für Damenhüte aus Spinnweben, weitgesponnene für schöne, enggesponnene für häßliche Gesichter, sind bei mir zu haben.

Literarische Anzeige. — „Die Astronomie für Damen, mit einem Anhange über die Kunst, eine gute Suppe zu kochen,“ hat so eben die Presse verlassen, und wird dieses Buch der gelehrten Frauenwelt aufs Angelegentlichste empfohlen.

Unterricht im Fechten, Kleppern, Klickerspielen, Ballwerfen und andern derartigen gymnastischen Uebungen ertheilt bei bevorstehender Fastnacht nach selbsterfundener, auf grammatikalische Grundsätze sich gründender Methode

S. Schoppenstecher,
Professor der Künste.

Auflösung des Palindroms in Nro. 27:

Eva — Ave.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 29. Dienstag, den 8. März 1859.

Pfalz und Pfälzer.

(Fortsetzung.)

O wie herrlich ist's am Rheine,
Und die Pfalz, welch Paradies!
O wie köstlich sind die Weine,
Und die Trauben, ach wie süß!
Und die Augen, wie voll Feuer,
Und wie warm der Druck der Hand!
O wie bist du mir so theuer,
Herzgeliebtes Pfälzerland!

Seht die grünen Rebgelände
Auf den sonnig-warmen Höh'n,
Seht die Berge ohne Ende! —
O die Pfalz, wie ist sie schön!
Und die Augen, wie voll Feuer,
Und wie warm der Druck der Hand!
O wie bist du mir so theuer,
Herzgeliebtes Pfälzerland!

Und die Thale, wie sie dampfen,
Und wie üppig-grün die Au'n;
Und die Rosse, wie sie stampfen
In den stolzen Pfälzergau'n!
Und die Augen, wie voll Feuer!
Und wie warm der Druck der Hand!
O wie bist du mir so theuer,
Herzgeliebtes Pfälzerland!

Und die Frauen, wie so minnig,
Und die Küsse, wie so süß,
Und die Liebe, wie herzinnig! —
O die Pfalz, welch' Paradies!
Und die Augen, wie voll Feuer,
Und wie warm der Druck der Hand!
O wie bist du mir so theuer,
Herzgeliebtes Pfälzerland!

Und die Herzen, wie sie glühen, —
Einen Kuß der ganzen Welt! —
Und die Witze, wie sie sprühen,
Wenn der Wein den Geist erhellt.
Und die Augen, wie voll Feuer,
Und wie warm der Druck der Hand!
O wie bist du mir so theuer,
Herzgeliebtes Pfälzerland!

Hört sie jubeln, hört sie singen:
Frohsinn sprudelt aus dem Wein;
Hört, wie hell die Gläser klingen: —
Vivat hoch dem Vater Rhein!
Und die Augen strahlen freier,
Wärmer ist der Druck der Hand,
Und die Mädchen lieben treuer; —
Dreimal hoch dem Pfälzerland!

Neustadt, den 23. Februar. A.

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Orso versuchte, sich zu erheben uud ging sogar einige Schritte vorwärts; aber bald hielt er an und rief schmerzlich: „Ich kann nicht weiter. Flieht, rettet Euch. Leben Sie wohl, Miß Grant; noch ein Mal geben Sie mir Ihre Hand; leben Sie wohl auf ewig!"

„Wir verlassen Sie nicht," riefen beide Frauen.

„Wenn Sie nicht gehen können", rief Brandolaccio, „so trag ich Sie. Allons, mein Leutenant, Muth! Wir werden Zeit haben, den Hohlweg hinab zu entkommen. Der Herr Pfarrer gibt ihnen einstweilen Beschäftigung."

„Nein, laßt mich," rief Orso, indem er sich zur Erde fallen ließ. „Leonissa, ich beschwöre Dich, führe Miß Grant hinweg."

„Fräulein Leonissa," antwortete der Bandit, „Sie sind stark. Ergreifen Sie ihn an den Schultern, ich packe die Beine. So! so recht! Jetzt vorwärts, Marsch!"

Trotz aller Protestationen trugen sie Orso fort. Lydia folgte angstvoll und bebend vor Schrecken nach, als ein Flintenschuß krachte, dem sogleich sechs andere antworteten. Sie stieß einen Schrei aus, Brandolaccio einen Fluch und verdoppelte seine Kräfte. Leonissa folgte seinem Beispiel und so ging es quer durch das Mâquis hindurch, ohne Rücksicht auf die Zweige und Aeste, welche ihr das Gesicht peitschten und das Kleid zerrissen.

„Bücken Sie sich, bücken Sie sich, meine Liebe!“ sagte sie zur Gefährtin, „es könnte Sie eine Kugel treffen.“

Fünfhundert Schritte mochten etwa zurückgelegt worden sein, da erklärte Brandolaccio, daß er es nicht länger aushalte, und ließ sich, trotz der Ermahnungen und Vorwürfe Leonissas, zur Erde fallen.

„Wo ist Miß Grant?“ fragte Orso. Lydia hatte in der Bestürzung über die Flintenschüsse und durch die dichten Gebüsche des Mâquis am Weitergehen verhindert, die Spur der Fliehenden verloren und war in der entsetzlichen Todesangst allein zurückgeblieben.

„Sie hat nicht folgen können“, sagte Brandolaccio; „aber sie ist nicht verloren, die Weiber finden sich immer wieder. Hören Sie nur, Orf' Anton', was der geistliche Herr für einen Lärm macht. Das ist Ihre Flinte, die so kannibalisch brüllt. Unglücklicherweise sieht man die Hand nicht vor dem Gesichte und thut sich in dieser Stockfinsterniß keinen großen Schaden.“

„Horch“, rief Leonissa, „ich höre ein Pferd, wir sind gerettet“!

In der That kam jetzt durch das Mâquis ein Pferd dahergerannt, welches der Lärm der Flintenschüsse erschreckt hatte.

„Wir sind gerettet“! wiederholte Brandolaccio, sprang behend wie eine Katze dem Pferde an den Hals, hielt es an den Mähnen und legte ihm, unter Leonissas Beihilfe, statt des Zügels einen Strick zwischen die Zähne. „Jetzt laß uns dem Pfarrer telegraphiren“, rief er und ließ zwei gellende Pfiffe erschallen. Auf dieses Signal antwortete ein entferntes Pfeifen, und alsbald hörte die Doppelbüchse auf, ihre mächtige Stimme ertönen zu lassen. Brandolaccio sprang nun auf das Pferd. Leonissa hob ihren Bruder hinauf und setzte ihn vor den Banditen, der ihn mit dem einen Arm umschlang, während er mit dem andern das Thier leitete. Durch ein Paar kräftiger Rippenstöße ermuntert, eilte dieses rüstig fort und lief in vollem Galopp einen steilen Abhang hinab, auf welchem jedes andere, nicht korsische Pferd sich hundert Mal den Hals gebrochen hätte.

Leonissa eilte jetzt zurück, Lydia's Namen aus vollen Kräften rufend; aber keine Stimme antwortete der ihrigen. Nachdem sie auf's Gerathewohl noch einige Schritte gegangen war, begegnete sie in einem Fußpfade zwei Voltigeurs, die mit: „Wer da“? sie anriefen.

„Nun, meine Herren“, antwortete sie spöttisch, „das ist ja ein gewaltiger Lärm. Wie viele Todte gibts denn?“

„Ihr wart bei den Banditen“, rief einer der Soldaten, „Ihr müßt mit uns“.

„Recht gern“, antwortete sie; „aber ich habe eine Freundin hier, die erst gesucht werden muß“.

„Eure Freundin ist schon gefunden und Ihr werdet mitgehen, um bei ihr im Gefängniß zu schlafen“.

„In's Gefängniß? Warum nicht gar; aber einstweilen führt mich zu ihr“.

Die Voltigeurs führten sie nun in das Lager der Banditen, wo sie die Trophäen ihrer Expedition sammelten, nämlich den wollenen Teppich, mit dem Orso zugedeckt gewesen war, einen alten Kochtopf und einen Wasserkrug. Hier befand sich auch Miß Grant, welche zitternd und halb todt vor Furcht auf alle Fragen der Soldaten über die Zahl der Banditen und den Weg, den sie eingeschlagen, mit Thränen antwortete.

Leonissa stürzte in ihre Arme und sagte ihr in's Ohr: „Sie sind gerettet“. Dann wandte sie sich an den Sergeanten der Voltigeurs und sprach: „Mein Herr, Sie sehen wohl, daß das Fräulein von Allem nichts weiß, was Sie fragen, darum lassen Sie uns in das Dorf zurückgehen, wo man uns mit Ungeduld erwartet“.

„Man wird Euch schon dahin geleiten, früher als Ihr's wünschen möget, holdes Schätzchen“, sagte der Sergeant; „dort werdet Ihr erklären müssen, was Ihr zu dieser Stunde im Maquis mit den entkommenen Spitzbuben verhandelt habt. Ich weiß nicht, mit was für Hexereien diese Gauner die Weiber an sich ziehen; denn überall, wo Banditen sind, kann man sicher sein, daß sich auch Liebchen finden“.

„Sie sind recht höflich, Herr Sergeant", sagte Leonissa; „aber Sie werden doch wohl thun, Ihre Worte etwas mehr abzuwägen, denn diese Dame ist eine Verwandte des Herrn Präfecten und man muß mit ihr keinen Scherz treiben".

„Eine Verwandte des Präfecten"! flüsterte ein Voltigeur seinem Führer zu. „Wahrhaftig, sie trägt einen Hut".

„Der Hut thut nichts zur Sache", sagte der Sergeant. „Sie waren Beide in Gesellschaft des Pfarrers, der der größte Strauchdieb dieses Landes ist, darum ist's unsere Pflicht, sie mitzunehmen".

Der Sergeant gab den Befehl zum Rückzuge und seine kleine Truppe schlug den Weg nach Pietranera ein. Ein Voltigeur wollte den Arm Lydien's nehmen; aber Leonissa stieß ihn kräftig zurück.

„Daß mir Keiner sie anrühre"! rief sie mit gebietender Stimme. „Glaubt Ihr etwa, daß wir Lust zum Entfliehen haben? Kommen Sie, meine theure Freundin; stützen Sie sich auf mich und weinen Sie nicht wie ein Kind. Es ist ja nichts weiter als ein Abenteuer, das ganz gut ausgehen wird. In einer halben Stunde werden wir beim Abendessen sitzen. Ich meines Theils verlange sehr darnach."

„Was wird man von mir denken"? sagte Lydia ganz leise.

„Man wird denken, daß wir uns im Maquis verirrt haben, das ist Alles".

„Was wird der Präfect, was vor Allem mein Vater sagen"?

„Der Präfect? Dem sagen Sie, er solle sich um seine Präfectur kümmern. Ihr Vater?... Nun, ich denke, dem werden sie was zu sagen haben".

(Fortsetzung folgt.)

Staats-Ministerium der Frauen.

Es ist ausgemachte Thatsache, daß die Frauen nichts mehr lieben, als die unumschränkteste Monarchie: sie wollen Alleinherrscherin sein, und wenn die Frauen-Emancipation zu Stande kommt, werden wir in jeder Schönen ein Stück Czar von Rußland sehen.

Die Waffen der weiblichen Diplomatie sind Anmuth, Liebenswürdigkeit und jene unwiderstehliche Ueberredungskunst, welche die Männer so leicht zu Sclaven macht und ihnen Fesseln anlegt, welche sie so gerne tragen.

Die Frauen wissen auch den Staat nach außen vortrefflich zu repräsentiren, und ebenso führen sie in sehr vielen Fällen das Ministerium des Innern; wo sie denn ihre Männer als Angestellte betrachten, die pünktlich ihre Ordres befolgen müssen, es wird da strenge auf den Dienst gesehen, denn die Frauen treten entschiedener und kräftiger auf, als ihre Männer, weil diese nur in Pantoffeln umhergehen dürfen.

Viele Männer werden gewöhnlich erst etwas durch ihre Frauen, besonders wenn diese Kopf und Herz beisammen haben; solche Männer gehen bei ihren Frauen in die Schule und lernen Dinge, die sie früher gar nicht gekannt haben. Das ist das Ministerium des Unterrichts der Frauen.

Wo die Männer Nullen sind, da müssen die Frauen handeln. Das ist das Handelsministerium der Frauen. — Viele Männer möchten gerne ihre Liebesbetheuerungen als baare Münze geben und sie gegen Frauengunst auswechseln, ein Geschäft, was oft seine größten Schwierigkeiten hat. — Auch lieben die Männer heutigen Tags ganz besonders das Wechseln, ziehen aber die Wechsel nach Sicht vor; die Frauen jedoch haben nicht immer Nachsicht, wenn sie falsche Wechsel erkennen, und es wird unbarmherzig protestirt. Gegen das Wechselrecht der Männer sträuben sich die Frauen überhaupt sehr; es kommt deßhalb oft zu Prozessen, die chemischer Natur sind und mit Scheidung enden.

Wo die Männer mit dem Geld nicht haus-zuhalten wissen, ist's gut, wenn die Frauen die finanziellen Verhältnisse ordnen. Sie führen dann das Finanz-Ministerium. Die Gegner der Frauen-Emancipation halten aber die Frauen darum nicht für taugliche Finanz-Minister, weil die Frauen so gerne mit dem Staat wechseln, wodurch die Renten der Männer in Gefahr kommen.

Der Cultus der Frauen ist die Sanftmuth und Milde, womit sie die Männer an sich ziehen. Das ist ihr Ministerium des

Cultus, dem sie immerhin obliegen mögen. Zudem wissen die Frauen recht wohl, wie geduldig so ein frommes Schaaf ist.

Die Männer ziehn hinaus, den Heerd des Vaterlands zu vertheidigen, die Frauen aber führen gar oft am häuslichen Heerd mit den Männern einen Krieg, sie führen das Kriegs-Ministerium. Zwar halten die Gegner der Frauen-Emancipation die Frauen nicht zum Kriegswesen geboren; aber an Muth fehlt es ihnen nicht, wie die Amazonen bewiesen haben und wie man das tagtäglich dort sehen kann, wo die Männer, die unter weiblicher Disciplin stehen, bei jedem Angriff geschlagen werden. Im Ganzen jedoch taugen die Weiber nicht zum stehenden Heere, da sie sich nicht ans Gehorchen, die erste Pflicht der Soldaten, gewöhnen können. Auch würde ein solches Heer nicht viele Gemeine zählen, da jede Frau bekanntlich selbst gerne das Regiment führt. Die Männer ihrerseits verstehen sich deßhalb eher zum Dienst, weil sie das Anführen schon gewöhnt sind. Was das Anwerben betrifft, so lassen zwar die Frauen gerne um sich werben, aber die Männer sind es, die auf das Handgeld speculiren. Die Freiwilligen, die aus reiner Liebe werben, sind heutzutage gar zu selten. Der Sold und das Avancement sind die Hauptsachen, und im Hafen der Ehe von den stürmischen Seefahrten der bewegten Tugend auszuruhen. Dann heißt's auch immer „Geld, mein Engel, wie lieb hab' ich dich", was die einzige Aufrichtigkeit solcher Männer ist.

Das Ministerium, welches die Männer den Frauen am allerwenigsten zugestehen mögen, ist das der auswärtigen Angelegenheiten, weil es zu sehr verwickelten Verhältnissen führt und leicht Reibungen veranlaßt, welche zu schlichten viel diplomatischen Tact erfordert. In den Geschäften dieses Ministerums fungiren die Männer mit besonderer Vorliebe, weßhalb es auch schon im Staate der Ehe durch aufgefundene compromittirende Actenstücke und Noten zum Bruch gekommen ist, weil die Herren Gemahls, trotz ihrer Friedensversicherungen, dem Ultimatum ihrer Frauen, das neutrale Gebiet zu respectiren, spotteten. Ihrerseits möchten die Männer in dieser Geschäftsbranche gar zu gerne das Princip der Nicht-Intervention aufstellen, aber sie müssen sich am Ende doch zu Concessionen verstehen, wenn das Ehe-Donnerwetter mit seiner geharnischten Macht auf sie loszieht. Dann heißt's, wie beim Bürgerkönig „La paix à tout prix", um es ja nicht zu einem verderblichen Krieg kommen zu lassen.

Kosmopolitische Fragen und Antworten.

Wo ist der hiesige Adel?	Bei seinen Ahnen.
Wo ist der hiesige Reichthum?	Bei seinen Enkelchern.
Wo lebt man ohne Langeweile?	In Düsseldorf, man hat immer Neu's vor Augen.
Welches Thier trägt am meisten ein, erleidet den ärgsten Druck und wird am wenigsten gereinigt?	Unser Gas.
Welches ist die frommste Stadt am Rhein?	Mainz, es hat in seinem Beleuchtungs-Kalender einen Sonntag zu viel.
In welcher Stadt ist das meiste französische Geld?	In Frankenthal, dort gibt's lauter Frankenthaler.
Wo wünscht man sich hin, wenn man Etwas verloren hat?	Nach Finthen.
Nenne mir zwei Städte, wo man stets an derselben Krankheit stirbt?	Ruhrort und Mühlheim. Dort stirbt man stets an der Ruhr.
Welches Eisen ist von Leder?	Das Felleisen.
Welcher König trägt keine Krone?	Der einen Hut auf hat.
Wo bekommt man am leichtesten Geld geborgt?	In Siebenbürgen.
Welcher Dreifuß hat zwei Füße?	Der in der Judengasse.
Welcher aber hat vier?	Keiner.
Was ist leichtfertig?	Ein dummer Streich, der ist leicht fertig
Was ist aber witzig?	Die kosmopolitischen Fragen, die sind aberwitzig.

(Mainzer Karnevals-Ztg.)

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 30. Donnerstag, den 10. März **1859.**

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Miß Grant drückte, ohne zu antworten, den Arm ihrer Gefährtin.

„Nicht wahr", flüsterte Leonissa ihr in's Ohr, „mein Bruder ist es werth, daß man ihn liebe? Sind Sie ihm nicht ein wenig gut"?

„Böse Freundin," antwortete Lydia, trotz ihrer Verwirrung lächelnd, „Sie haben mich verrathen und ich hatte so viel Vertrauen in Sie gesetzt".

Leonissa schlang einen Arm um ihren Nacken, küßte sie auf die Stirne und sprach kaum hörbar: „Liebe Schwester, können Sie mir verzeihen"?

„Ich muß ja wohl, schreckliche Schwester"! antwortete Lydia, den Kuß zurückgebend.

Noch spät am Abend war der Procurator des Königs von Bastia aus in Pietranera angelangt, um die Untersuchung fortzuführen, und befand sich bei dem Präfecten, bei welchem sich auch der über die Abwesenheit seiner Tochter ängstliche General Grant eingefunden hatte. Nachdem der gute Vater wohl zwanzig Mal vergebens an das Fenster getreten war, um zu sehen, ob die Verlorene sich nicht einstelle, kam endlich ein Voltigeur, den der Sergeant als Boten vorausgeschickt hatte, und stattete einen langen Bericht über das fürchterliche Treffen ab, das man gegen die Banditen geliefert und in welchem es freilich weder Todte noch Verwundete gegeben, wobei man aber einen Kochtopf, einen Wasserkrug, einen Teppich und zwei Mädchen erbeutet habe, die, wie er sich ausdrückte, die Gesellschafterinnen oder Spioninnen der Banditen gewesen. Eine kleine Weile hernach erschienen auch die beiden angekündigten Gefangenen mitten unter ihrer militärischen Begleitung. Man denke sich die strahlende Haltung Leonissa's, die Verlegenheit Lydias, die Ueberraschung des Präfecten, die Freude und das Erstaunen des Generals. Der königliche Procurator machte sich das mittelmäßige Vergnügen, die arme, zitternde Lydia durch eine lange Reihe inquisitorischer Sechsachtelfragen zu schrauben und dermaßen zu verwirren, daß sie in lautes Schluchzen ausbrach.

Voll Mitleid mit der Verlegenheit des weinenden Mädchens nahm jetzt der Präfect das Wort. „Es scheint mir," sagte er, „daß wir wohl Jedermann in Freiheit setzen können. Die beiden Damen sind spazieren gegangen; nichts natürlicher bei so schönem Wetter: sie sind zu weit in das Maquis gerathen und haben sich verirrt; auch ganz natürlich. Sie haben dort zufällig einen verwundeten jungen Mann gefunden. Sollten sie etwa, wie der Priester und Levite auf der Straße von Jericho, an dem Unglücklichen vorübergehen, der unter die Mörder gefallen war, oder sollten sie nicht lieber das Beispiel des barmherzigen Samariters nachahmen, der Oel und Wein in seine Wunden goß? Sie sehen, Herr Procurator," fuhr er, an diesen gewendet, fort, „daß wir im Begriffe sind, über eine That christlicher Liebe zu richten, über die uns kein Gericht zusteht, weil in solchen Fällen die linke Hand nicht wissen soll, was die rechte thut. Darum glaube ich, könnten wir die Sache füglich auf sich beruhen lassen und die Arrestanten der Haft entlassen." Hierauf nahm er Leonissa bei Seite und sagte ihr: „Signora, Sie können Ihrem Bruder melden, daß seine Angelegenheiten eine bessere Wendung genommen haben, als ich hoffte. Die Untersuchung der Leichname und die Angaben des Generals beweisen, daß das, was er that, Nothwehr war

und daß er im Augenblicke des Kampfes allein gewesen. Alles wird sich nun aufklären; aber er muß das Maquis verlassen und sich bis nach Austrag der Sache als Gefangener stellen."

Es war nahe elf Uhr, als der General, seine Tochter und Leonissa sich zu Tische vor ein kalt gewordenes Abendessen setzten. Die Korsin aß mit dem gesundesten Appetit, wobei sie ein Mal über das andere bald über den Procurator und den Präfecten, bald über die Voltigeurs und ihren Sergeanten scherzte. Der General aß auch, sagte aber dabei kein Wort, sondern sah unverwandt seine Tochter an, welche die Augen nicht über ihrem Teller aufzuschlagen wagte. Endlich sagte er mit sanfter, aber ernster Stimme in englischer Sprache:

„Lydia, hast Du mir nichts zu sagen?"

„Ja, mein Vater," antwortete diese erröthend, aber mit festem Tone.

„Du bist also mit Herrn della Rebbia verlobt?"

„Ja, mein Vater, seit heute." Darauf erhob sie die Augen, und da sie auf der Stirne ihres Vaters keine Falte sah, umschlang sie ihn mit der ganzen Innigkeit einer liebenden Tochter und hing unter Freudenthränen an seinen Lippen.

„Nun, nun," sagte der gute Alte, „der Junge ist mir schon recht; aber in dem Teufelslande da bleiben wir nicht, sonst . . ."

„Ich verstehe nicht Englisch," fiel Leonissa ein; „aber ich wette, daß ich Ihre Gedanken errathen habe."

„Wir sagen," antwortete der General, „daß wir Sie mit uns nach England entführen werden."

„Warum denn nicht? Recht gern, und ich werde die Schutzpatronin für das junge Paar abgeben. Nun, ist's geschehen, General? Schlagen wir ein?"

„In solchen Fällen küßt man sich," antwortete er, und Leonissa flog freudetrunken in die Arme des guten Vaters.

Was weiter geschah, wird der geneigte Leser leicht errathen. Daß Orso keinen Tag länger im Maquis blieb, daß er in Pietranera in die beste Pflege kam und, obwohl ein Gefangener, doch seine Gefangenschaft nicht zu bedauern hatte, das versteht sich von selbst. Auch darüber kann kein Zweifel sein, ob er bei seiner Abreise von Pietranera mit dem General Grant und seiner Tochter dem Advocaten Barricini, der unterdeß seines Amtes entsetzt worden war, noch einen Abschiedsbesuch machte oder nicht. Anders aber war es mit seinen beiden Wohlthätern im Maquis, den Banditen Brandolaccio und Castriconi. Zwei Monate nach dem berühmten Doppelschuß nämlich sah man an einem schönen Morgen den Herrn della Rebbia und seine Schwester Leonissa auf zwei munteren korsischen Pferden aus der Stadt Bastia gegen das Dorf Cardo reiten, in dem sich eine treffliche Heilquelle befindet. Der Erstere trug den linken Arm in einer Binde, und an dem Sattelknopfe seines Grauschimmels hing eine englische Doppelbüchse. Ueber den Sattel des glänzenden Rappen aber, den seine Schwester ritt, war eine bunte Decke gebreitet, unter welcher, wie es schien, verschiedenes Reisegepäck angeschnallt war. Unfern von Cardo ritten Beide eine Anhöhe hinan und traten in ein dichtes Gehölz ein, welches den Rücken des Gebirges umsäumte. Hier stiegen sie ab, banden ihre Pferde an den Stamm eines Kastanienbaumes und Leonissa fing an, das Gepäck unter der Satteldecke loszuschnallen und unfern davon in das Gras zu legen. Kaum war dieses geschehen, so erschien aus dem Gebüsche der Hund Brusco und gleich nach ihm seine beiden Herren, Brandolaccio und Castriconi, beide schlecht gekleidet, aber wohl bewaffnet.

„Willkommen!" rief der Erstere, „noch einmal willkommen im Maquis! Nun, Alles ist gut gegangen und abgemacht. Sie sind freigesprochen, Orso Antonio, und der alte Advocat zahlt die Kosten? Ich gratulire! Und Ihr Arm?"

„In vierzehn Tagen," erwiderte Orso, „werde ich meine Binde ablegen können. Mein treuer Brando, ich werde morgen nach Italien reisen und habe Dich und Deinen Freund hierher beschieden, um Euch nochmal zu danken und Lebewohl zu sagen."

„Sie sind ja gar zu eilig," sagte Brandolaccio. „Gestern freigesprochen und morgen abreisen."

„Ja," sagte Leonissa lächelnd, „es gibt eben Geschäfte. Meine Herren, ich habe Ihnen Etwas zu essen mitgebracht, dort in dem Gepäck . . . Greifen Sie zu; es gehört Alles Ihnen."

(Fortsetzung folgt.)

Der komische Reiter.

(Eine Volkssage.)

Um von dem Dörfchen Medelsheim nach Niedergailbach zu gelangen, führt uns der Weg von der Landstraße aus mitten durch den Ort, und den allmählig sich erhebenden, von Bäumen und Gesträuchern wenig bewachsenen Berg hinan, links an dem Friedhofe vorbei. Der Weg, der als Fahr- und Fußweg dienen kann, erscheint als solcher breit und angenehm, besonders so lange es gutes, trocknes Wetter ist. An der Spitze desselben angekommen, genießt man eine freundliche Aussicht. Unter unsern Füßen das freiliegende von grünenden Gärten und Feldern umgebene Medelsheim mit seinen weißen Häusern, denen man jedes Jahr um die Zeit der Kirchweihe einen neuen Anstrich zu geben gewohnt ist, mit seiner alten gothischen Kirche und seinem kurzen dicken Thurme. Dann das durch eine Pappelallee halbversteckte und von gutbewässerten Wiesen umgebene Dörfchen Pepenkum, mit seiner neuen steinernen, von zwei Pfeilern getragenen Brücke, welche den Ort in zwei ungleiche Theile trennt und die Passage nach dem nur eine halbe Stunde entfernten Frankreich befördert; zu unsrer Rechten ein mäßig fallender Hügel, der sich endlich, eine kurze, rechte Biegung machend, unsern Augen entzieht; zu unsrer Linken ein sich stolz erhebender, dicht mit Nadelbäumen besetzter Berg, der, so weit ihn das Auge erreichen kann, eine etwas linke und dann, sich mit einem andern verbindend, eine starke rechte Biegung macht. In beider Mitte zeigt sich uns, als Krone unsrer Fernsicht, oberhalb Pepenkum, jedoch bedeutend höher, so daß beide Dörfer wie in einem Thalkessel gelegen sind, das von Obstbäumen umgebene Utweiler und die dahinter liegenden Dörfer und Flecken Frankreichs. Von der aufgehenden Sonne beleuchtet, kann diese Ansicht gewiß eine erhabene genannt werden. — Hier macht der Weg eine rechte Wendung und führt auf einem weichen, moosbewachsenen Boden thalabwärts. Nach ungefähr einer schwachen halben Stunde ist man in der Tiefe angelangt, und wie einsam und stille ist es hier, rechts und links dichter Wald, im Rücken den blauen Himmel und vor uns — einen steilen Berg. Friedlich rieselt ein klares Bächlein, das seinen Ursprung einigen Quellchen ganz in der Nähe zu verdanken scheint und dem erhitzten Wandrer im Sommer einen Labetrunk bietet, dahin und kann als Schlußpunkt des Angenehmen dienen, denn der schöne moosige Weg ist hier wie abgeschnitten. Ein Sprung und das andere Ufer wäre erreicht. Die vor uns liegende Höhe muß also auf Gerathewohl erstiegen werden, obgleich hie und da ein Stückchen Fußweg zum Vorschein kommt, jedoch in der Weise, daß derselbe einmal abwärts, das andre rechts, das andre Mal links zu ziehen scheint und durch Sumpflöcher, Quellen und große Steine ungehsam gemacht wird. — Kein Lüftchen weht, Alles todtstille, — doch plötzlich unterbricht diese lautlose Stille ein Geräusch, das die sich berührenden Aestchen verursachen, ein Landmann, der zur Kindtaufe in einen benachbarten Ort als Gevattersmann zu gehen beabsichtigt hat, nahet im festlichen Sonntagsstaat, — dunkelblaue Hosen mit Wamms, erstere mit Gamaschen versehen und den üblichen blinkenden Messingknöpfen und demselben Weste mit stehenden Kragen. Ein breitgekrämpter, mit schwarzseidenen Schnüren versehener, schwarzer Filzhut, das doppelt um den Hals gebundene seidene Tuch, die schwere silberne Uhrkette mit einem Frankenstück als Schlüssel, das zu der Wammstasche heraushängende rothe Tuch und die Wohlbeleibtheit des sonst noch kräftig aussehenden Mannes verrathen auf den ersten Blick den wohlhabenden Bauer, als den er sich mir auch nach dem üblichen Gruße leicht zu erkennen gab. Nachdem man das heutige schöne Wetter und die Kindtaufe, auf die er ging, besprochen hatte, erzählte er mir unter Anderem die Sage, die sich an dieses Thal knüpft: „Wer um die zwölfte Stunde des Nachts das beschriebene Gräbchen im Thale überschreite, dem soll ein noch zu erlösender Geist, der in diesem Thale seinen Untergang gefunden haben soll, auf den Rücken springen und so lange hängen bleiben und demselben während des Rittes klägliche Töne in die Ohren stoßen, bis die Spitze des Berges erreicht ist, und nun soll derselbe unter dumpfem Geroll wieder den Berg hinabfallend, verschwinden, wie wenn ein Stein in einen sehr tiefen, stark wasserleeren Brunnen geworfen wird. Unter Nennung vieler Personen, die denselben schon geritten haben sollen, und die

halbtodt vor Schrecken ankamen, verabschiedeten wir uns. —

Die Spitze wäre erreicht, noch ein Stückchen Waldweg, und man ist im Freien, genießt eine neue prachtvolle Aussicht ins Bliesthal, und gelangt auf einem breiten Weg bergab nach dem Dörfchen Niedergailbach. —

Gemeinnütziges.

Ein französisches Provinzialblatt veröffentlicht folgendes „unfehlbare" Heilmittel gegen die Hundswuth. Nimm in einer Apotheke drei Handvoll Datura-Stramonium (Stechapfel), lasse es in einem Liter Wasser auf die Hälfte einkochen, und gib es dem Kranken auf ein Mal ein. Nach kurzer Zeit stellt sich ein heftiger, aber nicht lange anhaltender Wuthanfall ein; darauf folgt reichlicher Schweiß, und nach 24 Stunden ist der Kranke vollkommen hergestellt. Dieses Heilmittel wurde von Herrn Legrand, Missionär in Anam und Tonkin, mitgetheilt. Derselbe hat es selbst erprobt und bei 60 Befallenen 60 Heilungen erzielt.

Denksprüche.

Thu recht und schreibe dir nicht als Verdienst es an,
Denn deine Schuldigkeit allein hast du gethan.
Thu's gern! und wenn dir das nicht zum Verdienst gereicht,
Gereicht dir's doch zur Lust, daß dir die Pflicht ward leicht.

Es kennt nicht der Hunger die Kraft der Mäßigkeit;
Die Noth entreißt die Zügel der Hand der Frömmigkeit.

Verschiedenes.

Vor Kurzem ward in Berlin ein conditionsloser Handlungsdiener, der schon lange im Verdacht strafbarer Industrie gestanden, der Entwendung einer Uhr dringend verdächtig, und die für seine Schuld sprechenden Indicien schienen der Staatsanwaltschaft ausreichend, um eine Diebstahls-Anklage gegen ihn zu begründen. Der Angeklagte wandte sich an einen Rechtsanwalt mit dem Ersuchen, ihn zu vertheidigen. Er wußte in so beredten Worten die Grundlosigkeit des auf ihn gefallenen Verdachtes zu schildern und so überzeugend seine Unschuld zu versichern, daß der Rechtsanwalt, dem ohnehin die Anklage nicht gehörig begründet erschien, wirklich an die Unschuld des Bittstellers glaubte und die Vertheidigung übernahm. Dieselbe hatte den von ihm erwarteten und von seinem Clienten gewünschten Erfolg: Letzterer ward nämlich freigesprochen. Kaum war der Vertheidiger nach beendetem Termin wieder zu Hause angelangt, als er auch alsbald den Besuch des Freigesprochenen empfing. — „Herr Rechtsanwalt," sagte dieser, „Sie haben mir einen großen Dienst geleistet. Ich komme, um mich zu bedanken und Sie zugleich noch um einen Rath zu bitten." — „Um welchen?" — „Sie wissen doch, daß ich angeklagt war, eine Uhr gestohlen zu haben?" — „Nun ja, wozu denn diese Frage?" — „Sie haben im heutigen Termin die Richter überzeugt, daß ich unschuldig war. Ich bin also wohl mit dem Gericht jetzt fertig?" — „Gewiß." — „Ich wollte nun nur fragen, ob ich sie jetzt tragen darf." — „Was denn tragen?" — „Die Uhr," erwiederte der Client. — „Die Uhr?" wiederholte der Advocat entrüstet, „Sie haben sie also doch gestohlen?" — „Ja." — Der Rechtsanwalt, empört über dieses Uebermaß von Frechheit, riß die Thüre auf und warf den Dieb hinaus.

Viersilbige Charade.

(Verspätet.)

Die ersten Zwei geh'n leis' auf Vieren,
Gehören zu den wilden Thieren
Und sind doch zahm, — wie mag das sein?

Wenn Noth und Elend dich bestürmen
Und keine Freunde dich beschirmen,
Dann stellt das letzte Paar sich ein.

Das Ganze aber, — wenn der Wein
Euch über Maaß und Ziel begeistert,
Euch Geist und Sinne übermeistert,
Wird's End' vom Lied der Narrheit sein.

A.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 31. Samstag, den 12. März 1859.

Leonissa.

(Fortsetzung.)

Die Banditen ließen es sich nicht zwei Mal sagen, öffneten die Säcke und zogen Brod, Schinken, Würste und mehrere Fläschen Wein hervor. „Nun, das muß ich sagen," rief Castriconi, „Fräulein Leonissa, Sie verderben Ihre Leute. Das ist ja ein Göttermahl! Komm, Brusco, Du bekommst auch Deinen Theil."

„Freunde," sagte Orso, „ich möchte das Land nicht verlassen, ohne Euch in einer besseren Lage zu sehen ..."

„Bessern Lage?" fiel Brandolaccio ein, „was fehlt uns denn? Sind wir nicht freie Männer, sind wir nicht Herren, so weit unsere Kugeln reichen? Wahrlich, es wundert mich von Ihnen, Herr della Rebbia, daß Sie, der sie doch ein Mann von Bildung sind, nicht auch unsern Stand ergriffen haben. War es nicht köstlich, als wir noch zusammen Tischgenossen und Schlafkameraden im Maquis waren?"

„Ich werde es nie vergessen," fiel Orso lächelnd ein; „aber Ihr wisset, ich befand mich damals nicht in der Lage, die Reize Eures Waldlebens zu würdigen, und die Rippen thun mir noch wehe, wenn ich daran denke, wie Ihr mich in jener schönen Nacht wie einen Sack auf's Pferd packtet und über Stock und Stein mit mir davonsprengtet."

„Das hatte auch sein Schönes," rief Castriconi, „Sie sind doch davon gekommen und würden gewiß den Reiz der absoluten Freiheit jetzt besser erkennen, wenn nicht eine gewisse Engländerin, von der Alles in Bastia mit Bewunderung spricht, Sie uns entführte."

„Ja seht, meine Herren," scherzte Leonissa, „meine künftige Schwägerin kann eben die Waldluft nicht gut ertragen."

„Kann ich denn gar nichts für Euch thun, Freunde?" fragte Orso wehmüthig.

„Nichts," erwiderte Brandolaccio, „nichts, als uns in gutem Andenken behalten. Haben Sie uns doch schon mit Wohlthaten überhäuft; hat die kleine Chilina doch ein stattliches Heirathsgut aus Ihrer Hand, und Ihre Pächter lassen nicht nach, uns Brod und Pulver zu verabreichen, so viel wir brauchen."

„Aber für dringende Fälle meine ich", fuhr Orso fort, „könnten einige Goldstücke Euch gute Dienste thun. Sind wir doch alte Kameraden, Brando. Komm, sei kein Kind!"

Und Orso wollte eine schwere Goldrolle in seine Hand drücken.

„Kein Geld, Leutnant, ein für alle Mal kein Geld!" rief der Bandit in entschlossenem Tone. „Das Gold thut Alles in der Welt; aber das Maquis soll es nicht anstecken. Hier gilt nur ein braves Herz und eine gute Flinte."

„Aber ich möchte nicht von Euch ohne ein Andenken scheiden. Frisch Brando, sage, womit könnte ich Dir eine Freude machen?"

Brando kratzte sich am Kopfe und warf einen verlegenen Liebesblick auf Orso's Doppelbüchse:

„Wenn ich's wagen dürfte, mein Lieutnant. ... aber nein ... Sie führen sie zu gut ... Donnerwetter, wenn ich wieder an den verteufelten Doppelschuß denke ..."

„Meine Büchse also gefällt Dir? Du sollst sie haben; aber brauche sie so wenig als möglich."

„O, ich verspreche nicht, sie gleich Ihnen zu handhaben; aber seien Sie ruhig, wenn sie aus meiner Hand in eine andere wandert, so mögen Sie sagen: „Der alte Brando hat das Gewehr gestreckt!"

„Und Ihnen, Castriconi," fragte Orso, „was gebe ich Ihnen?"

„Weil Sie mir denn absolut auch ein Andenken hinterlassen wollen," antwortete der geistliche Herr, „so bitte ich Sie um eine kleine Taschen-Ausgabe des Horaz, damit ich bisweilen darin lesen und mein Latein auffrischen kann. In Bastia, ganz nahe am Hafen, wohnt eine kleine Freundin von mir, die Cigarren verkauft. Der können Sie ihn geben, damit sie ihn mir einhändige."

„Sie sollen einen Elzevir haben, Herr Gelehrter; unter meinen Büchern, die ich einpacken will, befindet sich ein wahres Prachtstück von einem Sedezbande. Und nun, meine Freunde, es muß geschieden sein. Noch einen Handschlag! So! Und wenn Ihr meiner bedürft, so schreibt mir. Der englische Consul weiß meine Adresse."

„Adieu, mein Lieutenant, Adieu, Fräulein Leonissa!" rief Brando halb weinerlich. „Aber Brucco, was hängst Du denn Deine Ohren? Geschwind sei artig, komm her, nimm Abschied!" Und indem er Orso's Doppelbüchse wagrecht vor sich hin hielt, rief er: „Springe für die Barricini's!"

Der Hund regte sich nicht, sondern leckte an der Pfote.

„Jetzt springe für die della Rebbia!"

Und der Hund sprang zwei Fuß höher, als es nöthig war.

So trennten sich die Schicksalsgefährten. Orso und seine Schwester kehrten nach Bastia zurück, die Banditen in das Gebirge.

Vier Wochen später — es war gerade Faschingszeit — sah man Abends um sieben Uhr den Palast des Duca di Torlonia in Rom in allen Stockwerken glänzend erleuchtet, und vor der hohen Doppelpforte fuhr nach einander eine ganze Reihe von Prachtwagen vor, aus welchen Herren und Damen der schönen Welt in festlichem Ballschmucke ausstiegen; denn der reiche Herr des Hauses gab an diesem Tage einen Ball, zu welchem er Hunderte von Gästen aus allen Theilen der gebildeten Welt geladen hatte. Der nach antiker Weise von hohen Säulen getragene Festsaal war von drei colossalen Kronleuchtern und zahllosen Kerzen erhellt, welche die Nacht in den lichten Tag umwandelten, und in dieser strahlenden Herrlichkeit wogte ein buntes Gewimmel von Menschen aller Nationen, denen die römische Carnevalsfreude aus den Augen leuchtete.

In der Mitte des Saales stand eine Gruppe junger Künstler um einen älteren, ungewöhnlich hohen und starken Mann mit ausdrucksvollen Zügen und einem Ehrfurcht gebietenden Wesen, dessen scharfer, ruhig ernster Blick in einem wunderbaren Contraste zu den heitern Gestalten stand, die vor ihm auf und nieder gingen. Zu diesem trat jetzt mit raschen Schritten ein junger Franzose heran, dessen geistreiches Auge und ganze Haltung unverkennbar den Künstler ankündigten.

„Vater Thorwaldsen", redete er ihn an, „haben Sie schon dort oben unter dem Orchester die Gestalt der Gräfin Orsini in's Auge gefaßt, die heute alle Römerinnen überglänzt? Welche Schönheit, welche Gesundheit, welche vollendete Rundung aller Züge, welche Hoheit und Anmuth strahlt aus diesem Götterbilde!"

„Sie sehen gut", lieber Robert, antwortete der Gefragte. „Ich habe mir diesen Kopf bereits zum Modell einer Hygea ausersehen, die ich schon lange im Sinne trage. Heute freilich erinnert sie mich an eine Juno, und sie scheint dies auch sein zu wollen; denn das leuchtende Diadem, das sie über ihrem schön geflochtenen, reichen Haare trägt, und der stolze, majestätische und herausfordernde Herrscherblick, mit welchem sie um sich schaut, kommt mehr der Gemahlin des Herrschers im Donnergewölk, als der bescheidenen Genossin des Aesculap zu."

Kaum waren diese Worte gesprochen, da öffnete sich die Thüre des Saales, und es traten zwei Paare herein, welche sogleich die Blicke aller Anwesenden auf sich zogen. Ein hochgewachsener junger Mann in der Uniform eines französischen Lieutenants der Infanterie führte eine junge Dame in blauem Atlaskleide, um deren Haupt eine reiche Fülle goldglänzender Locken wallte, welche das um sie gewundene Perlenband kaum zusammen zu halten vermochte. Unmittelbar nach ihnen folgte ein älterer Mann mit schneeweißem Haare in englischer Generalsuniform, die Brust reich mit Orden geschmückt, der eine Dame einführte, welche in seltsamem Gegensatze zu jener stand. Sie war um ein Bedeutendes höher, als sie, und trug ein Gewand von dunkelbraunem Sammet, welches ein mit Silber gestickter Gürtel umwand. Ihr Haupt war von einem dichten Geflechte dunkler Haare in altgriechischer

Weise umwunden und mit einem blitzenden Diadem von Edelsteinen geschmückt. Als ihre hohe Gestalt in die glänzende Helle des Saales trat, schlug sie betroffen die Augen nieder und stand einige Augenblicke erröthend still.

„Ha, die hat noch die Lampenscheu“, flüsterte eine halbverwelkte, überflitterte Französin ihrer Nachbarin zu. „Ich wette, sie ist noch in keinem Salon gewesen; sehen Sie nur, mit welcher Verlegenheit sie ihre altmodischen Knixe macht. Wer ist sie denn?“

„Es ist eine Korsin“, erwiderte Jene, „und der junge Officier dort, welcher die blonde Engländerin führt, ist ihr Bruder, der Lieutenant della Rebbia, der am vorgestrigen Tage im Palast des englischen Gesandten mit dieser Dame, der einzigen Tochter des reichen Generals Grant, getraut wurde.“

„Der Bruder scheint etwas mehr civilisirt zu sein, als die Schwester“, meinte die Halbverwelkte.

(Schluß folgt.)

Das stille Haus.

Eine Herrnhuter-Geschichte, mitgetheilt von Otfried Mylius.

In einem der stillsten Theile der Vorstadt in der alten Stadt Basel stand noch vor zehn Jahren ein unscheinbares Häuschen, welches man für unbewohnt hätte halten können, so geräuschlos und ohne Bewegung ging es darin zu. Die Läden und Fenster der Fronte nach der Straßenseite waren stets dicht verschlossen, und nur auf der Rückseite des Hauses nach dem Garten sah man die Fenster, welche eine hübsche Aussicht auf das Rheinthal und die Vorberge des Schwarzwaldes boten, mit feinen weißen Vorhängen versehen und mit hübschen blühenden Blumen auf den Fenstern, und je und je gewahrte man wohl auch eine weibliche Gestalt hinter den spiegelblanken Scheiben.

Dieses stille Häuschen war die Wohnung einer friedlichen, unvermählten Dame, einer sogenannten alten Jungfer, welche zwar einer sehr geachteten und angesehenen Familie angehörte, allein über den Kreis ihrer nächsten Anverwandten hinaus von Niemand gekannt war, als von Armen, Kranken, von Mühseligen und Beladenen. Die alte Jungfer lebte ganz still für sich; verkehrte nicht mit der Welt und nahm keinerlei Antheil an den mancherlei kleinen Interessen und Klatschereien der Stadt. Mit ihren eigenen Angehörigen aber theilte sie auf das Wärmste Freud und Leid. Sie war gewöhnlich sinnig, ernst, von einer leisen, ergebungsvollen Wehmuth angeflogen, und trug den Widerschein innerer Kämpfe und Leiden auf ihrem sanften, blassen Antlitz; allein sie konnte auch wieder fröhlich und heiter sein wie ein Kind mit der muntern Jugend, und empfing stets mit einer stillen Freude die Schaar ihrer Nichten und Neffen, welche die milde Tante Elise gar zu gerne besuchten. Am liebsten war sie freilich allein in ihrem einsamen, traulichen Zimmer, wo ein Geist des Friedens und der Ordnung unverkennbar waltete, und wo ihrem oft vom Lesen und Schreiben müden Auge die Fernsicht über das Thal und die Gebirge hin eine willkommene Abwechselung bot.

Das Leben, welches Tante Elise führte, war daher sehr eingezogen und einförmig. Jeden Sonntag ging sie Morgens und Nachmittags in den Gottesdienst in's Münster, wo sie ihren bestimmten Kirchenstuhl hatte, und sich von ihrer alten Dienerin das Gesangbuch nachtragen ließ. Kein strömender Regen, kein erstarrender Wind, kein fußtiefer Schnee, keine sengende Sonnengluth vermochten sie hievon abzuhalten. In der schönen Jahreszeit verbrachte sie meist den ganzen Tag in dem hübsch angelegten, von hohen Mauern umfriedigten Gärtchen zwischen ihren Blumen und Obstbäumen; bei ungünstiger Witterung saß sie lesend oder arbeitend in der mittlern Hinterstube des ersten Stockwerks, das sie allein bewohnte, während die alte Magd drunten im Erdgeschoß allein hauste. Besuche sah sie beinahe nie.

Der Geburtstag der Tante Elise fiel in die letzte Woche des Juli, und es war bekannt, daß sie an diesem Tage keine Besuche von Seiten ihrer Verwandten annahm. Dagegen kam schon seit langer Zeit alljährlich in diesen Tagen ein stattlich aussehender Herr nach Basel, stieg gewöhnlich in den „drei Königen“ ab und begab sich dann alsbald zur Tante Elise, mit welcher er die wenigen Tage seines Aufenthalts hindurch vom Morgen bis zum Abend entweder auf langen Spaziergängen oder lesend

und plaudernd im Garten verbrachte. Oft schlug die Scheidestunde ihnen noch zu frühe, und man hätte glauben sollen, sie könnten mit ihrer ernsthaften Unterhaltung gar nicht fertig werden.

Nach diesen Besuchen war die stille Tante Elise gewöhnlich einige Tage lang noch viel stiller, und ihre Schwestern wußten, daß man sie dann auf eine Weile unbelästigt lassen mußte, ehe sie wieder mit ihrer sonstigen, ruhigen, anspruchslosen und resignirten Weise im Familienkreise erscheinen konnte. Diese Besuche des angesehenen Fremden bei der alten Jungfer, welche allgemein für eine arge Betschwester galt, erregten anfangs einiges Aufsehen in der Nachbarschaft, aber die Leute gewöhnten sich mit der Zeit daran. Man wußte, daß der Fremde ein Professor an einer berühmten Universität und ein Schriftsteller von Ruf war. Jedes seiner Werke fand unmittelbar nach Erscheinen seinen Weg in das einsame Stübchen der Tante Elise, welche einen ununterbrochenen Briefwechsel mit ihm unterhielt. Die heranwachsenden Neffen und Nichten, und namentlich die Letzteren, quälten ihre Eltern fortwährend mit Fragen und Vermuthungen: ob der Professor ein Verwandter oder ein Freund sei? Allein Leute wie Tante Elise haben sonst nur selten solche Freunde, und dies ließ das Verhältniß zwischen ihr und dem Professor noch eigenthümlicher und merkwürdiger erscheinen. Auf alle ihre Erkundigungen erhielten die jungen Leute jedoch keine genügende Antwort, und der geheimnißvolle Schleier, welcher über jenem Verhältnisse hing, ward ihnen daher niemals gelüftet.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Zwei scheinen sich so nah und kommen nicht zusammen;
Zwei Andre finden sich, die aus der Ferne stammen.
Was ist's? Wie Linien verhalten sich die Seelen;
Zwei haben Neigungen, Zwei bilden Parallelen.
Gleichgültig laufen Die stets an einander hin,
Jene begegnen sich zuletzt in Einem Sinn.

Verschiedenes.

Ein Franzose, ein Mitglied der aussterbenden Secte der soliden Weintrinker, erzählte, von einer Weinreise durch Italien zurückgekehrt: „Ich begann meine Untersuchungen in Toscana, wo man „vino“ sagt, setzte sie fort in den Legationen, wo das Wort „vin“ lautet, dann in Piacenza, wo die Leute „vi“ sprechen und endlich in Bergamo, wo nur noch „i“ übrig bleibt. Weiter wagte ich mich nicht, denn ich fürchtete, überhaupt keinen Wein mehr zu finden.

Ein Stutzer aus einem Landstädtchen machte eine Landpartie mit. Nachdem er einer schlichten Amtmannstochter lange Zeit Süßholz vorgeraspelt hatte, wollte er sich auch recht geistreich zeigen und sagte: „O, ich wünschte, Sie gäben mir diesen Ring von Ihrem Finger, denn er gleicht der Dauer meiner Liebe — er hat kein Ende.“ Das schlichte Landmädchen antwortete: „Ich will den Ring doch lieber behalten; auch für mich bedeutet er Etwas: er hat nämlich keinen Anfang.“

Der große Fritz hatte seinen Offizieren in Potsdam verboten, ohne seine Erlaubniß nach Berlin zu gehen. Bei einem Maskenballe in Berlin erkannte der König den Lieutenant K. unter seinem Domino, der den Befehl übertreten hatte. „Sie sind der Lieutenant K.,“ redete der König den Domino an. — „Du irrst dich, Maske.“ — „Sie sind der Lieutenant K.,“ wiederholte Fritz und sein Auge blitzte zürnend unter seiner Maske. — „Ich bin es“, raunte K. dem König, den er erkannt hatte, in's Ohr, „aber ein Schuft, der es weiter sagt.“ — Fritz schwieg. Am nächsten Morgen stand K. in Reih und Glied bei der Parade. Der König geht auf ihn zu und raunt ihm in's Ohr: „Lieutenant K., Sie sind Hauptmann, ein Schuft, der es weiter sagt.“ — Nach der Parade fragte der Obrist des Regiments den Lieutenant: „Was hat Ihnen der König anvertraut?“ — „Staatsgeheimnisse, Herr Obrist.“

Auflösung der Charade in Nro 30:
Katzenjammer.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 32. Dienstag, den 15. März 1859.

Leonissa.

(Schluß).

Unterdeß hatte sich die Korsin, in welcher wir sogleich unsere Leonissa erkannt haben, von ihrem ersten Erstaunen gesammelt; das Zwillingsgestirn ihrer Augen leuchtete wieder in seiner ganzen Klarheit und sie schritt, einer Göttin gleich, am Arm ihres väterlichen Begleiters durch die staunende Menge.

„Heute scheint sich ja der ganze Olymp hier versammeln zu wollen," sagte der junge französische Künstler zu Thorwaldsen, dessen Auge unverwandt den Schritten Leonissa's folgte. „Zu unserer römischen Juno ist noch eine goldlockige Aphrodite, wie dem Schaume des Meeres entstiegen, und eine Pallas Athene hinzugekommen, wie sie einem Phidias vorschweben mochte. Sehen Sie nur dieses strahlende Auge, diesen schwebenden Gang, diese majestätische Haltung. Jetzt verstehe ich den alten Homer in den Beiwörtern, die er der ägishaltenden Beschützerin des Odysseus gibt."

„Was ich am meisten an ihr bewundere," erwiderte Thorwaldsen, „das ist die natürliche Grazie und das rein Plastische in allen ihren Bewegungen. Hier ist nichts Erlerntes, Nichts, was an den Tanzmeister erinnert, wie die Stellungen und Schritte unserer Salon-Damen. Unbewußt, unbekümmert, ob sie gefalle oder nicht, bezaubert dieses jungfräuliche Bild schon durch sein bloßes Dasein, und so feurig ihr glänzendes Auge leuchtet, so ist es doch wieder so mild, so anspruchlos, so rein, wie das eines Kindes."

„Eines Kindes?" fiel eine vorübergehende Neapolitanerin ein, welche die letzten Worte gehört hatte, „das meine ich nicht. Im Gegentheil, dieses Auge hat etwas Unheimliches, Basiliskenähnliches. Sehen Sie nur, wie alle Vorubergehenden sie anstarren, und insbesondere die jungen Herren angewurzelt stehen bleiben, wie vor dem Zauberblick einer Klapperschlange. Das geht nicht mit rechten Dingen zu, und ich weiß schon, was ich darüber denke."

„Nun, was denken Sie denn, Signora?" entgegnete der Franzose.

„Sie hat das böse Auge," lispelte geheimnißvoll die Neapolitanerin.

Ein lautes Lachen Robert's war die Antwort auf dieses Bekenntniß des in ganz Italien verbreiteten Aberglaubens, daß gewisse Menschen schon durch ihr Auge einen bösen Zauber auf Andere auszüben können. Allein das Schlagwort war gesprochen und wie die Losung eines Feldgeschreis wanderte von Ohr zu Ohr im ganzen Saale das Wort umher: „Sie hat das böse Auge."

Jetzt rauschte die Musik los und die tanzenden Paare wandelten in den anmuthsvollen Wendungen einer Polonaise, sich trennend und vereinigend, im Saale auf und nieder. Leonissa tanzte nicht mit, sondern setzte sich an der Seite des Generals auf einem Divan nieder und folgte mit heiterem Blicke und von Zeit zu Zeit beifällig zunickend den Schritten ihres Bruders und ihrer Schwägerin, die heute in dem ganzen Glanze ihrer Jugendfrische und Schönheit strahlte. Die neugierigen Blicke, welche die Vorübergehenden auf Leonissa warfen, hatten größtentheils etwas so Absichtliches und Auffallendes, daß diese auf eine höchst unangenehme Weise in ihrer harmlosen Unbefangenheit gestört wurde.

„Nicht wahr," redete sie erröthend ihren väterlichen Freund an, „nicht wahr, ich spiele hier eine recht alberne Rolle?"

„Wie kommen Sie zu dieser Frage, meine liebe Tochter? Im Gegentheil, ich bemerke in den Augen der Anwesenden ein Interesse an Ihnen, was Sie nur zu Ihrem Vortheil deuten können. Manche Damen freilich, wie zum Beispiel dort die Gräfin Orsini, die sich ohne Zweifel wieder einmal schmeichelte, Ballkönigin zu sein, werden heute nicht ohne Neid auf ihre glückliche Nebenbuhlerin schauen."

„Ballkönigin? Nebenbuhlerin? Ich verstehe von alle Diesem nichts. Ich bin hieher gekommen, um unser junges, glückliches Paar tanzen zu sehen und habe deßwegen für Niemand Augen, als für meinen Bruder und meine liebe Schwester Lydia, die heute so überselig ist."

„Damit können Sie aber nicht verhindern," erwiderte der General lächelnd, „daß man Augen für Sie hat, und wenn ich nicht sehr irre, haben Sie schon eine sehr wichtige Eroberung gemacht. Sehen Sie nur dort den jungen Lord Akton aus Irland, der, in Ihrem Anschauen versunken, seine neben ihm stehende Tänzerin vergißt!"

„Der Blonde mit dem Fernglase dort? Ist denn der junge Mann so kurzsichtig?"

„Daß ich nicht wüßte; aber die Lorgnetten sind jetzt Mode, und unsere Damen fühlen sich zum Theil sehr geschmeichelt, wenn man sie damit beguckt."

„Wenn dies der Fall ist," erwiderte Leonissa, „so bitte ich Sie, dem Herrn Akton zu sagen, daß ich von ihm nicht bemerkt sein will."

„Sie werden dadurch vielleicht eine gute Partie verscherzen, denn Lord Akton ist der Universalerbe der Lordschaft und aller Güter und Reichthümer seines Vaters."

„Also so eine Art von Korporal in Irland?"

„Richtig, der Sohn einer sehr alten Familie."

„Das mag sein," antwortete Leonissa; „aber sehen Sie, wenn ich jetzt mit Ihnen nach England gehe, so geschieht es nur, um meine etwaigen Neffen korsisch zu lernen und sie zu tüchtigen Korporalen zu erziehen. Ja, General, korsisch müssen sie reden lernen . . ."

„Vielleicht auch mit Stileten spielen, wenn Sie meinen."

„Adieu alle Stilete," rief erheitert Leonissa; „jetzt führe ich nur noch den Fächer, um Ihnen damit auf die Finger zu geben, wenn Sie Uebels von meinem Vaterlande reden. Aber wer ist denn der alte Mann, der mich zwar nicht mit einem Fernglase, aber mit seinen großen blauen Augen so durchdringend ansieht, daß er mich beinahe verwirrt? Der hat einen wahren Korporalsblick und muß von uralter Abkunft sein."

„Das ist der Sohn eines Steinmetzen von der Insel Island," entgegnete Sir Grant, „Thorwaldsen ist sein Name."

„Thorwaldsen?" fiel Leonissa ein. „Ist das nicht der berühmte Bildhauer, von welchem der herrliche Fries im päpstlichen Palaste auf Monte Cavallo und die drei Grazien herrühren, die wir gestern gesehen haben?"

„Derselbe," antwortete der General.

Mit ehrfurchtsvollem Staunen blickte die Korsin auf den Künstler hin, und seine Augen begegneten den ihrigen mit einem so tiefen Ausdruck des Wohlwollens und der Bewunderung, daß von diesem Augenblick an das mächtigste Verlangen in ihr erwachte, ihn näher kennen zu lernen. Die Erfüllung ihres Wunsches ließ nicht lange auf sich warten; denn als die Polonaise vorüber war und Orso seine junge Gemahlin wieder zu seiner Schwester führte, da trat Thorwaldsen zu ihm hin und begrüßte ihn als einen alten Bekannten. Entzückt über die Anwesenheit des hochgefeierten Mannes stellte ihn Orso seiner Schwester vor, und von diesem Augenblick an reifte in Thorwaldsen's Geist der Entschluß, diese Göttergestalt in Marmor zu verewigen.

Ohngefähr ein Jahr nach dem glänzenden Ball des Duca di Torlonia sah man in dem Atelier des Künstlers eine Minerva aufgestellt, die den Schmetterling auf das von Prometheus geformte Menschengebilde setzt, und Jeder, der die schöne Korsin gesehen hatte, erkannte in dem vollendeten Kunstwerk Leonissa's Züge.

Das stille Haus.

(Fortsetzung.)

Tante Elise mochte einst schön gewesen sein; ihr seelenvolles braunes Auge übte noch immer einen unbeschreiblichen Reiz. Neben ihrem Freunde, welcher zwar um mehrere Jahre älter war, aber in der vollsten Manneskraft stand, sah sie allerdings ganz verblüht aus; allein über ihre ganze Erscheinung lag eine

milde Anmuth ausgegossen, ein Hauch von innerem Frieden, welcher höher ist als alle Schönheit, weil er alle Veränderungen der Zeit überlebt. Ihre Gesundheit war sehr zart und angegriffen, und sie fühlte frühe schon, daß es mit ihrem Leben bald zur Neige gehen werde. Gewöhnlich hatte sie eine ihrer Nichten bei sich, und die jungen Mädchen verdankten dem sanften Einflusse der Tante Elise die wesentlichsten Fortschritte in ihrer geistigen Erziehung. Da aber mehrere ihrer Nichten sich nach und nach verheiratheten, so bat Tante Elise ihre älteste Schwester, sie möge ihr doch ihre Tochter Herminie, welcher sie von jeher besonders zugethan gewesen war, abtreten, damit Herminie vollends während der kurzen Spanne Zeit, die der Tante noch vergönnt sei, bei ihr bleibe. Das junge Mädchen war mit dem Vorschlage seiner geliebten Tante ganz einverstanden, obwohl ihm jeder Gedanke, daß es mit Elisens Gesundheit so schlimm stehe, noch sehr ferne lag.

„Aber, Mama,“ sagte Herminie am Abend vor dem Scheiden aus dem elterlichen Hause, „ehe ich zur Tante Elise gehe, um mit ihr unter einem Dache zu leben, solltest Du mir doch etwas Näheres von dem Professor erzählen, denn ich weiß ja sonst gar nicht, wie ich mich benehmen soll, wenn er wieder zum Besuch bei der Tante kommt!“

„Du hast Recht, mein Kind,“ gab Herminiens Mutter zur Antwort; „und da Du alt genug bist, um diese seltsame Geschichte anhören zu können, so will ich Dir mittheilen, was ich davon weiß, obschon es nicht viel ist. Du weißt, Herminie, daß Tante Elise die jüngste unter meinen drei Geschwistern und in unserm Hause, so lange die theure Mutter lebte, das Schooßkind und der Liebling Aller war. Wir beiden älteren Schwestern waren schon verheirathet, Elise aber noch nicht vierzehn Jahre alt, als unsere treffliche Mutter starb. Es war ein schwerer Schlag für uns Alle, am schwersten jedoch für die arme Elise, die sich ganz untröstlich gebärdete. In der That hatte sie auch fortan nur wenig Freude im Vaterhause, denn unser Papa war ein verschlossener, strenger, finsterer Mann, der sich nicht mit dem Kinde abgab und sich bald darauf wieder verheirathete, und zwar mit einer Frau, die uns Allen nicht recht gefiel. Sie war nicht gerade schlimm, allein launenhaft und oberflächlich. In den ersten Wochen ihres Ehestandes überhäufte sie Elisen mit Liebkosungen und Zärtlichkeiten, später aber kümmerte sie sich, im Guten wie im Bösen, gar nicht mehr um sie; das arme Mädchen wurde daher immer stiller und schloß sich meist mit ihren Blumen und Büchern in ihr Zimmerchen ein, wo sie selten einen andern Besuch erhielt, als den des würdigen Pfarrers B., welcher unserer Familie sehr befreundet war. Dabei aber war Elise ein wirklich schönes Mädchen, ohne daß sie es ahnte, und konnte sehr lebhaft sein, wenn sie mit Leuten zusammenkam, vor welchen sie sich gehen lassen durfte und zu welchen sie Vertrauen empfand.

„Gerade um jene Zeit etwa wurde Ludwig Reymann, der jetzige Professor, mit Elisen während eines Ferienaufenthaltes bekannt, welchen er hier verbrachte. Er war ein entfernter Verwandter unserer Stiefmutter und wohnte in unserm elterlichen Hause. Er und Elise fanden großes Vergnügen an ihrem gegenseitigen Umgange, Niemand legte ihrem Verkehr auch nur das Mindeste in den Weg; vielmehr freuten wir uns Alle, als sich Elise, nach kaum zurückgelegtem achtzehnten Jahre, mit ihm verlobte. Jetzt ward sie zum ersten Male in die Gesellschaft eingeführt und gewann einige Geltung in der Familie. Ihr Vater und ihre Geschwister und die Stiefmutter schienen nun zum ersten Male wahrzunehmen, daß Elise kein gewöhnliches Mädchen war, sondern an Anmuth, Gemüthsreichthum, Verstand, Bildung und mannigfachen Kenntnissen, die sie unbemerkt und ohne Aufmunterung nur durch eigenen Fleiß erworben hatte, die Mehrzahl ihrer Gespielen und Altersgenossinnen überragte. Die Stiefmutter war nun ganz entzückt von ihr, bezeigte ihr eine wahrhaft mütterliche Zärtlichkeit, und ließ sich nun auf's Emsigste angelegen sein, Elisen eine schöne und reiche Ausstattung herzurichten.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Um schimmelige Fässer wieder vollkommen brauchbar zu machen, nimmt man Chlorkalk, löst ihn mit Wasser zu Milch auf und bürstet

und spült damit die Fässer tüchtig aus. Den Geruch des Chlors nimmt man dann mit gewöhnlicher Kalkmilch wieder hinweg und spült zuletzt mit reinem Wasser nach.

Denksprüche.

Prüft das Geschick Dich, weiß es wohl, warum:
Es wünscht dich enthaltsam! Folge stumm!

Die Rach' ist süß, mein Sohn, wenn sie unschuldig ist,
Wenn sich im eig'nen Netz verstrickt des Feindes List,
Und ihm zur Besserung wird ein gelinder Schlag,
Ein kleines Weh, das, recht beseh'n, ihm frommen mag.

Verschiedenes.

Folgender Vorfall macht unter dem Pariser schönen Geschlecht lebhafte Sensation. Eine reiche, reizende Dame, die in der Rue St. Georges ein prachtvolles Hotel besitzt, ist vor einigen Wochen von einer Reise nach dem Orient zurückgekehrt; statt aber von den Strapatzen auszuruhen, verkauft sie ihr Hotel, ihre Equipagen und alle ihre Besitzungen und wird, nachdem sie Alles zu Geld gemacht, nach Brussa reisen, wo sie ihr Herz zurückgelassen. Sie hat sich nämlich in Abdel-Kader verliebt, der bekanntlich in Brussa exilirt ist, und will in seiner Nähe ihr Leben beschließen. Was die Liebesleiden der Dame vermehrt, ist der Umstand, daß eine andere Dame, eine Engländerin, ebenfalls ihr Herz an den dunklen Augen des Ex-Emirs entzündet hat, daß diese in Brussa sich bereits häuslich niedergelassen, und an Schönheit die Dame aus der Rue St. Georges noch übertreffen soll. Daher kommt's auch, daß die Französin ihre Abreise von Paris so sehr beschleunigen will, um ihrer Nebenbuhlerin in Brussa das Feld nicht allein zu lassen. Ob nun Abdel-Kader etwas von der Feuersbrunst erfahren, die er in den beiden Herzen angerichtet, weiß man nicht; eben so wenig weiß man, wie er sich zwischen den beiden lodernden Herzen benehmen werde. Man ist daher in der Pariser Frauenwelt auf den Ausgang dieser Liebesgeschichte sehr gespannt.

Wer hat das schnellste Avancement? Die Weiber. Kaum ist die Werbung vorbei, werden sie Gefreite, und bald darauf haben sie schon das Commando.

Ein reicher Mann, welcher auf dem Todtenbette lag, wurde von einem seiner Freunde befragt, wie er sich befinde? — „Ach!“ sagte Jener, „in meinem Hause herrscht eine doppelte Furcht: ich fürchte, daß ich sterbe, und mein Vetter fürchtet, daß ich wieder aufkommen werde.“

Was mögen das wohl für Leute sein, die hier seit einiger Zeit an den Sonntagen Abends Komödie spielen? fragte Frau von B... ihr Stubenmädchen. „Lauter Bräute und Bräutigams, gnädige Frau,“ versetzte die Befragte. — Woher weißt Du das? — „Das versteht sich von selbst.“ — Wie so? — „Es ist ja ein Liebhabertheater.“

Ein schwäbischer Bauer wurde dieser Tage von einem guten Freunde gefragt, ob er auch »Rößle« verkauft hätte. »Freili«, sagte der Bauer, „und guet sin se m'r bezahlt worde.“ Als ihm nun der gute Freund vorwarf, er sei ein schlechter Deutscher, weil er dazu helfe, den Franzosen Pferde zu liefern, erwiederte der Schwabe: »Närrle, die Franzose sin ja ang'führt mit meine Gäul'; — i will D'r's nur sage: 's ka koiner a Wörtle französisch!«

(Privatier-Gespräch.) Mayr. Nun, sind Sie auch begeistert für's deutsche Vaterland?

Huber. Lassen S' mich aus, die ganze G'schicht soll der Teufel holen.

Mayr. Was? Haben denn Sie gar kein Nationalgefühl?

Huber. Ich hab' zwanzigtausend Gulden National, die kosten mich 83, und wenn ich jetzt lese, sie stehen 65, so hab' ich freilich ein National-Gefühl, und das ein ganz eigenthümliches.

Auf eine neulich gestellte Frage: „Was ist eine Perrücke?“ wurde die Antwort ertheilt: „Eine falsche Behauptung.“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 33. Donnerstag, den 17. März 1859.

Das stille Haus.

(Fortsetzung.)

„Elise blühte wie eine Rose und sprach wie ein Buch; ihre Freude an Lectüre und Wissenschaft gefiel ihrem Verlobten ganz besonders, und er unterstützte sie nach Kräften in ihren Studien durch Lehre und Gespräche. Dann übersiedelte Reymann als Lector an eine deutsche Universität und kam nur in den Ferien auf Besuch in das Haus seines künftigen Schwiegervaters. Sie schrieben sich unzählige Briefe; wenn sie aber mündlich miteinander verkehren konnten, so waren sie wie die Kinder. Alles schien herrlich zu gehen; bei längerer und näherer Beobachtung der Beiden aber glaubte ich die Wahrnehmung zu machen, daß Elise, welcher ihre religiöse Lebensanschauung seither ein wahres Anliegen und eine Herzenssache gewesen war, nun seltener mehr zum Pfarrer B. ging, und sich in seiner Gegenwart ungewöhnlich schüchtern und schweigsam benahm. Beide mochten ungefähr ein halbes Jahr mit einander verlobt gewesen sein, als Ludwig eine ehrenvolle Berufung als Professor nach einer Universität bekam. Jetzt war Beider Freude vollkommen, und der Hochzeitstag wurde festgesetzt. Die Aussicht auf ihr nahes Glück machte, daß Elise vor bräutlicher Wonne ordentlich strahlte. Sie ließ sich schon ihr Brautkleid anfertigen und verschaffte sich die nöthigen Papiere zum kirchlichen Aufgebot. Der Professor kam noch ein Mal nach B. zum Besuch, bevor er nach seinem neuen Bestimmungsort abreiste; er wollte dann zu Ostern wiederkehren, um die Hochzeit zu feiern und seine junge Frau heimzuholen. Die wenigen Tage von Reymann's Besuch vergingen den Beiden im Fluge. Elise war zärtlicher und liebenswürdiger als jemals; der Professor reiste um Mitternacht mit dem Eilwagen ab und machte am Vorabend seiner Abreise noch mit Elisen einen Spaziergang, wenn ich nicht irre, nach dem Kirchhofe, wohin sie sehr oft gingen. Sie kamen heiter und selig nach Hause, und schienen trotz ihrer ernsten Unterhaltung doch ganz aufgeräumt. Als die Scheidestunde schlug, nahmen sie so zärtlich und liebevoll als jemals von einander Abschied, und Reyman versicherte, er werde die Stunden zählen, bis er wieder mit Elise vereinigt sei, wo dann nur der Tod sie scheiden solle.

„Am andern Morgen kam Elise ungewöhnlich spät zum Frühstück herab und erschien so todesbleich, daß Alle darüber erschracken, obschon man ihre Blässe nur dem Abschied zuschrieb. Unsere Stiefmutter wollte Elisen aufheitern und sagte zu ihr: „Morgen wollen wir damit beginnen, Deine Aussteuer zusammenzustellen, liebe Elise! Wir haben nur noch vier Wochen zur Hochzeit.“ Hierauf erwiderte Elise ganz ruhig und gelassen, wiewohl mit gedämpfter Stimme: „Machen Sie sich keine Mühe, liebe Mutter; für mich gibt es keine Hochzeit mehr.“ Alle blickten die Schwester betroffen und beinahe erschrocken an, und wären versucht gewesen, sie für verrückt zu halten, hätte sie nicht auf den Sturm von Fragen und Vorwürfen, der über sie erging, so besonnen und fest geantwortet. „Und was wird Ludwig dazu sagen?“ fragte man sie. „Ich weiß es nicht,“ gab sie zur Antwort; „aber mein Entschluß steht fest, und ich habe ihm schon darüber geschrieben.“ Hierauf beschränkte sich ihr ganzer Bescheid, und es war nicht mehr aus ihr herauszubringen.

„Elisens Brief hatte den Professor noch an seinem seitherigen Wohnorte angetroffen, und

er kam daher schon nach zwei Tagen wieder. Der gute Mann that uns Allen leid, denn es hätte uns aufrichtigen Schmerz verursacht, ihn zu verlieren; allein wir setzten auch zugleich unsere einzige Hoffnung bezüglich einer Sinnesänderung Elisens auf sein persönliches Erscheinen. „Setzen Sie nur dem Mädchen den Kopf zurecht, oder ich verliere über diese Geschichte selber noch den Verstand!" sagte mein Vater zu ihm.

„Elise empfing Ludwig stumm und mit Zittern; dann gingen sie zusammen in den Garten hinunter und setzten sich in die Laube, worin sie sich mit einander verlobt hatten; hier blieben sie mehrere Stunden lang in lebhafter Unterredung begriffen. Wir hegten Alle die beste Hoffnung, es werde dem Professor gelingen, Elisens Entschluß zu erschüttern. Endlich kehrten Beide Arm in Arm in das gemeinsame Wohnzimmer zurück, wo die ganze Familie erwartungsvoll versammelt war. Beide waren blaß und verstört. Der Professor trat auf unsern Vater zu und sagte, er müsse sich in Elisens Willen fügen und seine Ansprüche auf sie aufgeben. Hierauf reichte er allen Anwesenden nach einander tiefbewegt die Hand, trat endlich zu Elisen, küßte sie unter Händedruck auf die eisige Stirne und verließ unser Haus. So wenig ich auch damals Elisen begreifen konnte, so ging mir doch ihr Schicksal zu nahe, als daß ich es über mich vermocht hätte, ihr Vorwürfe zu machen; allein ihr Vater war sehr erbost auf sie und überhäufte sie mit leidenschaftlichem Tadel, und meine Stiefmutter, welche darin eine Art persönlicher Beleidigung sehen wollte, kündigte dem armen Kinde nun plötzlich die Freundschaft auf und schien auch den entferntesten Anschein von Liebe zu ihr verloren zu haben. Ich nahm meine arme Schwester auf einige Zeit zu mir, denn sie war bei jenem Auftritt so lieblos und ohne Schonung behandelt worden, daß ich das Schlimmste für ihre Gesundheit fürchtete und sehr gut begriff, daß sie sich fortan im elterlichen Hause nicht mehr heimisch fühlen konnte; die aufmerksame Pflege und die Ruhe, deren sie zu ihrer Wiedergenesung bedurfte, fand sie nur in dem stillen Asyle, welches ich ihr in meinem Hause anwies.

„Die Art und Weise, wie dieses Verlöbniß sich gelöst hatte, wies keine von jenen Scenen auf, die man gewöhnlich als Folgen eines solchen Bruches betrachtet. Es wurden keine Briefe, Geschenke, Porträts u. dgl. zurückgegeben; sondern es entspann sich im Gegentheile bald vom Neuem ein Briefwechsel zwischen Elisen und dem Professor, welcher zwar nicht unausgesetzt und emsig war wie ehedem, allein doch für meine Schwester von großem Interesse sein mußte, denn sie erbrach und las jeden Brief von Ludwig mit einer Spannung und Hast, als ob die Wohlfahrt ihres ganzen Lebens davon abhinge. Ich konnte nicht glauben, daß das Verhältniß der Beiden gänzlich gelöst sei, und als Elisens Gesundheitsumstände wieder besser wurden, erschöpfte ich meine ganze Beredtsamkeit, um ihren Entschluß über den Haufen zu werfen, oder wenigstens die Beweggründe zu erfahren, welche sie zu demselben getrieben hatten. Meine Bemühungen waren jedoch vergeblich; so sanft und gefügig sie auch sonst ist, in diesem Stücke war sie unerschütterlich; dagegen muß ich ihr nachrühmen, daß sie fortan noch zuthunlicher, vertrauensvoller und liebenswürdiger gegen uns wurde, als sie zuvor gewesen war. Sie schien gar nie an sich selbst zu denken; sie lebte nur für Andere; fromm und liebreich und unermüdlich besorgt für Alle, theilte sie ihren letzten Gulden mit den Armen und war überall ein wohlthätiger, tröstender, hilfreicher Engel. Nachdem sie wieder genesen war, und der erste Zorn unsers Vaters sich gelegt hatte, kehrte sie in unser Elternhaus zurück. Der Mensch gewöhnt sich ja am Ende an Alles, und wenn die Zeit auch keine Rosen bringt, so macht sie doch nach und nach die Stacheln weniger fühlbar. Der Vater sprach nicht mehr mit Elisen über die aufgehobene Verbindung, sondern ließ sie stille gewähren; er mochte sich allmählig selber überzeugt haben, daß mit seinem blassen Kinde ein Engel wieder in sein Haus eingezogen war. Jahr um Jahr hofften wir auf eine Wendung der Dinge bei Elisen, allein sie trat nicht ein. Das arme Kind lebte ganz allein und verlassen in zwei Hinterstübchen, welche man ihr eingerichtet hatte, und wo der Vater sie bisweilen aufsuchte, um Stunden lang mit ihr zu plaudern. Die Stiefmutter sah Elise nur bei Tisch, und Jene verharrte trotz allem freundlichen Entgegenkommen Elisens doch auf der gehässigen, vorurtheilsvollen Kälte gegen ihre Stieftochter.

„So vergingen 8 Jahre, bis unser Vater plötzlich starb, und seine Wittwe zu Verwandten ins Ausland zog. Mein Bruder übernahm das Haus unserer Eltern, und jedes von uns Geschwistern wetteiferte mit den übrigen, um Elisen zur Hausgenossin zu gewinnen; allein noch ehe die Theilung der väterlichen Erbschaft erfolgt war, starb eine alte Verwandte von uns, welche wir beerbten. Diese hinterließ ein kleines stilles Haus mit Hofraum und Garten in der Vorstadt, und Elise bat uns, dasselbe bei der Theilung ihr zu überlassen. Wir thaten es ihr gerne zu Gefallen und sie bezog das Häuschen mit der alten vieljährigen Dienerin unserer Eltern, und bewohnt es seitdem ohne Unterbrechung.

(Fortsetzung folgt.)

Eine geschichtliche Erinnerung.

Es war am 24. März 1811, als Napoleon I. auf dem Gipfel seines Glückes, denn es war ihm ein Sohn geboren worden, eine glückwünschende Deputation des französischen Handelsstandes empfing. Bei dieser feierlichen Gelegenheit nun überraschte der Kaiser die Vertreter der Industrie seines friedensbedürftigen Reiches plötzlich durch eine äußerst kriegerische Rede. Die Drohung war gegen Rußland gerichtet, welches in jenem Momente äußerlich noch für den innigsten Alliirten Frankreichs gehalten werden mußte, Napoleon erging sich den verblüfften Kaufleuten gegenüber in den heftigsten Aeußerungen über den nordischen Uebermuth. „Die Herren an der Newa," rief er aus, „vergessen, daß ich jährlich 900 Mill. in blanken Thalern Einnahme, und überdies 200 Mill. Privateigenthum im Keller habe, daß ich, ohne mein Reich irgendwo zu entblößen, mit 600,000 Mann einen Besuch in Rußland abstatten kann, von dem die Geschichte Etwas zu erzählen haben wird."

Dieser kriegerische Ausbruch erregte Schrecken in ganz Frankreich und in der Welt, welche vor dem gewaltigen Herrscher an der Seine zitterte. Die Völker hatten sich eben einer zuversichtlichen Friedenshoffnung hingegeben, welche durch die Verhältnisse vollkommen gerechtfertigt zu sein schien. Hatte doch Napoleon Alles erreicht, was ein Sterblicher erreichen kann. Er war der allmächtige Gebieter des europäischen Continents, und durch die Familienverbindung mit Oesterreich, durch die Geburt eines Sohnes waren seine stolzesten Wünsche erfüllt. Napoleon selber hatte in der Fülle seines Glückes Aeußerungen gethan, aus denen der erfreuliche Schluß gezogen werden durfte, daß nun das Kaiserreich des Friedens beginnen werde. Aber der Dämon der despotisch herrschsüchtigen Natur ruhte nicht.

Alexander I. war seit dem Tilsiter Frieden zum großen Nachtheile Europas und Rußlands der willfährigste Freund Napoleons. Er ließ den Gewaltthätigen überall nach Belieben schalten und walten, schloß sich der Continentalsperre an und blieb dadurch der Feindschaft Englands ausgesetzt, gegen welche ihm Frankreich durchaus keinen Schutz gewährte. Aber Das genügte Napoleon nicht. Rußland war eben nicht gedemüthigt, nicht beraubt und verstümmelt wie Oesterreich und Preußen. Es stand in ungeschwächter Kraft als unabhängige Macht da. Das wurde Napoleon von Tag zu Tag unerträglicher. Bevor er es dachte, fühlte er bereits, daß er mit Rußland anbinden müsse; er war schon fest zum Kriege entschlossen, als er mit Alexander noch die freundschaftlichsten Briefe wechselte. Napoleon suchte die Veranlassung zum Conflicte und gab sie selber.

Alexander führte zwar gegen England alle Verfügungen der Continentalsperre aus, aber er hielt sich für berechtigt, die neutralen amerikanischen Schiffe zuzulassen, und er mußte Dies thun, wenn er nicht sein eignes Volk in's Verderben stürzen wollte. Napoleon aber erklärte es für einen Bruch der Verträge und verlangte unbedingten Gehorsam. Nebstdem kokettirte er fortwährend mit den Polen und ließ ihnen durch seine Gesandten die Wiederherstellung seines Reiches vorspiegeln. Mit Recht erklärte Alexander Dies für eine Bedrohung seiner Interessen und für einen offenen Bruch der geheimen Verträge. Napoleon kehrte Das um und erklärte, Rußland bedrohe Frankreich, indem es nach dem Herzogthum Warschau lüstern sei. Um endlich recht eclatant zu zeigen, daß auch Rußland sich Alles gefallen lassen müsse, machte Napoleon plötzlich ohne alle Veranlassung und ohne irgend eine vorausgehende Verhandlung Oldenburg

zu einem französischen Departement und nöthigte den mit der russischen Kaiserfamilie nahe verwandten Herzog, in Petersburg eine Zuflucht zu suchen. Gegen diese schreiende Verletzung seines Rechts- und dynastischen Gefühles legte Alexander in würdevoller Weise Protest ein. Napoleon aber erklärte einfach, die Einverleibung Oldenburgs sei für die Interessen des Kaiserreichs nothwendig gewesen, wenn also Rußland den Act nicht billige, so beweise es, daß es kein Freund Frankreichs sei.

(Schluß folgt.)

Denksprüche.

Der Herrschaft Würdigkeit, der Unterthanen Gunst
Sind zu des Reiches Macht der beste Schutz und Kunst.

Die Liebe mindert sich, wo scharf sein wird erkoren;
Wo Lindigkeit zu groß, wird rechte Furcht verloren.
Damit dir Beides nun auf gleicher Wage sei,
So lege dir dies Maß des Mittelweges bei,
Gib gar zu sehr nicht nach, thu nichts zu sehr durch Zwingen,
Um Liebe kann dich dies, um Ansehn jenes bringen.

Wie ist der Reiche zu beneiden,
Der Elend lindern kann, wie es das Herz begehrt!
Doch kennt er nicht des Wohlthuns süße Freuden:
Dann ist er wahrhaft arm und nur beklagenswerth.

Verschiedenes.

Nach Volgers Berechnungen raubt der Rhein dem deutschen Lande jährlich etwa zweihundert Mill. Kubikfuß festes Erdreich, welches er in Form flüssigen Schlammes mit sich nimmt und bei seinem Austritte aus Deutschland theils in Holland absetzt, theils dem Meere zuführt. Der Rhein gehört bei Basel zu dem klarsten Wasser, welches man kennt, denn in 10,000 Theilen seines Wassers führt er nicht einmal 2 Theile gelöster Stoffe; dennoch führt er an Basel alljährig etwa 60 Millionen Kubikfuß festen Gesteins vorüber, wovon gegen 44 Mill. Kalksteine sind, also mehr als in einer großen Stadt die sämmtlichen Maurer in 1 Jahr verbrauchen.

Nudelmüller und Breetenborn. Breetenb. Ludwig Napoleon's Sohn soll ja stumm sein? Nudelm. Ich will das dem armen Kindlein nicht wünschen. Breetenb. Abber die Zeitungsschreiber versichern's. Nudelm. Ach, die Zeitungsschreiber, die drucken Manches, was nich wahr is. Breetenb. Abber er soll werklich nich reden. Nudelm. Na, ich will Dir was san, ich verdenk's ihm eegentlich nich, wenn er nich red't. Er is doch das Kind von Frankreich. Da nun Frankreich, seine Mutter, nich reden darf, wie ihr um's Herz is, und darum schweigt, wie kann da das Kind überhaupt reden lernen? Breetenb. Armes Kindlein! Nudelm. Arme Mutter!

Ein Gelehrter hatte die Gewohnheit, wenn er zum Essen gerufen wurde, daß er nicht von seinen Büchern wegzubringen war und sehr lange auf sich warten ließ. Als seine Frau einst zu ihm trat und ihn noch eifrig über den Büchern fand, sagte sie: „Ich wünschte wohl auch ein Buch zu sein!“ „Warum denn?“ fragte der Gelehrte. „Weil Du dann beständig bei mir bliebest.“ — „Ich wär's auch zufrieden, nur müßtest Du ein Almanach sein.“ — „Warum ein Almanach?“ — „Weil ich dann alle Jahre einen neuen hätte.“

„Aber Johann, was macht Er für Dummheiten! — Ich habe befohlen, dem Phylax Schwanz und Ohren etwas zu stutzen und Er hat das arme Vieh so jämmerlich verstümmelt. —“

„Herr Baron, halten zu Gnaden, der Kutscher meinte: die Hunde trügen sich jetzt so.“

„Was stellen Sie denn vor, schöne Maske?“ fragte ein Verlarvter auf einem Maskenballe eine junge Dame, die sich als Fenella aus der Oper „Die Stumme von Portici“ costümirt hatte. „Ich bin die Stumme von Portici!“ replicirte sie schnell.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 34. Samstag, den 19. März 1859.

Bericht

über

den Neustadter Carneval von 1859

von einem Westricher. (G. D.)

Als weithin über Berg un Dhal
Die Kund erscholl vum Carneval,
Hot mer im Westrich doch gedacht,
Weil Laut're daß Johr winnig macht
Und sunschst nix Närrisches erblickt,
Daß mer doch Een uf Neuschtadt schickt.
Do saht der Westrich Narrerath:
Mer schickt des Dewel's Cunerad.
Der eß jo so e närrischer Kauz,
Der bringt uns ah Bericht noh Haus.
Un wie ich fort bin vunn zu Haus,
Do wichen scheu die Newel aus,
Ich hot mei Newelspalter uff,
Do word glei hell der Himmel druff.
Ich schluh glei inn de näkschte Wehk,
Dorch Schwarzsohl un der Hahnesteek;
Un wie ich kumm in Lambrecht an,
Hockt ich mich in die Eisenbahn.
Do ging's so fix, als ging's vum Dach,
Uff Neuschtadt an der Schpeierbach;
Un wie ich dort bin ausgeschtich,
Hot's schun getrummelt zur Rewie.
Do saht mer Eener: „Laf'r schtark,
Er kummt se schpot sunscht uff de Mark!"
Un werklich, wie ich hi kumm bin,
War Alles im Gefecht schun drin.
Ich mußt vor Schtaune bockschteif schteh'n,
Um's Blattefege anzesehn;
Glei kummt des Wilde Andun her
Un saht: „Gott grüß Dich, Westricher,
Geschwind erinn in's Ranzezelt
Un ah das Bankenett gefällt!"
Die Jeneräl, der jung un alt,
Han manches Schweineschtück geschbalt,
Met Löwemund ging der Hauptmann,
Met beede Fäuscht un Zähne d'ran.
Sehr dapper schtritt der Herr Feldwebel,
Schlitzt manchi Worscht mit seinem Säwel,
Un der Jen'raldambor-Major
Das es der kröschte Held vum Kohr.
Ich saa Euch, Alles schtritt so wacker,
Es war e lautes Zähngeklapper;
Korzum, so wie die Ranzegard,
So hot kee Leut der Buhnebard.
Un wie ich nu daß han geseh'n,
Do mußt ich ah an's Fechte geh'n,
Ich hab e Schanz vun Schweineknoche
Un eener Worscht de Hals gebroche.
Wie daß der Docter Adolph sah,
Do ruft er mer: „Nur langsam da!"
Un saat, als er mei Puls gefühlt:
„Beim Friedrich Bub jetzt abgekühlt!"
Un zahlt selbscht dort mer Westricher
Een Schoppen achtunfuchziger.
Un wie ich den hot ausgeleert,
Do han ich Kühlung glei geschbeert;
Rot han ich noch mei Midagssitz
Im Lamm genumm bei Siewers Fritz.
Kaum war der Midak ingenumm,
Do hot's gerewellt schun uff der Trumm,
Do mußt ich glei met Hut un Rock
Zum „Renninger" uff de Scheesebock.
Un in der Schees inwinnig war
Der Docter met der Dienerschaar.
Do fuhren mer zur Schtadt enaus,
Bis neekscht hin an das Gartehaus.
Dort word der Zug not arranscheert,
Vun Jeneral Rau-Lich angefehrt.
Un wie vun do ging fort der Zug,
Macht ich Notize in mei Buch.
Wer kennt die Act- und Passivnarre,
Wo alle do versammelt ware!
E groß Meng vun frimde Leut

Is do gewest vun Noh un Weit:
Vun Haardt un Lobloch, Gimmeldinge,
Vun Kinnschbach un aach von Fischlinge,
Vun Speierdorf un Lache war
Herbeigeloff e großi Schaar,
Vun Kerr- un Dutt- un Alschterwiller,
Un's Böcklers Loui, der Maikemm-Müller,
Vun Hambach un von Diresfeld
Waren vel am Bahnhof ufgeschtellt.
Aus Muschbach, Meckrem, Hasenloch,
Der Deiwel wäß, woher sunscht noch.
Un üweral han ich vernumm,
Wo mer sinn durch die Gasse kumm:
„So schöln war doch noch gar nix hi,
Was sabt jetzt Frohsinns Kumbeni?"
Ich wollt's Verzehle weiter dreiwe,
Doch kunnt ich nix ins Buch mehr schreiwe,
Denn alle Blärrer ware voll,
Un ah mei Kopp war förmlich voll.
Doch ebbes will ich noch anfähre,
Wer sich im Zug will oriendäre,
Dem roth ich's beschte, was ich kann,
Er schaffe sich de Pogramm an.
Vun Kläderschtücker, kann ich saa,
S'that Kenner alte Fetze drahn,
Nor ich der Ehnzig ausgenumm,
Weil ich bin aus'm Weschtrich kumm.
Ja, 's gebt nor, daß is ausgemach,
Een Neuſtadt an der Schpeierbach.

Das stille Haus.

(Fortsetzung.)

Hierauf beschränkte sich die Auskunft, welche Herminie von ihrer Mutter über die Lebensverhältnisse ihrer Tante erhalten hatte, und gerade das Dunkel, welches noch immer auf den Beweggründen jener Auflösung eines so innigen Herzensbundes lag, stachelte die Neugier des jungen Mädchens nicht wenig. Diese Neugierde verwandelte sich aber nach und nach in das aufrichtigste, herzlichste Mitgefühl, als Herminie die Hausgenossin der stillen Tante wurde, und im unausgesetzten vertrautesten Umgang und Zusammenleben mit ihr vollständig unter den Einfluß dieser friedvollen, reinen, wahrhaft frommen Natur gerieth. Allein so begierig sie auch gewesen wäre, jene geheimen Motive zu erfahren, so gewann Herminie es doch nie über sich, irgend eine hierauf bezügliche Frage an ihre Tante zu richten.

Uebrigens ergab sich ungesucht bald eine Gelegenheit hiezu. Herminie war ungefähr fünf Monate um Tante Elise gewesen, als diese immer leidender wurde. Elise hatte ihren Zustand richtig beurtheilt: ihre Gesundheit war gebrochen, ihr Leben eilte schnell seinem Endziele zu. Schon nach wenigen Wochen nahm ihre Schwäche so zu, daß sie ihr Bett nicht mehr verlassen konnte. Herminie aber war in ihrer liebevollen Pflege unermüdlich; das Band gegenseitiger Neigung zwischen Tante und Nichte knüpfte sich hiedurch immer fester, und das Gefühl der mütterlichen Liebe, welches Elisen seither versagt gewesen zu sein schien, erwachte nun in ihr für ihre junge Nichte.

Es war im Herbst, in jener Jahreszeit, welche für Leidende dieser Art so verhängnißvoll ist, als Herminie an einem stillen Abend allein neben dem Bette der Tante saß und die Züge der Kranken schweigend belauschte. Auf Einmal schlug Elise die Augen auf und fragte schwach: „Hast Du an den Professor geschrieben, mein liebes Kind?"

„Allerdings, beste Tante, noch in derselben Stunde, wo Du es mir aufgetragen!"

„Ich danke Dir, meine Liebe; hoffentlich wird der Professor bald kommen!" sagte die Kranke mit einem sanften Lächeln. „Es dürfte die höchste Zeit sein, wenn er mich noch unter den Lebenden treffen will."

Herminien traten Thränen in die Augen, und ihr Herz ward beklommen; zum ersten Male faßte sie sich den Muth, eine Frage an die Tante zu richten. „Wie kommt es nur, beste Tante, daß Du — da Du dem Professor doch so herzlich gut bist ... daß ... daß Du ihn nicht geheirathet hast?" sagte Herminie. „Er hätte Dich doch gewiß recht glücklich gemacht."

„Du sollst es erfahren, mein liebes Kind," entgegnete die Kranke und legte ihre Hand mit freundlicher Milde auf die des jungen Mädchens. „Ich habe nicht mehr lange zu leben, und Du hast mir so treue, liebevolle Anhänglichkeit bewiesen, daß ich den Gedanken nicht ertragen kann, Du möchtest mich vielleicht für launenhaft und sonderbar halten! Ich will Dir daher ein Geheimniß anvertrauen, welches bisher noch kein Ohr, außer dem des Professors, von mir vernommen hat. Komm', rücke näher zu mir heran, denn ich kann weder laut noch lange reden! . . .

„Herminie," fuhr Tante Elise nach einer Weile fort, „ich war jünger als Du jetzt bist, ich war beinahe noch ein Kind, als ich am Sterbebette meiner Mutter saß, wie Du jetzt an dem meinigen sitzest. Meine herrliche Mutter war mir Alles auf dieser Welt; mit ihr drohte mir jede Freude, jeder Sonnenblick aus dem Leben zu entschwinden. Ich war ganz außer mir bei dem Gedanken an ihren Verlust und glaubte sie mir vom Himmel wieder erbitten zu können. Sie allein vermochte mich zu trösten, und so kam es denn, daß in einer Nacht, wo sie lange und aus Herzensgrund mit mir redete, und mir den tiefen, innigen, aus innerster Seele quellenden Glauben, der die Freude und der Trost ihres Lebens gewesen war, anempfahl, mein heftiger Schmerz immer wieder von Neuem ausbrach. Da rief ich denn in meiner unbeschreiblichen Aufregung unter wildem Weinen: „Liebste, theuerste Mutter, wie kann ich fromm und tugendhaft werden und gut bleiben, ohne Dich? Versprich mir, daß Du von Zeit zu Zeit vom Himmel herunterkommen und mich besuchen willst!" — (Fortsetzung folgt.)

Eine geschichtliche Erinnerung.

(Schluß.)

Alexander I. wünschte aufrichtig, ja in seiner weichen Gemüthsart ängstlich den Frieden. Er war geneigt, wegen Oldenburgs zu schweigen, wenn der vertriebene Herzog eine angemessene Entschädigung erhielte. In Betreff der neutralen Schiffe appellirte er mit unwiderlegbaren Gründen an die Gerechtigkeit und Billigkeit Napoleons. Dieser aber ließ die erste Frage durch unbestimmte Zusage in der Schwebe und verwirrte die zweite in ein rabulistisches Chaos. Während dieser trügerischen Verhandlungen schritt er mit rastlosem Eifer zu den großartigsten Rüstungen. Sofort dirigirte er seine große Nordarmee unter dem gefürchteten Davoust an die Oder und Weichsel, aus Spanien und Italien ließ er die erprobtesten Truppen in Eilmärschen herankommen, von den deutschen Vasallen forderte er die Stellung der vollzähligen Contingente und in Frankreich decretirte er eine außerordentliche, überaus strenge Conscription. Als aber Rußland solchen Anstalten gegenüber seine Armee ebenfalls verstärkte und gegen den Niemen vorrückte, erklärte Napoleon, Rußland bereite einen Friedensbruch vor, es wolle in das Herzogthum Warschau einfallen. Bei allen Verhandlungen, welche anderthalb Jahre dauerten, hielt Napoleon den Grundsatz fest, daß Krieg oder Friede lediglich von dem Willen Alexanders abhinge. Es ist bekannt, daß der weichgestimmte Czar in seinen Unterredungen mit dem französischen Gesandten Lauriston durch diese arglistische Verdrehung der Thatsachen eines Tages bis zu Thränen bewegt wurde.

Das diplomatische Spiel Napoleons war überaus charakteristisch. Während der Krieg fest beschlossen war und großartig vorbereitet wurde, mußte Lauriston in Petersburg dem Kaiser Alexander fortwährend die friedlichsten Versicherungen geben. Er hatte zu sagen, daß die Truppenbewegungen keinen außergewöhnlichen Character, die französischen Rüstungen überhaupt keinen speciellen Zweck hätten, wofern Rußland nichts Uebles beabsichtige. In Paris aber ließ sich Napoleon von seiner Leidenschaft zu einer offeneren Sprache hinreißen. In der großen Audienz am 15. August 1811 fuhr er den russischen Gesandten, Fürsten Kurakin, den er sonst sehr ausgezeichnet hatte, in harter Weise an und sprach dann in Gegenwart des ganzen diplomatischen Corps von dem Kaiser Alexander selbst in folgenden Worten: „Ihr Kaiser will Krieg; er täuscht mich, er verführt mir die Leute, die ich zu ihm sende. Aber er vergißt, daß ich Geld, daß ich 800,000 Soldaten und jährlich 250,000 Recruten habe, und daß ich das Handwerk verstehe." Bei der Neujahrscour am 1. Januar 1812 sprach Napoleon in besonders guter Laune mit allen Gesandten die freundlichsten Worte, aber an dem Fürsten Kurakin ging er vorüber, ohne ihn eines Wortes und Blickes zu würdigen.

Das hinderte aber nicht, daß Napoleon vier Wochen später den außerordentlichen Gesandten Tschernitscheff empfing und sich ungeachtet einer großen Heiserkeit mit ihm 2 Stunden lang unter fortwährenden Friedensversicherungen unterhielt. Tschernitscheff würde sich vielleicht haben täuschen lassen, wenn er nicht glücklicherweise den vollständigen Kriegsplan Napoleons in der Tasche gehabt hätte, den er sich durch Bestechung eines Secretärs Berthiers

verschafft hatte. Napoleon gab ihm ein eigenhändiges Schreiben an den Kaiser Alexander mit, welches voll der schönsten Friedensversicherungen war. Dieses Schreiben übergab Tschernitscheff seinem Kaiser zugleich mit dem detaillirten und bereits beschlossenen Kriegsplane Napoleons.

Der Zweck dieses diplomatischen Gaukelspiels war, die Angriffsarmee bis an den Niemen vorzuschieben, ohne die Russen herauszufordern, die Initiative zu ergreifen, über den Niemen zu gehen und die Länder zu verwüsten, in denen Napoleon seine Hilfsquellen finden mußte. Endlich als dieser Zweck erfüllt war, als 600,000 Mann an den Gränzen Rußlands standen, warf Napoleon die Maske weg und erließ eine Proclamation, welche deutlich zeigte, daß der Krieg keinen andern Grund hatte, als das übermüthige „Car tel est notre plaisir."

Alexander I. aber hatte erkannt, daß mit dem Gewaltthätigen kein Rechtsbund zu schließen sei. Er rief sein Volk zum Kampf auf und erklärte, daß er lieber zu Grunde gehen wolle, als der Würde und dem Rechte Rußlands Etwas zu vergeben, ohne dadurch doch den herrschsüchtigen Ehrgeiz des Gegners befriedigen zu können.

Der Ausgang jenes furchtbaren Kampfes ist bekannt und die Anwendung dieser historischen Skizze auf die Gegenwart wird der Leser selber machen.

Denksprüche.

Wer christlich denkt und christlich thut,
Der ist ein Christ, und hieß' er Jud'!
Wer Gottgedanken nie gehegt
Und Christenliebe nie gepflegt,
Den Himmel nicht im Busen trägt,
Der ist in Wahrheit nur ein Heid,
Trüg' er des Heilands eig'nes Kleid!

Verschiedenes.

In diesen Tagen ist in Berlin eine höchst eigenthümliche Geschichte passirt. Eine Dame tritt in den Laden eines Silberarbeiters und sagt, sie sei die Verwandte eines bekannten hiesigen Predigers, und habe den Auftrag, ein Dutzend silberne Eßlöffel zu kaufen. Man legt ihr solche Löffel vor, sie wählt sich sehr schwere aus, und sagt dann, der Kaufmann möchte ihr seinen Jungen mitgeben zur sofortigen Empfangnahme des Geldes, weil sie so viel nicht bei sich habe. Das geschieht, und Beide kommen in die Wohnung des Predigers. Hier läßt die Dame den Burschen im Vorzimmer warten; der Prediger werde ihm das Geld sogleich einhändigen. Sie selbst aber tritt in das Zimmer des Geistlichen und sagt diesem mit großem Schmerz, sie sei eine sehr unglückliche Mutter, denn sie habe einen höchst ungehorsamen, lüderlichen Sohn. Der Herr Prediger möchte doch die Güte haben, den Burschen einmal ordentlich zu ermahnen, vielleicht hülfe das; sie habe ihn dazu mitgebracht und wolle ihn sogleich aus dem Vorzimmer hereinrufen. Der Prediger kann die Bitte natürlich nicht abschlagen; die Dame tritt ab und schickt den Burschen hinein. Der Prediger spricht mit ihm nach dem Wunsche der „Mutter"; der Knabe schaut ihn groß an und bittet endlich um das Geld. Nach einigem Hin- und Herreden wird die Sache klar; aber die Betrügerin hatte Zeit genug gehabt, mit ihren Löffeln zu entwischen.

(Nationalcharakter.) Ein Engländer ist nie glücklich, als wenn er unglücklich, ein Schottländer ist nie zu Hause, als wenn er auswärts, ein Irländer hat nie Frieden, als wenn er im Kriege ist.

(Gebildete Frauen.) Sheridan sagte: „Die Frauen beherrschen uns, so wollen wir sie wenigstens vollkommen machen; je erleuchteter sie sind, desto heller werden wir sitzen. Von der Cultur des Geistes der Frauen hängt die Weisheit der Männer ab. Durch die Frauen schreibt die Natur auf die Herzen der Männer."

(Küssen.) Küssen war einst die gewöhnliche Art des Grußes in England. Chaldonycus sagt: Wenn ein Eingeladener das Haus betrat, so küßte er die Frau und die Töchter, — ein gewöhnlicher Act der Höflichkeit.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 35. Dienstag, den 22. März 1859.

Das stille Haus.

(Fortsetzung.)

„Mein liebes Kind," erwiderte die Sterbende ernsthaft, „Du weißt nicht, was Du von mir verlangst! Dein Begehren ist beinahe sündlich und sicher gegen den Willen Gottes, denn Gott hat uns Licht genug in die Seele gegeben, damit wir uns selber auf unserm Wege leiten können." — Allein ich bat und beschwor meine gute Mutter so unablässig, daß sie endlich mit besonders nachdrücklicher Betonung sagte: „Je nun, meine liebe Elise, ich verspreche Dir, wenn es der liebe Gott gestattet, noch ein Mal zu Dir zu kommen oder Dir zu erscheinen, wenn Deine Seele wirklich in großer Gefahr ist." „Dies waren ihre letzten Worte," setzte die Kranke mit einem tiefen Seufzer hinzu und hielt dann auf eine Weile inne. Alsdann fuhr sie mit kurzen Pausen fort:

„Glaube mir, liebe Herminie, meine Liebe zu Ludwig war unaussprechlich groß. Ich finde nicht Worte genug, um sie auszudrücken. Ich wußte, daß er nicht ganz meinen Glauben, meine religiösen Ueberzeugungen theilte, und dies war mir schmerzlich; allein es fiel mir niemals auch nur entfernt ein, ihn deßhalb aufzugeben, denn er war ein solch edler Mann, und ich vertraute auf die Macht der Liebe. Ich redete mir nämlich ein, Gott werde ihn, den Zweifler, den Rationalisten, durch mich zum wahren lebendigen Glauben zurückführen. Allein, mein liebes Kind, dies war eine schwierigere Aufgabe, als ich mir eingebildet hatte. Ludwig war voll Geist, voll Verstand und Feuer, hochgebildet und beredt, ein Meister der Rede; die Ansichten eines Mannes, den wir lieben, üben einen wunderbaren Reiz auf uns aus; ich vermied gewisse gründlichere Erörterungen über die heiligsten Dinge nicht, denn ich wünschte in der That allzusehr, ihn zu bekehren. Ludwig nannte dies den Idealismus des Christenthums, und spottete nicht darüber, denn er sah, daß es mir Herzens- und Gewissenssache war. Aber er hielt mir Gegengründe entgegen, auf welche er seine eigene religiöse Anschauung gründete. Ich glaubte Ludwig und seinen Gründen, so lange ich ihm zuhörte, und ward in meinen eigenen Ansichten und Ueberzeugungen wankend; war ich dann aber wieder allein, so fühlte ich deutlich, daß seine Anschauung nicht die wahre, die richtige war, die mich versöhnte und befriedigte. Hiedurch aber gerieth ich in einen furchtbaren innern Kampf und Zwiespalt mit mir selbst: der Stern, welcher mir seither am Himmel geleuchtet hatte, schien mir nicht mehr. Ich konnte nicht mehr zum lieben Gott aufblicken wie ein Kind zu seinem Vater im Himmel. Ich fühlte mich insgeheim oft namenlos unglücklich, und dachte doch trotz Alledem nicht daran, Ludwig aufzugeben. Am Abend vor unserm Bruch gingen wir mit einander spazieren und ich theilte ihm Alles mit, was meine Seele quälte und mir auf dem Gemüthe lastete; allein Ludwig ward davon nicht erschüttert. Er war vielmehr bemüht, mir deutlich zu zeigen, auf was für einem Boden ich stehe, um mich in meinen Zweifeln zu bestärken. Ich sei, meinte er, auf dem besten Wege zur Wahrheit. Noch ein Mal entfaltete er vor mir das ganze blendende Gewebe seiner Ideen; ich vermochte unter dem bewältigenden Einfluß seiner feurigen Rede nicht mehr genau zu sichten und zu unterscheiden — ich wähnte von ihm hingerissen, überzeugt worden zu sein, und er begrüßte in mir schon eine neue

Jüngerin im Dienste und im Glauben des Universalgeistes.

„Der Abend dunkelte schon, als wir miteinander in die Stadt zurückkehrten und einem Hochzeitszuge begegneten, der sich nach der Kirche begab. Die Braut war eine Schulfreundin von mir gewesen, und mein väterlicher Freund, der Pfarrer B., sollte ihren Bund einsegnen. Auf meinen Wunsch führte mich Ludwig in die Kirche, deren Dunkelheit nur die Lichter auf dem Altar erhellten. Ich fühlte mich ungemein tief ergriffen und feierlich gestimmt in dem Bewußtsein, daß ich in wenigen Wochen hier ebenfalls mit Ludwig erscheinen werde, um vor Gottes Angesicht mich mit ihm durch die heiligsten Schwüre zu verbinden. Meine ganze Seele hing an dem Munde des greisen Geistlichen, und ich verlor keine Silbe von seiner Rede und von der liturgischen Formel, womit er die Trauung einsegnete. Es kamen darin die Worte vor: Christliche Ehegatten sollen einander gegenseitig zum Himmel führen, um in der zukünftigen Welt ebenso im heiligen Geiste vereint zu sein, wie in dieser. Diese Worte und noch manche andere tönten unaufhörlich in meinem Ohr, in meiner Seele wieder. Allein erst, nachdem ich daheim in meinem traulichen Zimmerchen saß, trat mir ihr Sinn recht anschaulich und ergreifend vor die Seele, und erfüllte mich mit einem neuen, obschon fürchterlichen Lichte. Ich sah, daß Ludwigs philosophische Anschauungen nur ein gemaltes Feuer waren, das nicht wärmen konnte. Er leugnete die Unsterblichkeit der Seele und damit auch ein ewiges Leben. Wie konnte er mich also zum Himmel führen? O in jener Nacht ward mir fürchterlich klar, daß ich an einem rettungslosen Abgrunde stand, und meine Seele schrie furchtbar zum Herrn. Der Kampf zwischen Glaube und Liebe war ein bittrer, herzzerreißender, und ich netzte mein Kissen mit Thränen, bevor ich einschlief. Aber mein Entschluß stand schon beinahe fest: ich wollte um zeitlichen Glückes willen nicht mein ewiges Heil verscherzen — ich mußte Ludwig entsagen. In meinem wilden Schmerz rief ich meine Mutter im Himmel an, mir ein Zeichen zu geben, und sie erschien mir in jener Nacht im Traume und sagte mir, daß meine Seele in Gefahr sei. Jetzt war ich unerschütterlich fest: als seine Frau hätte ich seinen Anschauungen nicht widerstehen können, und ihn hätte ich wohl nie zu meinem Glauben zu bewegen vermocht. Er hatte mir allerdings versprochen, mich niemals auch nur mit einer Silbe an meinem Glauben irre machen zu wollen; allein ich wußte, daß es leider ein Stillschweigen gibt in Beziehung auf gewisse Gegenstände, welches mehr zu bewirken vermag als ein directer Angriff, gegen welchen man gewappnet und gerüstet ist. Mein Weg war mir deutlich vorgezeichnet, und Gott hatte mir eine wunderbare Gnade erwiesen. Von allen Gebeten, die ich seither zum allmächtigen Vater im Himmel emporgeschickt habe, ist das erste und letzte, das allerbrünstigste, welches mir zumeist am Herzen liegt, noch nicht erfüllt. Ludwig ist wahr gegen mich und gegen sich selbst; könnte er sich auch den Himmel durch eine Lüge erkaufen, so würde er es nicht thun, und darum muß ich ihn achten, so lange ich lebe, wenn auch unsere religiösen Ueberzeugungen uns vorerst noch unerbittlich trennen! — Und nun kennst Du den Grund meines Bruchs mit ihm, mein Kind! Und jetzt gute Nacht!“ —

Am folgenden Tag langte ein Brief von Professor Reymann an Elise an; sie las ihn mit freudestrahlenden Augen, wandte sich dann zu Herminien und sagte: „Er hatte Deinen Brief noch nicht erhalten, als er dies schrieb, aber er kömmt doch bald!“ — Elisens Schwestern kamen bald darauf zu Besuch; die Kranke nahm einen zärtlichen Abschied von ihnen, wollte aber nicht zugeben, daß sie lange blieben. Stumm, ruhig und lächelnd, wie in fröhlicher Erwartung, lag sie da. Endlich fuhr ein Wagen am Hause vor, aus welchem der Professor sprang.

„Lebt sie noch?“ rief er Herminien zu, die ihm entgegen gegangen war. „Gott sei Dank!“ fuhr er dann er auf ihre bejahende Antwort fort, und eilte zu seiner sterbenden Freundin. Hier war keine Vorbereitung nothwendig, um einer Ueberraschung und ihren ungünstigen Folgen vorzubeugen. Ludwig sah sich erwartet. Lange, lange blieben die Beiden allein beisammen; da faßte sich Herminie endlich ein Herz und ging hinein. Ludwig saß dicht neben Elisen, die sich im Bette aufgerichtet und ihr Haupt an seine Brust gelegt hatte und zu ihm mit strahlenden glückseligen Augen emporblickte. Beider Hände ruhten, in einander verschlungen, auf Elisens Bibel, dem theuersten Andenken, das sie von ihrer

verewigten Muter geerbt hatte. Herminie wollte sich eben leise wieder davon schleichen, da winkte und nickte Tante Elise ihr freundlich zu und sagte mit gedämpfter, zitternder Stimme: „Gott sei gepriesen, mein Gebet ist nun erhört, liebes Kind! mein Opfer ist nicht vergebens gebracht worden; Ludwig und ich sind nun im Geiste und Herzen Eins!“ Sie sprach wenig mehr; aber sie entzog sich nicht wieder dem Arme Dessen, von dem sie so lange getrennt gewesen war. Mit einander empfingen sie das heilige Abendmahl — das letzte, das über Elisens Lippen gehen sollte, denn wenige Stunden darauf entschlief sie mit einem friedlichen Lächeln. Ihr Antlitz war im Tode wie verklärt, und beinahe lieblicher und holder wie damals, wo sie noch eine junge Braut gewesen war, nur blässer von Farbe.

Elisens Vermögen fiel zur Hälfte milden Stiftungen, zur Hälfte ihren Verwandten zu. Ihr Häuschen und ihren Garten hatte sie dem Professor vermacht, der es einige Jahre bewohnte und ebenfalls darin starb. Hierauf blieb es ganz unbewohnt und verschlossen; allein für die Wenigen, die die edle Elise in ihrem Leben gekannt haben, ist es noch immer durch den sanften, frommen Geist der theuern Entschlafenen geheiligt. — Vielleicht hat es jetzt dem geräuschvollen Leben weichen müssen, das die Eisenbahn in jener Vorstadt hervorgerufen.

Das Loos der Frauen im Morgenlande.

In den Gesetzgebungen aller orientalischen Völker kehrt der Grundsatz von der niedrigen Stellung des weiblichen Geschlechtes wieder. Zwar ist dieselbe nach den verschiedenen Ländern mehr oder weniger drückend, wie z. B. die Lage des andern Geschlechts bei den Juden günstiger war, als bei den andern asiatischen Nationen, aber dennoch ist es nicht minder wahr, daß dieselben doch im Grund alle das Weib als ein Wesen niedrigern Ranges angesehen haben und noch immer ansehen. Diese verwerfliche Ansicht hat ihren Grund im Geiste sklavischer Abhängigkeit, welcher unter diesen wenig gebildeten Völkern waltet, wo der Fürst wie ein Gott angebetet wird, und die unteren Klassen der Gesellschaft sich vor den höheren niederträchtig krümmen. Wenn der Mann unter solch politischem und socialem Drucke steht, so ist es ja selbstverständlich, daß er nur die Tyrannei, welche er selbst zu dulden hat, ohne zur Abschüttelung ihres Joches die nöthige Kraft zu besitzen, auch seinerseits wieder gegen ein Wesen geltend macht, das schon von Natur schwächer denn er und ihm somit untergeordnet ist. Betrachten wir einmal zum Beweis hiefür die Zustände der Frauen bei den bedeutendsten Völkern des Morgenlandes.

In China ist der Gedanke an diese Unterordnung des Weibes dem Volksgeiste so tief eingeprägt, daß derselbe nicht nur von den Männern laut ausgesprochen, sondern auch von den Frauen willig angenommen wird. Den Beleg hiefür bietet das merkwürdige Buch einer, ausnahmsweise, gelehrten Chinesin, Namens Pan-loei-Pan, welches unter dem Titel „die sieben Artikel, worin die Hauptpflichten des Weibes begriffen sind“ also beginnt: Wir nehmen unter dem Menschengeschlechte die niederste Stufe ein und sind der schwächste Theil desselben. Die unerheblichsten Verrichtungen sind uns beschieden und müssen es sein. Die Chinesen thun überdies alles Mögliche, um ihre Frauen in diesem Zustande der Unterordnung zu erhalten. Als das geeignetste Mittel hiefür haben sie ganz richtig die Maßregel erkannt, sie in Unwissenheit und in Absonderung verbleiben zu lassen. Und so leben denn auch die chinesischen Frauen, wenig bekümmert um Belehrung, in ihren Gemächern abgeschlossen und sehen nicht leicht Jemanden außer den Familien ihrer Gatten. Der Gehorsam ist ihre erste und letzte Tugend, und diese Tugend wird von ihnen in allen Lagen des Lebens gefordert. Die Töchter müssen ihren Eltern Folge leisten, die Frauen ihren Männern, die Wittwen ihren Söhnen. Zwar wird die Frau, streng wörtlich genommen, von ihrem Manne nicht gekauft, noch als Sklavin gehalten. Die Chinesen legen nämlich viel Gewicht auf Worte und mäßigen sich in ihren Ausdrücken. Sieht man aber dem Verhältnisse beider Geschlechter auf den Grund, so ist die chinesische Frau in der Wirklichkeit doch nichts anders als eine Sklavin. Und so steht es auch mit dem Weiberkauf, da der Vater nur gegen eine gewisse Geldsumme seine Tochter dem Brautwerber zur Ehe gibt,

wenn auch die junge Frau einen sehr kleinen Theil des Kaufpreises in die Hände bekommt, um sich davon Kleider anzuschaffen. Die Vermählte tritt nun in die Familie ihres Gatten über und verliert ihre eigene, deren Mitglieder sie nicht mehr sehen darf. Durch ihre Heirath büßt die Chinesin mit einem Worte Alles ein bis auf ihren Namen und hat Nichts mehr eigen. Sie muß ihrem Manne und ihren Schwiegereltern unbedingt gehorchen, und diese dürfen sie, im Falle der Widersetzlichkeit, selbst züchtigen: ein Gehorsam und eine Abhängigkeit, welche ein chinesisches Gesetz in folgenden Ausdrücken zusammenfaßt: Die Frau soll im Hause überall nichts anders sein als ein Schatten und ein Echo. Das Loos der chinesischen Frauen ist mithin ein sehr trauriges; Sklaven und Gefangene ihrer Männer erfreuen sie sich keiner Art von Berechtigung; den Launen ihrer Schwiegereltern preisgegeben, sind sie ihnen die genaueste Folgsamkeit schuldig, und wenn sie Wittwen werden, kommen sie nach einer langen und strengen Trauer noch in Abhängigkeit von ihren Söhnen.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Bewahrung des Kaffeearoma's.) Der gebrannte Kaffee, wenn er lange steht, verliert leicht sein Aroma. Um diesen Verlust zu vermeiden, fügt man auf 50 Pfund Kaffee sofort nach dem Brennen $1^1/_2$ Pfund Melis oder Kandiszucker hinzu. Dieser umgibt im Augenblick den Kaffee und saugt das Aroma in sich hinein. Diesem Kunstgriff hat mancher Materialist seinen Ruf von gutem Kaffee zu verdanken und nicht der Vorzüglichkeit der Sorte oder der Bohne. Wenn man sich selbst seinen Kaffee brennt, kann man ihn um so sicherer mit gestoßenem Zucker bestreuen und des Erfolges gewiß sein.

Verschiedenes.

In Schweden wird, wie alle Gymnastik, so namentlich auch die Schwimmkunst von den Damen eifrig gepflegt. Dieselben legen, wie die Kölnische Zeitung meldet, in Gegenwart eines größern Publikums Schwimmproben ab und werden dann von den dazu bestellten Schiedsrichtern, je nach der gezeigten Fertigkeit, zu Schwimmmagistern, oder als zweiter Preis zu Schwimmcandidaten ernannt. Eine solche Schimmmpromotion fand voriges Jahr in Upsala statt. In den öffentlichen Blättern wurden die Namen der Damen mit den errungenen Graden bekannt gemacht, die feierliche Handlung der Promotion aber in folgender Weise beschrieben: Alle Damen sprangen ins Wasser hinab, die Magister von der höhern, die Candidaten von der niedrigeren Trampoline, worauf sie insgesammt ausgezeichnete Proben von ihrer Fertigkeit im Schwimmen und Tauchen ablegten. Alle Damen waren gleich gekleidet, in blauen Schwimmkleidern mit gelben Schürzen. Nachdem die herabgesprungenen Damen eine schwimmende Linie gebildet hatten, sprang auch die Promotorin ins Wasser und nahm schwimmend die Bekränzung vor. Darauf bildeten die Damen einen Kreis um ihre junge Schwimmlehrerin und tanzten im Wasser. Dem Feste wohnten außer den Eltern der Promovirten die Schwimmlehrer und die meisten Aerzte der Stadt bei.

Charade.

Ein Wort, drei Silben groß, verhindert
Gar oft die segensreichste That,
Weil Furcht vor ihm den Drang vermindert,
Zu achten auf des Herzens Rath. —

Der Wanderer in ferner Fremde
Fleht auf zum Himmel im Gebet:
Daß er von ihm das Wort abwende,
Dem häufig er entgegen geht!

Doch heißt er herzlich es willkommen,
Wird in der dritten Silbe nur
Statt d ein hartes t genommen
Und er trifft's an in weiter Flur.

Nimmt man dem Wort sein letztes Zeichen,
Begrüßt's der müde Wandrer gern;
Es hilft ihm, schnell sein Ziel erreichen,
Das sonst für ihn noch gar so fern! — S.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 36. Donnerstag, den 24. März 1859.

Logik.

Cajus rüstet. Titus fragt:
„Warum mag nur Cajus rüsten?
Gar kein Grund, so viel wir wüßten!" —
Räuspert Cnejus sich und sagt:
„„Weil bis jetzt zum großen Glück
Noch kein Grund ist, darum eben
Dürfen wir ihm keinen geben!
Geh'n wir still nach Haus zurück
Und erwarten wir's von dort!""

Da erhebt sich, der bis dato
Stets beiseit gesessen, Cato:
„„„Meine Herren, auf ein Wort!
Eure Logik wird zu Schanden;
Grade, weil kein Grund vorhanden,
Sag' ich, Cajus will den Streit!
Will er aber — ei, mit Laune
Bricht er ihn von jedem Zaune,
Und die Zäune sind nicht weit!

Hindert ihr ihn durch Verstecken?
Uebermacht nur kann ihn schrecken,
Darum zeigt ihm Uebermacht!
Aber zeigt sie ihm bei Zeiten,
Eh' er noch begann zu streiten —
Und das kann er über Nacht!"""

Das Porträt einer Mutter.

Im Louvre befindet sich das Porträt einer alternden Frau, von Denner gemalt. Während sich Jedermann von dem Bilde angezogen fühlt, weiß doch nicht Jedermann, daß eine seltsame und nahezu romantische Geschichte mit demselben in Verbindung steht. Dies ist indeß der Fall und hier folgt die Erzählung:

Eines Tages wurde Balthasar Denner in seinem Atelier durch den Eintritt eines See-Offiziers aufgestört, welcher plötzlich nach Indien commandirt war und eifrig wünschte, seiner Mutter Bildniß mit sich nehmen zu können. Nun gab es in London eine Menge Künstler, und ohne dem Stande Unrecht zu thun, darf man hinzufügen, gibt es gleichfalls heutzutage deren gar viele, welche einen solchen Auftrag mit Herzensfreudigkeit angenommen und kein Bedenken getragen haben würden, nur eine oder zwei Sitzungen zu beanspruchen, das Werk in unglaublich kurzer Zeit, wohl oder übel, zu vollenden und mit vollster Gewissensruhe das Honorar als gebührenden Lohn für ihre künstlerische Geschicklichkeit einzustecken. Aber Balthasar Denner war kein bedürftiger Mann. Ueberdies lag ihm sein Ruf am Herzen. Nie würde er sich haben entschließen können, um des Gewinnes willen ein bloßes Stück übertünchte Leinwand zu verkaufen; er war ein Maler, der seine Kunst liebte und sich unfähig fühlte, seinen Ruhm für Gold zu opfern. Er weigerte sich daher auf das Bestimmteste, das Werk zu unternehmen. Die Zeit däuchte ihm kurz, das Bild zur Vollendung zu bringen. Ehrenhafter Denner! wie Mancher würde dasselbe zusammengepinselt und „pinxit" in die Ecke geschrieben haben! Aber des jungen Mannes Kummer, seine zärtliche kindliche Liebe, der Alles bewältigende Wunsch, der ihn nach dem Besitz von seiner Mutter Bildniß zu erfüllen schien, besiegten des Künstlers Bedenklichkeiten, erregten seinen Genius, befeuerten sein Talent, und einwilligend begann er das Werk mit jener Begeisterung, welche sicher sein darf, mit Erfolg belohnt zu werden.

Die erste, zweite, dritte Sitzung fand statt. Denner schritt schnell und erfolgreich mit seinem

Werk voran; noch wenige Stunden, und der junge Mann, George Wilson mit Namen, würde seinen erstrebten Schatz in Besitz nehmen können. Zunächst dem höchsten Glücke, der Gegenwart eines geliebten Wesens, ist es das Porträt derselben, welches das menschliche Herz tröstet und erhebt. Aber ach! ehe die Arbeit vollendet war, erhilt Wilson den Befehl, sofort zu seiner Mannschaft zu stoßen und unverzüglich nach Indien abzusegeln. Denn obwohl damals, gerade so gut als heute noch, der althergebrachte Geschäftsschlendrian die von ihm Abhängigen unglaubliche Zeit in Erwartung zu halten pflegte, so war es doch keinem der Letztern gestattet, nur die allerkleinste Frist auf sich warten zu lassen. Der junge Mann riß sich daher los und eilte an Bord des „Drachen“, „Skorpions“, „Adlers“, oder wie noch der Name des Schiffes gelautet haben mag. Er hatte nur noch Zeit, eine Zeile an Denner zu entsenden, womit er ihn bat, das Bild zu vollenden und ihm nach Calcutta nachzuschicken, da er keine Aussicht habe, vor Ablauf von mindestens fünf Jahren zurückzukehren.

Der Künstler that sein Möglichstes, die Mutter zu trösten. Seine Kunst hatte ihn gelehrt, sanft zu sein, und im steten Umgange mit dem Schönen hatte sein Herz sich mit Wohlwollen erfüllt. Er vollendete das Bild und Jedermann pries es als den Triumph der Kunst. Mrs. Wilson übernahm die Absendung desselben nach Calcutta. Vermehrte Ansprüche füllten völlig des Künstlers Muße, die hohe Nobility begehrte in Masse seine Dienste, Glück und Ruhm waren für ihn gemacht. Aber ein widriges Geschick schien sich an das mütterliche Bildniß zu ketten. Bevor die Absendung desselben erfolgen konnte, wurde die Dame krank, ihr Zustand verschlimmerte sich und sie starb. Nach ihrem Tode fanden sich Schulden vor und ihr ganzes Vermögen wurde mit Beschlag belegt. Was sich vorfand, kam zur Auction; das Bild theilte das allgemeine Schicksal und wurde dem Höchstbietenden zugeschlagen. Händler und Trödler pflegen sich nicht durch feinere Gefühle der menschlichen Natur auszuzeichnen; ihre Empfindsamkeit wird stumpf im feilschenden Getrieb der Welt; für sie ist Alles nur ein mehr oder weniger annehmbarer Handel, — zum Ersten, Zweiten, Dritten, — zugeschlagen!

Nach fünf Jahren kehrte George Wilson nach London zurück, mit mehr Gold in der Tasche und mehr Gelb in der Gesichtsfarbe, als er zur Zeit seiner Abreise aufzuweisen hatte, aber er fand weder das Original, noch das Porträt. Er fühlte sich, durch zwiefachen Schlag, zwiefach verwaiset. Das Bild würde seinen Kummer gesänftigt haben, aber das Bild war nicht zu finden. Wie konnte er erfahren, was daraus geworden? Dennoch beschloß er, es wieder zu erlangen und den allmächtigen Zauberer, Gold, zur Erreichung seines Zieles in Bewegung zu setzen. So erfuhr er denn auch, daß es in die Hände von Gemäldehändlern gefallen, von England nach Deutschland und zuletzt nach Holland gewandert sei.

(Schluß folgt.)

Das Loos der Frauen im Morgenlande.

(Fortsetzung.)

In Indien sind die Zustände des weiblichen Geschlechts durch das uralte Gesetz Manu's auf eine ganz ähnliche Weise geordnet. Nach dessen Bestimmungen darf ein Mädchen, eine junge Frau, eine Frau bei Jahren nicht das Mindeste nach eigenem Willen thun, selbst nicht in ihrem Hause. Sie ist und bleibt von Eltern, oder Mann, Söhnen, Anverwandten, und in Ermanglung solcher, vom Fürsten abhängig. Sie steht also in der Mund, wie die altdeutsche Frau, mit dem einzigen Unterschiede, daß diese doch wenigstens in häuslichen Dingen mit der Leitung nach freiem Willen betraut war. Die indische Frau soll nach dem Ausdruck des Gesetzes den Mann ehren wie einen Gott, selbst wenn er untreu ist, und man muß mit den religiösen Ansichten der Hindus bekannt sein, um die Bedeutung dieses Ausdrucks gehörig würdigen zu können. Zwar befiehlt der indische Gesetzgeber dem Manne, seine Frau gut zu behandeln; aber was kann diese wohlgemeinte Verordnung für eine Wirkung haben gegenüber von einem System der Abhängigkeit, welches seit so langer Zeit von Manu festgestellt, mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit von einer Nation beobachtet wird, welche an den Stillstand gebunden, heute noch dasselbe ist, was sie vor 2000 Jahren war?

In den Gesetzen und Gebräuchen Persiens

finden wir zwar nichts von einer Erkaufung der Frau durch den Mann; aber diese Thatsache ist doch von keinen für das weibliche Geschlecht günstigen Folgen begleitet. Und dies kommt daher, weil die Perser der Ansicht sind, das Weib sei blos zur Fortpflanzung der menschlichen Gattung geboren. Dieser Glaube, verbunden mit der Religion des Landes, welche dem Manne erlaubt, so viel Frauen zu haben, als er immer will, wofern nur dieselben nicht an einen andern Mann gebunden sind, macht, daß die Frauen Persiens in engerem Gewahrsam gehalten werden, als an irgend einem andern Ort der Erde. Die Serails der Türken und ihres Großherrn sind öffentliche Orte verglichen mit den persischen Harems, und wenn die Frauen hier reisen, so sind die ihnen Begegnenden verpflichtet, sich vor ihnen zu flüchten. Zoroaster, der alte Gesetzgeber der Perser, will, daß die Frau den Mann ehren soll, so zu sagen, wie einen Gott, und dies ist nicht blos ein uneigentlicher Ausdruck; denn kurz darauf gibt er an, in welcher Weise sich die Frau, nachdem sie von ihrem Lager aufgestanden, vor ihrem Manne niederwerfen soll, um seine Befehle einzuholen, und er fügt hinzu, daß die Unverheiratheten des Geschlechts ihrem Vater, oder Bruder, oder dem, von welchem sie sonst abhängen, dieselben Pflichten erweisen sollen. In den ältesten Zeiten Persiens bekam die Frau kein Heirathsgut; ihre Eltern gaben ihr nur einige Kleidungsstücke und Kleinodien je nach ihrer Lage mit. Aber der Mann setzte jeder Zeit der Frau ein beträchtliches Witthum aus. Zwar ernannte sie ihn unter der Aeußerung: Alles, was sie besitze, gehöre ihm an, zu dessen Bewahrer, hatte aber im Falle der Scheidung das Recht, ihr Witthum zurückzufordern. Später kam auch der Brauch der Ausstattung einer Frau bei den Persern als zweckmäßig auf und fand bald allgemeine Verbreitung. Zoroaster hatte wenigstens der Ehe durch die Religion noch eine Weihe ertheilt und dadurch in dies Verhältniß eine Aenderung gebracht; Mahommed dagegen als Gesetzgeber und Sittenlehrer unter Zoroaster stehend, hat einen davon ganz verschiedenen Grundsatz aufgestellt, da es ihm vor Allem darauf ankam, zu herrschen. Für ihn ist die Ehe ein blos bürgerlicher Akt, den man, ist einmal der Wunsch vorhanden, eine Frau zu heirathen, vornehmen kann, ohne daß selbst die Zustimmung der Eltern erforderlich wäre. Hierin blieb er seinem Plane, die Araber an sich zu fesseln, getreu, indem er ihnen eine gefällige und nachsichtige Religion gab und selbst noch für die andere Welt Lust und Freude in Aussicht stellte.

Darum trifft man nun auch die größte Verschiedenheit bei den Ehen seiner Anhänger, namentlich in der Türkei; bald erhält nämlich der Mann die Frau mit ihrer eigenen und mit ihrer Eltern Zustimmung; bald ist dieselbe eine gekaufte Sclavin, welche ihr Herr zum Range seiner Gattin erhebt; bald ist es eine mit Gewalt Entführte, welche ihr Räuber zu seiner Frau erklärt. Mahommed hat, wie die übrigen Gesetzgeber Asiens, es vergessen, daß die Frau geboren ist, die gleichberechtigte Gefährtin des Mannes und nicht seine Sclavin zu sein. Deßwegen macht auch der Koran Unterwürfigkeit und Gehorsam zur ersten Pflicht der Frauen und gestattet dem Manne, die widerspenstigen zurechtzuweisen, zu verstoßen und selbst zu schlagen, wobei überall von dem Gedanken ausgegangen wird, die Natur des Mannes stehe höher, als die des Weibes. Nach dem Koran bringt der Mann die Mitgift in die Ehe, und sie gehört der Frau, wenn er sie verstößt. Auch die Verwaltung derselben steht der Frau zu, wenn der Mann sie ihr überlassen will und sich nach der Anweisung des Koran zuvor von ihrer geistigen Befähigung hiezu überzeugt hat. Diese gesetzliche Bestimmung und ähnliche über Witthum und Erbantheil der Frau an der Hinterlassenschaft des Mannes dienen zum Beweise, daß die Frau hinsichtlich ihrer Habe von Mahommed besser bedacht wurde, als hinsichtlich ihrer Person. Den Schlüssel zu dieser widersinnigen Behandlung erhalten wir durch die Thatsache, daß in despotischen Staaten die Frau ein Gegenstand des Luxus ist und im höchsten Grade Sclavin sein muß. Und so versagen denn auch die Muselmänner und namentlich die Türken ihren Weibern nichts, wofern dieselben nur zu ihren Gunsten auf alle Unabhängigkeit und auf alle Würde Verzicht leisten.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Wiederbelebung der Pflanzen durch Eisenvitriol.) Wie immer eine Pflanze, ein Strauch, ein Bäumchen dünn aufschießen, vergeilen mag, braucht man nach Herrn Gris zur Wiederbelebung dieser Pflanze, und um ihren Blättern ihr gesundes, frisches Grün wieder zu ertheilen, sie nur mit einer Auflösung von 7—16 Gewichtstheilen Eisenvitriol in 1000 Theilen Wasser zu begießen. Die vortrefflichen Wirkungen dieses wohlfeilen Mittels gewähren im Gartenbau sehr großen Vortheil.

Verschiedenes.

(Der Gascogner.) Es wollte ein Gascogner einst mit dem Packetboote nach England reisen, doch kam er zu spät in Calais an und mußte sich durch einen Schiffer-Nachen nachfahren lassen. Er holte in ein paar Stunden glücklich das Packetboot ein, und da es indeß dunkele Nacht geworden war, so kletterte er an dem Bord in die Höhe, ohne daß man den Nachen, der sich wieder fortmachte, gewahr wurde. Es hatte stark geregnet und der Gascogner war durch und durch naß. Er ging gerade nach der Cajüte, und da man ihn fragte, wo er herkäme, so antwortete er: „Zum Teufel! wie sollte ich nicht naß geworden sein, da ich Euch von Calais habe nachschwimmen müssen!" Die Passagiere sahen einander an. Ein englischer Lord fragte ihn endlich, ob er denn wirklich ein so außerordentlicher Schwimmer sei, und ob es wahr wäre, was er sagte: „Ja freilich, und es ist mir sauer genug geworden, Sie wieder einzuholen!" antwortete der Gascogner. Der Engländer fragte dann weiter, ob er wohl, wenn sie nach London kämen, mit einem Mohren, den man für den besten Schwimmer in ganz England halte und mit dem sein Herr schon große Summen gewonnen hätte, um die Wette schwimmen wolle. „O ja," antwortete der Gascogner, „warum sollte ich das nicht thun, denn mir kann Niemand gleich kommen!" Sie machten darauf ihren Handel mit einander richtig, und als sie nach England gekommen waren, so wurde die Wette verabredet. Der Mohr und der Gascogner erschienen am Ufer des Meeres, mit ihnen viele vornehme Herren, die auf sie gewettet hatten, und sie sollten eben die Kleider ablegen, als der Mohr bei dem Gascogner einen Kasten gewahr wurde und ihn daher fragte, was er denn mit diesem Kasten machen wolle. „Mein Freund," antwortete der Gascogner, „ich habe Lebensmittel darin und wollte Dich eben fragen, ob Du Dich nicht auch zur Reise versehen hättest, denn ich schwimme gerade nach Gibraltar und auf dem Meere gibt es keine Wirthshäuser." Als der Mohr das hörte, ging er zu seinem Herrn und sagte ihm, er möchte seine Wette nur verloren geben, denn mit dem Kerl möchte der Teufel um die Wette schwimmen.

Ein englischer Geschäftsmann, so erzählt die „Times", reiste durch die Pyrenäen, als er einen seiner excentrischen Landsleute einen Berg besteigen sah, von dem man sagte, daß schon Mancher darauf den Hals gebrochen. Er eilte sofort dem Manne nach und erreichte ihn, als er eben an einer weniger gefährlichen Stelle ausruhte. „Sie können nicht leugnen, Sir", redete er denselben an, „daß Sie bei jedem Schritte hier große Gefahr laufen und unter solchen Umständen eine Lebensversicherung von großem Werthe ist. Ich bin Agent der X-Versicherungsgesellschaft gegen Unglücksfälle; Papier und Tinte habe ich bei mir, wollen Sie nur gefälligst unterzeichnen." Der erstaunte Reisende sah die Nützlichkeit des Anerbietens ein und unterzeichnete.

(Der bequeme Bettler.) „Herrjes, August! Du schnall'st Dir alleweil schon Dein Been ab. Bettelst'n heute nich mehr?" — „Na, Du Schafskopp, ick schnall et ja man um den andern Fuß, denkste denn, man kann den janzen Dag uf derselbe Been humpeln?"

Auflösung der Charade in Nro 35:
Gefährde. Gefährte. Gefährt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 37. Samstag, den 26. März **1859.**

Der deutschen Rechten.

Dir, Reichbegabten, will ich singen
Vor Allen heute meinen Sang,
In hehren Tönen soll es klingen,
Wie Orgelton und Glockenklang.

Noch hallet von der Isar Strand
Der Männer Wort laut allerwärts;
Noch bebt vom Drucke ihrer Hand
Gar freudig auf das deutsche Herz.

Dein Biederschlag, den du geführt,
Er hat das deutsche Herz durchdrungen;
Drum sei ein Lob, wie sichs gebührt,
Aus voller Seele dir gesungen.

Wohl preiset man die hehre Kraft,
Den Geist, der in dem Deutschen lebt,
Wenn er dem Staube sich entrafft,
Ins Reich der Ideale schwebt;

Wenn er der Dinge Stoff und Plan,
Wozu und wie das Alles ist,
Wenn er der Sphären Größ' und Bahn
Gleichsam mit Sonnenflügeln mißt.

Mit Recht strömt ihm des Päans Preiß,
Dem schöpferischen deutschen Geist,
Doch auch der Rechten Kunst und Fleiß
Sind werth, daß sie mein Griffel preißt.

Wer kennet nicht das hehre Gut,
Dem du begeistert dich geweiht,
Zu tauchen in des Himmels Glut
Den Pinsel der Unsterblichkeit?

Die Kunst, der Formen Harmonie,
Der Glieder Bau und zarte Wellen
Mit holder Anmuth und Grazie
In starrem Erze darzustellen?

Wer kennet nicht den deutschen Sang,
Der Deutschen liederreichen Mund,
Wenn ihm des Hymnus Feierklang
Entströmet aus des Herzens Grund?

Die Kunst, die dir vor Allen hold
Apoll in Fülle dir verlieh'n:
Zu locken aus der Saiten Gold
Der Töne süße Melodien?

Dem Schifflein an dem Webebaum,
Das rastlos durch die Fäden gleitet;
Dem Ackerpflug an Waldes Saum,
Der segnend durch die Fluren schreitet;

Ja, deiner Werke Kunst und Fleiß,
Ihm strömt mein Lied, des Dankes Gluth;
Doch gilt es einem andern Preiß,
Der jetzt in deiner Sehne ruht.

Nicht ferne ist, daß du gezeigt,
Was fest geeinter Sinn vermag,
Da, als von deiner Wucht gebeugt,
Des Korsen Trotz und Stolz erlag;

Als von Gigantenkraft geschwellt
Der Schlachten Würfel du gerüttelt,
Von Kampf umsprüht auf blut'gem Feld
Das Sclavenjoch du abgeschüttelt.

Sieh abermals zum Sprung gerüstet
Des Leuen Branke scharf bewehrt,
Nach deutschem Blut es ihn gelüstet,
Von deutschen Marken er begehrt.

Hast du gehört der Männer Wort,
Der Männer dort am Isarstrand?
Wie es gewogt von Ort zu Ort
Gar mächtig hin durchs deutsche Land?

Drum auf den Feind, du deutsche Faust!
Laß fühlen deiner Sehne Wucht!
Und tüchtig ihm das Fell zerzaust,
Wenn ohne Grund er Händel sucht!

Neustadt. Streuber.

Das Porträt einer Mutter.

(Schluß.)

Bald darauf wurden Amsterdams Bilderhändler von einem Engländer — einem reisenden Kunstkenner — besucht. Es war George Wilson, der seiner Mutter Bildniß suchte. Gemälde genug und mehr als genug waren zu sehen. Inneres von Küchen, Außenseiten von Wirthshäusern, große Licht- und Schatteneffecte, bald eines Palastes, bald eines Gefängnisses, verschwenderische Söhne wie Bürgermeister zugestutzt und Bürgermeister mit ganz derselben ausschweifenden Miene, wie leichtfertige Söhne; — aber all dies behagte dem Kenner nicht. Endlich jedoch fand er den gesuchten Gegenstand: der nachsinnende Ausdruck, die mildblickenden Augen, die einfach gewählte Kleidung, der dämmernde Hintergrund, — kein Irrthum konnte obwalten, es war der Mutter Bild. Hastig fragte Wilson nach dem Preise, aber die Hast verrieth sein Geheimniß, der Händler erkannte den Werth des Schatzes, den er besaß. Er erklärte demgemäß, daß ein so vollendetes Bild ihm nicht feil sei, und befahl einem Diener, dasselbe als nicht verkäuflich umgekehrt gegen die Wand zu stellen. Wilson that sein Mögliches, den Händler zum Verkauf des Gemäldes und der Angabe des Preises zu bewegen. Dieser jedoch weigerte sich für den Augenblick so standhaft, obwohl er versprach, sich's bis zum nächsten Tage überlegen zu wollen. Als aber Wilson nächsten Tages nachfragte, verlangte der phlegmatische Holländer einen so hohen Preis, daß an Kauf nicht mehr zu denken war. Er hatte über das Ziel hinausgeschossen. Dennoch setzte der junge Mann seine Bemühungen fort, bis er zuletzt benachrichtigt wurde, daß das Bild einem reichen Bürgermeister, als Kunstkenner berühmt, verkauft sei. Man denke sich des treuen Sohnes Verzweiflung. In solcher verließ er des Kunsthändlers Laden und eilte verwirrten Sinnes durch die Straßen, als seine Aufmerksamkeit durch den Anblick eines Gesichtes erregt wurde, welches mitten im Schwarm fremder Physiognomien eine unbestimmte Erinnerung in ihm wach rief. Schärfer hinblickend fiel es wie Schuppen von seinen Augen und er erkannte den Maler Denner. Der junge Mann legte seine Hand auf die Schulter seines so unerwartet wieder gefundenen Bekannten, rief die Umstände ihres ersten Zusammentreffens in dessen Gedächtniß zurück, erzählte die Geschichte seines Kummers und fand in ihm denselben gütigen theilnehmenden Freund, als ehemals. Reichthum verdirbt. Die meisten Menschen, sobald sie die Höhe des Glückes erreicht haben, vergessen sie Diejenigen, welche einst in den niedern Gründen ihre Nachbarn waren. Bei Denner war dies jedoch nicht der Fall. Sich nach dem Namen des Käufers erkundigend, versicherte er den jungen Mann seines wirksamsten Beistandes, „denn," sagte er, „dieser würdige Bürgermeister ist einer meiner besten Freunde und wird mir sicher erlauben, das Bild zu copiren; weigert er sich indeß, so muß man sich an seine vortreffliche Ehehälfte wenden, und sollte Beides fehlschlagen, so suchen wir die Theilnahme der Tochter Phöbe zu gewinnen, welche Vater und Mutter zu regieren versteht."

Der gütige Denner machte sich ohne Aufschub an's Werk. Der Bürgermeister erklärte sich der Bitte geneigt und seine Frau und Tochter, letztere schön und licht wie ein Frühlingsmorgen, interessirten sich warm für des verwaiseten Engländers Geschichte. Sie gingen sogar so weit, sich näher nach ihm zu erkundigen und seine persönliche Bekanntschaft zu wünschen. Am nächsten Tage stellte Denner ihn vor. Der Bürgermeister fand ihn verständig und angenehm; seine Gattin erklärte ihn für das Muster eines guten Sohnes; des Bürgermeisters Tochter – nun Phöbe sagte eigentlich kein Wort; wenn aber Erröthen etwas bedeutet, so war sie am eifrigsten in seinem Lobe. Der Besuch wurde wiederholt; wieder und wieder kam Wilson zum stattlichen Hause des stattlichen Holländers und jedes Mal konnte man bemerken, daß Phöbe schöner und schmachtender als gewöhnlich aussah und daß, sobald Wilson und der Maler die sym-

metrischen Spazierwege des Gartens aufsuchten, sie den Blumen desselben ihre besondere Pflege angedeihen ließ.

Eines Morgens sprach Denner bei Wilson vor und machte ihm die überraschende Eröffnung, daß er ihm nicht die Copie, sondern das Originalgemälde anzubieten komme.

„Unmöglich," sagte der junge Mann; „der Bürgermeister schätzt es zu hoch, ich muß mich mit der Copie begnügen."

„Aber ich habe diese noch nicht vollendet," sagte der Maler, „und ich gedenke es niemals zu thun!"

„Doch, Sie haben es mir heilig versprochen!"

„Und ich werde mehr halten, als ich versprach."

„Wie kann dies sein?"

„Ich versichere Sie des Besitzes des Originalgemäldes — und nicht nur dieses allein, sondern in Begleitung einer lieblichen Gattin, würdiger Eltern, der Gunst eines Bürgermeisters und der glänzenden Mitgift von eines reichen Bürgermeisters Tochter."

„Was meinen Sie?" fragte staunend, obwohl erröthend und mit Herzklopfen, der junge Mann.

„Geben Sie mir," antwortete der Maler, „das Recht, über Sie zu verfügen und jenen Ring von Ihrem Finger."

„Aber", gegenredete George, „ich habe schon über mich verfügt, meine Neigung ist nicht mehr frei."

„Ich weiß es; aber ich denke, wir haben dasselbe Ziel im Auge."

Der verlangte Ring war ein Andenken der so zärtlich verehrten Mutter und George zögerte, sich davon zu trennen; aber der Maler nannte den Namen „Phöbe" und alle Bedenken lösten sich im Strom der electrischen Freudigkeit, der plötzlich des jungen Mannes Herz überfluthete.

Denner nahm den Ring und versprach in zwei Stunden wiederzukehren.

Die Holländer sind sprichwörtlich ein langsames Volk. Niemals aber hatten die Stunden, sogar in Amsterdam, George Wilson so lange gedäucht; er glaubte in der That, des Weltalls Kreislauf habe sein Ende erreicht. Die Glocken der Stadtuhren schlugen mit verzweifelter Bedächtigkeit; das Sand im Stundenglase fiel mit außergewöhnlicher Langweiligkeit und die liebe Sonne war vollends am Himmel festgenagelt. Trotz Alledem kam Denner endlich zurück. Ohne zu sprechen, drückte er warm seines jungen Freundes Hand und eilte in freudiger Hast mit ihm hinweg. So gelangten sie in des Bürgermeisters Haus; dieser hörte für zwei und eine halbe Minute lang auf zu rauchen und machte einige allgemeine Bemerkungen beglückwünschender und wohlwollender Natur; seine Gattin vergoß einige Thränen und Beide bemerkten zuletzt, daß Phöbe im Garten sei. Braucht man hinzuzufügen, daß George nicht zögerte, sie dort aufzusuchen?

Ebenso wenig bedarf der Schluß vieler Worte. George Wilson heirathete des Bürgermeisters Tochter und unter der Mitgift, so reich und gediegen, wie sie nur holländische Größe zu geben vermögen, befand sich das Porträt seiner Mutter, den Namen des Malers und das Datum 1724 tragend, wie sie noch darauf zu finden sind. Wie es später in den Besitz dieses Edelmannes kam, der es seinerseits an die Kunstagenten des Louvre verkaufte, gehört nicht zur Geschichte seines Ursprungs. Doch wohl mögen die Besucher jener Sammlung von Kunstschätzen mit erhöhtem Interesse auf das Bild blicken, wenn sie bedenken, welch' tiefe kindliche Neigung sich einst daran kettete und wie groß und wohlverdient das Glück war, welches sein Dasein begründete.

Das Loos der Frauen im Morgenlande.

(Schluß.)

Die Lage der Frau bei den Hebräern war, wie schon im Eingang angedeutet wurde, besser, als die ihrer Schwestern bei andern morgenländischen Völkern. Zwar erscheint auch bei den Hebräern nach den Aussprüchen des göttlichen und des menschlichen Rechtes der Mann als Gebieter der Frau, doch wird sie daneben des Mannes Gehülfin genannt, die er — das deutet schon die uralte Erzählung von der Bildung des Weibes aus einer Rippe des Mannes an — als sein zweites Ich betrachten soll. Zwar wurde wie bei andern orientalischen Völkern, deßgleichen bei den ältesten Griechen und unsern deutschen

Ahnen, so auch bei den Hebräern die Frau gekauft oder in seltenen Fällen verdient, allein dieser altherkömmliche Brauch mochte im Fortgang der Zeit von seiner ursprünglichen Bedeutung so viel verloren haben, daß man keine weiter herabwürdigenden Vorstellungen von dem Weibe damit verband. Allerdings standen die hebräischen Frauen auch gesetzlich hinter den Männern zurück, insofern sie von ihren Ehegatten, und zwar nicht blos wegen Verletzung der ehelichen Treue, unter der Form eines Scheidebriefes entlassen werden konnten, während ihnen das Recht der Scheidung nicht zukam, auch insofern sie keinen besondern Antheil nach dem Tode des Familienvaters erbten; aber bei Alledem war doch die Schätzung der Frauen im jüdischen Lande eine ungleich höhere, als im übrigen Oriente. Denn obgleich in der Regel sich möglichst im Hause haltend, lebten doch die Frauen wiederum vermischt mit den Männern und folgten ihnen selbst in den Krieg. An Volksfesten nahmen sie unbedenklich Theil und traten im Reigentanze mit der Trommel oder die Becken schlagend auf, und die von geringerem Stande wenigstens traf man selbst bei den Gelagen der Männer an. Einzelne Frauen standen frühzeitig selbst in öffentlicher Wirksamkeit, und es hat vor und nach dem Exil nicht an Fürstinnen gefehlt, die im eigenen Namen die Zügel der Regierung führten. Der Umstand endlich, daß die Vielweiberei nie eigentlich herrschend bei den Israeliten wurde, mußte gleichfalls günstig auf die Achtung des weiblichen Geschlechtes wirken, dessen ehrende Anerkennung besonders auch aus den seinen edeln Zierden ertheilten Lobsprüchen (Sprüchw. Sal. 11, 16. 14, 1. 31, 10 ff.) und aus der Strafrede des letzten Propheten (Maleachi 2, 14) zur Genüge erhellt.

Gemeinnütziges.

Eine harte Plage für den Landmann und den Städter sind nicht selten die Ratten. Der Globe bringt jetzt ein Mittel, das sicher dieses Ungeziefer vertreiben soll, nämlich Büschel der gewöhnlichen Garten- oder Weinraute (Ruta hortensis), die in der Luft getrocknet und an den Balken der Scheune oder Fruchtspeicher, oder in der Nähe der Getreidehaufen aufgehängt werden. Die Ratten sollen sich, bald nachdem die Büschel der Rauten aufgehängt sind, verlaufen. Das gegen den Kornwurm angegebene Mittel der Zwiebel und des frischen Heu's hat sich bei mehreren Landwirthen bewährt.

Verschiedenes.

Das Pariser Theater Molière war gegen Ende v. J. der Schauplatz einer ganz eigenthümlichen Production. Die Production bestand in einem öffentlichen Wettfrisiren. Vierzig Toilettetische mit Spiegeln waren auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, in Reihen aufgestellt, und an diesen Tischen waren unter den beflügelnden Klängen eines großen Orchesters 88 Haarkünstler bemüht, einander den Preis und die Ehre der schönsten Frisur abzuringen. Ein Areopag von 34 „Professoren" übte das Preisrichteramt. Die Zuschauerräume waren gedrängt voll; blos an Coiffeurs waren circa 1200 anwesend, von denen viele aus London, Belgien und Deutschland herbeigeeilt waren. Die Damen befanden sich in den Logen, die Herren nahmen die andern Räume ein. Bei einem Eintrittspreis von 2 Francs betrug die Gesammteinnahme 8000 Franken. Unter donnerndem Applaus wurde Herrn Dondel der erste Preis zugesprochen. Derselbe ward hierdurch für die Saison der erste Friseur von Paris.

Folgende komische Wiedererkennungsscene hat auf der Eisenbahnfahrt nach Jena stattgefunden: A. „Mein Herr, Sie haben also auch in Jena studirt und wollen das Jubiläum mitmachen?" B. „Ja, ich habe aber nur acht Wochen dort studirt." A. „Ich auch nur acht Wochen, denn ich wurde nach Verlauf dieser Zeit wegen eines Pistolenduelles relegirt." B. „Bei Gott, das ist mir gerade so gegangen; darf ich um den Namen bitten?„ A. „Ich heiße A." B. „Was der Tausend, dann sind wir ja die beiden Duellanten!" (Stürmische Umarmung, allgemeiner Jubel im Eisenbahnwagen.)

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 38. Dienstag, den 29. März **1859.**

Die Parole.

Mel.: Was ist des Deutschen Vaterland?

Was soll denn die Parole sein,
Wenn's wieder geht zum Kampf hinein,
Wenn Deutschland auf der Ehren Feld
Sich stolz zur einen Fahne hält?
Das Wort, das Wort,
O nenn' es mir, das große Wort!

Es ist ein Wort, so hoch und hehr,
Zum Sieg gemacht, von Segen schwer,
Das rührt die Brust mit Allgewalt,
Wenn's mächtig durch die Lüfte schallt,
Das Wort, das Wort,
Es ist der Deutschen Gruß und Hort!

Es spricht von Lust, es athmet Kraft,
Bringt Gruß von alter Ritterschaft,
Von Männern kühn, von Frauen schön,
Von grünbegränzten Bergeshöhn,
Von Lieb', von Wein
Soll es ein frisch Gedenken sein!

Wenn ihr's noch nicht errathen habt,
Das Wort, das deutsche Herzen labt,
Das in den Knochen stählt das Mark,
Das Wort, so reich, so schön, so stark:
Der Rhein! Der Rhein!
Der Rhein soll die Parole sein!

Speculation und Heirathslust.

Dr. Blake zählte zu den jüngsten Advocaten der Stadt New-York. Dessenungeachtet war er bereits ein Gegenstand des Brodneides bei vielen seiner älteren Collegen, die wegen Mangel an Praxis auf allerlei Kunststückchen studiren mußten. Jung, von gefälligem Aeußern, feinen Manieren, aus angesehener Kaufmannsfamilie, und in Folge dessen wohl ausgestattet mit Dollars, dieser allmächtigen Triebfeder für das Herz eines Yankees, talentvoll, ein gewandter Redner, und dabei wohlbewandert in allen Quergängen und Schlupfwinkeln des amerikanischen Rechtes und Unrechtes, konnte es sich nicht fehlen, daß er bald eine ansehnliche Schaar von Clienten zu vertreten hatte. Sorglos blickte er in eine heitere Zukunft, mit der süßen Hoffnung, binnen wenigen Jahren zu den ersten Anwälten der City zu zählen.

Eines schönen Vormittags war es in Dr. Blake's Vorzimmer und Bureau ungewöhnlich still. Er durchstöberte emsig hohe Actenstöße, die vor ihm aufgeschichtet lagen, bis endlich ein leises schüchternes Klopfen seine Aufmerksamkeit ablenkte und ihn zu einem lauten „Herein" veranlaßte. Die Thüre öffnete sich und eine schlanke, anmuthige Frauengestalt schwebte mit graziöser Verbeugung in das Zimmer. Ueberrascht sprang der junge Mann auf, trat dabei seinem Königshündchen auf die Pfoten, daß es laut aufheulte, und stieß die Acten über den Tisch hinab, daß sie nach allen Seiten auseinander flogen. Wer will es ihm verargen? Ein so hübsches geistreiches Gesichtchen, so schwarze schelmische Augen, eine so geschmackvolle, elegante Toilette hatte er lange nicht gesehen. Und diese Erscheinung noch dazu in seiner Schikanirhöhle! Fast eben so geblendet, als wenn die Sonne ihn besucht hätte, faßte er sich endlich so weit, der Dame einen Sitz zu offeriren und sich angelegentlich nach ihren Wünschen zu erkundigen, während diese über den Eindruck, welchen sie hervorgebracht, sichtlich erfreut war.

„Ich möchte Sie in einer höchst eigenthümlichen Angelegenheit um Ihren Rath und Bei-

stand bitten," erklärte fast verlegen die Fremde. „Von dem Gelingen oder Mißlingen hängt mein ganzes Lebensglück ab, und doch ist die Sache so delicater Natur, daß es mich unendliche Selbstüberwindung kostet, Sie in dieselbe einzuweihen."

„Haben Sie Vertrauen, geehrtes Fräulein," ermuthigte nicht wenig neugierig der Anwalt, „und bauen Sie fest auf meine Discretion. Wir Advocaten sind halbe Beichtväter. Je freimüthiger Sie sprechen, desto erfolgreicher werden sich meine Bemühungen in Ihrem Interesse gestalten."

„Nun gut," versetzte nach kurzer Pause erröthend die Dame, „so sei es! Ich bin in einen jungen Mann verliebt. Er besitzt alle Eigenschaften, mich glücklich zu machen. Das einzige Hinderniß unserer Verbindung besteht darin, daß er reich ist und ich arm, denn sein Vater hatte Glück im Geschäfte, der meinige Unglück. Wäre ich eine ebenso reiche Erbin, würde seine Hand längst in der meinigen ruhen und seine Familie mit Freuden „Ja" sagen."

„Es ist wirklich unbegreiflich," entgegnete artig der Anwalt, „wie ein gebildeter Mann so materiell und gegen so viel Anmuth und Schönheit blind sein kann. Unsere Landsleute sinnen und trachten, reden und schätzen, rennen und arbeiten, ja lieben nur nach Dollars. Was nicht mit dieser Elle gemessen werden kann, vernachlässigen sie. Wie können wir da helfen? Was gedenken Sie zu beginnen?"

„Ich wollte Sie um Ihren bewährten Rath bitten, mir Mittel und Wege anzugeben, wie ich es beginnen muß, um den jungen Mann zu zwingen, daß er mich heirathet."

Der Herr Doctor, nicht wenig belebt durch dieses naive Geständniß, erklärte nach kurzem Bedenken: Ich werde mich ungemein glücklich schätzen, Sie in einem so lobenswerthen Unternehmen zu unterstützen. Jedenfalls muß der junge Mann ein ganz undankbares Individuum sein, wenn er sich je über die List beklagen sollte, welche ich Ihnen empfehlen werde. Ich vermuthe, mein Fräulein, daß es Ihnen ein Leichtes sein wird, diesen Junggesellen allein zu sprechen, gleichviel ob in Ihrer oder in seiner Behausung. Suchen Sie also eine halbe oder viertel Stunde mit ihm beisammen zu bleiben, plaudern Sie zur größern Sicherheit unserer Sache im Ernste oder Scherze mit ihm vom Heirathen, entlocken Sie ihm, wenn möglich, eine anzügliche Aeußerung, etwa: „Wie würden wir glücklich sein," oder „wir geben ein Pärchen," oder etwas Aehnliches. Sorgen Sie zugleich dafür, daß zwei Zeugen, zwei Freundinnen von dem ganzen Hergang Kenntniß nehmen, um denselben vor Gericht eidlich constatiren zu können. Gelingt Ihnen das, so stehe ich dafür, daß wir ihn mit Hülfe unserer Gesetze zwingen werden, sich unter Hymen's Joch zu beugen, denn so einfältig wird er nicht sein, schmachvolle Verurtheilung und öffentliche Schande einem so süßen Loose vorzuziehen!"

Neugierig, wie alle Anwälte, gab sich der junge Doctor der Rechte alle Mühe, den Namen des glücklichen Sterblichen zu erfahren. Die Fremde aber blieb verschlossen, und verabschiedete sich, nach umfassender Instruction, mit dem Versprechen, in einigen Tagen wieder zu kommen, um ihren Beschützer von dem Fortschreiten des Planes in Kenntniß zu setzen und sich weiteren Rath zu holen.

(Schluß folgt.)

Das Zeitungs-Inserat.

Der Handlungs-Commis Wilhelm Bartel war ein gutherziger Wildfang von zweiundzwanzig Jahren; das heißt, er war ein ganz braver und brauchbarer junger Mann, hatte aber eine große Liebe zur Versedrechselei und eine fast noch größere Liebe zu hübschen jungen Damen. Unter allen Damen gefiel ihm die niedliche Tochter seines Principals am Besten, was auch gar kein Wunder war, denn die kleine muntere Emma gab unter allen jungen Herren, die sie kannte, wie er recht wohl wußte, ihm den Vorzug. Auch dieses war nicht zu verwundern, denn Wilhelm war ein hübscher Jüngling und auch sie brachte gar zu gerne ihre Gedanken in Reime. Die jungen Leute recensirten gegenseitig die Producte ihres poetischen Talents, und daß da bald der schelmische Amor in den kleinen Liedern sein Spiel hatte, versteht sich von selbst. Eines Morgens fand Emma auf ihrem Arbeits-Tischchen folgende Reime:

Ihr dichtet lange Liebeslieder,
Jedoch, ihr großen Dichter ihr,

Blickt nur einmal zu uns hernieder,
Zu meiner Emma und zu mir:

So deutlich und so kurz ist keines,
Als meiner Emma Lied und meines:
Ich seufzte ihr ein zärtlich „Mein!“
Und leise reimte sie mir „Dein!“

Emma las das Gedicht mit freudestrahlenden Mienen und stützte nachdenkend das Lockenköpfchen in die kleine weiße Hand. Dann setzte sie sich an den Schreibtisch und schrieb:

An Wilhelm.

Und wenn sie ihm auch wirklich heut'
Sein „Mein“ mit „Dein“ nicht reimen kann,
So nahm doch Emma hocherfreut
Das kleine Lied von Wilhelm an.

Eine halbe Stunde darauf lag das kleine Gedicht im Comptoir auf Wilhelms Schreibpult. Aber das Unglück wollte es, daß nicht der Geliebte, sondern der strenge Herr Papa das Blatt in die Hände bekam. Aergerlich rief dieser seinen Commis und befahl dem erschrockenen Wilhelm, binnen drei Tagen sein Haus zu verlassen. Der arme Junge bat um Vergebung, der Principal aber blieb unerbittlich, verließ rasch das Zimmer, hielt seinem weinenden sechzehnjährigen Töchterchen eine Strafpredigt und schrieb dann ein Inserat für die Zeitung. Wilhelm setzte sich traurig eine Viertelstunde in eine Ecke, trocknete sich ein Paar große Thränen aus den Augen und schrieb dann — ein Inserat für die Zeitung.

Am andern Morgen sah ich Emma neben dem Vater stehen. Flehentlich bat sie, den jungen Mann nicht zu verstoßen. Doch der strenge Vater nahm ein Zeitungsblatt vom Tische. „Nein, daraus wird nichts, sagte er, „sieh' nur, gestern habe ich schon folgendes Inserat in diese Zeitung rücken lassen:

„In einem hiesigen Geschäfte wird „sogleich ein mit guten Zeugnissen versehener Comptoirist gesucht.“

„Dicht darunter, wie Du siehst, steht, wie gerufen, folgendes Inserat:

„Ein mit guten Zeugnissen versehener „junger Mann sucht sogleich ein Engagement als Comptoirist, wo möglich in „einem Geschäfte hier in der Stadt.“

„Diesen jungen Mann werde ich, er mag nun sein, wer er wolle, auf jeden Fall engagiren!“ rief der Alte. „Du weißt, was ich gesagt habe, steht wie der Mittelpunkt der Welt!“

„Väterchen, ich halte Dich beim Worte!“ jauchzte Emma, „denn jener junge Mann ist — Wilhelm!“

Male Dir, lieber Leser, das Ende der Geschichte selbst aus, oder studire das letzte Blatt eines Romans, wo sich schließlich die Liebenden bekommen!

Gemeinnütziges.

Ein französisches Provinz-Journal veröffentlicht folgendes unfehlbare Heilmittel gegen die Hundswuth. Bei einem Apotheker drei Handvoll Datura-Stramonium (Stech-Apfel) nehmen, es in einem Liter Wasser auf die Hälfte einkochen lassen, dann dem Kranken auf Einmal eingeben. Nach kurzer Zeit stellt sich ein heftiger, aber nicht lange anhaltender Wuthanfall ein; reichlicher Schweiß tritt ein und nach 24 Stunden ist der Kranke vollkommen hergestellt. Dieses Heilmittel wurde von Hrn. Legrand, Missionär in Anam und Tonkin, mitgetheilt. Derselbe hat es selbst erprobt und bei 60 Befallenen 60 Heilungen erzielt.

Denksprüche.

Wer, eh' er was beginnet, zu viel auf's Ende schaut
Und gar nichts wagen will, und nie dem Glücke traut,
Der lacht zwar, wenn ein Held in der Gefahr verdirbt,
Merkt aber nicht, daß er vor Hunger selber stirbt.

Das Schlimmste, was uns widerfährt,
Das werden wir vom Tag gelehrt.
Wer in dem Gestern Heute sah,
Dem geht das Heut' nicht allzu nah,
Und wer im Heute sieht das Morgen,
Der wird sich rühmen, wird nicht sorgen.

Verschiedenes.

Bei den hohen Preisen mancher Lebensbedürfnisse unserer Tage sieht man häufig mit einem Gefühle, das man fast Neid nennen könnte, auf frühere Zeiten, da man aus den Ueber-

lieferungen sich zu der Annahme berechtigt hält, daß es früher besser gewesen wäre. Eine ruhigere Erwägung der Verhältnisse wird aber immer zu dem Schluß führen, daß jede Zeit ihre bedenkliche Seite gehabt habe. Wie Viele meinen nicht, daß das Mittelalter die goldene Zeit gewesen sei, wo das Leben wirklich angenehm dahingeflossen! Eine nähere Bekanntschaft zeigt aber im Gegentheil, daß man damals bei dem geringeren Geldwerth viel weniger Bequemlichkeit sich verschaffen konnte als in der gegenwärtigen Zeit. Wenn man am Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Frankreich für ein Pferd 16 Livre (nach unserm Gelde 1820 Fr.) für einen jungen Stier 311 Fr., für ein Faß Wein 268 Fr., für eine Elle Tuch 136 Fr., für eine Elle grober Leinwand nach heutigem Gelde 4 Fr. bezahlen mußte, so läßt sich in der That von einer Wohlfeilheit des Lebens nicht gut sprechen. Auch die Miethpreise der Wohnungen waren damals nicht besonders billig, besonders wenn man bedenkt, daß die Städte noch nicht so volkreich, auch die Häuser nicht so groß waren wie jetzt. So zahlte damals ein Canonicus von Notre-Dame von seinem Hause im Claitre einen Miethzins von 5 bis 15 Livres (600 bis 1700 Fr.) und in den verschiedenen Quartieren der Stadt Paris wechselte der Zins für ein Haus, das eine Familie gewöhnlich allein bewohnte, von 5 bis 17 Livres (600 bis 2000 Fr.). Daneben war die Besoldung der Beamten wie der Lohn der Handarbeiter nicht besonders hoch. Der Premier-Chambellan König Philipps IV. erhielt täglich 3 Sols 6 Den. oder 19 Fr. 95 Cent., der Kaplan 6 Den. oder 2 Fr. 85 Cent.; ein Zimmermann oder Maurer erhielt 1 Sol (5 Fr. 70 Cent.), ein Hufschmied 4 Den. oder 1 Fr. 90 Cent., der gewöhnliche Tagelöhner dagegen 9 Den. (4 Fr. 28 Cent.). Springer in seinem interessanten „Paris im dreizehnten Jahrhundert“ kommt daher auch zu dem Schlusse, daß das nackte materielle Leben vielleicht wohlfeiler, aber im Allgemeinen das Leben doch theurer gewesen sei als jetzt.

Ein amerikanischer Autor bezeichnet die gewöhnlichen Ladies, die Nichts verstehen, als im Rocking-Chair zu sitzen und sich bedienen zu lassen, als: „Ein Bündel physischer Hülflosigkeit, eingewickelt in kostspielige Ellenwaaren.“

Ein ordentlicher Arzt wurde zu einem Quacksalber gerufen und sprach sein Erstaunen darüber aus, daß man für eine solche Kleinigkeit bemüht worden sei. „Es ist keine Kleinigkeit, lieber Herr,“ erwiderte der kranke Quacksalber, „denn aus Versehen habe ich einige meiner Pillen verschluckt.“

(Die Sauce.) Schiffskapitain. „He, Kellner, ein Beefsteak — aber mit guter, schmackhafter Buttersauce.“ — Kellner. „Hier, Herr Kapitain, hier ist es schon. —“ — Schiffskapitain. „Was, ist das die Sauce? — Nun wenn das Sauce ist, so bin ich von Ostindien bis hierher in Nichts als Sauce gefahren.“

In Berlin promenirte dieser Tage bei herrlichem Wetter ein Lion erster Klasse, das Glas zwischen die Augen geklemmt, im offenbaren Gefühl seiner Ueberlegenheit den gewöhnlichen Menschenkindern gegenüber, unter den Linden. Vor ihm ging eine allerliebste Bonne, und dies mochte unsern Lion wohl dazu reizen, einen Pfeil nach ihr abzuschießen, welcher ihr seine Empfindungen zu erkennen geben sollte. Im Vorübergehen wendete er sich daher zu dem schönen Kinde und sagte halb näselnd, halb flötend: „Ah, in der That, der erste Schmetterling!“ Die junge Dame war aber auch nicht um eine Antwort verlegen, denn mit einer leichten Verbeugung wendete sie sich daher zu dem Prubelwitz und erwiderte: „Ah, in der That, der erste Maikäfer!“ Der junge Herr machte sich rasch aus dem Staube, konnte aber doch dem Gelächter einiger Personen nicht entgehen, welche die beißende Replik mit angehört hatten.

„Du,“ sagte ein Knabe zu einem andern, „heißt Dein neuer Lehrer nicht Zeisig?“ — „Ja, er heißt Zeisig, aber er ist eigentlich eine Wachtel, denn er schlägt immerfort.“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 39. Donnerstag, den 31. März 1859.

Speculation und Heirathslust.

(Schluß.)

Nach Verlauf von acht Tagen sah der Advocat seine hübsche Clientin wieder eintreten, und ließ ihr kaum Zeit, sich zu setzen. „Nun, meine Verehrteste," rief er, „sind wir recht listig gewesen? Haben Sie bereits glücklich begonnen, dem Arglosen Schlingen unter die Füße zu legen?"

„Ja wohl, Herr Doctor; ich glaube, daß die Schlinge gut gelegt ist, und, Ihnen sei Dank, es wird mir sicher gelingen."

„Haben Sie die zwei Zeugen?"

„Was diesen Punkt anbetrifft, so habe ich zur größeren Sicherheit deren vier."

„Bravo, bravo! — das ist recht," jubelte der Advocat, entzückt über diese Aussicht, und rieb sich vor Vergnügen die Hände.

Nun entspann sich eine lebhafte Unterhaltung. Die Dame war an diesem Tage weit weniger verlegen, und der Doctor auch. Der Gegenstand wurde mit großer Heiterkeit noch ein Mal erörtert und die früheren Vorschriften wiederholt. Ach, wie manches Stichwort, wie manchen bittern Spott mußte das arme Ehestandsopfer ertragen, das nichts ahnte! Endlich wurden die Clienten im Vorzimmer ungeduldig und redeten mit den Füßen und Stöcken eine sehr eindringliche Sprache. „Bringen Sie das nächste Mal Ihre Zeugen mit," bemerkte der Mann des Gesetzes noch beim Abschiede, „damit ich sie instruiren kann, wie sie vor dem Richter auszusagen haben."

Kaum waren drei Tage verflossen, so erschien die Dame freudestrahlend wieder, heute noch ungleich schöner und liebenswürdiger, als früher. In ihrem freudigen Eifer verschmähte sie den angebotenen Sitz und erzählte sogleich:

„Dank, besten Dank, Herr Doctor! Der Strauß ist vollkommen gelungen. Ich hatte zwei Unterredungen mit ihm unter vier Augen, und war jedes Mal eine halbe Stunde mit ihm zusammen, was vier Zeugen eidlich bestätigen können. Er sprach mit mir in bestimmten Ausdrücken vom Heirathen, und ich wußte es so einzurichten, daß meine Zeugen auch die Schlagwörter hörten und eidlich bestätigen können."

„Sie haben die Zeugen mitgebracht, um sie informiren zu können?" fragte der Anwalt, hoch erfreut über das Gelingen eines so hübschen Processes.

„Sie sind zur Stelle. Wir haben verabredet, uns hier zu treffen."

„Können Sie auch fest auf deren Aussagen bauen? Haben Sie Alles gehörig beobachtet?"

„Ueber diesen Punkt bin ich beruhigt. Die vier Zeugen befanden sich vor dem Cabinette, worin wir zusammentrafen."

„Köstlich, herrlich! Sie sind wirklich ein reizendes Wesen, und der junge Mann darf sich Glück wünschen zu dem Loose, welches wir ohne sein Wissen ihm bereiten. Das ist der schönste Rechtsfall meines Lebens. Nun dürfen Sie sich aber auch nicht länger weigern, mir den Namen des beneidenswerthen Opfers zu nennen. Ich kann doch wirklich nicht plaidiren, ohne die Gegenpartei zu kennen. An ein Entwischen ist ja nicht mehr zu denken."

„Sind Sie dessen auch ganz sicher?"

„Vollkommen. Sie wissen ja selbst, wie sehr unsere Sitten und Gesetze die Damen beschützen und die Ehe begünstigen. Es gibt keinen Ausweg, als Heirath oder einen Proceß mit dem schlechtesten Ausgange. Wie heißt er? Kenne ich ihn vielleicht?"

„Ja, mein Herr!“

„Nun, wer ist es?“

„Sie selbst!“ antwortete lächelnd das Mädchen, und hohe Röthe überzog ihre Wangen. „Die Zeugen sind vier falsche Clienten, welche vor der Thüre sitzen.“

Sprachlos und wie vom Blitze getroffen, wich der Mann des Gesetzes bei diesen Worten einige Schritte zurück. Seine Gedanken kreuzten sich noch wirrer, als bei dem ersten Besuche. Allmälig kehrte jedoch die Ueberlegung zurück, und er sah ein, daß der Plan weit besser durchgeführt war, als er selbst gedacht hatte. Sollte er sich als Anwalt dem öffentlichen Spotte preisgeben? Vielleicht hatte er schon im Stillen den geprellten und unfreiwilligen Ehestandscandidaten beneidet und dessen Unglück nicht unangenehm gefunden. Schließlich hielt er es für das Beste, ein schönes junges Mädchen voll Geist und Herz zu heirathen, welches ihm seine Liebe auf eine so originelle Weise zu erkennen gegeben hatte, und unser Berichterstatter meldet, daß er niemals diesen „schönsten Rechtsfall seines Lebens“ zu bereuen hatte.

Das deutsche Dienstmädchen in Amerika.

In Deutschland war das Dienstmädchen gering angesehen und noch geringer bezahlt. Sie mußte alle Dienste verrichten, die man von einem dienstbaren Geist mit Anstand erwarten kann, und oft noch mehr. Der Lohn aber war so gering, daß er kaum zulangte, ein zizenes Fähnchen anzuschaffen und auf den Sonntag eins von Wollenmousselin. Vielleicht war sie nicht in „auswärtigen“ Diensten, sondern lebte bei ihren Eltern, armen Taglöhnern, die selbst kaum im Stande waren, das tägliche Brod zu verdienen, und wußte vom Leben bis jetzt gar nichts, als daß es aus Arbeit und Kartoffeln besteht.

Da hört sie von Amerika und wie dort die Dienstmädchen sich als „Ladies“ kleiden und bezahlt seien, gleich fürstlichen Leib-Weißzeug-Verwalterinnen. Sie ging daher zu Rathe mit ihrem Schatz, dem Bauernknechte oder Schreinergesellen oder was er sonst war; mit vieler, vieler Mühe wurde das Geld zusammengebracht, um in's gelobte Land hinüberzuschiffen — und fort ging's nach Amerika!

Sie kam hier an in ihrer vaterländischen Tracht, im zizenen Kleidchen, im kattunenen Schürzchen und ohne andere Kopfbedeckung, als die der liebe Gott auch den Thieren gegeben hat. Aber trotz Alledem — ihr Schatz muß wochenlang zusehen, bis er eine Stelle und Arbeit bekommt; sie hat nach zwei Tagen schon einen Dienst! Deutsche Dienstmädchen sind ein gesuchter Artikel in Amerika.

Freilich, mit dem ersten Dienst dauert's nicht lange.

„Wie viel hast Du monatlich?“ fragt sie eine Freundin, die schon längere Zeit „im Lande“ ist und sich auskennt.

„Vier Thaler nur,“ ist die Antwort.

„Wo denkst Du hin? Du kannst sechse haben; Du mußt zu Amerikanern in Dienst gehen!“

Gott, welche Aussicht! Zu Amerikanern! Danach hat sie schon lange gedürstet; davon hat sie schon geträumt bei der Herüberfahrt, wenn ihr ihr Schatz Zeit dazu ließ, zum Träumen nämlich. — Zu Amerikanern! Eine Stelle bei Amerikanern betrachtet sie mit denselben Augen, wie ein deutscher Bediente eine Stelle bei einem Grafen! — Die Amerikaner werden ja alle als Crösus geboren und sind nebenbei Geschwisterkinder von Lords und Herzogen! Sie kann noch nichts englisch, erst ein paar Worte: Yes und No; aber das thut ja nichts; die Amerikaner sind ja so liebreiche, zuvorkommende Leute, die nehmen sie doch an, und — die technischen Küchenausdrücke werden bald gelernt sein. Allerdings, das bischen Englisch, das sie in ihrer Küche braucht, ist bald gelernt. Auch sonst kommt sie zurecht, denn die Küche einer „gewöhnlichen“ amerikanischen Familie ist bald bestellt. „Beefsteak und Hammelfleisch, Kartoffeln und Weißkohl“ — die Speisen sind so ziemlich leicht zuzubereiten. Aber — es will ihr doch etwas sonderbar vorkommen, daß gar nichts Anderes gekocht wird, und es will sogar ihrem Gaumen nicht behagen, das ewige Beefsteak und Hammelfleisch! Und gar vollends die Ordnung der Dinge, daß was Morgens warm genossen wurde, Abends wieder kalt auf den Tisch kommt, ist nicht nach ihrem Geschmack! Es müssen doch keine Lords sein, bei denen sie ist. Und dann die schreckliche Isolirtheit! Da ist keine liebe Freundin und Collegin, mit

der man am Brunnen zusammenkommt, um das Herz gegenseitig auszuschütten; denn man geht gar nicht an den Brunnen, weil man das Wasser im Hause hat. Da ist keine Hausfrau, welche die Neuigkeiten so gerne mit anhört, die die Magd zu erzählen weiß; denn die Hausfrau und das Dienstmädchen verstehen einander gar nicht, viel weniger plaudern sie mit einander. Da ist kein Jacob oder Fritz in der Nähe, mit dem man Abends nach gethanener Arbeit um die Ecke gehen und ein Stündchen „schwatzen“ kann. Immer in der Küche ist sie, die für sie Wohnzimmer, Arbeitslocal und oft Schlafgemach zugleich. Das eigentliche Wohnzimmer, der „Parlor“, ist nicht für sie da. Da innen hat sie nichts zu thun, als den Bodenteppich auszulüften und die Möbel auszustäuben.

Sie hält's nicht lange aus; besonders wenn es mit dem versprochenen Siebenthalerlohn happert, d. h. wenn er nicht verabfolgt wird, wie's bei derlei amerikanischen Familien nicht gar selten vorkommt. Was hat ein Amerikaner sich viel um so ein „Dutch Girl“ zu kümmern!

Nunmehr beschließt sie wieder zu Deutschen in Dienst zu gehen. Aber sie ist jetzt wählerisch geworden. Ein Vierteljahr in New-York hat einen großen Unterschied hervorgebracht und man kennt sie gar nicht mehr; die Anne Marie von Kaltenbach, oder die Katharine von Kirchentellingsfurth! Sie heißt jetzt Mary oder Kathrine und geht auf keinen andern Namen mehr. Sie geht auch nicht mehr im Kattunkleid herum oder gar vollends ohne Kopfbedeckung. Im Gegentheil, sie trägt einen Hut mit Schleier und ein Kleid von feinem Mousselin und nach der neuesten Mode gemacht. Sie ist daher nicht mehr geneigt, zu einer Familie „mit Kindern“ zu gehen; sie kann das Kindergeschrei nicht ertragen und liebt's noch viel weniger, Kinder herumzutragen. Auch der Küchendienst ist ihr so ziemlich zuwider, wenigstens die gröbere Arbeit darin, wofür jedenfalls ein anderer Dienstbote engagirt werden muß. Eine Stelle als Kammermädchen oder Zimmerzofe ist noch am meisten nach ihrem Geschmacke, aber unter acht Thalern per Monat und einen Ausgangstag alle acht Tage thut sie's in keinem Falle. Sie fühlt sich!

Nach einem halben Jahre besitzt sie zwei seidene Kleider und einen weißen Atlashut. Ein halbes Jahr darauf kommt noch eine schwarze Mantille mit Spitzen dazu, nebst kurzen Filethandschuhen. Sie ist eine vollständige Lady, und fehlt nur noch die Crinoline, in Ermangelung deren ein paar dünne Faßreifen ausreichen. Zwar solche Dinge, die man nicht sieht, sind ihr vollkommene Gleichgültigkeiten; und Reinlichkeit ist überhaupt nicht ihre Passion; aber eine goldene Broche — sechskarätig thut's auch — und etwelche Ringe mit Steinen dürfen nicht fehlen.

Nunmehr wird sie eine besondere Freundin von Daguerreotypen. An jedem Ausgangstage nimmt sie einen halben Thaler in die Tasche und läßt ihr „Likeneß abnehmen“, d. h. sie läßt sich daguerreotypiren und photographiren, und sendet die „Likeneßer“ nach Deutschland an ihre Verwandte und Freunde. Die müssen sie doch auch in ihrem „Staate“ sehen! Sobald wieder ein neuer Hut oder ein neues Kleid angeschafft wird, muß wieder „Likeneß“ hinaus.

Wie sie von Deutschland fortging, hatte sie sich vorgenommen, wenn sie einmal ihre zwanzig Gulden verdiene, im Jahre wenigstens ihre zweihundert Gulden zu sparen. Jetzt aber nach zwei- oder dreivierteljähriger Dienstzeit besitzt sie nichts als einen Koffer voll Kleider.

Dies bringt sie zum Nachdenken, d. h. nunmehr ist sie in das Zeichen des Wendekreises getreten. Entweder siegt die Liebe zu schönen Kleidern, und dann geht sie in's Basement „mit freundlicher Bedienung;“ oder siegt die Liebe zum Fritz oder Jacob, und es wird geheirathet. Aber — dann gute Nacht Kleiderpracht! Ein Arbeiter kann so viel verdienen, daß ein Ehepaar leben kann. Er verdient auch so viel, daß ein paar Kinder mitleben können; aber — eine Lady kann er nicht mit erhalten! — gar bei dieser schlechten Zeit. — Madame ist keine „Madame“, sondern eine Ehefrau, wenigstens am Werktage, und muß selbst waschen, selbst einkaufen, selbst heimtragen, selbst scheuern, selbst Schuhe putzen! Nur gut, daß es einen Sonntag gibt und Sacred Concerte und Biergärten, wegen der seidenen Kleider nämlich, die man vom „Ledigsein“ her noch hat.

Besondere Liebhabereien des Dienstmädchens sind Bälle und Theater. Von Leichenbegäng-

nissen ist sie so wenig eine Freundin, wie vom Kirchenbesuch.

Ihre Sehnsucht nach Deutschland ist sehr gering. Dort wäre sie jetzt noch Wassersteinquelle. Aber zeigen möchte sie sich doch einmal draußen. Was die Augen hinmachen würden.

Denksprüche.

Daß du nicht über Schaden klagest,
Sieh, was du sagst und wo du's sagest.

Trau auf Verheißung nicht, als könne sie nicht fehlen:
Treu ist ein theures Ding, weil Viel auch viel erzählen.

Verschiedenes.

In Norddeutschland (auch bei uns) ist unter dem Volke der Aberglaube heimisch, daß, wenn irgendwo Flammen erscheinen, die nicht zünden und deren Ursache man sich nicht zu erklären vermag, an jener Stelle Geld brenne. Um den Zauber zu lösen und das edle Metall zu entfesseln, sei dann nur nöthig, daß man, ohne dabei ein Wort zu sprechen, diejenigen Dinge nach Hause trage, aus denen die geheimnißvollen Flammen entspringen. In einem Dorfe in der Nähe von Stettin begab sich kürzlich hinsichtlich dieses Aberglaubens folgende komische Geschichte: Drei Arbeiter hatten die Entdeckung gemacht, daß vor einem Backofen aus dem Erdboden heraus Geld brenne. Sie nahmen sich gegenseitig das Wort ab, bei Fortschaffung der betreffenden goldhaltigen Erde schweigsam zu sein, und gingen darauf an das Geschäft, die vor dem Backofen liegenden Kohlen und die obere Erdschicht in drei Säcke zu schaufeln. Schweigend wurde das große Werk vollbracht. Endlich sind sie fertig, kein Flämmchen weiter erscheint. Jeder schwingt seinen Sack auf den Rücken und alle Drei wandeln schweigsam und hoffnungsvoll nach Hause. Unterwegs jedoch beginnt der Eine plötzlich fürchterliche Gesichter zu schneiden; die Andern glaubten, er werde ein Wort sprechen, und drohen ihm mit wilden Blicken, zu schweigen. Das scheint zu wirken. Ruhig ziehen sie wieder ihres Weges. Bald aber wiederholen sich die Grimassen des Einen; man droht ihm wiederholt, — aber diesmal vergebens. Mit einem Schrei wirft er den Sack auf die Erde und der Zauber bleibt ungelöst. In dem Sacke befanden sich nämlich noch glühende Kohlen aus dem Backofen. Dieselben hatten allmälig den Sack und die Kleider des Mannes auf dessen Rücken dermaßen verbrannt, daß das Feuer bereits seine eigenste menschliche Hülle berührte. Diese Berührung konnte er auf die Dauer denn doch nicht ertragen und warf den schon halb geretteten Geldsack zur Erde.

Vergnügungszüge sind an der Tagesordnung; in diesem Augenblick aber wird eine Reise in Antwerpen organisirt, die alle bisher dagewesenen weit hinter sich läßt. Es handelt sich um eine Reise um die Welt, auf einem eigens für Gelehrte und Kaufleute eingerichteten Fahrzeuge. Das Schiff soll Ende März von Antwerpen abgehen, Lissabon, das Kap der guten Hoffnung passiren, dann Siam, Cochinchina, Java, Singapore, Hongkong, Canton, Yeddo, die Kurulischen Inseln, die russischen Posten an der Amurmündung berühren und in den Golf von Dschotzk eindringen. Die Rückkehr soll über San Franzisko, Lima, Valparaiso, Patagonien, die Mangellanstraße und Rio de Janeiro gehen. Die Dauer der Reise ist auf etwa 18 Monate, der Preis einschließlich der Beköstigung auf 4000 Fr. festgesetzt.

(Auch ein Waisenkind.) Bummelberger: „Wißt Ihr auch, Herr Marchelheim, was aus Euerer gestohlenen Uhr geworden ist?“ — Marchelheim (begierig): „Nun, das möcht' ich wohl wissen.“ — Bummelberger: „Ein Waisenkind ist daraus geworden, sie wird von fremden Leuten aufgezogen.“

Zuerst erschien die Politik des Napoleonismus als Brochüre; dann hieß es: sie sei in Bezug auf Italien gewissermaßen gebunden. Jetzt will man an derselben einen Umschlag bemerken. Aus dieser Arbeit wird der Teufel klug.

Ein deutscher Buchbinder.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 40. Samstag, den 2. April 1859.

Die Schwalbe.

Ei, sieh da! bist du wieder hier,
Du liebe Schwalbe, du?
O komm nur, traulich winket dir
Die alte Heimath zu.

Als deiner Rückkehr Unterpfand
Nahm ich dein Nest in Schutz;
Dem Zorn der Hausmagd und der Hand
Des Tünchers bot es Trutz.

Komm, Liebe, nimm es wieder ein,
Laß unter meiner Hut
Es deine Burg, dein Bette sein,
Die Wiege deiner Brut.

Und weckt aus deinem Lager dich
Auroras Purpurlicht,
So wecke dein Gezwitscher mich,
Denn mir erscheint sie nicht.

So hausen wir, bis unser Band
Der trübe Herbstmond trennt,
Dann ziehst du fort; ein mildres Land
Winkt dir im Orient.

Auch mir, den schon von Winterschnee
Mein Herbst gebleichet fand,
Winkt aus des Aethers blauer See
Ein mildres Vaterland.

Vielleicht, wenn Flora wiederkehrt,
Wirst du mich nicht mehr seh'n;
Allein auch dann soll unversehrt
Dein Nest am Balken steh'n.

Eine Jugendliebe

So ziehe denn noch ein Mal an mir vorüber, du meine herrliche, selige Jugendzeit voll wundersamen Glanzes und süßen Zaubers. Umduftet mich wieder, ihr Knospen und Blüthen, zitternd im Morgenthau, noch nicht erreicht vom sengenden Strahl des schwülen Mittags. Kommt herbei, ihr gottgesandten, edlen Entschlüsse einer reinen, heiligen Begeisterung, all ihr kühnen Hoffnungen, ihr rosigen Bilder einer reichen, paradiesischen Zukunft. Wie treu wurdet ihr genährt und gehütet vom jugendmuthigen, glühenden Herzen. So rein und warm in heiliger Sehnsucht und begeisterter Inbrunst hebt die Brust sich nie wieder, so voll, so ganz fühlt sie nicht mehr.

Und auch du nahest, mein Liebesfrühling! Gleich einem schimmernden Sommernachtstraum gleitest du vorüber. Mit süßem Entzücken weilt die Erinnerung bei deinen seligen Tagen, die so schnell verflogen und deren Glück sich nicht wiederholte. Alte Gräber, vernarbte Wunden reißt sie wieder auf und zeiget bleiche Schatten — alte Schmerzen. Aber die Eindrücke jener Zeit sind in ihrer ganzen Jungfräulichkeit geblieben. Ich habe die Blüthe meiner Erinnerung vor den verdorrenden Winden geschützt und in ihrer Reinheit, ihrem Glanze erhalten.

Da schwebst du heran, du liebes, blasses Bild, und wie vom Frühlingshauch sind die Wolken meines Himmels weggeweht. Du wirst, so weit die Welle meines Lebens rinnt, mein einzig Träumen sein und Denken. Für dich brach ich die vollsten, duftigsten Blüthen, um meine erste, heilige Liebe zu schmücken. Nun sind sie verblaßt. Meine Rosen mit ihrer süßverschämten, tieferglühenden Röthe sind weiß

geworden und umkränzen nun so dein lieblich-mildes Engelantlitz.

Du ruhest in Frieden. Unter Blumen und Blüthen träumst du den Traum einer schöneren Welt, einer Welt des ewigen Frühlings, wo die Rose sich nie entblättert und nimmer die Thauperle sich auf der Knospe verzehrt. Leiser wehen die Winde ob der Heiligkeit des Ortes und wiegen entschlummert sich im duftigen Gesträuche. Du schläfst dort, wo wir als Kinder selig gespielt, dort, wo die erblühende Jungfrau das Haupt erröthend niederbeugte, als dem Munde das kühne Wort entflog. Doch dem Herzen bist du nicht gestorben. Zeiten sind gekommen und gegangen — dein Bild, das Glück jener Tage: es bleibt ewig jung und neu. Und weine ich auch, so weine ich um ein Glück.

1.

Der Vater war gestorben und die Mutter hatte ihren Wohnsitz in die alte Bergstadt J. verlegt. Hier sollte ich unter Leitung des Onkels, der dort als Professor angestellt war, meine Gymnasialstudien beginnen.

Es war eine eigenthümliche Stadt dieses J. Weit und langgestreckt gebaut, mit vielen Kirchen und Thürmen, machte es von außen den imponirenden Eindruck einer großen und mächtigen Stadt. Sie war es auch gewesen, aber vor Jahrhunderten. Berühmte Geschlechter, deren Namen noch jetzt einen guten Klang besitzen, hatten hier geblüht und Wohlhabenheit, ja sogar bedeutender Reichthum war unter einer zahlreichen Bevölkerung vertheilt gewesen. Die Spuren davon traten bei jedem Schritte entgegen.

Die engen, gewundenen Straßen wurden von hohen steinernen Häusern eingefaßt. Die alterthümlichen Giebel bildeten die Fronte, während das eigentliche Gebäude tief und weit nach dem Innern zu fortlief. Hier bot es Räumlichkeiten dar, welche genugsam zeigten, welche reiche und ansehnliche Bewohnerschaft früher darin gelebt haben mochte.

Jetzt war es anders. Nur einzelne Familien wohnten in diesen Steinkolossen. Vermiethungen waren fast unmöglich, da sie selten gesucht wurden. So kam es, daß die oberen Räume meistentheils ganz leer standen, da die Bewohner regelmäßig nur die Zimmer zu ebener Erde benutzten. Dies brachte, namentlich zu der Zeit, wo die Abende länger zu werden beginnen, einen oft schauerlichen Eindruck hervor. Sowie im Zimmer Licht erschien, wurden die Läden sorgfältig geschlossen. Da eine öffentliche Beleuchtung überhaupt nur für die Hauptstraßen und auch hier dürftig genug bestand, so wandelte man schon am frühen Abende, namentlich in abgelegenen Theilen, wie in einer Stadt der Todten.

Dies wurde noch dadurch gesteigert, daß es selbst in der Innstadt ganze Straßen gab, die nicht bewohnt waren. Die darin befindlichen Häuser wurden als Niederlagen zu Unterbringung von Frucht und Holzvorräthen benutzt.

Wir bezogen in einem Hause am Markte die ganze erste Etage. Benutzt wurden nur die Piecen nach der Straße zu, während die hinteren Räumlichkeiten, verbunden durch einen langen Corridor, vollkommen leer standen. In den letzten Zimmern sah man in den gepflasterten Hof hinab, welcher von der hinten daran hinunter laufenden unbewohnten Straße durch ein ebenfalls unbenutztes Seitengebäude geschieden war.

Die Eigenthümer, ein altes kinderloses Ehepaar, sowie ihre fast ebenso alte Dienerin, bemerkte man fast gar nicht im Hause. Daher kam es, daß Abends jeder einzelne Tritt nächtig im ganzen Gebäude widerhallte. Ja auf unserm Corridor war dieser Widerhall so eigenthümlich, daß man, namentlich beim Darübergehen im Dunkeln, immer glaubte, es schreite Jemand hinterher. Deßhalb war auch die gute Mutter sehr schwer zu bewegen, Abends aus dem Zimmer zu gehen, und ich trug manchen Verweis davon, wenn ich im kecken Jugendübermuthe das Schauerliche des Gebäudes mit lebendigen Farben ausmalte.

Mich selbst wandelte nämlich bei dem Allen wenig oder keine Furcht an. Ich war ein rascher, lebendiger Knabe. Neben einer schnellen und sichern Auffassungsgabe besaß ich ein feuriges, ja zuweilen heftiges und übersprudelndes Temperament. Absichtlich konnte ich Niemanden wehe thun, und war es ja in auf-

brausender Leidenschaft geschehen, so stürzten mir oft die hellen Thränen über die Wangen, wenn ich den Schmerz des Andern sah, und bemerkte, wie tief ich ihn verwundet hatte. Je schwächer der Verletzte war, um so demüthiger beugte ich mich herab zu ihm, zur Sühne des Vergangenen. Es wurden das in der Regel später meine treuesten und liebsten Freunde, die ich stets mit der zärtlichsten Sorgfalt schonte. Deßhalb war ich auch bei allen Spielen gern gesehen, und gab es recht Ueberdachtes oder Verwegenes auszuführen, dann durfte ich darauf rechnen, durch einstimmigen Beschluß an die Spitze gestellt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Pauline und Franz.

(Von H. Eller.)

1.

Ruhig spielten die Wogen des Genfer See's; hie und da fuhr ein Nachen pfeilschnell denselben entlang. Eine Bäuerin eilt mit ihrem Körbchen auf der Straße der Stadt J. zu. Neben ihr folgt das Söhnchen, den Arm in der Schlinge tragend, mit verbundenem Kopfe. Er schien sonst ein kräftiger Junge zu sein, der etwa das zehnte Jahr erreicht haben mochte. Mit heiterer Miene zeigte sie ihm das prachtvolle Schloß des Grafen H., an dem sie eben vorbeikamen und wo sie des Herrn Doctors Franz erblickten, der munter und fröhlich mit einem kleinen Mädchen im Garten spielte. Dieses in wirklich vortrefflichem Geschmacke aufgeführte Gebäude mit seinem flachen Dache, seinen großen Fenstern, die bis zum dritten und letzten Stocke mit den prachtvollsten Verzierungen bekleidet sind, aus behauenen Quadern aufgeführt, zu beiden Seiten ein Altan anstatt des letzten Stockes, inmitten eines beinahe 4 Morgen großen Gartens, in dem außer einem Teiche mit dem auserlesensten Federvieh und Fischen sich noch Pavillons, Garten- und Treibhäuser mit den Pflanzen eines eigentlichen südlichen Klimas befinden — wer sollte nicht das Werk von Menschenhänden bewundern? — Und doch wie viel mehr sind die Werke unseres himmlischen Vaters zu bewundern, der die ganze Welt erschaffen hat, erhält und regiert! — Durch solche stille Betrachtungen lernt der Mensch erst recht die Erhabenheit eines höchsten Wesens kennen, seine Allmacht, seine Güte und seine Größe.

Die beiden Kinder, die eben von der vorbeigehenden Frau in ihren Unterhaltungen gestört worden waren, wollen wir etwas näher in's Auge fassen. Der Knabe, ein kräftiger sechsjähriger Junge mit über die Schultern fallendem blonden Lockenhaare, seinen hellen, blauen Augen, seinem feinen Gesichtchen und seinem netten blauen Käppchen, nahm sich neben dem fünfjährigen Mädchen mit seinem schon kräftigen, schwarzen Haare, seinen lieblichen schwarzen Augen, zarten, rothen Wangen und seinem prachtvollen Rosakleidchen reizend aus.

Das Mädchen war die einzige Tochter des gräflichen Hauses und hieß Pauline, der Knabe hingegen war der Sohn des zunächst wohnenden Doctors D. und hieß Franz. — „Morgen, lieber Franz, ist meiner Mutter Geburtstag, dann kommst Du wieder zum Garten, dann bringe ich Dir etwas Ausgezeichnetes mit und dann lesen wir in unserm Büchlein weiter.“ Nachdem Franz sein Versprechen, zur bestimmten Stunde, also um ½2 Uhr, da zu sein, abgelegt, verabschiedete man sich, wie gewöhnlich, mit einem kindlichen Kusse. Daß Franz um die besagte Stunde erschien, läßt sich leicht denken, sie waren ja mit und neben einander aufgewachsen und dieses bewirkte auch in Beiden eine so reine kindliche Liebe, daß sie wie Geschwister beständig beisammen waren und Keines ohne das Andere auch nur einen Tag zubringen konnte; sie spielten Ball miteinander, lasen Paulinens schöne Bilderbücher, betrachteten auch die schönen Blumen des Gartens und Treibhauses; hie und da pflückten sie auch, wie Kinder sind, eine seltene Blume im Treibhause ab oder traten manchmal in ein eingesätes Beet.

So vergingen längere Jahre. Franz, der in Bälde das Gymnasium des Städtchens verließ, war inzwischen ein kräftiger Bursche, Pauline ein blühendes Mädchen geworden, die nun, nach der Ansicht ihrer Eltern, nur die nobelsten Bälle besuchen durfte und als eines der reichsten Mädchen in der Gegend auch entsprechende Tänzer genug finden konnte. Schon früher war ihr von der Mutter der

Umgang mit dem Jungen des unvermögenden, blos von seinem Einkommen lebenden Doctoren untersagt worden; allein trotzdem sah man sie noch oft in einem oder dem andern Pavillon oder Treibhause beisammen, lesend oder erzählend, oder wenn die Mutter nicht zu Hause war, am Pianoforte, und da Franz mit einer ausgezeichneten Tenorstimme begabt und dadurch der Liebling in Gesellschaften war und auch in der Violine bedeutende Fertigkeiten besaß, so fehlte es an Unterhaltung durchaus nicht.

Franz war besonders beliebt bei dem Vater Paulinens, der ein sehr gewandter und einsichtsvoller Mann war, und denselben ob seiner trefflichen Eigenschaften hoch hielt. Er nahm Abschied und reiste nach der Universität ab.

2.

Vier Jahre sind inzwischen verflossen. In der letzten Zeit hatte Franz beinahe keine Nachricht von sich gegeben. Traurig sah man heute Pauline am Fenster, stille zog sie wieder die Gardinen zu, die eine herabrollende Thräne verbargen, — wiederum lüpft sie die Gardine, da sieht sie um die Ecke dem Schlosse zu den Postboten kommen; eilig stob sie die Treppen hinab, und richtig, er brachte einen sehnlichst erwarteten Brief; kaum in ihrem Gemach angelangt, erbrach sie das Siegel; Franz schrieb, er komme in etwa 3 Wochen in die Ferien; seine seitherigen Haupt-Studien hätten ihn verhindert, privatim zu correspondiren.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Gleich sei Keiner dem Andern, doch gleich sei Jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sei Jeder vollendet in sich.

Wie leicht wird nicht von dir dein Gegner überwunden,
Wenn du zur Rache Zeit und Ort gefunden!
Erdrück' ihn! er verdient's; es steht dir frei:
Doch wenn du ihm vergibst, so überwind'st du Zwei.

Verschiedenes.

„Sind die Korallenriffe in der That so äußerst gefährlich?“ fragte eine junge Dame einen Schiffscapitän. — „Freilich, man scheitert leicht an den Korallenriffen, aber noch viel leichter geht man an den Korallen-Lippen zu Grunde.“

(Die Bestätigung.) „Nein, das ist infam, das ist — Himmel und Hölle, mir das! Mir ehemaligem Unterofficier, mir sechsjährigem Stadtrathsmitgliede, mir — o, zermalmen möchte ich diese Elenden!“

„Aber was ist Dir denn, Mann? Du thust ja wie wüthend!“ sagte die geduldige Ehehälfte des Herrn Schneider-Oberzunftmeisters Schlamm, sonst nur „der gepreßte Schneider“ genannt.

„Was mir ist?! Soll ich Dir's sagen, in ein einziges Wort zusammengepreßt! Einen Lump haben sie mich geheißen, in öffentlicher Gesellschaft — mich, hörst Du? Ist das nicht empörend?!

„Ja sieh, Mann,“ sagte ruhig die Frau Meisterin, „gelt, mir hast Du's nie geglaubt und ich habe Dir's schon so oft gesagt!“

Die Ehe ist das Ziel, welchem alle Jungfrauen entgegen steuern. Daß viele es nicht erreichen, ist nur ihre eigene Schuld; denn beim ersten Freier brauchen sie gewöhnlich zu viel Vorsicht, beim zweiten haben sie ihre eigene Ansicht, beim dritten nehmen sie keine Rücksicht, beim vierten haben sie keine Einsicht; da schließt sich auf einmal die Aussicht und bleibt ihnen nichts — als die leere Uebersicht und Nachsicht.

„Aber, Papa, gelt nun kaufst Du mir einen Schimmel?“ — „Laß mich mit Deinem Schimmel! So viel Geld hab' ich nicht, wie ein Schimmel kostet. Nimm Dein Buch, lern', daß Du gescheidt wirst, dann kannst Du Dir selbst so viel verdienen, um Schimmel und Wagen zu kaufen.“ — „Papa, da hast Du wohl nicht viel gelernt?“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 41. Dienstag, den 5. April **1859.**

Eine Jugendliebe.

(Fortsetzung.)

Und doch war ich zuweilen wieder ganz anders, so daß gar Manche den Anführer vieler tollen und muthwilligen Streiche in mir nicht wieder erkannten. Es war dies dann, wenn ich das Bedürfniß fühlte, allein zu sein. Dann suchte ich die einsamen, zerklüfteten, wild-pittoresken Bergsteige auf, deren es um J. so viele gab. Stundenlang konnte ich dann wandern, oder an einem sonnigen Rosenabhange, einer Hecke liegen und dem Zwitschern der Vögel, dem Gesumse der Käfer zuhören. Träumrisch folgte ich dem Zuge der Wolken, die mit der Majestät ossianischer Schatten über dem Himmel hinzogen, oder sah dem Golde des Abends zu, wie es sich auf den Halden lagerte oder zögernd zwischen den Schluchten hinschlich.

Herrlich war es, von diesen Höhen der sinkenden Sonne nachzublicken, wie sie in die fernen blauen Seen niedertauchte, in welchen die Purpurströme des Abendrothes flutheten, um nach und nach wehmüthig zu versiegen — wie sich die in Sonnenlicht und weichen Duft getauchte Ferne in melancholische Nebelhüllen verbarg, bis endlich die Nacht die grünen Tiefen schloß.

Spielende Kinder, die ich so gern beobachtete und belauschte, fesselten mich oft so sehr, daß ich alles Andere darüber vergessen konnte. Und gibt es denn etwas Schöneres und Erfreulicheres, als ein spielendes, ein lächelndes Kind? Ist es nicht ein lieblicher Traum einer vergangenen Zeit? Noch steht es mitten unter den tausend Blumen, aus denen es emporsteigt zu den oft so öden Höhen des Lebens. Vom Schönsten, vom Herrlichsten, was die Erde beut, ist es noch umfangen: dem unbewußten Glücke. Das wonnesame Kinderlachen, die süße Kinderthräne gibt keine Göttermacht uns zurück. Die helle Kinderzeit verheißt ja allen Menschen einerlei Eden.

Wegen dieser Neigungen wurden nicht nur Aeltere oft an mir irre, sondern sie reizten sehr natürlich besonders die Spott- und Lachlust meiner Jugendgefährten. Diesen gegenüber verschaffte ich mir, als ein stets kampfbereiter Knabe, durch einige entschiedene Thaten Ruhe. Alle Anspiegelungen verstummten jedoch vollständig, als von einer als Examenarbeit aufgegebenen deutschen Dichtung die meinige mit dem ausgesetzten Preise (Uhlands Gedichte) gekrönt wurde und ich sie hierauf als das Resultat meiner einsamen Wanderungen erklärte. Höchstens bezeichneten sie späterhin meine näheren Freunde manchmal in vertrauten Stunden als die „Poetengänge".

Der Onkel-Professor, dessen Dienstwohnung sich in den oberen Räumen des Gymnasiums befand, war nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein weltkluger und feingebildeter Mann. Jedenfalls würde er einen überwiegenden Einfluß nicht blos auf meine Studien, sondern auch auf die ganze Gestaltung meines künftigen Lebens gehabt haben, wäre er nicht schon nach kurzer Zeit gestorben. Seine Söhne hatten bereits die Universität bezogen und nur einige in gleichem Alter mit mir stehende Töchter waren zu Hause. Deßhalb stand mir seine reichhaltige Bibliothek stets zu Gebote. Ich machte davon den unbeschränktesten Gebrauch, da er, was allerdings zu empfehlen gewesen wäre, keine Auswahl für mich traf. Zu der Zeit hatte ich eine förmliche Lesewuth und verschlang Alles, was mir in die Hände kam. Mancher Andere würde dies schwer zu büßen gehabt haben, allein glücklicherweise ließ mich

ein feines, sicheres Tactgefühl, womit ich ausgestattet war, fast stets das Wahre vom Falschen, das Nutzbare vom Unbedeutenden unterscheiden. Ein vortreffliches Gedächtniß, das mehr als ein Mal Staunen erregte, kam mir dabei wunderbar zu Hülfe. Oft aber veranlaßte es auch komisch ernste Scenen. Namentlich dann, wenn eine geschichtliche Begebenheit erwähnt wurde, welche der ganzen Klasse noch fremd war — und ich, da ich vielleicht irgend eine Special-Abhandlung darüber gelesen hatte, diese mit der größten Ausführlichkeit, sehr oft mit den leitenden Motiven, wiederzugeben wußte. Ich vermochte dann auch Datum und Jahre mit einer Sicherheit anzugeben, wie sie oft den Lehrern nicht zu Gebote standen, die dadurch manchmal in peinliche Verlegenheit geriethen.

Abends ging der Onkel regelmäßig in seine Gesellschaft. Die Stunde vorher, gewöhnlich die Dämmerstunde, war aber stets seinen Kindern und mir gewidmet. Ich mußte mich dann einfinden und that dies sehr gern. Dann nach dem allgemeinen Examen über die täglichen Beschäftigungen reihte er irgend eine Erzählung an. Er wußte so spannend zu erzählen, die handelnden Personen so klar und deutlich zu zeichnen und mit einer so unnachahmlichen Grazie zu bekleiden, während sein Redefluß, obgleich einfach, doch poetisch gehoben war, daß sie des lebhaftesten Eindruckes auf uns nicht verfehlten. Ich könnte ihn noch in solchen Augenblicken malen, den guten Onkel mit der hohen würdigen Gestalt und dem feingeschnittenen, klugen Gesichte in dem hochlehnigen Großvaterstuhl sitzend und wir in stiller Andacht um ihn stehend. Die lange Pfeife fehlte dann niemals und wie eilfertig brannten wir sie an, wenn sie ausgegangen war, um den Redefluß nicht unterbrechen zu lassen.

Den mächtigsten Eindruck auf mich machten seine Erzählungen aus der Iliade und Odyssee, und ich entsinne mich noch gar wohl meines stillen Wunsches, sterben zu können, um in jener Welt die Heroengestalten eines Ajax von Telamon, Diomedes, Achilles, Ulysses &c. kennen zu lernen. Die treue und feine Nüancirung dieser Erzählungen wurde mir hauptsächlich dann erst recht klar, als der Homer in den höheren Classen studirt werden mußte. Wie sehr kamen mir da die früher gehörten Erzählungen zu statten, um den Geist des Ganzen richtig zu erfassen.

2.

Die Mutter hatte außer den nahen Verwandten auch ihre theuerste Jugendfreundin in J. Sie war die Frau eines Apotheker Hiller, welcher ein höchst schwunghaftes Geschäft betrieb und für sehr reich galt. Die alte Bekanntschaft erneute sich sofort auf das Innigste, und die Mutter war jede Woche mindestens einige Male dort, da die durch Kränklichkeit an das Zimmer gefesselte Madame Hiller fast gar nicht ausging. Ich dagegen brachte meine freie Zeit gewöhnlich beim Onkel-Professor oder einigen Schulkameraden, deren Eltern in J. wohnten, zu.

Eines Abends kehrte die Mutter von einem Besuche bei Hillers zurück. Ich saß mit unserer alten Dienerin Katharina am Tische. Diese spann und ich übersetzte im Cornelius Nepos. Da sagte die Mutter, während sie die Sachen ablegte: Ich bin für den morgenden Sonntag bei Hillers zu Tische eingeladen und soll dich mitbringen.

Ich hörte dies ruhig mit an, ohne eine Ahnung davon zu empfinden, welchen bedeutenden Einfluß der Eintritt in dieses Haus auf mein ganzes Leben ausüben solle.

Am andern Tage Mittags schritten wir auf die Apotheke zu. Sie war das größte Gebäude in J. und früher der Sitz einer königlichen Behörde gewesen. Abweichend von den übrigen Häusern war sie mit der breiten Seite nach der Straße zu gebaut. Vor den untern Fenstern befanden sich große, vorstehende, eiserne Gitter, während in den oberen Etagen grüne Jalousieläden angebracht waren. Zwei mächtige Löwen lagerten über einen vorspringenden Pfeiler der Ladenthüre. Es war die Löwenapotheke. Zu der Familienwohnung, welche von den Geschäftslocalen getrennt lag, führte ein besonderer Corridor. Mir fiel zunächst die Stille auf, welche in den Räumlichkeiten herrschte. Die Vorhallen, Treppen und Gänge waren mit Teppichen belegt. Die Dienerschaft glitt unhörbar darauf hin und sprach nur mit gedämpfter Stimme. Durch ein schön möblirtes Entree traten wir in das anstoßende Wohnzimmer. Ich war für den Augenblick wie geblendet. Denn gegen die volle Tageshelle der

andern Räume stach der hier herrschende Dämmerschein merkwürdig ab. Die grünen Rouleaux waren dicht herabgelassen, und das durch sie eindringende Licht verbreitete eine so eigenthümliche Färbung, daß ich anfänglich meine Umgebungen nicht genau zu unterscheiden vermochte. Das ziemlich ansehnliche Zimmer hatte drei Fenster und war mit einem so edlen und gewählten Luxus ausgestattet, wie man ihn nur in den Patrizierfamilien findet, wo von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbter Reichthum mit feiner Wähligkeit und aristokratischem Geschmacke verbunden ist. Um jeden Glanz war der Vorhang des Geschmacks gezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Pauline und Franz.

3.

Es war ein stiller Herbstmorgen, rauhere Winde wehten über die schon leeren Felder, Zugvögel wanderten schon längst ihrer neuen Heimath zu, nur die Kobellerche ließ noch ihr einfaches Tick Tick hören. —

Stille waren die Straßen von J. Das Schloß des Grafen H. lag in friedlicher Einsamkeit unter den mit wenigem Laub bedeckten Bäumen, die Beete schon mit Stroh belegt, der liebliche Gesang der Vögel im Freien ist verstummt, nur in den Treibhäusern herrscht reges Leben, Alles ist dicht besetzt mit Pflanzen; eine angenehme Wärme durchdringt hier Alles; Diana, die aus weißem Gyps hier ausgegossen steht, ebenso Bacchus, Ceres und andere Götter der Mythologie treten überall dem Besucher in den verschiedensten Nuancen in die Augen. Hier blühen die prächtigsten Pflanzen, die nur der Süden hervorzubringen im Stande ist, unter der Sorgfalt und Pflege der Gärtner; bringen sie zuweilen Früchte, z. B. die Orangen, Pomeranzen, Feigen, der Lorbeer, die Palmen und Cactusarten ꝛc., so glaubt man sich in ein anderes Klima versetzt.

Pauline hatte heute ihre Toilette besonders reich entfaltet; denn heute sollte ein großes Diner statthaben, da ihre Eltern eine 25jährige Ehe mit der sogenannten silbernen Hochzeit endigten; aber heute kam auch ihr Franz zurück. Das Diner war eben im besten Gange, Gratulationen vernahm man von allen Seiten; der Herr Vetter, Graf Z., der als Officier in einem Regimente stund und bedeutende Güter im mittleren Frankreich besaß, war auch zugegen und fand besondern Gefallen an der lieblichen Tochter des Hauses, die zu seiner Rechten placirt war. Der Herr Onkel und andere Verwandte, ferne und nahe, beehrten dieses angenehme Familienfest durch ihre Gegenwart. Die letzten Süßigkeiten machen eben die Runde und der perlende Wein, durch den die Gemüther erheitert werden. Pauline wurde gebeten, etwas auf dem Pianoforte zum Besten zu geben, welcher Bitte sie auch mit Vergnügen entsprach. Mit der ihr eignen Grazie setzte sie sich zum Flügel und sang eine prächtige Arie aus der Zauberflöte. Erstaunt waren Alle über den herrlichen Gesang, wie über die Fingerfertigkeit Paulinens, besonders der Herr Vetter, der an der Seite ihrer Mutter, die ihre Tochter mit Lobsprüchen überhäufte, wie bezaubert den süßen Tönen lauschte und ganz Ohr zu sein schien.

Die Mutter glaubte den geeigneten Tag gefunden zu haben, Pauline und Ludwig, so hieß nämlich der Herr Vetter, die von ihrer frühesten Jugend an für einander bestimmt waren, zu verloben, da der Herr Vetter sich erstens in einer trefflichen Carriere befand und schon zum Stabsofficier ernannt war und zweitens die ganze Verwandtschaft aus Nah und Fern beisammen sei. Eine Berathung erfolgte und Pauline mußte, bei ihrer Mutter an eine gewisse Subordination gewöhnt, den Wünschen ihrer Eltern sich fügen. Die sonstigen weitläufigen Formalitäten wurden erfüllt, ein leises, kaum hörbares „Ja“ aus dem Munde der geknickten Braut, und die Verlobung war zu Ende.

Um halb 6 Uhr rollte die Post mit den fernen Anverwandten des Hauses ab, worunter auch der glückliche Bräutigam. Noch immer waren einige nahe Verwandte und Bekannte beisammen und besprachen die treffliche Parthie Paulinens und gratulirten ihr dazu, allein sie saß noch immer stumm in ihrem Sessel und entzog sich sobald als möglich der Gesellschaft, um ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. In ihrem Zimmer angelangt, weinte sie die bittersten Thränen, als sie plötzlich durch das Knarren des kleinen Hofthores aufgeschreckt wurde; — schnell sprang sie zum Fenster, doch

die erwartete Person war verschwunden, als sie, im Augenblick, wo sie das Zimmer verlassen wollte, — todtenbleich in die Arme ihres Franz sank. Lange konnten Beide keine Worte finden, stumm saßen sie sich gegenüber, — endlich erfuhr Franz die Geschichte des heutigen Tages. Was sie bei ihm für einen Eindruck machte, läßt sich leichter denken, als beschreiben; seine schönsten Hoffnungen, seine herrlichsten Pläne waren dahin. Pauline brachte ihm jedoch als Zeichen ihrer Treue ein schwergoldnes Medaillon, das ihr der Großvater mit aus England gebracht hatte; — Franz, gerührt durch ihren edeln Character, zog seinen schweren Ring aus und stattete Paulinen seinen Dank ab. — Lang noch saßen Beide beisammen, ehe sie sich verabschiedeten, und Franz reiste einige Zeit später nach seinem Hauptexamen ab. (Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Göttern bist du geliebt und Sterblichen, wenn dir das Glück lacht;
Was du auch immer begehrst, willig erhören sie dich.
Strauchelst du, schau, so flieh'n die Freunde dich, Alles ist feindlich,
Und mit dem Hauche des Glücks wandelt die Liebe sich um.

Weil die Wahrheit herbe klingt und zu reden schwer kömmt an,
Schont sie Mancher, der sich fürchtet, sie verletz' ihm einen Zahn.

Verschiedenes.

Der Berliner Publizist berichtet: Den Bewohnern eines Hauses in der Vorstadt wird allsamstäglich, respective allsonntäglich eine Familienkomödie vorgespielt, die in der ganzen Umgegend bereits sprichwörtlich geworden ist. Die mitwirkenden Personen sind ein ehrsamer Handwerksmeister und seine Ehehälfte. Ersterer, die ganze Woche hindurch ein überaus fleißiger, nüchterner und dadurch wohlhabend gewordner Mann, hat die Marotte, sich Samstag nach Feierabend regelmäßig und principiell tüchtig zu betrinken, während Letztere, als gute Hausfrau, eine gründliche Revision und Reinigung der Familienglieder und der Wirthschaft vernimmt. Spät in der Nacht, gewöhnlich gegen 2 Uhr, kommt der Meister taumelnd nach Hause, vor der Thüre lärmend Einlaß begehrend, da er aus guten Gründen nie einen Hausschlüssel mitbekommt. „Karline, mach uf oder nimm dir in Acht!“ So heißt's regelmäßig, und eben so regelmäßig erschallt die Antwort: „Ja, komm du mir man ruf, du Söffling!“ Dann öffnet sich endlich die Thüre, man hört zwei lautschallende Ohrfeigen, von der fetten Meisterin applicirt, und die Thüre schließt sich wieder. Sonntags Nachmittags, etwa 12 Stunden später, gehen Väterchen und Mütterchen Arm in Arm spazieren und Alles ist vergeben und vergessen. Regelmäßige Repetition 8 Tage später.

Constantinopel. Die neue Karte von Europa wurde dahier beifällig aufgenommen. Der Sultan hat ein sehr freundliches Handschreiben an den König von Hannover gerichtet und gefragt, wann derselbe die Wohnung am goldnen Horn zu beziehen wünsche.

Räthsel.

Kennst du das Reich, das unsern Stern umfasset,
Selbst seine Boten sendet himmelwärts,
Und unsrer Seele Innerstes erfasset,
Wenn dessen Geister füllen Geist und Herz?
Es waltet, frei umfassend alle Wesen,
Und läßt uns leicht im Buch der Zukunft lesen.

Schnell führt es uns zu nachterfüllten Träumen,
Bald zeigt es uns ein himmlisch Zauberband,
Und was wir Seliges hinieden träumen,
Das findet in dem Reich sein Vaterland.
Wir fühlen uns beglückt, darin zu weilen;
Und dennoch seh'n wir's schnelle von uns eilen!

Kennst du das Reich, das uns an Jenseits bindet,
Das uns mit Macht in seine Räume zieht?
Wo unser Geist sich in der Heimath findet,
Und alles Irdische mit Schatten flieht?
Gar mächt'ge Bilder durch die Seele ziehen,
Erscheinet uns das Reich der . . . .

D.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 42. Donnerstag, den 7. April 1859.

Eine Jugendliebe.

(Fortsetzung.)

Die Wölbung des dritten Fensters war in eine förmliche Epheulaube umgewandelt. Aus einem Lehnsessel, der dort stand, erhob sich bei unserm Eintritte die hohe Gestalt einer Dame. Es war Madame Hiller. Nachdem sich die beiden Freundinnen begrüßt hatten, sagte die Mutter: Deinem Wunsche gemäß, liebe Antonie, habe ich dir den Friedrich mitgebracht.

Ich mußte näher herantreten, und konnte nun die Züge der Madame Hiller, welche sich wieder in den Lehnstuhl niedergelassen hatte, deutlich erkennen. Ich erblickte eine Dame von seltener Schönheit. Das schwarze Haar war unter einer Haube verborgen, allein die großen, dunkeln Augen, die hervorstehende gebogene Nase, der kleine Mund, der feine Teint, nur mit einer leisen Röthe überhaucht, bildeten ein Antlitz von milder Schönheit. Dabei hatte sie, obgleich wohl in den mittleren Dreißig stehend, doch etwas Matronenhaftes in ihrem ganzen Wesen. Hauptsächlich ihr Anzug trug dazu bei, welcher in einer alterthümlich geformten und tief hereingehenden Spitzenhaube und einem auch den Hals dicht umschließenden dunkel-seidenen Kleide bestand.

Sie hatte mich an beiden Händen erfaßt und zog mich sanft zu sich heran. Lange und nachdenklich betrachtete sie mein Gesicht, dann drückte sie mich wie von einer plötzlichen Regung hingerissen an ihr Herz und ich fühlte ein paar heiße Thränen auf mich herunterrollen. Ach, du gleichst ihm ganz und gar, sagte sie, und dann sich sammelnd, fuhr sie, zu meiner Mutter gewendet, fort: O vergib, du Liebe! und streckte ihr gleichsam versöhnend die Hand entgegen. Mit stummer Wehmuth und die Thränen kaum zurückhaltend, drückte diese ihre Freundin an das Herz und damit schloß diese Scene zwischen den beiden Freundinnen, deren Erklärung ich nie erlangte. Wie wird sich Auguste der neuen Bekanntschaft freuen, sagte Madame Hiller. Nicht wahr, du bist zwölf Jahre, Friedrich? und ohne eine Antwort zu erwarten, fuhr sie fort: Sie ist ein halbes Jahr älter und wird dir die Zeit schon vertreiben. Sie paßt besser zu Knaben, denn nicht nur körperlich, sondern auch geistig ist sie das getreue Ebenbild ihres Vaters, wie dieser voller Unruhe, voll Leben und Feuer.

In diesem Augenblicke wurde es lebendig im Vorzimmer, die Thüre öffnete sich und mit den bittenden Worten: Darf ich, Mama? streckte sich ein Blondkopf hindurch. — Komm' nur herein, Auguste, du Wildfang, sagte Madame Hiller, denn hier ist ja endlich der langersehnte Friedrich.

Rasch schlüpfte nach diesen Worten eine weniger schlanke als kräftig gebaute Mädchengestalt herein, und ihre hellen blauen Augen auf mich richtend, sagte sie, mich bei der Hand ergreifend mit fröhlichen Worten: Ich kenne dich schon, gestern habe ich dich oben auf dem Stiftsgute gesehen. Als du mit Franz auf dem kleinen Kosaken rittest, stand ich mit seiner Schwester Emilie am Fenster. Du konntest aber viel besser reiten als Franz und der hat das Pferd doch schon so lange. Bitte, liebe Mama, fuhr sie zu dieser gewendet fort, laß mich mit Friedrich so lange in den Garten gehen, bis Papa zu Tische kommt.

Ein gewährender Blick gestattete es, und nun ging es hinaus über den großen mit Basaltquadern gepflasterten Hof, der ringsum durch Hintergebäude eingeschlossen war, in den

Garten. Dieser war sehr groß, da er an die seit längeren Jahren eingelegten Stadtmauern stieß und durch den zugefüllten Wallgraben hatte vergrößert werden können. Der untere Theil bestand aus Obst-, Blumen- und Gemüsegarten, der obere Theil mit dem Walle war parkähnlich angelegt. Der äußerste Punkt des dort spitz zulaufenden Grundstücks war ein kleiner Hügel, auf welchem sich eine Jelängerjelieberlaube befand. Man genoß dort die reizendste Aussicht auf die Ruinen der Burg der längst ausgestorbenen Erbgrafen und die sich daran lehnenden Obstpflanzungen und Gärten.

Dies alles wurde in einigen Minuten unter Lachen und Springen durchgenommen und dabei hatte ich ihr noch eine verspätete Blüthe von einem alten hochgewachsenen Hollunderbaum heruntergeholt. Meine Begleiterin war eine jener lebendigen, beweglichen Naturen, welche neben steter Heiterkeit ein so offenes, entgegenkommendes Herz besitzen, daß sie alle sich ihnen Nahenden gleichsam im Sturm erobern. So geschah es auch bei mir. Wir waren uns gewissermaßen keinen Augenblick fremd gewesen und schienen uns längst gekannt zu haben. In so vielen Stücken stimmten wir mit einander überein, daß wir leicht eine Menge Anknüpfungs- und Berührungspunkte fanden. So kam es, daß, als zu Tische gerufen wurde, wir Hand in Hand unter eifrigem Gespräch und Gelächter in den Speisesalon eintraten.

Ihr seid ja schon recht bekannt mit einander, sagte lächelnd ein starker, etwas gedrungen gebauter Herr mit frischem, rothen Gesicht, in welchem ich augenblicklich Augustens Vater erkannte, so ähnlich sah sie ihm. Na, nimm dich nur bei Augusten zusammen, fuhr er, mir die Backen streichelnd, fort, das ist mein Junge und wird dir aufzurathen geben. — Nein, lieber Vater, rief Auguste lebhaft, du brauchst um Friedrich nicht zu sorgen. Er reitet besser als Franz auf dem Stifte und dieser hat mir noch erzählt, daß er auch der beste Turner ist und auf den höchsten Baum wie ein Eichhorn klettern kann. — Ist das wahr? frug der alte Hiller lebhaft und hob mich an beiden Achseln in die Höhe. Da bist du ja ein Blitzjunge. Aber so ist es recht, so mußt du sein; ich war in meiner Jugend auch so.

Die Gunst des Hausherrn schien ich schnell gewonnen zu haben, denn über Tische richtete er vorzugsweise das Wort an mich und ich mußte ihm von meinen früheren und jetzigen Studien die ausführlichste Auskunft ertheilen.

Der Friedrich gefällt mir, sagte er gegen den Schluß der Tafel zu meiner Mutter; und mehr zu seiner Frau gewendet, fuhr er fort: Wir haben leider keinen Jungen, was meinst du, wenn er Apotheker würde?

Das beifällige Nicken der Madame Hiller übersah ich, allein die Miene meiner Mutter überraschte mich sehr, da ich darin gewissermaßen halb freudige Zustimmung zu dem eben Gesagten las. Voller Sorge, daß hier vielleicht sofort mein künftiger Lebensberuf festgestellt werden würde, sagte ich hastig, aber bestimmt: Ich werde kein Apotheker!

Aller Augen wandten sich nun auf mich und ich erkannte wohl den leisen Schreck, der die Mienen der Frauenzimmer durchflog. Der alte Hiller stand nämlich in seinem Hause als Dictator da und an Widerspruch ihm gegenüber wurde gar nicht gedacht. Er war auch so überrascht von meiner Ablehnung, daß er nur ein gedehntes So — und Warum? hervorbrachte.

Ich will mich nur mit den Wissenschaften beschäftigen, entgegnete ich. Da sah ich die Zornesader auf seiner Stirne anschwellen, allein ehe noch ein Ausbruch erfolgen konnte, fuhr ich fort: Ich habe es dem Herrn Magister gelobt, mich den Studien mit allem Ernste zu widmen und mich selbst durch Noth und Mangel nicht davon abhalten zu lassen. Und ein gegebenes Wort müsse man fest und heilig halten, hat mir der Herr Magister gesagt, außerdem könne ich nie ein braver Mann werden.

Sichtbar schwand während meiner Worte die Aufregung Hillers. Lange fixirte er mich und frug dann in einem Tone, dem man aber doch den halbunterdrückten Unmuth noch anmerkte: Kann man denn erfahren, wer dieser wichtige Herr Magister ist? — Es war unser alter ehrwürdiger Ortsprediger, fiel meine Mutter begütigend ein, welcher den Friedrich mit großer Liebe und Sorgfalt für das Gymnasium vorbereitet hat und den er deßhalb wie einen Vater verehrte. — Ziemlich bestimmt gesprochen von einem Burschen von zwölf Jahren, sagte der alte Hiller, mich noch ein Mal mit

seinen hellen, blauen Augen anblitzend. Doch, fuhr er fort, sich mit der Hand über das Gesicht fahrend, wir wollen jetzt abbrechen. Du weißt gar nicht, wie gut ich es mit dir meinte und was ich beabsichtigte. Uebrigens will ich dir versichern, mein guter Sohn, daß auch zu den Apothekern keine beschränkten Köpfe taugen, sondern eben nur die Gescheidten ihr Glück zu machen vermögen.

(Fortsetzung folgt.)

Pauline und Franz.

(Fortsetzung.)

4.

Reiner ist die Luft nach einem Gewitterregen; neubelebt erhebt sich die Blume und das Gesträuch, Alles ist wie neu erstanden. Keck stechen die zarten Keimchen aus dem Boden, höher noch rankt sich die Bohne, schneller noch breitet der Epheu seine Luftwurzeln an der steilen Wand aus, die Erdbeere, deren Ausläufer sich festgewurzelt haben, und der Quendel treiben an ihren Knoten ein neues Pflänzchen, kräftiger wird der Knollen der sogenannten Erdkastanie, kühner steigen die verschiedenen Farnkräuter empor, dicker wird der Saft der Schlüsselblume. Schön hellblau ist das Firmament; nur hie und da ziehen einige Silberwölklein als stille Verkündiger des Friedens der Elemente dahin. Freudig lenket Phöbus die Rosse, die feuerschnaubend stolz ihre Mähnen schüttelnd dahinfliegen; voran eilt die gütige Aurora, gnädig blicket Jupiter von seinem Olymp herab.

Belebt sind die Straßen von Dürkheim. Winzer ziehen froh in ihre Felder die Hacke auf dem Rücken, den Boden zu lockern, muntere Mädchen eilen geschäftig zur Arbeit und lassen ein liebliches Liedchen erschallen, Kinder zur Schule, den Ranzen auf dem Rücken oder die Tasche in den Händen, in denen sich ihre Utensilien befinden, toben und springen, oder gehen zusammen, die nächste Angelegenheit zu besprechen. Rasch nahen zwei Wanderer, das weiße Käppchen mit der Goldbordur keck auf der linken Seite des Kopfes. Enge schwarze Beinkleider, der Rock nach neuestem Schnitte, der Plaid auf dem Arme und der Stock mit dem Gemshorn in der Rechten, das farbige Band, sowohl über die Brust, wie auch zu der Westentasche heraushängend, verräth auf den ersten Blick, wer vor uns steht, — zwei studiosi juvenes. Der größere, ein kräftig aussehender junger Mann, der wohl seine sechs Schuh messen mochte, mit blondem, bis zu den Schultern herabwallendem Lockenhaare, schien ein schlechtes Auge zu haben, da er sich einer feinen Brille bediente, die den Blick des wirklich geistreich Aussehenden noch erhöhte, der Andere, kleiner und gesetzter, mit kurzem schwarzem Haare, zeigte eine etwas phantastische Miene.

Eben schlug es die erste Stunde des Nachmittags. Die letzten Töne ihres gemeinsam gesungenen Liedes: „Gaudeamus igitur“ waren verhallt, als man um die Ecke bog und das ganze Panorama der Stadt und Umgebung von Dürkheim sich ihren Augen darbot. Nicht wahr, lieber Freund Franz, du bist in deinen Erwartungen nicht getäuscht? Die Pfalz gehört gewiß unter die schönsten Länderstriche Deutschlands, besonders die Gegenden unsrer Vorder- oder Weinpfalz. Wohlhabende und reinliche Dörfer und Städte und der Frohsinn und die Aufgewecktheit der Bewohner geben ihnen vor vielen andern den Vorzug. Noch ruhet Dürkheim im Schoße des Thales verborgen und mit jedem Schritte entfaltet sich dasselbe lieblicher; immer schöner und großartiger tritt uns die Umgebung in die Augen. Solche Naturschönheiten zu schildern ist sehr schwer, indem sie bei der Beschreibung nicht gewinnen, nur verlieren können. Am Eingange des Dürkheimer Thales gelegen, durch das sich die Isenach zieht, an deren Ufer stete Regsamkeit herrscht, beschatten dich zu beiden Seiten dunkle Kastanien, und Berge nehmen dich traulich in ihren Schoß auf. Ein heiterer Himmel lacht über dir, und die grünenden Weinberge, an die der Pfälzer besondern Fleiß verwendet, lohnen ihn dafür, daß sie ihm die köstlichen Trauben erzeugen, deren Saft der Manneskraft so zuträglich ist. Links, lieber Freund, erblickst du an dem mäßig sich erhebenden Hügel das Flaggenthürmchen, rechts die Heidemauer, die noch aus Römerzeiten stammen soll, den Teufelsstein, dort im Hintergrund erblickst du auf dem kleinen Hügel die Limburg u. s. w. Von genannten Punkten genießt man eine herrliche Aussicht in die Ebene.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Der Löwentödter.) Die Zeitungen erzählten, der Kaiser von Oesterreich habe dem Löwentödter Jules Gerard höchst kostbare Waffen zum Geschenk gemacht. — Gerard ist Lieutenant im zweiten Spahi-Regimente in Algier, treibt die Jagd auf Löwen aus Leidenschaft, aus „Beruf," wie er selbst sagt, und hat bereits fünfundzwanzig solcher „Könige der Schöpfung" erlegt. Bei Lorck in Leipzig erschienen seine „Jagdabenteuer." In einem Gespräche über seine Thaten äußerte er einmal: „Der Löwe ist in der That der König der Schöpfung und der Mensch nur ein Usurpator. Wenn Sie einen Löwen sehen — nicht einen der entarteten, die man in Europa zeigt — einen Löwen in der Freiheit, der sich durch Brüllen ankündiget, das man drei Stunden weit hört; wenn Sie ihn in ruhigem Stolze, in der Majestät seiner Kraft, mit doch anmuthigen Bewegungen herankommen sehen; wenn Sie sein Staunen beim Anblicke des Menschen bemerkten, des einzigen Wesens, das ihm in die Augen zu sehen wagt; wenn Sie Zeuge des Entsetzens aller andern Geschöpfe wären, die vor dem „Herrn" zittern und beben, würden Sie erst erkennen, was ein Löwe ist. Jedesmal, wenn ich einen Löwen erlegt habe, zu ihm trete, diese gewaltigen Zähne, diese mächtigen Tatzen, diese so wohl proportionirten Glieder betrachte, die es ihm möglich machen, mit einem Satze fünfundvierzig Fuß weit zu springen, lege ich die Hände übereinander und frage mich, fast mit Gewissenspein: „Hattest du, Zwerg, ein Recht den Riesen zu tödten?" — Was ich dem Löwen gegenüber empfinde? Ich bin von ruhigem sanftem Charakter. Mein Puls schlägt gewöhnlich höchstens siebzig Mal in der Minute. Kommt aber ein Araber und sagt: „Gerard, bei uns ist ein Löwe, komme und befreie uns von ihm," da befällt mich eine Art Fieber, ich denke an nichts, als an den Löwen, mein Puls hebt sich rasch bis zu achtzig Schlägen, ich schlafe nicht mehr, ich esse nicht und diese Aufregung dauert fort, bis ich dem Löwen gegenüber stehe. Da hört sie plötzlich auf, wie die Bewegung des Räderwerks in der Uhr, wenn man den Pendel berührt. Das Gefühl der Selbsterhaltung, die Größe der Gefahr, vor der ich stehe, zwingt mich, ruhig zu sein. Diese Abkühlung, die zugleich für mich ein unbeschreiblich hoher Genuß ist, erfolgt, während ich auf den Löwen anlege, und ich lege an, sobald ich ihn erblicke. Kommt er bis auf fünfzehn Schritte zu mir heran, so ist er verloren. Der Schuß knallt und ich bin gerettet, wenn nicht mein Fleisch unter seinen Klauen zerreißt und meine Knochen unter seinen Zähnen knacken. Da blicke ich durch den Rauch: der Löwe ist entweder todt, was äußerst selten nach einer Kugel erfolgt, oder er kommt auf mich zu, oder er entfernt sich langsam. Niemals flieht er. Ist er todt — von meinen fünfundzwanzig Löwen habe ich nur vier gleich durch die erste Kugel getödtet — so warte ich seine letzten Zuckungen ab, was lange dauert, denn selbst der Tod kann das mächtige Thier nur mit Mühe bewältigen, und ich gestehe, daß mir der Schweiß auf der Stirne steht, wäre es auch sehr kalt. Ist er noch nicht todt, so sende ich ihm eine zweite Kugel zu, muß auch wohl mein Reservegewehr nehmen und zum dritten und vierten Male schießen. Geht er hinweg, so kehre ich auch zurück, denn ein verwundeter Löwe ist ein gefährlicher Gegner für den Menschen, und ich treffe ihn schon am nächsten Tage." Ein Löwe raubt durchschnittlich in Algier jährlich für fünfzehnhundert Thaler Vieh. Darnach kann man bemessen, welche Verdienste Gerard sich um Algier eworben hat.

Oeffentliche Blätter erzählen einem bayerischen Kammermitgliede folgende Aeußerung nach: „Die englische Presse ist ein Mann; die deutsche ein den Gymnasialstudien entwachsener Jüngling, der eben seine Kraft fühlt. ohne sie noch ganz richtig anwenden zu können (eine schonende Uebersetzung des Wortes „Flegeljahre"); die französische aber gleicht jenem Geisteskranken, der an alle Welt Reichthümer und Herrlichkeiten verschenkt und — o armer Tropf! — vergißt, daß er selbst in der Zwangsjacke steckt!"

Auflösung des Räthsels in Nro. 41:
Phantasien.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 43. Samstag, den 9. April 1859.

Ein reines Herz vor Allem.

Ein steter Wechsel ist des Menschen Leben,
Ein ew'ges Schwanken zwischen Freud' und Leid;
Wir können dem Geschick nicht widerstreben,
Wir hemmen nicht den raschen Flug der Zeit.
Und was in ihrem dunkeln Schoos verborgen, —
Ist's gut, ist's bös', es kommt vielleicht schon morgen.

Ist's gut, was Gottes Huld dir freundlich spendet,
So küß' in Demuth seine milde Hand;
Ist's bös', was das Geschick vielleicht dir sendet, —
Getrost, mein Freund, — denn Nichts hat hier Bestand.
Geschicke wechseln wie die Jahreszeiten:
Auf Nacht folgt Tag, auf Leiden folgen Freuden.

Zufriedenheit, so heißt der Stern des Lebens,
Die Blume, die unsterblich, nie verblüht.
Durchjag die Welt, du jagst und suchst vergebens
Das Glück, das nur ein reines Herz durchglüht.
Und sei auch welches Loos uns hier beschieden, —
Das schönste ist der Seele süßer Frieden.

Vor Allem such' ein reines Herz zu wahren,
Was kein Geschick, kein Wechsel dir entreißt.
Es ist ein Talisman, der in Gefahren
Sich als dein bester, treuster Freund beweist.
Wer aus dem Sturm ein reines Herz gerettet,
Der ist fürs Leben sanft und wohl gebettet.

A.

Eine Jugendliebe.

(Fortsetzung.)

Die Tafel war zu Ende. Um die Veranlassung der eingetretenen Verstimmung zu entfernen, trug Madame Hiller Augusten auf, mich zur jüngeren Schwester Amalie zu führen. Diese müsse wegen eines nun gehobenen Unwohlseins noch das Zimmer hüten und habe bereits durch die alte Amme Elisabeth fragen lassen: ob denn Friedrich nicht auch zu ihr komme.

Rasch erfaßte mich Auguste bei der Hand und wir eilten die beiden Treppen hinauf in das Krankenzimmer. Es lag im zweiten Stocke nach dem Hof und Garten zu.

Kommt ihr endlich! tönte uns beim Eintritt eine milde, klangvolle Stimme entgegen, die mich mit unnennbarem Zauber umfing. Es gibt Frauen, in deren Stimme schon eine eigenthümliche Macht liegt. Sie rührt und bewegt das Herz und man liebt sie, ehe man noch daran gedacht hat, sie recht anzusehen.

Es war Amalie.

Erschien Auguste als das getreue Conterfei ihres Vaters, so war die seltene Aehnlichkeit Amaliens mit ihrer Mutter noch viel überraschender. Das schöne glänzende, rabenschwarze Haar hing in langen Flechten herab und bedeckte einen großen Theil des feingeschnittenen, einen südlichen Typus athmenden Gesichtes. Die große Blässe desselben trat bei einem fast durchsichtigen Teint noch mehr hervor. Dagegen hoben sich die mit einer tiefen Röthe gefärbten Lippen erfrischend ab. Alles jedoch verschwand vor dem wunderbar-geheimnißvollen Glanze des großen gazellenartigen Auges. Ein schöneres und glanzvolleres Braun habe ich nie wieder gesehen. Obgleich um drei Jahre jünger als Auguste, war sie doch so groß als diese und die Schlankheit des ganzen Gliederbaues ließ schon damals vermuthen, daß sie die Größe ihrer Mutter erreichen werde.

Ich fühlte mich mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihr hingezogen und doch hielt mich ein eigenthümliches Gefühl wieder zurück. Mit

der heiteren, unbefangenen Natürlichkeit, welche mich mit Augusten damals und später immer zusammenführte, vermochte ich ihr nicht zu nahen.

O, wie schön! rief sie aus, und ihr Auge ruhte sehnsüchtig auf dem Hollunderzweige, den Auguste trug. Wie liebe ich diese Blumen, fügte sie leise hinzu und wendete wehmüthig ihre Augen ab.

Der sanfte, mild klagende Ton ergriff mich wunderbar. Auguste schien nicht die entfernteste Lust zu haben, ihre Traubenblüthe zu opfern. Ohne ein Wort zu sagen, wendete ich mich und eilte die Treppe hinab in den Garten. Dort, in der höchsten Spitze des Baumes, hatte ich noch eine Blüthe bemerkt. Ich schwang mich hinauf, und obgleich etwas gefährlich, gelang doch das Wagestück vollkommen.

Als ich wieder eintrat, eilte mir Amalie entgegen und erfaßte mit beiden Händen meine Rechte. Lange sah sie mir sinnig prüfend in die Augen, dann sagte sie mit milder, süßbezaubernder Stimme:

Wie gut bist du und wie lieb habe ich dich dafür! Blöd und verlegen vermochte ich nichts zu erwidern und reichte ihr mit leisem Zagen den Hollunderzweig, den sie mit einem stummen seelenvollen Blicke dankend ergriff.

Nach einer halben Stunde ungefähr wurden wir gerufen. Schon in der Hausflur erwartete mich der alte Hiller und rief mir entgegen:

Will einmal sehen, ob du wirklich so gut reiten kannst!

Er hielt sich nämlich ein Pferd, auf dem er fast jeden Tag ausritt, das jedoch gleichzeitig eingespannt wurde, wenn Madame Hiller mit den Kindern ausfahren wollte.

Der Kutscher führte den Apfelschimmel, ein stolzes, wohlgenährtes Pferd, heraus.

Zunächst wurde bloß eine Decke aufgeschnallt und ich mußte nach Commando: Schritt ohne Bügel, und dann: kurzen Trab reiten. Es ging gut. Kannst du satteln? frug Hiller. Statt aller Antwort sprang ich in den Stall, holte das Nöthige herbei und in wenigen Minuten stand das Pferd vollständig gesattelt und aufgezäumt da. Er hatte mir aufmerksam zugesehen und prüfte sodann noch ein Mal jede Schnalle und jeden Riemen: es saß jedoch Alles schulgerecht fest. Aufgesessen! commandirte er. Wendungen im Schritt! hierauf: Wendungen im Trab! und sodann: Seitengänge. Er hatte keinen Fehler zu rügen und commandirte: Abgesessen!

Nun faßte er mich am Kinn, hob mir den Kopf in die Höhe, strich mir die Haare aus der Stirn — jedesmal ein Zeichen ganz besonderer Güte — und sagte: Du bist ein Prachtjunge! Wie stehts aber mit dem Anschirren?

Schnell sattelte ich wieder ab, der Kutscher zog die Droschke aus der Remise und in kurzer Zeit hatte ich das Pferd ohne fremde Beihilfe angeschirrt und eingespannt. Nun, ich sehe wohl, sagte er zufrieden lächelnd, man hat mir nicht zu viel von dir erzählt. Du sollst aber auch zur Belohnung mitfahren.

Die Mutter und Madame Hiller, welche inzwischen herbeigekommen waren, setzten sich ein, während ich meinen Platz auf dem Bock angewiesen erhielt. Ich durfte die Zügel nicht ergreifen, so sehr ich auch bat, sondern er selbst fuhr die Stadt hindurch. Als wir jedoch auf der Chaussee angelangt waren, erhielt ich die Führung und machte meine Sache so gut, daß ich rückwärts auch durch die Stadt bis zum Hause fahren durfte. Du kannst jede Woche ein Paarmal kommen, wenn du den Apfelschimmel reiten willst, und macht dir's Spaß, magst du meine Frau oder die Mädchen auch manchmal spazieren fahren — waren die Abschiedsworte, mit denen er mich Abends entließ.

4.

Das war mein Eintritt in das Hiller'sche Haus. Ich war nun öfter dort und wurde ganz wie die eigenen Kinder angesehen. Am engsten schloß ich mich Augusten an. Ihr lebhaftes, entschlossenes und dabei doch wieder so herzlich gutmüthiges Wesen sagte mir besonders zu. Die fast fortwährend kränkliche Amalie trat mehr in den Hintergrund. Auch war sie sehr reizbar. Die Herzlichkeit, mit welcher sie mir zuerst entgegengekommen war, wandelte sich nach und nach in ein fast feindseliges Begegnen. Da ich mir nicht die entfernteste Schuld deßhalb beimessen konnte, war es mir räthselhaft. Allein in den glücklichen Jugendjahren denkt man nicht daran, den Ursachen einer unveranlaßt hervortretenden Abneigung nachzuspüren, zumal wenn man

so vielfache andere Verbindungen hat, als es bei mir der Fall war.

Beide Schwestern liebten sich zärtlich. Während Auguste in ihrer harmlosen Fröhlichkeit ihrer Schwester jede Freude zu machen suchte, umfing sie diese dafür mit einer Innigkeit, ja leidenschaftlichen Heftigkeit, die sich oft eigenthümlich äußerte. Obgleich sie sich nicht darüber aussprach, schien ihr doch das nahe Verhältniß, in welchem ich und Auguste zu einander standen, zuwider zu sein. Während sie sonst gewissermaßen den Schatten ihrer Schwester bildete, ging sie nur widerstrebend mit, wenn ich bei Augusten war. So gern sie Erzählungen hörte, so saß sie, sobald ich eine vortrug, gewiß abgewendet von mir und schien vollständig unaufmerksam zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Pauline und Franz.

(Fortsetzung.)

Da Franz seinen Freund Gustav nicht aus seinen poetischen Erklärungen stören wollte, gab er seine Zufriedenheit durch ein kräftiges „Ja“ zu erkennen, was derselbe auch wohlwollend aufnahm, da er kurze, bündige Antworten gewöhnt zu sein schien. Unterdessen war man in der Wohnung Gustavs angelangt, dessen Eltern eine bedeutende Oekonomie besaßen, und sogleich wurde das Band der Freundschaft durch einige Flaschen „Michaelsberger“ aufs Neue befestigt; daß natürlich die schönsten Theile Dürkheims und der Umgegend besucht wurden, kann man sich denken. Da Gustavs Freund hie und da etwas mißgestimmt war, bemühte er sich, demselben recht viel Stoff zu Unterhaltungen zu bieten, um alle trübe Gedanken ferne zu halten. Am Abend saß einmal Franz traurig am Fenster und blickte in die Ferne, Niemand war zufällig zugegen, er konnte seinen Gefühlen freien Lauf lassen; eine Thräne rollte über seine Wangen, langsam und feierlich zieht er eine Reliquie aus der Westentasche, es war ein schwer goldnes Medaillon, das aus der guten alten Zeit zu stammen schien.

Du hast mich hierher geleitet, du wirst mich auch ferner leiten; du, mein theures Kleinod, erinnerst mich an goldene Zeiten, an — meine erste Jugendliebe. — — Eben wird die Thüre geöffnet und Gustav, der Eintretende, findet Franz in dieser mißstimmenden Traurigkeit. — Komm, lieber Freund, erheitere dich, verscheuche deine trüben Gedanken, heute ist Wurstmarktsamstag und Vorgeschmack, und unter diesen und ähnlichen Ansprachen zog er den Freund von seinem Stuhle auf, der in der Eile kaum seine Mütze greifen konnte.

4.

Züge aus Stadt und Dorf bewegen sich durch die Straßen Dürkheims dem Wurstmarkte zu, der auf den Wiesen und der großen Allee am Fuße des Michaelsberges, woher sein eigentlicher Name kommt, abgehalten wird. Wurstmarkt heißt er nur, weil viele tausend Würste aller Art zu einem Schoppen häufig schon neuen Wein hier in Bordhütten gegessen werden.

Nachdem wir uns durch die in der Allee sich befindenden Stände, die mit fertigen, sowohl feinen wie auch geringern Artikeln gefüllt sind, hindurchgedrängt haben, biegen wir rechts in die Wiesen ein den Garküchen zu, aus denen ein angenehmer Geruch unsern Gaumen kitzelt. Links zeigen sich uns die Tanz- und größern Hütten, die dicht besetzt sind und aus denen der Schall der verschiedenen Musikbanden in unsere Ohren tönt, rechts die schon angeführten Garküchen, die soweit offen sind, daß man im Vorbeigehen sowohl alle Dasitzenden, wie auch die Zurüstungen ins Auge fassen kann. An beide Theile schließen sich nun die verschiedenen Sehenswürdigkeiten an, Wachsfigurenkabinete, Reitereien, Welttheater rc. Zwei weiße Mützenträger nahen, zu denen wir uns gesellen wollen und die aus einer Weinhütte zu kommen scheinen, im lebhaftesten Gespräch begriffen, denn es sind beide Freunde Franz und Gustav.

Vor einem Welttheater bleiben sie stehen; hier drängen sich eine Masse Menschen ein, und Beide gedenken des Spasses halber dasselbe auch anzusehen und rasch sind die Entschlossenen drinnen angelangt; denn kaum steht man unter dem Eingange, so schieben die Eindringenden so gut nach, daß man schneller und unliebsamer weiter gelangt, als es angenehm ist.

Die Scene beginnt, Herkules producirt seine Kraftstücke, hebt die schwersten Gewichtsteine auf und dreht sie mit der Leichtigkeit eines Balls in der Hand und wirft sie endlich mit

großem Geräusch auf den Boden der Bühne, fünf, ja sechs Künstler stellen sich auf die Schultern, Kniee desselben, mit denen er sich noch im Kreise dreht, und manches Andre. Schaudern erregend sind manche seiner Künste, die die allgemeine Bewunderung erregen. Wieder im Freien angelangt, hört man noch im Nachhausegehen in einer Hütte das bekannte schöne Lied singen: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben“ 2c.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Die Eintracht baut ein glücklich Haus.
Sie gleichet einem Blumenstraus
Von Veilchen, die bescheiden
Nur Wohlgeruch verbreiten.

Wahrheitspfeile für die Herzen
Taucht vorerst in Honig ein;
Gott auch taucht den Pfeil der Schmerzen
Für dein Herz in Balsam ein.

Verschiedenes.

Die „Augsb. Abdztg.“ berichtet aus München ein Vorkommniß, das als Warnung vor dem Gebrauch grüner, meist arsenikhaltiger, Tapeten dient: Der Schriftsteller P. H. welcher diesen Sommer mit seiner Familie in Ebenhausen zubrachte, bezog nach seiner Rückkehr eine Wohnung in der Karlsstraße. In Kurzem erkrankten fast alle Mitglieder der Familie mit Einschluß des Dienstmädchens. Der Hausarzt konnte sich längere Zeit den Grund dieses allgemeinen Uebelbefindens nicht erklären, bis er endlich zufällig bemerkte, daß unter der grünen Tapete des Wohnzimmers sich noch eine ältere grüne befinde. Eine chemische Untersuchung bestätigte seinen Verdacht: die grüne Tapete zeigte sich stark arsenikhaltig, wie schon daraus zu entnehmen, daß trotz der Ueberkleidung mit einer Tapete von unschädlicher Farbe die Arsenik-Ausdünstung ihre der Gesundheit so nachtheilige Wirkung äußerte. Noch mehr. Die übrigen Hausbewohner wissen sich jetzt zu erklären, warum in derselben Wohnung seit Jahren die Inwohner krank und zum Theil bettlägerig waren! Eine ältere Dame war fortwährend leidend, so lang sie in diesem Zimmer wohnte; ein Geistlicher war so herabgekommen, daß er, nach fruchtlosem Gebrauch der Schwefelbäder, selbst an seine Resignation denken mußte, bis er, nach Beziehung einer andern Wohnung, wieder so gesund wie früher wurde. An all' diesen Leiden war offenbar die grüne Tapete schuld!

König Johann von Frankreich, mit dem Beinamen der Gute, welchen er zwar nicht durch alle seine Regierungshandlungen verdiente, hatte folgenden Grundsatz: Wenn Wahrheit und Ehre von der ganzen Welt verläugnet würden, so müßten sie doch in der Brust eines Königs gefunden werden. — Diesem Grundsatze getreu, begab er sich freiwillig wieder in die Gefangenschaft des Königs von England (wie ein Regulus und wie Friedrich der Schöne von Oesterreich), da man die Bedingungen zu seiner Loslassung nicht erfüllen konnte. Er starb auch in der Gefangenschaft den 8. April 1364.

(Kaiser Joseph II. und Mozart.) Kaiser Joseph II. schrieb sich selbst für seine schöne Baßstimme zuweilen eine Kleinigkeit, die gewöhnlich sehr gut ausfiel. Einst machte er sich an eine große Arie und ließ sie in eine der kleinen italienischen Opern einlegen, die in seinem Privattheater in Schönbrunn aufgeführt wurden. Es sollte Niemand wissen, sie sei von ihm, aber Jeder wußte es, auch Mozart. — „Mozart, was sagt Ihr zu der Arie?“ fragte der Kaiser. — „Je nun!“ antwortete der gutmüthige Tonkünstler treuherzig; „die Arie ist wohl gut, aber der sie gemacht hat, doch viel besser.“

Räthsel.

Wer soll Meister sein?
Wer soll Geselle sein?
Wer soll Lehrjunge sein?

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 44. Dienstag, den 12. April **1859.**

Eine Jugendliebe.

(Fortsetzung.)

Ein Bruchstück aus der Odyssee, welches ich mittheilte, gab Veranlassung zu einer eigenthümlichen Scene. Es war dies die hübsche Episode, wo der schiffbrüchige Ulysses die Insel der Phäaken erreicht, von der mit ihren Gespielinnen am Meeresufer mit Waschen beschäftigten Königstochter Nausikaa gekleidet und ihren Eltern zugeführt wird.

Diese Erzählung kam noch ein Mal zur Sprache, als die Familie eines Abends zu Tische saß.

Amalien gefällt diese Geschichte ganz besonders, sagte Auguste. Aber sie bedauert die arme Nausikaa wegen der stillen Neigung zu dem sprachgewandten, kühnen Fremdling, die sich in das offene Herz des liebenswürdigen Mädchens einschlich. Gestern hat sie mir unter Thränen versichert: es könne keinen größern Schmerz auf Erden geben, als Jemanden zu lieben, der schon eine Geliebte habe oder gar verheirathet sei.

Wie sie geredet hatte, brach Hiller mit den Worten: Nein, das sind ja förmlich die Ansichten einer Theaterheldin, in ein donnerndes Ge[illegible]ter aus, in das alle Uebrigen auf K[illegible]n Amaliens, und auch ich, einstimmten. [illegible]alie wurde blutroth und irrte mit ihren [illegible]icken zweifelnd und tief beschämt von Gesicht zu Gesicht. Endlich blieb sie auf mir haften, aber in einer Art, daß mir das Lachen in allen Zügen erstarb. Einen so bittern, eisig-kalten, halb mit Verachtung gemischten Blick habe ich nie wieder erhalten. Es war dies das Werk einer Secunde. Dann brachen die hellen Thränen hervor und unter lautem Schluchzen verließ sie den Tisch.

5.

So waren ziemlich drei Jahre verflossen und meine Confirmation rückte heran. Auguste hatte schon ein Jahr früher das erforderliche Alter, allein es war beschlossen worden, daß sie gleichzeitig mit mir eingesegnet werden solle. Man hatte nämlich berechnet, daß wir dann Betbruder und Betschwester werden würden. In Z. herrschten bei der Confirmation ganz eigenthümliche und feierliche Sitten und Gebräuche. Der oberste Knabe und das oberste Mädchen, dann der zweite Knabe und das zweite Mädchen, und so fort, wurden Betbruder und Betschwester genannt. Dieses Verhältniß führte eine Annäherung herbei, welche sich gar vielfach in das spätere Leben übertrug und sogar manche Heirathen veranlaßte.

Während der Confirmationszeit begründete es eine, ich möchte fast sagen, ritterliche Sitte. Der Betbruder war verbunden, seiner Betschwester alle diejenigen kleinen Aufmerksamkeiten zu erweisen, welche in spätern Jahren der Cavalier seiner erwählten Dame erzeigt. Diese Verhältnisse, durch eine lange Tradition geheiligt, wurden durchaus rein und sittlich erhalten. Darüber wachten nicht nur die Eltern und Kinder selbst, sondern gewissermaßen die ganze Stadt. Wehe dem Confirmanden, welcher in der Zeit der Prüfungsstunden etwas Uebles beging. Das wurde vom Geistlichen scharf, nachdrücklich und beschämend gerügt. Ja, es lagen Fälle vor, wo eine förmliche Ausschließung von der jetzigen und eine Zurückweisung an die nächstjährige Confirmation stattgefunden hatte.

Deßhalb erinnere ich mich noch jetzt mit wahrer, inniger Freude unserer gemeinsamen Spiele und der Gänge „in die Blumen“. Noch jetzt kann ich mir nichts Unschuldigeres und Erquickenderes denken als diese Tage und Stun-

den, gemischt mit jugendlicher Heiterkeit und kleinen anmuthigen und heiteren Späßen.

Es lag nämlich den Confirmanden ob, den Altar und die Kirche am Palmsonntage zu schmücken. Zu diesem Behufe wurde gemeinsam in die näheren und entfernteren Wälder gezogen, und nebst Blumen, welche diese Jahreszeit spärlich genug bietet, hauptsächlich Wintergrün und andere nicht leicht welkende Blätter gesammelt. Ebenso wurden die nach Anweisung des Försters bereits geschlagenen Tannenbäume auf großen Wagen, welche die Eltern einzelner Confirmanden stellten, in die Stadt gefahren. Aus den Blumen und Blättern banden die Mädchen in ihren Schulstuben mit Beihilfe der Knaben jedoch unter Aufsicht der Lehrer, Kränze und Guirlanden. Die Tannenbäume übernahmen die Knaben allein und jeder setzte seiner Betschwester am Vorabend des Palmsonntags in später Abendstunde ein Paar vor das Haus. Sodann streute er von seiner und der Hausthüre der Betschwester einen reichlichen Sandweg bis zur Kirchthüre. Das waren jedesmal heitere fröhliche Abende, und vor Mitternacht wurde gewöhnlich nicht zur Ruhe gegangen.

Am andern Morgen bot aber auch die Stadt einen wahrhaft erhebenden und prachtvollen Anblick dar. Die geschmückten Wohnungen, die schönen breiten Sandwege, welche aus den nahen Häusern, sowie den entfernten Straßen herkamen und vor der großen Kirchthüre wie in einen Stern zusammenliefen — die geputzten Bewohner, welche gemessenen Schrittes die Straße durchzogen — diese Herrlichkeiten zu betrachten, geben dem Ganzen etwas ungemein Friedliches und Feierliches.

Bereits am Tage vorher hatte der Betbruder der Betschwester das schönste Bouquet, welches er nur aufzubringen vermochte, zugesendet. Bei den Wohlhabenderen durften auch noch ein Paar Handschuhe oder ein Leibband hinzugefügt werden. Ein Mehreres war streng verpönt. Wenn nun am Festtage zum dritten Male geläutet wurde, dann gaben die Straßen einen wahrhaft lieblichen Anblick. Auf den reinlichen Sandwegen schritten die Knaben im schwarzen Anzuge und die Mädchen im vorgeschriebenen einfach weißen Kleide nebst rothem Leibbande, mit dem Blumenstrauß des Betbruders geschmückt, der Kirche zu. An solchen Tagen faßte diese die Menge kaum. Die Confirmation erfolgte paarweise, jedesmal Betbruder und Betschwester, so daß es, wenn beide vor dem Altar knieten und eingesegnet wurden, in der That aussah, als ob eine Trauung stattfände.

Für den Nachmittag hatte schon am Tage vorher die Betschwester den Betbruder und dessen ganze Familie in das elterliche Haus eingeladen und es wurden da, je nach den Verhältnissen, manchmal sehr splendide Feste gegeben. In der darauf folgenden Osterwoche fanden noch verschiedene gemeinschaftliche Spiele und Versammlungen statt. Beschlossen wurden sie durch ein großes gemeinschaftliches Fest im Wiesenhause. Diesem wohnten sämmtliche Lehrer bei. Auf stadträthliche Kosten wurden Kaffee und Kuchen gereicht, sowie für den Tag Musik gestellt, Punkt neun Uhr Abends war der Schluß. Von da ging Jedes seinem erwählten Lebensberufe nach, allein für gar lange Zeit, oft sogar für's ganze Leben, war man sich einander näher gerückt.

(Fortsetzung folgt.)

Pauline und Franz.

(Fortsetzung.)

6.

Franz wollte des andern Tages in aller Frühe mit dem ersten Omnibus nach seiner Heimath abreisen und nahm herzlichen Abschied von seinem Freunde und seinen Eltern, die ihm einen Besuch abzustatten versprachen. Der Wagen war fertig zum Abfahren und die Pferde angespannt. Rasch bog er um die Ecke und war bald den Augen der neugierig nachsehenden Bewohner entzogen. Auf der Landstraße fuhr ein breiter grüner 2spänniger Wagen, an dem man nur wenige kleine Fensterchen erblickte und dem man deutlich ansah, daß er im Besitze einer reisenden Künstlerbande war. Der Kutscher, ein fideler Bursche, gab dem Wagen durch Knallen mit der Peitsche zu erkennen, auszuweichen, dieser schien es jedoch nicht beachten zu wollen und fuhr ganz langsam auf der mitten Straße fort. Kurz entschlossen, fuhr der Kutscher des dicht besetzten Omnibus vor, hart an dem Künstlerwagen vorbei und schlug dem Wagenlenker, der seine künstlerische Miene zu einem kleinen Fensterchen herausblicken ließ, etwas unzärtlich

über die nachlässigen Arme. Ein Schrei — und er rief: Herkules, gehe hinaus, zerdrücke den Kerl, der sich zu dieser That erfrechte. Der Schlag geht auf und heraus tritt derselbe Herkules, den wir schon näher berührt haben, jedoch in einem stark zerlumpten alten Rock, hellen grauen, stark geflickten Beinkleidern und eine Reisemütze ohne Schild über dem künstlerischen Gesichte, das durch einen kleinen Schnur- und Knebelbart noch mehr verunziert wird. Langsam ist inzwischen der Kutscher abgestiegen und läßt den empörten, mit kecken Redensarten um sich werfenden Herkules näher kommen, dreht seinen Peitschenstecken um und züchtigt denselben dermaßen, daß ihm alle Lust verging zum Prahlen, stieg gelassen wie zuvor zu seinem Sitze empor und ließ den verbläuten Herkules stehen, der gewiß nicht mehr so voreilig seine Kräfte produciren will, ohne vorher eine Probe abgehalten zu haben. Alle im Wagen Sitzenden ergötzten sich an dem lobenswerthen Kunstpröbchen.

7.

Rasch fuhr heute ein Boot den Genfer See hinab; düster war der Himmel, ein Gewitter schien zu nahen und dunkeler wurde es mit jedem Augenblicke. Nur an einzelnen Stellen gewahrte man durch die schwarzen, schwer herabhängenden Gewitterwolken noch einiges Blau, das sich allmählig ganz verlor; Blitze erleuchteten grell auf Augenblicke die schaurige Scene und es fing schon an zu regnen, der herannahende Donner zeigte, daß das Gewitter nicht mehr ferne war. Bei einem solchen Gewitter auf dem See zu sein, ist eine sehr gefährliche Sache, deßhalb ruderte die Mannschaft thätig fort und kaum war man in sicherem Port angelangt, als dasselbe mit solcher Wuth ausbrach, daß man ruhig in seinem Versteck bleiben mußte, das Ende abzuwarten. Jedoch es war bald vorüber und die Eltern unsers Franz, die bald verzweifeln wollten ob seines Ausbleibens, drückten den vom Examen zurückgekehrten Sohn liebend in ihre Arme.

Glücklich war solches vorübergegangen und Franz hatte die erste Note errungen, und groß war die Freude seines Vaters, daß er später einmal sollte in die Fußtapfen desselben treten. So stund es in dem Hause des Herrn Doctors. Schon fühlte er sich heimlich am häuslichen Herd; er besuchte mit seinem Vater die Patienten der Stadt und Umgegend, seine alten Freunde und Bekannte, allein zu seinem Glücke fehlte Etwas und das konnte er nicht finden. — Er wollte auf Reisen gehen, und so sehen wir ihn denn wieder nach kurzer Zeit Abschied nehmen von seiner Heimath. —

8.

Die Schlacht an der Alma ist geschlagen. Viele tapfere Häupter sind gefallen, viele liegen schwer verwundet darnieder. Englands und Frankreichs Söhne haben diese glänzende Waffenthat vollzogen und den Sieg errungen. Zweihundert Geschütze größern Calibers sind zur Beschießung Sebastopols auf den Höhen aufgepflanzt und entladen beständig ihre verderbenbringenden Kugeln auf die Stadtmauer und Forts der kaltblütig aushaltenden Russen. Sechs ihrer größten Linienschiffe haben die Russen am Eingange des Hafens versenkt, um der vereinigten Flotte das Einlaufen zu erschweren; jedoch damit haben sich dieselben nur Nachtheil gebracht, da die Verbündeten jetzt zu Wasser besser angreifen können. Zwei Forts sind schon zum Schweigen gebracht, eine Bresche ist geschossen; bei der zweiten gehts zum Sturm. — Einige Zeit später. — Lebhaft wird's in Sebastopol, Truppen ziehen ab, Bewohner, Alles bunt durcheinander, die Alliirten können kaum ihren Augen trauen, denn sie können nicht recht begreifen, was das Alles eigentlich bedeuten soll. Der allgemeine Sturm wird vorgenommen, jedoch mehrere Mal an allen Seiten abgeschlagen, die Gräben sind überfüllet mit Todten, die Lazarethe mit Verwundeten und Sterbenden. Friedlich liegen Russen, Türken, Franzosen und Engländer neben einander auf dem Kampfplatz. Ruhig wie ein Gott schleudert der Malakoff seine Geschosse, die überallhin Tod und Verderben bringen, thätig antworten die Alliirten. Der Sturm beginnt nochmals; rüstig steigen die Chasseurs die Leitern hinan, den Tod nicht achtend; die französische Fahne flattert auf Malakoff. Kaltblütig steht der Soldat in seinen Linien, ein Officier der Chasseurs wird eben von zwei Soldaten aus dem Kampfgetümmel schwer verwundet fortgetragen. Die Kunst der Alliirten trug den Sieg davon. Die Südseite fällt in ihre Hände. (Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Erfülle treulich die von dem Schicksal dir angewiesene Stelle; hierin scheine dir nichts zu hoch, daß du es nicht erreichen könntest, nichts so geringe, daß du es vernachlässigen dürftest. Dadurch werden Könige groß, dadurch erwirbt der Mann von Geist ewigen Lorbeer; dadurch erhebt der Hausvater seine Familie über Armuth und Niedrigkeit.

Man muß selbst gut, selbst edel sein, um gute edle Seelen lieben zu können.

Verschiedenes.

Ein Werk, den berühmtesten Arbeiten der Kunsttischlerei des Mittelalters an die Seite zu setzen, ein wahres Meisterwerk in der Benützung des Raumes und der Vielseitigkeit der Arbeit ist der von einem Russen gegenwärtig in Berlin ausgestellte Schrank. Der Verfertiger, Kunsttischler Nadolzky aus Riga, hat erst drei Jahre allein am Modell, und dann zwei Jahre mit 17 Gesellen an dem Werk selbst gearbeitet. Der Schrank von elegantem Aeußern aus Mahagoni, ist 5 Fuß hoch, 3½ Fuß breit und 1½ Fuß tief, und birgt in seinem Innern ein Möblement von 150 Gegenständen in normaler Größe, z. B. einen großen Gerichtstisch mit 6 gepolsterten Sesseln, 2 große Damentoiletten, 12 größere Tische verschiedener Art, überaus sauber gearbeitet, einen großen Kronleuchter, Himmelbett, Kinderwiege, einen Speisetisch zu 24 Personen, vollständig mit allen Geräthen servirt, einen Thron nebst Thronstuhl, Schämel, Kommode, Pulte, Spiegel, Schreubzeuge, Blumentöpfe, kurz eine Masse der verschiedensten Gegenstände, alle kunstvoll und fest, soweit es ihre Natur zuläßt, aus Holz gearbeitet. Die Seiten des Schrankes öffnen sich auf einen Druck des Erfinders — vor den staunenden Augen der Zuschauer wächst ein Kästchen zu einem großen Tisch empor, Räume und Gegenstände finden sich, wo kein prüfender Blick sie geahnt, und Bosko's Zauberhut, der alle möglichen Spielereien liefert, ist ein Kind gegen diesen Schrank und seinen Inhalt, dessen ganze Entfaltung etwa Fünfviertelstunden in Anspruch nimmt.

Napoleons Zärtlichkeit für Josephine gränzte Anfangs an Anbetung. Sie war aber auch eine der unwiderstehlichsten Frauen jener Epoche und verband mit dem gebildetsten Geiste all die Sinne fesselnde Grazie einer Kreolin. Josephine war das erste Weib, das er liebte. Er weihte seiner Liebe nur eine einzige Stunde, jene während des Frühstückes, die andere Zeit des Tages gehörte dem Staate. Er nahm bei Josephine das Frühstück ein, eine Brühe, zwei Coteletten und ein Stück Obst, dazu kam ein trauliches Gespräch, ein liebevolles Hingeben. Welch ein angenehmes Frühstück! — Eines Tages gewahrte der Haushofmeister, als er eben die Brühe auf den Tisch setzte — schaudervoll! — ein Haar, das in dem Napfe schwamm! Ihn wieder wegzutragen, war schon zu spät! Auch würde dadurch ein Verdacht rege gemacht sein! Vielleicht wird das unglückliche Haar nicht bemerkt! Es hieß geduldig abwarten. Vielleicht kommt ein guter Gedanke zur Entschuldigung. Aber Napoleon sah Alles gleich selbst und so gewahrte er auch mit seinem Luchsauge das — Er schießt einen Blick, schrecklicher als der Blitz, auf den armen Haushofmeister. Dieser faßt sich — der gute Gedanke war gekommen — und sagt: „Sire, es ist ein Haar der Kaiserin, ich sah, wie es in den Napf fiel.“ — Auf diese Worte legte sich das Ungewitter, das Haar wurde auf einen Teller gelegt, und dem Kaiser schmeckte die Brühe nur um so besser. Der Haushofmeister nahm es aber nicht so leicht, als sein Gebieter. Das ganze Küchenheer wurde zusammenberufen; man forschte nach dem Schuldigen, um ihn zu bestrafen und wegzujagen. Das Corpus delicti war da, und es ergab sich leicht, daß das Haar einem rothköpfigen Küchenjungen gehörte. Josephine hatte pechschwarzes Haar.

Auflösung des Räthsels in Nro. 43:
Meister soll sein, der Etwas ersann,
Geselle soll sein, der Etwas kann,
Und Lehrjunge soll sein Jedermann.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 45. Donnerstag, den 14. April 1859.

Eine Jugendliebe

(Fortsetzung.)

6.

Ich war unter den Confirmanden der Zweite. Der Oberste war Franz Oehlenschläger vom Stifte und wir Beide saßen in Obersecunda. Auguste, welche nebst den übrigen Töchtern der Honoratioren ihren Unterricht in einem von einem Candidaten des Predigtamtes geleiteten Institute erhielt, war die Oberste in dieser Schule. Nach einem langjährigen Brauche wurden diese sogenannten Candidatenschülerinnen in die Confirmanden der Bürgerschule eingeschoben. Die Oberste der Bürgerschule blieb auch die Oberste sämmtlicher Confirmanden, nach ihr folgte die Oberste aus dem Institut, hierauf die Zweite der Bürgerschule, dann die Zweite des Instituts und so fort. Auf diese Weise ging die schon im vorigen Jahre angestellte Berechnung in Erfüllung, daß ich und Auguste Betbruder und Betschwester waren. In unsern beiden Familien erregte dies große Freude und vielfache Besprechungen und Verabredungen fanden deßhalb statt.

In der Woche vor Palmarum wurde regelmäßig das Osterexamen des Gymnasiums gehalten. Es dauerte drei Tage. Nach dem Schluß desselben, Donnerstag Vormittag, fand die Versetzung aus den einzelnen Klassen öffentlich im großen Hörsale statt, welchem ein feierlicher Actus folgte. Damit schlossen die Stunden und die Osterferien begannen.

Dieser Donnerstag war angebrochen. Der ganze Coetus war versammelt und die Versetzung begann. Zunächst wurden die Unterprimaner versetzt. Alle Aufgerufenen mußten vortreten, worauf sie mit einer entsprechenden Rede den neuen Lehrern und den neuen Comilitonen überwiesen wurden. Jetzt kam Obersecunda an die Reihe. Ein solcher Act erregt allemal die höchste Spannung der ganzen Klasse. Es wurden bereits im Laufe des vorhergehenden halben Jahres Vermuthungen und Berechnungen aufgestellt: wer wohl beim nächsten Examen mit versetzt werden dürfte. Nun war der Augenblick gekommen, wo sich entschied, welche der verschiedenen Annahmen verwirklicht wurden. Neben dem Grundsatz, daß Jeder ein volles Jahr die Klasse besucht haben mußte, wurde die Anciennetät festgehalten.

In der Klasse hatten wir unter uns bereits sechs bestimmt designirt, welche nach Unterprima übergehen würden. Ueber zwei oder drei, welche noch zur Versetzung kommen könnten, waren die Ansichten getheilt.

Solche Urtheile der Klasse sind in der Regel die richtigsten, wie sich Jeder aus dem Gymnasialcursus erinnern wird. Man kann sie in Bezug auf unparteiische Auffassung des Verdienstes und Würdigkeit der einzelnen Schüler wahre Gottesurtheile nennen. Deshalb schreibe ich auch jetzt noch mit einem gewissen Stolz nieder, daß mein Name hierbei stets mitgenannt wurde. Verdient habe ich die Versetzung, wurde gesagt, jedoch gleichzeitig bedauernd hinzugefügt: daß sie nicht geschehen werde, weil ich nur erst ein halbes Jahr in der Klasse sitze.

Jene sechs und noch zwei andere wurden nach und nach aufgerufen und traten vor. Jetzt schwieg der Director und eine spannende Pause trat ein. Dann richtete er sein ernstes Auge mit freundlichem Wohlwollen grüßend auf mich und alle Blicke folgten ihm. Ich wurde feuerroth. Da nannte er meinen Namen. Fast zögernd erhob ich mich von der untersten Bank, auf welcher ich saß, und trat vor. Mit mildem Ernste wendete sich der

Director mehr an die Zurückbleibenden und sagte: Es geschieht dies auf den gemeinsamen Antrag und Wunsch sämmtlicher Klassenlehrer, welchem ich gern zugestimmt habe.

Sobald die ganze Verhandlung mit dem Actus geschlossen war, wurde ich von Glückwünschenden, namentlich aus meiner bisherigen Klasse, umringt. Daß ich geliebt war, habe ich nie in einer größeren Reinheit empfunden und gesehen, als in diesen Augenblicken. Und doch wurde meine Freude schmerzlich getrübt. Mitten unter den Wogen der dem Auditorium entströmenden Klassen bemerkte ich plötzlich zwei Augen, welche mit düsterem Glanze auf mir ruhten. Jedoch nur einen Augenblick, denn eben so schnell waren sie wieder unter der Menge verschwunden.

Ich erkannte sie nur zu gut. Es war Franz Oehlenschläger. Bisher der Oberste der Confirmanden war er nun plötzlich und unerwartet der Zweite geworden.

Meine Freude wurde zu Hause noch mehr gedämpft. Denn so sehr sich der mütterliche Stolz auch durch mein schnelles Vorrücken geschmeichelt fühlte, so empfand sie doch sogleich all das Unangenehme, was dadurch im Hiller'schen Hause hervorgerufen werden würde. Dies trat auch im vollsten Maße ein. Alles dort gerieth in Bestürzung. So verwandelte sich mein Freudentag in Leid. Die Frauen weinten. Der alte Hiller jedoch, der einen seit Jahren gepflegten Plan nicht so leichten Kaufs aufgeben wollte, ging, nachdem ich ihm bereitwillig die Versicherung gegeben hatte, daß ich gern den zweiten Platz einnehmen wolle, persönlich zum Director. Allein er kehrte ohne Etwas erlangt zu haben zurück. Der Ehre der Klasse könne nichts vergeben werden; der Primaner müsse den ihm gebührenden Platz einnehmen, war die feste und unabänderliche Entscheidung des alten, würdigen Greiffenberg, so hieß er, gewesen.

Mir selbst that es ebenfalls sehr leid, daß Auguste meine Betschwester nunmehr nicht wurde, allein untröstlich, wie die Uebrigen, konnte ich nicht sein; das Aufrücken in der Klasse überwog alles Andere zu sehr. Auch Amalie blieb ruhig und zum ersten Mal seit langer Zeit sprach sie sogar recht theilnahmvoll mit mir. Daß dieser plötzliche Wechsel weniger Eindruck auf mich machte, dazu trug ganz vorzüglich meine neue Betschwester viel bei. Friederike Treibel, du mildes, liebliches Mädchen! lange habe ich deiner nicht gedacht, aber du glänzest mir, indem ich dies schreibe, vom kalten Papier mit all deiner holden Anmuth entgegen. Ich weiß nicht, welchen Pfad dich das Leben geführt hat, allein solltest du dies lesen, so denke, so wie ich es jetzt thue, der heiteren, seligen, unschuldvollen Tage und Stunden, welche den Markstein unserer frohen Jugend so hold verschönten.

Sie war eine Blondine mit langen, goldgelben Locken und wunderschönen blauen Augen. Dabei hatte sie einen so klaren und durchsichtigen Teint, daß man selbst die feinsten der dunkelblauen Aederchen wahrnehmen konnte. Leider war sie klein. Ihr ganzer Bau hatte jedoch ein vollkommenes Ebenmaß und sie war überhaupt eine jener mit Rosenschein übergossenen Gestalten, welche fast aus Duft und Aether zu bestehen scheinen.

Sowohl sie als ihre ganze Familie waren durch den eingetretenen Wechsel keineswegs betrübt, sondern sogar sehr erfreut und kamen mir mit der größten Liebe und Zuvorkommenheit entgegen. Der Vater war ein Goldarbeiter und einer der wohlhabendsten Einwohner. Deßhalb wurden auch die in Folge der Confirmation in seinem Hause stattfindenden Festlichkeiten mit ächt bürgerlicher Solidität, ja Pracht gefeiert. Selbst meine Mutter war durch die freundliche und außerordentlich zuvorkommende Aufnahme, welche sie dort fand, halb ausgesöhnt mit der Veranlassung, und noch in späteren Zeiten sprach sie gern von dieser Familie und diesem Tage.

Bei Hillers war indessen der Palmsonntag mit kaum verhaltenem Unmuth hingebracht worden. Ja der alte Hiller hatte demselben förmlich Worte gegeben. Dadurch wurde die Stimmung der Oehlenschläger'schen Familie, welche sich von dem Mißgeschick ihres Franz tief berührt fühlte, ebenfalls nicht gehoben. Ich war daher weniger wie Andere verwundert, als beim Wiederbeginn der Stunden die Nachricht bekannt wurde: Franz Oehlenschläger sei abgegangen und werde sich der Handlung widmen. Er kam in eine größere Handelsstadt und Alles ging so schnell, daß wir uns nicht

wiedersahen. Erst nach Jahren standen wir uns unter ernsten und bedeutsamen Verhältnissen wieder gegenüber.

(Fortsetzung folgt).

Pauline und Franz.

(Fortsetzung.)

Jedoch dieser Sieg und die Eroberung der Feste war theuer erkauft. Der Kern des russischen Handels in der Krim ist mit der russischen Flotte vernichtet. Stöhnend liegen Tausende von Verwundeten am Boden, sterbend oder sich verblutend, gewiß in dem jämmerlichsten Zustande oft. Eben schreitet ein junger französischer Arzt daher und hilft zweien Soldaten einen schwer verwundeten Officier ins Lazareth bringen. Schnell ist sein Verbandzeug zur Hand und Charpie, um die Wunden schleunigst zu reinigen und zu verbinden. Schwer athmet der Verwundete. So oft es nun unserm Arzt, der Niemand anderes war, als unser Franz, der in den französischen Spitälern practicirte, möglich war, besuchte er seinen Patienten, den er in einer so traurigen Lage fand, denn überall suchte man die Hülfe der Aerzte, Unterärzte und Chirurgen.

Für sie war mehr Arbeit verhanden, als ihnen lieb sein konnte.

Bei dem heutigen Besuche fand Franz seinen Patienten sehr schwach und wenig Hoffnung sein Leben zu retten, und doch hätte er's so gern gethan, denn jener war ein allgemein bekannter tüchtiger Soldat. Eine Kugel war ihm durch die linke Seite der Brust gedrungen, eine hatte ihn der linken Hand beraubt. — Sollte ich mein Vaterland nicht wieder sehen, lieber Herr Doctor, so nehmt hier dieses Portefeuille; Ihr könnt dessen Inhalt für Euch verwenden, nur einen darin liegenden Brief übergebt meiner trauernden Gemahlin, es ist der letzte Brief, den sie von mir empfängt, denn ich fühle mich sehr schwach. — Franz versprach die Erfüllung seines letzten Wunsches und der Kranke verschied sanft in seinen Armen. Ehrenvoll geleitete man die letzten Reste des muthigen Officiers, der mit seinen Chasseurs zuerst die Leitern am Malakoff erklimmte, zu Grabe, denn er war allgemein geehrt und beliebt sowohl bei dem gemeinen Soldat, wie auch bei seinen Vorgesetzten.

9.

Noch eben waren die Straßen von Paris stille und öde, denn die gemütblichen Städter schliefen noch fest in ihren Behausungen, nur hie und da sah man einige Leute geschäftig die Straßen enteilen. Es wird heller und man erblickt eifrige Bewohner; Alles regt sich, Fahnen wallen von den Gebäuden herab, zu den Fenstern heraus werden prachtvolle Teppiche, Decken, Vasen mit den seltensten Blumen, Bilder, Kränze, überhaupt Alles, was nur zur Verzierung beitragen kann, gehängt. Wenn man in eine solche Straße biegt, gewahrte man Triumphbogen aller Art, prachtvoll aufgeführt; auf den Stadt- und Staatsbauten wehen Standarten, und Fenster und Thüren sind an allen Seiten mit lebenden Kränzen umwunden; man sieht deutlich an Allem, daß etwas ganz Besonderes statthaben soll. Wer mochte nicht die Tuilerien, den Invalidendom und andere hervorragende Gebäude in Augenschein nehmen, die mit dem größten Aufwande und Luxus decorirt waren! — Die Feder ist zu schwach, Alles, was der Kunstsinn und die Liebe den Söhnen des Vaterlandes spendete, die heute empfangen werden sollten, zu beschreiben. Ein anhaltender Kanonendonner endlich verkündigt den Einzug der ruhmgekrönten Armee und ihrer Commandeure. Tausende strömen die Straßen auf und nieder; kein Fenster ist leer, bis zu den Dächern und Mansarden wimmelt es von Menschen, die sich manchmal ihren Platz theuer erkauft haben, um Kränze herabzuwerfen. Manches treue Herz vermißt den Geliebten, mancher Vater seinen Sohn, die einzige Stütze seines Alters, manche Schwester den Bruder, so verschieden sind die Gefühle — auch mancher Taugenichts kehrt zum allgemeinen Leid zurück. Eine großartige Illumination und verschiedene Kunstfeuerwerke machen den Beschluß.

(Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Einem Freunde Gutes zu thun, ist bei weitem nicht so schön, als es schändlich ist, dies im Nothfalle zu unterlassen. Aber sich an seinem Feinde nicht zu rächen, ungeachtet er dazu Gelegenheit, das ist die wahre Güte.

Ein gutes Gewissen ist besser als zwei Zeugen. Es verzehrt deinen Kummer, wie die Sonne das Eis; es ist ein Brunnen, wenn dich dürstet; ein Stab, wenn du sinkest; ein Schirm, wenn dich die Sonne sticht; ein Kopfkissen im Tode.

Verschiedenes.

Die von Fizeau in Vorschlag gebrachte Methode, den Zeitwerth mittelst rapider Umdrehung eines Cylinders in Raum umzugestalten, hat ihre Anwendung auch auf die Messung der Schnelligkeit eines Nerveneindrucks gefunden. Ein solcher 1000 Mal in einer Secunde sich drehender und in 360 Grade eingetheilter Cylinder ist im Stand, den 360,000sten Theil, oder, wenn er sich 1500 Mal in einer Secunde dreht, den 540,000sten Theil einer Secunde zu messen, und selbst dies läßt sich noch durch ein Mikroskop unterabtheilen, so daß man ein 10-Millionstel oder vielleicht nur ein 100-Millionstel einer Secunde erhält. Durch diese ungemeine Winzigkeit der Unterabtheilung der Zeit ist es möglich, selbst die Schnelligkeit eines Nerveneindrucks zu messen. Wird dem Arm ein elektrischer Stoß gegeben, so erzeugt dies ein Gefühl und eine Zusammenziehung der Muskeln. Wenn man daher das Zeitintervall zwischen dem Stoß und der Zusammenziehung anmerkt, so wird man die von der Fortpflanzung des Gefühls und der Thätigkeit des Gehirns, wie rasch dies auch geschehen mag, in Anspruch genommene Zeit bestimmen können. Auf solche Weise hat Herr Helmholtz, von welchem diese Experimente auf's Sorgfältigste angestellt worden sind, gefunden: 1. daß Gefühle in das Gehirn fortgepflanzt werden mit einer Geschwindigkeit von ungefähr 180 Fuß in der Secunde, oder dem Fünftel des Betrags eines Tons, und zwar ist dies nahezu bei allen Personen der gleiche Fall; 2. das Gehirn braucht den zehnten Theil einer Secunde, um seine Befehle den Nerven zukommen zu lassen, von denen die freiwillige Bewegung abhängt; allein dieser Betrag schwankt bei verschiedenen Individuen, und bei einem und demselben Individuum in verschiedenen Zeiten, in hohem Grade, je nach der Gemüthsstimmung oder der Beschaffenheit in der Zeit, und ist um so regelmäßiger, je gespannter die Aufmerksamkeit ist. 3. Die Zeit, welche die Bewegungsnerven zur Fortpflanzung eines Befehls an die Muskeln brauchen, ist nahezu dieselbe wie die, welche die Gefühlsnerven brauchen, um ein Gefühl zu übertragen; überdies vergeht mehr als nahebei eine Hundertstelsecunde, ehe die Muskeln in Bewegung gesetzt werden. 4. Die ganze Operation erheischt 1¼ bis 2 Zehntel einer Secunde.

Ein junger englischer Maler kam nach Cette. Seine erste Frage im Gasthanse ist nach Musbrooms (Pilzen), die hier außerordentlich delicat zu haben sind. Der Kellner versteht nicht. „Musbrooms!“ wiederholte der Sohn Albions, von einem Fuße auf den andern tretend und sich vergebens auf den französischen Ausdruck: Champignons, besinnend. Da kommt ihm eine praktische Idee. Er nimmt eine Kohle von dem Kaminherde und zeichnet einen Prachtpilz an die Wand. Ah, je comprends! schreit der Kellner, rennt hinaus und bringt — einen Regenschirm.

Der Oberlehrer der israelitischen Bürger- und Realschule zu Frankfurt, Dr. Stern, hebt in einer Einladungsschrift zu den öffentlichen Prüfungen als obersten Grundsatz für die weibliche Erziehung hervor, daß dieser für alle Stände durchaus derselbe ist, weil es keine Verschiedenheit des weiblichen Berufs nach Stand und Rang gibt und geben soll. Er sagt: »Die Tochter des Bauern und des Arbeiters soll nicht weniger, die Tochter des Fürsten kann nicht mehr sein, als eine gehorsame Tochter, eine liebreiche Schwester, eine sittige Jungfrau, um in ihrem spätern Lebenslaufe eine treue Gattin, eine tüchtige Hausfrau, eine hingebende Mutter zu werden.« Das Ziel der Erziehung bleibt immer dasselbe, nur das Maaß der zu erlangenden Kenntnisse kann nach verschiedenen Lebensverhältnissen ein verschiedenes werden.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 46. Samstag, den 16. April **1859.**

Vom König Bock.

Von Professor Franz v. Kobell.*)

In seinem Frühlingsgarten
Saß König Bock in Pracht;
Weit war ins Land gedrungen
Der Ruf von seiner Macht.

Der Glanz des Hyazinthes
Den Mantel ihm umschloß,
Und blüthenweiße Krone
Ihr Licht darüber goß.

Da tritt mit schlankem Thyrsus
Ein schmucker Jüngling ein:
„Ich komm', Euch vorzuladen
Vor meinen König Wein;

„Er sieht in Euerm Treiben
Empörung gegen sein Reich;
Soll's Euch nicht schlimm ergehen,
So folget mir sogleich!"

Der König Bock d'rauf grüßet
Und nickt dem Fremden fein,
Und ruft dann auf bojarisch:
„Schenkt's ihm a Halbi ei'!"

Der Bote schaut begierig
Das gastliche Geschenk
Und trinkt und denkt: per bacco,
Ein königlich Getränk!

Und trinkt und trinkt gar weidlich,
Es thut's ja Jeder gern,
Und denkt nicht mehr der Ladung
Und nicht mehr seines Herrn.

Und wieder ein Gesandter
Erscheint vom König Wein,
Und wieder ruft's bojarisch:
„Schenkt's ihm a Halbi ei'!"

Es geht wie mit dem ersten,
Doch nun wächst die Gefahr;
Es naht auf Panthern reitend
Eine große bacchantische Schaar.

Da rufet Bock, der König:
„A Faß'l stecht's g'schwind a,
Und pfeift's mein boarisch'n Löw'n,
Und muck'n 's, hetzt's 'n dra'!"

Und als die neuen Boten
Den mächt'gen Löwen sah'n,
Gar schüchtern und bescheiden
Begannen sie zu nah'n.

Des Willkomms schäumende Gläser
Die wurden nun gereicht,
Und schnell die feindlichen Männer
Tief bis ins Herz erweicht.

Sie machten's wie die andern, —
Da — plötzlich Lärm am Thor,
Der König Wein kommt selber
Mit auserles'nem Corps.

Mit Schreck sieht seine Gesandten
Er saufen um die Wett';
O Tag der Schmach, o Rache!
Der Fürst da schreien thät.

---

*) Nach einem Bericht im Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung von dem Dichter bei dem Feste vorgetragen, welches der Magistrat von München bei der letzten Säcularfeier der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften den Mitgliedern und Gästen der letzteren zu Ehren im Rathhaussaale von München veranstaltet hat.

Doch ihm entgegen redet
Gefaßt der König Bock:
„Sie, laß'n S' Ihna sagen
Mit ihnern Reb'nstock,

„I' bi' vo' Gottes Gnaden
Wie Sie da auf der Welt
Und bi' mit Unterthane'
Wohl aa' nit übi g'stellt,

„Denn schaugn S', alli Soldatn
Und alli Offizier
Und Künstler und Gelehrte
Die haltn treu mit mir,

„Und Burger so und Bauern,
Sogar die geistlinga Herrn,
I' kann Ihna versichern,
Auch diese hamm mi' gern.

„I' aber will regiern
In' Fruhjohr grad alloa!
Und will's Ihna nit wihrn',
Sie kinnen aa' mit thoa.

„Drum derntwegen koan Spektakl,
Sunst!" — drohet er und schwang
Den langgeschwänzten Rettig,
Da ward dem König bang.

Und Hochheimer der Marschall
Ihm flüstert mit Gewicht:
„' Bitt', Majeschtät, um Alles
Un' mache Se ke' G'schicht',

„Mit dem gäbs wischte Händl,
Un' bleib' mer länger hier,
Er fangt uns wie die G'sandte
Mit sin'm verherte Bier.

„Politik is Politik,
Es is zu viel rischkirt,
D'rum lasse S' n halt mache'
Un' thun Se nit piquirt" —

Da wich der Rebenherrscher
Und gab den Frühling frei, —
So ward zum Mitregenten
Der König Bock im Mai.

Eine Jugendliebe.

(Fortsetzung.)

7.

Die Confirmation war vorüber und ich saß eines Nachmittags mit Auguste und Amalie im Garten und schnitzte kleine Pfeifchen aus Weidenschalen, worin ich eine große Fertigkeit besaß. Es wurde viel gesprochen und gelacht und ich mochte nicht genau auf meine Arbeit gesehen haben, so daß das scharfe Federmesser abglitt und mir fast den halben linken Daumen durchschnitt. Ich erschrack und verfärbte mich, während ein starker Blutstrahl hervorschoß. Die entschlossene Auguste sprang sogleich auf und rief forteilend: Ich hole Heftpflaster und Wasser. Amalie jedoch saß tödtlich erschrocken wie festgezaubert, ihre angstvollen Blicke auf mich gerichtet. Ich mochte wohl immer blässer und blässer werden, denn plötzlich erhob sie sich und mit einem Ausdruck der Stimme, wie ich ihn nie von ihr gehört, voll der tiefinnigsten Zärtlichkeit, Besorgniß und schmerzvoller Angst rief sie: Friedrich, Friedrich, du stirbst.

Sie warf sich über mich. Ein ganz eigenthümliches Gefühl an der verwundeten Stelle schien in wundersamer Weise so alle Lebenskraft nach jenem Punkte hinzuziehen. Ich vermochte aber nichts zu erkennen. Es florte vor meinen Augen und ein sanftseliges Ermatten trat ein. Manchmal war es mir noch, als hörte ich mit jenem unnachahmlich süßen Ton meinen Namen nennen. Doch klang dies immer ferner und ferner. Endlich vergingen mir die Sinne.

Als ich wieder erwachte, fiel mein erster Blick auf Amalien. Sie lag auf den Knien vor mir. Die gefalteten Hände gegen die Brust gepreßt, lauschte sie mit athemloser Spannung nach mir empor. Gott sei gedankt, du lebst! hauchte sie sanft und tiefe Röthe färbte ihre Wangen. Ich wußte in diesem Augenblicke nicht, was sie für mich gethan, allein ich hatte das entschiedene Gefühl in mir, daß sie mich gerettet und dem Leben wiedergegeben, und daß sie eine Liebe und Zärtlichkeit dazu bestimmt hatte, die ich nicht für möglich gehalten. Lange sahen wir uns stummselig in die Augen, dann sagte ich sanft: Amalie, wie gut bist du! — Sie wollte etwas erwidern, allein in diesem Augenblicke legte

sich ein dunkler Schatten über uns. Amalie sprang empor und ich blickte auf. Auguste stand mit der Wasserflasche und einem vollständigen Verbandapparate in der Thüre. Sie zögerte hereinzutreten und betrachtete mit einem auffälligen, eigenthümlichen Blick die ganze Scene.

Mein Gott, wie siehst du denn aus! sagte sie zu Amalien, ich glaube gar, du hast die Wunde mit deinen Lippen geschlossen.

Nun erst betrachtete ich Amalien genauer und sah, daß sie überall voller Blut war. Und dein neues, seidnes Tuch hast du vollständig verdorben, fuhr Auguste fort, indem sie unwillig das um den wunden Finger geschlungene Tuch abzog und weglegte. Amalie nahm es an sich und entfernte sich still und betreten. Nun legte Auguste kunstgerecht einen Verband an und wir gingen in das Haus zurück.

Ueber den Vorfall wurde wenig gesprochen. Als ich nur darauf hindeutete, war ein unmuthiger Blick Amaliens und ihr sofortiges rasches Davoneilen meine ganze Antwort.

Ueberhaupt hatte dieser Vorfall, von dem ich mir eine Verbesserung unserer gegenseitigen Verhältnisse versprochen hatte, gerade die entgegengesetzten Folgen. Amalie war schroffer und kälter als jemals und mied überhaupt, soweit sie nur konnte, meine Nähe. Ich beruhigte mich darüber und schrieb es ihrem reizbaren Nervensystem zu, welches vielfach und namentlich in der letzten Zeit der Gegenstand ernster Familienberathungen war.

Die Aerzte hatten wiederholt erklärt, daß für längere Jahre ein milderer Himmelsstrich für das noch außerdem ungewöhnlich schnell aufschießende Mädchen unbedingt nothwendig sei. Die zärtliche Liebe der Mutter wollte aber von einer so langen Trennung nichts wissen. Da griff, wie überall so auch hier, der alte Hiller durch. Eine Schwester von ihm war an einen Arzt in der Nähe des Bodensees verheirathet. Mit diesem hatte er sich in Briefwechsel gesetzt und bald darauf erklärte er, daß Amalie Anfang Juni zu Kräftigung ihres Körpers und ihrer Gesundheit dorthin gehen solle. Seiner Frau, welche wohl wußte, daß nunmehr auch der leiseste Widerspruch erfolglos sei, ließ er nach, Amalien an den Ort ihrer neuen Bestimmung zu geleiten. Deßhalb sollte die Fahrt auch mit eigenem Geschirr und in kurzen Tagereisen gemacht werden. (Fortsetzung folgt.)

Pauline und Franz.

(Schluß.)

Langsam reitet Franz auf seinem Rappen seinem Logis zu, immer noch sind die Straßen sehr belebt, obgleich es inzwischen Abend geworden; Bürger, Militair, Alles rennt bunt durcheinander. In der Restauration angelangt, setzt er sich, sein Abendbrod zu genießen, nieder. Reisende aus allen Himmelsgegenden sind hier: Spanier, Russen, Deutsche ꝛc. und parliren bunt durcheinander. Tief in das Kartenspiel vertieft, lassen einige Amerikaner Hände voll Dollar über den Spieltisch fliegen, besonders schien es, als hätten es die andern Drei auf einen jungen Mann gepackt, dessen Dollar kein Ende nehmen wollten. Hastig wirft er die klingenden Münzen, welche die Andern mit ironischem Lächeln einschieben, auf das kleine runde Tischchen. Einige Officiere hatten sich den Spielenden genähert und bemerkten die Betrügereien der Andern; das letzte Geld fährt eben über den Spieltisch, als die Betrüger das Geld wieder abgenommen bekamen und schimpflich hinausgeworfen wurden. Durch die rasche Abhilfe ermuntert, erzählte der junge Mann, daß er aus der Schweiz stamme, direct aus Amerika komme, von diesen aber zum Spiel verleitet wurde und nun nach seiner Heimath reisen wolle, wo seine Mutter noch lebe. Franz kam neugierig herbei und es zeigte sich, daß es derselbe Knabe war, der bei seinem Vater operirt wurde. Indessen füllten sich immer mehr die Zimmer mit Fremden. Eine verschleierte, schwarzgekleidete Dame tritt ein, von einem Bedienten begleitet, und nahm Platz. Sie schien schön und noch jung, aber sehr traurig. Still ging der Abend vorüber und Franz gedachte sich zu Bette zu legen, da er sehr ermüdet war. Da fand er noch seine Brieftasche unter seinen Utensilien. Vorsichtig öffnete er dieselbe und fand einige Banknoten in derselben von sehr bedeutendem Werthe und einen Brief. Adresse:

Madame Pauline Z.
geborne D.
Paris.
Rue St. Madeleine.

Erstaunt entfällt ihm die ganze Baarschaft, denn an wen war derselbe gerichtet? an seine theure Pauline. Er schlief bis in den tiefen Morgen, als sein Landsmann zu seiner Thüre hereingestürmt kommt, nach dem Ausbleibenden zu sehen und ihm anzuzeigen, daß er gestern Abend die schwarz gekleidete Dame nach ihrer Reise gefragt und erfahren habe, daß es Pauline D., die Tochter des Grafen in J. sei, die nach ihrer Heimath zu reisen gedenke, da ihr Gemahl bei Sebastopol umgekommen sei. Was diese Worte für einen Eindruck machten, läßt sich leicht denken. Rasch kleidete er sich an, um sofort seine sonstigen Geschäfte in Paris in Ordnung zu bringen, um mit seinem Landsmann nach der Heimath abreisen zu können.

Alles ist in Ordnung gebracht und Franz zur Reise fertig. Die Locomotive pfeift und beide Bekannte sagen Paris Lebewohl. Im selbigen Wagen saß sonst Niemand, als die schwarz gekleidete, niedergeschlagene Dame. Behutsam zog Franz seine Brieftasche aus der Tasche. Die Dame schien solche zu erkennen, und da Franz, solches bemerkend, ihr dieselbe übergab, erzählte er ihr noch, daß ihr Gemahl in seinen Armen sanft entschlafen sei und ihm noch besonders aufgetragen habe, ihr alle nähern Details mitzutheilen, was er auch sogleich treulich erfüllte. Erkennst du mich nicht mehr, Pauline, Franz, den Sohn des Doctoren in J.? — Ein Freudenruf und die alten Bekannten lagen sich in den Armen. Die Gefühle zu beschreiben, die in Beiden walteten, ist nicht nöthig, da man sich leicht denken kann, daß sie sehr überrascht und glücklich waren. Noch prangte an Franzens Brust Paulinens Medaillon und an Paulinens Finger der Ring ihres treuen Franz.

10.

Einige Jahre später. — Franzens Eltern waren inzwischen bedeutend gealtert, jedoch noch immer rüstig; Franz hatte die starke Praxis seines Vaters übernommen und Pauline war seine Gemahlin geworden. Eine Knabe und ein Mädchen segneten ihre glückliche Ehe. So saß die ganze Familie, die Eltern Franzens und der Vater Paulinens, da die Gräfin inzwischen gestorben war, an einem schönen Sommertag in der großen Laube des gräflichen Gartens. Der Graf, ein noch immer munterer Mann, herzte den kleinen Theodor und die kleine Emilie. — Ein Wagen fuhr die Straße entlang dem Schlosse zu. Franz früherer Studienfreund aus Dürkheim G. H. mit seiner Gemahlin und seinem Vater waren die Angekommenen. Er war inzwischen Rector einer lateinischen Schule geworden. — Heiter verbrachte man die Stunden des Nachmittags und der Freund durfte erst nach längerem Aufenthalt nach seiner Heimath zurückkehren.

Denksprüche.

Du, der du um mich dich kümmerst, säumst zu kümmern dich um dich;
Kümmre dich um dich zum Ersten; bleibt dir Zeit, alsdann um mich.

Verschiedenes.

(Ein englischer Weihnachtsbaum.) Der englische Weihnachtsbaum ist nicht auf des Berges Höh' gewachsen, noch in dem Sand der Ebene. Nicht Thau, nicht Sonne fiel auf ihn; nie hat der Schnee auf seinen Zweigen gelegen noch ein Vogel darin genistet. Der Hammer hat ihn angeschlagen, aber keine Axt hat ihn gefällt. Er ist emporgewachsen aus den Tiefen der Erde, wohin sein Keim gelegt war, ehe es Menschen gab. Glühende Winde strichen durch seine Zweige, aber kein Sturm kann ihn brechen und beugen. Er ist von Eisen. Von grünlackirtem Eisen, Stamm und Aeste hohl, daß man Gas hineinleiten und an den offenen Spitzen anzünden kann. Ein eiserner Weihnachtsbaum, wie zweckmäßig! Er vergilbt, verliert seine Nadeln nicht, brennt nicht an, füllt das Haus nicht mit Harzgeruch. Er ist so reinlich, man kann ihn sogar abseifen. Man kann ihn aufbewahren und bei der Geburt des Prinzen oder dem Abschluß des nächsten Friedens in das Fenster stellen zu einer patriotischen Illumination. Man kann das Jahr über Handschuh und Strümpfe trocknen. Er reicht für das ganze Leben aus, und wenn er aus der Mode ist, kann man ihn nach dem Gewicht verkaufen an den Eisenkram.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 47. Dienstag, den 19. April 1859.

Eine Jugendliebe.

(Fortsetzung.)

8.

Es war am Abende vor der Abreise, als ich zu Hillers ging. Die Mutter war schon den ganzen Tag dort gewesen, um beim Einpacken zu helfen, denn auch Madame Hiller wollte einen ganzen Monat wegbleiben. Es erschien mir nicht gemüthlich im Zimmer, wo Alles geschäftig hin und her rannte, und ich ging daher in den Hof und sprach mit Johann, welcher das Geschirr für die morgende Reise in Stand setzte. Da ging die alte Elisabeth vorüber, sah mich vorwurfsvoll an und sagte:

Aber Herr Friedrich (sie setzte nämlich auch meinem Vornamen stets das Prädicat „Herr“ vor), wollen Sie denn von Malchen keinen Abschied nehmen? Sie ist ganz allein oben in ihrer Stube. — Ich hatte dies allerdings auch beabsichtigt, allein nur dann, wenn der allgemeine Abschied stattfände. Denn die stete Nichtbeachtung, welche Amalie mir gegenüber beobachtete, hatte meinen Stolz rege gemacht. Halb wider Willen schritt ich jedoch die Treppe hinauf. Bei dem milden Juniabend fand ich alle Thüren offen und trat in das Vorzimmer ein, in dessen Mitte auf einem Tische der bereits gepackte, aber noch offene Koffer stand. Durch die zweite Thüre sah ich Amalien, mir den Rücken kehrend, vor ihrem Nähtischchen stehen, dessen verschlossene Fächer sie eben öffnete. Sie nahm ein Papier heraus und schlug es aus einander. Das darin Enthaltene betrachtete sie eine Zeit lang, dann drückte sie es mit einer heftigen Bewegung beider Hände gegen die Brust, rollte mit einem tiefen Ach das Papier wieder zusammen und kam heraus in das Vorzimmer, wo sie es in eine Ecke des Koffers steckte.

Ich wußte selbst nicht, weßhalb ich nur mit leisen Schritten hereingetreten war und mich in den Hintergrund des schon dunkelnden Vorzimmers gestellt hatte. Amalie sah mich daher nicht. Als sie in ihr Zimmer zurückging, überwältigte mich eine nicht zu unterdrückende Neugierde. Ich schritt leise zum Tisch, zog halb willenlos das Papier heran und öffnete es. Was ich beim Anblick der Inlage gedacht, gefühlt, vermöchte ich nicht zu sagen, denn die darauf folgende Scene drängte Alles in den Hintergrund zurück. Es war jenes weißseidne Tuch mit den feinen rothen Carrées, was mir Amalie um den blutenden Finger gebunden hatte. Ich erkannte es augenblicklich wieder. Es war noch ganz so wie damals voller Blutflecken. Zweifelnd starrte ich es immer wieder an, denn es schien mir Alles ganz unglaublich. Da wurde ich plötzlich aufgeschreckt.

Nein, das ist aber zu abscheulich, rief mit halbvergehender Stimme die inzwischen eingetretene, von der glühendsten Röthe überdeckte Amalie, in einen unaufhaltsamen Thränenstrom ausbrechend. Ich ließ erschrocken Papier und Tuch sinken und blickte über den Koffer nach dem tiefbeschämten Mädchen hinüber. Flehend hob ich die Hände empor und wollte sprechen, allein das Gesicht mit der einen Hand bedeckend, streckte sie die andere hastig abwehrend nach mir aus und rief mit leidenschaftlicher Heftigkeit: Schweig, schweig! verlaß mich, verlaß mich augenblicklich! — Betäubt stürzte ich zum Zimmer hinaus und die Treppe hinunter.

Ein traumhaft Heer von Bildern hatte sich um mein Lager gedrängt, als ich es in der Frühe des nächsten Morgens verließ. Sehen

wollte ich sie noch ein Mal. Der Weg führte durch das Johannisthor, und dorthin lenkten sich meine Schritte. Es war dies der einzige Punkt, wo sich an die alte, an den übrigen Seiten mit Halden und Schlackenbergen umgebene Stadt ein freundliches Thal herandrängte. Die ganze durch dasselbe hinlaufende Straße war rechts und links mit Gärten eingefriedigt.

Ungefähr in der Mitte lag Bergmeisters Garten. Auf die Mauer grade über die Gartenthüre war ein Altan gebaut und dieser von dem jetzt in reichster Blüthe stehenden Hollunder dicht umlaubt. Ich schwang mich über die niedere Mauer und stieg die hölzerne Treppe hinauf. Ein Ausschnitt nach der Straße war offen und durch die Blätter der Seitenwand konnte ich ungesehen den ganzen Weg nach der Stadt zu überblicken.

So saß ich nun da, dicht versteckt von dem grünen duftigen Gehege in der heiligen Frühe des Morgens, durch den die laue Sommernacht ihre letzten balsamischen Athemzüge hauchte. Die Sterne verbleichten vor der silberdurchwobenen Dämmerung, durchfunkelt von dem goldigen Hauchen des Morgenrothes. Die Vögel in den Büschen schüttelten sich den Thau von den Flügeln und eine schon hoch ins Blau gestiegene Lerche streute frische Morgenlieder herab.

Die glühende Wange auf den Arm gestützt, schaute ich auf die Thauperlen, die mich ringsum wie helle Thränen anblitzten. Unter welch ganz anderen Verhältnissen war ich noch vor wenig Tagen hier gewesen. Bergmeisters Adeline, den Hillerschen Töchtern nahe befreundet, hatte der scheidenden Amalie zu Ehren ihre Freundinnen zu einem Abschiedsfeste hier versammelt. Durch ihren Bruder Otto war ich und noch eine ziemliche Anzahl Gymnasiasten und Bergschüler eingeladen und wir verbrachten unter heiteren Spielen einen fröhlichen Nachmittag und Abend. Unter andern führten wir auch das tiefgefühlte Uhlandsche Lied:

„Was klinget und singet die Straße herauf“

allegorisch auf. Otto war der scheidende Bursch und Amalie das Mägdlein im „allerletzten Haus“. Dies war der nach dem Garten zu ziemlich offene Altan, welchen wir aus dem reichhaltigen Gewächshause mit „Gelbveigelein“ und „Rosenstöcken“ reich decorirten, so daß Amalie von Blüthen und Blumen umgeben war. Nachdem wir unter Absingung des Liedes die Wege durchschritten hatten, zogen wir bei dem Verse:

„Und draußen am allerletzten Haus

am Altan vorüber.

Bei den letzten Strophen kehrten wir noch ein Mal dahin zurück. Denn milder als der Dichter, hatten wir bestimmt, daß nun dem trauernden Burschen ein Strauß zugeworfen und von ihm am Hute getragen werden solle. Es geschah auch. Allein, warf Amalie nicht sicher, oder war Otto im Auffangen nicht geschickt, genug, er flog über ihn hinweg nach mir zu. Durch eine glückliche Wendung fing ich ihn, noch ehe er zu Boden fiel, auf, und nachdem ich ihn singend einige Mal in der Luft geschwenkt hatte, befestigte ich ihn selbst an Ottos Hute, womit die Scene heiter beschlossen wurde.

Diese und andere Vorgänge zogen noch ein Mal an mir vorüber, als ich durch das Rasseln eines Wagens aus meinen Träumereien aufgeschreckt wurde. Leise bog ich die Blätter der Laube auseinander — sie waren es. Die Kutsche war zurückgeschlagen und Amalie saß auf der Seite nach mir zu neben ihrer Mutter. Sie sprachen nicht miteinander, sondern jede schien stumm ihren Gedanken nachzuhängen. Nur bemerkte ich deutlich, daß Amalie schon von fern den Altan ins Auge faßte und ihre nachdenklichen Blicke auf demselben ruhen ließ. Leise brach ich einen Hollunderzweig mit den vollsten, reichsten Blüthen, auf denen noch der Morgenthau zitterte, und ließ ihn, als der Wagen dicht unter dem Altane wegfuhr, auf Amalien niedergleiten.

Rasch erfaßte diese ihn, wendete sich um und sah herauf. Sie grüßte nicht, sie lächelte nicht, aber ihr Gesicht erfüllte eine so tief innige Holdseligkeit und Milde, eine so süß verheißende Zärtlichkeit, daß ich ihr regungslos und wie bezaubert in die lieblichen Augen schaute. Voll wonnesamen Entzückens tranken wir in stummer Seligkeit unsere Blicke. Kein Wort ward gesprochen, kein Zeichen gegeben. Es war eine heilige Minute. Eine kleine Biegung des Weges — und die überhängenden Gebüsche deckten uns gegenseitig. So schieden wir. Ich aber sank auf den Sessel zurück und weinte bitterlich.

(Fortsetzung folgt.)

Gerettet.

Georgina Weston war eines Pächters Tochter, allein manche hochgeborne Dame hätte sie um ihrer Schönheit willen beneiden können. Da ihre Eltern in guten Verhältnissen lebten und auf die liebliche Tochter nicht wenig stolz waren, so gestatteten sie ihr, nach Belieben zu arbeiten oder müßig zu gehen; und die einzige ihr zuertheilte, regelmäßige Beschäftigung war die Pflege ihrer ältern, erblindeten Schwester Ella. Obwohl Georgina unter diesen Umständen ihre Hände weich und zart, und ihre Gestalt schlank und ebenmäßig erhielt, war sie deßhalb doch keineswegs ein nutzloses Mitglied ihrer Familie. Ihre emsigen Finger formten die schneeweißen Häubchen, die der Mutter ergrauendes Haar bedeckten, ordneten der hilflosen Schwester Kleidung mit immer gleicher Nettigkeit, und sorgten für manches leckere Gericht, den Vater nach des Tages Mühen zu stärken. So verflossen des Mädchens Tage unter leichten, angenehmen Pflichten, beschirmt und versüßt durch die Zärtlichkeit und Zufriedenheit der Ihrigen. Dann aber trat ein Wechsel ein.

Ein junger Mann von hübschem Aeußern, angenehmen Manieren und wohlgeübt in der Kunst zu gefallen, ließ sich um die Frühlingszeit, der Erholung wegen, wie er angab, für einige Zeit im Dorfe nieder. Georgina's außergewöhnliche Lieblichkeit fiel ihm in's Auge und bald beschloß er, unbeschäftigt wie er war, des Landmädchens Neigung zu gewinnen.

Es war um die Zeit des Sonnenunterganges, als Georgina, an einem lieblichen Sommerabende langsam durch eine von ihres Vaters Wiesen nach Hause gehend, durch den Knall einer Flinte im nahen Gebüsch aufgeschreckt wurde. Im jähen Schreck — denn ein solcher Schall war in der friedlichen Gegend nicht gewöhnlich — beeilte sie ihren Schritt, als eine Stimme ihr plötzlich zurief, anzuhalten. Im nächsten Moment stand der Jäger vor ihr, indem er sich wegen des Schreckens entschuldigte, den er ihr verursacht hatte, und als Grund den Umstand anführte, daß ihm der unbesuchte Platz am Geeignetsten zur Jagd erschienen sei.

„Aber wonach schossen Sie so spät?“ forschte Georgina.

Der junge Mann war auf diese Frage nicht vorbereitet und stotterte verlegen heraus, daß das Gewehr sich zufällig entladen habe.

Zufällig! Seit Stunden hatte er Georgina's Vorübergehen erwartet und die Flinte in der Absicht, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, abgefeuert. Die Absicht war gelungen.

Er stellte sich ihr als Edwin Parker aus London vor und sie gleichfalls nannte ihm ihren Namen. Als sie sich an ihres Vaters Thüre trennten, geschah es seinerseits mit dem Entschluß, daß dies nicht ihre letzte Begegnung gewesen sein sollte, und ihrerseits mit dem geheimen Verlangen, ihn bald wieder zu sehen.

Georgina wurde nun plötzlich sehr pünktlich in Abendspaziergängen und immer fand sich Edwin, durch unerklärlichen Zauber, auf demselben Wege und zu derselben Zeit.

Vier oder fünf Wochen nach ihrem ersten Zusammentreffen gingen Beide mit einander durch die duftenden Wiesen; Edwin's Arm schlang sich um Georgina's Taille in einer so natürlichen, offenen Weise, daß es sichtlich war, es geschehe nicht zum ersten Mal. Wie ist Liebe doch so eilfertig!

„Georgina,“ sagte er in leisem Tone, „Du antwortest mir nicht; ich sage Dir, daß ich morgen nach London zurückkehren muß.“

„Es ist so plötzlich!“ seufzte das junge Mädchen. „Aber Du wirst bald wieder hier sein, Edwin?“

„Das ist mir unmöglich zu sagen. Es können Jahre vergehen, ehe ich diesen Ort wieder besuchen darf. O Georgina!“ rief er im plötzlichen Ausbruch der Leidenschaft, „wie vermag ich ohne Dich zu leben? Warum müssen wir uns trennen?“

„Ruhig, Edwin, Du bist zu heftig. Du wirst, Du mußt bald wiederkehren.“

„Bald! Ein Jahr wenigstens muß vergehen, ehe ich wieder hierher kommen kann.“

Ein kurzes Schweigen folgte; dann flüsterte Edwin, sich zu dem Mädchen niederbeugend:

„Georgina, liebst Du mich?“

„Du weißt es,“ antwortete sie.

„Liebst Du mich genug, um das Glück Deiner Zukunft meinen Händen anzuvertrauen, um mein Weib zu werden?“

„Wie kannst Du fragen, Edwin; aber mein Vater —“

„Haßt mich, ich weiß es wohl,“ sagte der

junge Mann mit Bitterkeit. „Er glaubt, weil ich keines Landmannes Sohn, sondern ein Städter bin, daß weder Ehre noch Rechtlichkeit in mir ist. Glaube mir, Georgina, es ist nur ein Vorurtheil gegen Stadtbewohner, dem Deines Vaters Widerwillen gegen mich zu Grunde liegt."

„Aber," sagte Georgina mit gepreßter Stimme, „dies Vorurtheil ist stark genug, um, wie ich fürchte, ihn zu verhindern, jemals in unsere Verbindung zu willigen."

„Bist Du erst meine Gattin, Theuerste, so wird er uns vergeben. Obwohl er nicht geneigt sein möchte, sein Kind von sich zu lassen, so muß er doch, wenn das Band unauflöslich geknüpft ist, zu milderen Gesinnungen zurückkehren."

(Schluß folgt.)

Denksprüche.

Streb' unermüdlich Gutem nach
Und nimm vor Bösem deine Flucht.
Nie schlafen darf, wer jenes sucht,
Und wer dies flieht, sei immer wach.

Die Vorsicht geht zu sacht, die Zuversicht zu keck;
Vorsicht, mit Zuversicht vereint, gelangt zum Zweck.

Verschiedenes.

„Was meinen Sie, Herr Gevatter, welchen Stand soll ich meine beiden Söhne wählen lassen?" fragte ein ehrlicher Bürger seinen Nachbar, einen schlauen vielerfahrenen Mann. — „Ich dächte," sagte dieser, „Sie ließen den einen Medizin und den andern Jurisprudenz studiren, dann ist gleich beiden geholfen. Der erste macht brav Wittwen und Waisen, und der andere regulirt den Nachlaß, so arbeiten sich beide in die Hände."

Utrecht ist der Schauplatz eines seltenen Drama's gewesen. Ein junger Arzt, Dr. D., liebte leidenschaftlich ein Mädchen, das seine Liebe erwiederte, und dessen Hand ihm auch zugesagt wurde, nachdem er in Folge einer überaus glänzend bestandenen Prüfung eine hohe ärztliche Charge in der Armee gewonnen. Der Schwiegerpapa stellte nur die eine Bedingung: daß Dr. D. seinen künftigen Schwager, der, ebenfalls Arzt, im gleichen Examen eben so glänzend durchgefallen war, so weit vorbereite, daß er die nochmalige Prüfung bestände. Nach ungemeiner Anstrengung war die Bedingung erfüllt; kaum besaß aber der Bruder der Braut das Diplom, als der Vater seine Einwilligung zurückzog. Die Liebenden nahmen darauf Gift. Das Mädchen unterlag sofort, den Dr. D. rettete man aber durch Gegengift, indem man ihn glauben machte, seine Geliebte hätte ebenfalls dasselbe genommen, und bitte ihn, an die Rettung seines Lebens zu denken. Nach der Herstellung wurde er vor Gericht gezogen und zum Tod verurtheilt, in zweiter Instanz jedoch freigesprochen.

Anagramm.

Ich diene dem Menschen als hüllendes Kleid,
Und Niemand kann mich entbehren;
Ich wechsle nicht, wie auch die Mode der Zeit
Mag Neues um Neues gebären.
So lange die Woge des Lebens ihm rauscht,
Umschließ' ich ihn traulich, nur selten vertauscht.

Er trägt mich bei Tage, er trägt mich bei Nacht,
Er trägt mich im Sommer und Winter,
Am Werktag und Festtag, im Donner der Schlacht,
Und im friedlichen Hause nicht minder.
Nach gleichem Schnitt tragen die Leut' mich nicht gern,
Ich hab' in der Regel nur Einen Herrn.

Hier bin ich mit Zeichen der Ehre bedeckt
Und strahle in glänzender Reinheit,
Dort bin ich vom Brandmal der Schande befleckt,
Vom garstigen Koth der Gemeinheit.
So ist der Character Deß, der mich trägt,
In glühenden Zügen mir aufgeprägt.

Und trennt nun den Kopf mir vom Rumpfe Dein Arm,
Als Fuß mir ihn wieder zu geben,
So bin ich ein Wörtchen, das klinget so warm,
So tröstend ins menschliche Leben.
Wohl Dir, wenn dies Wörtchen das Schicksal sagt
Zu den Wünschen, die hoffend Dein Herz gewagt!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 48. Donnerstag, den 21. April 1859.

Eine Jugendliebe.

(Fortsetzung.)

9.

Sechs Jahre waren seitdem verflossen. Die Mutter hatte ihren Wohnsitz in das engere Vaterland zurückverlegt, auf dessen Anstalten ich meine Bildung vollenden mußte. Dies Letztere war geschehen. Ich hatte mein Examen ehrenvoll bestanden. Es war dies Anfangs Mai und ich sollte erst mit Michaelis einer der Behörden als Hilfsarbeiter überwiesen werden, wodurch ich den schönsten Theil des Jahres zu vollkommen freier Verfügung erhielt.

Wie ich früher die Ferien mit wenigen Ausnahmen in J. verbracht hatte, wo ich jedes Mal bei der guten Tante Professorin logirte, so war es auch dies Mal das nächste Ziel meiner Reise. Der erste Gang war in des Hiller'sche Haus. Wie rein und innig war die Theilnahme Aller, als ich das Nähere mitgetheilt hatte. Vorzüglich der alte Hiller war außer sich vor Freude und bei dieser Gelegenheit war es das erste Mal, daß er das Verhältniß zwischen mir und Augusten berührte.

Schon als Kinder galten wir als für einander bestimmt. Unsere Gespielen, sowie überhaupt die Welt sprach dies öfters aus. Von den Eltern wurde es stilllächelnd hingenommen, ohne es gerade ausdrücklich zu bestätigen. Was zwischen ihnen besprochen worden war, darüber wußten weder Auguste noch ich Etwas. In gleicher Weise ging dies auch in späteren Jahren fort. Eine ausdrückliche Erklärung zwischen mir und Auguste hatte nie stattgefunden. Wir hatten nie daran gedacht, denn wir waren einander so gut, und thaten uns Alles so sehr zu Liebe, daß wir kein Bedürfniß fühlten, uns dies noch ein Mal besonders zu sagen.

Eine Prüfung dieser Gefühle hatte ich nie vorgenommen. Ich hatte ja keine gesehen, für die ich mehr oder wärmer empfunden hätte. Amaliens Bild, namentlich nach jener Abschiedsscene, umschwebte mich lange Zeit. Allein ich war zu jung und es verschwamm immer mehr, da das Andenken an jene Augenblicke nicht genährt wurde. Sie schrieb zwar, allein meiner erwähnte sie nur selten und flüchtig. Nur ein Mal wurde Alles wieder wach gerufen, als einer ihrer Briefe am Schlusse den einfachen Satz enthielt: „Der Hollunder blüht wieder.“ Ihr Vater und Auguste lachten, daß Amalie dies für so wichtig halte, um es mitzutheilen. Nur der Blick der Madame Hiller schien dabei einen Augenblick länger und prüfender auf mir zu ruhen, als dies sonst der Fall war.

So ungefähr standen die Verhältnisse am Morgen jenes Besuches. Wie überlegend ging der alte Hiller mit seelenvergnügtem Gesichte einige Male in der Stube auf und ab, dann trat er vor mich und sagte mit feierlichem Tone: Du hast dir Ehre — mir große Freude gemacht. Ein lang gehegter Wunsch meines Herzens ist nun der Erfüllung nahe. Auguste, fuhr er zu dieser gewandt fort, komme her, mein liebes Kind!

Tieferröthend und gesenkten Blickes trat diese heran. Ein ernster, verhängnißvoller Moment schien zu nahen. Da, in dem Augenblicke, als Hiller unsere beiden Hände ergriff, rief Madame Hiller mit angstvoll-vergehender Stimme: Um Gotteswillen, keine Verlobung!

Betroffen sah Hiller und erschrocken wir nach der unverkennbar heftig erregten Frau,

welche sich nicht aus dem Lehnstuhl zu erheben vermochte, aber ihrem Mann bittend die gefalteten Hände entgegenstreckte.

Langsam, halb widerstrebend trat dieser von uns zurück und frug mit mildem Ernste: Was ist dir, Antonie? — Sei nicht zu schnell, bat diese hastig und flehend, sie sind noch zu jung. Erst möge sie sich prüfen. Auch ist es ganz gegen deinen oft geäußerten Grundsatz: bei unseren Mädchen keine lange Brautschaften zu dulden. Friedrich kann ja ohnedies noch keine Frau heimführen.

Hiller, der Widerspruch in seinem Hause nicht kannte und einmal gefaßte Entschlüsse selten aufgab, schwieg. Eine erwartungsvolle Pause trat ein. Man sah den innern Kampf des kräftigen, entschiedenen Mannes. Endlich sagte er mit ruhiger Stimme: Du hast Recht, Antonie! und drückte ihr sanft einen Kuß auf die Stirn. Zu uns gewendet fuhr er fort: Meinen Wunsch kennt ihr. Er bleibt unverändert derselbe, aber die Zeit mag ihn reifen. Du, Friedrich, trägst aber die Schuld des Aufschubes. Wärest du auf meinen Wunsch eingegangen und Apotheker geworden, so stündest du jetzt als selbstständiger, unabhängiger Mann da. Denn jede Apotheke der Umgegend, welche du nur gewünscht hättest, würde ich dir gekauft haben.

So schloß die Scene, welche von keinem Theile späterhin wieder berührt wurde.

10.

Eine Neuigkeit, welche man mir mittheilte, war, daß Amalie im Laufe der nächsten Tage in das elterliche Haus zurückkehren werde. Madame Hiller hatte sie jedes Jahr, einige Mal auch in Gesellschaft Augustens, besucht und sich persönlich davon überzeugt, wie vortheilhaft zur körperlichen Entwickelung die dortigen klimatischen Verhältnisse für Amalie seien. Man kenne sie gar nicht mehr gegen früher, so blühend sehe sie aus, versicherte die beglückte Mutter. Schon im vorigen Herbste hatte sie zurückkommen sollen und deßhalb war der gewöhnliche Besuch der Mutter unterblieben, allein der Arzt hatte dringend zu dem kommenden Frühjahr gerathen. So wurde sie nunmehr um so sehnsuchtvoller erwartet, da Hiller späterhin in ein Seebad gehen und sich von Auguste begleiten lassen wollte.

Mit einigen meiner alten Freunde machte ich inzwischen von J. aus einen schon früher verabredeten Ausflug in die höher gelegenen Gebirge. In jene schauerlich-erhabene Wildniß der dunkeln Föhrenwälder mit ihrem geheimnißvollen Rauschen — dorthin, wo die Bergströme tosend zwischen halbzerklüfteten Felsen und glatten Kieseln herunterbrausen, während von dem sonnigen Sammt der Waldwiesen die harmonischen Glockenklänge der Heerden herübertönen und uns noch lange wie träumende Tage der ersten Liebe nachrufen — auf jene gottvollen Höhen, wo man zwischen Haide und wilden Thymian gelagert, wonnetrunken über reiche Fluren, blühende Städte und Dörfer und in blaue, duftige Fernen hinausschaut — in jene abgelegenen Thäler, wo krystallhelle Quellen zu den stillen Gebirgsseen hinabrieseln. Wie wundersam ist es an solchen Ufern zu liegen, wenn die heißen Sonnenstrahlen in das kühle Wasser hinabtauchen! Nicht die Stimme der Musik, der Freunde Stimme nicht, nicht des Hirten Rohr im fernen Lande, noch des Heimatverbannten Gesang — sie alle beschleichen das fühlende Herz nicht süßer und herrlicher, als das schwermüthige Murmeln der Wasser an einem einsamen, sonnenlichten Strande.

(Fortsetzung folgt).

Gerettet.

(Schluß.)

Es bedurfte geraumer Zeit, selbst mit Edwin's verführerischster Ueberredungskunst, Georgina's Zustimmung zu einer heimlichen Heirath zu erlangen. Sie wurde indeß zuletzt gegeben, und mit dem Versprechen, in der Nacht sich zur Abreise mit ihm auf der Wiese einzufinden, verließ sie ihn.

Als sie nach Hause kam, fand sie die Ihrigen, nur noch ihre Rückkehr erwartend, um das gewohnte Abendgebet zu beginnen. Ihrem Vater gegenüber sitzend, lauschte Georgina den Worten göttlicher Wahrheit, die jener las. Nachdem er ein Capitel des neuen Testamentes beendet hatte, sprach er mit klarer, deutlicher Stimme das vierte Gebot:

„Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden.“

Dann stand er auf, küßte Ella und Georgina und verließ das Zimmer.

Die Letztere saß regungslos; die Mutter, die Magd, der kleine Bruder und zuletzt die blinde Schwester, Alle gingen sie hinweg, nur sie blieb zurück.

„Himmlischer Vater," murmelte sie, „stärke mein armes Herz und leite mich auf den rechten Pfad!" Heftiges Schluchzen erstickte ihre Stimme und sie brach in lautes Weinen aus.

„Liebe Georgina," sagte die leise, süße Stimme der wieder eintretenden blinden Ella, „Du weinst! Willst Du mir nicht sagen, was Dich betrübt?"

Ihre Aufregung bekämpfend, versuchte das unglückliche Mädchen, mit Heiterkeit der Schwester zu antworten; es war vergebens; — und nach einigen fruchtlosen Versuchen umarmte sie sie schweigend und suchte ihr eigenes Zimmer auf.

Edwin Parker fand sich zeitig auf der verabredeten Stelle ein und wartete mit Ungeduld auf Georgina. Die Stunde verstrich und sie kam nicht.

Zuletzt des längern Bleibens müde, begab sich Edwin von der Wiese in das kleine Wirthshaus, in dem er wohnte. Auf seinem Tische fand er einen Brief mit seiner Adresse.

„Ach!" murmelte er, indem er ihn aufriß, „zu Hause zurückgehalten — wie ich denke — diese Zeilen werden Alles erklären."

Er fand folgende Worte:

„Theurer Edwin! — Könnte ein Mädchen, „welches ihrer ersten Pflicht, der gegen ihre „Eltern, vergaß, die heiligen und ernsten „Pflichten einer Gattin erfüllen? Ich wage „nicht zu kommen; schwer hat es mich gekostet „dies zu schreiben, aber ich fühle, daß ich recht „thue und dies stärkt mich. Gewinne meines „Vaters Einwilligung und ich bin Dein.

Georgina."

„Pah!" sagte Edwin, das Blatt ungeduldig ins Feuer werfend, „es ist nicht der Mühe werth!"

Am andern Morgen hatte Edwin Parker das Dorf verlassen.

Einen Monat später war Georgina im Garten beschäftigt, als ihr Vater zu ihr trat.

„Georgina," sagte er, „erinnerst Du Dich eines jungen Mannes, der vor einigen Wochen hier war, Namens Parker?"

Wie ihr Herz hoch aufklopfte!

„Ja, Vater," sagte sie.

„Er ist wegen Fälschung arretirt worden, und — guter Gott! Georgina, — wie bleich Du bist, — was fehlt Dir?"

„Es wird bald vorüber sein," entgegnete sie nach Fassung ringend; „Vater, ich will Dir Alles sagen und dann Deine Verzeihung erflehen."

„Liebes Kind," sprach gütig der alte Mann, „dachtest Du, Dein bejahrter Vater sei blind? Nein, nein, meine Tochter, Du brauchst mir Nichts zu sagen. Das Gebet an jenem Vorabende von Parker's Abreise war nicht durch Zufall gewählt. Ich wußte damals schon Alles; und nur der Himmel kennt die Freude eines Vaters, als er Dich noch bei sich fand, nachdem der Versucher sich entfernt hatte."

„Wie konntest Du wissen?" fragte das erstaunte Mädchen.

„Ich ging an dem Gebüsch vorbei, als die Verabredung getroffen wurde, und hörte Alles. Die ganze Nacht bewachte ich Deine Thür und hätte Dich mit Gewalt zurückgehalten, wenn Du Dich herausgewagt! Dank Gott! es war nicht nöthig."

„Dank Gott!" wiederholte Georgina gerührt. „Hätte ich nicht der Stimme des Gewissens gefolgt, so wäre ich nun des Fälschers Weib oder die elende, beargwohnte Tochter. Gott Dank! ich bin gerettet."

Verschiedenes.

Blücher war ein großer Musikfreund, ohne selbst musikalisch zu sein, mehr Liebhaber als ausübender Dilettant. Seine Lieblingsstücke, so oft er sie hörte, electrisirten ihn; aber unter allen nahm Mozarts „Zauberflöte" die erste Stelle ein. Zur Zeit, als sich die Alliirten in Aachen befanden, war es Angelica **Catalani**, die damals einen wahrhaften Enthusiasmus erregte, der nicht allein der Sängerin, sondern auch der Frau Catalani galt. Sie zählte ihre Verehrer unter den gekrönten Häuptern, und an der Spitze der Catalani-Enthusiasten stand Kaiser Alexander. Angelica war eine capriciöse Dame, und nicht der schöne Czar, sondern der Marschall Vorwärts war ihr erklärter Liebling. Bei einer großen Soirée, in der alle damals in Aachen anwesenden Größen gegenwärtig waren, sang auch die Calatani. Nach jeder Piece, deren sie fünf hören ließ, folgte ein wahrhafter Bei-

fallssturm; unter denselben befand sich auch Papageno's „Kling, Glöckchen, kling." Blücher, ganz entzückt von der ihm so lieben Melodie, forderte die Signora Catalani in beredten Worten auf, noch Etwas von Papageno zu singen; sie gerieth darüber in nicht geringe Verlegenheit und sah sich nach einigem Zögern genöthigt, dem alten Helden einzugestehen, von Papageno's Arien Nichts mehr einstudirt zu haben. „Ich kann es Sie lehren," versetzte Blücher, „ich kann Alles aus der Zauberflöte." — „Was," rief Alexander, „Blücher kann auch singen? da muß er uns Etwas zum Besten geben." — „Warum denn nicht?" versetzte Blücher. General Vorwärts stellte sich in Positur und begann mit seiner rauhen Stimme jämmerlich falsch, aber doch erkennbar: „Der Vogelfänger bin ich ja, stets lustig heißa hopsasa." Der selige Kaiser Franz lauschte dem Gesang des alten Marschalls mit sichtlicher Rührung, der ernste König von Preußen lächelte still vor sich hin, aber Alexander lachte aus Leibeskräften; er gab das Zeigen zum Applaus, der auch im reichlichsten Maße folgte. Blücher, durch diesen nicht endenwollenden Beifallsjubel ermuntert, gab noch „ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno sich," und endlich „Bachus ist ein braver Mann," zum Besten. Die letzte Nummer erregte einen solchen Applaussturm, daß die Catalani scherzhaft äußerte: „Mit dem alten Blücher könnte ich's nicht aufnehmen, er hat mich richtig geschlagen, er wurde mehr applaudirt als ich."

(Eine Reise wider Willen.) Zwei wackere Söhne der Auvergne, Jean Tutard und Martial Giraud, waren es müde, die alten Stiefel und Schuhe ihrer Landsleute in der Heimath zu flicken, und beschlossen, sich mit der Eisenbahn nach Paris zu begeben, um sich dort, nach Auvergnaten-Gebrauch, als Wasserträger anzusiedeln. Ein Hinderniß, aber ein wesentliches, stellte sich der Ausführung dieses Planes entgegen: die beiden Schuhflicker besaßen ein Gesellschaftscapital von nur 40 Fr. und die letzte Klasse bis zur Hauptstadt kostet 37 Fr. per Mann, per Frau und per Auvergnate. Unter diesen mißlichen Verhältnissen faßten sie einen kühnen Entschluß: es wurde entschieden, daß Einer von ihnen einen Platz nehmen und der Andere in einen Koffer gesteckt und als Bagage nach Paris transportirt werden solle. Man looste, Martial Giraud war der Reisende, Jean Tutard das Colli. Gedacht, gethan, Tutard steckte sich so gut es ging in den Koffer Giraud's. Das Gepäcke zahlte einige Franken Uebergewicht, wurde eingeschrieben, unter die übrige Bagage geworfen und fort ging's nach Paris, dem Eldorado der Kaminkehrer, Kohlenhändler und Wasserträger. In der Hauptstadt angekommen, beeilte sich Giraud, seinen Koffer zu reklamiren. O malheur: er war nicht zu finden. Nach langem vergeblichen Suchen erfuhr man endlich am nächsten Morgen, daß beim Umpacken zu Tours der Koffer wahrscheinlich irrig nach einer andern Station ging. Man denke sich die Verzweiflung des wackern Giraud. Er dachte an die Qualen seines unglücklichen Gefährten; er sah ihn hunger- und durststerbend vor Augen — und doch wagte er es nicht, den Eisenbahnbeamten das Geständniß seiner Schuld zu machen, aus Furcht, als Schmuggler verfolgt und bestraft zu werden. Aber am zweiten Tage endlich siegte die Freundschaft über jede persönliche Rücksicht und er entschloß sich, zu beichten. Sogleich wurde der Telegraph in Bewegung gesetzt, das Suchen und Forschen begann von Neuem und endlich fand sich der unselige Koffer in einem Winkel eines Bahnhofs bei Nantes, ohne Adresse, denn Giraud hatte diese kleine Formalität ganz und gar vergessen. Der Koffer wurde aufgebrochen und es war in der That die höchste Zeit: der unglückliche Tutard wurde zwar noch am Leben, aber in einem wirklich jämmerlichen Zustande gefunden. Es ist wahrscheinlich, daß es einiger Zeit bedürfen wird, bis er von dem ausgestandenen Hunger, Durst, von der Angst und den Stößen hergestellt und im Stande sein wird, seine Reise nach der Hauptstadt fortzusetzen und die Pariser Hausfrauen mit Wasser zu versehen.

Auflösung des Anagramm's in Nro. 47:
Name. Amen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 49. Samstag, den 23. April **1859.**

Auf Golgatha!

Eli! Eli! Lama Sabathani!

Von den Höhen des Moria winkt ein Kreuz in's Thal hernieder,
Ausgerecket an dem Kreuze schmachten eines Mannes Glieder,
Dem ob seiner Lehren Weisheit stolze Pharisäer grollten
Und für seine Liebesthaten Schmach und schwarzen Undank zollten.

Auf der fleischentblößten Schulter mußt' das Kreuz er selber tragen,
In der Mitte zweier Sünder ward er an das Holz geschlagen,
Und als schon des Todes Schauer den Gekreuzigten umwehet,
Kündet Heil noch er dem Schächer, der zu seiner Rechten flehet.

Sieh', da wallen zu der Stätte seiner Leiden zwei Gestalten,
Dringen in den Kreis der Söldner, die bei Jesu Wache halten.
Bebend bei der Qual des Sohnes nahet sich die tiefbetrübte
Mutter Gottes mit dem Jünger, den sein Herr und Meister liebte.

Aufgelöst in bangem Wehe, klagend um den Engelreinen,
Bei den Leiden des Erlösers trauernd Freund und Mutter weinen.
Solcher Liebe Zeichen lohnen will der heil'ge Mann der Schmerzen
Und der süßen Tröstung Balsam träufeln in verzagte Herzen.

Als sich schon vor seinem Blicke aufgethan des Grabes Pforte,
Haucht im Tone milder Wehmuth noch der Sterbende die Worte:
„Sieh', Maria, dir zum Sohne habe ich den Freund erkoren,
Nimm, Johannes, sie zur Mutter, die den Gottessohn geboren!"

Gottes weite Schöpfung hallte von des Mittlers Trostspruch wieder
Und des Himmels Heere sangen dem Erbarmer Jubellieder.
Sieh', Maria und Johannes, da sie solche Worte hören,
Sinken an dem Kreuze nieder, netzen es mit heißen Zähren.

Nah' und näher aber rückte bang die dritte Mittagsstunde,
Da der Heilige verbluten sollte an der Todeswunde.
Schmerzlich klagend hebt zum Himmel er den Blick, den todesblassen:
„Herr und Vater, warum hast du deinen armen Sohn verlassen?"

Neigt sein Haupt dann — „Satans Herrschaft," haucht er, „Vater, ist gerichtet,
Dir zur Rechten kehrt der Sieger, der der Hölle Macht vernichtet!"
Rief's und starb. Der Ruf des Helden gibt der Sühnung ihre Weihe
Und die Sonne der Erbarmung ew'ger Liebe strahlt auf's Neue!

Bei dem Tode des Erlösers trauern alle Creaturen,
Dichter Finsterniß Verschleirung deckt des Erdballs weite Fluren;
Blitz und Donner schrecken furchtbar die Verstockten, Geistesblinden,
Selbst der Wächterrotte Führer muß den Gottessohn verkünden.

In dem Tempel reißt der Vorhang, der das Allerheil'gste decket,
Und das Grab läßt seine Beute, von dem Donnerruf erwecket;
Welt und Himmel müssen künden allen Wesen, was geschah:
Von dem Opfertod des Lammes dort am Kreuz auf Golgatha!

Eine Jugendliebe.

(Fortsetzung.)

Unsere Wanderung war vom herrlichsten Wetter begünstigt und wurde, wie dies immer der Fall ist, wenn sich in diesen glücklichen Jahren gleichgestimmte Seelen und Herzen zu einander finden, zu einer wahrhaft romantischen Sängerfahrt. Selbst die kleinsten Abenteuer waren mit einem poetischen Dufte überzogen. Für einen von uns, den sanften Petersen, wurde der Ausflug höchst bedeutend. Er fand auf ihm seine künftige Frau.

Wir wanderten eben in ein kleines Gebirgsstädtchen ein, als einer jener lieblichen Sommerabende angebrochen war, deren lautlose Stille und schmelzende Farbentöne dem Gemüthe der Menschen gern jene elegische Stimmung mittheilen, mit welcher die ganze Natur in solchen Stunden zum Herzen spricht. Als wir über den Markt schritten, machte uns Petersen auf eine allerliebste Blondine aufmerksam, welche aus einem netten Hause, vor welchem zwei Akazien standen, auf unsern Zug hinblickte. Als sie den ihr mit geschwenkten Hüten dargebrachten Gruß mit freundlicher Unbefangenheit und Naivetät erwiderte, stimmte einer das wunderliebliche Lied:

„Gott grüß' dich, schönes Mägdelein,
Mit deinem gold'gen Haar"

an, in das wir Alle freudig einfielen und es, vor dem Hause stehen bleibend, zu dem schönen Kinde emporsangen.

Dies war nun zwar bald genug tieferröthend vom Fenster gewichen, dafür hatten wir aber das halbe Städtchen als Zuhörer erhalten. Als der Gesang geendet war und wir weiter ziehen wollten, stieg eben ein Herr in mittleren Jahren vom Pferde, und zu uns herantretend, sagte er mit jovialer Laune: Sie erinnern mich lebhaft an meine Universitätsjahre. Da habe ich es auch so gemacht wie Sie! Aber ich bin nie fortgegangen, ohne den Dank meiner Dame empfangen zu haben. Kommen Sie mit herein, meine Herren! ich bin der Arzt des Ortes. Wie ich höre, hat es meiner Eugenie gegolten, und diese mag selbst eine so chevalereske Huldigung wett zu machen suchen.

Ohne weitere große Nöthigung folgten wir voll fröhlichen Jugendmuthes, um einen herrlichen Abend im Kreise liebenswürdiger, heiterer Menschen zu verleben.

Wenige Jahre nachher, als Petersen seine Pfarre bekam, holte er Eugenie als seine liebe und noch bis jetzt glückliche Hausfrau heim.

Gestärkt an Geist und Körper zogen wir nach acht Tagen in F. wieder ein. Kaum etwas umgekleidet, ging ich hinunter zu Hillers, welche, wie ich im Hause erfuhr, den Thee im Garten tranken. Rasch öffnete ich die Thüre desselben und trat auf den kleinen Sandvorplatz, der, von Hollunder- und Jasminsträuchen umgeben, einen abgeschlossenen Raum bildete. Betroffen blieb ich jedoch stehen. Kaum drei Schritte mir gegenüber stand eine hohe, anmuthige Frauengestalt. Ein meergrünes seidenes Kleid umschloß den schlanken, edlen Körper. Sie wendete der Thüre den Rücken und ich hatte den Blick auf ein reiches, dunkles, in fremdartiger Weise aufgenestelltes Haar, sowie auf einen seiner Hülle entkleideten, edelgeformten, mit Perlenschnüren leis umzogenen Nacken.

Es war eine reizende Attitüde. Sie hatte sich auf den Fußspitzen erhoben, um die etwas hoch an der Spitze des Busches hängende Traubenblüthe zu brechen. Da bog sie das liebliche Haupt, um nach dem Eintretenden zu sehen, und das herrlichste Profil wendete sich mir zu. Noch eine Biegung mehr — und der milde Glanz des schönsten dunklen Auges ruhte auf mir. Ein leiser Hauch des Erkennens überflog das edle Antlitz. Fast unwillkürlich ließ sie den schon erfaßten Zweig ungebrochen wieder in die Höhe schnellen, und durch eine leise, kaum merkbare Beugung des langsam in seine natürliche Lage zurücksinkenden Körpers wendete sie sich, über und über erröthend, vollständig nach mir.

Das feine Gesicht — die Tinten der Wangen, wie Rosen aus dem duft'gen Hage glühend —

die edle, leisgebogene Nase — die blühenden Korallenlippen — die hohe, klare Stirne, auf der Gedankenengel thronten, stolz auf den Himmel, der ihnen zum Sitze vergönnt war — und dies Alles umschattet von der Pracht des dunklen Lockenmeeres!... Es war Amalie. Nie früher, nie später erschien sie mir schöner, göttlicher, als in diesem Augenblicke.

Sie senkte die Lider über die dunkeln Sterne und auch meine Augen suchten den Boden. So verging eine lange, stumme Minute. Ich stand wie bezaubert, betreten und sprachlos. Es muß in der menschlichen Seele eine tiefe Verwandtschaft liegen mit Allem, was schön ist. Man fühlt idealen Schöpfungen der Kunst oder Natur gegenüber das Bedürfniß, niederzuknieen und anzubeten. Sonst so entschieden und bestimmt in meinen Handlungen und Entschlüssen, trat mir auch hier wieder, wie später noch oft, die Schüchternheit hemmend entgegen, die ich der mich tief ergreifenden Schönheit gegenüber nie abzulegen vermochte.

Amalie faßte sich zuerst wieder. Mit einer Stimme, in der sich die tiefe, innere Erregung deutlich abspiegelte, sagte sie: Ich bitte um Entschuldigung — — ich war so überrascht — aber — aber — ich freue mich — ja, ich freue mich recht sehr — Herrn .... wieder zu sehen.

Ich war wie betäubt. Zuerst glaubte ich nicht recht gehört zu haben und beugte mich vorwärts, die Worte deutlicher zu vernehmen. Ich blickte sie an, allein sie stand bebend, gesenkten Blickes vor mir. Ich war aus meinem Himmel verwiesen und Eiseskälte zog durch alle meine Adern. Dies alles war aber nur das Werk eines wirren Augenblickes. Denn kaum hatte Amalie geendet, so trat der alte Hiller im behaglichen Hausanzuge, seine holländische Thonpfeife rauchend, aus dem gewundenen Laubgange hervor. Er hatte Amaliens letzte Worte gehört und sagte: Was war denn das? — Herr?? .... — ei, Amalie, was fällt Dir ein? Das ist Friedrich, unser alter Hausfreund, Dein Spielgenosse. Zwischen Euch bleibt das alte vertrauliche „Du" in alle Ewigkeit. Gleich umarmt und küßt Euch zum Willkomm nach so langer Trennung!

(Fortsetzung folgt).

Georg Vierling.

1.

Ueber das geistige Streben der Pfälzer, welches durch jenen vielleicht nur scherzhaft gemeinten Ausspruch Schillers etwas in Mißcredit gekommen war, hat sich durch die neuesten Erscheinungen in der pfälzischen Literatur in Poesie und Prosa, durch das Wirken berühmter pfälzischer Naturforscher und durch hochbegabte pfälzische Künstler eine entschieden günstige Meinung festgestellt, und wohl keine deutsche Provinz von gleichem Umfange dürfte so viele Namen von Bedeutung aufzuweisen haben, wie unsere heimathliche Pfalz. Wir verdanken diesen Umschlag der öffentlichen Meinung besonders auch den patriotischen Schriften Beckers und Anderer, und halten jede Bemühung in diesem Sinne, abgesehen von allem Anderen, für verdienstlich. Auch die Tagesliteratur hat ihre desfallsige Aufgabe wohl begriffen, und mit Freuden begrüßen wir jedes neu entstehende Organ unseres geistigen Lebens. Wir freuen uns, daß uns Gelegenheit geboten ist, auch das Unsrige zu dem angedeuteten Zwecke beizutragen, indem wir die Aufmerksamkeit des Publikums auf einen unserer Landsleute zu lenken suchen, welcher derselben in hohem Maße werth ist. Es ist Herr Georg Vierling, derzeit Director des Bach-Vereins in Berlin und königl. Musik-Director daselbst, gebürtig aus Frankenthal und Sohn des ausgezeichneten Organisten J. Vierling in Durlach. Derselbe gehört zu den seltenen Menschen, die geräuschlos, aber unaufhaltsam auf der betretenen Bahn zu einem erhabenen Ziele voranschreiten und, nicht haschend nach dem wohlfeilen Beifall der Menge, in dem Bewußtsein ihren Lohn finden, Unvergängliches angestrebt zu haben. Wäre in seinem ganzen Wesen und Wirken auch nur eine Spur von Ostentation, so müßte die Kunde von seinen Leistungen längst zu seinen Landsleuten gelangt sein. Sie ist es wohl schon theilweise, aber die wohlverdiente allgemeine Anerkennung muß unserm genialen Landsmanne erst noch werden. Versuchen wir eine kleine Skizze seiner Person und seines Wirkens.

G. Vierling, wie sein Vater eine imposante Persönlichkeit, hochbegabt nach allen

Richtungen und vielseitig wissenschaftlich gebildet, legte den Grund zu seiner musikalischen Ausbildung bei seinem Vater, wurde weiter geführt von Meister Rinck und vollendete seine Studien bei Marx in Berlin. Seine öffentliche Wirksamkeit begann er als Organist und Musikdirector in Frankfurt a. O., in welcher Stellung er fünf Jahre verweilte und sich vielfacher Beweise der ehrenvollsten Anerkennung seines künstlerischen Wirkens zu erfreuen hatte. Bei der dem Künstler bereiteten Abschiedsfeier bethätigte sich diese Anerkennung in ausgezeichneter Weise durch Ueberreichung eines sehr geschmack- und werthvollen silbernen Pokals an den Scheidenden.

Nachdem V. ein weiteres Jahr in Mainz als Director der dortigen Liedertafel zugebracht hatte, ging er nach Berlin und wirkt daselbst als Lehrer der Musik und des Gesangs (auch im Kullak'schen Conservatorium der Musik) und seit etwa anderthalb Jahren als Director des von ihm gegründeten „Bach-Vereins", während er schon gleich im Anfange seines neuen Aufenthaltes in Berlin einen Verein von gleicher Tendenz in Frankfurt a. O. wieder aufnahm und noch fortwährend leitet.

Hier war es, wo er die großen, schwierigen und tiefsinnigen Passionsmusiken (nach den Evangelisten Matthäus und Johannes) von Sebastian Bach wiederholt — und zu Weihnachten 1858 auch das nun zum ersten Male im Druck erschienene Weihnachts-Oratorium desselben Meisters zur Aufführung brachte.

Als Componist hat sich V. in seinen noch nicht sehr zahlreichen, aber desto gediegeneren Werken doch schon auf den meisten Gebieten der Tonkunst mit Glück und Anerkennung versucht. Vocal- und Instrumental-Compositionen sind von ihm gedruckt, welche alle von dem sehr talentvollen und denkenden Künstler Zeugniß ablegen, und darunter solche, die so unverkennbar das Gepräge einer wahren und schönen Originalität der Empfindung und des Gedankens, bei meisterlicher Beherrschung der Form, an sich tragen, daß ihrem Urheber das Prädicat eines geistvollen und genialen Componisten in Wahrheit zugestanden werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Als die Krinoline oder der Reifrock im vorigen Jahrhundert das erste Mal in Deutschland, von Spanien aus, erschienen war, wurde sie mit Spott und Hohn aufgenommen. Ein aus vier Quartblättern bestehendes Spottgedicht ist der Vergessenheit entgangen. Das Gedicht ist mit deutschen Typen gedruckt und führt den Titel: „Klage über den allzusehr eingerissenen Mißbrauch der Reiffröcke in einem Schertz-Gedicht entworfen; Frankfurt, gedruckt bei David Jakob Cronau." Der Einsender des Gedichtes im „Serapeum" theilt zugleich mit, daß es auch als eine namentliche Satire auf die Frei-, Handels- und Reichsstädte Frankfurt und Augsburg anzusehen sei, wo damals die neuen Moden zuerst aufzukommen pflegten. Wir geben nachstehende Stelle daraus zur Probe:

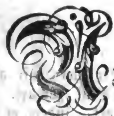
Wer wird das Frauen-Volk doch noch dahin vermögen,
Daß sie die Hühnlein-Körb von ihrem Leib ablegen?
Fährt man noch ferner fort mit dieser eitlen Tracht,
So ist es Noth, daß man die Gassen weiter macht! —
Ach! welcher wollte nicht der tollen Mode lachen,
Die auch den schönsten Leib gantz ungestalt kan machen!
Die Kirchen sind anitzt gewißlich viel zu klein,
Wenn in denselbigen viel solche Röcke sein,
Die man dem Frauen-Volck nicht darf zusammenpressen.
Die Bank, auf der vorher bei 20 sind gesessen,
Hat wegen solcher Röck gewißlich itzo kaum,
Wie man gar wohl gespürt, vor 10 Personen Raum.

(Zärtlichkeit.) Frau (sich innig an ihren Mann schmiegend): „Liebst Du mich denn noch, Hieronymus, mein Herz?" — Mann (vorwurfsvoll): „Ob ich Dich liebe, Thekla? Wie kannst Du nur fragen? Ich liebe Dich, wie mein Leben!" (Nach einer Pause.) „Wenn ich an die schlechten Geschäfte denke, kannst Du gar nicht glauben, wie zuwider mir mein Leben ist."

Zweisilbige Charade.

Das Erste wird vom Zweiten aufgefressen;
Das Ganze hat im Ersten oft gesessen;
Und wird das Erste weggerafft,
So schwindet auch des Ganzen Lebenskraft.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 50. Dienstag, den 26. April **1859.**

Eine Jugendliebe.

(Fortsetzung.)

Zögernd standen wir einander gegenüber. Na, wird's bald?! rief ungeduldig der alte Herr und setzte die Pfeife ab. Das war kein gutes Zeichen und nur schnelle Folgsamkeit konnte hier einem Sturme vorbeugen. Amalie trat auf mich zu und hielt mir mechanisch die Wange zum Kusse hin. Jedoch traf mich gleichzeitig ein so zorniger Blick, der meinen ohnehin schon erregten männlichen Stolz vollständig wach rief. Dem Befehle Hillers mochte ich nicht offenbar entgegentreten. Deßhalb beugte ich mein Haupt an dem Amaliens nieder, sorgsam jedoch auch die leiseste Berührung vermeidend, und richtete mich dann schnell wieder empor.

So ist's recht, rief Hiller, der nicht speciell darauf gesehen hatte, wie seiner Anordnung entsprochen worden war, nun kommt zur Gesellschaft.

Ich schloß mich ihm an, sah aber noch im Vorüberstreifen den verwunderten Blick, welchen Amalie auf mich richtete.

Außer der Familie waren noch Amtsraths da. Es war dies ein gewesener königlicher Domainenpächter, der mit seiner Frau von den Revenüen eines erkauften und wieder verpachteten Gutes in Ruhe lebte. Sie hatten die zweite Etage der Apotheke gemiethet und bildeten durch ihr gemüthliches und herzliches Wesen bald einen Theil der Familie. Sie hielt sich verschiedene Katzen und Hunde, und neben diesen noch, als ihren Abgott, einen Affen. Es war dies ein höchst possierliches Thier, aber auch voller Unarten. Diese durfte man aber nicht rügen, ohne bei der Frau Amtsräthin in vollständige Ungnade zu verfallen. Er hatte seinen ständigen Aufenthalt im Wohnzimmer, aber auch in den Garten wurde er, an einer langen, dünnen Kette befestigt, mitgenommen und zwar sehr oft zum großen Verdruß der Umgebungen.

Meine Wanderung gab vorzugsweise den Stoff zur Unterhaltung, und ich trug die vielfachen heiteren und interessanten Scenen derselben so lebhaft und aufgeregt vor, daß ich die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch nahm. Madame Hiller versuchte einige Male das Gespräch auf Amaliens Ankunft zu lenken, allein ich ließ mich in meinen Mittheilungen nicht stören. Namentlich war ich gegen Augusten aufmerksamer und freundlicher als je. Ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl trieb mich dazu an, denn die herzliche, hingebende Freude, mit welcher sie den Wiederkehrenden begrüßte, stach zu sehr gegen das eben Erlebte ab, als daß es nicht den wohlthuendsten Eindruck auf mich hätte machen sollen. Es entging mir aber keineswegs, daß, je lebhafter ich wurde, Amalie sich schweigsamer verhielt, zumal ich es streng vermied, das Wort an sie zu richten. Mit einer gewissen stillen Befriedigung vernahm ich daher auch, daß sie endlich bat, sich wegen eines leichten Unwohlseins auf ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen.

11.

Mein Verhältniß zu Amalien blieb auch in der nächsten Zeit dasselbe. Ich war artig, aber kühl und gemessen; sie dagegen mild, ja fast demüthig. Deutlich vermochte ich zu erkennen, wie wehe ihr meine Haltung that; doch gab sie dem Allem keine Worte. Es war eine Art Geheimniß, keinem außer uns erkennbar, das hier bestand und einen eigenthümlichen Reiz ausübte. Stolz und Weh-

muth kämpften in mir, aber keines ging als Sieger oder Unterlieger aus dem Ringen hervor.

Es mochten ungefähr acht Tage verflossen sein, als der frühere Cirkel wieder im Garten versammelt war. Der an seine Kletterstange angelegte Affe stand hinter dem Stuhle der Amtsräthin und belustigte durch seine Capriolen Augusten und Amalien, welche ihn mit Confect tractirten. Auguste wendete sich sodann mehr dem Gespräche des Cirkels zu, wo man bei der Lebhaftigkeit der Unterhaltung ein plötzlich ausgestoßenes krampfhaftes „Ach!" gar nicht vernahm. Nur ich blickte schnell nach Amalien hin, welche mit angstvoll bittenden Blicken mir die gefalteten Hände flehend entgegenstreckte. Gleichzeitig sah ich auch den Affen mit der Kette, welcher losgehäkelt worden war, voll behender Eile die alte Akazie hinauflaufen.

Die Räume des alten Wallgrabens und der daranstoßenden Feldgärten waren nahe, und wenn er nicht schnell ergriffen wurde, hatte ein Wiedereinfangen des gelenken Thieres, namentlich bei der jetzigen milden Jahreszeit, seine großen Schwierigkeiten. Dies alles war der Gedanke eines Augenblicks. Im Nu war mein Rock abgeworfen und ehe nur Jemand ahnte, warum und weßwegen, schwang ich mich den Baum hinauf dem Affen nach.

Nun begann eine Jagd, die mir die Untenstehenden späterhin nicht grausig und verwegen genug schildern konnten. Zwar hörte ich die angstvollen Schreie der Damen, allein das hinderte mich nicht, dem Affen, nachdem ich ihn nach allen Seitenästen vergeblich verfolgt hatte, in die höchste Spitze nachzusteigen. Ein Ast brach und ich stürzte, allein glücklicherweise erfaßte ich einen zweiten und schwang mich grade in dem Augenblick wieder empor, als das pfiffige Thier mit rasender Schnelligkeit an mir vorüber und hinabschießen wollte. Mit einem behenden Griffe gelang es mir jedoch, die Kette und dadurch mit leichter Mühe den Affen beim Halsband zu erfassen. Nun sprang ich vom Baume und legte ihn an seinen Behälter wieder an.

Die Gesellschaft traf ich in einer förmlichen Revolution. Madame Hiller hatte eine leise Anwandlung von Ohnmacht und um sie war Auguste beschäftigt, die zwar erfreut über das glücklich abgelaufene Abenteuer, mir aber doch einen vorwurfsvollen Blick zuwarf. Diesem gab der alte Hiller Worte, indem er die Unbesonnenheit laut tadelte, mit der ich mein Leben einem so unnützen Thiere wegen auf das Spiel gesetzt habe. Die Amtsräthin dagegen wußte nicht, ob sie mir danken oder mit mir zürnen solle, da ich ihren Lieblind, wie sein Geschrei hinlänglich verrathen, so unsanft ergriffen und an Ort und Stelle transportirt hatte. Gleichzeitig schmeichelte es ihr aber gar sehr, daß ich, wie sie annahm, um ihr den lieben Jacko wieder zu verschaffen, die Gefahr bestanden habe. Diese letztere Ansicht gewann die Oberhand und sie überhäufte mich mit Dankesworten. In ihrer Gunst stand ich nun unerschütterlich fest und sie bewies mir das in trüber Stunde.

Amalie saß bleich und erschrocken da. Sie sagte kein Wort, aber ein Blick traf mich, in dem ein ganzer Himmel eingeschlossen war. Ich konnte kein Auge von ihr wegwenden. Eine stille, resignirte milde Wehmuth sprach aus ihren schönen Zügen. Das dunkle Auge schwamm in einem feuchten, süßen und doch elegischen Glanze. Schmerzliche Züge lagen wie stille Geister trauriger Ahnungen um den lieblich geformten Mund, die halbgeöffneten Purpurlippen.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Vierling

(Fortsetzung.)

2.

Den Zweck einer Charakteristik **Vierling's** glauben wir nicht besser zu erreichen, als wenn wir die Urtheile competenter Richter über dessen Werke und Wirken hier in kurzen Auszügen geben. Wir lassen dabei dasjenige vorangehen, was den Künstler als Leiter und Dirigenten von Vereinen und als Klavier-Virtuosen zu charakterisiren geeignet ist, und nehmen besondere Rücksicht auf seine frühere Stellung in **Frankfurt** a. O. und auf seinen dort heute noch obwaltenden Einfluß, der zu bedeutend ist, um ohne Ungerechtigkeit ganz mit Stillschweigen übergangen zu werden.

Aus der ersten Zeit des Aufent-

haltes in Frankfurt a. O. (1848). Vierlings erstes öffentliches Auftreten als Klavier-Virtuose. Ueber „Vierling's Klavierspiel" spricht sich eine gründliche Kritik u. A. also aus:

— — „Wie vortrefflich das moderne Pianoforte geeignet ist, die Sprache des Gemüths „und der Leidenschaft zu reden, das zeigen „die begabten Jünger einer ächten, gediegenen, „durchgebildeten Künstlerschaft, die nicht aus „egoistischer Eitelkeit, sondern aus innerem „Drange ihr Leben diesem Instrumente widmen. Leider ist jetzt der Klavier-Virtuosen „einziges Streben, recht fingerbrechende (wie „die Seiltänzer halsbrechende) Sachen hervorzubringen und mit zwei Händen zu leisten, „was man vieren als unmöglich halten sollte. „— — Das bringt bei der Menge Erstaunen „und Bewunderung hervor, das macht einen „L. und Th. zu dem Gotte des Tages, zu „einem Wunder geistiger Organisation. — „Wir freuen uns, daß Herr V. dieser After-„Virtuosität nicht huldigt, und sich von solchem „verkehrten Treiben ferne hält. Sein Klavier-„spiel zeugt von einem gebildeten Geschmack, „von ächter Virtuosität und großer technischen „Fertigkeit. Die Kraft und Gleichheit des „Anschlags, die Sicherheit und Bestimmtheit, „mit welcher er in die Tasten griff, die Fülle „und Rundung, so wie die Klarheit und Deutlichkeit des Tons im gewaltigsten Forte, wie „im zartesten Piano, die ganze Behandlung „des Instruments und die geistvolle Auffassung „des Tonstücks (Weber's F-Moll-Concert): „das Alles beurkundet den ächten Künstler, „der seinen Beruf kennt und der Technik eine „poetische Seele zugesellt 2c."

Bei einer andern Gelegenheit:

„Herr V. ist überwiegend (in den Concerten des verflossenen Winters unter Stein's, jetzigen Kapellmeisters in Sondershausen, und V's. Leitung) als Virtuose hervorgetreten; er ist unstreitig einer der ausgezeichnetsten Beethoven-Spieler, welche dem Referenten, der schon so viel des Guten und Vortrefflichen gehört, bis jetzt vorgekommen." — „Er erfaßt mit voller Gluth und Empfindung den großen Meister, er ist als geistvoller Musiker in den Geist des Geistreichsten vollständig eingedrungen. Doch nicht allein diesen Meister hat er erfaßt, sondern uns die reizendsten und großartigsten Werke vieler Andern mannigfach meisterhaft vorgeführt."

Aus einem Correspondenz-Artikel der „Neuen Berl. Musikztg., Frankfurt a. O., April 1853:

„Vor Kurzem war der Musikdirector Vierling aus Mainz, welchen wir früher mit Stolz den Unsrigen nannten, auf Besuch hier, und, von vielen Seiten dazu aufgefordert, betheiligte sich derselbe bei einem hier stattgefundenen Concert durch den Vortrag des Mendelssohn'schen G-Moll-Concerts für Piano und Orchester. Das schöne Werk wurde von Herrn V. mit jener edlen, geistreichen Auffassung und vollendeten Technik executirt, welche wir an diesem Künstler stets so sehr geschätzt haben, und rief den lebhaftesten Applaus hervor. Wie er als Mensch sich zeigt, einfach und wahr, so zeigt er sich auch als Künstler; sein Spiel ist frei von aller Manier und von jener Effecthascherei, mit welcher so viele Virtuosen den Mangel tieferer geistiger Auffassung zu verdecken suchen. Zum Schluß spielte Herr V. auf den laut und wiederholt ausgesprochenen Wunsch des zahlreich versammelten Auditoriums noch zwei der genialen Lieder-Transcriptionen von Liszt und erntete auch für diese, mit dem höchsten Zauber der Ausführung, mit Klarheit und feinster Schattirung geschmückte Leistung den reichsten Beifall." 2c.

Auch in Berlin, und zwar in einem Concert des Domchors, wo nur in den Chorpausen ein klassisches Klavierstück, meist Bach und Beethoven, gespielt werden darf, vor einem Publikum, das aus der hohen Aristokratie, die Königl. Majestäten an der Spitze, der Generalität und den Koryphäen der Künstlerschaft besteht, — ist V. unterdessen ein Mal als Klavierspieler mit Op. 102 Nro. 2, Sonate für Pianoforte und Violoncello, die bis dahin noch nie in Berlin öffentlich gespielt worden war, mit verdienter Anerkennung aufgetreten. (Nationalztg. u. Andere.)

(Fortsetzung folgt)

Landwirthschaftliches.

(Junge und alte Bäume auf mehrere Jahre von Flechten und Moosen zu reinigen.) Das Verfahren ist höchst einfach und verursacht keine Kosten. Man

reinigt zuerst die Bäume so gut als möglich von Moos und aufgesprungenen Rindenstücken mittelst einer gewöhnlichen Scharre, bei jungen Bäumen aber mittelst eines wollenen Lappens bei nasser Witterung, hernach nimmt man gewöhnliche Waschlauge und wäscht mittelst einer weichen Bürste sauber und rein alle Stämme und Aeste durch, und man wird finden, daß nach drei Jahren sich kein Moos mehr ansetzt und die Rinde schön glatt und zart bleibt. Bei älteren Bäumen wird ein mehrmaliges Waschen gut sein, weil die Rinde schon zu rauh und man bei alten Bäumen nicht so leicht alle Unreinigkeit auf ein Mal wegbringen kann. **Probatum est.**

Denksprüche.

Sei Andern also hold, daß du auch Freund seist dir:
Sei guten Leuten gut, schau aber selbst dich für.

Thoren sind's, die Alles sagen,
Was sie auf dem Herzen tragen;
Doch der Weise spricht nur dann,
Wenn er nicht mehr schweigen kann.

Verschiedenes.

Friedrich Wilhelm III. von Preußen hielt ein Manöver. Friedrich Wilhelm III. sprach bekanntlich, wenn er lebhaft wurde, ziemlich rasch, kurz abgebrochen und undeutlich. Dabei hatte er, wie mild und wohlwollend er überhaupt war, es ungern, wenn er nicht sofort verstanden wurde, und eine Frage machte ihn noch lebhafter, so daß, wenn er seinen Satz wiederholen mußte, er sehr schwer zu verstehen war. Am schlimmsten war das, wenn der König ein Feldmanöver commandirte und seine Befehle auf das Schnellste und auf das Pünktlichste vollzogen werden mußten. Seine Adjutanten freilich, die täglich um ihn waren, hatten seine Ausdrucksweise so studirt und sich bald so an sie gewöhnt, daß schon ein einzelner Ton, ein Wink des Königs ihnen verrieth, was er wollte. Aber bei einem Manöver reichten die Adjutanten des Königs nicht aus, die verschiedenen Befehle an die einzelnen Commandeure nach allen Seiten zu überbringen, und es wurden immer eine Anzahl anderer Officiere als Ordonnanzofficiere in die Umgebung des Königs commandirt. Und diese verstanden den König desto schlechter. Bei einem Manöver hatte der König seine sämmtlichen Adjutanten mit Befehlen fortgeschickt. Nur noch ein Lieutenant, einer jener unglücklichen Ordonnanzofficiere, hielt bei ihm. Der junge Mann war in Höllenangst. Seit einer Stunde hatte er alle jene Befehle gehört, von denen er kein Wort, keine Sylbe verstanden hatte. Die Adjutanten hatten sie verstanden, und doch hätte er bemerkt, wie der König schon ungeduldig geworden war, wenn einer von ihnen nur eine Secunde lang über den Sinn der königlichen Worte zweifelhaft nachgesonnen hatte. „Wenn ich nur keinen Befehl bekomme!“ jammerte der Lieutenant für sich. Da bekam er schon einen. „Lieutenant R.“, rief der König plötzlich hastig, „reiten zum General Thile und sagen —“ Und nun verstand der Officier in seiner Angst Nichts mehr, er hörte nur Töne, die ihm vorkamen wie: Remteremteremteremtemtem. Einen Augenblick war der junge Mann wie von einem Schlage gerührt. „Reiten!“ befahl der König dringender. Da hatte er sich aber auch schnell gefaßt. Er setzte seinem Pferde beide Sporen ein und jagte im gestreckten Galopp, als wenn hinter ihm der Tod herjage, zu dem General Thile, der ungefähr eine Viertelstunde entfernt stand. Als er bei dem General ankam, rief er, so eilig, wie er herangesprengt war: „Excellenz, Majestät lassen befehlen, remteremteremterem.“ „Herr“, rief der General, „was lassen Se. Majestät befehlen?“ „Remteremteremteremterem.“ Und er gab seinem Pferde wieder die Sporen und jagte zum König zurück, als wenn er sich dort das Leben holen solle. Man hat übrigens nicht gehört, daß das Manöver verunglückt wäre.

Auflösung der Charade in Nro. 49:
Heupferd.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 51. Donnerstag, den 28. April **1859.**

Eine Jugendliebe.

(Fortsetzung.)

12.

Mehrere Jahre hindurch lag in Z. eine Escadron Husaren in Garnison. Dies hatte seit einem halben Jahre gewechselt und der Stab eines Kürassierregimentes war eingerückt. Das zahlreiche Offiziercorps, welches sich dabei befand, brachte besonders unter die Damenwelt Leben und Bewegung. Der Vereinigungspunkt aller Honoratioren war das Casino, welches in einem aus Theilen des Wallgrabens geschaffenen allerliebsten Parke lag.

Außer den Herren, welche regelmäßig zum Spiele zusammenkamen, traf man hier im Sommer fast jeden Tag auch Familien und sonstige Damenzirkel. Jede Woche war an einem bestimmten Tage während der Sommermonate Concert, welches gewöhnlich mit einem kleinen Balle schloß. Das Bergsängercorps der Knappschaft und die Trompeter des Regimentes lieferten abwechselnd die herrlichste Musik.

Hiller und der Amtsrath waren Stammgäste, die hier täglich ihr Whist spielten. Madame Hiller ging höchst selten hin, ließ jedoch die Töchter unter dem Schutz der Amtsräthin an den Vergnügungen theilnehmen. Als Amalie, in ihrer Schönheit dem Auge Aller hingegeben, gleich dem Sonnenlichte, das für Alle scheint, hier zum ersten Male auftrat, fühlte Jeder unwillkürlich, daß es eines jener göttlichen Gebilde sei, die das Auge nicht bloß sieht, sondern die Seele fühlt. Sie war schnell von einer großen Zahl ehrfurchtsvoller Anbeter, namentlich aus dem Officiercorps, umringt. Auch Franz Oehlenschläger, welcher, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, durch sein nicht unbedeutendes Vermögen Besitzer einer blühenden Tabaksfabrik geworden war, suchte sich Amalien eifrig zu nähern. Er zog sich jedoch bald wieder zurück, da er kein Entgegenkommen fand.

Als einmal bei Tische Amaliens zahlreiches Anbetercorps besprochen wurde, sagte der alte Hiller: Ich werde dir keine Vorschriften machen. Nimm, mit wem du glücklich zu sein gedenkst. Aber das sage ich dir, Amalie, nur keinen Adeligen! Das gibt unglückliche Ehen. Denn solche Herren wollen nicht dich, sondern deine dreißigtausend Thaler.

Ich horchte hoch auf. Noch nie hatte Hiller seine Vermögensverhältnisse berührt. Für so bedeutend hatte ich sie nicht gehalten. Die Folge aber zeigte, daß seine Angabe eher zu niedrig als zu hoch gewesen war.

Amalie tanzen zu sehen, war reizend. Wenn die graziöse Gestalt, dieses Bild voll rosigen Lebens und süßer Jugendgluth, im elastischen Schweben dahinflog, und aus dem Flor der faltenreichen Gewänder der Formenadel des warmen und schwungvollen Baues anmuthig hervortrat, schien es, als schwebe sie feenartig in unbekannte Höhen und Weiten fort. — Eine seltsame, nie gekannte Unruhe ergriff mich, als ich sie so gefeiert sah. Ich war unzufrieden mit ihr — mit mir. Ich wollte ihr zürnen und wußte doch nicht, warum. Voller Stolz mochte ich ihr nicht nahen und doch brach mir fast das Herz dabei. Ich tanzte nicht mit ihr und gab, als dies zu Hause zur Sprache kam, den auch ganz richtigen Grund an, daß von Amalien gleich anfangs sämmtliche Tänze erbeten und zugesagt worden waren. Amalie schwieg dazu.

Bei dem zweiten Concerte war sie gleich beim Eintritt von der jungen Männerwelt

umschwärmt und umlagert. Eines nur fiel auf. Sie lehnte jedes Engagement auf die einzelnen Tänze ab, so sehr sie auch deßhalb gebeten und bestürmt wurde. Eine Frage Augustens deßhalb, welche an meinem Arme hing, ließ sie unbeantwortet. Als aber nach Beendigung des Concertes die Gesellschaft sich in den Saal begab, blieb sie einige Schritte zurück, wodurch sie an meine Seite kam. Mit einem Blick voll Trauer und Vorwurf und mit gepreßter, kaum hörbarer Stimme sagte sie: Wie wenig werde ich verstanden! Muß ich es denn selbst sagen, daß ich für deine Aufforderung frei bleiben möchte — wenn du überhaupt mit mir zu tanzen gedenkst. — Amalie! rief ich voll überwallenden Gefühles, allein sie hatte sich rasch den Andern wieder angeschlossen.

Ich tanzte mit ihr den zweiten Tanz, da mir den ersten Auguste bereits zugesagt hatte. Zur Verzweiflung ihrer Bewerber, nahm Amalie aber auch am ersten keinen Theil. Als ich sie in die Reihe führte, sagte sie zu mir: Ich hatte mir vorgenommen, heute zuerst mit dir zu tanzen. Und wenn du beim letzten erst gekommen wärest, so hätte ich bis dahin ruhig zusehen können.

Mit welcher Gluth, mit welcher Hingebung tanzte Amalie. Eine Frühlingswelt von süßen Gefühlen und lebenswarmen Gedanken umfaßte ich und jeder Nerv bebte, wenn ich, die edle Gestalt im Arme, durch die Reihen flog. Dieses Aufblitzen der traumhaft wunderbar leuchtenden Augen aus unenthüllten Seelenabgründen, aus ahnungsvollen Tiefen, weckte schüchtern zurückgewichene Träume wieder mit voller Macht.

Dieser Abend voll rasch aufleuchtender, lang verhaltener Gluthen, voll lieblichen Insichseins, welches kein Lauscher ahnt, war der Wendepunkt und entschied über ein ganzes Leben.

13.

Kurze Zeit nachher trat Hiller in Gesellschaft Augustens die Reise in das Seebad an.

Wie beschreibe ich die Tage, welche nunmehr folgten! — Die Morgen und Vormittage verbrachte ich mit ernsteren Arbeiten, einsamen Streifereien oder im Umgange mit meinen Freunden. Aus Neigung war ich Schriftsteller geworden und gleichzeitig Mitarbeiter an einem der damals beliebtesten Journale. Ich schrieb unter einem fingirten Namen und Viele wußten es gar nicht, daß ich Belletrist war. Desto größere Freude empfand ich aber auch, als einige meiner Geisteserzeugnisse nicht nur günstig beurtheilt wurden, sondern auch in mir bekannten Kreisen Beifall fanden, ohne daß man sich den Verfasser so nahe dachte. Zu jener Zeit arbeitete ich grade an einer Novelle, in welcher die Liebe eines in ländlicher Stille und Abgeschiedenheit lebenden Paares mit all ihren naiven Reizen geschildert wurde, denen aber zuletzt doch nur eine schmerzliche und stille Entsagung übrig blieb.

Während der alte Hiller und auch Auguste sich nicht besonders für schöngeistige Schriften interessirten, war dies bei Madame Hiller sehr hervortretend der Fall. Schon früher, als ich noch auf dem Gymnasium war, mußte ich ihr öfters belletristische Werke vorlesen. Bei späteren Ferienbesuchen stieg ich besonders dadurch in ihrer Gunst, daß ich ihr regelmäßig ein ausführliches Resumé über die neuesten Erscheinungen auf diesem Felde der Literatur abstattete. Es war dies auch für mich insofern werthvoll, weil sie für ihre reichhaltige Bibliothek die von mir als bedeutend bezeichneten neuesten Producte anschaffte und mir mit großer Liberalität für längere Zeit mittheilte.

Amalie war hierin die würdige Tochter ihrer Mutter. Ich war erstaunt über die Belesenheit derselben und das feine, tactvolle Urtheil, sowie über den Reichthum und die anmuthige Heiterkeit ihrer erfindenden, von einem unerschöpflichen Mythus getragenen Phantasie. Auch eine reiche musikalische Ausbildung hatte sie erhalten. Am Clavier offenbarte sie ihre Himmelsträume in Tönen. Ihr Gesang war so seelenvoll und voll so tiefer Innigkeit, daß man unendlich ergriffen wurde und die einfachsten Lieder mächtig zum Herzen drangen.

Jeden Mittag ging ich zu Tische bei Hillers und verbrachte mit wenigen Ausnahmen auch die Nachmittage und Abende dort. Eine schönere und an edlen Genüssen reichere Zeit habe ich nie wieder durchlebt. Es war der herrlichste, reinste Gedankenaustausch zwischen drei lieben und guten Menschen. Denn ach,

damals war ich es noch, die rauhe Welt hatte mir den Glauben noch nicht geraubt und mich von meinem Paradiese geschieden! — Sowie ich ein Kapitel meiner Novelle vollendet hatte, las ich es vor. Den besonders günstigen Anklang, welchen sie späterhin beim größeren Publikum fand, verdanke ich hauptsächlich der feinen und geistreichen Kritik, welcher sie in diesem Kreise unterzogen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Vierling

(Fortsetzung.)

Ueber den von unserm Landsmanne gegründeten „Bach-Verein“ können wir vor Allem die Thatsache anführen, daß sich derselbe gleich durch seine erste öffentliche Production in „erste Linie“ unter den ernste klassische Musik pflegenden Vereinen Berlins gestellt. Auch hat es seine Richtigkeit, was in der Augsb. Allg. Ztg. in einigen Zeilen über dieses Concert gesagt ist, daß es Musikstücke waren von Seb. Bach und Händel, an die sich bis dahin noch kein Concertgeber in Berlin gewagt. Vor einem Publikum, unter dem alle musikalischen Notabilitäten Berlins, Meyerbeer an der Spitze, anwesend waren, wurde Bach's A-Dur-Messe und Händel's „Serenata Acis und Galathea mit Orchester“ unter Vierling's Direction aufgeführt.

Die verschiedensten über dieses Concert referirenden Blätter: Spener'sche, Vossische, National- und Berliner Musik-Zeitung, wie die „Zeit“, sind alle übereinstimmend gleichen hohen Lobes voll über die Vortrefflichkeit der Ausführung, wie über die unvergleichliche Schönheit des Inhalts der genannten Tonwerke, welche, vorzugsweise in der Bach'schen Messe, sehr große technische Schwierigkeiten zu überwinden und zu bewältigen als Aufgabe für den Sängerchor stellen.

Hier die verschiedenen Beurtheilungen des Concertes aufzuführen, verbietet uns einestheils die diesem Aufsatz gesteckte Grenze und ist anderntheils für den speciellen Zweck desselben auch nicht erforderlich. Aus einer für alle, dem Referate der Nationalzeitung, daher nur Folgendes:

„Unter allen Aufführungen Bach'scher Werke erinnern wir uns kaum einer, die so lebendig und in allen Theilen so voll des sinnigsten Ausdrucks gewesen wäre, wie die gestrige. Schon seit Jahren steht der Dirigent einem ähnlichen Bach-Verein in Frankfurt a. O. vor und hat sich völlig in die Weise des Componisten eingelebt, dessen Studium ihm zur Herzenssache geworden. Die Compositionen des Meisters bieten bekanntlich schon in technischer Beziehung, bei Weitem mehr aber noch hinsichtlich der Auffassung, die erheblichsten Schwierigkeiten; in seinen Manuscripten sind nicht einmal die nothwendigsten Vortragsbezeichnungen enthalten; es fehlt gewöhnlich an allen genaueren Angaben der Tempi, und alle jene Gefühlsrecepte, mit denen die neueren Tonsetzer dem Dirigenten zu Hülfe kommen, sucht man dort vergeblich. Weil man aber gewöhnlich nur bei dem Buchstaben stehen bleibt, machen diese Werke auf uns denselben Eindruck, wie eine Rede in todter Sprache; wenn dagegen, wie gestern, die Composition zum geistigen Eigenthum aller Mitwirkenden geworden, muß man auf's Neue erkennen, daß der alte Meister nicht nur an kunstreicher Technik, sondern zugleich auch an Innigkeit und Poesie der Empfindung hinter keinem Andern vor ihm und nach ihm zurückgestanden.“ — — „Die Ausführung der Bach'schen Messe, wie des Händel'schen Schäferspiels war musterhaft und macht eine gelegentliche Wiederholung des Concerts, etwa im Anfang der nächsten Saison, um so wünschenswerther. Die Chöre sangen tadellos, rein, korrekt und, im Verhältniß zur Zahl der Betheiligten, mit überraschender Fülle und Macht des Klanges.“ — „Durch die technische Sicherheit der gesammten Leistung, namentlich aber auch durch die freie geistvolle Auffassung im Ganzen und Einzelnen legitimirte sich der Leiter des Concerts, Herr Vierling, als einer unserer tüchtigsten Dirigenten.“

Diesen Winter (im December) gab der Verein sein 2tes Concert für den „Frauen-Verein der Gustav-Adolph-Stiftung“ im Saale der Sing-Akademie mit gleichem Erfolg. „Wir danken für den hohen Kunstgenuß dem Verein und Hrn. V., dessen

Bemühungen um das Gelingen dieses Concerts nicht hoch genug anzuerkennen sind," heißt es am Schlusse einer Recension desselben.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Abhülfe bei drohendem Futtermangel.) Im August weiß jeder Landwirth so ziemlich, ob er mit Futtermangel bedroht werde. Ist dies der Fall, so sorge er sogleich für Abhülfe auf folgende Weise: Man besäe ein gutes Stück ordentlich gedüngten Feldes mit Staudenroggen. Dieser liefert im Oktober den ersten reichen Schnitt; im April den zweiten noch reicheren, besonders wenn man über Winter mit Jauche zu Hülfe gekommen ist, und im Juni, 8—14 Tage vor der Erntezeit des gewöhnlichen Roggens, einen recht hübschen Ertrag an Körnern. Steckt man nach dieser Ernte sogleich Mais zu Grünfutter, so kann noch auf demselben Stück nach dem Mais eine erträgliche Ernte von Stoppelrüben gewonnen werden, besonders wenn zwischen hinein mit etwas Dünger nachgeholfen worden. Oder man säe Mitte Oktober auf ein für gewöhnliche Wintersaat hergerichtetes Stück die noch leider nicht genug verbreitete graue französische Wintererbse, gemengt mit gewöhnlichem Roggen (Korn) im Verhältniß von 75 Pfd. Erbsen und 1 Sester Korn für den badischen Morgen. Zur Zeit des Schnittes vom Futterroggen wird man davon eine beträchtliche Ernte einer vortrefflichen Futtermischung machen, die von allem Vieh gern gefressen wird und namentlich als Milchfutter sehr wesentlich einwirkt. Auf das so frühzeitig aufgeräumte Stück bringt man nun irgend eine Sommerhackfrucht wie Runkel- oder Zuckerrübe, Kartoffel ꝛc. Nebenbei gesagt, liefert diese treffliche Erbsensorte auch sehr schöne Körnerarten. Sollte daher der Frühjahrsschnitt als Futter nicht mehr nöthig erscheinen, so lasse man die Erbsen mit dem Korngemenge reifen und man wird außer dem hübschen Körnerertrage des vortheilhaften Erbsen- und Kornstrohes sich zu erfreuen haben.

Verschiedenes.

Ein Lehrer, welcher einem jungen Manne über seinen unordentlichen Lebenswandel den Text las, setzte hinzu: „Die Nachricht über Eure Aufführung wird Eurem Vater graue Haare verursachen." „Da bitte ich um Entschuldigung," warf der Unverbesserliche ein, „mein Vater trägt eine Perücke."

Als Coupigny hörte, daß Talma, sein Freund, ihn in seinem Testamente nicht bedacht habe, rief er erzürnt: „Wie! ist es möglich? Nichts, gar nichts geerbt von einem Menschen, bei dem ich zwanzig Jahre lang wöchentlich zwei Mal zu Mittag aß? — Entsetzliche Undankbarkeit!"

Ein sehr schlechter Schauspieler wurde auf einer Bühne ausgepfiffen. „Erschrick nicht," sagte ein College zu ihm, „das sind nur die Locomotiv-Pfiffe, welche Dir ankünden, daß die Abfahrt losgeht."

(Unterhaltung zweier Fräulein in einem Zimmer.) Bianka (am Fenster): Ach, theuere Emilie, ist es nicht etwas Köstliches um den Frühling? Bald werden wir all' die lieblichen niedlichen Vögel singen hören und die Gestade und Felder mit herrlichen Blumen bedeckt sehen! Emilie (lachend): Ach ja! — Und er wird uns die neuen Hutformen von Paris bringen und die reizenden Muster für Morgen-Anzüge!

Es gibt eine Liebe, die mit der Leidenschaft anfängt und durch die Vernunft zuletzt verdrängt wird, — und es gibt eine andere, die von der Vernunft nicht lassen will und am Ende doch der Leidenschaft zum Opfer wird.

(Ein längst gefühltes Bedürfniß.) Polizeidiener: „Wer hat den Hundert-Guldenschein verloren?" Ein Bettler (sich vordrängend): „Ich! Ich!" „Unmöglich! Sag' Er die Wahrheit." „Ja wisse Sie, verloren hab ich ihn grad nicht, aber fehlen thut er mir schon gar zu lang!"

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 52. Samstag, den 30. April **1859**

Der erste Mai.

Nun kam zu uns ein jung Gesell
Durch Felder her und Flur;
Sein Auge strahlet klar und hell,
Als kenne Lust es nur!

Er trägt ein Kleid gar prächtig schön,
Von grünem Sammt der Grund;
Gestickt mit Blumen anzuseh'n
In allen Farben bunt!

Voll Duft sein Haar so wundersam
Und Balsam daraus fließt;
Der Erd', wohin ein Tropfen kam,
Die Blum sogleich entsprießt!

Wo haucht er mit dem Odem hin
In Gärten, Feld und Wald:
Da lebte auf und wurde grün,
Was kurz noch starr und kalt!

Auch bracht' er viel Gefolge mit,
Das spielet, fliegt und springt;
Es folget ihm auf Schritt und Tritt,
Und jubelt, lärmt und singt!

Ihr fragt nun, wer der jung Gesell,
So lieb und duftend, sei?
So seht, da steht's sogleich zur Stell',
Er heißt: der erste Mai!

Eine Jugendliebe

(Fortsetzung.)

Ein kleines, unschuldiges Geheimniß bewahrten jedoch ich und Amalie streng für uns. Ich dichtete in dieser Zeit viel, hielt aber diese Producte vollkommen geheim. Durch Zufall hatte sich ein Blatt mit einigen Versen in eine Mappe geschoben. Dort war es von Amalien entdeckt worden, welche sie zu meiner nicht geringen Ueberraschung, als wir allein im Garten waren, mir mit Pathos vordeclamirte. Nur nachdem sie die strengste Verschwiegenheit zugesichert hatte, versprach ich weitere Mittheilungen. Diese erfolgten, wenn Madame Hiller nach Tisch ruhte, in der Jelängerjelieberlaube, wohin wir jedesmal eilten. Wir nannten dies die „lyrische Stunde“, denn auch das Vorzüglichste anderer Dichter lasen wir uns hier wechselseitig vor. Dann durchwandelten wir im heitern, traulichen Gespräche den Garten. Wie reizend war da der Anblick, wenn sie im elastisch-leichten Gange einen Augenblick anhielt, während das reiche, dünne Gewand, bei dem raschen augenblicklichen Stillstand aufflatternd, wie eine liebliche Musik die graziöse Bewegung wiederholte. Wir führten ein reizendes, unschuldiges Leben und die Stunden flogen wie auf goldenen Schwingen hin. Kein Wunsch, kein Verlangen, keine Sehnsucht reichte in den stillen Frieden unseres kurzen Beisammenlebens hinein. Es war ein Leben des Glaubens und der Liebe, wie es wohl in Büchern beschrieben, aber nicht mehr in der Welt gefunden wird.

Als ich einst von Racine die wunderschöne Stelle las: „Sie verbringt ihre Tage ohne ein anderes Begehren, als einige Stunden mich zu sehen und die übrige Zeit mich zu erwarten“, hielt ich unwillkürlich inne und sah nach Amalien hinüber. Das wunderliebliche Antlitz von einem flüchtigen Purpur überhaucht, sagte sie mit wonnesamem Lächeln: Diese Stelle wird wohl nie veralten, sondern ewig jung und neu bleiben.

Voll seliger Uebereinstimmung ergriff ich ihre Hand und fühlte meinen heißen Druck leis erwiedert.

Endlich lief von den Badenden, mit welchen in der Zwischenzeit ein lebhafter Briefwechsel unterhalten worden war, die Nachricht ein, daß sie in den nächsten Tagen zurückkehren würden.

Obgleich dies die von Hiller schon vorher bestimmte Zeit war, so trat doch eine gemeinsame Ueberraschung darüber ein, daß die Zeit so schnell hatte verfliegen können.

Mich und Amalien aber bewegte diese Nachricht vorzugsweise mächtig. Eine unbestimmte Unruhe ergriff uns. Jedes fühlte, daß das „Stillleben", welches wir bisher führten, zu Ende sei — in dieser Weise wohl nie wiederzukehren vermöge. Die Herzen waren so voll, so schwer. Wir hatten uns noch viel zu sagen; der entscheidende Augenblick war da, drängte mit unwiderstehlicher Gewalt — und doch blieben wir stumm. Begegneten sich unsere Blicke, so wendeten sie sich schnell und scheu oder senkten sich zu Boden, wie ein paar Schmetterlinge zu und von einander fliegen, sich suchen und wieder fliehen, sobald sie sich gefunden.

Wir waren zur „lyrischen Stunde" hinaus in die Laube gegangen. Auf dem Tische lagen die Gedichte von Heine. Amalie, sonst keine Verehrerin dieses Schriftstellers, nahm den Band gewissermaßen mechanisch in die Hand und schlug ihn auf. Kaum hatte sie jedoch einige Zeilen gelesen, als sie ihn merkbar bewegt wieder niederlegte. Ich griff darnach und las die noch aufgeschlagene Stelle laut:

„Sie liebten sich Beide, doch Keiner
Wollt' es dem Andern gesteh'n,
Sie sahen sich an so feindlich
Und wollten vor Liebe vergeh'n."

Tiefes Schweigen folgte. Keines sah den Andern an, aber man hörte die Herzen laut und heftig schlagen. Ich blätterte weiter und las mit gepreßter Stimme:

„Verrieth mein blasses Angesicht
Dir nicht mein Liebeswehe
Und willst du, daß der stolze Mund
Das Bettlerwort gestehe?"

Da versagte mir die Stimme. Ich konnte nicht weiter. Amalie! rief ich tiefbewegt auf sie zutretend und mit dem leisverhauchten Ausrufe: Friedrich! sank sie in meine Arme.

Nach einer langen, langen Minute bogen wir, wie in seliger Uebereinstimmung, ohne die verschlungenen Arme zu trennen, die Häupter zurück. Wie in leisem Zweifel, und als hielten wir es selbst für unmöglich, daß wir uns gegenseitig am Herzen ruhen könnten, schauten wir uns stumm, still-selig in die Augen. Diese Augenblicke des wonnetrunkenen Schweigens bilden die schönsten und glücklichsten Abschnitte des Lebens. Die liebetrunkene Seele, versunken in's Anschauen der anderen, schwelgt in wachen Träumen. Sie hört die Musik der Sphären, das Geflüster der Engel. Jeder Nerv, jeder Pulsschlag, jeder Gedanke ihres Seins beseligt sie mit der Gewißheit ihres Glückes.

(Fortsetzung folgt).

Georg Vierling.

(Fortsetzung.)

3.

Ueber Vierling'sche Compositionen.

Vorzubemerken ist, daß natürlich nicht alle, wenn auch dem Titel nach angegeben, besprochen werden können, schon darum nicht, weil wir den geneigten Leser zu ermüden fürchten müßten, und auch, wie natürlich, nicht Alles von gleicher Wichtigkeit ist:

Op. 1. „Sonntags am Rhein" von Reinick. Für 4 Singstimmen: Sopran, Alt, Tenor und Baß, mit Pianofortebegleitung (Berlin, Trautwein). Vielbekannt und eine Lieblings-Composition geworden. „Eine, besonders in dem kirchlichen (eine Procession schildernden) Mittelsatz sehr gelungene Composition." (Rellstab.)

Op. 2. Gedichte von Reinick und Seeger. Für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung. Frankfurt a. O., Kressner (Berlin, Eßlinger).

„Herr V. bekundet sich hier als einen Componisten, der nach dem Höchsten in der Musik strebt; es ist ihm nicht darum zu thun, durch jene melodischen Spielereien, die so häufig für Lieder ausgegeben werden, den Zuhörer angenehm zu unterhalten, sondern er will den in den Worten gebotenen Inhalt treu und wahr in Tönen wiedergeben." — „Die erste

Nummer der Sammlung: „Die falsche Bläue," stellen wir den besten Gesangs-Compositionen gleich, die unsere Zeit hervorgebracht hat." ꝛc.

Op. 3. Vier Gedichte von Reinick, Burns und Rückert. Für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung.

Op. 5. 1. Folge. | Lieder des Hafis,
„ 15. 2. „ | aus dem Persischen von Daumer. Für eine Baßstimme mit Pianofortebegleitung.

Diese Compositionen haben eine weite Verbreitung gefunden und den entschiedensten Beifall des gebildeten musikalischen Publikums; und die Kritik hat sich mit höchster Anerkennung darüber ausgesprochen. Dem Autor haben sie wenigstens einen berühmten Namen eingebracht. National-Zeitung: „Daumer hat den Hafis aus dem Persischen in das Deutsche übertragen, V. hat einige seiner Lieder in die Muttersprache aller Herzen übersetzt." Die Leipziger Musik-Ztg.: „Schon die Localfarbe, der poetische Grundton, gleichsam das Klima, in welchem diese Lieder geschrieben sind, hat der Componist meisterlich getroffen. Gewiß ist seit langer Zeit Nichts für eine Baßstimme geschrieben worden, was so berechtigt wäre auf den Namen einer künstlerischen Production, als diese Lieder." — Spener'sche Ztg.: „Die Hafislieder von V. gehören zu dem Eigenthümlichsten und Abgerundetsten, was die neuere musikalische Literatur überhaupt aufzuweisen hat."

Op. 6. Ouverture zu Shakespeare's Sturm, für Orchester. (Partitur und 4händ. Klavierauszug.) Berlin, Trautwein (J. Guttentag). Beurtheilungen dieses Werkes brachten z. B. die Leipz. M.-Z., Berliner Blätter, und in diesen u. A. ein Correspondenzartikel aus Karlsruhe in in der n. B. Musikzeitung. Wir begnügen uns, aus dem 1. und letzten Artikel Einiges anzuführen.

1. Leipz. M.-Z. Der gründliche und scharfe Kritiker Hr. Emanuel Klitzsch spricht sich u. A. also über das Werk aus: „Der Componist hat die Hauptmomente des Dramas mit Geist aufgefaßt und ein musikalisches Bild daraus gestaltet, das in seiner Totalanlage, sowie auch in den Details höhere Befriedigung gewährt." Nachdem sich der Kritiker im Verlaufe seiner Darlegung der characteristischen und melodischen Motive der Ouvertüre mit Beifall ausgesprochen, heißt es weiter: „Demnächst ist es sodann die Verarbeitung der Gedanken zu einem lebensvollen organischen Ganzen, die diese Compositionen unter den Werken höherer Gattung rangiren läßt" ꝛc. ꝛc. Bei Verwendung der (orchestralen) Mittel hat der Componist die Wirkung nicht sowohl durch die Instrumentalmassen (Posaunen fehlen, blos 4 Hörner und 2 Trompeten bilden das Blech), als durch den innern Gehalt zu erzielen verstanden. Schöne Effecte hat er durch interessante Modulationen erreicht, die nicht um ihrer selbst willen wirken, sondern höheren Beziehungen dienstbar sind." ꝛc. ꝛc.

Die Ouvertüre kam, soweit wir Kenntniß davon haben, in Berlin, Dresden, Sondershausen und auch in einigen süddeutschen Städten zur Ausführung, und überall, wo man das Werk gut und unverstümmelt executirte, mit großer Anerkennung. Als Beweis hiefür geben wir einen Auszug aus dem oben angeführten Karlsruher Artikel in der B. Musikzeitung.

„Karlsruhe, Juni 1851. In einem vor Kurzem unter der Direction des Hofkapellmeisters Strauß hier stattgefundenen Concerte, das sich eben sowohl durch die vorzüglichste Ausführung, als durch seinen reichhaltigen Inhalt auszeichnete, wurden unter andern auch zwei neue Compositionen vorgeführt, die es wohl verdienen, in weitern Kreisen gekannt und gewürdigt zu werden. Das Finale des 4. Actes der Oper: „Die Schlittenfahrt von Nowgorod" von J. Strauß, als Probe eines Werkes, voll ächt dramatischer Schönheiten im großen tragischen Stil" ꝛc. — „Außerdem machte eine Ouverture zu Shakespeare's Sturm des durch seine Lieder bereits vortheilhaft bekannten Componisten G. Vierling viel Aufsehen. Dieses frische, schwungvolle Werk zeichnet sich besonders durch eine treffende Characteristik und einzelne wahrhaft originelle Züge aus. Dabei vermeidet es gleich sehr jene formlose Phantasterei, die irrigerweise so oft für Genialität gilt, wie es anderseits von einer herkömmlichen, blos schulgerechten Schablonenmäßigkeit weit entfernt ist. Der Umstand,

daß zu dem Werke keine Stimmen gedruckt sind, daß das Süjet: der Sturm von Sh. dem größern Publikum so gut wie völlig fremd ist, und die weitere Ursache, daß das Werk bedeutende Orchesterschwierigkeiten darbietet, daher gut und mit großer Sorgfalt einstudirt werden muß, wenn die Aufführung nicht verfehlt genannt werden soll, haben sicherlich seiner weitern Verbreitung bisher Eintrag gethan.«

(Fortsetzung folgt)

(Eingesandt.)

Heut' bring ich Euch vom schönen Rhein
Ein Heer von Kuß und Grüßen,
Und manchen Seufzer mit hinein,
Weil wir entfernt sein müssen.

Seid nur nicht allzu glücklich, Ihr!
Denkt auch der fernen Lieben;
Und hört Ihr's säuseln, flüstern hier:
Sie sind's, die Spuck getrieben.

Hat doch das treue Elternpaar,
Mit altgewohnter Geistlichkeit,
Versammelt um sich eine Schaar,
Wo ein's sich mit dem andern freut.

Man fragt am Rhein: Was treibet wohl
Das muntere Völkchen eben?
Wer gibt zum Scherz heut' die Parol,
Läßt Prinz Eugen man leben?

Ist noch so leicht das Meer bewegt
Und rauscht der Welt verderblich?
Wenn man ihm zarte Schlingen legt,
Wird da der Philipp sterblich?

Und pfeift der M— — —fink im Duett
Noch halblaut Klagelieder?
Schreckt ihn noch selbst der Traum im Bett?
Denkt er der Plage wieder?

O Ihr, von Lust und Scherz getragen,
Wo Ihr nur hinlenkt Euern Schritt,
Ach, könnten doch die Fernen sagen:
Do geh' i a mit.

Verschiedenes.

Eine Familie in Fürth, die sich durch Zusammenkaufen zerbrochener Spiegelstücke und durch Ansammeln der an denselben noch befindlichen Quecksilbertheile ernährte, ist in letzterer Zeit erkrankt und der Mann auch bereits gestorben. Es soll herzzerreißend anzusehen gewesen sein, wie der nun Verschiedene gelitten. Von seinem Krankenlager wurde derselbe in Folge des in seinem Körper angehäuften Quecksilbers förmlich emporgehoben, der Kopf bewegte sich bald rechts, bald links, alle Glieder bewegten sich von selbst. Ob die noch darniederliegenden Familienglieder gerettet werden oder nicht, läßt sich nicht vorhersagen.

Ordonnanzofficier: „Herr General, ich melde gehorsamst, daß der Feind eine Bewegung macht."

General (schlaftrunken): „Sagen Sie ihm, ich mache auch eine." (Sich auf die andere Seite seines Lagers wendend.)

Man hat dieser Tage mehrere Büschel Korn, welches vollkommen in Aehren geschossen war, in die Pariser Halle gebracht. Man muß, wie man sagt, bis zum Jahre 1822 zurückgehen, um ein solches Beispiel von Frühzeitigkeit zu finden.

(Irisches Echo.) Was ist denn eigentlich Gefährliches an der Gesellschaft Phönix? Echos Antwort: Nix!

Als der Kaiser von Oesterreich vor zwei Jahren die umfassende Amnestie für Italien erlassen hatte, soll er einen der Nobili gefragt haben: „ob und was die Provinz nun noch wünsche?" — „Amnestie", lautete die Antwort. — „Die habe ich ja eben gegeben!" — „Nein, nicht für dieses, sondern gleich für's nächste Mal."

Maxl. Na, wird's gehen, wenn die Franzosen kommen mit ihren gezogenen Kanonen? — Sepperl. Dann sollen sie finden, daß unsere Kanonen ungezogen sind.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 53. Dienstag, den 3. Mai **1859.**

Eine Jugendliebe

(Fortsetzung.)

Jetzt waren wir allein, mit unserm Glück, mit unserer Liebe, mit uns selbst allein. Rosen und Jasmin richteten fröhlich ihre anmuthigen Häupter empor und verbreiteten verschwenderisch ihre süßesten Düfte. O, wie schön, wie reizend, wie hingebend war sie! Sanft duldete sie, daß ich niedertauchen durfte auf die holden, unentweihten Lippen, welche gleich halbentkeimten Blüthen nur träumerisch ahnten, was Küsse seien. Ich sagte ihr das.

Es sind die ersten, die ein Mann außer meinem Vater von mir erhält, erwiderte sie, mir mit sanfter Gluth in die Augen blickend.

Wie viel hatten wir uns nicht zu erzählen. Eines unterbrach immer das Andere, um Etwas hinzuzufügen, zu erläutern oder eine neue Mittheilung zu machen. Wie viele alte Erinnerungen wurden wieder wach. In welches reiche, schöne, tieffühlende Herz erhielt ich Einblick — ein Herz, welches nun mein gehörte und mit einer kaum geahnten tiefsinnigen Gluth seit Jahren an mir gehangen hatte. Wir waren beide erstaunt, daß wir so lange getrennt von einander hatten leben können. Trunken schmückten wir das Gewebe der Zukunft mit allen Blüthen des Frühlings. Wir führten uns in unseren Herzen herum und zeigten uns deren Vergangenheit, Fehler und Träume, ihr Licht und ihre Schatten. Unsere Ansichten theilten wir uns mit, um irgend eine geheime Beziehung zwischen unsern Naturen aufzufinden. Und hatten wir ein neues Band zwischen uns endeckt, dann stürzten sich unsere Seelen vereint in dieselben Gedanken von Seligkeit und Liebe. Ihr Herz war eine Aeolsharfe, welche im Sturme verstummt, welcher aber jedes schmeichelnde Lüftchen liebliche Töne entlockt.

Wir hatten Alles um uns her vergessen, da tönte der Ruf der von der Mutter gesendeten alten Amme.

Meine gute, liebe Mutter, rief Amalie, laß mich zu ihr, um ihr Alles, Alles zu sagen! und mit beflügelter Eile wendete sie sich dem Hause zu.

Wenn es nur zum Segen gereicht, sagte die alte Elisabeth leise und Thränen rollten über die gefurchten Wangen, als ich an ihr vorüberschritt, um mich durch einige Gänge im Garten wieder einigermaßen zu beruhigen.

Als ich nach einer langen Stunde schüchtern und befangen in die Stube trat, saß Madame Hiller auf ihrem wohlbekannten Platz im dritten Fenster. Amalie lag vor ihr und hatte, sie sanft umschließend, das Gesicht am Busen der Mutter verborgen. Ich blieb gepreßten Herzens an der Thüre stehen. Doch Madame Hiller reichte mir die Hand mild entgegen, welche ich bewegt ergriff und ahnungsvoll ebenfalls vor ihr niedersank. Sie weinte still und lang.

Gott segne euch, meine Kinder! rief sie endlich, und auch ich segne euch mit dem besten Segen meines Herzens. Dabei legte sie sanft ihre Hände auf unsere Häupter und ließ sie lange ruhen. Fasse dich, mein Kind! sagte sie zu der tieferschütterten Amalie, und lasse mich mit Friedrich kurze Zeit allein.

Als Amalie gegangen war, mußte ich mich ihr gegenüber setzen und sie begann: Der Augenblick ist nun erschienen, den ich schon seit Jahren kommen sah. Vielfach darauf vorbereitet, bin ich doch jetzt ungewiß, wo ich beginnen soll. Meine beiden Kinder stehen mir gleich nahe. Allein Amaliens ganze Ge-



fühlsrichtung bedurfte mehr als ihre Schwester das warme, weiche Mutterherz, um Wünsche darin niederzulegen oder Stärkung zu empfangen. Es war, als ob ich mit ihr meine ganze Jugend, mein eigen Wünschen und Hoffen noch ein Mal durchlebte, wenn ich in ihr Herz blickte, das sie mir so offen und rückhaltslos darlegte. Ich sah die Neigung zu dir entkeimen, ahnte aber damals noch nicht, daß sie zu dieser Riesengewalt heranwachsen könne. Und darin habe ich mich leider geirrt. Ich glaubte, die Entfernung werde die Eindrücke schwächen, allein bei jedem Besuche mußte ich wahrnehmen, daß jene Leidenschaft ungeschwächt fortbestand. Und wieder empfand ich, daß wahre Liebe auch hier wie überall an menschliche Verbote sich nicht kehrt.

Ich beobachtete inzwischen dich und Auguste sorgfältig und habe mich, wie ich nunmehr zu meiner großen Beruhigung vollkommen überzeugt bin, nicht geirrt, als ich eure Gefühle nur als Bruder- und Schwesterliebe erkannte. Ach, die Liebe, welche durch ein Wort, einen Blick entzündet wird, die in den wonnigen Tagen der Jugend freudig aufjauchzt und als einzige unverwelkliche Blume dem Alter bleibt, wenn auch alles andere Laub gefallen, — die war es nicht. Langjährige Gewöhnung machte euch über die eigenen Gefühle irre. Frauen sehen darin heller wie die Männer. O wie viel herbe Schmerzen muß das Herz ertragen, welches ein finsteres Schicksal an die Seite eines nicht voll und warm geliebten Wesens kettet. Ich durfte meine gute Auguste diesem unseligen Verhängniß nicht auch verfallen lassen und deßhalb trat ich dem raschen, unbedachten Vorhaben meines Mannes entgegen. Und dann liebe ich ja auch dich wie mein eigen Kind. Du ahnst und weißt nicht, welches große Anrecht du an mein Herz hast. Auch dein Glück wollte ich mit bauen helfen.

Bei Amalien ist unter einer scheinbar reichen Hülle, bei einem warmen und hingebenden Herzen, eine so entschiedene, aufopfernde Willenskraft vorhanden, welche nur ich kenne und daher mit Recht fürchte. Dir hat sie sich hingegeben und du wirst einen mächtigern Einfluß auf sie ausüben, als ich es nur je vermochte. Von dir fordere ich daher mein Kind; halte sie, halte dich vor jedem thörichten, übereilten Schritte zurück, wenn Hindernisse eintreten. Es gibt nichts, was nicht zu überwinden wäre.

Ich reichte ihr still die Hand und nunmehr rief sie Amalie wieder herbei.

Vor meinem Manne, fuhr sie fort, habe ich nie ein Geheimniß gehabt; ich werde ihm auch dieses mittheilen. Du, Friedrich, gehst nach der getroffenen Bestimmung unmittelbar nach der Ankunft unserer Badereisenden nach deinem neuen Bestimmungsorte ab. Zu gleicher Zeit mag Amalie Amtsraths auf das Gut begleiten. Dann steht mir eine schwere Aufgabe bevor. Die ersten Ausbrüche der Hitze meines Mannes will ich allein tragen und ich fürchte, sie werden schwer und ernst werden. Wie aber auch sein Entschluß ausfallen möge: beugt euch gemeinsam, wie ich mich einst gebeugt habe und noch füge. Ich werde unausgesetzt für euch wirken. Allein während dieser Zeit muß jeder geheime Briefwechsel, jede heimliche Zusammenkunft unterbleiben. Ihr würdet dadurch nur meine Bestrebungen erfolglos machen und den ohnehin gewiß tief genug erschütterten Frieden des Hauses für immer vernichten. Und daß ihr das thun wollt, das schwört mir jetzt in dieser feierlichen Stunde.

Sie erhob sich und wir schwuren.

Wenn die Liebe nur schön ist in ihrer Morgenröthe voller Lerchenklänge und Blumendüfte, so war sie in ihrem rosigsten Glanze über uns aufgegangen. Kurz war dieser Frühling aber wie reich an Pracht, Duft und Blüthen!

Am dritten Tag Abends rollte die Chaise mit Hiller und Augusten in den Hof. Zum ersten Mal überfiel mich und Amalien ein unwillkürliches Gefühl gemeinsamer Schuld, als Auguste heraussprang und Jedem um den Hals fallend, uns herzlich begrüßte. Eine unendliche Wehmuth ergriff uns und wir kamen ihr mit doppelter Freundlichkeit und Güte entgegen.

Am andern Morgen reiste ich nach meinem neuen Aufenthaltsorte ab. (Forts. folgt.)

Georg Vierling.

(Fortsetzung.)

Op. 7. Fünf Gedichte von Th. Moore, Platen und Blau für eine Singst. mit Pianofortebegl. Berlin bei Schlesinger.

Von zwei Recensionen, die eine aus der Leipz. M.-Z., die andere aus einem Berliner Blatt, die beide in gleich rühmlicher Weise die Composition besprechen, wählen wir die letztere, als die kürzere: „Diese Lieder verbinden ebenso wie die früheren des Componisten mit Gedankenreichthum und prägnantem Ausdruck große Klarheit und Bestimmtheit der formellen Bildung.“

Op. 8. Cyclus arabischer Dichtungen für eine Singst. mit Pianofortebegl. Berlin, Schlesinger.

Hierüber die Leipz. M.-Z.: — — „Auch in diesen Gesängen zeigt sich dieselbe Energie der Gedanken neben der eigenthümlichen Behandlung. Es gehört schon ein gut Theil Talent dazu, den fremdländischen Ton in so schlagenden Zügen zum Ausdruck zu bringen, von den zartesten Regungen bis zum gesteigertsten Ausdrucke der Leidenschaft. Es ist eine von dem Gewöhnlichen ganz abweichende Empfindungsweise darin niedergelegt; die südliche Gluth in der weichsten Hingebung bis zum vulkanischen Toben der Leidenschaft wirkt auf uns mit der eindringlichsten Ueberzeugung von der Wahrheit desselben.“ 2c. 2c.

Op. 10. Zechcantate, oder: die alten und die jungen Zecher von Reinick, für Männerchor und Solo-Quartett mit Klavierbegleitung. Berlin, Trautwein. Sehr humoristisch und wirkungsvoll.

Op. 11. Vier Quartette für Sop., A., T. und Baß. Mainz, bei Schott.

„Diese Stücke sind in ihrer Art vollendet; der Componist hat darin den Beweis geliefert, daß es noch immer möglich ist, originell zu sein, ohne gezwungen und unnatürlich zu werden.“ 2c. An einem andern Orte: „Das Vierling'sche Werk gehört zu den besten, die wir in dieser Gattung kennen.“ 2c.

Op. 12. Fünf Gedichte von Prutz, Moore, Burns und Heyse, für 1 Singst. mit Pianofortebegl. Berlin, Schlesinger. Höchst vortheilhaft recensirt.

Op. 13. Sechs Gedichte für eine Singst. mit Begl. des Pianoforte. Leipzig bei Fr. Kistner.

Op. 14. Ouverture zu Maria Stuart von Schiller. Partitur, Orchesterstimmen und vierhändiger Klavierauszug. Berlin, Schlesinger.

Dieses Werk hat den durchschlagendsten Erfolg gehabt und den Namen des Componisten weithin zu großem Renommee gebracht. Es liegt uns ein so reiches kritisches Material vor, daß uns die Auswahl zu auszugsweiser Mittheilung sehr schwer wird.

Die „Blätter für Musik“ in Wien berichten darüber sehr eingehend in technisch-artistischer Ausführlichkeit. Wir müssen es uns leider versagen, diese gründlichste und geistvolle Kritik ganz zu geben, uns auf den Eingang und den Schluß beschränkend.

„Das ist wieder einmal die That eines ächt deutschen Künstlers und Mannes. Entschieden in ihren Themen, und bei aller Keuschheit und Innigkeit dennoch klar, kräftig und glanzvoll in deren Entwicklung, streng einheitlich im Baue, üppig und doch maßvoll in der Art ihrer instrumentalen Farbeneinkleidung, steht diese achtungeinflößende Partitur da. Es lebt Musik im ganzen Werke, und zwar gesunde.“ (Folgt nun eine harmonisch-modulatorische, rhythmische und melodische Auseinandersetzung der ganzen formalen Structur des Werkes mit steter Beziehung auf den ästhetischen Gehalt desselben.) — „Dieses (Hauptthema) kennzeichnet sich äußerlich durch eine scharf markirte Rhythmik, und innerlich durch jenen der Idee des Tragischen engverwandten Seelenadel, der selbst mitten im schwersten Dulden noch jubelnd aufzublicken vermag nach den Sternen, wo mit unauslöschlichen Zügen die Geschicke der Welten und Menschen geschrieben stehen.“ — „In solcher Gestalt wogt und drängt es in unermüdlichen, aber auch unermüdenden Steigerungen fort zum zweiten Thema, in dessen glaubensstarken und dennoch mild lieblichen Tönen sich jene Zuversicht spiegelt, die es eben so beglückend ahnet, wie auch, getragen von höheren Eingebungen, schon hienieden gleichsam fühlend weiß, es werde dereinst auch die Herbe und Härte des Geschicks in einem sanften Genius der Versöhnung klären. Ein solcher Lebensschwung pulsirt sichtlich in dem von einem — nebenbei bemerkt — wundersamen Farbenspiele der Instrumentirungskunst erglänzenden zweiten Thema.“ — „Die Melodie dieses zweiten Gedankens ist, wie ihr dramatisches Zugehör, eben so breit wie einnehmend, eben so groß wie fein. Auch rhythmisch sticht dieses zweite Thema durch seine

eigenthümlichen Cäsuren hervor, und entfaltet sich zu immer höherem Schwungleben, welches sich ganz besonders in den scharf betonten, mächtigen Bässen offenbart.“ — — „Was den eigentlichen Durchführungstheil dieser Ouvert. betrifft, so geht wohl Derjenige leer aus, welcher nach einer contrapunctischen Arbeit Verlangen trägt. Der Componist hat vielmehr, eingedenk seines großartigen Stoffes, in diesem Werke nur nach Größe der Gedanken und nach einem unverhüllten, vorwiegend harmonisch und rhythmisch gesteigerten Ausdrucke seiner Themen gestrebt. Doch wird auch der Partiturleser in Hinsicht auf geistvolle Instrumentation und insbesondere in Bezug auf markige Baßführung, an vorliegendem Tongedichte seine wahre Freude finden. — Möchte ja kein Bühnen- oder Concertinstitut sich dieses Prachtstück einer ernsten Ouverture entgehen lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Gesäme vor Insectenfraß zu schützen.) Manche Pflanzen sind besonders in ihrer frühesten Jugend der Zerstörung durch Insecten ausgesetzt, manche bringen es nicht einmal zum Keimen. Das nachstehende sehr einfache Präservativ-Mittel hat in mehreren Fällen gute Dienste gethan. Man thut den Samen in ein gut schließendes Gefäß, etwa eine Flasche, gibt ein wenig Schwefelsamen hinzu, verkorkt sie und schüttelt sie um, weßhalb die Samen das Gefäß nicht ganz anfüllen dürfen. Nachdem man das Umschütteln noch 4—5 Tage lang wiederholt hat, säet man die mit Schwefel eingestäubten Samen aus. Das Verfahren erscheint besonders für Raps, Rübsen u. a. Cruciferen wohlgeeignet.

Lebensphilosophie.

Einem Kinde muß man die Furcht einflößen, Andern zu mißfallen, nicht das Verlangen, Andern zu gefallen.

Man muß bemüht sein, im Kinde eine erste gute Eigenschaft anzubauen. An diese reihen sich dann andere leicht an.

Verschiedenes.

(Ein fanatischer Systematiker.) Pfarrer: Sie wollen also wirklich wieder heirathen, Herr Bärenwirth!? Wirth: Schätz währlich wohl, i will! Pfarrer: Und die Schwester von Ihrer vorigen Frau? Sie haben ja mit der Verstorbenen nicht gut gelebt. Wirth: Noi wäger, wia Hund und Katz'! 's ischt mei dritte Frau gwea und alle sind se Schwestern gwea und mit koiner han i guat g'haust, aber g'rad deßwega nimm' i jetz' die viert' Schwester au zur Frau; i will se schoo kriäga! Pfarrer: Aber ich sehe keinen Grund ein. Warum denn eigentlich? Wirth: Wisset Se, Herr Pfarrer, i moin eba, 's ischt 's Beschte, wenn i glei da ganza Schtamm ausrott'!

In den Bergen wachsen doch noch originelle Käuze. Ein kürzlich verstorbener tyroler Schulmeister, ein eifriger Zeitungsleser, hat seinen Heimathsort Pfunders mit einer Stiftung bedacht, vermöge welcher Pfunders die „Schützenzeitung“ und den „Tyroler Boten“ auf „ewige Zeiten“ zu beziehen hat.

(Gefährliche Küsse.) Frau Professor: Denke Dir, Mann, wie ich eben aus der Küche komme, küßt unsere Tochter sich mit Deinem Famulus . . .

Professor eloquentiae: In welchem Metrum?

Frau Professor: Du bist närrisch . . .

Professor: Keineswegs. Ein trochäischer Kuß ist schlechterdings ungefährlich; aber der Jambus beim Küssen — Frau, da steckt's!

Charade.

Wohl dem, dem die Erste so sehr das Zweite ist,
Daß er darüber das Ganze vergißt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 54. Donnerstag, den 5. Mai 1859.

Eine Jugendliebe.

(Fortsetzung.)

14.

Es waren ungefähr vierzehn Tage vergangen, während welcher ich ununterbrochen zwischen Furcht und Hoffnung geschwebt hatte, als ein Brief mit dem Poftzeichen J. einlief. Die Handschrift war mir fremd und mit beklommenem Herzen öffnete ich ihn. Er war vom Amtsrath.

„Es ist ein schwerer Auftrag“, schrieb er, „den mir mein Freund Hiller ertheilt hat, Ihnen zu eröffnen, daß alle Verhältnisse zwischen ihm und Ihnen abgebrochen seien. Es hat böse Tage in der Familie gegeben. Das ist ein eiserner Charakter. Er vermag den seit so langen Jahren gehegten Plan nicht aufzugeben, nicht umzuändern. Und doch thut mir mein kernhafter und im Ganzen so herzensguter Freund wieder leid. Wie Sie wissen, ist er der bedeutendste Kuxinhaber der hiesigen Gewerkschaft. Mit gepreßter Stimme theilte er mir heute mit, daß die jetzt im Bergamte erledigte und gut dotirte Stelle durch Wahl der Gewerkschaft wieder besetzt werde. Er habe durch seinen Einfluß alle Stimmen auf Sie vereinigt und gehofft, Sie und Augusten dadurch glücklich zu sehen. Nun falle ihm auch diese Hoffnung.

„Ausdrücklich hat er mich nicht beauftragt, es Ihnen zu schreiben. Jedoch sein geheimer Wunsch ist es, das sehe ich aus Allem.

„Ich fühle recht wohl das Schreckliche und Verzweifelte der Lage. Rathen mag und kann ich daher nicht. Herzen werden gebrochen entweder auf der einen oder der andern Seite. Daher hoffe ich auch nichts mehr — auch nicht von der Zeit.“

Dem war noch eine Nachschrift von der Hand der Amtsräthin angefügt:

„Ich aber hoffe — hoffen Sie auch! Einen Trost erhalten Sie von mir: Auguste hat Ihnen vergeben. Das gute Mädchen ist, obgleich unter Thränen und Schmerzen, über den eigentlichen Zustand ihres Innern klar geworden. Sie liebt Sie wie einen Bruder und bleibt Ihnen eine treue Schwester.“

Dieser Brief, und namentlich der darin mit einfacher Sprache aber ergreifend geschilderte Zustand des alten Hiller, erschütterte mich tief und gewaltig. Dieser starre Mann so tief, tief gebeugt! Er, der mir stets mit der offenen, redlichen Liebe eines Vaters zugethan war, grade durch mich seiner theuersten Hoffnungen beraubt! Das that mir weh, sehr weh. Und doch vermochte ich um keinen Preis der Welt auf seine Wünsche einzugehen. Das aber sah ich ein, daß ich mir vor Allem zu seinem Herzen wieder Zugang zu verschaffen suchen mußte. Ich setzte mich nieder und schrieb an ihn. Es war ein langer, langer Brief. Die Gedanken flossen mir zu, denn mein Herz sprach sie aus. Ich demüthigte mich vor ihm und bekannte meine Schuld, wenn er meine Neigung so nennen wolle. Allein ich malte ihm auch mit leidenschaftlichen Farben die Gefühle meines Innern — das Glück, welches er uns bereiten könne, und gleichzeitig das unsägliche Elend, welches über zwei Wesen hereinbrechen müsse, die ihm lieb und theuer gewesen und unzweifelhaft wohl noch seien.

Offen sendete ich den Brief an den Amtsrath und bat um Uebergabe.

Das war eine böse Zeit, welche ich nun durchlebte. Diese peinigende Unruhe, dieses Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung



und Nachts diese beängstigenden Träume! Es vergingen aber Tage und Wochen und nichts ging mir zu. Keinen Sonnenstrahl für den umnachteten Blick, keinen frischen Hauch für die enge, schwüle Brust! Nur von Freundeshand bekam ich die Nachricht, daß Madame Hiller kränker geworden sei, die Familie sich höchst eingezogen halte und fast allen Umgang nach Außen abgebrochen habe. Bloß mit Amtsraths finde noch Verkehr statt.

Dies Letztere gab mir einen kleinen Schimmer von Hoffnung, aber demungeachtet befand ich mich in einer elenden Lage. Mein in die Hand der zärtlich verehrten Mutter Amaliens geleisteter Schwur band mich. Jeder Versuch, mich Amalien zu nähern, blieb dadurch abgeschnitten. Sehnsucht und Unruhe trieben mich zwei Mal nach J., wo ich mich unter dem tiefsten Geheimniß jedes Mal einige Tage aufhielt. Das erste Mal sah ich die Amtsräthin nicht. Beim zweiten Male aber gelang es mir, sie zu sprechen.

Bewegt theilte sie mir das Nähere über die Zustände im Hiller'schen Hause mit. Sie waren trübe und schmerzlich genug. Hiller war heftig, ja entsetzlich gewesen. Alle Einzelnheiten, namentlich was späterhin Amalie zu erdulden gehabt, wurden mir verschwiegen. Meinen Brief, welchen ihm der Amtsrath persönlich übergeben, hatte er mit bitterem Lächeln gelesen und dann, ohne sich darüber zu äußern, zur Seite gelegt. Ueber Madame Hiller hatte sich der erste Ausbruch des Sturmes ergossen. Was da vorgegangen, hatte die edle Leidensgestalt nicht zu ertragen vermocht. Sie brach zusammen und sank auf das Krankenlager. Auguste und Amalie pflegten die Mutter und ganz besonders die letztere wich keinen Augenblick von ihr.

Die Amtsräthin kannte unser gemeinsam geleistetes Versprechen. Das muß gehalten werden, sagte sie, denn trotz der erlittenen grausamen Behandlung will sie nicht gegen den ausdrücklich ausgesprochenen Willen ihres Mannes handeln. Amaliens aber sind Sie sicher. Sie hat zwar ihrer Mutter die Zusage feierlich wiederholen müssen, ohne deren Wissen und Willen nichts gegen die Befehle des Vaters zu thun, aber: über meinen Körper, setzte das entschlossene Mädchen hinzu, mag er verfügen, über mein Herz und meine Neigung niemals.

Die Straßen waren still, dunkel und öde, als die Post gegen Mitternacht abfuhr. Schon von fern aber sah ich in der Apotheke die Wohnstube noch erleuchtet. Amalie wußte jedenfalls durch die Amtsräthin meine Anwesenheit und kannte auch die Stunde des Postabgangs. Eine leise, süße Hoffnung dämmerte auf. Als wir näher kamen, bemerkte ich, daß an dem unvergeßlichen lieben dritten Fenster die Gardine aufgezogen war und unterschied gleichzeitig die dunkeln Umrisse einer schlanken Frauengestalt. Sie war es. O wie beglückt hing mein Auge an der schattenhaften Form der Geliebten. Ich erkannte eine leisgrüßende Bewegung. Sehnsuchtsvoll streckte ich ihr die Arme entgegen, hinaus in die dunkle Nacht. Der Schwager aber blies mit hellen, klaren Tönen: „Liebchen Ade, Scheiden thut weh!“ und unaufhaltsam rollten wir weiter. Noch einen Augenblick, da bog der Wagen um die Ecke der Kreuzstraße — und Alles war verschwunden — Nacht und Dunkel um mich her.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Vierling.

(Fortsetzung.)

Das Werk wurde zuerst in Berlin von der Liebig'schen Kapelle aufgeführt, und auf die in Folge dessen erschienenen sehr günstigen Recensionen ward ihm die Ehre zu Theil, auch zu einer Aufführung in den, jüngeren Componisten nur sehr schwer und selten zugänglichen Symphonie-Soireen der Königl. Kapelle zu gelangen. Der Erfolg war ein glänzender. „Das Werk erwarb sich den Beifall der strengen Kunstrichter des Concertsaales; und da ein solches lautes Zeichen der Zufriedenheit bei neuen Compositionen etwas sehr Seltenes, so wird der Componist die Anerkennung seines Werkes daraus mit Recht entnehmen können.“ — Also die „Montagspost. Ein anderes Blatt (Nationalztg.): „Bei dem Publikum fand das Werk eine viel freundlichere Aufnahme, als wir es sonst in diesem ungastlichsten aller Concertsäle gewohnt sind.“

Seitdem ist die Ouverture sehr oft, sogar drei Mal in einer Woche, in Berlin aufgeführt worden und hat sich nun in fast allen größeren und mittleren Städten Deutschlands Bahn gebrochen. Frankfurt a. O., Leipzig, Dresden, Görlitz, Sonnenberg (in Schlesien, Kapelle des Fürsten von Hohenzollern), Sondershausen, Neisse, Kassel rc. zählen darunter. Und jüngst wieder in Berlin hat das Werk in einem der Extra-Concerte, welche die Liebig'sche Kapelle allwinterlich in dem Saale der Singakademie daselbst gibt, ausgeführt unter des Componisten eigener Leitung, einen gesteigerten Erfolg bei dem Publikum und der Kritik errungen. Die Spener'sche Zeitung nannte die Ausführung eine ausgezeichnete und sagt dann u. A.: „Sie gehört zu jener Gattung von Ouverturen, die sich zum „Coriolon" (von Beethoven), als ihr unerreichbares Vorbild, gruppiren, und denen aus neuerer Zeit auch Schumann's Manfred-Ouverture angehört. Vor letzterer scheint uns B's. Werk, wenn auch nicht in dem Grundentwurf, in den ursprünglichen Ideen, so doch in der formellen Abrundung, in der eigentlichen Kunstgestaltung, entschieden den Vorzug zu verdienen rc." — „Der Erfolg, den die Aufführung bei dem Publikum fand, war ein sehr glänzender, und dies fällt um so mehr in's Gewicht, als das Werk durchaus ernst, nicht leicht verständlich ist." — Die Berliner Musikzeitung nennt es bei demselben Anlaß der Besprechung „eines der interessantesten Orchesterwerke der Neuzeit."

Op. 17. Fantasie für Pianoforte und Violoncello. Breslau, bei Leuckardt.

Beurtheilt in der Berliner Musikzeitung (Beck), wo es u. A. heißt: „Dieses Werk ist seinem Inhalte nach wohl mehr der Sonate, als der Concert- oder Salonmusik angehörig." — Dann am Schlusse: „Im Ganzen ist Anlage und Durchführung des Werkes von der Art, daß unseres Dafürhaltens der Componist ein Unrecht gegen sich selbst beging, dasselbe unter der jetzt gar zu gewöhnlichen Firma: „Fantasie" zu geben und es nicht vorgezogen zu haben, durch Zugabe von noch drei Sätzen eine vollständige Sonate zu schaffen, welche nach dem, was uns dieser erste Satz zeigt, gewiß berechtigt gewesen sein dürfte, zu den besten Werken dieser Gattung gezählt zu werden."

Op. 20. „Gretchens Beichte" aus Hoffmann von Fallersleben. Duett für Sop. und Alt mit Begl. des Pianoforte, Breslau, Leuckardt. Sehr vortheilhaft beurtheilt in der „Neuen Zeitschrift für Musik." (Leipz. M.-Ztg.)

Op. 21. „Fünf Gedichte für eine tiefere Stimme," mit Pianofortebegleitung. Breslau, Leuckardt.

Darüber in der Nat.-Ztg.: „Eine so innige als gebildete Empfindung spricht sich in ihnen aus. Mit einem feinen Verständniß für alle in dem Text enthaltenen poetischen Beziehungen verbindet der Componist die sicherste Herrschaft über Form und Ausdruck. Weil diese Gesänge aus einer wahrhaft productionskräftigen Stimmung hervorgingen, vertritt nirgends steifes Phrasenwerk und conventionelle Rhetorik die Stelle der unmittelbaren Gefühlsäußerung. Die Charakteristick ist sehr bestimmt und lebendig, aber dabei durchaus maßvoll. — — Die Gesänge sind für die Tonlage der von unsern Componisten im Allgemeinen so kärglich bedachten und doch an Kraft, Wohllaut und Ausdrucksvermögen so reichen Altstimmen berechnet."

Op. 18. } Hafislieder für 4stimmigen
„ 19. } Männerchor, Part. u. Stimmen.
Vier Quartette für Sop., Alt, Ten. und Baß. Leipzig, bei Breitkopf u. Härtel.

„In den Hafischören ist die Bachantische Begeisterung des Textes vortrefflich wiedergegeben. Sie gehören zu der geringen Zahl künstlerisch gediegener Erzeugnisse auf einem Gebiet, dessen sich wohlfeile Bänkelsängerei und armseliger Suppen- und Bratenhumor fast ganz bemächtigt hat." — „Die Quartette zeichnen sich aus durch Frische der Erfindung, kunstvolle, polyphone Behandlung der Stimmen, Feinheit und Leben im Ausdruck, endlich durch Wohlklang und Sangbarkeit." (Nat.-Ztg.)

Für Pianoforte ist von Bierling noch vorhanden:

Op. 9. Capriccio für P.-F. und Orchester, Berlin, Trautwein. (Sehr brillant.)

Op. 16. 3 Pièces caracteristiques pour Pianoforte, Leipzig, Kistner. Eine treffliche dreistimmige Klavierfuge enthaltend.

Arrangirt für das Pianoforte hat unser Componist:

1) **Litania di venerabile Altaris** für Sopr., Alt, Tenor und Baß mit Begleitung von Orchester und Orgel, von Mozart. Nachgelassenes Werk. Zum erstenmal edirt von André, Offenbach. Klavierauszug von G. Bierling.

2) **Sonate für Pianoforte** von L. v. **Beethoven**, Op. 27, Nr. 2 (Cis-moll), zu 4 Händen arrangirt von G. B. Frankfurt a. O., C. Kreßner.

3) **Streich-Quartette von Haydn und Mozart**, für Pianof. und Violine, arrangirt von G. B. (Derselbe Verlag.)

4) **Symphonien von J. Haydn**, arrangirt für Pianof. und Violine, von G. B. Breslau, Leuckardt.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

(**Das Aderlassen an Pferden.**) In vielen Gegenden ist es noch althergebrachte Sitte, den Pferden bei beginnendem Frühjahr Blut abzulassen, welches entweder durch das Oeffnen einer Ader oder durch das sogenannte Kernstechen oder auch durch Zerkratzen der Nasenschleimhaut geschieht. Dem Unbefangenen wird es klar sein, daß jedes derartige Verfahren — sobald es nicht Heilzweck ist — ein sündhafter Eingriff in die thierische Oeconomie genannt werden muß, da durch das Blutlassen dem Körper die nothwendigsten Stoffe der Ernährung entzogen werden. Das Blutlassen hat zweierlei Wirkung: es vermindert die Blutmasse und verdünnt das Blut. Hierin ist die vortrefflichste und fast augenblickliche Wirkung desselben bei gewissen Krankheiten begründet. Das sogenannte Gewohnheitsaderlassen aber, d. h. wenn ohne bestimmte Anzeige zur Ader gelassen wird, ist schädlich; eben weil dadurch das Blut vermindert und verdünnt wird, und weil in Folge dessen Entkräftung und Abmagerung des Thieres eintritt; es kann sogar gefahrbringend werden, wenn gerade ein Krankheitsstoff im Körper schlummert, der nun erst in Folge der Entkräftung des Körpers zur Entwickelung gelangt. Hätte man nicht Blut gelassen, so würde der Körper den Krankheitsstoff möglicherweise ausgeschieden haben. So verwerflich im Allgemeinen jedes Aderlassen ohne bestimmten Heilzweck ist, so roh ist insbesondere das Kernstechen und Zerkratzen der Nasenschleimhaut, was noch aus jenen Zeiten stammt, wo die ganze Thierheilkunde in den Händen unwissender Hirten, Schäfer, Schmiede lag — denen ja der Bauer auch jetzt noch vorzugsweise sein Zutrauen schenkt. Aus dieser kurzen Andeutung über das Aderlassen geht hervor, daß nur da, wo der Aderlaß einen bestimmten Heilzweck verfolgt, wo er allein das Leben des Thieres zu erhalten vermag, Blut abgelassen werden darf.

Verschiedenes.

„Wie finden Sie unsere Gesellschaft?“ fragte man in einer Soirée einen reichen Wucherer, der hier zum ersten Male geladen wurde. „O sehr gewählt, sehr geistreich,“ gab dieser zur Antwort; „besonders haben mehrere Herren hier **für mich sehr viel Interesse**; ihre **Namen** sind bei mir hoch **angeschrieben**!“

Friedrich der Große schrieb an einen seiner Generale: „Ich schicke Ihn mit 60,000 Mann dem Feinde entgegen.“ In dem Verzeichnisse der Regimenter standen aber nur 50,000 Mann. Der General bezeigte ihm hierüber seine Verwunderung. Friedrich antwortete: „Ich rechne Ihn für 10,000 Mann.“

(**Thüringische Liebeserklärung.**) Röse: „Mutter, Adenfriede is mir gut.“ — Mutter: „Hat er's Dir gesagt?“ — Röse: „Ne.“ — Mutter: „Woher weißt es denn?“ — Röse: „Hä hat mit der Peitsche nach mer gehau'n.“

Auflösung der Charade in Nro. 53:

Brautschau.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 55. Samstag, den 8. Mai 1859.

Der Sieg des Weibes.

Wohl singt man viel von Mannesruhm,
Von Mannessieg und Heldenthum,
Wie fein das weite Feld der That,
Wie fein die Weisheit in dem Rath.

Wie groß er auf der Ehre Feld
Für's Vaterland siegt oder fällt;
Dies Alles strahlt im hellsten Licht:
Des Weibes Siege singt man nicht.

Des Weibes, die im Kämmerlein,
So heldenstark und groß kann sein,
Und die mit heit'rem Angesicht
Erfüllt so manche schwere Pflicht.

Dem Kind singt sie das Wiegenlied,
Am Sterbebett sie betend kniet;
Weicht Alles auch, sie weichet nie,
Bis in den Tod! Wer liebt wie sie?

Entsagung ist ihr hartes Loos,
In stillem Dulden ist sie groß. —
Gibt's Größeres, als sie vollbringt,
Wenn siegreich sie ihr Herz bezwingt? —

Eine Jugendliebe.

(Fortsetzung.)

15.

Die Zeit fliegt mit gleich schnellen Schwingen über die Trostlosen, wie über die Glücklichen. Der Winter war vorüber. Der Frühling brach an — der Frühling mit seinem unruhvollen, aufscheuchenden Flügelschlage, mit seinem Drang nach Luft, Licht, Schönheit, Glück und Offenbarung, der dem Menschen tief ins Herz greift. Man ist wunderbar erregt und besänftigt, entzückt und entmuthigt.

Da lief ein schwarzgesiegelter Brief von der Amtsräthin ein. Sie meldete den nach schmerzlichen Leiden erfolgten Tod der Madame Hiller. Amalie sei durch ihre zärtliche Sorgfalt bei dem langen Krankenlager der Verblichenen auf's Aeußerste erschöpft. Der Arzt habe große Sorge wegen ihr. Ruhe sei unumgänglich erforderlich; außerdem erachte er selbst ihr Leben bedroht. Sie bitte daher inständig, jedes etwa beabsichtigte Kommen bis dahin aufzuschieben, wo sie bessere Nachrichten mitzutheilen vermöge.

Beigefügt war ein Brief Amaliens — der erste, welchen ich von ihr erhielt. Sie schrieb:

„Es war umsonst das heiße Flehen: der Tod, dieses herüber gesprochene große Amen aller Hoffnungen — diese eherne Mauer, welche uns von Allem trennt, was wir lieben, schritt auch durch unsern Kreis. Meine gute, meine liebe Mutter ist nicht mehr! Die edle Dulderin hat ausgelitten. Schon seit Monden konnte ich auf ihren Zügen den Fortschritten des Uebels folgen, denn das Leben schien sichtbar Tropfen um Tropfen von ihr zu entrinnen, wie ein kostbarer Saft aus einem gesprungenen Gefäße. Oft verschloß ihr Herz eine prophetische Trauer — eine seltsam unerklärliche Traurigkeit, welche sie plötzlich mitten im vertrauten Gespräche überfiel. Sie kam nicht aus der Seele, sondern aus den Nerven und mochte der geheimnißvolle Instinct des Körpers sein, welcher die Annäherung der Auflösung desselben verkündet. Und doch wie ruhig, wie sanft war ihr letzter Schlaf vor jenem süßen, ewigen Schlafe, welcher dem finsteren Traume des Lebens ein Ende macht! Leise Gebete flossen beim Erwachen von den Lippen. Ach, das letzte flehte gewiß darum, daß das Herz

der Zurückbleibenden sich nimmer verwaist und öde fühlen möge. Während die Außenwelt sichtlich ihrem Auge sich verdunkelte, warfen nur die süßen und heiligen Eindrücke der Kindheit noch allein einige Lichtstrahlen in die zunehmenden Schatten ihrer Seele. Da nahte endlich der Tod, jener bleiche Genius mit der erlöschenden Fackel, um ihr den letzten Friedenskuß auf die bleiche Lippe zu drücken.

„Also über einem Grabe, mein innig Geliebter, reichen wir uns wieder die Hände! Aber der Segen einer Verklärten umschwebt uns. Sie hat jenes Wort zurückgegeben, den Zauber gelöst, der so lange uns fesselte. Wir haben Treue gehalten, aber nun darf auch keine Macht der Erde uns trennen. Vieles hat sie mir vertraut. Unsere Liebe sühnt nur eine alte Schuld, ein dunkles Verhängniß, das ihr den Frieden des Lebens raubte.

„Auf den Bergen spielen Frühlingssonnenstrahlen und da soll ich dich wieder sehen, du meines Lebens Lust und Freude. O meine schwache Brust vermag die Wonne kaum zu fassen, die so mächtig auf sie eindringt. Eine goldene Brücke baut die Erinnerung seliger Tage, auf welcher wir uns auf halbem Wege entgegeneilen. Diese Hoffnung ist so süß, so überwältigend, daß sie ein ganzes Leben des Harrens aufwiegt.

„Wie glücklich bin ich jetzt! dein Herz liegt offen vor mir und ich lese darin das beseligende Geheimniß, daß ich geliebt wurde von Anfang an. So hat mir mein Herz damals doch nicht gelogen. Wenn du so manchmal in stilles, nachdenkliches Sinnen versankest und, deinen Umgebungen entrückt, in andere Sphären eindrangst — wenn dann Auguste und die Mutter leise miteinander flüsterten — dann brachen meine Weihestunden an. Still und beklommen saß ich da, senkte mich im Geiste in die Tiefen deiner Brust, und hörte dein Herz leise reden. Welch süße Worte sprach es dann zu mir! Mit seligen Schauern vernahm ich das Bekenntniß der zärtlichsten Liebe — lauschte den holdschmeichelnden Worten, welche die Zukunft so rosig ausmalten. Alles war eben und wir wandelten dahin im ewigen Frieden. — Sieh, ich war doch glücklicher als du! Du kennst meine Liebe erst seit Monden, und ich? ich kenne die deine so lange ich lebe, so lange ich denke und fühle, kenne, rufe und liebe ich dich — du warst es, nach dem meine Seele unaufhörlich ihre Flügel ausbreitete.«

*

Ich war selig und doch auch vernichtet, als ich dies las. Mein Herz — eine geheime, unerklärbare Angst zog mich nach J. Der Brief der Amtsräthin wies mich aber zu ernst zurück und ohne sie sah ich keine Möglichkeit, zu Amalien zu gelangen.

Wieder vergingen bange Tage, da lief endlich ein Brief von der Amtsräthin ein. Es waren nur zwei Zeilen, aber welchen Inhaltes! Sie schrieb:

»Nein, nun nehme ich Alles auf mich, denn ich würde außerdem schweres Unrecht begehen. Kommen Sie schleunig, ehe es zu spät wird!«

Ein Blatt von Amaliens Hand war eingeschlagen. Schon die Handschrift fiel mir auf. Sie war oft unleserlich, fast wie hingehaucht.

»Nun ist sie mir erklärt, die stille Angst und Wehmuth, die ich seit Langem schon im Antlitz aller meiner Lieben lese. Die alte Elisabeth hat mir unter Thränen Alles gesagt. Also der Tod — Sterben — — und ich bin noch so jung! — — Sie irren sich aber doch wohl! Ich fühle mich ja so heiter, so leicht, so schmerzlos.

»Wie sinnig, wie so aller Schrecknisse baar, wußte sie, unsere geliebte Verklärte, über den bleichen Genius zu sprechen, der, uns sanft umschließend, zu ewigem Licht und Klarheit aufschwebt. Wir müssen sein Nahen zu jeder Stunde segnen, sagte sie, aber dann gewiß am meisten, wenn er uns mitten im Glücke ereilt. Es muß entsetzlich sein, sein Glück zu überleben. Und wenn es wahr ist, daß hienieden Glaube, Jugend und Liebe unter dem Hauche der Jahre verwelken, so müssen wir wünschen, daß die Hand Gottes uns in der vollen Blüthe unserer Illusionen hinwegnehme. Der Tod ist darin so grausam, daß er fast immer nur dann kommt, wenn alle unsere Täuschungen entschwunden sind, und unsere Lippen alles Herbe des Lebens gekostet. Glücklich sind die, welche im Schmucke des Frühlings mit Blumen und Laub beladen scheiden. Diese sehen sich nicht verdorren und zerfallen. Sie sind die Auserwählten des Herrn.

»Und doch ist mir das Leben so lieb, so werth! Nein, nicht sterben! jetzt nicht, wo ich

mich einem Glücke entgegenschwinge, das ich für endlos halte.«

*

»Du bist nicht gekommen, und doch erwartete ich dich so sehnsüchtig! Ich bin wieder in der oberen Stube, wo ich als Kind war und wo wir uns zum ersten Male sahen. Dort wünsche ich die letzten Sonnen auf- und untergehen — das Abendroth verglühen zu sehen. In diesen Räumen bin ich glücklich — selig, und Keines, Keines weiß warum. Ich stelle oft den Stuhl dorthin, wo du zum ersten Male saßest. Da sehe ich dich und ich spreche, lache und scherze mit dir wie damals. Ach, und die gute alte Amme weint darüber. Sie vermag sich gar nicht zu denken, wie wohl mir dabei ist.

»Wie gern blicke ich hinüber in den Garten. Dort steht der alte Hollunderbaum, von dem du mir damals die letzte Blüthe holtest. Jetzt ist er in vollem Schmucke und mit Bouquets über und über bedeckt. Wie würzig schwankt die milde Luft Abends herüber zu mir. Mit vollen Zügen, in tiefer Erquickung athme ich sie ein. Hinauszugehen vermag ich nicht mehr. Ich bin wirklich schwach. O, mein Vater! — ach, und ich liebe ihn doch mit der zärtlichsten Liebe des Kindes.«

*

»Komm und erfülle bald, woran sich die Sehnsucht meines Herzens wie an einem seligen Traume nährte. Mir ist so wohl, so leicht. Wie wollen wir selig — glücklich sein. Meine Mutter ist immer bei mir, nur du fehlst. Komm, — komm!«

(Schluß folgt.)

Georg Vierling.

(Schluß.)

IV.

Fassen wir unsere Darstellung über Vierling kurz zusammen, so tritt uns in dem Manne eine seltene Genialität und ein so gesunder, tüchtiger Sinn entgegen, daß wir denselben unstreitig zu den tüchtigsten Componisten der Neuzeit rechnen müssen. Er nimmt unter den Vertretern und Pflegern einer kerngesunden, klassischen Musik heute schon eine um so hervorragendere Stelle ein, als er in hohem Grade die Gabe der objectiven Darstellung besitzt, die ihn fernhält von eitler Selbstgefälligkeit und krankhafter Sentimentalität, und ihn nie das hochgesteckte Ziel aus dem Auge verlieren läßt.

Man müßte kein Herz haben, wenn man nicht warm würde bei dem Gedanken, daß V. ein Pfälzer ist; man müßte aber auch gar wenig musikalischen Sinn besitzen, wenn man nicht wünschte, V's. Werke kennen zu lernen. Ist aber unser genialer Landsmann nach seinem wahren Werthe einmal anerkannt, so wird man in der Pfalz nicht zweifelhaft sein, wo der Dirigent zu suchen sei, wenn unsere pfälzischen Musikfeste wieder neu erstehen. Vielleicht ist es uns dann vergönnt, V's. Stuart-Ouverture von dem Componisten selbst dirigirt zu sehen. Wir wollen das Beste hoffen, aber auch nicht versäumen, den Freunden ernster Musik unsern V. nochmals dringenst zu empfehlen, überzeugt im Voraus, daß sie uns Dank wissen werden. Insbesondere gedenken wir dabei des Freundes im Westen unserer Pfalz, der, ein Verehrer Krause's und Thibaut's, ausschließlich klassische Musik pflegt wie Wenige, und der geistig anregend wirkt auf seine ganze Umgebung, wie Vierling der Vater.

Möge das Gesagte dazu beitragen, daß es auch auf diesem Gebiete des geistigen Lebens der Pfalz, der überhandnehmenden Verflachung und Verweichlichung gegenüber, von Tag zu Tage besser werde!

Landwirthschaftliches.

Gegen das Aufblähen des Hornviehes geben die „Illustrirten Familienblätter" folgendes sehr einfache Mittel als sicher und nie fehlschlagend gegen obige Krankheit an. Dem kranken Thiere wird ein kleiner frischer, mit einigen Blättern versehener Zweig der bekannten Euphorbia lathyris entweder allein oder zwischen 2 gesalzenen Brodschnitten durch den Schlund eingedrückt, worauf nach kurzer Zeit Durchfall und mit ihm das Schwinden der Aufblähung eintritt. Man darf nur im Frühjahr den Samen an einem sonnigen Orte 4 Fuß von einander einpflanzen, und die aufschießenden Pflänzchen von anderem Unkraute frei halten, um Vorrath an dieser

ziemlich häufig wild vorkommenden Pflanze zu haben.

Lebensphilosophie.

Seine Unwissenheit verbirgt man nur dann, wenn man der Rede des Unterrichteten mit ungetheilter Aufmerksamkeit folgt.

Soll die Speise dich erquicken, so arbeite, ehe du sie genießest, — soll dein Putz dich erfreuen, so bezahle ihn, ehe du ihn anlegst; soll dein Schlaf ruhig und fest sein, so nimm ein reines Gewissen mit zu Bett.

Verschiedenes.

Ein Erzieher, der seinem Zöglinge den Grundsatz der deutschen Rechtschreibung von der Abstammung erklärte, bemerkte, man müsse ein ü in allen jenen Wörtern schreiben, welche von solchen herkommen, die mit einem u geschrieben werden. Der Knabe, welcher von dem Lehrer gefragt wurde, ob er dieses verstehe, versicherte, er habe es gut begriffen. Als er aber in einem nachher vom Lehrer diktirten Satze das Wort Milch mit einem ü schrieb, fragte ihn der Lehrer um den Grund. „Nu," versetzte der Knabe ganz naiv, „die Milch kommt ja von der Kuh her."

(Wichtigste Wahrheiten für Damen.) Wir nehmen die Zahl 100 als die Verhältnißzahl für die glücklichen Chancen an, welche einem Frauenzimmer hinsichtlich ihrer Verheirathung vom 15. bis zum 70. Jahre zu Gebote stehen. Laut statistischer Erhebungen treffen diese Chancen auf die verschiedenen Lebensalter folgendermaßen.

Alter.	Treffer.	Alter.	Treffer.
15—20 . . .	14 1/2	40—45 . . .	2 3/4
20—25 . . .	52	45—50 . . .	1 1/2
25—30 . . .	18	50—55 . . .	3/4
30—35 . . .	6 1/2	55—60 . . .	1/4
35—40 . . .	3 3/4	60—70 . . .	1/10

Aus dieser Tabelle folgt: 1. Daß der siebzehnte Theil aller verheiratheten Frauenzimmer zwischen 15 und 20 Jhren in den Stand der heiligen Ehe tritt. 2. Daß die volle Hälfte aller Frauen sich zwischen dem 20. und 25. verheirathet und ferner, daß die Hälfte aller glücklichen Chancen für eine Vermählung bei den Damen innerhalb dieser verhängnißvollen 5 Jahre trifft. 3. Daß zwei Drittel aller in der Heirathslotterie zu erwartenden Treffer durch die Altersklassen von 15—25 Jahren absorbirt werden und ein einziges schmales Drittel für den ganzen Rest des höheren Alters übrig bleibt. 4. Daß die Klasse der Dreißigjährigen von 100 Chancen bereits 85!!! verloren hat und nur etwa noch 1/7 der Treffer übrig geblieben ist. (Es ist also dringend erforderlich, die Zeit bestens zu benutzen.) 5. Mit 35 Jahren ist nur 1/10 der Hoffnungen übrig geblieben, das sich im 40. Jahre auf — 1/20 vermindert. 6. Mit 45 Jahren bleibt 1/10 Procent an Wahrscheinlichkeit des Treffens. Die Halbhundertjährigen behalten blos noch 1/100 übrig. Bei tausend Heirathen aber trifft es blos ein Mal, daß sich Uralte von 50—70 vermählen. Wer Ohren hat zu hören, der (oder vielmehr die) höre!

(Auf dem Markte.) Polizeidiener: „Was lacht Ihr da? Ich dächte, es wäre Euch so lächerlich nicht; wenn Andern Butter weggenommen wird, da ich vor acht Tagen erst Euch selbst zwei Pfund weggenommen habe."

Bauer: „Allen Respect vor dem Herrn Polizeisergeanten, aber zwei Pfund Butter haben Sie mir nicht weggenommen."

Polizeidiener: „Allerdings!"

Bauer: „Ich wette, Sie haben es nicht."

Polizeidiener: „Gut, wir wetten; hier ist ein Kronenthaler."

Bauer: „Hier ist der andere dagegen."

Polizeidiener: „Ich habe Zeugen, daß ich Euch die zwei Pfund weggenommen habe."

Bauer: „Herr Polizeisergeant, bedenken Sie doch nur, wenn die Butter wirklich zwei Pfund gewogen hätte, so hätten Sie sie ja nicht wegnehmen dürfen. Ihr Kronenthaler ist mein!"

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 56. Dienstag, den 10. Mai 1859.

Eine Jugendliebe

(Schluß.)

Nach J. waren es zwei Tagereisen. Zum Tode erschöpft von Angst und Aufregung kam ich dort an. Mit Thränen empfingen mich die Tante und die alte Amme. Kurze Zeit nachher traten der Amtsrath und die Amtsräthin ein. Der Anblick Aller sagte mir mehr als genug. Es war zu spät. Betäubt hörte ich ihren Mittheilungen zu.

Nach den ersten Ausbrüchen seiner Hitze war Hiller scheinbar ruhig und überaus schweigsam. Aber es war diejenige Ruhe, welche wie die stille, spiegelglatte Welle des Meeres über entsetzlichen Abgründen lagert. Die Gesellschaft besuchte er nicht mehr und selbst gegen den Amtsrath wurde er verschlossener. Das Krankenzimmer betrat er selten. — Es mochte zu Anfang des Frühjahres sein, als er dort erschien und mittheilte: Franz Oehlenschläger habe um Amalien angehalten und man möge sich auf eine baldige Hochzeit vorbereiten. Stumm vor Schrecken hörten ihm Alle zu. Endlich wagte ihm seine Frau sanfte Vorstellungen zu machen, allein mit der bestimmten Erklärung, daß es sein unabänderlicher Wille sei, entfernte er sich kalt. Das war der Todesstoß für die Arme. Vierzehn Tage nachher hatte die edle Dulderin vollendet. — Amalie bat ausdrücklich, mir von jenem Antrage nichts mitzutheilen. Es solle mir unnöthige Bekümmerniß erspart werden, da sie sich dem Willen ihres Vaters nimmer unterwerfen werde. Sie selbst wolle mich damit bekannt machen.

Die Unglückliche! Der Tod griff schon damals nach seiner Beute, und lange Zeit ahnte sie es nicht einmal. Die starken Gemüthsbewegungen und die Anstrengungen am Krankenlager der Mutter hatten vereint gewirkt, den zarten Körper für eine frühe Auflösung reif zu machen. Sie war ja so wenig geschaffen zu einem Kampfe mit den wilden Elementen dieses Lebens! Die Uebel der Kindheit, Brustleiden, stellten sich mit verdoppelter Heftigkeit wieder ein. Ein zehrendes Fieber hielt sie in ewiger Aufregung.

Ihr Vater aber hatte seinen Plan nicht aufgegeben. An einem Sonntag Morgen wurde zur allgemeinsten Ueberraschung in der Kirche das Aufgebot Franz Oehlenschlägers mit Amalien verkündet. Dies hatte die Amtsräthin zur sofortigen Absendung jenes Briefes an mich bestimmt. Allein schon am Nachmittage stand der Prediger am Lager der Kranken, um das Paar einzusegnen. Jeder Widerstand der bis zum Tode geschwächten Amalie erstarb unter den Zornesblicken ihres Vaters.

Der eisenfeste Mann hatte seinen Willen durchgesetzt. Aber nun forderte die Natur ihre Rechte. Noch an demselben Abend verließ ihr edler Geist die schöne Hülle des Körpers. — Heute Morgen war sie beerdigt worden.

Es war Nacht und der Mond sank dem Horizonte zu, als ich mit der Amme durch die „grüne Gasse" nach dem Friedhof hinauf schritt. Der hintere Theil senkt sich etwas nach Osten und man hat von dort den Blick in das Johannisthal. Ein kleiner Wald von Ziersträuchern, untermengt mit Akazien und Hängebirken, bildet ein stilles, heimliches Plätzchen. Dort ruhte Amaliens Mutter und auch sie hatte die Stelle liebgewonnen. Man hatte sie dorthin gebettet. Die Amme ließ mich allein, als wir neben dem mit Blumen und Blüthen bedeckten Hügel ankamen.

Es war eine heilige Stunde. Ein Leben

schloß sich, ein anderes begann — reich an Wünschen, aber arm an Hoffen.

Jahre auf Jahre sind hinabgerollt und mit ihnen fast der Hochsommer des Lebens. Der Schmerz reift schneller als die Jahre. Schmerzen sind treu. Sie durchweinen mit uns den Tag, durchwachen die Nacht, durchwandern die Fremde! — Da, mit einem Male stehe ich wie geblendet. Welcher Lichtstrahl erhellt das Dunkel meines Himmels? Welcher starke Geisterarm hebt mich empor zu Licht und Glanz, wo tausend Entzückungen an mir hinrauschen? In nebelige Ferne war es zurückgewichen, mein Eden, und nun sehe ich sie wieder auftauchen die Ufer jenes Zauberlandes, das mir so oft in meinen Träumen vorgeschwebt. Mit mächtiger Gewalt wacht der alte Schmerz wieder auf, aber verklärt tritt er heran und zweifelnd frage ich: Gibt das Grab seine Todten wieder?

Der Araber der Wüste kann keine innigere Seelenfreude fühlen, wenn ihm aus der Ferne die einsame Palme der Oase entgegenwinkt, als ich bei ihrem Schauen. Wie in den Blüthentagen jener heiligen Liebe schwebt die edle, anmuthige Gestalt dahin. Das dunkle Haar, mit der Nacht in einen Strom zusammenfließend — die heitere Stirn, von keiner Wolke beschattet — das frühlingsklare Antlitz, in wunderbar ergreifender Anmuth und Hoheit, mit all den lieben, wohlbekannten Zügen — die sehnsüchtig leuchtenden Augen voll milder Gluth, voll Traum und Güte, voll holden Trotzes und süßer Lust — der rosige Mund.....

Meine Stirne glüht — die Gedanken verwirren sich — . — Sie ist es!

Welch Füllhorn lieblicher Erinnerungen strömt bei ihrem Anblick längst verblühte Blumen in zauberhafter Frische und Fülle, voll wonnesamer Düfte aus! Wie süß verschönt diese Blume des Paradieses meine tiefe Einsamkeit, selbst unbewußt des Zaubers, welchen sie aushaucht. Wie viel Träume und Gedanken knüpfen sich an sie. Eine Fülle von Seligkeit und Weh wiegt sich auf jeder Locke — aus jeder Falte des Blondenschleiers lugt ein Bild kommenden Glückes. Wenn der Mond durch die Scheiben blickt, die Sterne am Himmel glänzen: dann dämmert im Herzen die Sehnsucht auf und das alte Glück wird neu.

Warum nahest du mir wieder und lockst und umfängst mich noch ein Mal mit so unwiderstehlicher Gewalt, du süßer Zauber und Glanz der Jugend? Glaubte ich doch, wir seien geschieden seit Langem und für immer! Denn der Herbst lastet auf dem Herzen — vielleicht auch bald auf dem Haupte vor der Zeit. Und nun erfaßt mich plötzlich mit unnennbarer Seligkeit ein längst entwöhntes Sehnen — noch ein Mal wird mir die Seele weit — noch ein Mal fühle ich die Gewalt einer letzten, tiefen Leidenschaft! — O, wenn du wüßtest, wie voll diese stumme Seele ist!

Es ist zu spät! Mit tiefem Weh' blicke ich vereinsamt hinunter auf meine rosenhelle Jugend mit ihren jungen, frischen Wünschen, ihren glühenden Athemzügen. Sie richtet sich empor mit ihren tausend Hoffnungen, aus ihrem Laube von Blüthenknospen und eingeschlafenen Blumen, und schaut schmerzvoll zu mir herauf. Ach, an jedem Blatte, an jeder Blüthe hängt ja ein Traum, ein Glück, ein Spiel, ein rosiger Gedanke — liebliche Bilder einer paradiesischen Zukunft tauchen auf wie ehemals... Vorüber, vorüber! Diese Zeit ist geschieden für immer und Thränen, heiße Thränen weine ich ihr nach. — Es gibt nur einen Mal. Nur ein Mal schwingt man sich endlosem Glück entgegen, dringt bis an die Pforten des Himmels, vernimmt den Chor der Engel, athmet den Duft des Paradieses . . .

Nun bin ich aus dieser Seligkeit auf die kalte Erde zurückgesunken. — Und vermöchte ich auch alle Fesseln abzustreifen — was hälfe es mir? Ich habe keine Schwingen mehr — ich bin gelähmt. Der Duft der leuchtenden Rose berauscht mich fast. Nur manchmal, wie ein heller Strahl aus tief verstecktem Waldteiche, blitzt mein frischer, fröhlicher Jugendmuth auf. Er ist eine welkende Blume über dem Abhange. — Es ist zu spät — zu spät! Um solchen Preis zu kämpfen darf ich nicht mehr wagen. Unter leisen, dämonischen Schauern ahne ich, daß ich selbst dem Neide der Götter begegnen würde.

Eine gefühlvolle Seele ist ein trübes Geschenk des Himmels. Unwiderstehliche Gewalten führen sie der Schönheit entgegen, indeß die Ketten der Nothwendigkeit sie an das Gewöhnliche fesseln. — Tausend Schranken sind zwischen uns aufgerichtet. Und wenn ich's

vermöchte: nicht eine will ich niederlegen. Nicht noch ein Mal will ich sie entfesseln und heraufbeschwören jene dunkeln Mächte, welche in finsterer Stunde an meine Ferse gekettet zu sein scheinen. Die Bahn sollen sie nicht umschatten, auf welcher jener aufleuchtende Stern milden Glanzes dahinzieht.

Nein, über dem rosigen Abbild einer verklärten Heißgeliebten wölbe sich ein ewig heiterer Himmel. Die Jahre, welche über das edle Haupt hingleiten, mögen nur die Frühlinge zurücklassen. Noch Tausende sollen sich am Anblick des Zaubers und der Anmuth dieser idealen Schöpfung der Natur in tiefer Erquickung laben — noch manche Nacht von dem wunderbar leuchtenden Glanze solcher Schönheit erhellt werden und das Herz in süßen Schauern gläubig empfinden: daß der Herr noch immer seine Engel auf Erden wandeln läßt. — Leicht trage sie die Fluth des Lebens dahin; »ihr leichter Pfad sei ewig grün umlaubt« und tausende von Augen werden sich wie die meinigen feuchten beim Schauen ihres Glückes.

Mütterliche Eifersucht.

1.

In einer stillen Gasse der Vorstädte von Manchester, die jetzt eine geräuschvolle Straße geworden ist, stand vor ungefähr dreißig Jahren eine reizende kleine Hütte. Das graue Moosdach, die mit Epheu und anderen Schlingpflanzen dicht bedeckten und aus roh gehauenem Stein errichteten Wände, die alterthümlichen Gitterfenster und die tiefe, ländliche Vorhalle verliehen dem Gebäude ein malerisches Aeußere, während auch ein nur flüchtiger Blick in das Innere desselben entdeckte, daß feine Bildung, Behaglichkeit und glückliche Liebe darin wohnten. Alles war nur einfach, aber überall ließ sich Geschmack und die Hand der Liebe erkennen. Der Reichthum an Blumen, dem hauptsächlichsten Schmucke des einzigen Wohnzimmers, — der feine Geschmack in der Wahl der wenigen Kunstgegenstände, die darin enthalten waren, und aus reicheren, aber nicht glücklicheren Tagen des Besitzers stammten, — ja, selbst die anmuthigen Falten der Gardinen von fleckenloser Weiße, welche vor dem Fenster niederfielen, als sollten sie das von außen spähende, neugierige Auge verhindern, die innen wohnende Glückseligkeit zu belauschen, waren unverkennbare Zeichen, daß hier wenigstens der Ausdruck, »Liebe in einer Hütte«, kein eitler Traum, keine leere Phantasie war.

Die Geschichte des jungen Paares, welches diesen schönen Ort der Zurückgezogenheit bewohnte, ist mit wenigen Worten erzählt. Robert Livingstone war der einzige Sohn eines jener Kaufmannsfürsten, deren kühne kaufmännische Unternehmungen schon damals Liverpool zu der hervorragenden Stellung zu erheben begannen, welche es jetzt unter den Häfen und Städten Großbritanniens einnimmt. Er sollte seinem Vater im Besitze dieses bedeutenden Geschäftes und seines noch größeren Grundeigenthums folgen, und die Erbin irgend einer alten Familie heirathen, um dadurch die niedrige Abkunft vergessen zu machen, aus der sein Vater, als Emporkömmling, hervorgegangen war; allein Robert vernichtete alle jene Hoffnungen und verscherzte alle diese glänzenden Aussichten dadurch, daß er Edith Blair liebte und heirathete. Edith war die Tochter eines armen aber tapfern Offiziers, der bei Waterloo sein Leben geopfert hatte. Sie wohnte mit ihrer verwittweten Mutter, der einzigen ihr noch gebliebenen Anverwandten, in Liverpool, wo sie durch Zeichnenunterricht die dürftige Pension derselben etwas zu verbessern suchte. Bei Gelegenheit, daß sie diesen Unterricht den jüngeren Töchtern im Livingstone'schen Hause ertheilte, lernte Robert sie kennen. Beide wußten nur zu wohl, daß der alte Kaufmann nie seine Einwilligung zu ihrer Verbindung geben würde, und beschlossen deßhalb zu warten. Worauf sie eigentlich warten wollten, mochte ihnen vielleicht selbst nicht recht klar sein, allein Liebende, wenn sie nicht ganz verzweifeln, sind immer geneigt zu hoffen. Das Schicksal störte jedoch diesen weisen Entschluß. Ediths Mutter starb plötzlich und ließ sie freundlos und schutzlos auf der Welt zurück. Robert erkannte nunmehr den Weg, den die Pflicht ihm vorschrieb. Er sagte seinem Vater Alles. Die Antwort des alten Kaufmannes bestand nur in wenigen Worten, aber sie sagten genug.

»Heirathe Edith Blair«, lautete sie, »und du bist nicht mehr mein Sohn.«

»Diese Erklärung wurde in so ruhigem Tone

gesprochen, als wenn er nur ein kaufmännisches Anerbieten ablehnte; allein Robert wußte, daß diese kalten Worte einen unabänderlichen Entschluß ausdrückten.

Noch an demselben Morgen führte er seine weinende Braut zum Altare, verließ dann Liverpool und brachte sie nach der bereits beschriebenen Hütte in einer der Vorstädte von Manchester.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Die schlechte Wirthschaft.) „Frau Nachbarin, einen schönen Gruß von meiner Mutter und Sie möchten ihr mit etwas Mehl aushelfen."

„Ja, mein liebes Kind, recht gern, aber ich habe selber Nichts davon im Hause."

„Mutter, die Frau Nachbarin läßt dir sagen, es thue ihr leid, aber sie habe selber gar Nichts im Hause."

„Na, das muß auch eine Wirthschaft sein, so oft ich von ihr Etwas leihen will, hat sie Nichts im Hause!"

Aus einem englischen Blatte ging in letzter Zeit in deutsche Zeitungen die Notiz über, daß die Ausdünstung des zum Gasreinigen gebrauchten Kalkes ein sicheres Mittel gegen die Halsbräune der Kinder sei. Dagegen erhebt sich nun ärztlicher Einspruch. „Dieser sogenannte Gaskalk dünstet aber Schwefelwasserstoff und schweflige Säure aus, welche man gerade wegen ihrer schädlichen Einwirkung auf die Respirationsorgane aus dem Steinkohlengas entfernt. Daß diese giftigen Gase bei einer Krankheit der Respirationsorgane, was die Halsbräune bekanntlich ist, nicht wohlthätig wirken können, wird hienach Jeder einsehen."

Maxl. Du, da les ich öfter von einem „Departement des Haut-Rhin?" — Wie spricht man denn das aus?

Sepperl. Wir Deutsche sprechens am besten aus: Hau d'rein!

Auf einem Balle trug ein Herr einem Kellner auf, seiner Frau ein Glas Limonade zu bringen. Dieser hatte die ihm bezeichnete Dame nicht genau angesehen und brachte die Limonade der Nachbarin. Als der Ehemann dies sah, ging er auf seine Frau zu und suchte durch Husten sie auf dies Mißverständniß aufmerksam zu machen. „Warum hustest du denn?" fragte seine Frau, und ärgerlich erwiederte er: „Die Limonade ist in die unrechte Kehle gekommen."

Ein in Heidelberg die deutsche Sprache erlernender Engländer wurde Schulden halber in Arrest verwiesen. Nach einem sechswöchentlichen Aufenthalte in dem stillen Asyle, wo er eine besondere Thätigkeit entwickelt hatte, bedankt er sich jetzt bei seinen Gläubigern für den erwiesenen Liebesdienst. Er meint, er hätte sonst in einem Jahre nicht so viel gelernt und empfiehlt allen seinen Landsleuten, welche deutsche Sprache erlernen wollen, ihm nachzuahmen.

Den Hufschmieden droht von Amerika aus eine gefährliche Concurrenz. Es sind dort Maschinen im Gange, die 240 Hufeisen in einer Stunde anfertigen. Die Eisen sind aus Gußstahl, der unmittelbar in der Maschine gegossen wird; sie sind etwas theuerer, als die schmiedeisernen, sollen aber auch um so viel länger halten.

Der Münchener Punsch bringt folgende Witze: Cavour war in den Tuilerien bei Tisch, ohne daß es indeß dem Kaiser gelungen wäre, ihn abzuspeisen..... Bei der Spazierfahrt nach Tisch trug er einen wunderschönen Kuppelpelz..... Warum hat Cavour seine Reisfelder bei Novara verkauft? — Weil er fürchtet, es könnte beim Losbruch eines Krieges Reis ausgenommen werden.

Einem Freunde Gutes zu thun, ist bei weitem nicht so schön, als es schändlich ist, dies im Nothfalle zu unterlassen. Aber sich an seinem Feinde nicht zu rächen, ungeachtet man dazu Gelegenheit hat, das ist die wahre Güte.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 57. Donnerstag, den 12. Mai 1859.

Der Versucher.

1.

Noch zählte ich nicht vier Jahre, als mir der Tod die beiden Eltern entriß. So früh verwaist, kam ich dem letzten Wunsche meines Vaters zufolge unter die Vormundschaft des Generals Iwan Bieloserski, des letzten Verwandten, der mir blieb und der mich mit väterlicher Liebe in sein Haus aufnahm.

Nach dem Feldzuge gegen die Schweden im Jahre 1790, in welchem sich Iwan Bieloserski durch seine Tapferkeit ausgezeichnet hatte, war er mit dem Range eines Brigadegenerals außer Dienst getreten und lebte seitdem in stiller Zurückgezogenheit mit seiner liebenden Gattin und einer blühenden Tochter auf seinen Besitzungen, wo er sich ernstlich mit dem Wohle seiner Bauern beschäftigte. Während seine Nachbarn hierüber lachten, vermehrten sich von Jahr zu Jahr seine Einkünfte, und Alles gedieh mit Gottes Segen auf seiner Domäne.

Das ist sonderbar, sagten die Leute; dieser Bieloserski scheint an nichts weniger als an seine eigenen Interessen zu denken, und doch ist kein Grund und Boden in einem besseren Zustande als der seinige.

Wenn Iwan im Dorfe spazieren ging, so begegnete er auf seinem Wege nur freundlichen und vergnügten Gesichtern. Die Kinder versteckten sich nicht scheu, wenn er sich ihnen nahte; sie liefen ihm vielmehr entgegen, und mehr als ein Mal kam es vor, daß ein Greis mit wankenden Schritten unter die Thüre seiner Hütte trat, um Iwan vorübergehen zu sehen und ihn zu segnen. Dies war der Mann, dessen Händen mich mein sterbender Vater anvertraute und dem es vorbehalten war, mich zum glücklichsten Menschen zu machen.

Als ich in sein Haus kam, zählte er ungefähr 50 Jahre. Ich erinnere mich noch recht lebhaft seiner wohlwollenden Züge, denn wenn auch sein Gesicht keins von denen war, die gleich auf den ersten Blick fesseln, so lag doch namentlich in seinen Augen ein solcher Ausdruck von Güte und Biederkeit, daß man sich innig zu ihm hingezogen fühlte und ihn nie mehr im Leben vergessen konnte.

Eudoxia Michaïlowna, so hieß Iwans Gattin, war ungefähr um 10 Jahre jünger als mein Vormund. Sie hatte einen sanften Character und tief religiösen Sinn, der ihr in allen Lagen des Lebens eine fortwährende Seelenheiterkeit sicherte. Begegnete ihr etwas Unangenehmes, so fand sie ihren Trost im Gebete, erlebte sie hingegen irgend eine unerwartete Freude, so dankte sie Gott dafür, ohne daß sie die gleichmäßige Ruhe ihres Herzens in dem einen oder dem andern Falle verlor.

Wie aber soll ich Mariette, Iwans Tochter, beschreiben, die, um 3 Jahre jünger als ich, mit mir aufwuchs? . . . Ich verzichte darauf, denn meine Feder ist zu schwach für eine solche Aufgabe. Ich überlasse es dem Leser, an das schönste Mädchen zu denken, das er je sah, und sich sodann Marie Bieloserski noch schöner vorzustellen, da er in dieser Weise allein eine Idee bekommen kann, wie die Tochter meines Vormundes war, als sie 16 Sommer zählte.

Dies sind die Personen der Familie, bei der ich aufwuchs; möge mir der Leser nun noch erlauben, ihm in Kürze den Wohnsitz zu schildern, der mich groß werden sah.

Das Wohnhaus meines Vormundes war in geringer Entfernung von der Hauptstraße gelegen und auf 3 Seiten von einem Walde

umgeben. Wäre es ein Roman, was ich schreiben will, so würde ich sagen, daß dieser Wald ein Hain voll Nachtigallen war; aber ich will bei der Wahrheit bleiben, und diese ist, daß mit Beginn des Frühlings sich hier ganze Schaaren von Raben niederließen, deren beständiges Krächzen zu hören mir so zur Gewohnheit wurde, daß heute noch ein Wald ohne Raben mir wie ein leerstehendes Haus oder wie eine Stadt ohne Bewohner vorkommt.

Wenn man sich von der Landstraße aus unserer Wohnung näherte, so sah man zuerst nichts als dichtbelaubte Bäume; dann ließ sich allmälig das rothe Dach des Schlosses erkennen, nachher endlich dieses selbst mit den Oeconomiegebäuden, die in einem weiten, von einer Hecke umschlossenen Raume umherstanden. Mehrere Seiten des Hauses hatten nur eine sehr beschränkte Aussicht, aber aus dem Zimmer meines Vormunds und aus dem meinigen, welches unter ersterem lag, konnte man eine lange Hügelkette, einen Weiher, der für mich ein unermeßlicher See war, und die Hütten des Dorfes übersehen.

In einem Alter, wo ich Schöneres noch nicht gesehen hatte, verursachte mir die Aussicht auf eine Landschaft, wie sie hier vor meinen Blicken lag, eine unaussprechliche Freude. Oft blieb ich Stunden lang an meinem Fenster und konnte nicht müde werden, diese Wälder und Hügel, diese Triften und Auen, diesen Weiher und die Hütten des Dorfes zu betrachten! Wie oft erfüllte mein kindliches Gemüth der lebhafte Wunsch, bis an jene bläuliche Linie vorzudringen, wo der Himmel mit der Erde verbunden schien, um mehr in der Nähe die glühende Sonnenscheibe zu sehen, wenn sie allmälig hinter den Hügeln verschwand! . . . Vor Allem aber wünschte ich die Geheimnisse des Waldes kennen zu lernen. Welche erhabene Stille muß unter jenen dichten Zweigen herrschen, sagte ich oft zu mir selbst; was für seltsame Thiere müssen dort leben, ohne der Wölfe zu gedenken, deren Geheul so oft an mein Ohr drang, wenn ich in einer mondhellen Nacht in meinem Fenster lag.

Die theuersten Erinnerungen aus jener Zeit knüpfen sich für mich aber an die frohen Stunden, die ich mit Mariette verlebte. Wir spielten und lernten zusammen und theilten uns gegenseitig unsere kleinen Geheimnisse mit. Ich nannte sie meine Schwester, sie mich ihren Bruder. Nie kam uns der Gedanke, daß wir nicht wirklich Geschwister seien, bis endlich ein Zufall uns darüber aufklärte.

Ich feierte meinen sechzehnten Geburtstag, als Konrad, der älteste und treueste Diener meines Vormunds, der einst als Sergeant in der Garde gedient hatte und jetzt bei seinem Generale die Haushofmeisterstelle versah, in der Frühe in mein Zimmer kam, um mir zu gratuliren und mich zugleich mit einer Mittheilung zu überraschen, die mich auf's Höchste erfreute.

Ich wünsche Ihnen alles Gute, sagte er, es ist heute Ihr Geburtstag. Aber stehen Sie auf, denn der Herr General fährt in die Stadt.

Und er nimmt mich mit? . . . fragte ich, da mir schon lange versprochen war, daß ich ihn einmal begleiten dürfe.

Ja, erwiderte Konrad; die gnädige Frau, Sie und das Fräulein werden ihn begleiten.

Ist es wirklich wahr? rief ich zweifelnd.

Ja, wie ich Ihnen sage, versicherte der ehemalige Sergeant, Sie werden X . . . . sehen, wo überdies heute Markt ist.

Meine Freude war unbeschreiblich. Die Stadt sehen und nicht nur die Stadt allein, sondern auch den Markt! Welches Vergnügen! . . . In meiner Aufregung warf ich meine ganze Garderobe durcheinander, ich zog meine Weste verkehrt an und schlang statt einer Cravatte ein Taschentuch um meinen Hals. Mit Konrads Beihilfe wurde ich endlich mit meiner Toilette fertig, und wenige Augenblicke später bestiegen wir den vierspännigen Wagen, der uns nach X . . . . bringen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mütterliche Eifersucht.

(Fortsetzung.)

Edith war allerdings ein Wesen, das zu gewinnen ein Mann wohl stolz sein konnte, viel zu wagen und zu opfern. Die Natur hatte ihr seltene Reize verliehen. Mit der Gestalt einer Nymphe verband sie feenartige Grazie und Anmuth, während die breite, offene Stirn, die fein gezogenen Braunen, über denen ihr

goldenes Haar in dichten Flechten herabfiel, der sanfte aufrichtige Mund und die tiefblauen zärtlichen Augen, von langen seidenen Wimpern beschattet, ein Weib von treuem Herzen und warmem Gefühl in ihr erkennen ließen.

Robert war kein schöner Mann zu nennen, aber sein Gesicht war eins von denjenigen, die für das andere Geschlecht besonders anziehend sind; es verrieth einen festen Charakter und ein zärtliches Herz.

Durch einen der Correspondenten seines Vaters wurde es ihm leicht, eine Stelle als Commis in einem Geschäftshause von Manchester zu erlangen. Während der langen Stunden seiner Abwesenheit beschäftigte sich seine junge Frau mit der Anfertigung kleiner Gemälde in Wasserfarbe, welche ein Kunsthändler in London, ein ehemaliger Bekannter ihrer verstorbenen Mutter, zu verkaufen sich erboten hatte. Nichts war reizender an ihr, als die Miene eines gewissen Stolzes, mit dem sie von Zeit zu Zeit ihrem Gatten die Früchte ihres Fleißes überreichte.

Allein, wenn die Tagesarbeit für sie süß war, obgleich von einander getrennt, wie läßt sich das Glück des Abends schildern, wo Beide wieder vereinigt waren? Könnte man Etwas vollkommen auf Erden nennen, so würde ihr Glück diese Bezeichnung am meisten verdient haben. Keine Reue um die Vergangenheit, keine Sorge um die Zukunft trübte es. Ihre Gedanken schweiften nie über die Gegenwart hinaus. Ediths ganzes Wesen war Hingebung für ihren Gatten. Welche Art weiblicher Beschäftigung sie auch vornahm, trug sie stets Sorge, sich so zu setzen, daß ihre Augen, wenn sie sie aufschlug, den Blicken Roberts begegnen mußten. Sie las keine anderen Bücher als diejenigen, welche er las. Dann pflegte sie schmeichelnd ihren Kopf auf seine Schulter zu legen, während ihre Blicke den Zeilen folgten, auf denen auch die seinigen ruhten.

Allein dieses stille Glück sollte nicht lange währen. Eines Tages, als Robert damit beschäftigt war, die Ablieferung verschiedener Waaren vor dem Waarenlager zu beaufsichtigen, riß plötzlich das Seil, mittelst dessen ein Kolli in das obere Stockwerk gezogen werden sollte, und der schwere Ballen stürzte herab, traf Robert und zerschmetterte ihn unter seinem Gewichte. Als man ihn aufhob, war er bewußtlos; allein das Leben schien den Körper noch nicht ganz verlassen zu haben. Er wurde sogleich nach Hause geschafft. Edith empfing die Nachricht des Unglücksfalls mit einer Ruhe, die schrecklicher war als der wildeste Schmerzensschrei. Sie ließ ihn auf das Sopha ihres kleinen Wohnzimmers legen, beugte sich sprachlos über ihn und verweilte regungslos in dieser Stellung, während ihre Augen starren Blickes an seinen Zügen hingen, bis der herbeigerufene Arzt erschien. Bei seinem Eintritt rief sie Nichts als: „Herr Doctor!“

Dieser kurze Ausruf wollte sagen: „Lebt er noch?“

Der Arzt untersuchte den Puls des Verunglückten, legte seine Hand auf das Herz desselben und — schwieg. Als sein Schweigen sich von Augenblick zu Augenblick und selbst zu Minuten ausdehnte, ließ Edith das Haupt sinken, wankte und fiel, auch jetzt noch lautlos, ohnmächtig auf den Leichnam ihres Gatten nieder.

Viele Stunden lag sie ohne Bewußtsein auf ihrem Bett, und als sie endlich wieder erwachte, blieb ihr Schmerz so lautlos und thränenlos, als er vorher gewesen war. Sie schlug die Augen auf, — aber schloß sie gleich wieder und verweilte regungslos in ihrer Lage. Nur als der Arzt ihren Lippen einen Trank vorhielt, den sie nehmen sollte, wandte sie den Kopf und drückte ihre Weigerung durch eine leise Handbewegung aus.

„Denken Sie an das Kind unter Ihrem Herzen!“ flüsterte der Arzt.

Edith schlug die Augen auf, stützte sich auf einen Arm, trank die Medizin und sank dann wieder nieder, leise murmelnd:

„Ich muß warten, bis jenes andere Leben nicht mehr von dem meinigen abhängt.“

Sie sprach kein Wort mehr und blieb im Bett scheinbar bewußtlos liegen; allein sie befolgte mechanisch alle Anweisungen des Arztes und der Wärterin, deren Pflege sie anvertraut worden war.

Roberts Prinzipale schrieben an den Vater desselben und zeigten ihm den Tod seines einzigen Sohnes an; es erfolgte jedoch keine Antwort und fremde Hände legten den jungen Mann in sein frühes Grab.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Wenn der Affe seinen Leib im Spiegel erblickt, so zerschlägt er ihn. Könnte mancher Mensch seine Seele im Spiegel sehen, wie sie wirklich beschaffen ist, er würde ihn wohl auch zerschlagen.

Ein gutes Gewissen ist besser als zwei Zeugen. Es verzehrt deinen Kummer, wie die Sonne das Eis; es ist ein Brunnen, wenn dich dürstet; ein Stab, wenn du sinkest; ein Schirm, wenn dich die Sonne sticht; ein Kopfkissen im Tode.

Wahrheitspfeile für die Herzen
Tauch' vorerst in Honig ein;
Gott auch taucht den Pfeil der Schmerzen
Für dein Herz in Balsam ein.

Verschiedenes.

Die Zusammensetzung der Milch ist je nach den Tageszeiten, in denen sie gemelkt wird, verschieden. Die Zunahme des Fettes in der Milch vom Morgen bis zum Abende ist eine so bedeutende, daß die Gesammtmenge der festen Stoffe in der Abendmilch $^1/_3$ mehr beträgt, als in der Morgenmilch. Die Menge der Butter ist in der Abendmilch mehr wie doppelt so groß, als bei der Morgenmilch. 1 Pfund Morgenmilch gibt $^7/_{10}$ Loth Butter; 1 Pfund Abendmilch von derselben Kuh $^{17}/_{10}$ Loth Butter.

Ein Wirth in Bayern verkaufte sein Bier zu 6 kr. die Maaß, und behauptete, doch an jedem Maaß 6 kr. zu verdienen. Er rechnete: 1 kr. hab' ich vom Brauer, um 1 kr. ist das Maaßglas zu klein, um 1 kr. schenk' ich zu wenig ein, um 1 kr. gieß' ich Wasser d'runter, um 1 kr. trink' ich mit dem Gast und um 1 kr. läßt Jeder gern stehen, macht 6 kr. Nutzen. Es geht doch nichts über einen schlauen Rechner!

Wenn in der Bretagne die Mutter eines Säuglings stirbt, so wird das Kind von allen anderen Müttern der Gemeinde oder des Dorfes als ihr eigenes angenommen. Der Priester wählt eine Mutter aus, auf welche er sein besonderes Vertrauen setzt, und sie empfängt den heiligen Dienst für das Kind zu sorgen, als ein Geschenk des Allmächtigen. Ist eine zu arm, als daß sie das Kind allein unterhalten könnte, so vereinigen' sich mehrere für diesen Zweck. Eine der Mütter nimmt das Kind in ihre Wohnung auf und die anderen warten und pflegen es stundenweise abwechselnd. Alles, was auf die Kindheit Bezug hat, wird in der Bretagne mit frommen Gebräuchen umgeben. Niemand geht an einer Frau, die ein Kind trägt, vorüber, ohne zu sagen: „Gott segne Dich!" Selbst der eingefleischteste Haß wird durch diese Sitte entwaffnet. Der unversöhnlichste Mensch wird seinem Feinde ein Segenswort zurufen, wenn derselbe ein Kind auf dem Arme hat.

Wirth: Was will der Herr thun? entweder seine Zeche bezahlen, oder von meinem Hausknecht hinausgeworfen werden? — Gast: Danke schön! ich will lieber neutral bleiben.

(Sehr einfach.) Im Jahre 1787 kamen norwegische Bauern nach Kopenhagen, um sich über eine neue Abgabe bei dem Minister zu beschweren. Dieser redete sie an mit den Worten: „Nun, was verlangt Ihr, Kinder?" und der Sprecher der Bauern entgegnete: „Vater, wir wünschen nur, daß Du von uns nichts verlangen sollst!"

Räthsel.

Ich bin das köstlichste Gericht!
Nichts gleicht mir an Geschmack, aus Gärten, Küch' und Kellern:
Und doch serviret man mich nicht
In Tassen, Gläsern, noch auf Tellern.
Ich bin halb glatt, halb bin ich rauch.
Wer mich genießt, der gibt mich auch.
Schmackhaft in Einsamkeit, unschmackhaft im Getümmel,
Ißt man mich nicht, und trinkt mich nicht:
Gleichwohl entzückt, wie Fürst und Bauer spricht,
Mein Wohlgeschmack bis in den dritten Himmel.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 58. Samstag, den 14. Mai **1859.**

Habe Acht auf Dich.

O habe Acht auf dich in Wort und Blicken,
Sprich nie von Liebe, wo's nicht darf gescheh'n.
Es ist so leicht, den Dorn in's Herz zu drücken,
Das dann verblutet still und ungeseh'n.

Ich muß hinaus in das bewegte Leben;
Du lachst und liebst und denkst nicht mehr an mich;
Ich muß die Zukunft handelnd mir erstreben,
Und seh im Glücke schwelgen ihn und dich.

Doch ich vergaß nicht, ich hab' tief im Herzen
Mir jeden Blick bewahrt und jedes Wort;
Dort lebt Erinn'rung mir mit tausend Schmerzen,
Dort lebt dein Bild und deine Liebe fort.

Ich werd' zu Gott um heilgen Frieden beten,
Und Keinem sag' ich, was du mir zerstört;
Doch meinen Frühling hat dein Fuß zertreten,
Kein Mensch jedoch den Todesschrei gehört.

Ich will nicht klagen, will, dir still ergeben,
Dir jeder Tugend milden Glanz verleih'n;
Doch mein zu früh geknicktes Jugendleben
Wird eine Klage vor dem Richter sein.

Dürkheim. N. F.

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

Der Kutscher klatscht mit der Peitsche, die Pferde ziehen an und bald ist das Schloß unsern Augen entschwunden.

Ich sitze neben Marietten! . . . Wie schön ist sie in ihrem weißen Kleide, mit ihren blonden Locken, die im Winde flattern! Welche Freude glänzt in ihren Augen, wie belebt sind ihre Züge! Je weiter wir über die Grenzen unserer gewöhnlichen Spaziergänge hinauskommen, desto aufmerksamer wird sie auf jeden neuen Gegenstand, mit desto größerer Ueberraschung betrachtet sie, was im raschen Fluge an uns vorüberstreift.

So fuhren wir bereits einige Stunden, als Mariette plötzlich meinen Arm erfaßte und ausrief:

Ach, Alexander! sieh doch, was dort unten glänzt!

Es war die von den Strahlen der Sonne vergoldete Kuppel des Kirchthurms von X....

Einige Augenblicke später sahen wir die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung vor uns. Ein Schrei der Bewunderung drang zu gleicher Zeit über meine Lippen und über die Lippen meiner jungen Gefährtin.

Mit welcher Sehnsucht blickten wir diesem Häusermeere entgegen, wofür wir nach unsern damaligen Begriffen die Stadt hielten, die doch nur zehntausend Seelen zählte.

Endlich bog unser Wagen in die erste Straße ein, die übrigens unsern Enthusiasmus bedeutend abkühlte, da es nur eine doppelte Reihe elender Hütten war, durch die wir unsern Einzug hielten. Erst als wir in die eigentliche Stadt kamen, fesselten Häuser, wie wir sie noch nie gesehen, unsere Blicke.

Was für ein schöner Palast! rief Mariette, indem sie ihrer Mutter ein großes Gebäude mit rothem Dach und architektonisch verzierter Façade zeigte. Das ist wohl die Wohnung des Gouverneurs?

Nein, mein Kind, erwiderte Eudoxia, es ist das Haus eines Kaufmanns.

Aber wie ist denn das Haus des Gouverneurs gebaut, fragte ich meinen Oheim, wenn schon Kaufleute solche Häuser besitzen?

Du wirst es gleich sehen, erwiderte mein Vormund lächend.

Früher war der Gouverneur einmal in unser

Dorf gekommen, und ich hatte den Empfangsfeierlichkeiten mit beigewohnt, die ihm bereitet wurden. Von jener Zeit an war meine Idee von der Größe dieses Staatsbeamten eine so hohe, daß ich mir immer dachte, er müsse einen Palast von Marmor und Gold bewohnen. Ich wollte daher kaum meinen Augen trauen, als mir mein Vormund ein altes Haus von Holz zeigte und sagte, daß dies das Palais des Gouverneurs sei.

Inzwischen kamen wir an einen großen Platz, wo unser Wagen vor der Thüre eines ebenfalls aus Holz erbauten Hauses hielt, welches Alexis Andrewitsch, der Adelsmarschall, bewohnte, bei dem mein Vormund, als intimer Freund desselben, ein beständiges Absteigquartier hatte, so oft er in die Stadt kam.

2.

Ich will es nicht versuchen, die Neugierde, Ueberraschung und Freude zu schildern, die ich empfand, als wir uns nach Tisch auf den Markt begaben, und ich mich mitten in dem Gedränge der Leute sah, die sich zwischen den Buden und Zelten herumtrieben, in welchen ich alle Schätze der Welt aufgehäuft glaubte. Auf der einen Seite stießen sich die kleinrussischen Pferdehändler herum, die Kalmucken, mit ihren wilden, bärtigen Gesichtern, die hie und da auf ein Pferd hinaufsprangen, um es im Galopp umherzutummeln und die Käufer anzulocken. Auf der andern Seite standen die Karren und Wagen, auf welchen verschiedene Handelsartikel und landwirthschaftliche Gegenstände gebracht worden waren, die hier in buntem Gemisch umherlagen. Hier hielten lustige Bauern ein fröhliches Trinkgelage, dort kauften sich schöngeputzte, rothwangige Mädchen Nüsse und andere Näschereien, und dazwischen schlüpften Kinder von jedem Alter unter den Großen durch und vermehrten das Getöse mit ihren musikalischen Instrumenten von Holz und Blech, mit ihren Trommeln und Pfeifen und Trompeten.

Für diesen Freudentag hatte mir mein Vormund 20 Rubel gegeben. Wärend er vor eine Bude trat, wo Pelzwerk verkauft wurde, fesselten die Luxusgegenstände der Quincailleriehändler meine Blicke. Ich ging von einer Bude zur andern voll von Staunen über all' die schönen Sachen und mit dem stolzen Bewußtsein, Geld in der Tasche zu haben. Ich kann mir ja Etwas kaufen! sagte ich zu mir selbst und vertändelte so in kurzer Zeit 12 bis 15 Rubel.

Mit dem Reste meines Geldes beschloß ich, mir einen Roman von Ducray Duminil zu kaufen, von dem mir einer unserer Gutsnachbarn wahre Wunder erzählt hatte. Wenige Schritte von mir war zufällig ein Bücherladen. Ich drängte mich hin, um das berühmte Buch zu verlangen.

Der Antiquar nahm von einem Gestelle zwei Bände herab und gab sie mir.

Wie viel kosten sie? fragte ich.

Zehn Rubel, war die Antwort.

Zehn Rubel! . . . Ich hatte nicht mehr so viel.

Erlauben Sie, daß ich das Werk ein bischen durchblättere? bat ich bescheiden.

So viel Sie wollen, erwiderte artig der Händler.

Mütterliche Eifersucht.

(Fortsetzung.)

Einen Monat nach dem Tode ihres Gatten wurde Edith Mutter eines Sohnes. Als das Kind ihr zum ersten Male in den Arm gelegt wurde, rief die junge Wittwe, fast selbst noch ein Kind, nur das einzige Wort: „Robert!" und Thränen, die ihr so lange versagt waren, strömten brennend heiß über ihre Wangen.

Der Knabe empfing in der Taufe den der Mutter so theuren Namen seines Vaters. Seine kleine Wiege stand neben ihrem Bett, und Edith, die anfangs nur noch so lange hatte leben wollen, bis das Dasein des Kindes von dem ihrigen getrennt sein würde, wünschte jetzt auch noch länger zu leben, um es durch ihre Liebe beschützen zu können. Ganze Tage und Nächte brachte sie an der Seite der Wiege zu, denn alle ihre Gedanken beschäftigten sich nur mit dem Kinde; jede Furcht, jede Hoffnung, von der ihr Busen bewegt wurde, bezogen sich nur auf ihren Sohn, und Niemand durfte seiner warten, als sie selbst. Nur Eins vermochte sie nicht für ihn zu thun: sie war nicht fähig, ihm die Wiegenliedchen zu singen, mit denen glückliche Mütter ihre Kinder in den Schlaf lullen.

Armes Kind! Wie schön es war! Sein Gesicht trug den sanften Ausdruck der Züge seines Vaters; aber auch ein trüber Schatten breitete sich darüber, als wenn das arme Wesen schon vor seiner Geburt vom Schmerz der Mutter berührt worden wäre. Es weinte selten, aber es lächelte auch nie. Es war ungewöhnlich, — fast unnatürlich ruhig. Wenn der gutherzige Arzt, der Edith behandelte, den Knaben betrachtete, auf dessen stillen Zügen die ängstlichen Blicke der Mutter ruhten, wurde sein Gesicht oft so traurig, wie das des Kindes, und nicht selten schwamm eine Thräne in seinem Auge.

2.

Obgleich der alte Livingstone keine Kenntniß von dem Briefe genommen hatte, in dem ihm der Tod seines Sohnes angezeigt worden, und auch nicht einmal die äußeren Zeichen der Trauer um den Dahingeschiedenen trug, so waren doch sein Stolz, und vielleicht auch sein Herz, durch den Verlust des einzigen Erben seines Namens innerlich tief verwundet worden. Der Ehrgeiz, eine Familie zu gründen, findet sich in den höheren Classen der commerciellen Welt viel häufiger, als man gewöhnlich glaubt. Vermöge seines starken Willens und der gewohnten Kälte seines Wesens konnte er alle äußeren Zeichen seines inneren Leidens unterdrücken, allein seine Gesundheit wurde dadurch allmählig angegriffen und sein bisheriger Eifer in Geschäftssachen erschlaffte. An der Börse begann man sich zuzuflüstern, der alte Livingstone gehe seinem Ende entgegen. Sein Hausarzt rieth ihm endlich Entfernung von allen Geschäften und Luftveränderung für längere Zeit an. Er ging deßhalb nach London und bezog dort ein möblirtes Haus in dem aristokratischen Quartier Belgravia. Seine älteste Tochter, Mrs. Archer, begleitete ihn. Sie war auch Wittwe und hatte einen Sohn von ungefähr demselben Alter, in welchem Ediths kleiner Sohn, Robert, stand.

Bei allen seinen Fehlern fand sich in Mr. Livingstone's Character auch eine Lichtseite. Er war ein großer Verehrer der Kunst und ein freigebiger Gönner und Beschützer ihrer Jünger. In London, von allen Geschäftssorgen befreit, konnte er sich ganz seiner Lieblingsneigung hingeben. Als er sich eines Tages in dem Laden eines Kunsthändlers befand, bemerkte er daselbst zwei vortreffliche Gemälde in Wasserfarbe, welche Scenen aus der Umgebung Liverpools darstellten. Er kaufte sie augenblicklich beide. Während der Händler ihn zum Wagen begleitete, erwähnte derselbe beiläufig, daß diese Gemälde das Werk einer jungen Wittwe seien, welche sich und ihr Kind lediglich durch die Productionen ihres Pinsels erhalte. Mr. Livingstone's Theilnahme, für Künstler stets rege, wurde dadurch lebhaft in Anspruch genommen. Indem er deßhalb dem Mann seine Karte gab, trug er ihm auf, die Dame zu ersuchen, sich ihm in seiner Wohnung vorzustellen, um ihr die Ausführung einer größeren Arbeit übertragen zu können. Erst als sein Wagen schon abgefahren und im vollen Laufe war, fiel ihm ein, daß er vergessen hatte, nach dem Namen der Dame zu fragen. Dieser Name aber, wenn er ihn gehört hätte, würde ihn unangenehm überrascht haben, denn die Künstlerin war — Edith.

Wenige Monate nach dem Tode ihres Gatten hatte die junge Wittwe Manchester verlassen und wohnte seitdem in London, in einer stillen Straße des Stadtviertels Soho, wo sie durch unermüdliche Ausübung ihrer Kunst einen dürftigen Lebensunterhalt gewann. Anfangs war der Erlös, den sie aus ihren Arbeiten zog, so gering, daß er kaum zur Bestreitung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse für sie selbst und ihr Kind ausreichte; allein Edith besaß nicht nur Herz und Muth, sondern auch Talent. Während sie für Brod malte, war sie zugleich bemüht, sich in ihrer Kunst weiter auszubilden. In ihren Zeichnungen, die anfangs nur das Verdienst des Fleißes und der Sorgsamkeit in der Ausführung hatten, zeigte sich bald wahre Originalität und Kraft der Darstellung. Dazu kam, daß Künstlerfreunde sie durch die Prophezeiung noch größeren Fortschrittes ermuthigten; und was ihr als noch ein genügenderer und werthvollerer Beweis für ihre zunehmende Ausbildung galt, war der Umstand, daß die Erzeugnisse ihres Pinsels nach kurzer Zeit mehr gesucht und zu höheren Preisen gekauft wurden. So arbeitete sie unermüdlich fort, und obgleich der Schatten, den der plötzliche Tod ihres Gatten über ihr junges Gemüth gebreitet hatte, nicht wieder wich, so trug diese angestrengte Thätigkeit doch viel

dazu bei, ihr in gewissem Maße Heiterkeit und Zufriedenheit zurückzugeben. Ueberdies besaß sie den größten Trost für ein Mutterherz in ihrem Kinde. Der Knabe war zwar immer noch still und traurig, aber er war auch zugleich so sanft, hing mit so inniger Liebe an ihr und schien sein ganzes Glück so sehr in ihrer Nähe zu finden, daß in ihren Augen der einzige Unterschied zwischen ihm und anderen Kindern in seiner größeren Liebe und Anhänglichkeit für sie bestand.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Ein untrügliches Mittel, die Feldmäuse zu vertilgen, soll Folgendes sein: Man weicht Waizen, Gerste oder Spelz in starker Aschenlauge von Eichenholz bis zum Aufquellen auf und streut die so präparirten, jedoch wieder gut getrockneten Körner in die frisch aufgeworfenen Mäuselöcher. Der Erfolg soll sich als ein sehr günstiger beweisen.

Die Damen sind oft in Verlegenheit, was mit dem Sammt zu thun ist, der vom Regen benetzt wurde. Das Württembergische Gewerbsblatt hilft in diesem Falle mit gutem Rath: „Man befeuchte den durch den Regen rauh, hart und schmutzig gewordenen Sammt auf der ganzen Rückseite und führe dieselbe über ein heißes Eisen. Die Hitze verwandelt das Wasser in Dampf, der durch die Oberfläche des Sammts zieht und hiebei die verwitterten und zusammengeklebten Fasern trennt. Wohl zu beachten ist, daß der Sammt nicht gebügelt werden darf, vielmehr das Eisen durch irgend eine Vorrichtung festgehalten und der benetzte Sammt mit seiner Rückseite über dasselbe geführt werden muß. Wir wissen, daß manche Schneider schon längst ein ähnliches Verfahren mit Erfolg angewendet haben."

Verschiedenes.

(Irokesen-Urtheil.) Ein Irokese war nach Albany gekommen, um sich dort in der Stadt der weißen Männer umzusehen. Wo er auch hinging, überall nahm man diesen Naturmenschen freundlich auf und vergnügte sich an seinen Urtheilen. So kam er auch an ein Haus, in dem gerade Hochzeit war. Er setzte sich an den mit Speisen überfüllten Tisch und ließ es sich vortrefflich schmecken. Der Bräutigam war ein sechzigjähriger Mann, die Braut kaum achtzehn Jahre. Dennoch schien Alles hier froh und glücklich zu sein. Nachdem der Wilde sich ordentlich gesättigt hatte, fragte ihn der Bräutigam, wie ihm seine Braut gefalle, und was er zu einer solchen Hochzeit der weißen Männer sage. — »Bruder«, sagte der Wilde, »Deine Braut ist schön wie der aufgehende Mond, und auf der ersten Klippe meines Vaterlandes will ich dem großen Weltgeiste meine Pfeife opfern und sie in's Meer werfen, um für die Gute Segen zu erbitten. Auch thut sie wohl, Dich zu heirathen; denn du bist ein guter weißer Mann; Du hast mich satt gemacht; — aber sie hätte besser gethan, wenn sie statt Deiner zwei Männer genommen hätte, jeden von 30 Jahren, — das macht auch 60.«

(Irrthum.) Als neulich in X. eine Tragödie gegeben wurde, bemerkte der Dichter in den Corridors einen seiner Freunde, der sich sein Tuch vors Gesicht hielt. »Weinen Sie?« sagte er theilnehmend. — »Keineswegs«, erwiederte dieser, »ich schwitze«.

Castelli erzählt: Es kam einmal ein Mensch, sich mir anzuempfehlen. Ich fragte ihn: »Wie heißt Er?«

Antwort. Christoph Sallingberger.

Frage. Was ist Er?

Antwort. Alles, Euer Gnaden, ess' ich, nur keine Paradiesäpfelsauce.

Wenn Kaiser Joseph II. sich an öffentlichen Orten zeigte und genau Alles besah, drängte sich an ihn stets eine Menge Menschen. Das war ihm aber nicht recht, und er fragte: „Ist denn heute ein Feiertag?" Als man verneinte, sagte er barsch: „So geht zum Arbeiten!"

Auflösung des Räthsels in Nro. 57:
Der Kuß.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 59. Dienstag, den 17. Mai 1859.

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

Ich setzte mich auf einen Schemel hinter einen Stoß Bücher und blätterte im ersten Bande, als mehrere Frauen ein paar Schritte neben mir stehen blieben. Ich konnte ganz deutlich ihr Gespräch hören, ohne von ihnen gesehen zu werden, da der Bücherstoß mich ihnen verbarg.

Ganz mit meiner Lectüre beschäftigt, gab ich Anfangs auf ihre Unterhaltung nicht Acht, aber plötzlich nannte Eine von ihnen die Namen Eudoxia und Marie, und nun konnte ich mich nicht enthalten zu horchen.

Ja, sagte die Eine, Mariette ist schön, aber sie ist noch ein Kind.

Ein Kind? erwiderte die Andere. Sie ist so groß wie ich und wenigstens 15 Jahre alt.

Nein, ich glaube nicht, daß sie über 13 Jahre zählt.

Warum hängt ihr denn ihre Mutter goldene Ketten um den Hals und schmückt sie wie eine Braut? . . .

Weil der Bräutigam schon gefunden ist. . .

Wie?

Ihr wißt doch, daß die Bieloserski eine Waise angenommen haben?

Etwa den jungen Menschen, mit welchem sie vorhin vorüberfuhren?

Ja.

Er hat ein angenehmes Aeußere.

Und 800 Bauern.

Das ist ein hübsches Vermögen.

Die Familie Bieloserski lebt Jahr aus Jahr ein auf dem Lande, sieht selten Nachbarn, der junge Erbe wächst mit dem jungen Mädchen auf und . . .

Ich verstehe — — nun die Partie ist nicht übel. In der That, ich wollte mir keinen besseren Mann für meine Kathinka wünschen.

Ihr sprecht da Dinge, die keinen Sinn haben, sagte nun wieder eine andere von den Frauen. Wißt Ihr nicht, daß der junge Mensch nahe mit Bieloserski verwandt ist?

Ich bitte um Vergebung, meine Liebe, erwiderte Jene, die meine Heirath in so gewisse Aussicht gestellt hatte. Sein Großvater und der Vater von Iwan Bieloserski waren nur Geschwisterkinder.

Dann sind sie also nur entfernt mit einander verwandt? . . .

Sehr entfernt; gerade so entfernt als deine Tochter Alexewna und ihr Mann, und du weißt, daß zu dieser Heirath keine Dispensation nöthig war.

Mit diesen Worten verließen die Frauen die Bude; ich aber blieb in einer solchen Aufregung zurück, daß ich nahe daran war, in Thränen auszubrechen.

Mein Gott, mein Gott! ich bin also nicht, wie ich bisher glaubte, der Bruder von Marie! Ich bin nur ihr entfernter Verwandter? . . . Dies war mein erster Gedanke . . . Aber die Frauen sagten ja, daß ich sie heirathen, daß ich mit ihr so leben könne, wie mein Vormund mit Eudoxia — daß sie mir also Niemand zu entreißen vermöge, daß ich nie so unglücklich sein werde, mich von ihr trennen zu müssen! . . . Und nun vermengten sich in meinem Geiste Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in dem Zauberbilde ungeahnten Glückes, und mein Herz pochte so heftig, daß es meine Brust zu zersprengen drohte. Dann durchrieselte es mich plötzlich eiskalt bei dem Gedanken, daß ich mich vielleicht keiner solchen Hoffnung hingeben dürfe, daß vielleicht ein anderes unüberwindliches Hinderniß sich meinem

Glücke entgegenstellen könnte. Und plötzlich folgte auf die eisige Kälte, die ich eben empfunden hatte, wieder eine brennende Hitze, die mir das Blut in die Wangen trieb. Noch lange hielt ich mechanisch das Buch in der Hand, ohne daß ich las, ja ohne zu wissen, wo ich war, als ich plötzlich neben mir die liebliche Stimme Mariettens hörte.

Findet man dich endlich, sagte sie; wir suchen dich schon seit einer Stunde.

Sie nahm mich bei der Hand und wollte mich umarmen.

Ich trat einen Schritt zurück.

Was soll das heißen? rief sie erstaunt.

Nichts, nichts, Mariette!

Nun, aber warum? — —

Sei still, flüsterte ich ihr zu, du sollst Alles erfahren.

Nun, was gibt es denn? fragte Eudoxia, . . . was für ein Geheimniß habt Ihr denn?

Ich weiß nicht, Mutter, erwiderte Marie, mein Bruder . . .

Schweige doch! bat ich nochmals, indem ich ihre Hand drückte.

Mein Vormund trat jetzt zu uns.

Willst du mit Mariette wieder zu unserm Freunde fahren? fragte er Eudoxia . . . . Ich will auf den Pferdemarkt gehen, und da Alexander ein Pferdeliebhaber ist, fügte er hinzu, indem er mir auf die Achsel klopfte, so will ich ihn mitnehmen.

Eudoxia war damit einverstanden und wir trennten uns von ihr und Marietten.

Iwan fand kein Pferd, welches ihm paßte. Er schickte sich daher an, nachdem wir uns lange in dem Gewühle der lärmenden Käufer und Verkäufer umhergetrieben hatten, mit mir zu unserm Gastfreunde zurückzukehren, als dieser uns begegnete und uns aufforderte, mit ihm ein Ringen anzusehen, welches zwischen einigen Burschen veranstaltet wurde.

Ich mußte mich dazu bequemen, auch dieser Scene beizuwohnen, obwohl sie mich in diesem Augenblicke, wo ich mich mehr als je nach Mariette sehnte, mit Widerwillen erfüllte. Endlich aber gingen wir heim. Eudoxia spielte, als wir kamen, eben mit der Frau des Hauses Piket; Marie aber, die am Fenster stand, nahm bei meinem Eintreten ein Buch zur Hand und begann zu lesen.

Ich nahte mich ihr nicht mehr so unbefangen wie sonst, sondern in einer Stimmung, von der ich mir selbst nicht Rechenschaft zu geben vermochte. Eine ganz neue, bisher unbekannte Empfindung war es, mit der ich sie betrachtete; mir war, als sähe ich jetzt zum ersten Male in ihren Augen, in ihren Zügen, in ihrer ganzen Person eine Schönheit, die mir bisher entgangen war. Schüchtern, wie vor einer Fremden, fand ich lange keine Worte, um sie anzureden; endlich bat ich sie, mir zu sagen, welches Buch sie lese.

Einen Kalender, erwiderte sie, ohne die Augen aufzuschlagen.

Eine hübsche Unterhaltung! rief ich.

Für den Augenblick wüßte ich mir keine bessere, entgegnete sie. Es trat eine kleine Pause ein; endlich ergriff ich wieder das Wort.

Mariette, sagte ich, du bist böse auf mich?

Allerdings; warum haben Sie mich vorhin so kalt behandelt?

Höre, Mariette, es ist sehr unrecht von dir, mir zu zürnen. Wir dürfen nicht mehr so vertraulich mit einander sein, wir sind keine Kinder mehr.

Aber bin ich nicht deine Schwester?

Nein.

Oder doch wenigstens deine nächste Verwandte?

Nein, Mariette — wir sind im Gegentheil fast gar nicht mit einander verwandt.

Bei dieser Antwort wurde sie blaß und sah mich erschrocken an.

Ich ergriff ihre Hand — die Hand zitterte.

Fast gar nicht verwandt! flüsterte sie mit unsicherer Stimme. Ah, lieber Bruder, du hast mich durch einen Scherz erschrecken wollen — aber dieser Scherz ist grausam.

Beruhige dich, Mariette, über was ängstigst du dich? . . . Bedenke doch, daß wir uns nun heirathen können!

Sie zog rasch ihre Hand aus der meinen. Eine tiefe Röthe überflog ihr Gesicht, dann aber schnell sich wieder fassend, sagte sie:

Diesmal ist es klar, daß du scherzest.

Nicht im Geringsten. Höre nur.

Und nun erzählte ich ihr bis ins kleinste Detail Das, was ich im Bücherladen gehört hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Alexander v. Humboldt.

Wohl dem, der bis auf die Neige
Rein gelebt sein Leben hat.
Herder.

Also Alexander v. Humboldt, der große, wenn nicht der größte Gelehrte unserer Zeit, ist am 6. d. M. von dem Herrn über Leben und Tod von seiner irdischen Laufbahn abberufen worden. In ihm verlor die Wissenschaft ihren treuesten Jünger, die Menschheit einen ihrer edelsten Bürger, die Natur ihren gründlichsten Forscher. Unstreitig glänzt er als Stern erster Größe am wissenschaftlichen Himmel. Es sei uns erlaubt, in diesen Zeilen eine kurze Skizze aus dem thaten- und folgereichen Leben des hochgefeierten Gelehrten zu geben.

Friedrich Heinrich Alexander, Freiherr von Humboldt wurde in Berlin am 14. Sept. 1769 geboren. Er machte seine Studien in Göttingen und Frankfurt a. d. O., besuchte später die Handelsakademie in Hamburg und hierauf von 1790—91 die Bergakademie in Freiberg. Eine Anstellung an letzterm Orte vertauschte er bald mit dem Amte eines Oberbürgermeisters in Baireuth, welche Stelle er jedoch 1795 wieder aufgab. Durch innern Genius von Jugend auf zur Naturforschung angeregt, so wie durch J. G. Forster (berühmt durch seine zweimalige Reise um die Erde) ermuntert, faßte er schon damals den Plan, Amerika zu bereisen. Die wissenschaftlichen Vorstudien zu diesem Zweck betrieb er mit vielem Eifer; vulkanischen Boden und thätige Feuerberge studirte er eigens in Italien 1795—1797. Sein Vorhaben, Nordafrika zu besuchen, wurde durch die damaligen kriegerischen Verhältnisse vereitelt, weßhalb er sich mit dem berühmten französischen Naturforscher Bonpland (gest. im vorigen Jahre) zur Bereisung des spanischen Amerika verband. Durch Vermittlung des sächs. Gesandten am spanischen Hofe wurde ihnen die sonst kaum gewährte Erlaubniß hiezu ertheilt. Am 4. Juni 1799 segelten sie also von Europa ab, landeten auf Teneriffa, erstiegen den über 12,000 Fuß hohen Pik und betraten am 16. Juli zum ersten Mal Amerikas Boden. Ueber achtzehn Monate verbrachten sie in dem heutigen Freistaat Venezuela, den sie nach allen Richtungen hin mit nicht wenig Mühen und Gefahren durchkreuzten, kamen 1800 nach Caracas und segelten auf Indianerkähnen nach den südlichsten Besitzungen der Spanier, schifften sich nach Havana ein, kehrten 1801 wieder zurück nach Cartagena und erreichten nach den größten Beschwerden am 6. Jan. 1802 Quito, die höchst gelegene Stadt der Erde (8800 Fuß über der Meeresfläche). Von da aus bestiegen sie den über 20,000 Fuß hohen Chimborasso. Hier war es, wo sie auf dem höchsten je vorher von Menschen erstiegenen Gipfel der Erde standen. Sie wanderten alsdann über die 12,000 F. hohe Andenkette und erreichten endlich Lima, die Hauptst. Peru's. 1803 schifften sie sich hier ein und fuhren auf dem großen Ocean nach Acapulco in Mexiko, dessen Hauptstadt sie im April erreichten. Nachdem sie auch diese Gegend nach allen Richtungen durchstreift hatten, brachten sie ihre reichen Sammlungen in Ordnung, segelten nochmals über Havana und dann nach Philadelphia, wo sie mit Untersuchungen und Beobachtungen abermals Monate verbrachten, und landeten endlich im Aug. 1804 in Havre, an Sammlungen, besonders aber an Beobachtungen aus dem großen Gebiete der Naturwissenschaften, der Geographie, Statistik, Ethnographie, reicher als irgend ein früherer Reisender. H. hielt sich von nun an meistens in Paris auf. Ein früherer Plan, das asiatische Indien zu bereisen, kam nicht zur Ausführung. Erst seit 1826 ließ er sich in seiner Vaterstadt Berlin bleibend nieder. Bereits hatte H. einen solchen Ruf erlangt, daß er nicht selten mit politischen Missionen betraut wurde, die von der Art waren, daß man glaubte ihren Zweck durch die gewinnende Persönlichkeit des gefeierten Gelehrten leichter zu erreichen, als durch gewöhnliche diplomatische Unterhandlung.

Auf besondern Wunsch der russ. Regierung trat H. mit Ehrenberg und G. Rose eine Reise nach Sibirien an. Auf derselben legten sie vom April 1829 bis Nov. d. J. 2142 geographische Meilen zurück, und gingen über Nowogorod, Perm, Katharinenburg, nach dem Altai bis zur chinesischen Grenze und zurück über Omsk, Tobol, Orenburg, Astrachan, Moskau und Petersburg.

H. gehört zu den seltenen Männern, die bei vielseitigen positiven Kenntnissen vorzügliches Talent der Beobachtungen und des Generali-

ſtrens vereinigen — Eigenſchaften, die gerade in der Naturkunde ſo erfolgreich wirken; deßhalb ſind ſeine Leiſtungen auch ſo ſtaunenswerth. Ueber 700 neue Ortsbeſtimmungen, gegen 460 Höhenmeſſungen wurden durch ihn der geographiſchen Welt bekannt. Seine Tagebücher über meteorologiſche, thermometriſche und elektriſche Zuſtände ſind für die Wiſſenſchaft eine wahre Fundgrube. Das von ihm und ſeinem treuen Freunde Bonpland geſammelte reiche Herbarium enthält über 6000 bis dahin unbekannte Pflanzenarten. Nicht minder erfolgreich war ſein Studium der Zoologie, der großen Bauwerke der alten Mexikaner und Peruaner, ihrer Sprachen, Handſchriften, ihres Culturzuſtandes und ganz beſonders intereſſant iſt der von ihm angeſtellte Vergleich dieſer Völker mit den alten Aegyptern und Südaſiaten. Sein Hauptwerk, der »Kosmos« iſt faſt in alle europäiſche Sprachen überſetzt. Bei dem immenſen Wiſſen und Erzeugen bewahrte er ſich einen edlen, fleckenloſen Charakter und hat ſich ſo die vollſte Hochachtung von Fürſten und Völkern erworben. Bereits hat Napoleon III. die Aufſtellung ſeiner Statue in der Galerie zu Verſailles angeordnet.

Lambrecht, 12. Mai. H.

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen Gichtſchmerzen.) Wer das Qualvolle der Gichtſchmerzen kennt, wird ſich freuen zu vernehmen, daß das bekannte „Oſtindiſche Pflanzenpapier“ ſich als vortreffliches Mittel bewährt hat. Daſſelbe wird mit lauwarmem Waſſer befeuchtet, auf den kranken Theil gelegt, wodurch dieſer, weil luftdicht abgeſchloſſen, vor allen ſchädlichen äußeren Einflüſſen bewahrt wird und ſo ſchnelle Heilung erfolgt. Das oſtindiſche Pflanzenpapier kann durch alle Apotheken und Droguiſten Deutſchlands in größeren und kleineren Flächen, wie auch vom privilegirten Erfinder E. H. Gummi in München bezogen werden.

Verſchiedenes.

Als Kaiſer Joſeph II. unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein in Paris war, machte es ihm Vergnügen, ſich im ſtrengſten Incognito unter das Volk zu miſchen, und ſo beſuchte er auch zuweilen das eine oder das andere Kaffeehaus. — Eines Abends befand er ſich in einem ſolchen Hauſe; einer der Gäſte knüpfte mit ihm ein Geſpräch an, und machte ihm endlich das Anerbieten, ob er nicht eine Partie Schach ſpielen wollte? Der Kaiſer war es zufrieden. Man ſetzt ſich zum Spiel und der Kaiſer verlor. — „Sie müſſen mir Revange geben,“ ſagte der Kaiſer zu dem Gewinner. — „An jedem andern Tage würde ich es mit Vergnügen thun,“ verſetzte der Pariſer; „aber für heute werden Sie mich entſchuldigen. Es iſt Zeit in die Oper zu gehen, und ich wünſche den Kaiſer zu ſehen.“ — „Was ſehen Sie an dem,“ entgegnete Joſeph; „ich verſichere Sie, das iſt ein Menſch wie alle andere.“ — „Dem muß ich widerſprechen,“ rief der Pariſer aus; „mich treibt eine unwiderſtehliche Begierde, ihn zu ſehen; und nichts ſoll mich abhalten, dieſe zu befriedigen. Er iſt ein großer Mann.“ — „Alſo nur deßhalb wollen Sie in die Oper gehen?“ fragte der Kaiſer. — „Allerdings nur deßhalb.“ — „Wenn das iſt, mein Herr, ſo können Sie mir immer Revange geben. Sie ſehen den Kaiſer vor ſich.“

Ein Italiener hatte von der deutſchen Sprache wenig mehr, als einige allgemein gebräuchliche Höflichkeitsformeln gelernt. Einſt begegnete er einer jungen Dame auf der von anhaltendem Regen ziemlich moraſtigen Straße. — „Ah, wie kehtʼs?“ redete er ſie an, „Sie befind ſick voll? — Seſſen Sie ſick, ſeſſen Sie ſick!“

Räthſel.

Zwar führʼ ich einen ſtolzen Titel,
Doch bin ich unbedeutend klein,
Zwar habʼ ich einen Thron, allein
Dort ſchläft nur im zerriſſnen Kittel
Der Bettler und der Wandrer ein;
Und doch ſoll ich ein Kronenträger ſein!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neuſtadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 60. Donnerstag, den 19. Mai 1859.

Kommt heraus!

Draußen bläst die Kriegstrompete,
Doch der liebe, holde Mai
Schmückt wie immer sich mit Blumen,
Ihn stört nicht das Kriegsgeschrei.
Und er rufet: Kommt heraus,
Laßt die Politik zu Haus!

Ja, schaut an die Blüthenfülle,
Schauet an der Blumen Pracht,
Und ihr werdet, ob der Sorge,
Recht von diesen ausgelacht.
Alle rufen: Kommt heraus,
Laßt die Politik zu Haus!

Und die kleinen Vöglein singen,
Wissen Nichts von Noth und Harm,
Bau'n wie immer ihre Nestchen,
Bauen sie recht schön und warm.
Auch sie rufen: Kommt heraus,
Laßt die Politik zu Haus!

Hört der Käferlein Gesumme,
Das doch gar so friedlich klingt,
Seht das munt're, rasche Quellchen,
Wie es durch die Wiesen springt.
Neckend ruft es: Kommt heraus,
Laßt die Politik zu Haus!

So mit tausend lieben Stimmen
Ruft uns zu der holde Mai,
Sollen ja bei ihm vergessen
Dieses tolle Kriegsgeschrei.
Kommt, o kommt zu ihm heraus,
Laßt die Politik zu Haus!

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

Nein, nein, rief sie nach einigen Secunden, während welcher wir Beiden schwiegen. Es ist unmöglich; du wirst falsch gehört haben! Willst du, daß ich darüber mit meiner Mutter spreche?

Wozu? Wenn uns deine Mutter bis jetzt die Wahrheit verheimlicht hat, so that sie es ohne Zweifel, weil sie hierzu ihre Gründe hatte, und da diese Gründe wahrscheinlich noch bestehen, so werden wir Nichts von ihr erfahren.

Du hast vielleicht Recht. Aber wer waren denn jene Frauen, die du belauscht hast?

Ich habe dir ja schon gesagt, daß ich hinter einem Haufen Bücher saß und sie nicht sehen konnte.

Aber vielleicht haben sie dich gesehen und sich auf deine Kosten lustig gemacht? . . .

Nein, ich weiß gewiß, daß sie von meiner Nähe gar keine Ahnung hatten.

Waren sie schon lange fort, als ich mit dir zusammentraf?

Kaum ein paar Minuten.

Nun, rief Marie, dann weiß ich, wer es war. Es muß Anna Libina gewesen sein; denn ich sah sie mit zwei Frauen von der Bude weggehen, als ich dich dort aufsuchte. Ihre Tochter ist meine Freundin; durch sie werde ich erfahren, was an der Sache ist... Geduld, Geduld, mein lieber Bruder! Bis morgen sollst du darüber Gewißheit haben, ob man sich mit dir einen Spaß erlaubt hat oder nicht.

Unsere Unterredung wurde durch den Marschall unterbrochen, der uns daran erinnerte, daß es Zeit sei, zu Gregor Iwanowitsch zu gehen, wo wir einer Theatervorstellung beiwohnen sollten.

Dieser Gregor war gewissermaßen ein Nebenbuhler des Marschalls. Eifersüchtig auf dessen hohe Stellung und dessen Reichthum, suchte er ihn bei allen Gelegenheiten zu verdunkeln.

Er gab die feinsten Diners, die großartigsten Bälle und Concerte und hatte sogar in seinem Hause ein Theater eingerichtet; allein obwohl alle Welt seine glänzenden Feste und die Vorzüglichkeit seiner Kapelle bewunderte, so erhielt der arme Gregor nichtsdestoweniger am Tage der Wahl immer nur schwarze Kugeln, während Alexis Aurewitsch stets von Neuem einstimmig zum Adelsmarschall erwählt wurde.

Ich übergehe mit Stillschweigen die langweilige Vorstellung, in der mir die Primadonna durch ihre Rouladen und Triller für immer die italienische Musik verleidete. Eingeengt zwischen einem äußerst corpulenten Herrn und einer ältlichen Dame, die mir durch ihren monströsen Fächer alle Aussicht benahm, war mein Platz von der Art, daß ich Mariette durchaus nicht sehen konnte und daher während der dreiactigen Oper wie auf Kohlen saß und wahre Höllenqual ausstand.

Nach zwei peinlichen Stunden fiel der Vorhang, und Alles strömte nun in den Ballsaal, wohin ich förmlich im Gedränge mit fortgetragen wurde. Ich dachte nicht ans Tanzen, sondern nur an Mariette, die ich lange vergebens suchte, bis ich sie endlich neben ihrer Freundin Lidina entdeckte. Aus ihren Blicken, aus dem Eifer, mit dem ich sie reden sah, schloß ich, daß sie über die bewußte Angelegenheit sprach. Ich suchte aus Mariettens Mienen die Mittheilungen ihrer Freundin zu errathen, denn ich brannte vor Ungeduld, über mein Schicksal Gewißheit zu erlangen.

Meine erste Frage war daher, als wir wieder zu Hause angelangt waren, ob sie etwas Näheres über unsere Verwandtschaft wisse.

Mariette schwieg, wie wenn sie mich nicht gehört hätte.

Aber so antworte mir doch! Du hast deine Freundin gesprochen?

Ja.

Nun, und sie sagte?

Nichts.

Mariette! . . .

Schweige, hier ist unsere Mutter! . . .

Die meine, erwiderte Mariette, und wenn du willst, auch bald die deine!

Mit diesen Worten lief sie auf Eudoxia zu, an deren Busen sie ihr glühendes Antlitz verbarg. Ich aber sank auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Ich weinte, . . . weinte Thränen der Freude, denn ich hatte Mariette verstanden!

3.

Zwei Jahre waren seitdem verflossen, zwei Jahre eines ungetrübten Glückes. Meine Liebe zu Marie war kein Geheimniß mehr. Sie war meine vielgeliebte Braut. Mit meinem 18. Jahre aber sollte ich auf Verlangen meines Vormundes unsere Provinz verlassen und mich auf 3 Jahre nach Petersburg oder Moskau begeben, um in einer dieser großen Städte mir Welt- und Menschenkenntniß zu sammeln.

Siehst du, mein lieber Alexander, sagte er, du bist noch so jung; du mußt erst deinen Charakter erproben. Ich hätte gerne einen Soldaten aus dir gemacht, aber diese dort, fügte er hinzu, indem er auf Eudoxia und Mariette deutete, wollen Nichts davon hören. Ich bin leider zu schwach, um ihren Bitten und Thränen widerstehen zu können. Schade, Jammerschade! Du hättest einen prächtigen Fähndrich abgegeben! Und für einen jungen Menschen gibt es keine bessere Schule als die militärische Disciplin. Hab' ich nicht Recht, Konrad? . . .

Ich weiß nicht, erwiderte der alte Sergeant verlegen.

Ich weiß nicht . . . Was ist das für eine Antwort? brummte mein Vormund. Ich frage dich, ob sich ein junger Mensch nicht besser beim Militär entwickelt als im Civildienste?

Wie soll ein armer Mensch wie ich, entgegnete Konrad, diese Frage beantworten können?

Aha, rief Iwan lächelnd, ich sehe schon, du bist auch bestochen. Schämst du dich nicht, daß du dir nicht mehr zu sagen getraust, was du denkst? . . . Ein alter Soldat, wie du! . . . Aber in Gottes Namen, weil die Damen es durchaus so wollen, so trittst du in den Staatsrath ein, mein lieber Alexander, um nicht ganz ohne Beschäftigung zu sein. Der Marschall hat die Sache in Ordnung gebracht — ihm hast du deine Anstellung als Secretär zu verdanken. Daß du seinen Empfehlungen Ehre machen wirst, bezweifle ich nicht.

Uebermorgen erhältst du deinen Paß . . . Nun? Noch immer Thränen und Seufzer? . . . Aber Eudoxia, aber Marie, seid doch vernünftig! . . . Sollte man nicht denken, daß es sich um eine ewige Trennung handle?

(Fortsetzung folgt.)

Mütterliche Eifersucht.

(Fortsetzung.)

Eines Nachmittags, als Edith mit ihrer gewöhnlichen Arbeit beschäftigt war, während Robert, auf einem hohen Stuhle thronend, an ihrer Seite saß, trat der Diener des Kunsthändlers ein, um ihr anzuzeigen, daß ein reicher Kaufmann, welcher bereits zwei von ihren Gemälden gekauft habe, sie am nächsten Morgen in seiner Wohnung zu sehen wünsche. Beim Empfange dieser Nachricht konnte sie ein vorübergehendes Gefühl des künstlerischen Stolzes nicht unterdrücken; aber noch lebhafter erfüllte ihren Busen innige Dankbarkeit bei dem Gedanken, daß sich ihr jetzt die Aussicht eröffne, seinen Sohn in einer seines Vaters würdigen Weise erziehen zu können.

Beide Empfindungen schwanden jedoch schnell wieder, als der Diener ihr Mr. Livingstone's Karte mit dem Bemerken überreichte, daß ihr eigener Name dem neuen Gönner noch unbekannt sei. Die Vergangenheit mit aller ihrer Bitterkeit stieg vor ihr auf, und einige Augenblicke lang überließ sie sich ganz den Eingebungen ihres tiefen, leidenschaftlichen Schmerzens. Sie wollte das Haus des Mannes nicht betreten, der ihren verstorbenen Gatten von sich gestoßen und verleugnet hatte! — Allein schnell kehrte der Gedanke an ihr Kind zurück. Um seinetwillen mußte sie das Gefühl der erlittenen Kränkung unterdrücken und sich zu einem schweren Schritte rüsten, der, wenn glücklich ausgeführt, ihrem Sohne das verlorene Erbtheil seines Vaters zurückgeben konnte.

Bleich, zitternd, aber von einem hohen und edlen Muthe beseelt, nahm Edith am nächsten Morgen ihr Kind auf den Arm und begab sich nach Mr. Livingstones's Wohnung. Sie wurde sogleich in das Zimmer geführt, in welchem sich der alte Mann befand. Er saß im Lehnstuhl und las, während Mrs. Archer mit weiblicher Arbeit beschäftigt war, und ihr Kind, ein hübscher und lebhafter Knabe von ungefähr drei Jahren, auf dem Fußboden des Zimmers spielte.

Sobald sich die Thüre öffnete, stürzte oder wankte vielmehr Edith auf ihren Schwiegervater zu. Ihr Muth sank fast, als sie das Kind auf seinen Schooß legte, leise murmelnd: „Es ist sein Sohn!"

Das war Alles, was sie sagte; ihre Thränen drückten das Uebrige aus. Einige Minuten lang herrschte Todtenstille, denn Beide, Mr. Livingstone sowohl wie Mrs. Archer, hatten Edith im Augenblicke erkannt, als sie das Zimmer betrat, allein es war ihnen keine Zeit geblieben zu sprechen, ehe das Enkelkind sich auf dem Schooße seines Großvaters befand.

Mrs. Archer wagte nicht, die lange, lautlose Aufmerksamkeit zu unterbrechen, mit der der Vater das Gesicht des kleinen Robert prüfte. Allmählig die Züge seines verlorenen Sohnes wiedererkennend, wurde sein Auge feucht und seine strenge Miene nahm einen milderen Ausdruck an, bis er endlich, sein Alter, die verflossene Zeit und die Kämpfe und Leiden seines eigenen Lebens vergessend, sich in Gedanken in jene glückliche Zeit zurück zu versetzen schien, als er zum ersten Male seinen einzigen Sohn an das Herz drückte.

„Robert, Robert!" murmelte er und fügte hinzu: „meine Tochter!" indem er der zu seinen Füßen weinenden Mutter des Kindes die Hand reichte.

Edith hatte einen Beschützer, eine Familie und ein Vemögen für sich und ihr Kind wieder gewonnen. Ihr Herz war zu voll, — zu froh, um Worte finden zu können; sie bedeckte nur mit Küssen die Hand des alten Mannes.

Inzwischen blieb der Knabe auf dem Knie seines Großvaters ruhig sitzen, ohne die geringsten Zeichen von Furcht oder Freude zu verrathen.

„Willst du mich lieb haben?" fragte der alte Mann.

Das Kind schlug seine Augen zu ihm auf, aber gab keine Antwort.

„Verstehst du mich? ich will dein Vater sein," fuhr er fort.

„Ich will dein Vater sein," wiederholte der arme Knabe mit leiser Stimme.

„Verzeihen Sie seine Schüchternheit," sagte die Mutter; „er war von jeher allein und ist noch so sehr jung; vor Fremden fürchtet er sich, aber in kurzer Zeit wird er gewiß Ihre freundlichen Worte verstehen."

Während dessen hatte Mrs. Archer das Kind beobachtet, in dem sie einen Nebenbuhler ihres Sohnes erkannte. Ihre Blicke waren so scharf auf dasselbe gerichtet, als wollte sie bis in sein

Innerstes dringen. Allmählig wurde ihr Blick leuchtender, ihr Mund öffnete sich, wie zum Lächeln, und ihr Athem begann zu stocken, wie bei Jemanden, der eine wichtige und freudige Entdeckung macht. Der Ausdruck von Hoffnung und Zweifel wechselte mehrere Minuten lang in ihren Zügen, bis endlich die Schärfe des Hasses ihrem Erkennungsvermögen einen helleren Blick zu verleihen schien. Entzücken füllte plötzlich ihr Herz, obgleich kein Wort über ihre Lippen kam. Sie stand auf, ließ unbemerkt einen Blick tiefer Verachtung auf Edith fallen, wie auf eine bereits besiegte Feindin, und trat dann, ihr gewöhnliches kaltes Wesen wieder annehmend, vor, und begrüßte mit der anscheinend aufrichtigsten Höflichkeit eine, wie sie glaubte, wenig gefährliche Widersacherin.

Edith versuchte zu lächeln und erwiderte ihr mit der Herzlichkeit einer Schwester. Wie hätte auch sie, deren ganzes Leben nur Liebe gewesen war, den Haß ihrer höflichen Feindin ahnen können.

Mr. Livingstone verließ bald darauf das Haus, um einer Einladung Folge zu leisten, und die beiden Damen, mit ihren Kindern, brachten den Rest des Tages bei einander zu.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Laß dich von dem Glücke suchen,
Fehlt's den Weg, so mag es fluchen;
Aber suchst du selbst das Glück,
Kömmst du fluchend oft zurück.

Suche, was deiner Natur gemäß ist. Jegliches Wesen
Wirket in eigner Natur, in ihr nur ruhig und glücklich.
Wer sich der äußern Wirkung ergibt, wird Feinden gefangen,
Auch in Religion. Der Glaube, der deines Gemüths ist,
Ist dir besser, o Freund, als des Fremden besserer Glaube.

Laß sie kritteln, laß sie lachen,
Schließ voll Gleichmuth deine Ohren!
Wer es Allen recht will machen,
Geht zuletzt sich selbst verloren.

Verschiedenes.

(Instinkt.) Zwei Studirende kehrten auf ihrer Reise in die Vacanzen in einem Wirthshause ein. Sie setzten sich in die allgemeine Gaststube und fingen ein Gespräch an; die Rede kam auf den Instinkt und der eine erzählte, wie er bei vielen Thiergattungen sich besonders bewunderungswürdig äußere. Die beiden Studenten bemerkten, wie ein Mann, der neben ihnen saß, zum öftern den Kopf schüttelte. Endlich aber stand er auf, nahm seine Kappe ab und sprach: „Sie verzeihen, meine Herren, ich höre jetzt schon lange zu, aber nun kann ich nicht mehr schweigen; so viel ich merke, sind Sie übel berichtet, der Inn stinkt nicht, ich muß das wissen, ich bin von Braunau zu Hause.“

(Interessen und Tressen.) Der König von Preußen Friedrich Wilhelm I. kehrte einst, nach einer Jagd, bei einem Amtmann ein. Der Letztere bewirthete seinen hohen Gast, so viel es ein so unerwarteter Besuch zuließ, sehr gut, und versah dabei die Stelle eines Mundschenken mit vielem Anstande. Dem Könige fiel indeß der abgetragene grüne Rock des Amtmanns auf; er lenkte das Gespräch auf die Kleiderpracht in der Residenz und auf die damalige Mode der mit goldnen Tressen besetzten Röcke und Westen. „Warum tragt Ihr denn keine Tressen?“ fragte er den Amtmann. „Das kommt daher, Ew. Majestät!“ versetzte der Befragte, „weil ich weniger von Tressen als Interessen halte.“

(Der deutsche Zuhörer in der italienischen Oper.) A. Wohin gehst Du? B. In die italienische Oper. A. Was willst Du dort thun? Du verstehst ja nicht italienisch. B. Ach! heute versteh ich schon Etwas, viele Rollen sind durch deutsche Sänger besetzt.

Auflösung des Räthsels in Nro 59:
Der Zaunkönig.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustädter Zeitung.

No. 61. Samstag, den 21. Mai 1859.

Frühlingsklänge.

Der Lenz erwacht! Mit unnennbarem Sehnen
Erfaßt die Brust dies neue Hohelied,
Das mächtig und in allgewalt'gen Tönen
Durch die Natur im Siegeslaufe zieht.

Was sonst getrennt, froh findet es sich wieder,
Denn ungetheilter Freude gelten nicht
Der Blüthen Duft, die heitern Frühlingslieder,
Des Westes Hauch, der Sterne mildes Licht.

Die Abendglocke ruft in sanften Tönen
Ihr Friedenswort weit in die Nacht hinein,
Und fröhlich mischt, den Jubel zu verschönen,
Der Blumenglocken bunter Chor sich ein.

Hell glänzt der Abendstern am Himmelsraume,
Er bringt der Rose seine Grüße dar,
Die, neu erwacht zum heitern Frühlingstraume,
Sich fröhlich einet mit der Schwestern Schaar.

Die Silberwelle, die vorüberziehend
Im raschen Laufe sanfte Weisen weint,
Und mit der Schwester zögernd jetzt entfliehend
Zum engen Bunde schwesterlich sich eint,

Es trifft der Tod in Liebe sie verbunden,
Und wenn auch nur auf einen Augenblick,
Hat sie im kurzen Dasein doch gefunden
Ihr zugetheiltes kurzes Erdenglück.

In Busch und Wald, im stillen Blüthenstrauche
Ertönt der Nachtigallen bräutlich Lied
Und mischt sich mit des Westes sanftem Hauche,
Der kosend durch die Blätterkronen zieht,

Und wird auf seinen Schwingen fortgetragen,
Daß seiner Töne sanfter Wiederhall
Weithin verkünde ihre Liebesklagen
Und ihrer Liebe Glück den Lauschern all.

Und so folgt jedes Wesen einem Triebe,
Den unbewußt es froh im Innern trägt,
Der als die Offenbarung heil'ger Liebe
Unwiderstehlich sich und mächtig regt.

Und nimmer ist das Menschenherz verlassen,
Das einsam an der Liebe Altar fleht,
Denn es vermag den milden Geist zu fassen,
Der liebeathmend ihm entgegenweht.

Mag auch das Glück entfliehen seinen Wegen,
Für fremde Freude bleibt es nimmer todt,
Ihm leuchtet überall durch sie entgegen
Geschiedner Freuden sanftes Abendroth.

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

Iwan, bat die gute Eudoxia, verlange wenigstens nicht, daß er 3 Jahre ausbleibe . . .

Es geht nicht anders, erwiderte mein Vormund, er muß 3 Jahre aushalten.

Wenigstens, bemerkte ich, darf ich vielleicht, da Moskau nicht weit entfernt ist, von Zeit zu Zeit auf Besuch kommen?

Nein, mein Freund, entgegnete Iwan. Es ist eine abgemachte Sache; du bleibst volle drei Jahre dort, ohne deine Braut zu sehen. Ich liebe dich, habe Vertrauen zu dir, aber du bist noch zu jung, du kennst die Welt und das Leben nicht, und wer weiß, vielleicht ist deine Liebe zu Mariette nur eine kindische Selbsttäuschung!

Wie! rief ich, Sie könnten glauben? . . .

Siehst du, fuhr mein Vormund fort, wenn du sie wirklich liebst, so können diese drei Jahre deiner Liebe Nichts anhaben. Wenn du dich aber überzeugen würdest, daß deine Neigung zu ihr nur eine Gewohnheit ist, wäre

es dann nicht besser, diese Entdeckung zu machen, bevor du dich durch ein unauflösliches Band an sie fesselst? Während der Zeit, wo du entfernt von uns lebst, wirst du die Kraft deines Gefühles prüfen. Wer weiß, ob du nicht andere junge Mädchen kennen lernst, die du schöner und liebenswürdiger findest als Marie?

O nie, nie! Das ist unmöglich, rief ich. Aber drei Jahre! Bedenken Sie doch, mein Vormund!

Drei Jahre sind keine drei Decennien. Sie werden bald vorüber sein, und wenn du nach dieser Prüfungszeit zurückkehrst, und zwar mit denselben Gefühlen, die dich jetzt beseelen, mit welcher Freude werde ich dir dann Mariettens Hand geben, mit welchem Vertrauen kann ich dann Euerer Verbindung meinen Segen ertheilen! Aber, mein lieber Alexander, fügte der edle Greis hinzu, indem er mir die Hand drückte, erinnere dich stets an Das, was ich dir sage: Täusche uns nicht, täusche dich selbst nicht! Denke nicht etwa, daß du aus Convenienzrücksichten oder aus Dankbarkeit meine Tochter heirathen mußt. Möge Gott dich vor einer solchen Idee bewahren! Denn siehst du, wenn du das heilige Gefühl der Liebe auf das Niveau einer bloßen Verbindlichkeit herabziehen, wenn du deine Heirath gleichsam als die Rückzahlung einer Schuld betrachten würdest, so wäre dies weiter nichts, als ein sicheres Mittel, dich und meine Marie unglücklich zu machen. Sei also offen und ehrlich gegen uns, gegen mich, der Vaterstelle bei dir vertritt, gegen meine Frau, die dich wie einen Sohn liebt, und gegen das liebe, sanfte Kind, welches du so lange deine Schwester nanntest!

So höre ich dich gerne, sagte Eudoxia; ... aber wenn ich an diese Trennung von drei ewig langen Jahren denke ...

Bah! erwiderte Iwan. Es soll Euch die Zeit nicht so lange werden als Ihr denkt. Im ersten Jahre wallfahrten wir nach Kiew, im zweiten nach Kasan und im dritten plaudern wir über unsere Reisen und erwarten dabei unsern Alexander. —

Am frühen Morgen des für meine Abreise bestimmten Tages stand der Reisewagen vor der Thüre; und Georg, der mir von meinem Vormunde beigegebene Bediente, befestigte meinen Mantelsack auf dem Wagen, während ich mit Iwan, Eudoxia und Mariette ein andächtiges Gebet verrichtete. Dann überreichte mir mein Vormund ein Päckchen Banknoten und einige Empfehlungsbriefe. Eudoxia gab mir nochmals vor dem Bilde der heiligen Jungfrau ihren Segen, Mariette aber hing mir an einem seidenen Schnürchen ein Medaillon um den Hals, welches auf der einen Seite eine ihrer Haarlocken und auf der andern die eingravirten Worte enthielt: „Vergiß mich nicht!“ ...

Arme Mariette! Sie gab sich alle Mühe, ihre Thränen zu verbergen, um nicht den Schmerz ihrer Mutter zu vermehren. Alle Augenblicke verließ sie den Salon, und obwohl sie immer die Thüre hinter sich schloß, hörte ich doch ihr herzzerreißendes Schluchzen. Doch es mußte geschieden sein. Wir näherten uns nochmals der Ecke des Zimmers, wo nach altem Herkommen der Hausaltar mit den Heiligenbildern stand. Wir knieten nieder und flehten noch ein Mal im stillen Gebete um den Schutz des Himmels. Dann begaben wir uns unter Thränen an den Wagen.

Adieu, mein Alexander, sagte mein Vormund mit weniger fester Stimme, als womit er bisher gesprochen hatte. Gib uns recht oft Nachrichten von dir und benimm dich so, daß wir immer Gutes von dir hören und stets mit Freude und Stolz deiner gedenken können. Und vergiß nicht, daß kein Mann, wer es auch sei, mein Schwiegersohn werden kann, wenn nur der geringste Flecken auf seiner Ehre haftet. Du kennst meine Grundsätze. Für mich steht Derjenige, welcher muthwillig sein gegebenes Wort bricht, der Gauner, der im Spiele betrügt, der Taschendieb nicht tiefer als Derjenige, welcher ein junges Mädchen tückisch hintergeht oder einem Manne seine Frau entführt. Es gibt Viele, die, wenn sie mich so sprechen hörten, über meine Strenge lachen würden, aber ich habe nun einmal diese Ansichten und keine anderen. Leb' wohl, leb' wohl! Möge dich der Himmel beschützen! ...

Bei diesen Worten drückte mich der edle Mann an sein Herz; dann umarmte ich Eudoxia und Mariette, die mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften nach Fassung rangen.

Ich stieg ein.

Allons, Postillon! rief Iwan, dem der Abschied mehr zu Herzen ging, als er es zeigen wollte, vorwärts in Gottes Namen!

Der Postillon knallte mit der Peitsche, und die Pferde zogen an.

Adieu, Adieu! riefen von beiden Seiten der Straße die Bauern, die sich hier aufgestellt hatten, um mich abreisen zu sehen. Glückliche Reise! . . . . Gott sei mit Euch!

Adieu, Georg! schreien sie meinem Bedienten zu, und Georg schwenkt seine Mütze und wirft Kußhände nach rechts und nach links, bis wir uns endlich allein auf der Straße befinden. Ich schaue nochmals zurück — schon ist Nichts mehr vom geliebten Hause zu sehen, in dem ich eine so glückliche Jugend verlebt, aber auf einer kleinen Anhöhe, welche die Straße beherrscht, erblicke ich ein weißes Kleid. Es ist Mariette, die dorthin geeilt ist, um mir noch ein Mal Lebewohl zuzuwinken. Ich richte mich auf und erwidere ihre Grüße — mir ist es, als trage der Wind ihre zärtlichen Worte zu mir herüber, aber in wenigen Secunden ist die Geliebte meinen Augen entschwunden und ich sinke, von tiefer Wehmuth ergriffen, auf den Sitz meines Wagens zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Aspern und Eßling 21. und 22. Mai 1809.

Auf den 21. und 22. Mai fällt das fünfzigjährige Gedächtniß jener glorreichen Schlacht von Aspern, von der Theodor Körner einst gesungen: „Karl und Aspern tönt es siegestrunken, wo nur deutsch die Lippe lallen kann“, jener Schlacht, in welcher Napoleon I. zuerst der Siegeslorbeer von der Stirn gerissen wurde, und von der ab sein Stern sich abwärts neigte. Möglich immerhin, daß dieselben Tage in dem nun zwischen Oesterreich und Frankreich entbrannten Streit wiederum eine große, und, das wolle Gott! eine für die deutschen Waffen gleich ruhmvolle Entscheidung in ihrem Schooße bergen.

In der Nacht vom 20. zum 21. Mai hatten die Franzosen von der großen Lobau-Insel eine Brücke über die Donau geschlagen, und mit Tagesanbruch begannen die französischen Truppen auf das rechte Donauufer zu defiliren, wo sie zwischen Aspern und Eßling dem auf den Höhen von Gerasdorf aufgestellten österreichischen Heere unter dem Erzherzog Karl gegenüber Stellung nahmen. Der Plan des österreichischen Heerführers ging dahin, den Uebergang des Feindes über den Fluß nicht zu hindern, aber dessen Massen im geeigneten Augenblick durch einen konzentrischen Angriff in denselben hineinzuwerfen, zu welchem Behuf denn die österreichische Armee bald nach Mittag am 21. in fünf Kolonnen sich in Bewegung setzte. Deren Stärke betrug an diesem Tage 75.000 Mann mit 288 Geschützen, die Franzosen dagegen werden auf 94,000 Mann mit 324 Kanonen angegeben, wovon jedoch, wegen der später erfolgten Zerstörung der Donaubrücke, zwei Divisionen und einige leichte Kavallerieregimenter, zusammen etwa 17,000 Mann, nicht mit zur Verwendung gelangten, so daß also die beiderseitigen Kräfte sich ungefähr die Waage hielten.

Mit dem Glockenschlage halb vier Uhr Nachmittags nahm der Kampf mit dem österreichischen Angriff auf Aspern seinen Anfang und bald verbreitete sich das Gefecht über die ganze Ausdehnung der beiderseitigen Schlachtlinien. Das Regiment Reuß bemächtigte sich des erstgenannten Dorfes, doch konnte es sich in dessen Besitz gegen die feindliche Uebermacht nicht lange behaupten, und drei Mal wechselte dieser Ort noch den Besitzer, um schließlich von beiden Theilen gleicher Weise zur Hälfte besetzt zu bleiben. Den langen verzweifelten Streit zu einer ihm günstigen Entscheidung zu bringen, raffte nach dieser Richtung Napoleon gegen 7 Uhr Abends 11 Regimenter Küraßiere, dabei die schweren Geschwader einer Garde zusammen, und schleuderte sie gegen den Verbindungspunkt des österreichischen Zentrums und rechten Flügels; doch die Infanterieregimenter Blankenstein und Riesch standen fest wie Felsen, und nach vier vergeblichen Sturmritten von der herbeieilenden österreichischen Kavallerie angegriffen, mußte das 7. französische Küraßierregiment seine Adler den Chevauxlegers v. Rosenberg als Siegesbeute überlassen. Bei dem Kampfe in Aspern war außerdem der Adler des 27. leichten französischen Regiments den Oesterreichern in die Hände gefallen. Alle gleichzeitigen Angriffe der Oesterreicher auf Eßling, umgekehrt aber auch ein großer Kavallerieangriff der Franzosen nach dieser Richtung, waren ohne Erfolg geblieben.

Die Dunkelheit setzte endlich dem beiderseitigen Morden ein Ziel; während der Nacht

aber gelang es dem Erzherzog Karl, durch schwere, den in Folge früherer Regengüsse sehr angeschwollenen Fluß hinabgeschwemmte Schiffsgefäße die Brücke der Franzosen über die Donau zu sprengen, wodurch diese für den Fall eines unglücklichen Ausgangs ihren einzigen Rückzugsweg einbüßten.

(Schluß folgt.)

Denksprüche.

Sclav der Gewohnheit, wann wirst du erwachen? Die Herrschaft ist schlimmer,
Als des Instincts, der dich zwingt, ungeliebt Uebel zu thun.

Schlag deinen rechten Zins auf Geld, auf Arbeit, Lohn,
Ein gleiches auf die Waar: dies heißt — Religion.

Verschiedenes.

Die Erbfürstin Murat war eines Morgens mit der Königin Hortensia und mehren Personen hohen Ranges bei der Kaiserin. Stephanie Beauharnois war auch da und nahm aus den Händen eines Huissiers einen Lehnsessel; (damals war sie noch nicht mit dem Großherzoge von Baden vermählt.) Josephine, über ein solches Vergehen gegen die Etiquette erzürnt, sowie darüber, daß solch ein unbedeutendes Dämchen es wagte, sich in Gegenwart ihrer Hoheit zu setzen, ließ ihr den Befehl überbringen, aufzustehen. Stephanie fühlte sich über alle Beschreibung durch den harten Ton, worin dieser Befehl ertheilt ward, gekränkt und zog sich in eine Fenstervertiefung des Zimmers zurück, um ihre Thränen zu verbergen. Während sich dies begab, sprach man Allerlei, und endlich wird der Kaiser gemeldet. — Sein Luchsauge bemerkt Stephanie; nie besaß Jemand einen schnellern Blick. Er erkundigt sich und erfährt den Grund ihrer heimlichen Thränen. »Ach! wenn es weiter nichts ist«, sagte er mit lauter Stimme, »Kleinigkeit! Setze dich auf meine Knie«, fügte er hinzu und ergriff Stephaniens Hand, »so wirst Du Niemandes Rangsucht verletzen«. — Dieser Zug ist liebenswürdig, er kam vom Herzen und ist eben so scharf, als voll Witz und Güte.

Der Bediente eines Reichen mußte im nämlichen Zimmer schlafen, wo sein Herr schlief. Beide liebten den Trunk. Der Bediente kam einst später nach Hause, als sein Herr, der schon im Bette lag und schlief. Weil er berauscht war und auch zu tief in's Glas geguckt hatte, so war er froh, das Bett zu erreichen. Der illuminirte Bediente verfehlte sein Bett und legte sich in das seines Herrn, doch so, daß er mit seinem Kopf zu dessen Füßen lag. Wie der Herr des Morgens erwachte, rief er: „Johann! es liegt Einer bei mir im Bette!“ — „Bei mir auch, Ihro Gnaden!“ — „Was Teufel ist das, wirf den Hund heraus,“ rief der Herr. Johann vollzog eiligst den Befehl seines Herrn, faßte seinen Compagnon um die Mitte und warf ihn zum Bette hinaus. Nun nahmen Beide erst den Irrthum nach ihrer verschiedenen Situation gewahr.

Der Ernst der Lage und die Begeisterung für das Vaterland lassen den fröhlichen Wienern doch immer noch den Raum für gute und schlechte Witze über ihre Feinde. Die „Deutsche Reichs-Ztg.“ theilt davon folgende Probe mit. „Thue das nicht!“ — sagte ein Bürger zu einem andern, der eben einen Guldenzettel zerschneiden wollte, um kleines Geld zu machen. „Warum nicht?“ — »Das Gottesurtheil über Napoleon III. steht darauf. Siehst Du: „EIN GULDEN“, d. h. „Ein Jeder Napoleon Geht Unter, Lang Dauert Es Nicht!“

Räthsel.

Das neugeborne Kindlein zwar
Bedarf noch meiner nicht;
Doch kaum erblickt's das Tageslicht,
So braucht's mich immerdar.
Ich helf' ihm leben und gedeihn,
Denn meistens bin ich gut;
Ich helf' ihm horchen, helf' ihm schrei'n,
Und laß' es nirgends, nie allein,
Selbst wenn's in Federn ruht.
Drum holet mich auch Jedermann,
Er sei arm oder reich,
Und wer mich nicht mehr holen kann,
Den holt der Tod sogleich.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 62. Dienstag, den 24. Mai **1859.**

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

Während des ersten Tages meiner Reise blieb ich schweigend und in mich gekehrt unter dem Einflusse meiner Erinnerungen und meines Schmerzes. Georg konnte mich nicht zum Aussteigen an den verschiedenen Stationen bringen und bat mich vergebens, Etwas zu mir zu nehmen. Ich dachte nur an Mariette, sah beständig ihre sanften Augen und ihre goldenen Locken vor mir und glaubte ihre süße Stimme zu vernehmen.

Am andern Tage erst verlor der Gedanke an sie seine Kraft, mich allein zu beschäftigen. Ich fing an, auch an Moskau zu denken, an jene Stadt, von deren Pracht man mir so viel erzählt hatte, an jene großen Gesellschaften der reichen und mächtigen Senatoren, vor welchen sich selbst, wie man mir sagte, der Gouverneur mit Ehrfurcht verbeugte.

Dann zog auch noch ein anderes Gefühl meinen Geist in eine prosaische Sphäre. Der Hunger, beredter als die Vorstellungen meines Bedienten, entschied mich, bei der nächsten Station auszusteigen und ihn mit den ländlichen Gerichten zu stillen, die der Posthalter uns vorsetzte.

Wie viele Werste haben wir noch von hier nach Moskau? fragte ich den Mann.

Sechshundertundzwanzig, erwiderte er.

Wie? Ist es möglich, so hätte ich also während des ganzen gestrigen Tages nur 100 Werste zurückgelegt? . . .

Ja, sagte Georg, wir mußten an mehreren Stationen auf die Pferde warten. Sie schliefen und bemerkten die Verzögerung nicht.

Und Sie werden auch hier mehrere Stunden warten müssen, versicherte der Posthalter; denn alle unsere Pferde sind unterwegs.

Ich kann aber doch nicht monatelang auf der Straße von hier nach Moskau zubringen; entgegnete ich ungeduldig. Ich will Miethpferde haben; besorgen Sie mir solche.

Der Posthalter ging hinaus.

Er täuscht Sie, sagte Georg. Ich kann Ihnen beweisen, daß noch mehrere Pferde disponibel sind; aber der alte Gauner will, daß Sie dieselben theuer bezahlen sollen.

Es war, wie Georg sagte: ich wurde betrogen; aber ich ergab mich in mein Schicksal. Wer kennt nicht entweder aus eigener Erfahrung oder vom Hörensagen die Prellereien der russischen Posthalter? Der energische Offizier weiß diese verschmitzten Bursche mit seiner Reitpeitsche zur Herausgabe der von ihm verlangten Pferde zu zwingen; der Reisende, der einen hohen Titel hat, nöthigt ihnen einen knechtischen Gehorsam ab, der Reiche bequemt sich zur Zahlung ihrer unverschämten Forderungen, aber der nicht durch dergleichen Vorzüge Begünstigte muß sich unter ihre Launen fügen und mit Geduld abwarten, bis sie sich endlich bemüßigt finden, ihn weiter reisen zu lassen.

Mein Grad in der bureaukratischen Rangordnung war ein sehr bescheidener; ich sparte aber mein Geld nicht und so erreichte ich schon am fünften Tage nach meiner Abreise die letzte Station vor Moskau.

Du bekommst 6 Rubel, sagte ich zu dem Postillon, wenn du in zwei Stunden die 22 Werste zurücklegst, die man noch von hier nach Moskau rechnet.

Dieses aufmunternde Wort wirkte. Er gab seinem Gespanne einen kräftigen Peitschenhieb und eine Zeit lang flogen wir im gestreckten Galopp auf der Straße dahin; allein die armen Pferde waren so schwach, daß sie bald trotz ihres guten Willens wieder in eine mäßigere

Gangart verfielen und endlich ganz stille standen, gleichsam als sei nun der letzte Rest ihrer Kräfte dahin.

Vor uns war ein Hügel, ich stieg aus, um ihnen das Hinaufziehen des Wagens zu erleichtern, wozu sie sich endlich nach unzähligen Flüchen ihres unbarmherzigen Kutschers entschlossen. Als ich die Anhöhe erstiegen hatte, gewahrte ich in einiger Entfernung von der Landstraße eine prachtvolle Villa, die ringsum mit einem Garten umgeben und von herrlichen Bäumen beschattet war.

Während ich mit Wohlgefallen diesen herrschaftlichen Wohnsitz betrachtete, kam eine Dame zu Pferde aus dem Parke, der an den Garten grenzte. Sie war reizend in ihrer Amazonenkleidung mit dem schwarzen Sammetspenzer und dem runden Hütchen, auf welchem eine lange Feder wallte.

Langsam kam sie mir entgegen und ich hatte somit alle Muße, sie zu betrachten. Als sie an mir vorüberritt, begegneten sich unsere Blicke. In dem ihrigen lag etwas Schmachtendes, etwas unendlich Anziehendes, mit einem Wort ein Ausdruck, der mir bis zum heutigen Tag unvergeßlich blieb. Ich machte ihr eine tiefe Verbeugung, die sie mit einem graziösen Kopfnicken erwiderte. Dann entfernte sie sich langsam, nicht ohne sich noch ein Mal nach mir umzusehen, bevor sie im Gehölze verschwand.

Welch eine reizende Erscheinung! sagte ich zu mir selbst. Was für herrliche Augen!... Schade, daß sie schwarz sind. Wenn sie blau wie die meiner Mariette wären ... aber nein, es gibt nichts, was sich mit Mariette vergleichen ließe. Warum sah sie sich noch ein Mal nach mir um? . . . Vielleicht liegt etwas Auffallendes in meinen Reisekleidern; ich werde ihr ohne Zweifel recht kleinstädtisch vorgekommen sein.

So groß war damals noch meine Unschuld, daß ich keine andere Ursache für die Aufmerksamkeit annahm, die mir von der schönen Unbekannten gezeigt worden war. Und doch kann ich jetzt, wo ich alt bin, ohne Eitelkeit sagen: ich war damals ein hübscher, ja ein sehr hübscher Junge.

Ich stieg wieder in meinen Wagen ein, denn ich wünschte sehnlichst, Moskau recht bald zu erreichen; allein die abgetriebenen Pferde schritten nur mit verzweifelter Langsamkeit vorwärts. So legten wir nach und nach acht Werste zurück, bis endlich die Thürme mit ihren vergoldeten Kuppeln und dann von der Höhe eines Hügels herab die ungeheure Stadt selbst in ihrer ganzen Ausdehnung sichtbar wurden.

Endlich hatten wir sie erreicht, die heilige Stadt, die Mutter des mächtigsten Reiches der Welt, die Wiege Peters des Großen, die schönste Perle der russischen Krone, sie, die mehr als ein Mal vernichtet, immer wieder mit neuem und größerem Glanze entstanden war.

Ich betrachtete mit einer gewissen Andacht den Kreml, während mein Kutscher beim Anblick der heiligen Metropole den Hut abnahm und sich bekreuzte.

Bald aber entschwand das prachtvolle Panorama hinter den Häusern der Vorstadt, durch deren Straßen sich meine Pferde so mühsam hinschleppten, daß ich wieder ausstieg und zu Fuß meinem Wagen folgte.

Während ich so dahinging, bemerkte ich einen Greis, der auf seinen Stock gestützt, langsam vor mir herhinkte. Da wir einen Weg verfolgten, näherte ich mich ihm und sprach ihn an.

Ich sehe, daß Ihnen das Gehen sehr sauer wird, sagte ich.

In der That, erwiderte er, indem er artig seinen Hut vor mir abnahm, und doch war ich noch vor einer Viertelstunde trotz meines Alters ebenso gut auf den Beinen als Sie.

Es ist Ihnen also ein Unfall begegnet? fragte ich.

Ja, entgegnete er, ich habe eine Unvorsichtigkeit begangen. Ich wollte über einen Graben springen und vertrat mir dabei den Fuß. Es wird, hoffe ich, weiter keine Folgen haben ...

Aber das Gehen ist Ihnen jedenfalls beschwerlich, sagte ich theilnehmend. Erlauben Sie, daß ich Ihnen einen Platz in meinem Wagen anbiete und Sie nach Hause bringe?

Sie sind sehr gütig, antwortete der Greis, und ich mache gerne von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch, da mir mein Fuß ziemlich heftige Schmerzen macht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Aspern und Eßling 21. und 22. Mai 1809.

(Schluß.)

Mit grauendem Tage begann am 22. die Schlacht von Neuem. Die Oesterreicher griffen

Aspern und Eßling zugleich an, allein bald wechselte die Szene. Napoleon hatte alle seine Kräfte hinter diesen Ortschaften zusammengezogen und suchte nach einem furchtbaren Kanonenwetter mit 19 Kürassier- und Dragonerregimentern, noch unterstützt durch den größten Theil seiner alten und jungen Garden, das österreichische Zentrum zu sprengen. In der That gingen unter diesem furchtbaren Angriff mehrere österreichische Bataillone in Trümmer. Bereits waren vier kaiserliche Feldzeichen und eine Batterie von 18 Kanonen von den Franzosen genommen, und die Schlacht stand im Begriff, für Oesterreich unrettbar in eine Niederlage umzuschlagen. Da ergriff der in Person hinzugeeilte Erzherzog Karl die Fahne vom zweiten Bataillon des Regiments Zach und führte dieses unter Schlagen des Sturmmarsches geradeaus gegen die Flanke der großen französischen Kavalleriemasse. Mehrere Regimenter derselben wendeten sich sofort gegen das eine österreichische Bataillon; doch gleich einer Mauer von Granit wetterte dasselbe alle Angriffe der französischen Eisenreiter ab, und als jetzt die österreichische Reiterei heranbrauste, mußte die französische Kavallerie, unter Wiederabnahme der von ihr bereits eroberten Stücke, schließlich hinter den Vierecken ihrer eigenen Garde Schutz suchen.

Ein zweiter von ihr unternommener Angriff hatte nicht einmal einen anfänglichen Erfolg, und eben so wenig gewährte ein Stunden lang unterhaltenes Infanteriegefecht eine Entscheidung. Im Gegentheil ward während desselben das 84. französische Linienregiment von einigen Bataillonen der österreichischen Regimenter Vogelsang und Argenteau abgeschnitten, von den Dragonern von Vincent gesprengt und mit dem General Fouler und seinem Adler gefangen genommen.

Gegen 2 Uhr Nachmittags endlich glaubte Marschall Lannes, der französische Roland, wie er wegen seiner Bravour bei der französischen Armee den Beinamen führte, den günstigen Angenblick zur Bewältigung des Feindes gekommen. In eigener Person setzte er sich an die Spitze der vorerwähnten französischen Kavalleriemasse, doch gleich beim ersten Anreiten ward ihm von einer österreichischen Stückkugel der Schenkel zerschmettert. Die nächsten französischen Regimenter stutzten, die weiter entfernten setzten dagegen die Angriffe fort. Das 5. und 11. der Kürassiere drangen durch beide österreichische Treffen bis zu der österreichischen Nachhut durch, doch hier erlahmte ihr Siegesritt. Sie wurden von allen Seiten eingeschlossen, gesprengt, beider Adler gingen verloren, und der noch übrige Rest ward schließlich mit dem sie führenden General Durosnel gefangen genommen. Die andern französischen Reiterregimenter waren von der österreichischen Kavallerie erst aufgehalten und schließlich unter schwerer Einbuße zurückgetrieben worden.

An Sieg war für die Franzosen nachher nicht mehr zu denken, sie konnten nur noch für ihre Rettung kämpfen. Zur Behauptung ihrer beiden Stützpunkte Aspern und Eßling wurden von ihnen die äußersten Anstrengungen aufgeboten.

Der erstgenannte Ort ward jedoch schon nach 8 Uhr Abends von dem österreichischen Regiment Benjowsky mit Sturm genommen, 21 Kanonen fielen dieser tapferen Truppe hier in die Hände. Eßling, von den französischen Garden mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kraft vertheidigt, trotzte dagegen allen noch so mannhaften Anstrengungen der Oesterreicher. Die Nacht brach endlich ein, doch erst nach zehn Uhr verstummte allmählig das bis dahin fortgesetzte Kanonen- und Gewehrfeuer. Die Franzosen hatten sich wenigstens einen freien Abzug erkämpft; unter Zurücklassung eines großen Theils ihrer Verwundeten, gingen sie auf Flößen und Kähnen bis zum andern Morgen auf die Insel Lobau über.

Der Verlust von beiden Theilen war im Verhältniß zu der Stärkezahl beider Heere ein ungeheurer zu nennen. Die Oesterreicher berechneten den ihrigen auf 87 Offiziere und 4199 Mann an Todten, 663 Offiziere, darunter allein 23 Generale und 60 Stabsoffiziere, und 15,561 Mann an Verwundeten, und 18 Offiziere, dabei der General Weber, nebst 829 Mann an Gefangenen. Vier ihrer Fahnen waren außerdem in feindliche Hände gefallen. Die Franzosen hatten über 7000 Todte nebst 5000 Verwundeten auf dem Schlachtfelde zurückgelassen und an gesunden Gefangenen waren außerdem von den Oesterreichern die beiden genannten Generale, 57 Offiziere und 2164 Mann eingebracht worden. Die sonstigen Trophäen bestanden in fünf Adlern und zwanzig

Kanonen. Die Zahl der in Wien aufgenommenen französischen Verwundeten soll nahe an 21,000 betragen haben. Allein 3000 Kürasse der französischen Eisenreiter wurden von der Wahlstatt aufgelesen und ward daraus von den Oesterreichern ein ruhmvolles Siegesdenkmal aufgerichtet.

Gemeinnütziges.

(Neues Waschverfahren). Das Würtembergische Wochenblatt für Land- und Forstwirthschaft macht mit einem neuen Waschverfahren bekannt, welches aus dem Elsaß stammt und in Hohenheim wie in Stuttgart seit einem Jahre sehr vortheilhaft angewendet wird, indem es große Ersparniß an Zeit, Arbeit und Holz gewährt, die Wäsche mit der fatalen Reibung viel mehr verschont und dennoch sehr rein und weiß macht. Dieses Waschverfahren, welches angewendet zu haben keine gute Hausfrau bereuen wird, besteht in Folgendem: „Man verkocht 2 Pfund Seife zu einem Seifenbrei, verdünnt diesen mit 25 Maß warmem Wasser, gießt dazu einen Eßlöffel voll Terpentingeist und zwei Eßlöffel voll Ammoniak (Salmiakgeist) und peitscht diese Mischung mit einem kleinen reinen Besen tüchtig durcheinander. Darein legt man die Wäsche, läßt sie darin 2 Stunden liegen, deckt den Zuber gut schließend zu und beginnt alsdann das Waschen. Ist Alles herausgewaschen, so bringt man die Wäsche in laues Wasser und hiernach in ein Blau-Wasser.“ Die obige Brühe kann man zwei Mal gebrauchen, wenn man sie wieder aufwärmt und dazu einen halben Eßlöffel Terpentingeist und einen Eßlöffel Ammoniak gießt.

Verschiedenes.

(Kaum glaublich, aber doch mathematisch richtig). Jüngst starb eine 75jährige Frau, die als ächte Kaffeeschwester renommirt war. Sie gestand es oft, daß seit sechszig Jahren der wesentlichste Theil ihrer Nahrung der Kaffee war. Wenn man nun annimmt, daß sie während dieser sechszig Jahre täglich ein Seidel Kaffee getrunken habe, was jedenfalls sehr wenig ist, so macht die Quantität des genossenen Kaffee's nicht weniger als 137 Eimer und 15 Maß. Diese Quantität in eine Grube geschüttet, würde hinreichen, um darin ein Pferd sammt dem Reiter zu ertränken. — Nimmt man an, die gedachte Kaffeetrinkerin habe täglich 1 Loth Kaffee und 2 Loth Zucker consumirt, so gibt dies 6 Centner 84 Pfund Kaffee und 13 Centner und 68 Pfund Zucker. Um diese Quantität zu transportiren, bedarf es nach der gewöhnlichen Norm einer Bespannung von 5 Pferden. So leistet selbst der unbedeutendste Mensch, wenn er lange lebt, immerhin Großes!

Ein Nürnberger Jude probirte seine beiden neu angeschafften Pferde, welche wirklich ihres Gleichen suchten. Er zog seine Uhr aus der Tasche, um zu sehen, in welcher Zeit sie in Fürth anlangen würden. Es war zwei Uhr, die Uhr aber ganz abgelaufen, ohne daß es der Jude gemerkt hätte. In Fürth angekommen, greift derselbe sogleich nach seiner Uhr, aber welche Verwunderung, er muß ausrufen: „Bei Gott! so sind mer von Nürnberg bis Fürth in gar nix gefahren!“

(Die Irren). „Hast Du ooch in der Zeitung jelesen, det der Pater Mathew die Irländer alle vom Schnapstrinken abjewöhnt?“ fragte ein Berliner Eckensteher seinen Genossen, als sie eben in eine Schnapsschenke traten. „Ja,“ erwiederte der Gefragte, „aber det genirt mir nich, det sind noch Irren (Iren); gescheite Leute, wie wir, die jießen einen uf de Lampe, det se nich auslöschen thut.“

„Ei, um Himmelswillen!“ rief ein junger Arzt, als er Voltaire noch spät Abends Kaffee trinken sah, „Sie trinken Kaffee? Kaffee ist ein langsames Gift!“ — „Sie mögen wohl Recht haben, daß es ein langsames Gift ist,“ erwiederte Voltaire, sich eine Tasse vollschenkend, „denn ich trinke es Gott sei Dank schon beiläufig durch sechszig Jahre.“

Auflösung des Räthsels in Nro 61:
Die Luft.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 63. Donnerstag, den 26. Mai **1859.**

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

Georg und ich halfen dem Greise in den Wagen, wo ich neben ihm Platz nahm.

Ich bin Ihnen für diesen Beweis Ihrer Nächstenliebe viel Dank schuldig, sagte er, denn das Gehen hätte den Zustand meines Fußes ohne Zweifel verschlimmert. Aber ich will mir das Eine merken, daß man in meinem Alter nicht mehr wie ein kleiner Knabe springen darf. Sie müssen wissen, daß ich 70 Jahre alt bin.

Ist es möglich? rief ich. Man sieht Ihnen ein so hohes Alter nicht an.

Ja, mein Herr, ich habe meine wohlgezählten 70 Jahre auf dem Rücken und war 1757 als Officier bei der Einnahme von Memel.

Der Greis hatte ein äußerst angenehmes Organ, und sein ganzes Wesen, der milde Blick seiner blauen Augen, der offene, biedere Ausdruck seines Gesichtes, sein freundliches Lächeln, die ehrwürdigen weißen Haare, kurz seine ganze Persönlichkeit erweckte in mir eine vertrauensvolle Sympathie.

Sie kommen wohl weit her? fragte er mich, als wir an der Barriere hielten, wo mein Paß verlangt wurde. Ja, ja, sagte er, als ich ihm die Provinz nannte, aus der ich kam, eine schöne Entfernung — 700 Werste zum Mindesten. Und darf ich Sie fragen, ob Sie sich in Moskau längere Zeit aufhalten werden? . . .

Drei Jahre als Secretär im Staatsrathe.

Ah, vortrefflich! Es ist recht gut, wenn ein junger Mann wie Sie irgend einen Beruf hat, denn der Müssiggang ist in großen Städten doppelt gefährlich. Sie werden wahrscheinlich bei einem Verwandten oder Freunde wohnen?

Ich habe einen Empfehlungsbrief an Herrn v. Dnieprowski.

An Alexis Dnieprowski?

Ja . . . Kennen Sie ihn?

Sehr gut. Aber Sie finden ihn jetzt nicht in Moskau; er ist seit einigen Wochen auf dem Lande und wird, wenn er nicht bereits abgereist ist, sich dieser Tage in ein deutsches Bad begeben.

Ist er krank?

Nein, er nicht, aber seine Frau . . . Aber Sie haben vielleicht außer Dnieprowski noch andere Freunde?

Ich bin mit noch einigen Empfehlungsbriefen versehen, aber ich glaube nicht, daß sie mir viel nützen werden.

In diesem Falle rathe ich Ihnen, sich um eine Privatwohnung umzusehen. Ein längerer Aufenthalt in einem Gasthause ist ebenso gefährlich als unangenehm. Dies wird Ihnen auch Ihr Vater gesagt haben.

Ich habe weder Vater noch Mutter mehr.

Armer Junge! murmelte der Greis.

Vorwärts! rief in diesem Augenblick der Unterofficier, der meinen Paß visitirt hatte, und der Wagen setzte sich in Bewegung, um die Barriere zu passiren und mich in das Innere der Stadt zu bringen.

4.

Wo wollen Sie absteigen? fragte mich der Postillon, als wir die Barriere hinter uns hatten.

In einem Gasthause, rief ich ihm zu.

In welchem? . . . Es gibt unzählige.

Im besten.

Wir setzten Schritt für Schritt unsern Weg fort und kamen so bis ans St. Andreas-Kloster, wo mich der Greis halten zu lassen bat, da-

er nebenan wohnte. Zugleich kündigte mir der Postillon an, daß es eine reine Unmöglichkeit sei, mit den total erschöpften Pferden mehr weiter zu kommen, daß aber ganz in der Nähe ein Poststall sei, wo er sich andere Pferde verschaffen könne.

Nun, sagte der Greis, dann kommen Sie zu mir herein, bis der Postillon die andern Pferde gebracht hat. Sie werden bei mir jeden Falls leichter darauf warten können, als auf der offenen Straße.

Ich nahm den Vorschlag an und überließ den Wagen der Obhut meines Bedienten, während ich dem Greise meinen Arm gab, um ihn im Gehen zu unterstützen.

Wir kamen nach wenigen Augenblicken an ein freundliches hölzernes Häuschen mit grünen Läden, welches in einem sehr reingehaltenen Hofe stand. Von der mit Strohmatten belegten Hausflur traten wir in ein sehr einfach möblirtes Zimmer, welches übrigens einen äußerst wohlthuenden Eindruck auf mich machte, da es in allen seinen Einzelnheiten in der vortheilhaftesten Weise auf den Charakter seines Bewohners schließen ließ. Rings herum an den Wänden standen Büchergestelle, in deren Fächern ich bei genauerer Besichtigung fast lauter religiöse Werke fand. In einer der vier Ecken des Zimmers war der Schrank mit den Heiligenbildern, vor dem eine kleine silberne Lampe brannte; zwischen zwei Fenstern hing das Porträt eines russischen Generals, und diesem gegenüber stand ein Schreibpult, über welchem ein großes Crucifix angebracht war.

Was für eine große Bibliothek Sie da haben! rief ich aus, als ich mich neben dem Greise auf ein mit schwarzem Leder überzogenes Kanapee niederließ. Es ist ein wahres Glück, so viele Bücher zu besitzen!

Allerdings, wenn man sich dieselben nicht bloß als einen Gegenstand eitler Prahlerei anschafft. Es gibt Leute, die sich Bücher nur des Einbandes wegen kaufen, und Andere, die eine Bibliothek für ein todtes Capital halten. Aber ich sehe, daß Sie die Bücher um ihres Inhaltes willen lieben.

O gewiß, rief ich; Bücher sind meine Passion!

Der Greis lächelte.

Ja, sagte er, sie können unsere besten Freunde sein, aber viele unter ihnen sind auch gefährliche Feinde, die uns leicht zu verderben vermögen.

Und darf ich Sie fragen, fuhr ich fort, wen jenes Porträt vorstellt?

Es ist mein einstiger Commandant, der Feldmarschall Rumianzoff.

Ein berühmter Mann! sagte ich.

Ja in der That, erwiderte der Greis, ein großer Mann und dabei ein edles Herz. Eines Tages hatte ich mir im jugendlichen Leichtsinn einen schweren Fehler zu Schulden kommen lassen, der strenge hätte bestraft werden sollen; aber Rumianzoff hatte Mitleid mit meiner Unerfahrenheit und Jugend; er wurde namentlich gerührt, als er hörte, daß meine Eltern außer mir keinen andern Sohn hatten, und so begnadigte er mich und gab mir im väterlichen Tone die weisesten Rathschläge, die ich nie mehr vergaß.

Während dieser Worte blickte der Greis mit einem Ausdrucke der tiefsten Dankbarkeit das Bild seines Generals an. Dann fuhr er fort, mir aus seinem frühern und aus seinem gegenwärtigen Leben Episoden zu erzählen, wobei er eine Einfachheit des Herzens und eine Rechtlichkeit der Gesinnungen an den Tag legte, die mich immer mehr und mehr für ihn einnahmen. Ich erfuhr, daß er Constantin Sergewitsch hieß, daß er Oberst außer Dienst sei, und von seiner Militärpension lebe, die er nach so und so viel Schlachten und Feldzügen gewiß ehrlich verdient hatte.

Mütterliche Eifersucht.

(Fortsetzung.)

3.

Als am folgenden Morgen die beiden Knaben in das Frühstückszimmer geführt wurden, um ihren Großvater zu begrüßen, nahm Mrs. Archer den kleinen Robert auf den Schooß. Es war die Tigerin mit ihrer Beute.

„Was für ein hübsches Kind"! sagte sie. „Sehen Sie nur sein schönes, seidenes Haar, Vater, wie es in der Sonne glänzt! Aber ist er denn immer so still, meine liebe Edith? Er verräth nicht die natürliche Lebendigkeit und Fröhlichkeit seines Alters".

„Er ist immer traurig", erwiderte Edith; „von mir konnte er natürlich nicht lernen zu lachen".

„Wir wollen ihm recht viel Unterhaltung verschaffen, um ihn aufzuheitern", versetzte ihre Schwägerin. „Komm', Kind, küsse deinen Großvater! Schlinge deine Arme um seinen Hals und sage ihm, wie lieb du ihn hast".

Robert blieb unbeweglich.

„Kannst du nicht küssen"? fuhr sie fort. „Lieber Karl, komme du her, küsse deinen Großvater und gib deinem Vetter ein gutes Beispiel".

Karl sprang augenblicklich auf seines Großvaters Knie und überschüttete ihn mit den Liebkosungen eines dreisten, gutherzigen Kindes.

„Jetzt mußt du es auch thun, Robert", wiederholte Mrs. Archer.

Allein Robert blieb unbeweglich sitzen, ohne auch nur die Augen zu seinem Großvater aufzuschlagen.

Eine schwere Thräne rann über Ediths Wange.

„Es ist meine Schuld", sagte sie, „ich habe ihn schlecht erzogen", und dann den Knaben auf ihren Schooß nehmend, ließ sie ihre Thränen auf die Stirn des Kindes fallen, das, anscheinend unempfindlich für den Schmerz der Mutter, ruhig an ihrer Brust entschlief.

„Versuchen Sie Roberts Schüchternheit zu beseitigen", sagte Mr. Livingstone.

„Ich will Alles thun, was ich kann", erwiderte Edith, „und vielleicht wird es mir gelingen, wenn Mrs. Archer mir die Mittel angeben will, durch die sie ihr Kind so heiter und so glücklich gemacht hat".

Während sie sprach, blickte die unglückliche Mutter auf Karl, der am Lehnstuhle seines Großvaters spielte, und ließ dann ihr thränenschweres Auge auf ihr eigenes schlummerndes Kind fallen.

„Er litt schon, noch ehe er geboren war", fügte sie hinzu. „Wir waren Beide sehr unglücklich; aber ich will mich bemühen, nicht mehr zu weinen, damit Robert eben so heiter werden möge, wie andere Kinder sind."

Zwei Tage verflossen, Tage voller Angst und Unruhe, geheimer Hoffnungen und Befürchtungen. Am Morgen des dritten brachte Mrs. Archer verschiedene Spielsachen in das Zimmer und legte sie den beiden Kindern vor. Karl ergriff sogleich einen Säbel und rannte unter lautem Freudengeschrei im Zimmer umher; Robert dagegen blieb schweigend und unbeweglich sitzen, das Spielzeug in der Hand behaltend, welches ihm hineingelegt worden war, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich damit zu unterhalten oder es zu beschauen.

„Halt"! sagte Mrs. Archer zu ihrem Vater, „nehmen Sie das Bilderbuch und zeigen Sie es Ihrem Enkel; vielleicht wird das seine Aufmerksamkeit erregen".

Mit diesen Worten brachte sie den Knaben zu Mr. Livingstone. Das Kind war ganz fügsam; es ließ sich zum Großvater führen und blieb wie eine Steinfigur da stehen, wo es hingestellt worden war.

Mr. Livingstone öffnete das Buch. Sein Gesicht trug einen ernsten, aber freundlichen Ausdruck. Langsam schlug er mehrere Blätter um, ließ jedes Bild eine Zeit lang liegen und betrachtete Robert, dessen Augen nicht einmal auf das Buch gerichtet waren. Noch einige Blätter schlug der alte Mann um und hielt dann inne; — das Buch glitt von seinem Knie auf den Boden hinab, und einige Augenblicke herrschte Todtenstille im Zimmer.

Mrs. Archer unterbrach sie zuerst. Mit leisem, aber festem Tone, der ihren inneren Triumph verrieth, sagte sie:

„Das Kind ist blödsinnig"!

Ein gellender Schrei antwortete ihr. Edith sprang auf, als wäre sie von einer Schlange gebissen worden, und den Knaben ergreifend, den sie krampfhaft an ihren Busen drückte, rief sie mit funkelnden Augen:

„Blödsinnig? blödsinnig? Weil er vom ersten Augenblick seines Lebens an unglücklich gewesen ist, — weil er nichts als Thränen gesehen hat und nicht so fröhlich spielen kann wie Ihr Sohn, den immer nur heitere Gesichter umgaben? Sie kränken die Unglücklichen! Komm', mein Sohn, laß uns gehen! Hier ist kein Herz für uns, kein Mitleid für unser Unglück zu finden"!

Das Kind dicht an sie gedrückt, rannte die unglückliche Mutter in ihr Zimmer, setzte es dort nieder und blieb vor ihm knieen.

„Mein Kind! mein Kind"! jammerte sie.

Robert legte seinen Kopf auf ihre Schulter.

„Ja"! rief sie halb freudig, halb verzweifelnd, „du liebst mich, du kommst zu mir, wenn ich dich rufe, und umarmst mich! Bisher sind deine Liebkosungen mir genügend gewesen und haben mich so glücklich gemacht, wie ich über-

haupt noch werden konnte! Aber das ist jetzt nicht mehr genug! Sprich, mein Liebling! Nur ein Wort des Trostes sage mir, — ein Wort des Trostes, um deine Mutter von Verzweiflung zu retten! Bisher sah ich nur in dir das Bild deines Vaters, dessen Verlust ich beweine; aber jetzt, Robert, muß ich Worte von dir haben. Siehst du nicht meine Thränen, meine Angst? Mein geliebtes Kind, ihm so ähnlich, sprich — sprich mit mir"!

Der Knabe blieb unbeweglich; die leidenschaftliche Ansprache seiner Mutter schien nicht den geringsten Eindruck auf ihn zu machen; nur ein geistloses, unnatürliches Lächeln lag verzerrend um seinen Mund.

Edith barg ihr Gesicht in den Händen und von Schmerz zerrissen, sank sie fast zu Boden: sie konnte sich die entsetzliche Wahrheit nicht länger verhehlen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Junot Andoche, geb. 1771, wurde in der französischen Revolution Grenadier. Als Napoleon im Lager vor Toulon war, verlangte er einen Sergeanten, der einige ihm zu dictirende Anordnungen fertig schreiben könne. Junot ward ihm geschickt und schrieb auf der Böschung einer eben aufgeworfenen Batterie, gegen welche die Feinde ein heftiges Feuer unterhielten. Eben war er fertig, als eine Kugel neben ihm einschlug und ihn ganz mit Erde bedeckte. „Schön," sagte er ganz gelassen, „da brauche ich keinen Streusand." Diese Kaltblütigkeit gefiel dem eben so kaltblütigen Napoleon. Er verlor den Sergeanten nie aus den Augen und es ist bekannt genug, daß dieser später bis zum Herzogsrange (von Abrantes) stieg.

Der alte Abraham a St. Clara verlangt von den Jungfrauen: sie sollen von Rechtswegen beschaffen sein wie die Tuck-Enten, welche sich unter das Wasser tucken, um den Nachstellungen zu entgehen. Ja, sie sollen sogar wie die Kröten sein, aber wohl zu merken, wie die Schildkröten, die da ihr Haus auf dem Rücken tragen, also immer zu Hause bleiben. Die Jungfrauen sollen sein wie die alten großen Folianten mit Schlössern, sonst geschiehet es gar bald, daß sie Eselsohren bekommen. Auch sollen sie sein wie ein Licht in der Laterne, denn außer derselben solches gar bald auslöscht.

Kästner hatte bei einem Manne, der als ein aufgeblasener und dabei sehr beschränkter Kopf bekannt war, Geschäfte. Der wackere Dichter wurde in ein Zimmer geführt, an dessen Wand zwei Bildnisse hingen, die den Herrn des Hauses als Kind und als Mann darstellten. Der vornehmthuende Herr ließ unsern Dichter etwas zu lange auf sich warten; dieser suchte sich nun die Langeweile damit zu vertreiben, daß er mit einer Bleifeder unter das erstere Bildniß schrieb:

„So sah der kleine Narr in seiner Jugend aus,"

und unter das andere:

„Und seht, im Alter ward ein solcher großer draus."

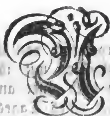
(Wirkung von Kälte und Wärme). „Welche Wirkungen haben Wärme und Kälte?" fragte ein Lehrer einen Schüler. „Die Kälte zieht zusammen, die Wärme dehnt aus." — „Recht so, könnt Ihr das durch ein Beispiel aus Eurer eignen Erfahrung belegen?" Der Schüler schwieg, seine übrigen Kameraden glotzten einander an. Endlich stand einer auf und rief: „O ja! Wenn's heiß ist, werden die Tage lang und wenn's kalt ist, werden sie kurz."

Wenn wir im Herbste mit bangen Herzen über die Stoppeln wandeln, dann wird uns wieder wohl, wenn eine dunkelgrüne üppige Saat aus der Erde quillt; und den Menschenbeobachter erhebt beim Scheiden trefflicher Greise der Hinblick auf eine aufblühende, kräftige Jugend.

Räthsel.

Mich braucht jede Bäuerin
Für ihrer Bäume reiche Gaben,
Es schämt sich keine Königin,
In ihrem Schlosse mich zu haben,
Allein, so schön ich oft auch bin,
Nimmt froh mich doch kein Jüngling hin.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



nterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 64. Samstag, den 28. Mai **1859.**

Humboldt's Scheiden.

Ein wundervoller Bau, in Pracht gegründet,
Stand auf vier hohen Pfeilern mächtig da;
Und Himmelsglanz war drinnen angezündet,
Daß man umstrahlt des Baues Wunder sah!
Und ringsum ward das Wunderwerk verkündet,
Es eilete herbei von fern und nah'
Der Schauenden ein wogendes Gedränge,
Und von den Wundern ward entzückt die Menge.

Doch umgestürzt vom wilden Sturm der Zeiten
Ein Pfeiler nach dem andern endlich ward;
Das Irdische muß Ewiges bereiten,
Der Geist zerstört den Staub, dem er gepaart. —
Ein Pfeiler doch steht fest im mächt'gen Streiten
Und hat sich kraftvoll stets im Kampf bewährt;
Und wie den Pfeiler auch die Stürm' umrasten,
Er trägt *allein* des ganzen Baues Lasten.

Und Alles staunet ob der mächt'gen Trümmer,
Und Alles staunet ob des Pfeilers Kraft,
Der ruhig glänzt in hellem Strahlenschimmer,
Der nicht in dem gewalt'gen Streit erschlafft.
Doch ach! auch Er behütet sich nicht immer,
Wird von der eignen Macht dahingerafft;
Denn all' sein Glanz entzündet sich zu Flammen,
In Feuer stürzt der mächt'ge Bau zusammen.

Da schwingt sich aus dem Flammengrabe prächtig
Ein Phönix hoch, der Zeit zum Trotz empor;
Der schüttelt sein Gefieder stolz und mächtig,
Und helle Strahlen schießen draus hervor;
Und Licht verbreitet er allnächtig,
Zum Jubelglanz der Tag sich ihn erkor.
So schwingt er *ewig* jubelnd sein Gefieder,
Und *ewig* strömt der Welt sein Glanz hernieder.

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

Ich blieb länger als eine Stunde bei diesem edlen Manne und theilte ihm auch meinerseits mit, welche Pläne und Hoffnungen mich erfüllten. Ich vertraute ihm auch meine Liebe zu Mariette an und verheimlichte ihm nicht, daß ich mehrere tausend Rubel bei mir hatte.

Ah, rief er, hüten Sie sich wohl vor schlechten Bekanntschaften! Sie sind offen, unerfahren und dabei reich — drei Eigenschaften, die Sie zur Beute listiger Gauner machen können. Jetzt, wo ich Ihre Verhältnisse kenne, rathe ich Ihnen mehr als je ab, sich in einem Wirthshause einzuquartieren. In Moskau gibt es wie in jeder anderen großen Stadt eine Menge Leute, die auf Kosten Anderer leben wollen und stets auf der Jagd nach Solchen sind, die sie betrügen können. Das wäre übrigens noch das Geringste, wenn diese Elenden nur Ihren Bankbillets allein gefährlich würden; das Schlimme liegt vielmehr hauptsächlich darin, daß Sie im Umgange mit derartigem Gelichter die Reinheit Ihres Herzens verlieren und nach und nach in Grund und Boden verdorben werden können. Ich habe einen alten Freund, in dessen Hause, wenn ich nicht irre, eine kleine Wohnung leer steht. Wenn Sie wollen, schreibe ich ihm, daß er Sie aufnehmen soll. Es ist ein Greis, der allein mit seiner Frau in ehrbarer Zurückgezogenheit lebt. Ich bin gewiß, daß er Ihnen gefallen wird. Sein Haus steht überdies in einem sehr angenehmen Stadtviertel.

Ich ging auf sein freundschaftliches Anerbieten ein und verließ ihn, um mich in das von ihm bezeichnete Haus zu begeben, wohin er mir an seinen Freund ein paar empfehlende

Zeilen mitgab. Wir trennten uns mit der gegenseitigen Versicherung, uns recht oft zu besuchen.

Unterwegs erzählte mir Georg, daß er sich inzwischen mit dem Bedienten des Obersten unterhalten und von demselben gehört habe, daß der Oberst ein vortrefflicher Mann, aber ein halber Narr sei.

Wie so? fragte ich.

Weil er so extravagantes Zeug macht, wie es ein vernünftiger Mensch nimmermehr zu thun im Stande ist. Seine Eltern hinterließen ihm bei ihrem Tode ein recht hübsches Vermögen, ungefähr 200 Bauern. Nun stellen Sie sich vor, was er damit machte. Er überließ Alles seinem Bruder und seiner Schwester. Sie haben Kinder, sagte er, und ich bin allein; in meinen alten Tagen werden sie schon für mich sorgen. Und so genießen nun sein Bruder und seine Schwester seine Revenüen, während er sich mit seiner kleinen Pension behelfen muß. Anfangs schickten sie ihm Lebensmittel, als sie aber sahen, daß der Oberst Nichts davon für sich behielt, sondern sein Getreide und seine Gemüse den Armen schenkte, so hielten sie sich nicht für verpflichtet, eine solche Verschwendung länger zu unterstützen. Was für ein Mann! . . .

Ich erwiderte Nichts auf die Mittheilungen meines Bedienten, denn meine ganze Aufmerksamkeit war auf das bunte Schauspiel gerichtet, welches sich meinen überraschten Blicken bot. Hier „der schöne Platz“ mit seinen herrlichen Palästen, dort der Kreml, jener unsterbliche Zeuge russischer Größe!

Ich fuhr mit den frischen Pferden, die mein Postillon sich verschafft hatte, von einer Straße in die andere und betrachtete mit immer zunehmendem Staunen, mit immer neuer Ueberraschung diese gigantischen Gebäude, dieses Leben und Treiben, diesen Luxus neben grenzenlosem Elend, diese scharfen Contraste, welche die erhabene Stadt bietet, die wir die heilige nennen. Endlich gelangte ich in das freundliche Viertel, welches man Biëloi Gorod, die weiße Stadt, nennt, und ohne Mühe fand ich das Haus von Prawikoff, dem Kaufmanne, welchem mich der alte Oberst empfohlen.

Er nahm mich aufs Liebenswürdigste auf und überwies mir drei Zimmer, die mich entzückten. Dieser Mann und seine ehrwürdige Frau waren ganz das, was Sergewitsch von ihnen gesagt hatte. Ich lebte glücklich mit ihnen, ohne daran zu denken, mich nach einer andern Wohnung umzusehen, bis ich eines Tages die verhängnißvolle Bekanntschaft eines Mannes machte, durch den ich beinahe um das ganze Glück meines Lebens betrogen worden wäre.

Während des ersten Jahres meines Aufenthaltes in Moskau lebte ich sehr zurückgezogen. Ich ging täglich mit großer Pünktlichkeit in mein Bureau und blieb Abends gewöhnlich zu Hause, wenn mich nicht irgend eine sehenswerthe Vorstellung ins Theater zog. Wie der Oberst mir gesagt hatte, war Alexis Dnieprowski, dem mich mein Vormund aufs Beste empfohlen hatte, mit seiner Frau in Deutschland; doch brachten mich die übrigen Empfehlungsbriefe meines Vormunds mit anderen Familien Moskaus in Verbindung, und nach und nach dehnte sich der Kreis meiner Bekannten so sehr aus, daß ich bereits im zweiten Jahre mit jungen Leuten zu verkehren anfing, die zwar ihrer Geburt und ihrem Range nach zur ersten Gesellschaft der Stadt gehörten, die aber durch ihre Lebensweise und ihre Grundsätze meinen ehrlichen Vormund nicht wenig erschreckt hätten.

Allmälig ließ ich mich von dem unter eleganten Formen versteckten Laster verleiten, und sog das feine Gift einer in geistreichen Epigrammen schimmernden Unmoralität ein, ohne es vorerst selbst zu gewahren.

Ich hätte mich geschämt, mit meinen Lippen den Becher gemeiner Freuden zu benetzen, ein rohes Treiben und Schwelgen in niedrigen Sphären ekelte mich an; allein ich lernte bald die Kunst, mit Kennerschaft Champagner und Bordeaux zu schlürfen und den wahren Sinn der in vergoldeten Salons geflüsterten halben Worte zu verstehen.

Noch liebte ich Mariette von ganzem Herzen, aber ich begann allmälig zu glauben, daß die Treue nicht zu den Tugenden des Mannes gehöre.

Wenn ich noch zur rechten Zeit anhielt, bevor ich in den Abgrund stürzte, dem ich mich mit so eiligen Schritten näherte, so verdanke ich dies zum Theil den festen Grundsätzen, welche meinem jungen Herzen eingeprägt waren und die mit aller Macht gegen die Verführung kämpften, zumeist aber auch den weisen Rath-

schlägen des Obersten, den ich trotz des Strudels der Vergnügungen, in welchen ich mich gestürzt hatte, noch immer sehr häufig besuchte.

(Fortsetzung folgt.)

Mütterliche Eifersucht.

(Fortsetzung.)

Von jenem Tage an ging jeden Morgen nur ein Kind in Mr. Livingstone's Zimmer hinab. Zwei Frauen waren zwar da, aber nur eine schien von Leben erfüllt zu sein, die andere sprach und bewegte sich wie eine Maschine. Die eine trug ihren Kopf hoch, und die andere ließ ihn auf die Brust herabsinken, um desto besser ihre Thränen verbergen zu können; die eine war schöner und glänzender als je, und die andere bleich und von Schmerz niedergebeugt. Der Kampf war zu Ende, Mrs. Archer hatte triumphirt.

Karl durfte unter Ediths Augen umher spielen. Es lag darin eine Grausamkeit, aber ihre Nebenbuhlerin that noch mehr. Ohne sich um die Pein zu kümmern, die sie der Letzteren dadurch zufügte, ließ sie den Knaben seine Aufgaben in Gegenwart des Großvaters und der Tante hersagen, und pries die Fortschritte, welche er machte. Schlau und berechnend ließ sie kein Mittel unbenutzt, was dazu dienen konnte, ihr die Erreichung des gewünschten Zieles zu sichern, und während sie der armen Edith süße Worte des Trostes zuflüsterte, hörte sie nie auf, das Herz derselben zu peinigen. Mr. Livingstone, in seinen liebsten Hoffnungen getäuscht, fiel bald in seine kalte Unempfindlichkeit zurück, die seinem Wesen eigen war, und obgleich stets höflich gegen seine Schwiegertochter, hatte er doch nie ein herzliches Wort für sie. Die arme Künstlerin konnte nur als Mutter seines Enkels einen Platz in seinem Herzen finden; allein dieser Enkel war für ihn bereits so gut wie todt. Er wurde immer finsterer und schweigsamer, und schien es bitter zu bereuen, daß er sich in seinem hohen Alter noch einmal von einer nutzlosen und zugleich peinlichen Gefühlserregung hatte hinreißen lassen.

So verstrich ein Jahr. Eines Tages ließ Mr. Livingstone Edith zu sich rufen und lud sie ein, neben seinem Lehnstuhl Platz zu nehmen.

„Hören Sie mich an,“ sagte er, und zwar mit Ruhe und Festigkeit. „Mein Wille ist, ehrenhaft gegen Sie zu handeln und Ihnen Nichts zu verhehlen. Ich bin alt und meine Gesundheit beginnt zu wanken. Es ist deßhalb nöthig, daß ich meine Angelegenheiten in Ordnung bringe und Bestimmungen über die Vererbung meines Eigenthums treffe. Die Erfüllung dieser Pflicht ist sowohl für mich wie für Sie peinlich. Ich will Nichts von meinem gerechten Unwillen über Ihre Verbindung mit meinem Sohne sagen; er wird durch Ihr Unglück entwaffnet. Ich wollte Ihren Sohn Robert als den meinigen lieben und ihn zum Erben meines Vermögens machen, aber die Vorsehung ist grausam gegen uns gewesen. Der Wittwe und dem Kinde meines einzigen Sohnes sollen nicht die Mittel fehlen, um sich alle Bequemlichkeiten und selbst alle Annehmlichkeiten des Lebens verschaffen zu können; allein es steht mir das Recht zu, einen Erben des Vermögens zu bestimmen, welches ich durch meinen eigenen Fleiß erworben habe. Als solchen setze ich meinen Enkel Karl ein. Ich bin jetzt im Begriff, nach Liverpool zurückzukehren und wieder an meine Geschäfte zu gehen. Begleiten Sie mich dahin, Edith; mein Haus soll das Ihrige sein. Es wird mir stets das größte Vergnügen gewähren, Sie als ein Mitglied meiner Familie zu sehen.“

Jetzt, bei dieser neuen Prüfung für ihre Festigkeit, fühlte Edith zum ersten Male den Kleinmuth schwinden, der sie seit dem Tode ihres Gatten stets niedergedrückt hatte. Ohne die geringste Bewegung zu verrathen, hörte sie ihren Schwiegervater ruhig an, und wenn sich in ihrer Haltung nicht der Stolz der Mrs. Archer ausdrückte, so war wenigstens die Würde des Unglücks darin unverkennbar.

„Gehen Sie,“ erwiederte sie, „ich werde Ihnen nicht folgen, denn ich mag nicht Zeugin von dem Untergang der gerechten Hoffnungen meines Sohnes sein. Ich glaube, Sie haben das verdammende Urtheil seines ganzen Lebens zu schnell ausgesprochen. Wer kann in die Zukunft blicken? Heißt das nicht zu schnell an Gottes Güte und Gnade verzweifeln?“

„Die Zukunft?“ wiederholte Mr. Livingstone. „Für mein Alter kann die ganze Zukunft im Laufe und der Dauer eines Tages liegen. Wenn ich überhaupt handeln soll, so

muß ich am Morgen handeln, und nicht erst abwarten, was der Abend bringen werde.“

„Wohl, so thun Sie das,“ entgegnete Edith. „Ich werde in die Wohnung zurückkehren, die ich inne hatte, ehe ich Sie kennen lernte, und zwar mit Ihrem Enkel, Herr Livingstone. Seinen Namen — sein einziges Erbtheil — kann ihm Niemand rauben.“

Acht Tage später verließ Edith das prachtvolle Gebäude, ihr Kind im Arme tragend, in demselben Zustande, in dem sie es vor Jahresfrist betreten hatte. Mrs. Archer begleitete sie bis zur Thür und affectirte ein Bedauern, unter welchem sie nur sehr schwach ihre innere Freude über das Scheiden der Nebenbuhlerin verhehlen konnte; während der aufrichtige Kummer in den Gesichtern der Dienstboten beurkundete, in wie hohem Grade sie sich deren Liebe in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes erworben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Nicht kann der äußre Glanz betäuben, wenn im Innern
Die Rachegeister an begangne Schuld erinnern.

Laß der Gewohnheit Macht wie einen Mantel dich decken.
Ist dir der Mantel zur Last, wohl dir, freierer Mann!

Verschiedenes.

Ein oberrheinisches Blatt erzählt aus Kolmar eine lustige Anekdote, deren Wahrheit es verbürgen will. Vor einigen Tagen kam ein Landmann mit einem kleinen mit Aepfeln beladenen Karren, der von einem Esel gezogen wurde, und faßte Posto an der Breisacher Vorstadt, um da den Ertrag seines Obstgartens in kleinen Portionen für 5 bis 10 Centimes zu verkaufen. Gegen Mittag reichte er seinem Esel eine magere Ration Heu, und ging auf ein Mittagessen aus, nach Verhältniß der geringen Summe, welche er am Morgen eingenommen hatte. Es bestand in einer Wurst für 10 und in einem Brödchen für 5 Cent. Damit setzte er sich auf die Deichsel seines Karrens, hinter seinen treuen langohrigen Gefährten. Er war eben im Begriff, einzubeißen, als ihm ein wohlaussehender Herr zurief: „Halt! Ich bin der Wurstinspektor; laßt sehen, ob Eure Wurst die verordnungsmäßige Größe hat!“ Sofort zog er ein Maß aus der Tasche und maß die Länge und die Dicke der Wurst. Er fand sie zu kurz und zu dünn, steckte sie daher in die Tasche und fragte den betroffenen Landmann nach der Adresse des Wurstlers, um ihn bei der Polizei anzuzeigen. Weiter maß der Inspektor auch das Brödchen, fand es ebenfalls zu klein, steckte es zu der Wurst und ging fort. Der ehrliche Obsthändler ging, nachdem er sich von seinem Schrecken erholt hatte, zu dem Wurstler, und bat ihn um Verzeihung, daß er unschuldiger Weise die Ursache einer Denunziation gegen ihn geworden sei, welche der Wurstinspektor gegen ihn erheben werde. Bei der naiven Erzählung des Vorfalls konnte sich der Wurstler nicht enthalten, laut aufzulachen, und sagte ihm dann, daß es in Kolmar keinen Wurstinspektor gebe, sondern daß ein Spaßvogel Scherz mit ihm getrieben und ihn leider um sein bescheidenes Mittagsmahl gebracht habe.

In der Jugend hat der Mensch Lust, fremde Länder zu sehen, im Alter sucht er lieber eigene Länder.

Jemand bemerkte, ein Küfermeister eigne sich am Besten zu einem Redner, weil er Alles reiflich überlege und faßlich darstelle.

(Lebenslang jugendlich). Ein Hannöversches Blatt meldete einmal, daß die Schauspielerin Mad. M*** lebenslänglich als jugendliche Liebhaberin angestellt worden sei.

Jugendfreunde sind so wie beim Menschen die Zähne, die im Jünglingsalter festsitzen, späterhin locker, und immer lockerer werden, bis sie zuletzt ganz ausfallen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 63:
Korb.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 65. Dienstag, den 31. Mai **1859.**

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

5.

Eines Tages machte ich in Gesellschaft von drei Freunden eine Lustpartie nach einem hübschen Dorfe in der Nähe von Moskau. Das Wetter war herrlich; wir saßen im Schatten einer riesigen Tanne bei einem vortrefflichen Frühstück und überließen uns in der heitersten Stimmung einer fröhlichen Conversation.

Zakamskoi, sagte der Prinz Diwinow, ein junger, geistreicher Mann, der seine Erziehung in Paris erhalten hatte, errathe, wem ich gestern begegnet bin?

Wie soll ich rathen? erwiderte der Angeredete. Kennst du nicht ganz Moskau?

Ein herrliches Geschöpf! . . . Sie hat sich nach dir erkundigt; wie es scheint, interessirt sie sich für dich . . . du wirst ihr ohne Zweifel deine Aufwartung machen.

Möglich; aber vorerst muß ich wissen, wen du eigentlich meinst . . .

So rathe. Du hast sie seit zwei Jahren nicht mehr gesehen; du und ich lernten sie in Wien kennen; sie heißt Nadina . . . Erinnerst du dich jetzt? . . .

Wie! Nadina Dnieprowski?

Sie selbst.

So ist sie also von ihrer Reise zurück?

Seit ungefähr einem Monat. Erinnerst du dich noch jenes Engländers in Karlsbad, der sich so sterblich in sie verliebte?

Wie könnt' ich ihn vergessen! . . .

Weißt du noch, wie er ihr alle Morgen ein Bouquet brachte?

Welches sie immer in seiner Gegenwart ihrem Manne gab.

Der arme Sohn Albions! Er war nahe daran, aus Kummer zu sterben.

Aber wenn ich mich recht entsinne, Prinz, so warst du auch von dieser stolzen Schönen sehr entzückt.

Ja, eine Zeit lang, ungefähr 14 Tage oder 3 Wochen. Ich machte ihr stark den Hof, dann kam es zwischen uns zu einer Erklärung . . .

Und sie bekannte sich besiegt? fragte ich gespannt.

Nein, mein lieber Alexander, versicherte Diwinow; sie bat mich um meine Freundschaft.

Armer Prinz! spottete Zakamskoi.

Ja, es war in der That ein harter Schlag, seufzte Diwinow.

Nun, und du hast dies so ruhig hingenommen — hast ihr nicht mit der Wuth einer verzweifelten Leidenschaft gedroht?

Wozu? . . . Es hätte ja doch weiter nichts genützt, als höchstens mich lächerlich zu machen.

So hast du also eine Frau gefunden, die deiner Liebenswürdigkeit widerstand und ihrem Manne treu blieb.

Das Letztere ist nicht der Fall.

Ah! das verändert die Sache. Und kennst du deinen Nebenbuhler?

Nein, ich weiß nur, daß Nadina eine geheime Liebe hegt. Wem sie aber ihr Herz geschenkt hat, konnte ich nie erfahren. Allein gleichviel, sie ist ein reizendes Wesen. So lebhaft, geistreich, graziös! Niemand wollte in Karlsbad glauben, daß sie eine Russin sei . . .

Ihr sprecht doch von der Frau des Alexis Dnieprowski? fragte ich.

Ja. Kennst du sie?

Nein, aber mein Vormund hat mir einen Empfehlungsbrief an Alexis mitgegeben.

Nun, den kannst du jetzt abgeben.

Es ist zu spät. Dieser Brief liegt schon

zwei Jahre in meinem Portefeuille und kann dort liegen bleiben, denn ich trage gar kein Verlangen nach neuen Bekanntschaften.

Nun, Neigoff, rief Zakamskoi, du sagst ja gar nichts. Bist du denn wieder ganz in deine Ideen vertieft?

Neigoff, ein junger Doctor von Dorpat, der bisher schweigend unter uns gesessen hatte, war eine bizarre Natur, ein Hypochonder voll mystischer Ideen à la Swedenborg, der nur in alchymistischen Träumereien lebte, astrologische Berechnungen machte und für Cagliostro eine abgöttische Verehrung kundgab.

Er ist ganz in das Anschauen der Gegend versunken, sagte der Prinz; für ihn sind unsere Gespräche von keinem Interesse.

Ja, erwiderte Neigoff, indem er die Asche von seiner Cigarre abstreifte, ich liebe es, in diesem bezaubernden Bilde die Werke der Natur zu bewundern. Diese Bäume in ihrem majestätischen Schweigen wecken als Zeugen einer langen Vergangenheit in mir die Erinnerung an Tage, die nicht mehr sind. Bei ihrem Anblick schweifen meine Gedanken von dem Jahrhundert ab, in welchem wir leben, von diesem Jahrhundert, wo nur Materialismus und Unglaube herrschen!

Der junge Mann befand sich wieder in seiner gewöhnlichen Stimmung, wo die geringste Anregung hinreichte, ihn in seine phantastische Traumwelt zu stürzen. Gereizt durch die spöttischen Bemerkungen und das ironische Lächeln des Prinzen, erklärte er uns, daß er selbst einer der Vertrauten Cagliostro's gewesen und von ihm in der Cabalistik unterrichtet worden sei. Er habe das Glück gehabt, mit dem berühmten Magier in Rom zusammenzutreffen und von ihm in eins der wunderbarsten Geheimnisse der schwarzen Kunst eingeweiht zu werden.

Und dieses Geheimniß besteht wohl darin, sagte der Prinz lachend, Steine in Gold zu verwandeln?

Nein, erwiderte Neigoff ernst, es besteht in der Macht, Geister zu beschwören.

Wirklich, rief Zakamskoi, und hast du schon von dieser Gewalt Gebrauch gemacht?

Nein.

Warum denn nicht? rief ich verwundert.

Weil Cagliostro selbst seiner Mittheilung beifügte, daß es gefährlich sei, sich dieser Gewalt zu bedienen, und weil ich nicht vergessen kann, daß dieser große Mann in den Kerkern der Engelsburg starb.

Was kümmert uns der Tod Cagliostro's! sagte Diwinow. Frisch auf, mein lieber Doctor! Zeige dich uns in deiner Kunst und citire den Fürsten der Hölle.

Prinz, wie magst du so freveln! rief Zakamskoi. Wie! du fürchtest dich nicht —

Vor Wem? Vor dem Teufel? Nicht im Geringsten.

Wie wollt Ihr, sagte Neigoff, den die sarkastischen Spöttereien des Prinzen verletzt hatten, daß Diwinow vor dem Teufel Furcht habe? Er glaubt an Nichts und gehört ihm bereits.

Wenn dem so ist, warum willst du uns nicht das Vergnügen machen, ihn erscheinen zu lassen? rief der Prinz lachend.

Neigoff zündete sich eine neue Cigarre an und ging, ohne Etwas zu erwidern, in den nahe liegenden Wald.

Welch origineller Mensch! sagte Zakamskoi.

Originell? entgegnete der Prinz. Da drückst du dich sehr gelinde aus. Sage lieber: welcher Narr! ...

Ich hörte Zakamskoi's Antwort nicht, denn ich hatte mich bereits auf den Weg gemacht, um dem Doctor zu folgen.

Höre, sagte ich ihm, als ich ihn eingeholt hatte, du hast mich so oft deiner Freundschaft versichert. Gib mir jetzt einen Beweis von derselben.

Neigoff sah mich mit einer gewissen Unruhe an und schüttelte den Kopf.

Du erräthst, fuhr ich fort, welchen Beweis ich fordere?

Vielleicht. Sprich!

Entdecke mir dein Geheimniß.

Wo denkst du hin?

Du hast meine Wißbegierde aufs Höchste gespannt.

Und du möchtest den Versuch mit einer solchen Gewalt machen?

Warum nicht? Wenn ich du wäre, hätt' ich es längst gethan.

Mein lieber Alexander, sagte der Doctor nach einer längeren Pause. Ich will dich nicht um das Glück deines Lebens betrügen. Ich kann dir dieses furchtbare Vermächtniß Cagliostro's überliefern, und ich gestehe, daß ich längst einen Mann zu finden wünschte, der

mir das schwere Gewicht dieses Geheimnisses abnehmen würde; aber weißt du, was du zu gewärtigen hast, wenn du davon Kenntniß hast?

Was denn?

Sieh mich an! Ich bin noch jung an Jahren und doch gleiche ich einem Greise. Nicht Krankheit, nicht das Alter haben meine Haare gebleicht und über meine Stirne diese Falten gezogen, sondern ein tiefes Seelenleiden, welches ich seit jenem unglücklichen Tage empfinde, an welchem Cagliostro mich zu seinem Vertrauten machte. Du glaubst vielleicht, daß mein ernstes, ja finsteres Wesen mir angeboren, daß es eine Folge meines natürlichen Temperamentes sei, . . . aber Dem ist nicht so. Es gab eine Zeit, die fröhlich für mich dahinfloß, wo mir das Leben heiter winkte, wo noch Nichts meinen ruhigen Schlaf störte. Seit jenem verhängnißvollen Momente aber, wo ich die Macht erhielt, der Natur in ihren geheimnißvollsten Kräften zu gebieten, gibt es keine ruhige Stunde mehr für mich. Tag und Nacht umgaukeln mich diabolische Gestalten, die neckend mir zum Vorwurf machen, daß ich wohl die Kraft besitze, sie zu beschwören, aber nicht auch die Kraft, mich von ihrer lästigen Gegenwart zu befreien; mein Gewissen läßt mir keine Ruhe, beständig klingt mir eine Stimme in den Ohren, die an meinen Frevel mich erinnert, und oft packt Verzweiflung meine Seele!

(Fortsetzung folgt.)

Mütterliche Eifersucht.

(Fortsetzung.)

4.

Indem Edith jenes Haus verließ, schied sie auch von den einzigen menschlichen Wesen, die sie auf Erden kannte und deren Theilnahme sie zu beanspruchen ein Recht hatte. Die Welt lag wüste und leer vor ihr.

Wenige Tage nach ihrer Entfernung kehrte auch Mr. Livingstone nach Liverpool zurück.

Man kann sich kein edleres, kein in höherem Grade von ruhiger Kraft durchwehtes Leben denken, als das war, welches Edith von dem Tage an führte, an dem sie in ihre ärmliche Wohnung und zu der Malerpalette zurückkehrte. Sie arbeitete emsig und nicht ohne Erfolg, aber sie vergaß auch nicht, oft und innig zu Ihm zu beten, der sie auf so geheimnißvolle und schmerzliche Weise in ihrem Kinde heimgesucht hatte, dessen Heilung oder Erleuchtung sie nur von oben erflehen konnte, da kein irdisches Mittel hiezu ausreichend schien. Während sie betete, ruhte häufig ihr Auge mit dem Ausdrucke warmen Glaubens auf seinen Zügen, als erwarte sie plötzlich das Licht darin erwachen zu sehen, das sie so inbrünstig erflehte.

Unmöglich ist es, die Anstrengungen zu schildern, denen Edith sich unterzog, um den seinen Geist umhüllenden Nebel zu zerstreuen. Kein Mittel ließ sie unversucht, durch das eine schlummernde Geistesthätigkeit erweckt werden konnte. Sie las ihm vor, sie spielte mit ihm und stellte Gemälde und Figuren jeder Art vor seine Augen; aber Alles, was er that, bestand darin, die letzten an ihn gerichteten Worte mechanisch zu wiederholen. Sie sprach mit ihm von der Gottheit und bemühte sich, ihn beten zu lehren; aber obgleich es ihr gelang, seine Hände zusammenzulegen, konnte sie ihn doch nie dahin bringen, seine Augen zum Himmel aufzuschlagen.

Eines Tages machte sie einen Versuch, der für sie selbst im höchsten Grade schmerzlich sein mußte. Sie erzählte ihrem Sohne von dem plötzlichen Tode seines Vaters, in der Hoffnung, dadurch wenigstens eine Thräne seinen Augen zu entlocken; allein noch während sie sprach, entschlummerte er. Thränen wurden allerdings vergossen, aber sie strömten aus Ediths Augen.

Inzwischen wuchs der Knabe schnell heran und entwickelte eine ungewöhnliche Schönheit. Wenn man ihn nur kurze Zeit sah, so war man geneigt, die Bewegungslosigkeit seiner Züge für natürliche Ruhe zu halten; allein an dem fortwährenden leeren Lächeln in seinem Gesichte sahen Diejenigen, welche ihn näher kannten, daß er wirklich „ein armer Blödsinniger“ war. Mütter ahnen selten, wie sehr sie sich darüber freuen sollten, ihre Kinder weinen zu sehen. In jeder Thräne liegt der Ausdruck eines Schmerzes oder eines Verlangens; sie ist das sichere Anzeichen, daß ein mit Bewußtsein verbundenes Leben im Kinde begonnen hat. Robert dagegen war immer still. Nur, wenn er lange von seiner Mutter

getrennt war, verrieth er eine gewisse Unruhe; und kam er wieder in ihre Nähe, so drückte er keine Freude aus — er wurde nur wieder ruhig.

In dieser schwachen Liebesäußerung fand Ediths Leben seine einzige Nahrung; sie verlieh ihr Kraft zu arbeiten, zu hoffen und zu warten.

So verflossen die ersten Jahre von Roberts Kindheit. Als er jedoch das achte Jahr erreicht hatte, ging eine traurige Veränderung mit seiner Mutter vor — sie hörte auf zu hoffen, und begann zu verzweifeln. Alle die bisher angewandten zärtlichen Mittel, seinen Verstand zu erwecken, gab sie auf und wurde noch trauriger und stiller als bisher; aber gleichzeitig nahm ihre Liebe zu ihm noch zu, insofern es überhaupt möglich war.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Die französischen Zeitschriften über Gartenbau zeigen eine neue wichtige Entdeckung in der Behandlung der Weinreben an, welche darin besteht, das Gebiet des sogenannten pomologischen Zauber- oder Befruchtungsringes auf den Weinbau anzuwenden. Man soll von dem innern Ende jedes Zweiges (Rebschenkels) einen schmalen Ring von Rinde hinwegnehmen, welcher rings um den ganzen Zweig herumlaufen und bis über den Bast hineinreichen soll. Diese Manipulation hat den Zweck, die Bildung des Blattes zu beeinträchtigen, und hierdurch das Wachsthum der Trauben zu befördern und ihre Reife mindestens um 14 Tage zu beschleunigen. Angestellte Proben, deren Produkte auf der Obst- und Traubenausstellung des vorigen Jahres zu Paris gezeigt wurden, haben an den vorgezeigten ganzen Stöcken dargethan, daß die Trauben von den geringelten Schenkeln um ein Beträchtliches größer waren, als diejenigen von den Zweigen, welche man nicht so behandelt hatte. Andere schlagen vor, anstatt des Ringelns des Zweiges, das zu Anfang August's geschehen muß, lieber einen Messingdraht ziemlich dicht um die bezeichnete Stelle zu legen, welcher mit der Drahtzange ziemlich scharf angezogen werden muß, so daß er einschneidet. Dieser Draht muß aber nach der Traubenernte wieder abgenommen werden, damit das Holz noch gehörig ausreifen kann. — In derselben Quelle wird auch der sogenannte Chilesalpeter (salpetersaures Natron) als gutes Düngmittel für Weinrebenspalier empfohlen.

Verschiedenes.

In Indien gibt es „weise Männer,“ von den gemeinen Leuten „Zauberer“ genannt, welche neben den bekannten Schlangenbeschwörungen auch Hexenproben anstellen, und eben so die Kunst besitzen, verborgene Diebstähle an das Tageslicht zu bringen. Das gewöhnlichste Mittel ist, daß sie die des Verbrechens Verdächtigen einen Mundvoll Reis kauen lassen. Diejenigen, welche schuldlos sind, bewerkstelligen dieses ganz leicht, während es dem schuldbewußten Verbrecher schwer wird, da Angst und Furcht dem Abergläubischen den Mund trocken machen und ihn hindern, den trockenen Reis zu zermahlen. Nach einigen Minuten läßt man Alle den Reis ausspeien, — bei wem er noch ganz ist, der hat gestohlen. — Ein anderes Verfahren besteht darin, die Verdächtigen einen nach dem andern unter einen freihängenden Mühlstein treten zu lassen, mit der Anweisung, den Stein zu berühren, indem der Zauberer verkündet, der Stein werde auf den Schuldigen herabfallen und ihn zerschmettern. Zuvor wurde aber der Stein mit Assa foetida bestrichen, und dieser hängt natürlich so, daß er leicht mit dem Kopfe berührt werden kann. Kommen dann die Verdächtigen aus dem Gemache zurück, in welchem die Probe gemacht wurde, so riecht der Zauberer an dem Kopfe eines Jeden und findet Den, welcher den Stein nicht berührte, leicht heraus.

„Wann legen sich die verliebten Neigungen beim schönen Geschlechte?“ fragte Jemand eine siebenzigjährige Matrone. — „Ja, das weiß ich nicht,“ versetzte diese, „darum müssen Sie eine ältere fragen.“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 66. Donnerstag, den 2. Juni **1859.**

Frühlingslust.

Auf den Bergen wohnt die Freiheit!
Nach den Bergen laßt uns ziehen!
Kommt heraus, heraus ins Freie!
Laßt die Sorgen all zurücke!
Wald und Felder blühn aufs Neue,
Alles lebt in neuem Glücke.
Drum soll auch in unsren Herzen
Frisch ein neues Leben blühen,
Und bei heitren frohen Scherzen
Wonne durch die Seele ziehen.

Auf den Bergen wohnt die Freiheit!
Nach den Bergen laßt uns ziehen!
Wo beim edlen Saft der Reben,
Wo beim hellen Becherklange
Man vergißt das Alltagsleben
Und sich neckt beim Rundgesange.
Laß uns mit den Herzen tauschen,
Heute sind wir alle Brüder.
Unsre Lieder sollen rauschen,
Rauschen unsre frohen Lieder!

Auf den Bergen wohnt die Freiheit!
Nach den Bergen laßt uns ziehen!
Alles prangt im Frühlingsglanze.
Hört ihr nicht das Waldhorn blasen?
Auf, mein Liebchen, komm zum Tanze
Auf dem weichen grünen Rasen!
Käfer schwirren durch die Lüfte,
Vögel singen in den Zweigen,
Blumen hauchen Balsamdüfte,
Keines will sich traurig zeigen.

Auf den Bergen wohnt die Freiheit!
Nach den Bergen laßt uns ziehen!
Ja hinaus zum kühlen Schatten,
Zum Concert im Gottes Haine!
Lagert euch auf grünen Matten
Und genießt die Luft, die reine.
Zu des Tages ernster Weihe
Laßt uns auch den Schöpfer loben!
Er gibt, daß sich Jeder freue,
Seinen Segen stets von oben.

Lambrecht. —et.

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

Während der Doctor so sprach, leuchteten seine Augen, und ein gemischter Ausdruck von Schmerz, von Angst und Schrecken zeigte sich in seinen Zügen.

Seltsamerweise kam mir nicht die Idee, daß der arme Neigoff der Spielball einer Hallucination sei. Ich glaubte an seine Mittheilungen, aber statt mich von meinem Begehren durch seine Vorstellungen abbringen zu lassen, erneuerte ich nur noch lebhafter meine Bitten. Es gibt Leute, die nicht in den Spiegel eines Wassers sehen können, ohne eine Art unwiderstehlichen Dranges zu empfinden, sich in die Fluthen zu stürzen. Ich fühlte in diesem Momente denselben Schwindel; ich sah die Gefahr und sehnte mich nach ihr.

Endlich besiegt durch meine Beharrlichkeit und meine Bitten, willigte der Doctor ein, mir sein Geheimniß zu enthüllen. Er nahm aus einer seiner Rocktaschen ein Papier und eine Bleifeder und schrieb einige Zeilen, die er mir sodann zustellte.

Du mußt dich, sagte er, am frühen Morgen auf einen verlassenen Leichenacker begeben, wo seit langer Zeit weder ein Begräbniß, noch irgend eine andere religiöse Feier stattgefunden hat. Dort ziehst du mit deinem Stocke zwei Kreise im Sand; in den einen stellst du dich selbst, während du in dem andern das Papier

verbrennst, worauf dir dann Satan erscheinen wird. Aber wenn du nicht in seine Gewalt kommen willst, so hüte dich, aus deinem Kreise zu treten, bevor du in irgend einer benachbarten Kirche zum Gottesdienste läuten hörtest. Und nun, eh' du deine unselige Neugierde befriedigest, überlege nochmals meine Worte, Alexander, und bedenke, daß der Einsatz in diesem Spiele das Glück deines Lebens ist.

Mit diesen Worten eilte er von mir hinweg, aber nicht zu unsern Freunden, sondern nach seinem Wagen, in welchem er bald meinen Augen entschwand.

Ich kehrte zu Diwinow und Zakamskoi zurück, die sich noch miteinander über die Excentricitäten des Doctors unterhielten. Einige Augenblicke später brachen wir zusammen nach Moskau auf. Meine Freunde gingen ins Theater; ich aber begab mich nach Hause und überließ mich den ganzen Abend hindurch meinen Betrachtungen und den seltsamsten Gedanken, die Neigoffs Mittheilungen in mir geweckt hatten. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Der Wunsch zu erproben, was an der Zauberkraft des Doctors war, besiegte in mir jede Furcht. Ich dachte unter Anderm auch, daß die ganze Geisterbeschwörung weiter nichts als eine Mystification sei, die sich der Charlatan Cagliostro mit der Leichtgläubigkeit meines Freundes erlaubt habe.

Um mein Vorhaben zur Ausführung zu bringen, bot sich mir nur eine Schwierigkeit, nämlich die, nach der Vorschrift des Doctors einen verlassenen Kirchhof zu finden, wo seit langer Zeit keine gottesdienstliche Ceremonie stattgefunden hatte.

Es begann bereits der Tag zu grauen und noch hatte ich kein Auge geschlossen. Um mich einzuschläfern, nahm ich meine Zuflucht zu einem biographischen Lexikon, welches grade zufällig mir zur Hand lag. Ich schlug aufs Gerathewohl den Artikel „Tavernier" auf und las: „Der berühmte Reisende kam nach Moskau zurück und starb daselbst im Monat Juli 1689."

Jetzt fiel mir ein, daß mir Zakamskoi eines Tages, als wir von diesem berühmten Manne sprachen, sagte: „Wahrscheinlich wurde er im kleinen Gehölze von Marinoï begraben, wo einst der Frembengottesacker war."

Nun ist mir geholfen! rief ich bei mir selbst. Dieser Leichenacker ist gänzlich vergessen. Das Gras wächst längst auf den Gräbern, und die vereinzelten Grabsteine, die noch da sind, dienen dem Volke von Moskau an seinen Festtagen zu Kochherden oder Sitzen.

Ich erhob mich, ließ meine Drowski anspannen und machte mich auf den Weg. In einiger Entfernung vom Gehölze ließ ich meinen Kutscher halten, stieg aus und begab mich zu Fuß an den Ort, der mir als geeignet für mein Experiment erschien.

Hier angelangt, blickte ich mich nach allen Seiten um. Ein kalter Schauer durchrieselte mich, den ich mir gerne durch die Einwirkung der Temperatur erklärt hätte, der aber in der That die Folge eines unbestimmten Gefühles von Furcht und abergläubischer Scheu war.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, aber der Himmel war klar und ohne Wolken. In der Ferne gewahrte ich einen Kirchthurm, der einige Dächer eines Dorfes überragte. Alles lag aber rings um mich her in tiefem Schweigen. Nichts regte sich in der ganzen Natur; nur in den Blättern der Bäume säuselte die Brise des Morgens.

Versuche Gott, deinen Herrn, nicht! rief die Stimme meines Gewissens. Zeige, daß du ein Herz hast! flüsterte mir die Eitelkeit zu, und ich besiegte meine Schwäche. Mit raschen Schritten trat ich an die Stelle, wo die Erde längst Dahingeschiedene barg; dann zog ich zwei Kreise, zündete in dem einen dürres Reisig an und sprang, während ich das vom Doctor mir übergebene Papier ins Feuer warf, in den andern Kreis, um mich gegen die etwaige Erscheinung zu sichern.

Die Flamme loderte hoch empor und verscheuchte die in der Nähe weilenden Vögel. Nur eine Eule blieb ruhig in den Zweigen des Baumes, an dessen Fuße ich stand, und erhöhte durch ihr Stöhnen den peinlichen Eindruck, welchen diese von mir hervorgerufene Scene auf meine Seele machte.

(Fortsetzung folgt.)

Mütterliche Eifersucht.

(Fortsetzung.)

Als Robert sein eilftes Jahr zurückgelegt hatte, trat die letzte Phase im Leben seiner Mutter ein. Groß und kräftig für sein Alter,

bedurfte er nicht mehr der fortwährenden Aufmerksamkeit und Pflege, welche seine Kindheit erfordert hatte. Er ging allein in den nachbarlichen Gärten umher, oder begleitete auch zuweilen die wenigen Freunde, von denen seine Mutter dann und wann Besuche empfing. Ihr Kummer fand nicht mehr, wie früher, Zerstreuung in ihrer angestrengten Thätigkeit als Wärterin; ihr Geschäft als solche war beendet. Dann geschah es, daß sich bei ihr die Wirkungen der lange Jahre fruchtlos fortgesetzten, erschöpfenden Bemühungen zeigten. Ihre Gesundheit begann zu wanken — die Auszehrung hatte sie als Beute erlesen.

Nichts kann die Angst schildern, welche sie bei jedem Gedanken empfand, Robert allein in der Welt, ohne Freunde, ohne Existenzmittel und ohne Beschützer, zurücklassen zu müssen. Alle ihre Kräfte bot sie auf, um zu leben; aber es war vergeblich, die erbarmungslose Krankheit machte täglich schnellere Fortschritte.

Als sie ihr Ende deutlich nahen fühlte, wollte sie Robert nicht mehr von ihrer Seite lassen; sie konnte keinen Augenblick ohne ihn sein.

„Bleibe bei mir," pflegte sie bittend zu sagen, und Robert, stets zufrieden in der Nähe seiner Mutter, weigerte sich nie, seinen Platz zu ihren Füßen zu nehmen. Dann ruhten ihre Augen unverwandt auf ihm, bis ein Thränenstrom sie verdunkelte, und sie, ihr Kind an die Brust drückend, in fast wahnsinnigem Schmerze auszurufen pflegte:

„O wenn doch die Seele, die meinen Körper bald verlassen wird, in den meines Kindes übergehen könnte, — wie glücklich würde ich dann sterben!"

Edith besaß zu viel wahre Religiosität, um an der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit ganz zu verzweifeln. Während sie dem Grabe mehr und mehr zusank und sich dem Himmel näherte, erwachten die Träume früherer Tage wieder in ihr. Es gab Momente, in denen sie von neuem die Hoffnung nährte, daß der Nebel um Roberts Geist doch noch einmal zerreißen werde. Aber ein trauriger Anblick war es, die arme Mutter langsam vor den Augen eines Sohnes hinsterben zu sehen, der sie nicht verstand und in ihren thränenreichen Umarmungen nur wahnsinnig lächelte.

„Er wird nicht um mich trauern," pflegte sie zu sagen; „er wird keine Thränen an meinem Grabe vergießen; er wird sich kaum meiner erinnern."

Eines Morgens ließ sie in früher Stunde den Geistlichen des Kirchsprengels zu sich rufen, welcher ihr bereits während der ganzen Dauer der Krankheit unermüdlich Beistand geleistet hatte. Unfähig, das Bett zu verlassen, deutete sie, als er kam, mit ihrer abgezehrten Hand auf einen theilweise beschriebenen Bogen Papier.

„Mr. Acton," sagte sie mit schwacher Stimme, „ich konnte nicht weiter schreiben; wollen Sie den Brief für mich beendigen?"

Das Schreiben lautete folgermaßen:

„Mein Herr! — Es sind dies die letzten Zeilen, welche Sie von meiner Hand empfangen. Während Ihrem vorgerückteren Alter Gesundheit wiedergegeben wurde, bin ich krank, — am Rande des Grabes. Ich lasse Ihren Enkel, Robert Livingstone, ohne Beschützer zurück. Ehe ich sterbe, muß ich ihn noch ein Mal in Ihr Gedächtniß zurückführen. Ich erbitte für ihn nicht sowohl einen Antheil an Ihrem Reichthum, als vielmehr einen Platz in Ihrem Herzen. Während seines ganzen Lebens hat er nur Eins verstanden, — die Liebe zu seiner Mutter. Dennoch muß ich ihn jetzt für immer verlassen! O, ich flehe Sie an, mein Herr, wenden Sie ihm Ihre Liebe zu! Er versteht nur Liebe! —"

Hier brach das Schreiben ab. Der Geistliche fügte hinzu:

„Mrs. Livingstone hat nur noch wenige Tage zu leben. Welche Absichten haben Sie in Bezug auf das Kind, das Ihren Namen trägt?"

Der auf diese Weise beendigte Brief wurde abgeschickt. Angstvoll erwartete die Sterbende den Erfolg. Sie konnte jetzt nicht mehr das Bett verlassen, und Robert, an ihrer Seite sitzend, hielt den ganzen Tag ihre Hand in der seinigen. Von Zeit zu Zeit suchte sie ihm zuzulächeln und begann, wie sie früher gepflegt, mit ihm zu sprechen, als hoffte sie, daß nach ihrem Tode vielleicht ihre Worte in sein Gedächtniß zurückkehren möchten. Sie ertheilte ihm Rath und Belehrung, wie sie einem im vollen Besitz des Verstandes befindlichen Kinde in ihrer jetzigen Lage ertheilt haben würde.

„Wer weiß!" sagte sie zu Mr. Acton;

„vielleicht wird er doch eines Tages meine Worte in sein Herz eingegraben finden.“

So verstrich eine Woche. Der Tod nahte sich ihr immer deutlicher, und so ergeben auch Edith unter dem Einfluße der Religion war, so konnte sie sich doch in manchen Augenblicken nicht des bittersten Schmerzes über die Trennung von ihrem Kinde und dessen ungewissem Schicksal erwehren.

Endlich kam ihr letzter Lebenstag. Die Sonne war eben untergegangen, Dämmerung erfüllte bereits das Zimmer, und sie lag auf dem Sterbebett, ihren Sohn im Arme haltend, auf dessen Stirn sie von Zeit zu Zeit unter bitteren Thränen einen Kuß drückte.

„Armes Kind!“ sagte sie; „was wird aus dir werden? O, höre mich, Robert, ich muß sterben, und dein Vater ist auch bereits todt. Du wirst in Zukunft allein sein; — du mußt zu Gott beten. Ich lasse dich in seinen Händen. Er, der über das geringste seiner Geschöpfe wacht, wird auch dich, die arme Waise, beschützen. Geliebtes Kind! blicke mich an, — höre mich! Suche zu verstehen, daß ich jetzt sterben muß, damit du dich einst meiner erinnern mögest.“

Ihre Stimme brach; sie konnte ihren Sohn nur noch krampfhaft an das Herz drücken.

In diesem Augenblick kam ein Wagen vor das Haus gefahren. Livingstone und seine Tochter, Mrs. Archer, stiegen aus und traten in das Haus. Kein Zeichen von Trauer sprach aus den kalten, strengen Zügen des alten Mannes, oder aus denen des selbstsüchtigen, stolzen Weibes, welches ihm folgte und gekommen war, um ein ihr willkommenes Ereigniß, das Verscheiden einer Nebenbuhlerin, mit anzusehen. Sie betraten Ediths einfaches, sauberes Zimmer, mit den ärmlichen Mobilien, — so verschieden von den Prachtgemächern im Hause ihres Schwiegervaters, die sie freiwillig verlassen hatte. Sich dem Bette nahend, unter dessen weißen Decken Edith, bleich, sterbend und doch noch immer schön, ihren Sohn an die Brust drückend, lag, blieben sie auf beiden Seiten desselben stehen; aber kein herzliches, tröstendes Wort hatten sie für das arme Weib, das flehend seine Augen zu ihnen aufschlug. Nur einige kalte Redensarten, bedeutungslose Phrasen kamen stotternd über ihre Lippen. Ueberzeugt, daß Edith sie weder sehe, noch verstehe, wandten sie kalt ihre Augen ab, um zu warten, bis die Sterbende verschieden sein werde, ohne auch nur das leiseste Gefühl von Bedauern und Mitleid in ihren Zügen auszudrücken.

(Schluß folgt.)

Denksprüche.

Im Blick des Bettlers ist die Bitte vorgetragen;
Verstehst du nicht den Blick, was soll der Mund dir sagen?

Verwirf nicht, was das Volk für Urtheil von dir spricht;
Denn wenn du viel verschmähst, so lobt dich Keiner nicht.

Verschiedenes.

Der Besitzer des Gasthofes „zum Kronprinzen“ in **Stuttgart** hat in allen Etagen seines Etablissements den electrischen Haustelegraphen an die Stelle der früheren Glockenzüge treten lassen, wodurch der Verkehr zwischen den Gastzimmern, dem Comptoir und dem Bedienungspersonale nunmehr mittelst des electrischen Stromes in ebenso angenehmer, als den Geschäftsgang erleichternder Weise bewerkstelligt wird. Die ganze Correspondenz wird ohne alle Mühe, Lärmen und Zeitverlust lediglich durch Berührung kleiner an Wandtafeln angebrachter Knöpfe vermittelt.

Samuel Johnson, der berühmte englische Kritiker, war oft sehr derb in seinen Aeußerungen. Einst war er bei der Lady H. zu Tische geladen. Es wurde unter Anderm auch Hotchpotch (eine Art von Ragout) servirt. Der Doctor ließ es sich sehr gut schmecken, als aber sein Teller leer war, sagte er zu der Wirthin: „Mylady, ich begreife nicht, wie Sie ein solches Gericht auf die Tafel bringen können, es schmeckt zwar gut, aber eigentlich ist es doch nur eine Schweinemast.“ „Lieber Doctor,“ fragte Ladi H. sarkastisch: „ist Ihnen noch eine Portion gefällig?“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 67. Samstag, den 4. Juni **1859.**

Wie treibt's die Welt?

Thu', was du willst; leb' recht und schlicht,
Leb', wie du willst auf Erden:
Dem Spott der Welt entgehst du nicht,
Ihr Tadel wird dir werden,
Ob dich der Purpurmantel schmückt,
Ob Armuth dich zu Boden drückt.

Trinkest du täglich deinen Wein
Und fährst mit stolzen Rossen:
Flugs jagt die Scheelsucht hintendrein
Und grübelt ihre Glossen:
„Stets kommt der Hochmuth vor dem Fall."
So hörst du's flüstern überall.

Verweilst du in der Kirche gern,
Dein Wissen zu vermehren,
Und, allen Werktagshändeln fern,
Mit Gott da zu verkehren;
Gleich höhnt manch aufgeklärter Christ:
„Den Mucker seht, den Pietist!"

Gibst du der Mode kein Gehör
Und gehst still deine Wege:
Schnell wird der Spötter buntes Heer
Ob deines Anzugs rege:
„Seht Jenen dort mit seinem Kleid,
Mit seinem Schnitt aus alter Zeit!"

Glaubst du nicht jedem Schelm auf's Wort,
Ziehst du manch sauberm Wichte
In deinem lieben Heimathsort
Die Maske vom Gesichte:
Stracks folgt der Schluß: „Welch Grobian!
Mit solchem Menschen fangt nichts an."

Raunst du nicht Schmeichelei'n in's Ohr,
Reichst du nicht süße Speise,
Und grüßest du das Basenchor
Nicht auf devote Weise:
Husch, rüttelst du ein Wespennest,
Das Keinen ungestochen läßt.

Rufst du dem Unrecht Recht nicht zu,
Willst du nicht duldend schweigen,
Und willst vor keinem Geldsack du
Dein Knie gehorsamst beugen:
Rasch heißt's von dir: „Den Hitzkopf seht;
Wie sich der Bettelmann da bläht!"

Sprichst du die Wahrheit keck und frei,
Und donnerst gegen Lüge;
Erhebst du, über Schurkerei
Entrüstet, ernste Rüge:
Dann reichet man dir gern zum Dank
Den Kelch, den Hellas Weiser trank.

Thu', was du willst; leb' recht und schlicht;
Leb', wie du willst auf Erden:
Dem Spott der Welt entgehst du nicht,
Ihr Tadel wird dir werden;
Doch handle recht und fürchte Gott,
Und trotz der Welt und ihrem Spott.

Lachen, im Mai 1859. J. H.....g.

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

So vergeht eine halbe Stunde — aber nichts erscheint. Ich warte noch eine halbe Stunde. Die ersten Strahlen der Sonne röthen den Horizont, im Dorfe beginnen die Leute ihr Tagwerk, der Rauch wirbelt aus den Schornsteinen, die Hunde bellen, hie und da erscheint ein Fuhrwerk auf der Straße, das Leben beginnt rings um mich her, aber nichts erscheint im Zauberkreise, wo die letzten Kohlen meines Autodafé's verglimmen.

Verdammter Doctor! rufe ich halb laut, er hat mich betrogen. Aber er soll sich nicht ungestraft über mich lustig gemacht haben!...

In diesem Momente, während ich ärgerlich über meine Leichtgläubigkeit aus meinem Kreise trete, höre ich hinter mir eine Stimme, die mich auf Französisch fragt: Wollten Sie wohl so gütig sein, mir zu sagen, welche Richtung ich einschlagen muß, um auf die Hauptstraße zu kommen?

Ich drehe mich um. Zwei Schritte von mir steht ein elegant gekleideter Mann von etwa dreißig Jahren. Diese plötzliche Erscheinung setzt mich in sprachloses Staunen. Der Fremde wiederholt seine Frage auf Russisch.

Die Hauptstraße, stammle ich endlich, ist ganz in der Nähe und ich bin eben im Begriff, mich nach derselben zu begeben, da mein Wagen dort auf mich wartet.

So erlauben Sie vielleicht, daß ich mich an Sie anschließe? sagte der Fremde in einem Tone, in welchem eine gewisse Bestimmtheit lag.

Wider Willen gab ich meine Zustimmung.

Wir gingen schweigend neben einander her. Ich betrachtete mir meinen unheimlichen Begleiter nun genauer, wobei eine eisige Kälte meinen Körper durchrieselte. Mir war es, als ob unter seinem modernen Hute ein paar Hörner versteckt sein müßten. Sein langes, mageres Gesicht, seine stark gebogene Nase, seine dünnen Lippen und seine stechenden Augen hatten nichts Verführerisches für Den, der ihn zum ersten Male sah; hingegen lag in seinem ganzen Wesen die Tournure eines Weltmannes, die allmälig beruhigend auf mich wirkte.

Ich glaube nicht, sagte ich, nachdem ich meine Fassung wieder erlangt hatte, daß ich schon einmal die Ehre gehabt habe, Ihnen irgendwo zu begegnen.

Ich bin erst seit drei Tagen in Moskau, erwiderte er, und kenne daher Niemand. Wir sahen uns also noch nicht. Man hat mir die Umgegend der Stadt gerühmt; ich wollte sie mir besehen. Jeder hat aber seinen eigenen Geschmack, und der meinige ist, auf Feldern und Wiesen, durch Wälder und Fluren zu einer Stunde umherzuirren, wo ich Niemandem begegne. So begann ich heute in aller Frühe meine Promenade und war nicht wenig erstaunt, Sie zu treffen.

Er lächelte bei diesen Worten so diabolisch, daß ich erbebte.

Welche Schande, dachte ich, wenn er gesehen hat, was ich that! . . .

Es schien mir, fuhr er fort, daß Sie sehr ernstlich damit beschäftigt waren, die Inschriften der alten Grabsteine zu lesen, die dort im Walde stehen.

Ja, erwiderte ich, ich suchte einige zu entziffern.

Und Sie waren ohne Zweifel nicht sehr erbaut von dem Unsinn, den Sie lasen; solche Steine enthalten alle ein und dasselbe, und in den meisten Fällen nur Lügen. „Hier ruhet meine geliebte Gattin", heißt es auf diesem, und die geliebte Frau war eine Xantippe; „Friede sei der Asche meines theuren Sohnes", steht auf jenem, und der theuere Sohn führte ein wüstes Leben und war ein Verschwender. — Aber hier ist die Straße, die ich nicht finden konnte, fuhr der Fremde fort, und dort steht mein Wagen. Wollen Sie nicht den Ihrigen nachfahren lassen und mit mir in die Stadt zurückkehren?

Entschuldigen Sie mich, entgegnete ich, von dem lebhaften Wunsche erfüllt, seiner so bald als möglich los zu werden, ich fahre nicht direct, sondern auf Umwegen nach Moskau zurück.

Er lächelte und blieb stehen, während ich meinem Kutscher winkte. Kaum aber hatte sich dieser auf den Bock gesetzt, als sich die Pferde hoch aufbäumten, durchgingen und endlich den Wagen umwarfen. Bauern eilten herbei, man hob meinen Kutscher auf, der glücklicher Weise nicht verwundet war, fing die Pferde ein, aber an ein Zurückfahren in meiner Drowski war nicht mehr zu denken, denn sie lag zertrümmert auf der Straße. Ich wollte nach einer Miethkutsche schicken, der Fremde drang jedoch so sehr in mich, in seinem Wagen Platz zu nehmen, daß ich mich endlich dazu entschloß. Ich stieg in eine elegante Wiener Kalesche, die mit zwei herrlichen Pferden bespannt war, und fuhr, wie ich nicht anders glaubte, in Begleitung des Teufels nach der Stadt.

Unterwegs erfuhr ich, daß mein Unbekannter Baron Broken hieß, daß er zwei Mal die Reise um die Welt gemacht und ganz Europa durchzogen habe. Er hatte Kenntniß mehrerer Sprachen, namentlich war ihm das Russische so geläufig, daß man ihn für einen gebornen Russen

hätte halten können. Von allen Sprachen, versicherte er mir, sei ihm die russische die liebste, wie er überhaupt für Rußland eine besondere Vorliebe habe.

Sei es nun, daß mich dieses Hervorheben meines Vaterlandes schmeichelte, oder hatten sonst seine eleganten Manieren etwas Anziehendes für mich, genug, ich fühlte, daß meine Abneigung gegen den Fremden allmälig gänzlich verschwand, so daß ich, als wir an meinem Hause hielten, ihn sogar einlud, mit mir Thee zu trinken. Er nahm die Einladung an.

Werden Sie lange hier bleiben? fragte ich ihn, während wir neben einander auf einer Causeuse Platz nahmen.

Ich weiß es noch nicht, erwiderte er. Wenn mir das Leben in Moskau gefällt, halte ich mich vielleicht einige Monate, vielleicht ein Jahr lang hier auf; gefällt es mir nicht, so verlasse ich Moskau vielleicht schon in den nächsten Tagen wieder. Bis jetzt konnte mich nur Paris zwei Jahre lang fesseln, und ich wäre noch länger dort geblieben, wenn mich nicht die neue Ordnung der Dinge gelangweilt hätte, die an die Stelle der lustigen Revolution getreten ist.

(Fortsetzung folgt.)

Mütterliche Eifersucht.

(Schluß.)

Ediths brechendes Auge haftete auf ihnen, und ein plötzlicher Schrecken ergriff sie. Jetzt zum ersten Male durchschaute sie Mrs. Archer's wahre Empfindungen, sowie die kalte Gleichgiltigkeit, den tiefgewurzelten Egoismus Mr. Livingstone's. Verzweiflung und Todesangst drückten sich in ihren Zügen aus, aber kein bittendes Wort richtete sie mehr an diese herzlosen Wesen. Mit krampfhafter Bewegung Robert dichter an sich ziehend und ihre letzten Kräfte sammelnd, rief sie nur:

„Mein Kind, mein armes Kind! du hast keine Stütze mehr auf Erden! Gott allein ist gut! Möge er dich beschützen!"

Mit diesem Sterberuf hauchte sie den letzten Athem aus. Ihre Arme fielen auf die Decken zurück, ihre Lippen blieben regungslos auf Roberts Stirn haften, und Edith lag todt vor den Augen ihrer gefühllosen Nebenbuhlerin, deren Sieg jetzt vollständig zu sein schien.

Mehrere Minuten lang herrschte tiefe Stille im Zimmer; Niemand sprach oder bewegte sich. Im Angesichte des Todes empfindet auch das kälteste und gefühlloseste Herz einen Ehrfurcht gebietenden Schauer. Mr. Livingstone und seine Tochter knieten am Bett ihres Opfers nieder. Nach mehreren Minuten erhob sich Ersterer und sagte zu der im Zimmer befindlichen Wärterin:

„Führen Sie den Knaben hinaus und folgen Sie mir. Ich werde Ihnen sagen, was mit dem Kinde geschehen soll."

Die Dienerin näherte sich Robert und versuchte ihn sanft aufzuheben und hinwegzuführen; allein er widerstand und klammerte sich fest an den Leichnam seiner Mutter. Sie wiederholte ihren Versuch, und Robert gab endlich nach und folgte ihr. Sein schönes Gesicht war in Thränen gebadet. Bis zu diesem Augenblick hatte er nie geweint. Alle Anwesenden waren stumm vor Erstaunen, und Keiner hinderte ihn, als er sich von Neuem auf den Leichnam seiner Mutter warf.

„Führen Sie ihn hinaus!" wiederholte endlich Mr. Livingstone.

„Ach, Herr, er weint ja!" entgegnete die Wärterin; „lassen Sie seine Thränen ungestört fließen."

Dann sich über ihn beugend und seine Hand fassend, fragte sie sanft:

„Warum weinst du, mein lieber Robert?"

Der Knabe erhob das Gesicht, aus dessen Zügen der tiefste Schmerz sprach, und antwortete mit leiser Stimme:

„Meine Mutter ist todt!"

Aus seinen Augen leuchtete ein plötzlich erwachter Verstand; seine Thränen flossen aus der Quelle eines bewußten Schmerzes, und seine Stimme war gebrochen, wie die eines leidenden Herzens.

„Ja, meine arme Madame hatte doch Recht," sagte die Wärterin; „man soll nie an der Güte und Gnade Gottes verzweifeln."

Mr. Livingstone traute seinen Augen kaum, und Mrs. Archer wurde so bleich, wie die vor ihr liegende todte Edith.

„Meine theure Mutter! — meine theure Mutter!" jammerte der Knabe, und dann jene letzten Worte ihres Mundes wiederholend, die er, wie sie richtig prophezeit hatte, einst in sein Herz gegraben finden sollte, fuhr er fort:

„Ich sterbe, mein Sohn. Dein Vater ist auch bereits todt; du wirst in Zukunft allein sein, — du mußt zu Gott beten!"

Er kniete nieder, faltete die Hände, schlug seine Augen zum Himmel auf, in denen jetzt keine Geistesleere mehr zu erkennen war, und rief: „Gott, Gott! erbarme dich meiner!"

Edith, obgleich todt zu den Füßen ihrer Nebenbuhlerin, war dennoch Siegerin. Jetzt war es Mr. Livingstone selbst, der seinen Enkel in die Arme nahm und aus dem Zimmer führte.

Es bleibt jetzt nur noch zu erwähnen übrig, daß Robert zu vollem Verstande erwacht, der Liebling und Abgott seines Großvaters wurde, dessen Zärtlichkeit für ihn sich vielleicht durch reuevolle Erinnerungen an die Vergangenheit steigerte. Der alte Mann lebte noch viele Jahre und fand sein einziges Vergnügen darin, die Erziehung und Ausbildung des Kindes seines früh verstorbenen Sohnes zu überwachen und für jedes mögliche Bedürfniß desselben Sorge zu tragen. Nach seinem Tode wurde Robert Universalerbe seines bedeutenden Vermögens.

Die ärztlichen Annalen enthalten vielfache Beispiele, in denen schlummernde Geistesfähigkeiten durch eine plötzliche, heftige Erschütterung erweckt wurden. Die hier geschilderten Thatsachen sind also einer natürlichen Erklärung fähig; allein die Armen, deren Helferin und Trösterin Edith, ihrer eigenen dürftigen Umstände ungeachtet, stets war, hielten an dem Glauben fest, daß die Bitte der sterbenden Mutter erhört worden und ihr scheidender Geist in den des Kindes übergegangen sei. Es ist ein schöner, rührender Glaube, und wenn wir ihn auch nicht theilen können, so dürfen wir ihn mindestens ehren.

Verschiedenes.

In Würzburg hat sich wieder ein großer Gaunerstreich herausgestellt. Vor einigen Monaten berichteten wir nämlich aus Würzburg, eine junge Seifensiederstochter habe bei einem Besuche in der Kiliansgruft einen reichen russischen Grafen so entzückt, daß er sich in sie verliebt habe und sie nun heirathen werde. Aus dieser ganzen russischen Heirath wird nichts, da es nur ein Geniestreich des bekannten Dr. Eylert aus Potsdam war, das unerfahrene Mädchen und deren Mutter durch großartige Vorspiegelungen zu ködern und einen kleinen Liebesroman zu spielen, der aber den getäuschten Eltern des unglücklichen Mädchens fast ihr ganzes Vermögen kostete. Die ganze Heirathsgeschichte zerplatzte als eine leere Seifenblase, und Herr Eylert hat sich bei Zeiten aus dem Staube gemacht.

New-Yorker Blätter fassen den Luxus der Frauen in Amerika statistisch auf, indem sie nach den Zolllisten den Aufwand derselben an Luxus-Gegenständen im Jahre 1856 auf 43,624,558 Dollars berechnen; eingeschmuggelt wurde ein Werth von mehr als einer Million, so daß der Gesammtbetrag gegen 45 M. Dollars oder 112 M. fl. ausmacht.

Kaffee soll, wie mich eine Frau versicherte, ein sehr gutes Getränk sein, es erhält munter und wach, und soll die Kraft haben, alle Geheimnisse einer nicht gar zu großen Stadt an den Tag zu bringen.

Zweisilbiges Räthsel.

Mag jeder Ehmann darnach streben,
Als Herr der Ersten stets zu leben,
Wie es mit Recht dem Mann gebührt;
Dann hegt die Frau nie den Gedanken,
Wenn er berauscht, ihn auszuzanken,
Ob sie auch Lust dazu verspürt.
Die Zweite ward in früh'ren Tagen
Oft bei der Schlacht vorangetragen,
Sie flößte Muth den Kriegern ein.
Sie zeigt sich heilig unsren Blicken;
Doch kann auch ihre Last uns drücken
Und dann im Unglück tröstend sein.
Das Ganze bricht des Friedens Siegel,
Statt Zärtlichkeiten gibt es Prügel
Im vielgepriesenen Ehestand.
Entschieden haßt's der Junggeselle,
Ja lieber geht er durch die Hölle,
Als mit dem Ganzen Hand in Hand.

Lambrecht. —el.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 68. Dienstag, den 7. Juni **1859.**

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

Ich sah meine neue Bekanntschaft mit wahrer Verblüffung an, als ich ihn von der gräßlichen Revolution, während welcher das Blut in Strömen geflossen und eine edle Königsfamilie gemordet worden war, wie von einer lustigen Begebenheit sprechen hörte. Bald gewahrte ich, daß diese Aeußerung nur die Einleitung zu noch entsetzlicheren Worten war. Ohne sich an meine Entrüstung zu kehren, oder ohne sie, wie es schien, im Eifer seines Gespräches zu bemerken, erzählte er mir lachend von den furchtbaren Blutmenschen, welche die Guillotine in Permanenz erklärt hatten, und schilderte die gräßlichen Scenen in Paris, Lyon, Marseille und andern Städten mit einer Leichtfertigkeit und in einem Tone, wie man etwa von den Scenen einer romantischen Oper und den Ermordungen spricht, die nach dem modernen Geschmacke der Civilisation in jeder Theatervorstellung vorkommen müssen.

Der tiefe Abscheu, den ich im ersten Momente meines Zusammentreffens mit dem Fremden gegen ihn empfunden hatte, bemächtigte sich meiner wieder, als ich ihn diese haarsträubenden Dinge auf eine so schreckliche Weise bespötteln hörte. Mehr als ein Mal, während ich ihm zuhörte, war ich nahe daran, mich zu bekreuzen.

Großer Gott! sagte ich zu mir selbst, ist es möglich, daß über menschliche Lippen solche Worte kommen? . . . Nein, nur ein Sohn des Satans kann so von den Gräuelthaten sprechen, mit welchen sich die französische Nation gebrandmarkt hat; nur ein Geist der Finsterniß kann sich in der Erinnerung an so viel Jammer und Unglück gefallen!

Der Baron sah ohne Zweifel den Eindruck, welchen seine Schilderungen auf mich machten, denn er hielt plötzlich inne und ergriff lächelnd meine Hand.

Beruhigen Sie sich, sagte er, ich war weder der Freund Robespierre's noch der Marat's und bin nicht so schlecht, als Sie wohl in diesem Augenblicke glauben. Aber ich habe die Welt kennen gelernt, ich habe so Vielen ihre heuchlerische Maske abgerissen, habe eine solche Menge von Leidenschaften in ihren geheimnißvollsten Tiefen ergründet, daß ich endlich so weit gekommen bin, über die Frevel und Laster der Menschheit wie Democrit zu lachen, statt sie zu beweinen. Aber ich sehe, Sie sind weder ein Freund der Politik noch der Philosophie, und ich möchte Sie nicht langweilen; aufrichtig gesagt, liebe auch ich weder die eine noch die andere. Lassen Sie uns also von etwas Anderem sprechen . . .

Und er begann nun über die verschiedenen Nationen, die er auf seinen Reisen kennen gelernt, mit so viel Geist und richtigem Urtheile zu sprechen, daß ich allmälig wieder mit gespanntem Interesse zuzuhören begann und immer mehr und mehr meine Abneigung gegen den gewandten Erzähler schwinden fühlte.

Wissen Sie, sagte er, nachdem er pikante Vergleiche zwischen den Frauen der nördlichen und südlichen Zonen angestellt hatte, daß Sie ausgezeichnet schöne Landsmänninnen besitzen? So lernte ich im vergangenen Jahre in Karlsbad eine Russin kennen, die gegenwärtig hier sein muß und die Sie vielleicht auch kennen. Man nannte sie im Bade nur die schöne Russin, die göttliche Nadina. Ihr Mann, der bereits ziemlich bejahrt ist, heißt Alexis Dnieprowski.

Ich kenne sie nicht, aber ich habe gehört, daß sie wieder hier ist, erwiderte ich.

Sie müssen ihre Bekanntschaft machen, fuhr Broken fort. Ich bin gewiß, daß Ihnen ihr Haus gefällt. Die Frau ist anbetungswürdig und der Mann ein so ehrlicher Tölpel, als man nur wünschen kann. Uebrigens ist er sehr gastfreundlich, gibt die herrlichsten Diners und ist immer der beste Freund von Allen, die seiner Frau die Cour machen.

Ich habe einen Empfehlungsbrief an ihn, sagte ich.

Ah, desto besser. Geben Sie ihn ab . . . oder warten Sie . . . ich will Sie ankündigen, denn ich mache heute selbst meinen Besuch; und morgen, wenn Sie es wünschen, führe ich Sie hin.

Aber ich weiß nicht, ob ein Brief, der vor zwei Jahren . . .

Was liegt an dem Briefe, unterbrach mich der Baron. Ihr Aeußeres, Ihre ganze Persönlichkeit ist der beste Empfehlungsbrief. — Wollen Sie morgen um 1 Uhr bei mir frühstücken? Wir trinken eine oder zwei Flaschen Champagner und gehen dann zur göttlichen Nadina. Es ist abgemacht, nicht wahr? Auf Wiedersehen also! Morgen um 1 Uhr!

6.

Am andern Morgen fand ich mich zur bestimmten Stunde beim Baron ein.

Welch liebenswürdige Pünktlichkeit! rief Broken, indem er mir entgegenging. Aber auch ich bin pünktlich; das Frühstück ist bereit, und Sie sollen mir sagen, was Sie von dem Champagner halten, der Ihnen servirt wird — ich habe nie einen ähnlichen in Paris getrunken. Vortreffliches Moskau! Um hier gut zu leben, braucht man weiter Nichts als reich zu sein.

Während er ein Glas von dem in der That ausgezeichneten Champagner schlürfte, fuhr er fort:

Ich war also bei Dnieprowski. Er und seine Frau erwarten Sie heute Abend. Er wird Sie mit seiner gewöhnlichen Artigkeit und seinen stereotypen Complimenten empfangen. Was seine Frau betrifft, so weiß ich nicht, ob Sie mit ihrer Aufnahme ebenso zufrieden sein werden. Sie ist oft sehr traurig. Von Allen, die sie kennen, ist der Mann der Einzige, der die Ursache ihres geheimen Kummers nicht kennt, und er würde sich halb todt lachen, wenn man ihm sagen würde: Ihre Frau liebt, . . . aber sie liebt nicht Sie, sondern einen Andern.

Und woraus schließen Sie, daß Frau v. Dnieprowski eine geheime Liebe hegt?

Weil sie romantisch und sentimental ist, und weil jede Frau mit diesen zwei Eigenschaften nothwendiger Weise lieben muß. Da nun ihr Herr Gemahl nichts weniger als liebenswürdig ist, so träumt sie von einem Andern. Nichts auf der Welt ist einfacher und natürlicher als Dieses. Ich sage, sie träumt von einem Andern; denn vielleicht hat sie den ihrer Liebe würdigen Mann noch nicht gefunden; vielleicht liegt der Grund ihrer Melancholie in einem unbestimmten Sehnen nach einem bis jetzt noch nicht verwirklichten Ideale, vielleicht in den heißen Wünschen eines unbefriedigten Herzens, und wer weiß, fügte der Baron schalkhaft hinzu, wer weiß, ob Sie nicht bestimmt sind, ihr eine neue Existenz zu gründen.

Ich erröthete.

Oh, oh! rief Broken, da zeigen Sie mir einen neuen Reiz, den ich bisher noch nicht an Ihnen kannte. Sie leben in der großen Welt, zählen 20 Jahre, sind ein prächtiger Junge, und Sie erröthen wie eine zarte Jungfrau . . . Nimm dich in Acht, Dnieprowski, nimm dich in Acht! . . .

Er hat Nichts zu fürchten, Baron, erwiderte ich, denn es fällt mir nicht ein, einer verheiratheten Frau den Hof zu machen. Ueberdies bin ich Bräutigam; ich liebe meine Braut, und obwohl wir getrennt von einander leben . . .

Broken unterbrach mich durch ein lautes Lachen.

Wirklich! wirklich! rief er, Sie lieben also auch? Ah, ich bitte Sie, sagen Sie mir, unter welchem Himmelsstriche der glückliche Erdenwinkel liegt, wo man noch so patriarchalische Tugenden bewahrt hat? . . . Wie! so und so viele hundert Werste liegen zwischen Ihnen und Ihrer Braut, und Sie wagen es nicht . . . O liebenswürdige Naivetät! . . .

Aber ich kann keiner andern Frau mehr gehören.

Die Zeitwörter »lieben« und »gehören« sind nicht synonym. Man liebt diese und gehört jener.

Wie, Sie glauben also, man könnte so sein Herz theilen?

Es handelt sich nicht ums Herz. Lassen Sie das Herz den Frauen; die Männer brauchen Nichts zu haben als Verstand!

Also nach Ihnen ist die Treue . . .

Treue! . . . das war Etwas für die ehema-

ligen Ritter! Denken Sie denn, daß die Natur Sie so reich mit Vorzügen ausgestattet hat, damit Sie Ihre Liebe ausschließlich nur einer Frau weihen? Vielleicht glauben Sie, daß die, welche auf Ihre Treue rechnet, aus Gram sterben wird, wenn sie sich von Ihnen verlassen sieht. Beruhigen Sie sich, mein Lieber, die Frauen sterben über solche Enttäuschung nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kriegsschauplatz in Oberitalien.

Das italienische Flachland wird, und wohl in vielen Fällen mit Recht, mit einem Sumpfwalde verglichen, der häufig durch Wasserzüge aller Art oder durch kahle Sumpfstrecken — Reisfelder — unterbrochen wird, und in welchem die Straßen fortgesetzte Dammdefileen bilden. Das Land ist fast durchgängig, wo es nicht zum Reisbau vorbereitet ist, mit Pflanzungen besetzt, Maulbeerbäumen, deren Reihen etwa 20 Schritte, deren einzelne Bäume 6-10 Schritte von einander stehen; Rebengewinde ziehen sich von Baum zu Baum. Zwischen den Alleen ist Getreidebau. Wo irgend möglich, sind Bewässerungscanäle aus den Berggewässern abgeleitet und auf die Felder vertheilt. Die Straßengräben dienen häufig als Wasserbehälter und sind dem entsprechend tief, breit und schlammig, so daß z. B. 1848 jede österreichische Brigade bei den Brigadepionnieren eine Laufbrückenequipage mitführen mußte, um Artillerie und oft genug auch die Truppen von der Straße wegbringen zu können. In allen Niederungen herrscht der Reisbau vor. Größere Strecken, oft von 4- bis 5000 Schritt Ausdehnung, sind mit einem Netze von kleinern und größern Dämmen durchzogen, so daß durch Anspannung der Canäle alle die einzelnen Behälter je nach dem Bedürfnisse des Reisbaues voll Wasser gelassen oder trocken gelegt werden können. Zu Zeiten des Wachsthums der Pflanze ist das Terrän ungangbar, im Winter dagegen oft ganz trocken.

Es scheidet sich also in zwei sehr verschiedene Theile, deren charakteristischer Unterschied in der gänzlichen Unübersichtlichkeit des einen und der freien Gestaltung des andern Theiles beruht, während beide die beschwerliche Gangbarkeit gemein haben. Die Artillerie ist hiernach äußerst beschränkt in ihrem Gebrauch; auf Straßen und in den Baumalleen, wenn sie gerade günstig laufen und lang genug sind, lassen sich Geschützzüge verwenden, Massen nur auf vorbereiteten Schlachtfeldern. Die Reiterei kann fast nur den leichten Außendienst versehen und in äußerst seltenen Fällen in größerer Zahl, als schwadronsweise, zur Anwendung kommen. In den Feldzügen 1848 und 1849 hatte jeder österreichische Brigadier 4-5 Adjutanten und Ordonnanzoffiziere, um die Gefechtsleitung seiner Brigade einigermaßen zu ermöglichen.

Das Hügelland zwischen Alessandria und Turin ist in anderer Weise bebaut, aber eben so schwierig und aufhältlich. Hier sind es die Mauern, die auf großen Strecken jedes Grundstück umgeben, jeden Weg zum engen Defilee machen, jede Uebersicht hindern und jedem raschen Vorgehen lästige Hemmnisse anheften. Es ist aber hier doch leichter zu schlagen und zu manövriren, als in der Ebene; namentlich ist man weniger von den elementarischen Ereignissen abhängig.

Die Städte sind überall massiv und zusammenhängend gebaut, vielfach noch mit alten Mauern umgeben, leicht zu vertheidigen. Die Dörfer vertheilen sich fast überall in einzelne Höfe und Landhäuser, die sich hie und da dichter um den Kern einer Kirche gruppiren, dann wieder seltener werden. Auch die Höfe sind massiv und vielfach ummauert, zur Vertheidigung geeignet. Die Flußlinien nehmen eine hervorragende Stellung auf dem sardinischen Kriegsschauplatze ein.

Der Po. Schon bei Turin hat der Po an 700 Fuß Breite und ziemliche Tiefe. Er ist wasserreich, von ansehnlicher Geschwindigkeit (bis 10 Fuß in der Secunde), fließt häufig zwischen bebuschten Ufern, zeigt wenige Inseln und bewahrt im Ganzen, trotz seiner Größe, den Charakter des Gebirgsflusses. Seine Ufer wechseln und sind selten fest begränzt; sein Bett ist nach jedem Hochwasser anders formirt. Bis Casale ist das rechte Ufer von Hügeln begränzt. Von da an tritt der Po in das Niederungsgebiet ein; sein Lauf wird gemäßigter, später geradezu langsam; er bildet zahlreiche, mitunter große Inseln und verliert den frühern Charakter des Regellosen derart, daß er bald sich nur noch zwischen hohen Seitendämmen bewegt, und

weiter unten sein Wasserspiegel bedeutend über die angränzende Ebene sich erhebt. Die Breite wächst auf 1000, 1200, 1500 Fuß.

Abwärts Casale bilden auch die einfallenden Seitengewässer schon schwierige Delta's, und erhöhen dadurch noch die Hindernisse, die Strom und Land schon dem Ueberschreiten entgegensetzen.

Die Dora Baltea, die Sesia, die Agogna, der Tessin, dann auf der rechten Seite der Tanaro, die Scrivia, sind sammt und sonders von einem und demselben Charakter, dem der Gebirgsflüsse. Breites, äußerst unregelmäßiges Bett; im Sommer fast leer, wenigstens allerorts watbar, und durch die Kanäle noch mehr geplündert; in nasser Zeit schwierig, reißend, und selbst mit Hilfe von Kriegsbrücken schwer zu überschreiten; — so richtet sich ihr Werth ganz nach dem augenblicklichen Zustande, und was heute eine treffliche Anlehnung war, ist morgen Null.

Gemeinnütziges.

Eine ganz vortreffliche Copirtinte, welche der aus England um schweres Geld bezogenen an Farbe und Güte kaum nachsteht, überdieß sehr wohlfeil und von Jedermann leicht anzufertigen ist, auch weder Gummi noch Zucker als Verdickungsmittel enthält, bereitet man, nach Angabe des Professors Böttger, ganz einfach auf folgende Weise: man koche in einer Porcellanschale 1 Gewichtstheil Alaun, 2 Gewichtstheile Kupfervitriol und 4 Gewichtstheile Campecheholzextract mit 48 Gewichtstheilen Regenwasser, bis eine vollständige Auflösung genannter Ingredienzien eingetreten ist. Sodann filtrire man das Ganze durch dichte Leinwand oder graues Filtrirpapier. Das violett röthlich gefärbte Filtrat, das heißt die nunmehr zum Gebrauche fertige Tinte fülle man in gut zu verschließende Gläser, und halte diese auch beim Nichtgebrauch stets geschlossen, um einem Dickwerden und einer Schimmelbildung vorzubeugen. Die beim Schreiben anfänglich etwas blaß erscheinenden Schriftzüge nehmen in ganz kurzer Zeit eine intensiv schwarzblaue Farbe an. Eine von solchen Schriftzügen genommene Copie erscheint anfangs zwar gleichfalls etwas blaß, wird aber auch schon in wenigen Minuten intensiv dunkelblau.

Denksprüche.

Glücklich lebt mit Wenigem, dem der Väter Salzgefäß erblinkt auf geringem Tischlein,
Dem nicht Furcht, nicht schnöde Begier den leichten Schlummer hinwegführt.

Beiden Geschlechtern verlieh die Natur obsiegende Stärke:
Ihrer zerstörenden Macht gleichet der männliche Trotz;
Wie die anhaltende Kraft der Unsterblichen, Alles beseelend,
Sanft, wie des Frühlings Hauch, wirket der weibliche Sinn.

Verschiedenes.

(Die Erfindung des Luftballons.) Chambre erzählt in seinen Erinnerungen, wie Montgolfier auf seine Erfindung des unten offenen, mit warmer, verdünnter Luft angefüllten Ballons gebracht worden sei, was den Liebhabern der Krinoline zu einer gewissen Befriedigung gereichen wird. Eine Wäscherin nämlich in der Rue aux Juifs dans les Marias stülpte einen nassen Unterrock über ein Korbgestell und setzte dieses zum Trocknen auf einen heißen Ofen. Um alle Wärme gehörig aufzufangen, zog die Wäscherin das Gürtelband des Rocks oben zusammen und schloß somit die Oeffnung für die Taille. So wie nun bei fortgesetzter Heizung des Ofens die Luft sich innerhalb des vom Rock bedeckten Korbgestells verdünnte, fing dieses zu hüpfen an und stieg endlich bis an die Decke des Zimmers zu allgemeiner Verwunderung der Wäscherin und ihrer Nachbarinnen. Zufällig war auch Montgolfier, der Papiermacher von Annonay, zugegen, in dessen erfinderischem Geiste der Vorgang zündete und der bald begriff, daß ein Papierballon, unter dem man Feuer anmache, nicht minder steigen würde, als ein Unterrock der Wäscherin. Er studirte emsig weiter, probirte fleißig und erhob sich endlich in die Lüfte.

Auflösung des zweisilbigen Räthsels in Nro. 67: Hauskreuz.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 69. Donnerstag, den 9. Juni **1859.**

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

Nichts wirkt stärker auf die Einbildungskraft eines jungen Mannes als die Sophismen, welche in einer freundschaftlichen Unterredung in scherzhaftem Tone mit einem Scheine von Wahrheit hingeworfen werden. Sie gleichen dem Gifte, welches uns eine zarte Hand in goldenem Becher reicht, und welches wir tropfenweise schlürfen, ohne den Tod zu ahnen, dem der verrätherische Trank uns überliefert. Hätte mein gefährlicher Freund mir in einem dogmatischen Tone die Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Grundsätze beizubringen gesucht, so würde ich mich mit Indignation von ihm abgewandt haben. Aber durch seinen leichten Ton, durch seine launige Suade, durch seinen Humor und seinen Witz verführte er mich. Ich hatte eine Schlange vor mir, aber eine unter Blumen versteckte. Ich war jung und leichtsinnig, doch hatte meine Seele noch ihre Reinheit bewahrt. Noch war mein Herz dem Laster verschlossen. Ich achtete die Frauen und glaubte den Worten meines Versuchers nicht. Doch ich getraute mir nicht, ihm zu widersprechen. Aus Furcht, von ihm für einen albernen Pedanten gehalten zu werden, ließ ich mich mit ihm nicht nur in keine Discussion ein, sondern hörte ihm mit beifälligem Lächeln zu.

Ich blieb zwei Stunden bei ihm. Während dieser zwei Stunden führte er fast allein das Wort. Er ging von einem Gegenstand zum andern über und ließ mich immer tiefere Blicke in seine philosophischen Ansichten thun. Kühner gemacht durch mein Schweigen, drückte er mir seine Ideen immer deutlicher aus und stürmte mit dem ganzen Arsenal seiner Epigramme auf meine jugendlichen Anschauungen ein, um mir allmälig als lächerliche Vorurtheile die Gefühle erscheinen zu lassen, die ich bisher für heilige gehalten. Ich erkannte das Mephistophelische seiner Worte, aber er sprach sie mit einer so weichen Stimme und drechselte seine Sätze so zierlich und geistreich, daß ich mich immer mehr und mehr für ihn eingenommen fühlte.

Als ich wieder zu Hause war, vergaß ich, daß am andern Tage die Post nach meiner Provinz abgehen sollte, und schrieb meiner Mariette nicht. —

Schlag 8 Uhr Abends kam Broken, um mich zu Dnieprowski abzuholen, in dessen Hause mich einzuführen er so sehr gewünscht hatte.

Wie sehr freut mich Ihr Besuch, sagte Nadina's Gemahl, indem er mir und meinem Begleiter freundlich bis an die Thüre seines Salons entgegenging, nachdem ein Laquai uns gemeldet. Ich hoffe, daß wir uns recht oft sehen, fuhr er fort, indem er meine Hand aufs Freundschaftlichste drückte. Aber kommen Sie, lassen Sie sich meiner Frau vorstellen, die sich darauf freut, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Ich sah mit einem Gefühle aufrichtigen Dankes den Mann an, der mich so liebenswürdig empfing. Er mochte ungefähr 50 Jahre alt sein, aber weder in seinem Aeußern noch in seinen Manieren und Worten fand ich die Albernheit, über die sich der sarkastische Broken gegen mich ausgesprochen hatte. Wir traten in einen zweiten Salon, wo eine Dame in einer einfachen, aber äußerst geschmackvollen Toilette stand.

Meine Frau, sagte Dnieprowski, indem er mich ihr entgegenführte.

Ich näherte mich ihr, um ihr nach damaligem Gebrauche die Hand zu küssen, als ein

Schreckensruf aus ihrem Munde mich plötzlich zurückhielt.

Um Gotteswillen, was ist dir, meine liebe Nadina? rief er; setze dich, setze dich! . . .

Es ist Nichts, stammelte Nadina, indem sie zu lächeln suchte.

Du bist plötzlich so blaß geworden. Fühlst du dich etwa unwohl?

Nein, nein, wiederholte die schöne, junge Frau, es ist Nichts. Es geht schon wieder vorüber, fuhr sie fort, indem sie sich auf einen Fauteuil niederließ. Es ist ohne Zweifel noch die Müdigkeit vom gestrigen Balle . . . Beruhige dich, es ist ganz vorüber.

Gott sei gelobt! rief der besorgte Gatte, du bekommst nun wieder Farbe. Wie du mir aber Angst gemacht hast!

Frau v. Dnieprowski bot mir neben sich einen Platz an und brachte das Gespräch mit jenen allgemeinen Phrasen in Gang, zu welchen man bei einer ersten Unterredung seine Zuflucht nimmt. Sie erzählte von den Reisen, die sie gemacht, vom italienischen Klima und den Schweizerbergen, von den herrlichen Gegenden des schönen Frankreichs und den eleganten Theatern in Paris. Während sie sprach, beobachtete ich sie genau, und es war mir, als sehe ich diese schönen schwarzen Augen, diese reichen Locken, dieses reizende Gesicht nicht zum ersten Male. Plötzlich tauchten bestimmtere Erinnerungen in mir auf und ich unterbrach sie mitten in ihren poetischen Schilderungen durch die Frage, ob sie nicht in der Nähe von Moskau ein Landhaus besitze.

Ja, entgegnete Frau v. Dnieprowski, das Wladimirschloß neben der Landstraße, ungefähr 20 Werste von hier.

Und Sie reiten?

Bei dieser Frage, die ich rasch nach meiner ersten stellte, erröthete Nadina und antwortete mit etwas schüchternem Tone:

Es sind ungefähr drei Jahre, daß ich sehr häufig ritt.

So waren Sie also jene Dame! rief ich lebhaft.

Sie erröthete von Neuem und in ihren Augen erglänzte eine solche Freude, daß ich mit nur einigen Erfahrungen mir hätte sagen müssen: Sie fühlt sich glücklich darüber, daß du sie wiedererkennst.

Meine liebe Nadina, sagte Dnieprowski, indem er sich seiner Frau näherte, die Gräfin Oslawski.

Nadina erhob sich, um eine Dame zu empfangen, die ebenso häßlich von Angesicht, als barok gekleidet war.

Ich trat wieder auf Broken zu, der in meiner Nähe stand.

Heute Morgen prophezeite ich Ihnen, daß Sie das Herz der schönen Nadina vielleicht wieder beleben würden, flüsterte er mir leise zu. Es war nur eine leichthin geworfene Vermuthung . . . Aber jetzt! . . . Glücklichster aller Sterblichen . . . Beim ersten Begegnen . . . Beim ersten Blicke! . . .

Halten Sie ein, Baron! rief ich, Sie sagen da Dinge!

Pardon, mein Lieber; ich stand hinter Ihnen; ich habe Alles beobachtet . . . und nun erst kann ich mit Recht sagen: Armer Dnieprowski, nimmt dich in Acht! . . .

Sie vergessen . . .

Was? . . . Daß Sie Bräutigam sind? Sie scherzen. Betrachten Sie doch diese Frau; kann man auf der Welt eine schönere sehen? . . .

(Fortsetzung folgt.)

Garibaldi.

Joseph Garibaldi ist am 14. Juli 1807 in Nizza geboren, widmete sich früh dem Seedienst auf der sardinischen Flotte und gab schon als Jüngling manche Probe von Muth und Kaltblütigkeit. 1834 conspirirte er sogar in Genua gegen das Land, in dessen Diensten er stand; es gelang ihm, sich nach Frankreich zu flüchten, von wo er sich in die Dienste des Bey von Tunis begab. Nicht lange gefiel es ihm an der Barbareskenküste; die Unruhe trieb ihn, ein weiteres Feld für seine Thätigkeit zu suchen. Die Kämpfe in den südamerikanischen Freistaaten zogen ihn unwillkürlich an; in Montevideo angekommen, trat er in die Marine der Republik Uruguay; sein unläugbares Talent verschaffte ihm bald das Oberkommando über das gegen Buenos-Ayres operirende Geschwader. Nach der anglo-französischen Intervention in Montevideo betheiligte er sich als selbstständiger Führer, bald an der Spitze einer pfeilschnellen Reiterei, bald an der einer unermüdlichen Infanterie, am Landkrieg gegen Rosas. So wurde er ein

vollendeter Guerillaführer. Die Ereignisse des Jahres 1848 riefen ihn nach Europa zurück. Er bildete eine italienische Legion, für deren Zusammensetzung es gewiß charakteristisch ist, daß Mazzini sich erbot, in dieselbe einzutreten, warf sich mit derselben nach Südtyrol und nahm am Krieg einen lebhaften Antheil, bis er nach der Capitulation von Mailand, der letzte, gezwungen ward, die Waffen niederzulegen. Damals war es, als er den östreichischen Truppen auf demselben Terrain, wo er jetzt wieder zu operiren denkt, gegenüberstand. Seine Gegenwart und die seiner phantastischen Schaar steht bei den Bewohnern der Orte am Langensee noch in frischem, unerfreulichem Angedenken. Es gelang ihm damals durch einen kühnen Zug, sich, trotz aller Tapferkeit und Raschheit der gegen ihn gesandten Truppen, über die Gebirge in die Schweiz durchzuschlagen. Nach Piemont zurückgekehrt, wurde er in die Kammer gewählt, und war in derselben der heftigste Gegner des Königs, den man im Rausch der Begeisterung das „Schwert und den Befreier Italiens" nannte, und bald darauf, als das Kriegsglück sich gegen ihn gewendet, in ächt italienischem Wankelmuth Verräther schalt und in Mailand mit Flintenschüssen begrüßte. Seine kühnsten Thaten verrichtete Garibaldi und seine Legion gegen dieselben Soldaten, an deren Seite er heute für die „Unabhängigkeit und Freiheit Italiens" kämpft. Es war im Jahr 1849, daß das republikanische Frankreich die Republik Rom bekämpfte. General Oudinot wurde am 30. April von ihm mit großem Verlust zurückgeworfen, und schon am 9. Mai in Palestrina von seinen 3000 Mann ein viel stärkeres neapolitanisches Corps geschlagen; auch im Gefecht von Velletri am 19. Mai gaben seine Schaaren den Ausschlag; in allen diesen Gefechten war er voran und wurde mehrmals verwundet. Bei dem allgemeinen Sturm der Franzosen auf Rom im Anfang Juni war seine Aufgabe die schwierigste; er zwang den Feind, welchen er nicht aus seinen Positionen vertreiben konnte, zu einer regelmäßigen Belagerung. Sollten die Franzosen den dreißigtägigen Widerstand, der hauptsächlich von ihm geleitet wurde, und namentlich die Bastion Nr. 8 (die Franzosen hatten sie schon erstürmt und besetzt, wurden aber mit dem Bajonnet wieder zurückgetrieben) vergessen haben? Endlich mußte die Stadt übergeben werden; noch im letzten Augenblick rieth Garibaldi zu verzweifelten Schritten: bald die Brücken zu sprengen und das Castell St. Angelo bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, bald die Stadt aufzugeben und sich mit aller Mannschaft in die Gebirge zu werfen und in einem andern Theil Italiens den Kampf fortzusetzen. Er drang nicht durch und mußte weichen. Am 3. Juli verließ er mit 3000 Blousenmännern die ewige Stadt, in die von der entgegengesetzten Seite Oudinot einrückte. Ein schwieriger, von den Oestreichern vielfach behinderter Marsch brachte Garibaldi durch Umbrien und das Hochgebirge des Apennin in den letzten Tagen des Monats in die Nähe der uneinnehmbaren Felsenburg S. Marino. Hier hoffte er sich halten oder wenigstens von den Oestreichern günstige Bedingungen ertrotzen zu können. Ein bunter Haufe war es, welcher am 30. Juli Abends am Fuß des Gebirges anlangte. Phantastisch ersonnene, regellose Trachten mit Heckerhut und wallendem Federbusch, mit grell dreifarbiger Schärpe, mit Dolch und Pistolen (so beschreibt sie ein Augenzeuge) — und in all dem theatralischen Flitterputz bleiche, vor Hunger, Ermüdung und Todesangst schlotternde Gestalten verlangten Einlaß in die Stadt. Der Capitano regente verweigerte denselben, Speise und Getränke sollten an der Grenze des kleinen Staates gereicht, sein Gebiet nicht verletzt werden; aber am folgenden Morgen erschien Garibaldi auf halber Höhe des Gebirges unmittelbar vor dem Stadtthor und drang ins Franziskanerkloster. Es gelang, die Schaar außer der Stadt zu halten; die Behörden sollten mit den östreichischen Heerführern vermitteln. Freier Abzug ohne Waffen und Kriegskasse wurde zugestanden, Garibaldi selbst sollte Auswanderung nach Amerika versprechen. Es mangelte noch die Bestätigung des obersten Commandanten; der Guerillaführer erwartete sie nicht. Ohne das Wissen seiner Schaar, die sich dann ergeben mußte, nur von seiner Frau, einer Creolin, die wenige Tage später auf dem Küstensand von Ravenna verschmachtete, und 200 der getreuesten Gesellen begleitet, entfloh er unter dem Schutze der Dunkelheit, gelangte ans adriatische Meer und schiffte nach Genua. Seine kriegerische Laufbahn war vorderhand geschlossen. Der verwegene Guerillaführer

wurde ein friedlicher Kauffahrer, der bald von New-York nach Californien, bald als Führer eines germanischen Schiffs nach China segelte, zeitweilig auch ein Truppencommando in Peru übernahm, endlich als Kapitän einer genuesischen Gesellschaft die afrikanischen Küsten befuhr, bis der berüchtigte Neujahrsgruß ihm aufs Neue das alte Feld der Thätigkeit öffnete.

Sonett.

Er ist dahin, der Welt- und Wunder-Weise,
Der Stern eines Jahrhunderts steht am Ziel;
Noch spät trat ein Komet in sein Asyl,
In seine letzten Archimedes-Kreise.

Seltsam! Den größten Bürger einte leise
Dem größten Krieger ein ironisch Spiel:
Wie in dasselbe Jahr ihr Anfang fiel,
Vollbrachten sie am gleichen Tag die Reise.*)

Doch welches Gegenbild am Horizonte:
Durch diesen war der Himmel tief ergraut,
Indeß die Welt sich unter jenem sonnte.

Er, der den Kosmos auf- und ausgebaut,
O wohl ihm, daß sein Auge brechen konnte,
Bevor es noch das Chaos angeschaut.

Verschiedenes.

Ein französisches Journal erzählt folgenden merkwürdigen Vorfall: Ein Pariser Bürger liebte seinen einzigen Sohn mit der zärtlichsten Hingebung, und ward dafür durch ein musterhaftes Betragen desselben belohnt. Da kam die Conscription, und der Sohn sollte unter die Fahnen treten. In voller Verzweiflung versuchte der Vater alle Mittel, ihn von der Militärpflicht zu befreien, und als keines half, nahm er sich selbst das Leben, weil — der einzige Sohn einer Wittwe militärfrei ist.

(Eine chinesische Todesstrafe.) Ein chinesischer Kaufmann, der Ermordung seiner Frau überführt, wurde dazu verurtheilt, durch Entziehung des Schlafes zu sterben. Zu diesem Zwecke wurde er in einen Kerker gebracht und unter die Aufsicht von drei Wächtern gestellt, die sich von Stunde zu Stunde ablösen mußten und ihm Tag und Nacht keine Minute Schlaf gönnen durften. So lebte der Unglückliche neunzehn Tage; dann aber wurden seine Martern so groß, daß er die Behörden anflehen ließ, ihn zu erdrosseln, zu hängen, zu köpfen, zu verbrennen, zu ertränken, kurz auf irgend eine Weise zu tödten, nur ihn nicht länger unter gleichen Qualen leben zu lassen.

Die Oesterreicher singen zur großen Trommel ein von den Wiener Freiwilligen ihnen zugesandtes Lied, aus dem wir einige ächt österreichische gemüthliche Verse mittheilen:

Uns ist der Kriegerstand nicht fremd;
Wohl fehlt uns Theorie,
Doch kennen wir die Praxis gut,
Und die verläßt uns nie:
Die Praxis heißt: nur dreingehaut,
Auf Gott und unser Recht gebaut.

Mit diesem Wahlspruch ziehen wir
Jedwedem Feind entgegen,
Verlassen uns auf unser Blut
Und auf des Himmels Segen.
Den Wiener, der für'n Kaiser ficht,
Verläßt der liebe Herrgott nicht.

Zuav' und Turco gilt uns gleich,
Wenn wir zum Kampfe zieh'n —
Die Masken kommen aus Paris
Und wir — wir sind aus Wien. —
Nur nicht viel schrei'n, — wir werden seh'n,
Wie viel auf einen Wiener geh'n.

So wie der feinste Burgunder, wenn er verdirbt, den schärfsten Essig gibt, so wird die verjährte Schönheit meistens die schärfste und beißendste alte Jungfrau.

Charade.

Mein Erstes warnt voll Ironie,
Drückt Neugier aus, Erstaunen und Verdacht;
Mein Zweites ist bei reiner Sympathie
Die Freundschaft und die Liebe nie.
Mein Ganzes ward in Noth gebracht
Durch eine große blut'ge Schlacht.

*) Humboldt und Napoleon: geboren 1769, gest. 5./6. Mai.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 70. Samstag, den 11. Juni 1859.

Im Frühling.

Der Lenz ist da, mit Siegsgepränge
Verkündet er des Winters Fall,
Begleitet durch die Freudensänge
Der Lerche und der Nachtigall.

Der Lenz ist da, in duft'gen Wellen
Weht uns sein Zauberodem an,
Die Blumen blüh'n, die Knospen schwellen,
Und grünend stehet rings der Plan.

Der Lenz ist da, im flücht'gen Reigen
Durchstreifet er die weite Flur,
Und tausend frische Blüthen zeigen
Uns seine segensreiche Spur.

Der Lenz ist da, die Lämmer springen,
Die Quellen sprudeln lebensfrisch,
Die Biene summt, die Vögel singen
Und in dem Wasser spielt der Fisch.

Der Lenz ist da, wohin wir schauen,
Ist unser Auge gleich entzückt
Von seiner Pracht, die Wald und Auen
So jugendschön und bräutlich schmückt.

Der Lenz ist da, hervor denn Alle
Aus eurer Stuben Dunst und Zwang,
Heraus in Gottes Wunderhalle,
In dieses Leben voller Klang!

Der Lenz ist da, wo ist der Sünder,
Der kalt für seine Herrlichkeit,
Nicht fröhlich grüße den Verkünder
Der sonnenschönen Blüthenzeit? —

Denn wo sich selbst die Mücke freuet,
Wo jeder Käfer lustig tobt,
Ist da ein Mensch, den es gereuet,
Daß auch sein Herz den Schöpfer lobt?

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke traten meine zwei Freunde, der Prinz Diwinow und Graf Zakamskoi in den Salon. Nadina nahm mit gleichgiltiger Kälte die Complimente des Prinzen hin, während sie sich gegen Zakamskoi viel freundlicher zeigte.

Ich komme eben von meiner Cousine, sagte der Prinz, und habe sie endlich überredet, sich im nächsten Sommer in eins der deutschen Bäder zu begeben. Sie konnte sich trotz der Vorstellungen ihres Arztes lange nicht dazu entschließen, aber ich habe ihr bewiesen, daß die Karlsbader Quellen Wunder wirken, wie dies an Ihnen zu sehen ist.

Aber welches Wunder hat denn Karlsbad an mir gewirkt?

Sie gingen als eine gefeierte Schönheit hin und kommen als Göttin zurück . . .

Nadina lächelte, aber ihr Lächeln war jenes, welches man nicht unbestraft lassen kann, wenn es von einem Manne kommt, welches man aber von einer Frau mit Beschämung hinnehmen muß.

Der eigensinnige Prinz wollte es nicht bemerken.

Ich schwöre Ihnen, rief er, daß ich nur die Wahrheit sage. Sie kommen von Deutschland schöner zurück, als Sie je waren, und wenn Sie mir nicht glauben . . .

Warum soll ich Ihnen nicht glauben? erwiderte Nadina wegwerfend. Sie wiederholen mir ja nun schon zum dritten Mal ein und dasselbe.

Es gibt Dinge, gnädige Frau, die man nicht oft genug wiederholen kann, entgegnete der Prinz, indem er seine Verlegenheit zu verbergen suchte.

Zum Glück bemerkte er in diesem Augenblick den Baron, welchen er in Paris kennen gelernt hatte. Er eilte auf ihn zu.

Wie! rief er, ist es möglich, Sie hier, Broken? . . .

Ja, Prinz, wie Sie sehen.

Aber man sagte mir, daß Sie in Paris gestorben seien?

Unter der Guillotine?

In der That. Einer meiner Freunde behauptete, daß er Sie im kritischen Momente selbst gesehen habe.

In welchem man mir den Kopf abschlug?

Ja, am Tage, wo Robespierre und St. Just fielen; er sagte sogar, daß Sie eine Anrede ans Volk vom Schaffot aus gehalten hätten.

Ich erinnere mich nicht aller dieser Einzelheiten.

Es war also eine leere Erfindung.

Nein, Ihr Freund erzählte Ihnen die Wahrheit.

Wie, die Wahrheit?

Ja, ich wurde guillotinirt; aber ein geschickter Arzt setzte mir den Kopf wieder auf die Schultern.

Ich sehe, daß Sie immer noch derselbe Spötter sind.

Ich bin immer noch derselbe artige Mann, Prinz; ich will lieber selbst lügen, statt Ihren Freund Lügen zu strafen.

Inzwischen füllte sich der Salon. Es wurden verschiedene Spielpartien arrangirt; ich betheiligte mich bei keiner, um mich wieder mit der Frau des Hauses unterhalten zu können, zu der sich auch der Baron, der Prinz und Zakamskoi stellten.

Ich hoffe, sagte mir Nadina, daß wir uns recht oft wiedersehen. Ich bin fast immer zu Hause, und wenn Sie vor der Gesellschaft einer leidenden Frau nicht zurückschrecken . . .

Vor einer Frau, rief der Prinz, die durch einen einzigen Blick das Leben geben und nehmen kann! . . .

Sagen Sie mir, fuhr Nadina fort, ohne dieses Compliment einer Antwort zu würdigen, Sie haben sich also für immer in Moskau niedergelassen?

Mein Aufenthalt ist nur noch von kurzer Dauer, erwiderte ich, denn die drei Jahre, welche zu demselben bestimmt waren, sind nun bald vorüber.

Und Sie wollen uns also wieder verlassen?

Was kann ich machen? . . . Ich habe Verpflichtungen!

Verpflichtungen?

Wir wurden hier in unserm Gespräche durch die Ankunft meines guten alten Obersten unterbrochen.

Gott sei gelobt! rief Sergewitsch, nachdem er Frau v. Dnieprowski begrüßt hatte, so sieht man Sie endlich einmal wieder! Sie Treuloser! fügte er hinzu, indem er mir freundschaftlich die Hand schüttelte, Sie haben mich also ganz vergessen? . . .

Während ich mich so gut als möglich zu entschuldigen suchte, entfernte sich Baron Broken, indem er ein heftiges Kopfweh vorschützte. Der Prinz, der umsonst in der würdigen Haltung und der ernsten Miene des Obersten Stoff zu seinen Sarkasmen suchte, trat zu einer andern Gruppe von Männern; Zakamskoi begann mit Sergewitsch ein politisches Gespräch, und so war ich wieder im ungestörten tête à tête mit Nadina.

Kennen Sie den Obersten schon lange? fragte mich Nadina.

Seit meinem Hiersein, entgegnete ich, und erzählte ihr die Art, wie wir uns kennen gelernt hatten.

Er ist ohne allen Zweifel ein höchst ehrenwerther Mann, fuhr Frau v. Dnieprowski fort. Mein Mann ist sehr befreundet mit ihm, und ich zolle ihm die aufrichtigste Achtung; aber er ist so streng in seinem Urtheile, so unnachsichtig, wenn es sich um unsere Fehler und Leidenschaften handelt, in seinen Augen sind unsere kleinsten Schwächen so große Verbrechen, und er verlangt von uns armen Frauen eine solche Vollkommenheit, daß ich ihn fast fürchte.

Sie setzen mich in Erstaunen, er kam mir immer so gut, so nachsichtig vor! . . .

Nein, er ist gerade das Gegentheil. Aber ich begreife dies. Wenn man alt wird, wenn das innere Feuer erlischt, so ist es ja natürlich, daß man Alles in einem ganz andern Lichte sieht. Er hat die Zeit längst vergessen, wo vielleicht auch sein Herz nicht immer auf die Stimme der Vernunft hörte. Diese alten Moralisten haben kein Gedächtniß . . . Aber à propos, weil gerade vom Gedächtnisse die Rede ist, wissen Sie, daß Sie mit dem Ihrigen

nicht groß thun dürfen? . . . Sie haben vergessen, daß es nun bald drei Jahre werden, als wir uns begegneten.

Auf der Landstraße nach Moskau, gnädige Frau, rief ich, wie können Sie glauben, daß ich es vergaß!

Sie sah mich mit einem so heitern Lächeln an, daß ihre Schönheit dadurch wo möglich noch erhöht wurde.

Ich, sagte sie, habe Sie im ersten Augenblick wieder erkannt, während Sie . . .

O zweifeln Sie nicht, daß auch ich Sie gleich wieder erkannte.

Ich log, ich, über dessen Lippen noch nie eine Lüge gekommen war. Aber ich war zwanzig Jahre alt und Nadina eine Schönheit! . . .

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mittagsmahl bei Peter dem Großen.

In einem Schreiben, das der Canonicus von Lüttich und Propst von St. Croix, Herr von Launage, an den Minister und Staatssecretär des Kurfürsten von Köln 1717 richtet, wird ein Diner beschrieben, das Peter der Große gegeben hat. Der Brief lautet:

„Am Freitag kam ich nach Spaa, wo der Czar sich gerade befand und in einem Zelte wohnte. Ich nahm mir die Freiheit, ihm ein Becken voll Kirschen und Feigen aus meinem Garten zu präsentiren. Das war ihm sehr angenehm; er machte sich sogleich darüber her, und, uneingedenk vermuthlich, daß er am Morgen seine einundzwanzig Gläser Wasser zu sich genommen hatte, verzehrte er, ehe man sich's versah, ganzer zwölf Feigen und etwa sechs Pfund Kirschen. Den Tag darauf erzeigte er mir die Ehre, mich zur Tafel zu bitten. Es wäre nicht halb recht, wenn ich Ihnen von dieser merkwürdigen Mahlzeit keine Beschreibung geben wollte, von der man mir sagte, daß Se. Majestät gewöhnlich so dinire. Die Tafel war eigentlich nur zu acht Couverts, aber man hatte das Geheimniß verstanden, zwölf Personen daran zu placiren. Der Czar saß oben an in der Nachtmütze und ohne Halsbinde, wir Uebrigen saßen längs um den Tisch hin, aber wohl einen guten Fuß davon ab. Zwei Soldaten von der Garnison trugen jeder eine große Schüssel auf, in welcher platterdings gar nichts war, außer daß am Rande irdene Näpfchen voll Bouillon standen, in deren jedem ein Stück Fleisch lag. Jeder nahm seinen Napf und stellte ihn vor seinen Teller hin. Dadurch entstand aber, die Entfernung vom Tische selber hinzugenommen, eine solche Weitläufigkeit und Unbeholfenheit, daß man, um einen Löffel voll Suppe herauszuholen, den Arm so weit ausrecken mußte, als wenn man rappiren sollte. Hatte man seine Bouillon verzehrt und verlangte noch mehr, so sprach man ohne Umstände dem Napf des Nachbars zu, wie Se. Majestät selber, der mit dem Löffel in den Napf seines Kanzlers fuhr. Der Galeerenadmiral schien gar keinen Appetit zu haben, denn er amüsirte sich daran, an den Nägeln zu kauen.

Nun kam ein Kerl, der sechs Bouteillen Wein auf die Tafel nicht stellte, sondern gleich einer Handvoll Würfel hinkollerte. Der Czar nahm eine davon und schenkte jedem Gast ein Glas davon ein. Mein Platz war neben dem Kanzler; als dieser gewahr wurde, daß ich das Fleisch ohne Salz aß, denn leider stand nur ein einziges Salzfäßchen auf dem Tische, und zwar ganz oben neben dem Czar, so sagte er mir sehr artig: „Wenn Sie Salz haben wollen, mein werthester Herr, so langen Sie nur ohne Umstände zu.“ Um mich nicht gimpelmäßig zu benehmen, streckte ich meinen Arm geraden Weges nach dem Platze des Czaren hin und versorgte mich auf diese Manier mit Salz die ganze Mahlzeit über. Auf dem Tische sah es schön aus. Fast aus allen Näpfen war Brühe auf das Tischtuch verschüttet, so auch der Wein, weil die Bouteillen nicht ordentlich zugepfropft wurden. Als man von der Tafel aufstand, war das Tischtuch über und über mit Fett und Wein getränkt.

Nun kam das zweite Essen. Einem Soldaten, der eben zufällig vor der Küche vorbeigegangen war, hatte man eine Schüssel aufgepackt, und da er darüber nicht Zeit gehabt hatte, seinen Hut abzuthun, so schüttelte er beim Eintreten mit dem Kopfe, damit er von selber herunterfiele. Aber der Czar gab ihm ein Zeichen, er möge nur kommen, wie er wäre. Dies zweite Gericht bestand aus zwei Kälberkeulen und vier jungen Hühnern. Seine Majestät nahm das größte davon mit der Hand aus der Schüssel, rieb es sich prüfend unter die Nase und, nach-

dem er mir durch einen Wink zu verstehen gegeben, daß er es köstlich finde, war er so gnädig, es mir auf meinen Teller zu werfen. Die Schüssel ward übrigens von einem Ende des Tisches zum andern geschoben, ohne daß damit ein Unglück arrivirt wäre, was eigentlich auch gar nicht möglich war, da außer ihr gar nichts weiter auf dem Tische sich befand und die Fettrinde auf dem Tischtuche die Passage ziemlich erleichterte. Das Dessert bestand aus einem Teller mit Biscuits aus Spaa, nach welchem man sich endlich von der Tafel erhob. Der Czar ging an ein Fenster; hier fand er ein paar Lichtscheeren, mit denen er, so voll Talg und angerostet sie auch waren, sich die Nägel putzte. Glücklicherweise war die Zeit da, mein Brevier zu lesen, und so kam ich mit guter Manier davon."

Denksprüche.

Den Körper mit dem Stein, das Leben mit der Pflanze,
Die Seele mit dem Thier theilst du, o Mensch, für's Ganze.
Vor Pflanze, Thier und Stein hast du voraus den Geist,
Daß du ein Ganzes selbst, nicht nur für's Ganze seist.

Wenn sich der Jüngere zum bösen Wege neigt,
Trift Schuld den Aeltern, der es sieht und dazu schweigt.

Verschiedenes.

In der Adelsgesellschaft der polnischen Emigration in Paris machte eine Broche der Gräfin R. von sich reden. Von 20 Brillanten umschlossen, sah man auf dem tiefblauen Grunde des Lapis lazuli, der wieder mit einem Glase überdeckt war — vier ganz verborgene, halb vorrostete messingene Stecknadeln wie zu einem Stern zusammengefügt. Der seltsame Schmuck fand seine Lösung in Folgendem: Der Graf hatte in seiner Heimath in dem Verdacht gestanden, zu viel Politik getrieben zu haben, und wurde in einer Nacht von Polizeibeamten seiner Familie entrissen. Eine Kibitka brachte ihn nach einer Festung; dort warf man ihn in ein feuchtes, dunkles Gefängniß. In Todtenstille und Dunkelheit begraben, fühlte er seine Kräfte schwinden, seinen Geist sich verwirren — eine namenlose Angst ergriff ihn; er zitterte nicht mehr vor seinen Richtern, er zitterte vor sich selbst. In der Erkenntniß dieser Gefahr war sein Sinnen darauf gerichtet, Etwas zu finden, das ihn der doppelten Qual — des Müßig- und Alleinseins, entriß und vor Irrsinn zu bewahren vermöchte. Vier Stecknadeln, in seinem Rock, hatten sich den Blicken seiner Peiniger entzogen. Sie sollten seinem Geist zur Rettung werden. Er warf die Nadeln auf die Erde seines düsteren Kerkers und bemühte sich, die verstreuten wieder aufzufinden. Als er sie nach mühevollem Suchen gefunden, warf er sie von Neuem aus — und immer wieder und wieder! Tage lang, sitzend, liegend, knieend und mit den Händen herumtastend, gelang es ihm, die ausgeworfenen zu sammeln. Dieses furchtbare und doch so oft wohlthätige Spiel dauerte — sechs Jahre! Da endlich eröffnete ein großes politisches Ereigniß den Kerker. Der Graf hatte die Nadeln ausgestreut, er wollte aber sein Gefängniß nicht verlassen, ohne sie, die ihn vor Verzweiflung und Irrsinn bewahrt, mit sich zu nehmen. In der hereinströmenden Tageshelle fand er sie schnell. Als er seiner Gattin diese Geschichte erzählte, griff sie nach diesen Nadeln. Diese gelbmessingenen, verkrüppelten Nadeln, sechs furchtbare Jahre hindurch ausgestreut und gefunden, waren ihr eine Reliquie, die sie in einem Rahmen von Brillanten, 10,000 Fr. an Werth, als ungleich höheren Schatz auf ihrer Brust trägt.

Der alte Streit, wer größer sei, Schiller oder Goethe, war heftig entbrannt und Schiller's Handschuh wurde hart mitgenommen. Schiller's Anhänger wehrten sich tapfer, aber sie erlagen und wie? Ein Unparteiischer trat in die Gesellschaft, man wählte ihn zum Schiedsrichter. Es ist keine Frage, entscheidet dieser, daß Goethe's Faust größer ist als Schiller's Handschuh.

Auflösung der Charade in Nro. 69:
Eylau.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 71. Dienstag, den 14. Juni **1859.**

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

Nun, mein lieber Alexander, sagte der Oberst, der eben auf uns zukam, was haben Sie für Nachrichten von der Heimath, was macht Ihre Braut? . . .

Ihre Braut? murmelte Nadina.

Ah, Sie wußten also nicht, daß unser junger Freund . . .

Grüß dich der Himmel, mein lieber Sergewitsch! rief hier Dnieprowski, der eben seine Partie beendet hatte und sich uns näherte. Es freut mich, dich zu sehen! . . . Was sagst du zu Nadina's Aussehen? Das Bad ist ihr gut bekommen, nicht wahr? . . . Aber was ist dir denn heute, Nadina? Du bist nun wieder so blaß . . . Armes Kind, das ist nun heute schon zum zweiten Male, daß sie sich unwohl fühlt! . . .

Nein, nein, versicherte Nadina, es ist Nichts . . .

Nun Gott sei Dank, wenn es wieder vorüber ist, sagte ihr Mann, diese verdammten Bälle, sie machen dich noch ernstlich krank . . . — Aber nun, mein lieber Sergewitsch, erzähle mir, wie du gelebt hast, seit wir uns nicht mehr sahen. Komm, laß uns in ein anderes Zimmer gehen, wo wir ungestörter sind.

Sergewitsch und Dnieprowski verließen Arm in Arm den Salon.

Sie sind also Bräutigam? sagte Nadina, als wir wieder allein standen; darf ich wissen, mit Wem?

Mit Marie Bieloserski.

Die Tochter Ihres Vormundes. Ich glaubte, sie sei noch ein Kind.

Sie ist sechzehn Jahre alt.

Ohne Zweifel ist es eine Convenienzheirath?

Nein, eine Heirath aus Liebe, wollte ich erwidern, allein ich weiß nicht, wie es kam, ich brachte diese Worte nicht über meine Lippen.

Ja, ja, fuhr Nadina fort, es ist eine Vernunftheirath, eine Heirath aus Familienrücksichten . . . Oder lieben Sie das junge Mädchen?

Ich wurde von Kindheit an mit ihr aufgezogen, war meine ausweichende Antwort.

Das ist es nicht, um was ich Sie frage. Ich will wissen, ob Sie das junge Mädchen lieben? . .

Wie eine Schwester.

Bei diesen Worten stieg mir das Blut ins Gesicht. Es war die zweite Lüge, die ich mir zu Schulden kommen ließ, und wegen der ich mich vor mir selbst zu schämen hatte.

Glücklicher Weise wurde ich für diesen Abend mit weiteren Prüfungen verschont. Die Spielpartien waren alle zu Ende, die Gesellschaft begab sich zum Souper, ich aber verließ die schöne Nadina und ging verstimmt und unzufrieden mit mir selbst nach Hause.

7.

Am andern Morgen erwachte ich mit Gewissensvorwürfen, die ich durch Beschönigung meiner Schuld zum Schweigen zu bringen suchte. Warum, sagte ich zu mir selbst, warum soll ich es ausposaunen, daß Mariette von mir geliebt wird? . . . Genügt es nicht, mir bewußt zu sein, daß keine Nadina der Welt mich von ihr trennen kann? . . . Indessen ist nicht zu leugnen, daß Frau v. Dnieprowski ein reizendes Wesen ist. Welch himmlischer Blick! . . . Welch zauberisches Lächeln! . . . Wenn das, was mir der Baron sagte, wahr wäre? . . . Wenn sie wirklich für mich ein zärtlicheres Gefühl hegte, als das der Freundschaft? Aber nein, es ist unmöglich! . . . Und wenn es dennoch so wäre? . . Nein, nein, da sei Gott

vor! . . . Jedenfalls will ich zur größeren Sicherheit höchstens nur noch ein oder zwei Mal vor meiner Abreise zu ihr gehen.

Ich war so weit mit meinen Reflexionen, als der Baron eintrat.

Was ist Ihnen denn gestern Abend zugestoßen, fragte ich ihn, daß Sie so schnell den Salon verließen?

Nichts, ein plötzliches Unwohlsein, welches aber schnell vorüberging. Aber wie steht es mit Ihnen? Ich möchte wetten, daß Ihnen die schöne Nadina mehr als ein Mal im Traume erschienen ist, . . . daß ihr liebliches Bild Sie wachend und schlafend umschwebt.

Nein, wahrlich nicht.

Ist dies glaublich? . . . In einigen Monaten wird es mich nicht wundern, wenn sie Ihren Geist weniger beschäftigt; aber jetzt bei den ersten Seiten eines so interessanten Romans . . .

Aber wie kommen Sie zu solchen Vermuthungen?

Wie? . . . Fragen Sie den armen Prinzen, den Sie gänzlich ausgestochen haben!

Sie scherzen, Baron.

Nicht im Geringsten. Ich kann Ihnen versichern, daß wenigstens von Seiten der schönen, jungen Frau eine ernstliche Leidenschaft im Spiele ist, und wenn Sie wollen, kann ich Sie hievon überzeugen.

Auf welche Weise?

Durch diesen Brief, erwiderte Broken, indem er mir ein Blatt Papier überreichte und mich aufforderte, dessen Inhalt zu lesen.

Ich kannte die Handschrift nicht, mit der folgende Zeilen geschrieben waren:

„Meine theuere Freundin!“

„Du nanntest meine Ahnungen eine Thorheit, wenn ich mit Dir über die wirkliche Existenz eines Wesens stritt, welches ich als das Ideal meiner Seele erkannte. Ich beschrieb Dir seine schönen, großen blauen Augen, seine blonden Locken, seine herrliche Gestalt, so wie meine Visionen ihn mir zeigten; Du aber entgegnetest mir mit Spott und warst die Erste, die mir zuredete, mein Jawort zu geben, als Herr v. Dnieprowski sich um meine Hand bewarb. — „Wie!“ sagtest Du, als ich so lange widerstand, „wäre es möglich, daß Du einen reichen, angesehenen Mann, der Dich liebt, zurückweisen könntest, und zwar wegen einer Traumgestalt Deiner Phantasie, welche nicht existirt und der Du ohne Zweifel nie begegnen wirst?“ Ich folgte Dir, und nun . . . nun habe ich diese Traumgestalt, wie Du mein Ideal nanntest, wirklich gesehen! . . . Ja, meine Freundin, . . . er lebt, er existirt, gerade so, wie ich ihn mir stets dachte! . . . Wir begegneten uns auf der Straße von Moskau. Ich ritt spazieren, er ging neben seiner Kibitka her, in Reisekleidern, voll Staub, aber schön wie ein Cherub! . . . Seine Blicke begegneten den meinigen, ich betrachtete ihn mit Entzücken und prägte sein Aeußeres meiner Seele ein, bevor er wieder meinen Augen entschwand. Werde ich ihn je wieder sehen? . . . Ja, ja, wir müssen uns finden! . . . Werde ich dann nicht vergessen, daß ich einem Anderen gehöre? . . . O glaube es nicht, meine Freundin! Deine Nadina kann unglücklich, sehr unglücklich werden, aber schuldig nie! . . . Wir reisen morgen nach Deutschland ab; aber wo ich auch sein mag, will ich nur an ihn denken, werde ich nur ihn sehen. Die Erinnerung an ihn sei die Nahrung meiner Seele! . . . Lebe wohl, theuere Freundin, und denke oft an Deine treue Nadina.“

Nun, sagte Baron Broken, als ich die Lectüre dieses überspannten Briefes beendet hatte, was sagen Sie dazu?

Nichts; denn gesetzt auch, Frau von Dnieprowski hätte diesen Brief wirklich geschrieben, so ist damit noch nicht bewiesen, daß dieses Ideal, von dem sie spricht . . . .

Ach, verstellen Sie sich nicht! unterbrach mich Broken; so wenig wie ich selbst sind Sie über die Person im Zweifel, von der in diesem Briefe die Rede ist.

Und wenn dem wirklich so wäre, wer kann wissen, ob sie seitdem nicht ihre Gesinnung verändert hat?

Wer? . . . erwiderte Broken, indem er sarkastisch lachte: Jeder, der sah, wie die schöne Nadina fast ohnmächtig wurde, als Herr v. Dnieprowski sie Ihnen vorstellte. Es ist wohl ein Beweis ihrer Gleichgültigkeit, wenn sie den ganzen Abend hindurch fast mit Niemandem spricht als mit Ihnen?

Dies Alles, Baron, sind nur Muthmaßungen. Wenn ich aber in der That das Unglück hätte, der schönen Nadina eine strafbare Liebe einzuflößen, so wäre dies nur ein Grund für mich, sie zu fliehen.

An Ihrem Platze würden Wenige so sprechen. So wollen Sie heute nicht zu Dnieprowski?

Nein, ich kann nicht.

Nun, wie Sie wollen, erwidette Broken; aber bringen Sie wenigstens den Abend bei mir zu. Ich habe eine kleine Gesellschaft zu mir gebeten und verspreche Ihnen einige fröhliche Stunden.

(Fortsetzung folgt.)

Prometheus.

Eine mythologische Spielerei.

Als Prometheus, einer der Söhne des Titanen Japetus, dessen Gemahlin die schlaue Klymene war, die Idee gefaßt hatte, seinen Namen durch ein großes Kunstwerk zu verherrlichen und mit unvergänglichem Ruhm zu bedecken, bildete er aus Thon zwei Gestalten, ein Männlein und ein Weiblein, und zu seiner nicht geringen Freude waren ihm diese Gebilde wirklich so meisterhaft gerathen, daß sie den Gebilden der unsterblichen Götter vollkommen ähnlich sich zeigten. Es läßt sich denken, daß der Künstler, welcher mit innigem Wohlbehagen sein genial geformtes Kunstwerk betrachtete, keinen geringeren Wunsch hatte als den, diesen starren und todten Stoff in belebten Zustand versetzt zu sehen und ihm eine fortdauernde Existenz gewähren zu können. Da aber dieses doch allein nur durch den Beistand der Götter Erfüllung finden konnte, so faßte Prometheus den kühnen Entschluß, an diese sich zu wenden, flehentlich bittend, seine schönen Gebilde zu lebenden Menschen zu befähigen und ihnen himmlische Gaben zu spenden.

Die Unsterblichen, die gerade bei guter Laune und begierig waren, diese erste Kunstausstellung auf der Erde in hohen Augenschein zu nehmen, ließen sich wirklich herbei, die Bitte des Prometheus, obgleich sie solche ein wenig vorwitzig fanden, gnädig aufzunehmen, und stiegen nun insgesammt aus ihrem Olymp im feierlichen, pomphaften Zuge auf die Erde nieder, um die kunstvollen Gebilde des göttlichen Titanen zu besichtigen, die sie dann auch, nachdem Prometheus sie ihnen in gehöriger Unterthänigkeit vorgestellt hatte, einstimmig für ein vollkommenes, überaus gelungenes Kunstwerk erklärten und anerkannten, sowohl die männliche als die weibliche Figur.

Der Götterverein, von vornherein schon darüber einig, sich in dieser Sache nicht faul finden zu lassen, hielt es doch für erforderlich, sich das Ding näher zu überlegen und zu berathschlagen, was denn nun eigentlich geschehen solle. Zeus, der in diesem großen Götterrath, welcher sogleich an Ort und Stelle, Angesichts der Gebilde, zusammentrat, wie sich dieses von selbst versteht, den Vorsitz einnahm, sprach sich nun darüber aus, daß er wohl wahrnehme, daß die Götter und die Göttinnen bereit seien, die Kunstgebilde des Prometheus zu beleben und zu begaben. Allein, sprach der gewaltige Donnerer, wie sehr auch diese Kunstgebilde es verdienen mögen, daß wir mit mächtiger Hand eingreifen, um den Stoff mit Kraft zu verbinden, so ist doch vorerst zu bedenken, daß sie schwerlich für immer uns dankbar bleiben werden, sind sie nur erst zu lebenden Menschen herangewachsen; denn Undank, das sehe ich jetzt schon, wird der Welt Lohn sein. Auch das wird nicht ausbleiben, daß nicht alle ihre Sprößlinge nach dem Stempel dieser schönen Mustergebilde gemodelt sein werden. Es wird viel Krethi und Plethi sich versammeln, und viele monströse Gestalten, Männer von einigen und Frauen von Hunderten von Pfunden, mitunter zum Vorschein kommen, die gewiß alle im Olymp wenig Behagen finden werden. Und was dann erst aus dem Menschengeschlecht werden soll, wenn es einst der Modesucht verfallen sein wird, von den steifen Zöpfen an bis zu der furchtbaren und unausstehlichen Krinoline hin, läßt sich kaum, selbst mit unsern Götteraugen, vollkommen voraussehen. Zu diesen Betrachtungen, bei welchen ich die Zanksucht, die ihnen als Menschen eigen sein wird, und den ewigen Hader, den sie bald hier, bald dort unter einander auszufechten haben werden, ganz mit Stillschweigen übergehe, da diese Dinge leider auch unter uns Göttern zum Vorschein kommen, gesellt sich aber auch noch der Umstand, daß diese Gebilde, denen wir uns gnädig erzeigen sollen, das Werk eines Titanensohns sind. Der große und furchtbare Titanenkrieg, dess n Andenken in dem nunmehrigen neuen Götterstaat noch frisch sich erhalten hat, dieser schreckliche Krieg, in welchem ich, euer Vater, namentlich mit dem Ungeh uer Typhon einen so harten und schweren Kampf zu bestehen hatte, bis es mir endlich gelang, es

unter den Aetna zu stürzen, ist gewiß wenig geeignet, unser Wohlwollen einen Titanensohn empfinden zu lassen. Diese Gründe dürften nun hinreichend sein, mit dem Bescheid: „es kann dem Gesuch nicht willfahrt werden", in den Olymp zurückzukehren.

Trotzdem, sagte Zeus, auf seinen mächtigen Adler sich stützend, gibt es aber andererseits noch Gründe genug, die dem Gesuch des Prometheus kräftig das Wort reden. Was insbesondere den Titanenkrieg betrifft, so ist diese Trübsal überstanden, wir sind Sieger geblieben, haben die Revolution gebändigt und sind nun, wie man zu sagen pflegt, als fait accompli zu Herren geworden. Den Göttern aber steht es gewiß schlecht an, und gereicht ihrer Würde nicht zum Ruhme, wenn sie nur der Gewalt und dem Gefühl der Rache huldigen, selbst dann, wo die Aufregung sich gelegt und sogar die Opfer gefallen sind, die selbst uns vermeintlich und angeblich zu fürchten waren.

Was aber aus den schönen Gebilden hervorgehen wird, wenn sie durch uns zu lebenden Menschen geworden sind, so läßt sich ohne Uebertreibung wohl annehmen, daß sie nicht nur nicht alle sammt und sonders mißrathen werden, sondern daß auch die Zahl derer, die nicht anstehen werden, uns Tempel zu bauen, Altäre zu weihen und Opfer zu bringen, nicht gerade nur eine geringe sein wird, so wie sicherlich auch Menschen, die für Recht, Wahrheit und Aufklärung ihre ganze Thätigkeit einzusetzen bereit sind, nicht ausbleiben werden.

Ich, meiner Seits, sagte Zeus, bin daher nicht weiter abgeneigt, Prometheus' Bitte zu gewähren, wenn die hohen Göttercollegen und Colleginnen mit mir darin einverstanden sein sollten, und die ganze Götterschaar gab durch namentliche Abstimmung ihre einstimmige Zustimmung zu dem gestellten Antrag zu erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Vor dem Krieg des Gegners sichert Friede mit den Unterthanen,
Denn es sind die Unterthanen des gerechten Königs Heer.

Wohl dem, der sich gewöhnt zur Treu' im geringsten Geschäfte,
Der in Allem sich gut, wohlwollend beweist und Vernunft zeigt,
Dessen Zweck es ist: zu veredeln durch Alles sich selber.

Verschiedenes.

Ein seltsames Point d'honneur haben die Chinesen in Californien: wenn ein Schuldner nicht zahlen kann, so schneidet er sich den Hals ab und die Rechnung ist ausgeglichen. Es kommt vor, daß selbst Frauen, die ihren Verpflichtungen nachzukommen außer Stande sind, sich durch Opium vergiften. Es scheint auch eine Art geheimer Gesellschaften und verborgener Gesetze unter ihnen zu existiren, die ihre Handlungen leiten und Uebertretungen züchtigen. Stellt man sie zur Rede, kraft welcher Autorität und nach welchen Regeln sie es thun: so geben sie lügenhafte Ausflüchte. Will die Polizei zum Schutz des von seinen Landsleuten Gemißhandelten einschreiten, so weigert sich der Gemißhandelte selber, von dem guten Willen Gebrauch zu machen. Uebrigens fügen sie sich gänzlich den Staatsgesetzen und den Anordnungen der städtischen Behörden, und wenn sie dagegen fehlen, geschieht es meist aus Unkunde.

Die von Witterungsforschern ausgesprochene Besorgniß, daß die schroffen Gegensätze der klimatischen Erscheinungen im Winter der östlichen und der westlichen Erdhälfte nun während des Sommers ungewöhnlich gewaltsame Ausgleichungen in der Atmosphäre herbeiführen und demnach Gewitter in großer Menge bringen würden, scheint sich zu bestätigen. Von allen Seiten kommen Berichte über furchtbare Gewitter und Hagelschläge, welche große Verwüstungen anrichteten. Bei den Hagelversicherungsgesellschaften treten viele neue Mitglieder ein.

Die Frauen sagen so oft: ich bin nicht wie die andern Frauen. Ein Weltmann sagte einst: ich habe merkwürdigerweise immer nur „die Frauen", aber noch nie „die anderen Frauen" kennen gelernt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 72. Donnerstag, den 16. Juni 1859.

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

Ich nahm Brokens Einladung an und begab mich um acht Uhr zu ihm. Ein reich gekleideter Laquai führte mich in ein prachtvoll möblirtes Zimmer, wo Broken an einem Marmortischchen vor einer silbernen Theekanne saß.

Welch fabelhafter Luxus! rief ich, während ich die herrlichen Kunstgegenstände, die reichen Seidenstoffe, die golddurchwirkten Tapeten, kurz Alles betrachtete, was hier an Schätzen aufgehäuft lag. Aber wie war es Ihnen möglich, hier in Moskau all diese Kostbarkeiten aufzufinden?

Im Bunde mit der Hölle kann man Alles! scherzte Broken, während sich die Thüre öffnete und neue Gäste eintraten.

Bald war die Gesellschaft beisammen. Allmälig wurde die Unterhaltung immer lauter, der Champagner floß in Strömen und von der Munterkeit ging man zur Ausgelassenheit über, bis endlich Brokens Soirée den Charakter einer Orgie annahm.

Noch jetzt denke ich mit Schrecken an diesen Abend, dessen Details ich mit Stillschweigen übergehe, da sie von der Art waren, daß ich in bewußtlosem Zustande nach Hause gebracht wurde.

Als am andern Nachmittage Zakamskoi zu mir kam, fand er mich zu seiner Ueberraschung noch im Bette. Ich erzählte ihm, was mir begegnet war, nicht ohne ihm zu versprechen, daß ich mich in Zukunft besser in Acht nehmen würde.

Höre, sagte Zakamskoi, ich will dir weiter keine Vorwürfe machen, aber Eins erlaube ich mir zu bemerken, nämlich, daß mir dein Baron nicht sonderlich gefällt. Er ist sehr geistreich, er hat feine Manieren, kleidet sich elegant; allein in seinem ganzen Wesen liegt für mich etwas Abstoßendes, namentlich sind es seine Theorien, die er bei jeder Gelegenheit aufstellt, welche mich empören.

Beruhige dich, erwiderte ich. Es soll ihm mein Verderben nicht gelingen! . . . Aber à propos, fuhr ich fort, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, warst du kürzlich bei Dnieprowski?

Ah, du erinnerst mich daran, erwiderte Zakamskoi, er spricht sehr oft von dir, und seine Frau hat mir aufgetragen, dich heute mitzubringen.

Unmöglich, du siehst ja, daß ich krank bin.

Ein bischen Kopfweh, das macht nichts. Nimm diese Einladung an, denn ich kann dir mit Vergnügen versichern, daß Dnieprowski und besonders seine Frau sich sehr für dich interessiren . . . Erröthe nicht und täusche dich nicht über dieses Interesse. Nadina wird sich mit dir über melancholische Träumereien in stillen Mondscheinnächten unterhalten, aber dies ist Alles. Ich kenne Nadina, eine sentimentale Schwärmerin, die sich darin gefällt, die Augen zu verdrehen und über platonische Liebe zu sprechen. Sie wird dich unter die Zahl ihrer Freunde aufnehmen, ich bezweifle es nicht — aber an eine Eroberung anderer Art darfst du nicht denken.

Während mir Zakamskoi dies sagte, mußte ich unwillkürlich an den Brief denken, welchen mir Broken zu lesen gegeben hatte. Ich konnte mich eines spöttischen Lächelns nicht enthalten.

Welche Eitelkeit! rief Zakamskoi . . . Wie! glaubst du vielleicht schon an die Gewißheit deines Sieges? . . .

Eitelkeit! . . . ja, es war dies das richtige Wort, denn das Herz gehörte ganz meiner

Braut. Aber schmeichelhaft war mir der Gedanke, die schöne Nadina, sie, für die so Viele seufzten, für mich von Leidenschaft entbrannt zu sehen, und ich beachtete daher Zakamskoi's weise Ermahnungen nicht.

Ja, sagte ich zu mir selbst, wenn Andere bei Nadina kein Glück machten, wenn ein Prinz Diwinow, wenn ein Graf Zakamskoi umsonst zu ihren Füßen lagen, so wird es für mich, den armen Landjunker, auf den sie mit dem Bewußtsein der Ueberlegenheit herabblicken, nur ein um so größerer Triumph sein, die stolze Schöne zu besiegen! . . .

Von diesem Gedanken geleitet, vergaß ich schnell, was ich kurz vorher mir vorgenommen hatte, und ich versprach meinem Freunde, mich bei Dnieprowski einzufinden.

Während ich mich zu diesem Besuche ankleidete, brachte mir mein Bedienter einen Brief von Mariette.

Mein Herz pochte vor Freude, als meine Augen die liebe Schrift erkannten. Ich dachte nicht mehr an die schöne Nadina und las mit wahrem Entzücken den Brief meiner Braut. Er enthielt keine sentimentalen Phrasen, er war frei von dem Wortschwalle einer übertriebenen Empfindsamkeit, aber desto tiefer in seiner einfachen Sprache eines treu liebenden Herzens, desto rührender in der kindlichen Unschuld, mit welcher Marie von ihren Hoffnungen und Befürchtungen, von ihren Freuden und Leiden schrieb und mir erzählte, wie sie in häuslicher Thätigkeit ihre Tage verlebte.

„Ich bete Morgens und Abends für Dich, schrieb sie, denn im Gebete finde ich Trost, und ich bedarf des Trostes, denn oft weine ich bittere Thränen, wenn ich an die weite Entfernung denke, die uns trennt, und an die Gefahren, die vielleicht in der großen Stadt Dich bedrohen.“

Ich küßte das Papier, über welches im Niederschreiben so vieler zärtlichen Worte ihre schöne Hand hingeglitten war, und statt mich zu Dnieprowski zu begeben, wie ich es mir im Uebermuth vorgenommen hatte, ging ich zu meinem alten, braven Obersten.

Wie gewöhnlich traf ich ihn in seinem einsamen, stillen Häuschen in Gesellschaft seiner werthvollen Bücher, in deren Mitte er mich mit Wohlwollen und Güte wie immer aufs Herzlichste empfing. Ich wußte wohl, daß bei ihm weder die pikanten Witze meines sarkastischen Prinzen, noch die geistreichen Bemerkungen zu hören waren, mit welchen der Baron seine Conversation zu würzen verstand; allein in der offenen Herzlichkeit seiner biederen Worte, in dem Wohllaute seines Organs, in seinen Citaten aus der Bibel lag Etwas, wodurch er meine Seele für sich einnahm, und was einen so tiefen Eindruck auf mich machte, daß ich mich jedesmal, so oft ich ihn wieder verließ, auf einen besseren Weg gebracht fühlte. Wenn ich in den vielen Gefahren, die mich damals von allen Seiten umgaben, nicht unterging, so ist er es hauptsächlich, dem ich dies zu verdanken habe.

Als ich wieder zu Hause anlangte, schrieb ich meiner Mariette einen langen liebeglühenden Brief und legte mich dann, ausgesöhnt mit mir selbst, zur Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Prometheus.

(Fortsetzung.)

Ganz jovial gestimmt kamen die Götter aus dem Rath zurück zu Prometheus, und Zeus besonders war in so guter Stimmung, daß er in die Worte ausbrach: Siehe, Göttersohn, mir ist ordentlich ein Stein vom Herzen genommen, seit ich die Gewißheit erlangt habe, daß jeder der anwesenden hohen Götter dein Talent zu ehren und deine vortrefflichen Gebilde zu begaben bereit ist. Siehe, ich selbst, ihr Herr und Meister, mache jetzt gleich den Anfang damit, indem ich deine geformten Figuren mit meinem pfeilgezackten Donnerkeil berühre. Allsogleich durchströmte sie ein inneres Leben, das Herz begann zu schlagen, die Brust sich zu heben. Warum Zeus zu dieser Berührung, statt Scepter oder Hand, vorzugsweise von seinem Donnerkeil Gebrauch machte, darüber fand er es nicht gerathen, sich auszusprechen, und es steht dahin, ob die Vermuthung richtig sei, daß er damit darauf anspielen wollte, daß für die Folgezeit gar manche Donnerwetter zwischen vielen Männern und ihren Frauen in Aussicht stehen.

Nun trat Venus, die holdselige Göttin der Liebe, auf, und die Gebilde umarmend, sprach sie: Habt Empfindungen, ihr Menschen. Momentan fingen die Wangen an sich zu röthen,

die Glieder sich zu recken und zu bewegen, und das Auge sich anmuthig zu beleben, das der Frau mit gefälliger Schalkheit, und das des Mannes mit einem gewissen Anstrich von Ernst.

Minerva, die Lieblingstochter Jupiters, aus dessen Haupt sie einst entsprungen war, kam nun an die Reihe, ihre Gaben ebenfalls zu spenden. Ich, sagte sie, bin die Göttin der Weisheit, der nützlichen Künste und der Wissenschaften, und mit allen diesen hohen und erhabenen Schätzen will ich, ihr Menschen, euch beglücken, vor Allem mit der Weisheit. Möchten die Menschen von ihr sich leiten lassen, sowohl in ihren Rathsversammlungen, diplomatischen Verhandlungen und Congressen, als auch in ihren wissenschaftlichen Forschungen, besonders wenn Tölpel sie zur Umkehr verdammen wollen, wie in ihren geschäftlichen Unternehmungen, zur Verhütung verderblicher kritischer Zustände, und selbst in allen ihren häuslichen und traulichen Verhältnissen und Einrichtungen. Und kaum hatte die hohe Göttin die Stirne der Gebilde mit ihrem Finger berührt, so legte sich die des Mannes alsbald in denkende Falten, und nachdenkend blickte er auf die Götterschaar hin, die ihn umgab. Auch das Weib blickte staunend umher, da aber Minerva, absichtlich oder zufällig, die Stirne des Weibes minder als die des Mannes berührt hatte, so spiegelten sich in den Blicken derselben mehr die Neu- als die Wißbegierde.

Verstand und Weisheit, ließ jetzt Juno, die Königin der Götter, sich vernehmen, sind zwar schöne Gaben, aber auch List und Schlauheit sind nicht ohne Werth für die Menschen. Ihre Hände auf das Haupt der Menschen legend, sprach sie: Ich spende euch diese Gaben, die ich aus eigener Erfahrung zu würdigen gelernt habe, mit der Versicherung, daß der Schlaue und Listige, der geschickt sich zu drehen, zu wenden, zu schmeicheln und zu kriegen, und überall den Verhältnissen Rechnung zu tragen versteht, sehr oft über den Verständigen und Weisen den Sieg erringen wird. Alsbald wurden in den Mienen des Mannes Juno's Gaben sichtbar, und noch ausdrucksvoller spiegelten sie sich in den Gesichtszügen des Weibes ab.

Nun kam die Reihe an Fortuna, die Göttin des Glückes und der herrlichen Gaben. Verstand und Weisheit, List und Schlauheit, alle diese Gaben, sagte sie, so gut sie sein mögen, spielen bei mir keine große Rolle. Wer es mit mir zu thun hat, muß auf die Gunst meiner Launen rechnen können, da ich nur von diesen mich regieren lasse. Wir Götter sind hier eben im Begriff, Menschen in's Dasein zu rufen, um die Erde mit ihnen zu bevölkern, und so werden auch die Zeiten nicht ausbleiben, wo sie in ausgearteter Begierde nach meinem Füllhorn, in ewiger Hast und peinlicher Unruhe, rennen und wagen, Gewalt, Ehre, Reichthümer, das sogenannte Glück, wie sie es nennen werden, auf alle Weise zu erjagen. Ein Durcheinander von ehrlichen und verständigen Leuten, von schlauen und listigen, von Dummköpfen und Halunken werden, im blinden Vertrauen auf meine Gunst, Millionen zu gewinnen, mitunter selbst zu veruntreuen sich rastlos bemühen, oder gar darauf ausgehen, eine Krone zu stehlen. Doch Der nur, wer unter ihnen von diesen allen es auch sein mag, wird seinen Zweck erreichen, wenn sein Vertrauen mit meinen Launen übereinstimmt. Meinerseits kann ich daher den Menschen nichts weiter spenden, als die armselige Hoffnung auf mein zufälliges Wohlwollen. Verdutzt über diese eigenthümliche Gabe, trat bei den ersten Menschen, in ihrer Unfähigkeit sie jetzt schon vollkommen begreifen zu können, unwillkürlich das erste Nasenrümpfen ein.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Es ist das Characteristische nichtdenkender Menschen, sich die Jugend zurückzuwünschen. Der wahre Denker hält die Errungenschaft des Geistes höher, als die Freuden — der Kindheit.

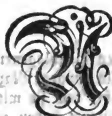
Verschiedenes.

Kurz nach dem Gewaltstreich — so erzählt das Bremer Sonntagsblatt —, durch welchen Napoleon III. die Familie Orleans ihrer Privatgüter beraubt hatte, wurden so wie aller Orten, so auch in einer öffentlichen Gesellschaft zu E. scharfe Urtheile über den mehr als zweideutigen Character des Mannes laut, in dessen Hand jetzt die Geschicke Frankreichs liegen. In dem Kreise befand sich ein wohlhabender

Bürger, der Wagenfabrikant W., ein Mann von gesetztem Wesen und wenig Worten. Bei einer lebhafteren Wendung der Conversation fuhr derselbe plötzlich heraus: „Ja, es freut mich noch heute, daß ich dem Burschen eine tüchtige Tracht Schläge ausgetheilt habe.“ Alle sahen überrascht den Redenden an: „Wem haben Sie Schläge ausgetheilt?“ Der Mann erröthete, aber sagte ruhig: „Nun, dem Ludwig Bonaparte.“ Wir drangen natürlich lebhaft in ihn, das Nähere zu gewähren, und nach einigem Zaudern erzählte er: „Sie wissen, meine Herren, daß ich in meiner Jugend das Schmiedehandwerk erlernt habe. Im Jahr 1822 arbeitete ich als Gesell bei Arenenberg in der Schweiz. Die jungen Prinzen Bonaparte kamen oft auf ihren Ausflügen in der Umgegend vom Schlosse aus mit ihrem Hofmeister an die Schmiede. Prinz Ludwig ritt ein Pony, an dessen Beschlag ich ab und zu Etwas zu bessern hatte. Aber auch sonst trieb sich der Knabe gerne bei mir herum. Die Werkstatt war klein; der Ambos stand vor der Thür unter einem Vordach. Ich pflegte, so lange das Eisen im Feuer war, aus einer kurzen Thonpfeife zu rauchen und mit den Anwesenden zu plaudern. Wenn das Eisen glühte und ich an den Ambos mußte, legte ich die Pfeife zur Seite, steckte aber vorsorglich einen kurzen Eisenstab mit dem einen Ende in die Gluth, um nach gethaner Arbeit die Pfeife wieder anzuzünden. Aber einmal (Prinz Ludwig war gerade in der Werkstätte gewesen) verbrannte ich mir, als ich das Stäbchen vom Herd nahm, heftig die Finger. Ich konnte mir das nicht wohl erklären, dachte aber auch nicht weiter darüber nach. Aber als ich zum zweiten Male vom Ambos hereinkam, und beim Aufnehmen des Zündstäbchens mir nochmals die Hand, und diesmal recht ernstlich verbrannte, fuhr ich wild auf; denn ich begriff sogleich, daß mir Jemand den boshaften Streich gespielt hatte, das Stäbchen umzudrehen, so daß ich das glühende Ende in die Hand bekommen mußte. Niemand war in der Werkstätte außer dem Lehrburschen, welcher die Bälge zog. Dieser aber deutete mit dem Daumen nach der rechten Seite des Schoppens. Ich war rasch mit einer Karbatsche versehen zur Thür hinaus, und ging links herum. Da begegnete mir richtig, leise von der andern Seite um das Haus schleichend — Prinz Ludwig. Er erschrack heftig und bat, das böse Gewissen auf dem Gesicht, um Pardon. Ich aber faßte ihn und drosch ihn tüchtig ab. Der Bursche zappelte und schrie fürchterlich, so daß der Hofmeister ganz erschrocken herbeilief. Ich erzählte ihm den Hergang, worauf er den verblüfften Prinzen ernst tadelte und zu mir gewandt lächelnd sagte: „Schade um jeden Schlag, der vorbeigefallen.“ Wir stimmten Alle von Herzen dem Verdicte des verständigen Pädagogen bei, und zogen aus der Erzählung auch diesmal die oft bewährte Lehre: „Was ein guter Haken werden soll, krümmt sich schon in der Jugend.“

Zu Dieppe starb dieser Tage im Alter von 66 Jahren ein Engländer, der als der reichste und sonderbarste Kauz dieser Stadt bekannt war. Er wollte sich nie verheirathen; es hatte ihn kein Mensch je lachen sehen. Sein Geiz war so groß, daß er sich nicht das geringste Kleidungsstück anschaffte, sondern während seines ganzen Lebens die Garderobe seines Onkels trug, der eben so geizig gewesen, als er es selber war. Selbst die Schuhe desselben paßte er sich an. Niemand hatte in den fünf Jahren, die seinem Tode vorausgingen, sein Schlafzimmer betreten, und eben so lange wurde sein Wohnzimmer weder gelüftet noch gefegt. Er schnäuzte sich niemals anders, als mit einem Stücke Papier, das er zu diesem Zwecke von den Maueranschlägen abgerissen hatte. Er bediente sich einer Speckschwarte, die er in kleine Streifen zerschnitten hatte, um sich die Schuhe zuzubinden; aber er mußte diese neue Art von Schuhriemen bald wieder aufgeben, weil er einen ewigen Kampf mit den Hunden zu bestehen hatte, die sie ihm von den Füßen herunterfressen wollten. Eine ganz eigene Manier hatte er auch, um seine Katze zu füttern. Er bestrich sie nämlich gleichfalls mit einer Speckschwarte und überließ es dann dem armen Thiere, sich stundenlang zu belecken. Und dieser Mann hinterließ, wie gesagt, große Reichthümer!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 73. Samstag, den 18. Juni **1859.**

Ach, laß die Welt gehn, wie sie geht.

Ich wandre fröhlich durch die Welt
Und lach' der blinden Wuth;
Und wenn auch ungrad Manches fällt,
Macht's grad mein heitrer Muth;
Es bleibt mein Wahlspruch früh und spät:
„Ich laß die Welt gehn, wie sie geht."

Ich laß die Welt gehn, wie sie geht,
Frag' nichts nach Glanz und Pracht;
Wenn Der im Gallakleid sich bläht
Und tausend Bückling' macht,
Summ' froh ich in den Bart hinein:
„Auch Regen kommt nach Sonnenschein."

Ich laß die Welt gehn, wie sie geht;
Wenn dort ein Katholik
Der Protestantin Hand erfleht,
Ruf' ich: „Dem Bunde Glück!"
Und denk': „Lebt ihr in Einigkeit,
Bleibt auch gemischte Eh' geweiht."

Ich laß die Welt gehn, wie sie geht;
Wenn man Dem Gruben gräbt
Und Jenen, den man jüngst geschmäht,
Jetzt zu den Sternen hebt,
Denk' ich: „Das ist der Menge Geist,
Die heute schimpft und morgen preist."

Ich laß die Welt gehn, wie sie geht;
Schielt gleich auch mancher Thor,
Dem sich das Glücksrad günstig dreht,
Aus Bergen Gold hervor;
Ich sing getrost: „Drum ist es Welt,
Wo Dummheit steigt und Weisheit fällt."

Ich laß die Welt gehn, wie sie geht;
Sich härmen dünkt mich Wahn;
Wenn mich Mariechen nicht versteht,
Klopf ich bei Gustchen an,
Und bleibt auch Gustchen unerweicht,
Zieh ich des Wegs und faß mich leicht.

Ich laß die Welt gehn, wie sie geht,
Und bin da nicht ergrimmt,
Wenn sich der glatte Theolset
Ein runzlich Weibchen nimmt;
Froh summ ich in den Bart hinein:
„Es mag dir gut und liebe sein."

Ich laß die Welt gehn, wie sie geht;
Wenn Der nach Schätzen jagt,
Und angstvoll nach dem Kasten späht
Und sich die Ruh versagt,
Sing ich getrost: „Dein Abend kommt,
Da all' dein Sammeln dir nichts frommt."

Ich laß die Welt gehn, wie sie geht;
Wenn satt sich Die geschweift
Nach Lieb', und, da ihr Schmuck verweht,
Nach Davids Psalmen greift,
Sing ich getrost: „Dich wäscht nicht rein
Von Schmutz dein Beten und Kastein."

Ich laß die Welt gehn, wie sie geht;
Wenn ihren Blitzstrahl zückt
Die Lästerzunft und gift'ge Red',
Den guten Ruf zerstückt,
Sing ich mit heiterm Angesicht:
„Ich fürcht der Wespen Stachel nicht."

Ich laß die Welt gehn, wie sie geht,
Und forsche nicht darnach,
Was Mancher, der dies Lied versteht,
Dabei wohl denken mag;
Ich denk zum Schluß: „Sing' gut, sing' schlecht,
Du machst es niemals Allen recht."

Lachen, im Juni 1859.

H........ong.

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

Zwei Wochen vergingen, ohne daß ich von meinem Entschluß, die gefährliche Nadina zu meiden, abwich. Der Baron kam täglich zu mir, er lud mich zu einer neuen Gesellschaft ein, die er geben wollte, aber ich dankte; er that auch sein Möglichstes, mich wieder zu Dnieprowski zu bringen, aber auch hierin konnte er meinen Widerstand nicht besiegen.

Und doch galt Broken als ein Mann, dem schwer zu widerstehen war, ein Mann, in dem man täglich neue anziehende Eigenschaften entdeckte, mit welchen er zu blenden und zu siegen verstand. Er war Poet, war Musiker und Maler; mit diesen Talenten verband er außerordentliche Kenntnisse, kurz er besaß alle Gaben, um zu bestechen. Bei der zunehmenden Vertraulichkeit unserer gegenseitigen Beziehungen gingen wir von dem förmlicheren „Sie" zum vertraulicheren „Du" über, wodurch der Einfluß, den Broken auf mich übte, nur um so größer wurde.

In der That dauerte auch, wie ich bereits bemerkte, meine Kraft, seinem Zureden zu widerstehen, nicht länger als 14 Tage. Ich kehrte zu Nadina zurück, ging Anfangs nur zwei Mal in der Woche zu ihr, wiederholte später meine Besuche öfters und kam endlich so weit, daß ich jeden Abend bei ihr zubrachte. Oft war ich ganz allein mit ihr, da Herr v. Dnieprowski sehr häufig in seinen Club ging; aber nie kam in einem solchen tête à tête ein Wort von Liebe über unsere Lippen. Wir sprachen nur von Freundschaft und von der Sympathie der Seelen, überließen uns poetischen Träumereien, lasen zuweilen Romane und bejammerten die Leiden einer unverstandenen Seele. Wie es mir Zakamskoi gesagt hatte, lebte Nadina mehr in einer idealen als in der wirklichen Welt.

Eines Abends jedoch nahm unsere Unterhaltung, die sich bis jetzt immer in höheren Sphären bewegt hatte, eine positive Wendung, welche zu einer förmlichen Erklärung führte. Nadina erzählte mir, daß sie nie die geringste Neigung für Einen oder den Andern der Vielen, die sich um sie beworben, empfunden und endlich ihre Hand nur in Folge kindlichen Gehorsams ihrem Gatten gegeben habe. Dann fuhr sie fort, mir mit zu Boden geschlagenen Blicken zu erzählen, daß sie als junges Mädchen sich einen Mann gedacht habe, dem sie mit Freuden ihr ganzes Dasein gewidmet haben würde.

Und dieser junge Mann, dessen Bild mich wachend und träumend umschwebte, sagte sie, indem sie schüchtern ihren Blick auf mich richtete, begegnete mir vor drei Jahren in der Nähe meiner Villa auf der Straße nach Moskau . . .

Kaum hatte sie dieses Geständniß abgelegt, als Herr v. Dnieprowski eintrat und es mir unmöglich machte, Etwas darauf zu erwidern.

Ich verließ an diesem Abende Nadina in einer ziemlichen Aufregung. Mit Zittern dachte ich an Das, was mir mein Vormund gesagt hatte, als er von mir Abschied nahm. Daß er Wort halten würde, wußte ich nur zu gewiß; ich liebte aber Mariette und war daher in entsetzlicher Angst, sie zu verlieren. Seit einigen Monaten schon hatte ich mir in Folge meiner neuen Verbindungen manche Vernachlässigung gegen meine Braut zu Schulden kommen lassen. Ich schrieb ihr nicht mehr so lange Briefe wie sonst und versäumte oft den Posttag.

An alle diese kleinen Sünden erinnerte ich mich nun mit aufrichtiger Reue, und wohl einsehend, auf welch' gefährliche Bahn ich gerathen war, beschloß ich aufs Neue, dieselbe unverzüglich zu verlassen. Ein kleiner Unfall, der mir begegnete, nämlich eine nicht ganz unbedeutende Verletzung am Fuße, kam mir in der Ausführung meines Vorhabens zu Hilfe, indem ich mich gezwungen sah, während einiger Zeit mein Zimmer zu hüten. Es war somit schlechterdings unmöglich, meine gefährlichen Besuche zu wiederholen, und ich betrachtete mich als gerettet, da die Zeit kam, wo Nadina mit ihrem Gatten auf's Land mußte, während auch der Termin von 3 Jahren, welchen mein Vormund festgesetzt hatte, seinem Ende immer näher rückte.

Ich erhielt während dieser Zeit von meinem Vormunde einen Brief, worin er mir zwar sehr freundschaftlich, aber doch dabei in einem sehr ernsten Tone schrieb, daß er gerne die Frist verlängern wolle, wenn mir, wie es den Anschein habe, der Aufenthalt in Moskau so sehr gefalle, und daß ich nicht eher zurückzukehren brauche, als bis ich es selbst aufrichtig wünsche. Meine Antwort war, daß ich keine Stunde länger in Moskau bleiben würde, als er selbst

es verlangt habe, und in der Einsamkeit, zu der mich mein Zustand verurtheilte, entfernt von Nadina, nicht mehr ausgesetzt dem Zauber, welchen ihr Lächeln, ihre Blicke, ihre Stimme auf mich übten, richteten sich alle meine Gedanken auf den Moment, wo ich zu meiner geliebten Braut zurückkehren würde.

Zu meinem Unglücke aber verfolgte mich der Baron mit seiner Freundschaft, die ich leider für eine ächte hielt. Er wurde nicht müde, mir mit rührenden Worten den tiefen Schmerz zu schildern, den Nadina darüber empfand, daß ich sie nicht mehr besuchen konnte. Er bat mich, ihr zu schreiben; es sei ein Werk der Barmherzigkeit, sagte er, wenn ich sie durch ein paar Zeilen zu trösten suchen würde . . . und ich schrieb. Am andern Morgen brachte er mir von ihr ein Billet, ein rein freundschaftliches, welches gerade durch die Unschuld seines Inhalts mich bewog, ihr abermals zu schreiben. So entstand ein regelmäßiger Briefwechsel zwischen uns, welchen der gefällige Baron vermittelte, dem es, wie er versicherte, ein Vergnügen machte, die Betrübten zu trösten.

Mein Zustand zog sich in die Länge. Allmälig nahmen unsere Briefe einen andern Charakter an; was Nadina und ich vielleicht nie in unsern Zusammenkünften uns von Angesicht zu Angesicht zu sagen getraut hätten, schrieben wir uns jetzt ohne Scheu. Wir gingen so weit, uns „Du" zu nennen, und das Wort Liebe trat jetzt an die Stelle des Wortes Freundschaft.

Eines Tages schrieb mir Nadina, daß sie nicht mehr länger leben könne, ohne mich zu sehen. Sie kündigte mir ihren Besuch an und beging die Unbesonnenheit, mit Broken meine Schwelle zu überschreiten. Während sie bei mir saß und mir unter Thränen erzählte, welche Angst sie um mich ausgestanden, hörten wir im Vorzimmer die Stimme ihres Mannes.

Er trat mit meinem Nebenbuhler, dem Prinzen Diwinow, ein, und Nadina hatte kaum Zeit, sich in das nächste Zimmer zu flüchten.

Ungeachtet der perfiden Bemerkungen des Prinzen und eines ihm zugekommenen anonymen Briefes hegte Dnieprowski nicht die geringste Sorge hinsichtlich der Treue seiner Frau. Er setzte sich neben mich, sprach voll Freundschaft mit mir und entfernte sich endlich wieder, ohne den Besuch zu ahnen, welchen ich eben empfangen hatte.

Kaum war er fort, so entfloh seine Frau und kam mit Hilfe des Barons noch frühzeitig genug nach Hause, um keinen Verdacht zu erwecken.

(Fortsetzung folgt.)

Prometheus.

(Fortsetzung.)

An den Platz der launigen Göttin trat nun Merkur, der Herold der Götter, und berührte mit seinem Stabe die Lippen der Menschen. Die Zunge wurde augenblicklich gelöst, und das Erste, was ihr Mund hören ließ, waren schon spitzfindige Fragen. Woher sind wir gekommen? Was ist denn eigentlich, so zu sagen, unsere wahre und vorzügliche Bestimmung, und wohin werden wir gelangen? Lachend sag'e Merkur: Da haben wir es; kaum ist diesem ersten noch ganz unreifen Menschenpaar die Zunge gelöst worden, so ist auch schon das Pappelmäulchen im Gange und ein Ausflug zur Disputirkunst vorhanden. Indessen erwartet von mir keine Antwort auf eure Fragen, die wenigstens für eueren jetzigen Zustand noch nicht reif sind. Ob sie es je werden, kann ich nicht sagen; ich glaube es auch nicht, daß es je dazu kommen wird.

Begleitet von den Musen, kam nun Apollo zu dem ersten Menschenpaar, es belehrend im Gesang und Tanz, in des Liebes zauberndem Walten und in den zierlichen Schwingungen und Wendungen des regelmäßig dahin fliegenden Leibes. Wo Gesang und Tanz sich die Hand reichen, da ist auch mein Revier mit im Spiel! rief Amor, der kleine geflügelte Götterknabe, und indem der kleine Schalk seine Liebespfeile in die Herzen der Menschen senkte, fühlten sie sich plötzlich in eine unbeschreibliche süße und stürmische Liebeswonne versetzt. Aber rasch kamen sogleich die Grazien herbei und verbargen das Weib unter dem geheiligten Schleier der züchtigen Scham und des feinen Zartgefühls, unter dem das von Amors Pfeile angefachte brausende Feuer in sanfte Sehnsucht sich verlor. Ueber diesen Schleier erbost, machte der Mann Anstalt, ihn gewaltsam zu zerreißen, allein kaum hatte er ihn berührt, so war auch schon seine Wuth bezähmt; ein süßes Sehnen durchströmte sein Herz, und holde Worte lispelten seine Lippen.

Beide, Mann und Weib, sehnten sich jetzt sehr, vor den Augen der Götter sich verbergen zu können, da wurden sie, auf Flora's Wink, augenblicklich von einer prachtvollen Rosenlaube umgeben, reich durchschmückt von dem herrlichsten Blumenflor, wie seitdem keine Blumenausstellung sie mehr aufzuweisen hatte.

Der häßliche Vulkan, der Gott des Feuers und der Künste, hinkte jetzt ebenfalls heran und brachte den ersten Menschen das wohlthätige und unentbehrliche Feuer, ihnen zugleich über die weitumfassende Schmiedekunst Belehrungen ertheilend. Der gutmüthige Gott zeigte ihnen auch noch allerlei kunstvolle Arbeiten, die er zu Stande gebracht hatte, und unter diesen, als besonders merkwürdig, die goldenen Tische mit drei Füßen, die so außerordentlich künstlich gearbeitet waren, daß sie von selbst in den Olymp stiegen, wo die hungerigen Götter ihre Mahlzeit daran zu halten pflegten, und nach Beendigung derselben ebenso wieder zurückgingen, wo dann weder ein steifer Kellner noch eine schönthuende Kellnerin nach einem Trinkgeld mit lüsternen Blicken zu sehen hatte. Nebst dem hatte er auch noch die schönsten und geschmackvollsten Modelle für allerlei Gegenstände in Metallarbeiten aufgestellt, mit der Versicherung, daß er für den Fall, wo sie einst bei den Menschen Nachahmer finden sollten, doch nie klagend dagegen auftreten werde, unbekümmert um die einstigen etwa bestehenden Gesetze zum Schutz der Kunstarbeiten. Zum Abschied beschenkte er den Mann mit verschiedenen nützlichen Geräthschaften und das Weib mit Spangen, Ohrringen, Haarnadeln, Kettchen und sonstigen kleinen niedlichen Nipp- und Putzsachen. Von zwei goldenen Ringen, die er zuletzt noch zum Vorschein brachte, steckte er den einen an den Mittelfinger des Mannes, den andern an den des Weibes, mit der schalkhaften Bemerkung, es seien dies die ersten Trauringe, die er zu verfertigen gehabt hätte.

Nachdem mein Stiefsohn Vulkan euch so schöne und nützliche Dinge gebracht hat, sprach Ceres, die Göttin des Feldbaues und die Stifterin der Staaten, will auch ich euch bedenken. Ich gewähre euch meinen Beistand, wenn ihr und Alle, die euch noch folgen werden, nicht auf der faulen Haut liegen, sondern, mit den Geräthschaften Vulkans versehen, fleißig die Erde bebauen, den Acker bestellen und den Garten pflegen, und wenn das Weib dem Manne treulich zur Seite steht, sorgsam sammelt und waltet, nicht nur Sinn für wechselnden Putz hat und keine Modenärrin ist.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Kaiser Joseph II. fuhr allein und incognito in der Nähe von Wien spazieren. Er sah einen alten Officier zu Fuß neben sich traben und bot ihm eine Stelle in seinem Wagen an. Der Officier stieg ein, und Joseph fragte, wohin? „Zum Frühstück bei einem guten Freunde." — „Was gibt's da? Kaffee?" — „Höher hinauf!" — „Coteletten, Schinken?" Die Antwort war immer: „höher rauf!" — Endlich rieth der Kaiser auf ein Spanferkel, der Officier nickte ihm freundlich zu und rief: „Getroffen!" — Nach einer Pause fragte er den Kaiser: „Sie scheinen zu dienen?" — „Ja!" — „Vermuthlich Cadett?" — „Höher rauf!" — „Unterlieutenant?" — „Höher rauf!" — „Oberlieutenant? Capitain?" — „Höher rauf! höher rauf!" — Der Officier stieg bis zum Feldmarschall, rief endlich aus: „Sie sind wohl gar unser gnädigster Kaiser selbst?" — „Getroffen!" Den Officier traf mehr als ein Loos — er erhielt eine ansehnliche Gnadenpension.

Ein Rückkehrender aus Rußland erzählte: „Die Kälte sei dort so arg gewesen, daß ihm hinter Petersburg schon die Augen zugefroren wären, und er solche erst in Moskau habe wieder durch gewärmte Milch aufthauen können.

Zweisilbige Charade.

Im Kommen und im Gehen macht dir die Erste Schmerzen,
Sie macht dich schön, und sie entstellet dich.
Die Zweite fühlest du, auch oft in deinem Herzen,
Wenn deines Glückes Stern in Nacht und Graus verblich.
Das Ganze kann dir nur die erste Silbe geben,
Du fürchtest es mit Recht, oft kann kein Arzt es heben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 74. Dienstag, den 21. Juni **1859.**

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

8.

Vierzehn Tage nach diesem Ereignisse war ich wieder hergestellt und mein erster Ausgang war zur schönen Nadina. Ich wurde von Herrn v. Dnieprowski artig, aber kalt empfangen. Sei es nun, daß ihm neuerdings böswillige Schwätzereien zu Ohren gekommen waren, oder daß doch der anonyme Brief ihm im Kopfe herumging, kurz Nadinens Gemahl war eifersüchtig auf mich. Wenn ich es nicht an seinem Empfange gemerkt hätte, so würde mich die Veränderung seiner Lebensweise davon überzeugt haben. Er ging nicht mehr wie sonst in seinen Club, sondern blieb beständig bei seiner Frau, die er selbst wenn sie Besuche machte, begleitete. Vergebens haschte ich nach einer Gelegenheit, mit Nadina allein zusammenzutreffen; die aufmerksame Ueberwachung Dnieprowski's vereitelte alle meine Versuche. Wir sahen uns daher gezwungen, durch Vermittlung des Barons unsere geheime Correspondenz fortzusetzen.

Der Winter nahte seinem Ende. Trotz der aufrichtigen Liebe, die ich für Mariette empfand, konnte ich doch nicht ohne ein Gefühl tiefen Schmerzes daran denken, mich nun bald von Nadina auf immer trennen zu müssen. Mit unendlichem Bedauern stellte ich mir die Qualen vor, die sie in der Stunde des Abschiedes empfinden würde.

Wie traurig, sagte ich zu mir selbst, wird für sie die Einsamkeit sein, in der ich sie zurücklasse!... Wenn ich mich aber frage: Könntest du ihrentwegen deine Mariette, deine liebenswürdige Braut vergessen, so ruft es mit mächtiger Stimme in mir: nein, nein! . . nie! . . .

Die kurze Zeit, die ich noch mit Frau v. Dnieprowski in Moskau hätte verleben können, wurde durch ihren Gemahl noch mehr abgekürzt, indem er sich mit ihr auf seinen Landsitz begab; dorthin, wo wir uns zum ersten Male sahen.

Während in den ersten Tagen des Frühlings Alles um mich her zu neuem, fröhlichem Leben erwachte, irrte ich melancholisch in jenem Stadtviertel herum, welches ich bisher allabendlich auf dem Wege nach dem Palais Dnieprowski's durcheilt war, und blickte mit Wehmuth das leere Haus an, dessen geschlossene Läden die Abwesenheit seiner Bewohner verriethen.

Eines Morgens nun brachte mir Broken einen Brief von Nadina, worin sie mich beschwor, sie am nächstkommenden Tage in Wladimirschloß zu besuchen.

So leid es mir thut, sagte der Baron, ich kann dich nicht begleiten, denn ich habe auf morgen ein Dutzend Freunde zum Frühstück gebeten. Doch kannst du nicht allein hingehen; Dnieprowski würde dir seine Treibhäuser, seine Stallungen, seine Bildergallerie, kurz das ganze Schloß vom Keller bis auf den Boden zeigen, oder er würde dich zu einer nie enden wollenden Piketpartie auffordern, so daß du keine Minute Zeit fändest, ein vertrauliches Wort mit Nadina zu wechseln. Du brauchst also Jemand, mit dem er sich unterhalten kann; aber wen willst du mitnehmen?

Broken hatte Recht. Es handelte sich somit nur darum, Jemanden zu finden, der mir diesen Dienst leisten würde, ohne es zu wissen. Zufällig begegnete mir eine Stunde später auf meinem Spaziergange Zakamskoi, ich machte ihm meinen Vorschlag und er nahm ihn an.

Am andern Morgen setzten wir uns zu Pferd und ritten nach Wladimirschloß. Wir hatten bereits mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt, als mein Begleiter plötzlich das Ge-

spräch abbrach, mit welchem wir uns die Zeit vertrieben.

Sieh doch, rief er, ist dieser Wagen, der uns dort entgegenkommt, nicht der von Dnieprowski?

Du glaubst? . . .

Ja, ganz sicher, ich täusche mich nicht.

Einen Augenblick später fuhr die Equipage rasch an uns vorüber. Im Innern des Wagens saß ein Herr, der aber den Hut so tief ins Gesicht gedrückt hatte, daß wir seine Züge nicht erkennen konnten.

Es war Dnieprowski, rief Zakamskoi, der an uns vorüber fuhr. Es ist seine blaue Kalesche und seine Livree.

Unmöglich. Warum hatte er uns denn nicht gegrüßt?

Ich weiß es nicht. Aber wir werden es bald erfahren, ob ich mich getäuscht habe oder nicht, denn dort sieht man schon das Dach seiner Villa.

Wir setzten unsere Pferde in Galopp und kamen nach wenigen Augenblicken vor dem Schlosse an. Die Thore waren geschlossen — Niemand kam, um uns zu öffnen.

Halt, sagte Zakamskoi, als ich aufs Neue läuten wollte, dort ist der Gärtner; ich will ihn rufen. Heda, Thomas!

Thomas näherte sich uns unter tiefen Verbeugungen.

Ist dein Herr zu Hause?

Nein, er ist kaum vor einer Viertelstunde nach Moskau.

Und Frau v. Dnieprowski?

Sie ist ebenfalls fort, aber schon seit ungefähr drei Stunden.

Und weißt du nicht, wann sie wiederkommt?

Ich kann es Ihnen nicht sagen, meine Herren. Sie ist fortgeritten und hat, so viel ich gesehen habe, ebenfalls die Richtung nach Moskau eingeschlagen.

Das ist seltsam! murmelte Zakamskoi.

Und speist deine Herrschaft nicht zu Hause? fragte ich.

Nein, wie es scheint, denn es brennt im ganzen Hause kein Feuer.

Nun, dann können wir nichts Besseres thun, mein lieber Alexander, sagte mein Freund, als umzukehren. Du hast ohne Zweifel den Tag der Einladung verwechselt.

Nein, ich weiß ganz gewiß, daß ich auf heute eingeladen bin.

Dann begreife ich nicht, wie dies Alles zusammenhängt. Dnieprowski allein nach Moskau, seine Frau um ein paar Stunden früher ebenfalls nach Moskau, und du ihr Gast! . . . Wenn nur nicht etwa ein Unglück passirt ist? . . . Komm, lasse uns zurückreiten! . . . Vielleicht, fügte er hinzu, ist Dnieprowski eifersüchtig? . . .

Warum sollte er es sein? . . .

Warum? . . . Und dies fragst du mich? Wenn man den Gerüchten Glauben beimessen wollte, die in der Stadt circuliren, so hätte er nur zu gegründete Ursache eifersüchtig zu sein und zwar auf dich.

Auf Ehre, ich begreife nicht . . .

Ganz Moskau spricht davon.

Dann verleumdet ganz Moskau.

Ja, ich glaube es; nichtsdestoweniger ist Dnieprowski, wenn diese Gerüchte bis zu ihm gedrungen sind, wohl zu entschuldigen, wenn er sich ein bischen beunruhigt. Aber deine Abreise wird diesen boshaften Klatschereien ein Ende machen. Du wirst demnächst Moskau verlassen?

Ich weiß es nicht so ganz gewiß.

Wie? du weißt es nicht? . . .

Nein, mein Vormund scheint zu wünschen, daß meine Heirath auf ein weiteres Jahr hinausgeschoben werde.

Ich will nicht hoffen, daß du selbst ihn auf diese Idee gebracht hast?

Ich denke nicht.

Glaube mir, mein Freund, opfere nicht ein wahres Glück, eine frohe und gesicherte Zukunft einer vorübergehenden Neigung! Wenn ich dir einen Rath geben darf, so verlängere deinen Aufenthalt hier nicht um einen Tag. Du bist jetzt den Dnieprowski's gegenüber in einer solchen Lage, daß du ebensowenig deinen Verkehr mit ihnen fortsetzen als abbrechen kannst, ohne in dem einen wie in dem andern Falle zu den unangenehmsten Schwätzereien und böswilligsten Commentaren Anlaß zu geben. Aber während ich dir vorpredige, fühle ich ungeheuern Appetit nach einem Frühstück fügte Zakamskoi lachend bei, und es ist noch weit von hier nach Moskau; wir wollen also schneller reiten.

Wir verfolgten in scharfem Trabe unsern Weg. Bei unserer Ankunft in der Stadt schlug mir Zakamskoi vor, mit ihm in eine Restauration zu gehen; es war mir aber ein Bedürfniß allein zu sein, um mich ungestört meinen Ge-

danken überlassen zu können, weßhalb begab ich mich nach Hause, ohne der Aufforderung meines Freundes nachzukommen.

(Fortsetzung folgt.)

Urtheile eines englischen Artillerieofficiers über die Truppen im südlichen Frankreich.

Nachdem ich Sardinien und die Lombardei genugsam durchstreift, um mir ein hinlängliches Urtheil bilden zu können, fuhr ich über Genf nach Grenoble, um dort die in großen Massen täglich eintreffenden Franzosen etwas näher zu beschauen. Welch ungeheurer Unterschied in Allem und Jedem zwischen den österreichischen und französischen Truppen herrscht, konnte ich jetzt wieder recht erkennen. Ich halte die Heere dieser zwei mächtigen Kaiserreiche für ungemein kriegstüchtig, und bin fest überzeugt: beide werden in dem jetzt bald zu erwartenden Kampf das Aeußerste daran setzen, sich den Sieg zu erringen; aber in ihrer äußeren Erscheinung, wie in ihrer ganzen Charakteristik, weichen sie ungemein von einander ab. Wie verschieden ist schon der Marsch eines österreichischen von dem eines französischen Infanteriebataillons! Die Oesterreicher marschiren fest, geschlossen, in vieleingeübter Regelmäßigkeit; die Franzosen laufen schnatternd und lärmend, oft so unordentlich wie ein Trupp Gänse, durch einander, bis dann im letzten Augenblick, wo es darauf ankommt, jeder Soldat mit einer mir oft unbegreiflich erschienenen Schnelligkeit seinen richtigen Platz im Gliede zu finden weiß. Bei Inkjermann war mir diese sorglose Ungebundenheit und doch wieder große Manövrirfähigkeit, mit der die französischen Infanteriebataillone in die Schlachtlinie eilten, in hohem Grad aufgefallen, und jetzt hier bei diesem Corps im südlichen Frankreich trat mir dies auf's Neue entgegen... Weßhalb und wofür sie denn eigentlich kämpfen sollten, war selbst manchen Subalternofficieren eine ziemlich unbekannte Sache, um deren Ergründung sie sich auch weiter nicht viel die Köpfe zerbrachen, und von den Gemeinen hatten viele auch nicht die allergeringste Kenntniß davon. Ich hörte selbst, daß ein Commando von 50 Voltigeurs, die bisher in einer kleinen abgelegenen Bergfestung garnisonirt hatten, unter lautem Ruf: „à bas les Russes“ anmarschirt kam. Ein Generalstabsofficier ritt ihnen entgegen und schrie zornig: „Dummköpfe, wollt ihr wohl schweigen? Die Russen sind jetzt unsere Freunde, die Oesterreicher aber unsere Feinde.“ . . . Schon in der Krim war es mir aufgefallen, wie stark die demokratische Gesinnung in einem großen Theil der französischen Soldaten, Unterofficiere, ja selbst Officiere verbreitet sei, und ich fand, daß dieß seitdem noch mehr zugenommen hatte. Vor Sebastopol hörte man die Marseillaise nur ziemlich selten singen, und viele Officiere verboten solchen Gesang; hier bei Grenoble werden in manchen Regimentern die Marseillaise und andere derartige Lieder fast beständig gesungen, und selbst Officiere stimmten mit ein. Ich sprach mit dem mir näher bekannten Commandanten eines Bataillons darüber, wie er es dulden könne, daß seine Soldaten öffentlich und mit wildem Enthusiasmus dieses Lied brüllen dürften. Er antwortete lachend: „Was geht mich's an, was diese Windbeutel singen? Meinetwegen mögen sie den Teufel besingen, wenn sie nur in der Schlacht tüchtig vorwärts stürmen und mir bald die Oberstenepaulettes verdienen helfen.“ Solch frivole und schroff egoistische Gesinnung ist aber in einem nur zu großen Theil der französischen Officiere wie Soldaten allgemein verbreitet. Auffallend ist es, wie wenig der Name des Kaisers Ludwig Napoleon vor den französischen Truppen jetzt genannt wird. Der Prinz Napoleon ward von den Officieren allgemein als ein Poltron verhöhnt, und eine Menge Geschichten erzählten sie sich über ihn. Seine junge Gemahlin, die arme sardinische Princessin, wird sehr beklagt. Von den höheren französischen Generalen genießt Bosquet unbedingt das größte Vertrauen bei allen Truppen, doch ist er noch sehr leidend an den Folgen seiner Wunde. Der Marschall Canrobert ist sehr geachtet, wird aber als nicht kühn und energisch genug häufig getadelt. Sehr beliebt ist Niel, dem man Tüchtiges zutraut, und dann vor Allem als Divisionsgeneral Mac-Mahon, dem wahrscheinlich noch eine glänzende Zukunft bevorsteht. Daß Marschall Pelissier nicht die italienische Armee befehligt, hörte ich oft be-

dauern. Ein recht alter, vielfach decorirter Sergeant, den ich schon von Sepastopol her persönlich kannte, fällte über Pelissier folgendes Urtheil: „Der Marschall, unter dem ich schon in Algerien ein Dutzend Jahre diente, ist ein wahrer Schinder, und fährt er einmal zur Hölle, wird der Teufel seine große Freude daran haben, ihm den dicken Speck auszubraten; aber für uns Soldaten hier im Kriege ist er doch der beste Obergeneral, wenn er freilich das Menschenfleisch auch verzweifelt wohlfeil verkauft. Die Hälfte von uns läßt er vielleicht auf dem Schlachtfeld liegen, die andere Hälfte führt er aber zum Sieg, und dieß ist das Beste. Der alte Hallunke soll ja jetzt am Rhein commandiren und wird dort diesen drei Mal verdammten Preußen schon gehörig einheizen. Trente de dian! ich möchte wohl dort unter ihm gegen dieses deutsche Viehzeug kämpfen.“ Dieses Urtheil des alten Schnauzbartes über Pelissier ist zwar soldatisch derb — meiner Ansicht nach aber sehr bezeichnend. Die Feldausrüstung der französischen Truppen hier in und um Grenoble ist gut und kriegstüchtig, wenn auch sonst nicht elegant. Für die besten Truppentheile halte ich die Chasseurs, dann die Soldaten der Artillerie, die stark, gewandt und von kühnem Selbstvertrauen beseelt sind, und vor Allem die trefflichen Genietruppen, am schlechtesten sind die Regimenter der Liniencavallerie, deren Soldaten theilweise auf jämmerlichen Pferden jämmerlich reiten.

Denksprüche.

Sieh', welchen Weg du gehst! Zwei Wege steh'n dir offen;
Im Guten kannst du auf des Himmels Beistand hoffen.
Im Bösen stellt er dir kein Hinderniß entgegen,
Doch fragt von Zeit zu Zeit: Gehst du auf guten Wegen?

Wisse, wie viel du vermagst! So meide den trefflichen Vorsatz,
Bist du der Kraft nicht gewiß, welche zum Siege dich führt.

Verschiedenes.

(Witterungskunde.) Es ist während der Heu- und Getreideernte von der größten Wichtigkeit, den Stand des Wetters auf ein oder zwei Tage, ja selbst auf einen halben Tag voraus zu wissen, um sich mit dem Einfahren danach zu richten. Nun verbreiten sich aber anhaltende Regengüsse ziemlich gleichförmig über gewisse Landstriche, so daß man mit Bestimmtheit sagen kann: da der Wind diese Richtung hat, so wird man da und dort auch Regenwetter erhalten. Gewitterregen lassen sich natürlich weniger genau bestimmen, obgleich auch hier Manches geschehen und vieler Schaden verhütet werden kann. Bei dauerndem sogenannten Landregen aber lassen sich die Gegenden, welche er überziehen wird, genauer bestimmen, und es können diese daher vorher in Kenntniß gesetzt werden, wie es bei Flußanschwellungen und Eisgang bereits geschieht. Die gewöhnlichen Regenwolken bewegen sich mit einer Geschwindigkeit von 6—8 Stunden und brauchen daher von der Südwestküste Frankreichs bis in das Herz Deutschlands 3—4 Tage, welche zum Einheimsen selbst bedeutender Getreidemengen vollkommen hinreichen. Die bisherigen Erfahrungen haben ergeben, daß Wetterveränderungen zwischen Paris und dem Rhein ungefähr um einen Tag auseinander und daß bedeutende Gewitter um 5—6 Stunden früher angezeigt worden sind, eine Zeit, welche oft hinreicht, einen großen Schaden auf den Feldern zu verhüten. Der „Arbeitgeber“ empfiehlt deßhalb, daß sich die Landwirthe vereinigen und von den größern Telegraphenstationen aus sich täglich Wetterkursberichte zukommen lassen sollen, deren Kostenpreise nicht bedeutend sein würden, da die Hauptkosten sich nur auf die Spezialdepeschen beschränken und diese im deutschen Telegraphenvereine gering sind.

Es ist gewiß: Mancher weiß nur, daß er ist, wenn er ißt.

Auflösung der Charade in Nro 73:
Zahnweh.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 75. Donnerstag, den 23. Juni 1859.

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

Als ich in mein Zimmer trat, fand ich den Baron, der, wie es schien, mich mit Ungeduld erwartet hatte.

Beim Teufel! rief er, bist du endlich da? Ich gab schon die Hoffnung auf, dich wieder zu sehen ... Aber schn ll, verschließ die Thüre, damit uns Niemand stören kann, und setze dich zu mir her; ich habe über eine sehr wichtige Angelegenheit mit dir zu sprechen.

Du erschreckst mich.

Es handelt sich nicht ums Erschrecken, sondern im Gegentheil um einen mit aller Ruhe und Ueberlegung zu fassenden Entschluß.

So sprich; was gibt es?

Du kommst von Wladimirschloß?

Ja.

Und fandest weder Herrn noch Frau v. Dnieprowski zu Hause?

Nein, weder ihn noch sie.

Wie ich mir's dachte ... es steht also schlimm.

Was ist denn aber geschehen? ... Du folterst mich, wenn du dich nicht endlich erklärst! ...

Diesen Morgen kam Nadina ganz außer sich zu mir! ... Mit ihrer fatalen Unvorsichtigkeit! ... Ich habe sie so oft gebeten, ihre Briefe zu verbrennen ... Aber die Frauen! Sie sehen erst dann die Gefahr, wenn dieselbe nicht mehr zu vermeiden ist. Sie müssen Ringe, Porträts, Billets-doux haben, und eines schönen Tages fällt endlich eins dieser theuern Liebespfänder in die Hände des Herrn Gemahls ...

Aber um Gotteswillen, was ist denn vorgefallen?

Es ist vorgefallen, daß Dnieprowski heute früh einen deiner Briefe, die du an Nadina schriebst, gefunden und mit der einem Ehemanne gewöhnlichen Indiscretion gelesen hat.

Nadina ist augenblicklich nach Moskau geflohen, und hat sich nun, nachdem sie mich von ihrem Unglücke in Kenntniß gesetzt, zu einer ihrer Tanten begeben. Aber ihr Mann ist ebenfalls gekommen, um den Scheidungsproceß einzuleiten und sein armes Weib in ein Kloster sperren zu lassen.

Wie, du denkst, daß er so weit gehen könnte?

Er ist entschlossen.

Arme Nadina!

Du hast Recht, es ist in der That eine arme Nadina, und wenn du sie verlassen würdest ....

Ich! ... o nie ... Ich will Alles thun, um sie zu retten. Ich werde zu Dnieprowski gehen, werde ihm sagen, daß ich allein der Schuldige bin, daß mir seine Frau keinen meiner Briefe beantwortete ...

Und du kannst denken, daß er dir glauben wird?

Ich will ihm jede Genugthuung geben, die er verlangt.

Du kennst ihn schlecht, er beschuldigt dich, seine Frau zur Untreue verleitet zu haben, und wenn du ihm ein Duell anbietest, so wird er sagen, daß du ihn zu tödten wünschest, um Nadina heirathen zu können.

Aber, großer Gott, so gibt es denn kein Mittel sie zu retten?

Höre, Alexander, ich will dich nicht täuschen; du kennst besser als ich die Gesetze deines Landes. Dein Brief ist in den Händen Dnieprowski's und du darfst von seiner Seite keine Schonung, keine Nachsicht hoffen. Aber Nadina kann auch wo anders leben, als in diesem kalten Rußland unter der strengen Beaufsichtigung eines alten Mannes, oder vielleicht unter noch strengeren eines Klosters. Die Welt ist groß, und es

gibt in ihr eine Menge Länder, die freundlicher sind, als die des rauhen Nordens, und viele Städte, in welchen es sich angenehmer leben läßt, als hier, viele trauliche Winkel der Erde unter einer milden Sonne, wo nicht boshafte Menschen mit ihren giftigen Zähnen am Glücke der Liebenden nagen.

Du meinst also, daß Nadina sich in ein fremdes Land begeben sollte?

Sie hat keine andere Wahl, wenn sie nicht ihre Freiheit verlieren will. Du mußt sie so weit als möglich von hier weg bringen.

Ich soll sie wegbringen?

Nun, wer denn? Es ist eine Ehrensache für dich. Du weißt wohl, daß ich gerade keine besonders hohe Meinung von der sogenannten Ritterlichkeit habe, die sehr oft zu nichts Anderm gut ist, als uns in unangenehme Verlegenheiten zu bringen. Die Frauen betrügen uns und wir betrügen sie, so denke ich, der Baron Broken. Doch gibt es Umstände, unter welchen ein Mann wenigstens für einige Zeit ein Opfer bringen muß. Wenn du Nadina einfach verlassen hättest, um dem Triumphwagen einer andern Schönen zu folgen, so würde ich nicht das Geringste dagegen einwenden, aber sie jetzt aufgeben, wo sie Niemand auf der Welt besitzt, als dich, der sie retten und gegen die Rache ihres beleidigten Gatten schützen kann, . . . nein, nein, mein Freund, das ist unmöglich!

Mein Gott, mein Gott! So ist also Alles verloren, alle meine Hoffnungen, meine ganze Zukunft! . . .

Warum jammerst du so? Worin besteht diese Zukunft, die du so sehr bedauerst? . . . Eine alltägliche Heirath, ein einförmiges, trübseliges Leben unter dem eisigen Himmel des alten Czarenreiches, während du mitten im buntbewegten Leben der Civilisation in den schönsten Städten Europa's deine Jugend genießen kannst.

Aber meine Braut! . . . meine arme Braut!

Nun ich geb' es zu, daß sie wenigstens in der ersten Zeit um dich weinen wird, aber später wird sie sich trösten und einen Andern heirathen.

Einen Andern?

Bei diesem Worte fühlte ich all mein Blut gegen das Herz strömen. Möglicher Weise hätte ich auf Mariette verzichten können; aber sie mir als Frau eines Andern zu denken, war mir entsetzlich.

Nein, nein! rief ich, wenn ich sie verlasse, so stirbt sie . . .

Wie bist du noch so kindisch, erwiderte Broken, mitleidig die Achseln zuckend. Tröste dich, so gefährlich wird es nicht, und vielleicht findest du in einigen zwanzig Jahren deine jetzt so liebliche Mariette als wohlbeleibtes, rundes Mütterchen mit Falten im Gesicht und einigen Kindern wieder, deren Strümpfe sie flickt, ohne sich deßhalb unglücklich zu fühlen.

Genug, genug, Broken, deine Scherze sind grausam! Mit deinem Marmorherzen kannst du nicht wissen, wie sehr ich Mariette liebe; du kannst nicht begreifen, daß sie mir theurer ist als das Leben, daß der Gedanke, sie könnte sich mit einem Andern vermählen, meinen Pulsschlag hemmt. Nein, nein! ich kann, ich werde sie nicht verlassen. Ich kann für Nadina sterben, aber ich kann nicht ohne Mariette leben. Bei Gott! . . . ich kann es nicht . . .

Armer Junge, du siehst also nicht, daß es doch so kommen wird, du magst nun wollen oder nicht? . . . Wozu du dich auch entschließen magst, sei es nun, daß du deine Pflicht erfüllst, welche dir die traurige Lage Nadina's auferlegt, oder daß du dich ohne Erbarmen von ihr trennst — deine Heirath mit Marie ist eine Unmöglichkeit geworden. Wenn Dnieprowski bei Gericht seine Klage anhängig gemacht, wenn das Urtheil auf Scheidung lautet, wie es nicht anders zu erwarten steht, wenn dann endlich diese cause célèbre in allen Zeitungen besprochen wird . . .

Wie? glaubst du, daß die Sache durch die Journale in die Oeffentlichkeit kommt?

Kannst du daran zweifeln?

Und mein Vormund wird also Alles erfahren, er wird es lesen . . . Ja, ja, du hast Recht . . . Alles, Alles ist verloren! . . . O meine arme, meine theure Mariette! . . .

(Fortsetzung folgt.)

Prometheus.

(Fortsetzung.)

Mars, Juno's Sohn, des Krieges und der Schlachten Gott, rückte nun in die Fronte und senkte den Muth und die Kampflust in die Brust des Mannes, mit derber Faust darauf klopfend. Die Götter schienen zu ahnen oder

jetzt schon zu wissen, wo auf der Erde die Zeiten nicht länger ausbleiben werden, in denen die Gewalt und die Despotie gegen Wahrheit, Recht und Freiheit sich erheben und alles Völkerwohl zertreten werden, um ihrem tyrannischen Herrscherstab einen Thron zu gründen, und daß dann der Mann mit Muth sich dagegen zu erheben stets bereit und gerüstet sein müsse. Auch die Brust des Weibes ließ Mars nicht unbeachtet, denn die Götter sahen ein, daß in solchen herben Zeiten den muthigen Männern auch muthige und opferfähige Frauen zur Seite stehen müssen, um dem Sieg der guten Sache den rechten Nachdruck zu verschaffen.

Wer für die edelsten Güter der Menschen kämpfen soll, sagte Diana, die jungfräuliche Göttin der Jagd, Zeus und Latona's Tochter, mag auch dem edlen Waidwerk nicht fremd bleiben, und dem Mann Pfeil und Bogen überreichend, belehrte sie ihn zugleich über das dabei so unentbehrliche Jägerlatein, während Vesta, die älteste Tochter des Kronos und der Rhea, die Beschützerin des Hauswesens, die Menschen durch die Zusage erfreute, daß sie, auch in kritischen Zeiten, es nicht unterlassen werde, den heimischen Herd unter ihren Schutz zu nehmen. Nur, meinte sie, dürfte der Mann auch nicht leichtsinnig es vernachlässigen, den Pantoffel, wie sich's gebührt, stets in Ehren zu halten.

Als Zeus Anstalt machte, die Götterversammlung jetzt wieder schließen zu wollen, vernahm man den Ruf: Ach bitte, noch einen Augenblick, ihr hohen Götter! Mit diesem Ruf kündigte sich Bacchus an, der eben, das Haupt mit einem Epheukranz geziert, auf seinem geschmückten, von Leoparden gezogenen Wagen angetrollt kam. Die schöne großartige That, die hier ihre Ausführung gefunden hat, sagte er, muß mit edlem Rebensaft beschlossen und besiegelt werden, da es ja auch bei den Göttern Sitte ist, daß besonders bei großen Festen dieser Göttertrank nicht fehlen darf, der edle Wein, der das ächte Chrisam und das feinste Mark von der Welt ist. Mit großem Wohlbehagen schlürften die Götter den ihnen von Bacchus kredenzten, mit kostbarem Wein gefüllten Becher, wobei denn auch das erste Menschenpaar nicht leer ausging und einige Becher sich schmecken ließ unter dem Rufe: Welch' ein herrliches Bouquet!

Nachdem die Götter das erste Menschenpaar so freigebig und reichlich bedacht, und Prometheus seinen innigsten Dank dafür in den verbindlichsten Worten ausgesprochen hatte, kehrten die Unsterblichen in den Olymp zurück, froh und zufrieden, die Erde mit einem götterähnlichen Geschlecht beschenkt zu haben.

Prometheus allein hatte aber noch einen schweren Stein auf dem Herzen. Daß das Fatum, das über die Götter selbst mit Allgewalt herrschende Schicksal, dem Götterrath den Rücken gekehrt und es vermieden hatte, sich ebenfalls an der kordialen und großgünstigen Spendefection der Götter zu betheiligen, erfüllte sein Herz mit großen und schweren Besorgnissen. Um diesen schwerfälligen Gedanken, so viel dies in seiner Macht lag, begegnen zu können, faßte er den Entschluß, in die heilige dunkle Grotte dieser mächtigen, so sehr gefürchteten Göttin hinabzusteigen und den Versuch zu wagen, auch bei ihr einen guten Willen für seine Menschen zu erwecken. Von bösen Ahnungen erfüllt und fürchtend, vielleicht ungehört, mit der Bedeutung: „die Göttin ist nicht zu sprechen", wieder entlassen zu werden, betrat er die geweihte Grotte, und war nun nicht wenig und freudig überrascht, von der strengen Göttin mit sichtbarem Wohlwollen empfangen zu werden, und daß es ihm gestattet wurde, sein Anliegen vortragen zu dürfen.

Als die Göttin sein Begehren, auch ihrerseits das erste Menschenpaar zu begaben und somit ihrem Glücke die Krone aufzusetzen, in ernster Ruhe angehört hatte, sagte sie ihm, zu seiner nicht geringen Freude, die Gewährung seiner Bitte zu. Du hältst das Schicksal für streng, sagte die ernste Göttin, und in der That, das ist es auch. Allein so streng es ist, so gütig ist es aber auch, und obgleich es vielfach verkannt und sehr oft ganz falsch verstanden und beurtheilt wird, so gibt es doch immer, selbst wider Willen, die besten Gaben, und so sollen deine Menschen es auch jetzt von mir wieder erfahren. Jeder der Götter spendete ihnen eine Gabe, von mir sollen sie deren drei auf ein Mal empfangen.

Dank, innigen, herzlichen Dank, hohe Göttin, für deine große unendliche Güte, stammelte Prometheus, von den freudigsten Gefühlen überwältigt.

Geduld, sagte mit ernster Würde die Göttin,



spare deinen Dank, bis du meine Gabe vernommen hast, da sie sehr von den Gaben der Götter abweichen.

Von bangem Schauer befallen, sagte Prometheus: Erhabene Göttin, gestatte mir zu bemerken, daß die Götter nur Gutes gespendet haben.

Ohne einen Anstrich von Uebelwollen erwiederte die gewaltige Göttin: Höre mich ruhig an, Japetide, ich werde dir jetzt meine Gaben nennen und es dir überlassen, ob du sie annehmen oder ausschlagen willst. Meine Geschenke beruhen auf der Art, wie deine Gebilde entstanden sind. Du hast sie aus Thon geformt, und die Götter, durch welche sie zu lebenden Menschen geworden sind, rüsteten sie aus mit unvergänglicher Kraft und unausgesetzter Thätigkeit. Dieser Zustand paßt aber durchaus nicht für dein Machwerk. Das erste Menschenpaar, so wenig als alle, die nun die Erde bevölkern sollen, ist ganz und gar nicht geeignet, ein ununterbrochenes Götterleben zu führen, vielmehr werden Zustände eintreten, wo die Kraft erschlaffen wird und erst durch angemessene Erholung wieder erfrischt werden kann, oder gar nicht mehr erfrischt zu werden fähig sein wird. Daher ist der Schlaf mein erstes Geschenk, das ich den Menschen zu ertheilen für nöthig erachte. Von diesem Zustand, der von Tag zu Tag sich einstellen soll, bleibt Niemand ausgeschlossen, er wohne in dem glänzendsten Pallast oder in der ärmsten Hütte, während jedoch der Schlaf der Unschuld gegen den des Schuldbeladenen Vieles voraus haben wird. In diesem Zustand soll aber der Mensch, wer er auch sei, daliegen mit verschlossenen Sinnen, ohne äußere Empfindungen, ohne sich vom Platz bewegen und ohne Etwas, weder Gutes noch Böses, unternehmen zu können; sein Auge sei erloschen, seine geistigen Fähigkeiten seien gelähmt, und sein ganzes Leben offenbare sich allein nur in den milden und sanften Schlägen seines Herzens.

(Fortsetzung folgt)

Denksprüche.

Nicht Alles, was du weißt, darfst Allen du vertraun,
Noch minder Alles, was du nicht weißt, lassen schaun.
Nur dem Vertrauten darfst du jeden Schatz dein eigen,
Nur dem Vertrauten auch jede Blöße zeigen.

Wehe dem grämlichen Neide, wie starret von stechenden Dornen,
Welche zur Qual er sich pflanzt, um ihn ein wuchernder Wald!
Aengstlich zählt er die Blümchen auf fremden Gefilden und pflanzet
Aengstlich, wenn eines entsprießt, Dornen auf's eigne Gebiet.

Verschiedenes.

(Eigenschaften eines guten Kaffee's). „Er soll aus reinem Mokka bereitet, echt und klar wie die Sonne, schwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle, süß wie die Liebe sein.“

Ein belgisches Blatt erzählt, daß zwischen mehreren Frauen zu Brüssel ein Kaffee-Wetttrinken stattgefunden. Den Preis des Sieges errang eine ältliche Dame, welche siebzehn Tassen des stärksten Mokkakaffee's trank, den man machen konnte.

Am 31. Mai hat in Hannover die Vermählung der Schauspielerin Marie Seebach mit dem Tenoristen Niemann und die der Sängerin Fischer-Nimbs mit dem Schauspieler Michaelis stattgefunden.

Dreisilbige Charade.

Strategisch wichtig ist sieben
Die Erste in dem jetz'gen Krieg;
Sehr leicht kann sie den Ausschlag geben
Zu einem vortheilhaften Sieg.

Die Zweite nennt dir eine Letter,
Man findet sie in keinem Buch;
Doch schauest du in diese Blätter,
Dann triffst du deren fast genug.

Die Dritte paßt nicht zwischen Brüder,
Obgleich sie dient als Compliment
Das Ganze weh' durch alle Lieder;
Es sei der Dichter Element.

— el.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 76. Samstag, den 25. Juni 1859.

In Neustadt.

Hier ist es schön!
Freundlich, lieblich, blau der Himmel,
Und die Lüfte mild und rein,
Bunt von Blumen sind die Fluren,
Golden auch der Sonnenschein,
Traulich blinken hier die Sterne,
Traulich auch des Mondes Licht;
O ich bliebe hier so gerne!
Doch die Heimath ist es nicht.

Hier ist es schön!
Auf der Berge lichte Höhen
Zieht es mich mit froher Lust.
Denn dort füllt ein süßes Wehen,
Eine Sehnsucht meine Brust.
Rings, wohin ich immer lausche,
Gottes Güte zu mir spricht.
O ich möcht' hier immer bleiben,
Doch die Heimath ist es nicht.

Hier ist es schön!
Biedre Herzen, frohe Mienen,
Und ein deutscher, offner Blick
Drängt so manches falsche Wähnen,
Manchen Argwohn schnell zurück.
Faßt nur fest und warm die Hände,
Schaut nur treu ins Angesicht:
Glaubt, ihr werdet Deutsche finden.
Und doch ist's die Heimath nicht.

Hier ist es schön!
Alles fand ich, was die Menschen
Zu dem Leben froh erhebt,
Aber noch kein theures Wesen,
Das mich treu und süß umschwebt.
Würde ich auch dies noch finden
Auf den Fluren über'm Rhein,
Sollt' die Wehmuth schnell verschwinden,
Könnt' hier auch die Heimath sein.

Teufel, Corporal.

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

Ich sank auf ein Kanapee hin und brach in Thränen aus. Ich vergegenwärtigte mir die tödtliche Verachtung des Greises, den ich wie einen Vater liebte und verehrte, ich sah den Schmerz meiner zweiten Mutter, den Jammer des armen Mädchens, die von Kindheit auf von mir geliebt wurde und mich liebte, die ich gewöhnt war meine Schwester zu nennen, bis ich ihr den noch beglückenderen Namen Braut geben durfte.

Der Baron zog mit empörender Gleichgiltigkeit seine Uhr aus der Tasche, während ein ironisches Lächeln auf seinen Lippen spielte.

Nun bejammerst du seit einer halben Stunde deine Lage, sagte er; pfui, schäme dich, eine Frau hätte mehr Charakterstärke als du. Wenn dich die schöne Nadina so sehen würde, dich, auf den sie ihre ganze Hoffnung setzt, wie armselig würdest du ihr erscheinen! . . . Soll ich es ihr erzählen, daß sich ihr Ideal auf einem Kanapee in Thränen wälzt wie ein Kind, das die Ruthe bekam, statt zu ihr zu eilen und ihr die rettende Hand zu bieten? . . . Und du willst ein Mann sein? . . .

Du hast Recht, mein Freund, rief ich mit der Entschlossenheit eines Verzweifelten. Es ist abgemacht. Ich werde Nadina retten, und dann aber weiß ich, was ich zu thun habe!

Nun endlich! Ich glaubte, daß wir nicht mehr so weit kommen würden . . . O, wenn

ich an deinem Platze wäre, ich hätte mich wahrlich nicht so lange besonnen!

Aber da fällt mir ein, welche Gründe hast du, zu glauben, daß Nadina mit mir fliehen will?

Welche Gründe? Erstens bleibt ihr nichts Anderes übrig, zweitens hat sie mehr Muth als du, und drittens liebt sie dich so sehr, daß sie mit dir bis ans Ende der Welt ginge.

Dies sind nur Vermuthungen.

Hier hast du einen schriftlichen Beweis. Lies dieses Billet, welches sie mir an dich mitgegeben.

Ich nahm aus Brokens Händen einen Papierstreifen, auf welchen Nadina in aller Eile mit Bleistift folgende Zeilen geschrieben hatte:

„Wir sind verloren, Alexander! . . . Mein Mann weiß Alles. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ich nur noch Dich allein auf der Welt habe . . . Doch nein, wir haben einen ergebenen, einen treuen Freund . . . Er überbringt Dir diese Zeilen — folge seinem Rathe — — er allein kann uns retten. O, Alexander! mein Herz hört auf zu schlagen, wenn ich denke, daß Du mich verlassen könntest . . . Aber nein, nein, so Etwas ist unmöglich, und es zählt mit dem vollsten Vertrauen ihrer reinen Liebe auf Dich Deine Nadina."

Nun, sagte der Baron, als ich das Billet gelesen hatte, bist du nun überzeugt, daß ich das Recht hatte, mit dir im Namen dieser unglücklichen Frau zu sprechen?

Wann müssen wir abreisen?

So bald als möglich.

Aber doch nicht schon heute?

Warum nicht?

Diese Antwort erfüllte mich mit Entsetzen. Mir war wie einem Menschen, der noch einige Zeit leben zu dürfen glaubte und dem man plötzlich verkündet, daß seine letzte Stunde geschlagen hat.

Nein, rief ich, heute kann ich noch nicht . . . ich habe kein Geld! . . .

Ich gebe dir, so viel du willst.

Ich habe auch keinen Paß!

Das ist wahr, du mußt einen Paß haben.

Du siehst, daß ich ohne Paß nicht reisen kann, und um einen zu bekommen, vergehen bei uns in Rußland mehrere Wochen.

Ja, es ist leider nur zu wahr, entgegnete Broken; inzwischen deponirt Dnieprowski deine Klage, du wirst vor die Schranken gerufen und kannst dann nicht mehr fliehen. Und doch mußt du auf der Stelle fort, denn schon heute Abend ist es vielleicht zu spät. Dieser verdammte Paß . . . Aber warte . . . ich habe eine Idee.

In diesem Augenblicke schlug es auf meiner Pendule 5 Uhr. Plötzlich spielte ein Lächeln auf Brokens Lippen, aber ein so boshaftes, so diabolisches, daß ich erstarrte . . .

Ich hab's, rief er triumphirend. Prinz Diwinow, der nach Frankreich reisen will, bat mich, ihm seinen Paß im Vorübergehen auf der Polizei zu holen, ich habe diesen Paß noch in Händen; ich kann ihn dir geben.

Wie, du wolltest, daß ich mit einem falschen Passe reise?

Dies ist zu deiner eigenen Sicherheit nur um so besser, denn du begreifst, daß wenn Nadina verschwunden ist, man nur dich beschuldigen wird, sie entführt zu haben. Man wird dich verfolgen; mit einem Passe aber, der einen andern Namen ausweist als den deinigen, entgehst du der Verhaftung. Also ist nun Alles in Ordnung. Ich will den Befehl geben, daß man deinen Wagen herrichtet, dann eile ich zu Nadina und dann auf die Post, um Pferde zu bestellen. Um 11 Uhr bin ich wieder hier.

Halt, rief ich, ich brauche auch noch einen Urlaub.

Ich suchte jeden Vorwand, um diese verhängnißvolle Abreise hinauszuschieben. Wie ein Ertrinkender klammerte ich mich an jeden Strohhalm.

Welche Narrheit! entgegnete Broken mit sarkastischem Lachen . . . Du entführst die Frau eines Andern und glaubst noch dir zuvor einen Urlaub erwirken zu müssen! . . . Uebrigens ist dies vielleicht zu deiner Sicherheit doch räthlich. Deine Bureauchefs werden glauben, daß du in deine Heimath müßtest . . . Komm', setze dich und schreibe.

Es ist aber jetzt zu spät.

Ich werde dich wegen der Verspätung entschuldigen.

O, mein Freund, wenn ich an Mariette denke, habe ich keine Kraft, keine Entschlossenheit mehr.

Welche Kinderei! . . . Glaubst du mit dir selbst zufriedener zu sein, wenn du, ohne dir die Braut retten zu können, ruhig zusiehst,

wie ein anderes Wesen durch dich zu Grunde geht? Ich habe dir doch schon bewiesen, daß deine Heirath unmöglich ist. Du mußt dich nun in dein Schicksal ergeben. Schreibe also rasch.

Nachdem ich mechanisch meine Eingabe gemacht, steckte sie Broken zu sich und entfernte sich, nachdem er vorher noch meinen Bedienten gerufen und ihm befohlen hatte, meine Sachen zu packen.

Wir reisen also ab? sagte Georg überrascht.

Ja.

Nach der Heimath?

Nein.

Aber wohin denn sonst?

Sehr weit von hier fort . . . Aber thue, was dir der Baron sagte.

Der arme Bursche, der sich schon gefreut hatte, wieder in den Kreis der Seinen zurückzukehren, ließ mißmuthig den Kopf hängen und ging hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Prometheus.

(Fortsetzung.)

Ganz consternirt über dieses fatale Geschenk, rief Prometheus: O, furchtbare Göttin! sagtest du nicht vorhin, du seiest gütig und bereit die Menschen zu beglücken? Und doch reichst du ihnen jetzt eine Gabe, durch welche ihnen Empfindungen, Thätigkeit und der ganze Lebensgenuß beseitigt, gleichsam geraubt wird? Ich bitte, das sei fern von dir.

Das Schicksal, welches, wie es schien, über diese Bemerkungen etwas pikirt geworden war, erwiederte strengen Tons: Ich bin, wie du wohl wissen mußt, eine absolute Autorität, ein unbeschränkter Selbstherrscher, dessen Anordnungen zu kritisiren sehr gefährlich ist. Viel Federlesens zu machen ist in dieser heiligen Grotte nicht eingeführt, und zeitraubende Discussionen, sowie unberufener Beirath werden von mir, die nur blinden Gehorsam fordert, ein für alle Mal zurückgewiesen. Ich lasse mich nur von dem Gesetze der Nothwendigkeit und nicht, wie Fortuna, von Launen regieren. Mit meinem Geschenk hat es also sein unabänderliches Bewenden, aber die Annahme desselben steht, wie gesagt, bei dir.

Darf ich bitten, sagte ganz kleinlaut Prometheus, mir deine zweite Gabe zu nennen? Es sei, sagte die Göttin mit Milde, obgleich ich es schon zum Voraus weiß, daß auch diese dir nicht genehm sein wird, du sie wahrscheinlich wieder als einen Raub an den Göttergaben betrachten wirst. Die Götter haben deine zerbrechlichen Figuren mit Erinnerungen begabt, die sich nie verwischen, sondern ewig hell und unumflort in ihnen thätig bleiben. Ich mäßige und beschränke diese Gabe. Die ungeschwächte, ewig frische und hellleuchtende, stets gleich lebendige Erinnerung vergangener Begebenheiten und Ereignisse des Lebens soll bei den Menschen einer heilsamen Vergessenheit Platz machen. Nicht, wie bei den Göttern, sollen die Menschen reine und ungetrübte Blicke in die Vergangenheit, gleichviel ob sie eine gute oder eine schlimme war, zu senden vermögen, sondern diese soll ihnen allmählig nur in einem sanften Dämmerlicht, nur schattenartig vor die Seele treten.

Ach, wie sehr zittere ich vor deinem dritten Geschenk, wenn es dir beliebt, mir auch dieses zu verkünden, sagte jetzt Prometheus, dem die Lust, Etwas einzuwenden, vergangen war.

Ja, sagte die Göttin, es wird dir wieder nicht gefallen, du wirst es abermals als einen Raub an den Göttergaben beklagen, und gerade dieser Raub wird dich am meisten betrüben, denn mit dieser meiner dritten Gabe, die ich den Menschen spende, beraube ich sie des Lebens. Das Leben, welches die Menschen von den Göttern empfangen haben, sie mögen es behalten, mögen seiner sich erfreuen, und so viel sie es vermögen, unter Lust, Gesang und Tanz zu genießen suchen, mögen, wenn es ihnen behagt, nur ihr liebes eignes Ich als das Höchste schätzen, ihren Namen mit Schmach und Schande bedecken, oder mit Ehre und Ruhm krönen, allein wie auch das Leben eines jeden einzelnen Menschen sich gestaltet und bewährt haben mag, so soll doch zuletzt immer ein Moment eintreten, wo es zu Ende geht. Für Jeden, dessen Lebensuhr abgelaufen ist, kommt ohne Ausnahme und ohne Rangordnung für Ansehen, Geschlecht und Alter, eine letzte Stunde, in welcher das Leben erlöschen wird. Der Körper, den du aus Staub und Erde so kunstreich gebildet hast, wird dann wieder in Erde und Staub zerfallen. Du kennst nun meine drei Gaben, setzte die Göttin sehr gelassen hinzu, und du kannst dich überzeugt

halten, daß ich, deiner eigenen Meinung entgegen, doch gütig gewesen bin. Indessen habe ich es deiner freien Wahl überlassen, meine Spenden auszuschlagen, wenn du findest, daß die Menschen auch ohne dieselben fertig werden und beglückt leben können. Sollte es aber einmal anders kommen, und ein Verlangen nach meinen Gaben in dir rege werden, so fordere nur, und das Schicksal wird nicht säumen, deinem Verlangen zu entsprechen. Hier ist deine Mission zu Ende, und so bist du nun in Gnaden entlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Der Starke stammt vom Starken und Trefflichen,
Es blüht im Stier, es blühet im Roß die Kraft
Des Vaters, nicht muthlose Tauben
Zeugte je der beherzte Adler.
Doch Unterweisung fordert geerbten Geist,
Und durch gestrenge Bildung erstarket die Brust;
Wo aber Zucht und Sitte mangeln,
Schändet das Laster die besten Gaben.

Dem sind am wenigsten die Mängel zu verzeihn,
Der, wenn er wollte nur, vollkommen könnte sein.

Verschiedenes.

Der „Punsch" sagt: „Carl Vogt ist unter den Politikern, was unter den Naturforschern der Schinder ist," — und doch wird seine neueste Broschüre von Manchen „schön" gefunden, als ob eine Abdeckerei ein schöner und ergötzlicher Anblick sein könnte. Chacun a son goût. —

Ein merkwürdiges Zusammentreffen von Namen bietet sich bei Anlaß der Hauptdarsteller der jetzigen Krisis im Vergleich zu denen dar, welche während der italienischen Kriege unter dem ersten Kaiserreich figurirten. Pius VII. saß auf dem päpstlichen Thron — heute Pius IX.; Napoleon I. war Kaiser der Franzosen — heute Napoleon III.; Franz II. herrschte über Oesterreich — heute Franz Joseph I.; Alexander I., Kaiser von Rußland — heute Alexander II.; Friedrich Wilhelm III. war König von Preußen — heute Friedrich Wilhelm IV.; Ferdinand I. regierte zu Neapel — heute ist Ferdinand II. Herrscher dieses Reichs; Viktor Emanuel saß auf dem Throne Sardiniens, den heute Viktor Emanuel II. einnimmt.

Einer von den gewandten Spitzbuben, die alle öffentlichen Orte, Schauspiele, Gast- und Weinhäuser besuchen, um bei einer schicklichen Gelegenheit Etwas zu entwenden, ging mit seinem Sohne in ein Kaffeehaus. „Vater," fragte der Letztere, „werden Sie hier eine Tasse Kaffee zu sich nehmen?" — „Nein, einen Löffel," war die Antwort.

Der Kaffeebaum wurde im Jahre 1454 in Arabien gepflanzt, 1554 wurde der erste Kaffee in Constantinopel getrunken, 1654 in Marseille; 1754 in Preußen, gegenwärtig trinkt man ihn in allen Welttheilen.

Kaiser Karl der Große ließ in einem Jahre so viel Kirchen erbauen, als das Alphabet Buchstaben enthält, jederzeit an einem solchen Orte, der mit einem solchen Buchstaben anfing. Vor der Kirche setzte er sodann den Anfangsbuchstaben dicht und schwer von gutem Golde. Was wäre Europa ohne diesen großen Mann! Er war Fürst, Held, Mensch und Gelehrter und ein Freund und Beförderer der Schulen, ein Herr, der das Verdienst in jedem Stande ehrte und beförderte.

Ein St. Galler spottete einmal über die Appenzeller Straßen, und sagte: „Sie sind so schmal, daß kaum eine Kuh durchkommen kann, ohne mit ihren Hörnern sich im Gesträuch zu verwickeln." — „Ihr seid doch ungehindert durchgekommen?" erwiderte ein Appenzeller. „Ja!" — „Der Herr war also damals noch ein Kalb."

Auflösung der Charade in Nro. 75:
Poesie.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 77. Dienstag, den 28. Juni **1859.**

Der Versucher.

(Fortsetzung.)

Ich kann den Zustand nicht beschreiben, in welchem ich den Rest dieses verzweiflungsvollen Abends verlebte. Ich rannte in meinem Zimmer auf und ab; mir war, als müsse der Plafond auf mich herabstürzen. Zuweilen glaubte ich, daß Alles nur ein böser Fiebertraum sei und daß ich in Wirklichkeit nichts gesagt, nichts gehört, nichts beschlossen habe. — Dann aber kam Georg wieder und kündigte mir an, daß man die Pferde gebracht habe.

Soll ich die Koffer hinunter schaffen? fragte er zögernd, wie wenn er einen entgegengesetzten Befehl hoffte.

Ja, und nur schnell! rief ich.

Es schlug 10 Uhr.

In einer Stunde also, sagte ich zu mir selbst, in einer Stunde wird Alles vorüber sein! Es überlief bei diesem Gedanken ein eiskalter Schauer meine Glieder.

Schlag 11 Uhr kam der Baron.

Hier ist dein Urlaub, sagte er, indem er mir ein mit der Unterschrift meines Chefs versehenes Papier gab. Alles ist in Ordnung. In einer halben Stunde müssen wir in einem kleinen, unbelebten Gäßchen hinter dem Hause Dnieprowski's sein. Dort wird Nadina mit uns zusammentreffen und ich hoffe, daß Ihr schon weit sein werdet, bevor man ihre Flucht gewahr wird. Ihr werdet mich dann in Warschau in einem Hause erwarten, dessen Adresse ich dir hier aufgeschrieben habe . . . Muth, Muth, Alexander! du Glücklichster aller Sterblichen! Du hast gar keine Idee, wie sehr dich diese Frau liebt! Sie lebt nur in dir! . . O, wenn mich eine Frau wie sie so liebte, ich würde Alles für sie thun!

Ich leugne dies Alles nicht, erwiderte ich, aber ebenso wenig kann ich meine Verpflichtungen gegen Mariette leugnen . . .

Geh' zum Teufel mit deinen Verpflichtungen! entgegnete der Baron; ich kenne nur eine Verpflichtung auf der Welt, nämlich die, sich alle Mühe zu geben, das höchste Glück zu erreichen. Wenn du einmal in Paris bist, wirst du lernen, was Leben heißt. Hier, in Euerm Rußland, habt Ihr keine Idee von den wahren Vergnügungen. Ueberall herrscht dieselbe Einförmigkeit, überall dieselbe Langweile und Erstarrung. Langweile in Petersburg, Langweile in Moskau, Langweile auf Euern Domänen. Wenn Ihr Euch verheirathet, so langweilt Ihr Euch mit Euern Frauen, und wenn Ihr ledig bleibt, so langweilt Ihr Euch in Euern Clubs. Aber Geduld! bald kommst du nun in andere Sphären. Die Diamanten Nadina's und das Geld, welches ich dir gebe, reichen für ein paar Jahre zur Genüge aus, um dich in der Schweiz, in Italien und in Frankreich umzusehen . . .

Was liegt mir an der Schweiz, was liegt mir an Italien und an Frankreich! . . .

Du wirst ganz anders sprechen, wenn du einmal dort warst. Aber eile dich, Alexander, es ist die höchste Zeit! . . . Bist du bereit? . . .

Georg! meinen Hut, meinen Mantel!

Vorwärts! vorwärts! drängte Broken.

Wie du es so eilig hast! rief ich . . . Warte doch wenigstens, bis ich meinen Mantel umgehängt habe.

Während ich dies sagte, nahm das Gesicht Brokens plötzlich einen ganz andern Ausdruck an. Sein kaltes, ironisches Lächeln verschwand, seine Stirne zog sich in Falten zusammen, und in seinem ganzen Wesen lag eine Unruhe, wie ich sie noch nie an ihm bemerkt hatte. Er

näherte sich der Thüre mit sichtlicher Angst und murmelte:

Er ist es . . . er kommt!

Wer kommt? rief ich ungeduldig.

In diesem Augenblick hörte ich die Stimme meines Bedienten im Vorzimmer.

Ja, mein Herr, sagte Georg, Sie kommen noch grade recht.

Broken sprang von Neuem auf die Thüre zu, um sie abzuschließen, aber in demselben Moment, als er den Riegel vorschieben wollte, öffnete sie sich, und ich stand meinem alten, braven Obersten gegenüber, während sich Broken in die dunkelste Ecke des Zimmers zurückzog.

9.

Sie reisen also ab? fragte mich der edle Greis, den ich seit einiger Zeit ganz vernachlässigt hatte. So ist also der glückliche Tag, nach dem Sie sich schon so lange sehnten, endlich erschienen! . . . Sie kehren zu Ihrer Braut zurück . . . Aber Ihr Bedienter sagte mir, daß Sie nicht allein seien. . . .

In der That, erwiderte ich; erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen Freund, den Baron Broken, vorstelle.

Ihren Freund! rief der Oberst, indem er einen durchbohrenden Blick auf den Baron warf, der noch immer unbeweglich in seiner Ecke stand.

Ich reise mit ihm ab.

Mit ihm? . . . Was fällt Ihnen ein? sagte der Greis, während er mit einer niederschmetternden Verachtung den Baron ansah, der zitternd wie ein Verbrecher vor seinem Richter dastand. Diesen also haben Sie zu Ihrem Freunde, zu Ihrem Begleiter gemacht? . . . Ihn, dessen Brandmal Sie nicht auf seiner Stirne, dessen Gift Sie nicht auf seinen Lippen bemerkten! . . . Sie erkannten ihn also nicht unter seiner Maske? . . . Aber sehen Sie ihn jetzt an . . . sehen Sie, was er wirklich ist! . . .

Als ich hinblickte, sah ich das Gesicht des Barons fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Die fürchterlichsten Leidenschaften, Haß, Neid, Grausamkeit prägten sich in seinen entsetzlichen Zügen aus; es war dies kein menschliches Gesicht mehr, sondern das Gesicht eines Teufels.

Dieses Geschöpf, fuhr der Oberst fort, indem er meine Hand ergriff, vergiftet durch seinen Athem den Ort, an dem es weilt. Sie waren am Rande eines Abgrundes, mein Freund, aber noch kann ich Sie retten, wenn Sie sich nicht so enge mit diesem Dämon verbunden haben, daß Sie sich nicht mehr von ihm trennen können. Sprechen Sie, wollen Sie sein Freund bleiben?

Nein! nein! rief ich in einem Tone des tiefsten Abscheus.

Die Züge des Obersten heiterten sich auf. Du hast es gehört, sagte er, indem er sich gegen Broken wandte. Wer dich erkennt, verabscheut dich und kann dir nicht gehören! . .

Der Baron schwieg. Man sah in der Verzerrung seines Gesichtes, daß er alle Kraft aufbot, sich des Zwanges zu entledigen, den die Anwesenheit des Obersten auf ihn übte. Zuerst spielte ein hämisches Lächeln auf seinen Lippen, dann wurde seine Stirne roth, während seine blutunterlaufenen Augen wie die eines Tigers funkelten. Einen Moment lang versuchte er es, kühn seine Blicke auf uns zu richten, aber der ruhige feste Blick des Obersten war ihm unerträglich und wie von einer höhern Macht vertrieben, riß er plötzlich die Thüre auf und verschwand.

Ich stand in sprachlosem Erstaunen über diese Scene vor meinem alten Freunde. Endlich rief ich:

Was bedeutet dies Alles? . . . Wer hat Ihnen eine solche Gewalt über diesen Menschen gegeben? Ich halte ihn für keinen Feigen. Wie kommt es, daß Sie ihm eine solche Furcht einflößen? Ohne Zweifel wissen Sie von ihm entsetzliche Dinge?

Ja, mein Freund, ich kenne ihn; aber verlangen Sie weiter nichts zu wissen. Sprechen wir nicht mehr von ihm. Ich hoffe, daß Sie mit Gottes Gnade ihm nie mehr begegnen werden. Aber nun setzen Sie sich, Alexander, wir haben etwas Ernstes zu besprechen. Vor Allem beruhigen Sie sich. Niemand erwartet Sie und Sie brauchen nicht zu entfliehen.

Wer sagte Ihnen?

Ich weiß Alles.

Aber wie erfuhren Sie . . . ?

Ich will es Ihnen sagen. Heute Morgen kam Dnieprowski zu mir in einem Zustande des grausamsten Schmerzes. Ohne ein Wort hervorbringen zu können, gab er mir Ihren Brief. Ah, Alexander, ich wollte nicht glauben, daß Sie einen solchen Brief schreiben konnten.

Und doch hatte ich Ihre Zeilen schwarz auf weiß vor mir. Soll ich Ihnen sagen, welch peinlichen Eindruck diese grausame Entdeckung auf mich machte?

Ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir heilig ist, daß Nadina unschuldig ist!

Das heißt, daß Ihr noch schuldiger sein könntet. Uebrigens bereut Nadina ihre romantische Verirrung . . . ich komme eben von ihr.

Sie waren bei ihr?

Ja, die Unglückliche! . . . In welcher Lage fand ich sie! Sie wollte mit Ihnen fliehen . . . aber ich bin überzeugt, daß sie sich aus Reue über diesen Schritt das Leben genommen hätte, und dann wären Sie, Alexander, die Ursache ihres Todes gewesen!

Mein Gott, mein Gott! rief ich, ich wollte sie retten . . .

Sie retten?

Ja. Wissen Sie nicht, daß Dnieprowski entschlossen ist, seine Klage einzureichen, und sich von Nadina zu scheiden? Er will meinen Brief als Beweis ihrer Schuld benützen.

Ihren Brief? . . . Hier ist er.

Wäre es möglich! . . . Also will er seine Frau nicht in ein Kloster sperren lassen?

Warum nicht gar! Das ist eine wohlberechnete Lüge des Barons. Sie wissen also nicht, daß Dnieprowski die größten Opfer bringen könnte, um das Glück seiner Frau damit zu erkaufen? . . . Daß er nicht nur nie daran dachte, sie ihrer Freiheit zu berauben, sondern daß er ihr vielmehr eine Schenkung aller seiner Güter machen und sich von der Welt zurückziehen wollte, um ihr eine vollkommene Unabhängigkeit zu sichern? . . . Er liebt Nadina mehr als sich selbst, und ich wiederhole es Ihnen, er war bereit, ihr Alles zu überlassen, um sie glücklicher zu machen. Und seine Frau hat das Edle, das Großmüthige seines Benehmens erkannt. Als sie einsah, in welchen Abgrund sie sich zu stürzen im Begriffe war, und welche hochherzige Liebe Derjenige für sie hegte, dessen Vertrauen sie getäuscht, vergoß sie bittere Thränen der Reue, schwor, nie mehr an Sie zu denken, und eilte dann zu ihrem Manne, um sich ihm zu Füßen zu werfen und seine Verzeihung zu erflehen. Dnieprowski hob sie liebevoll auf und drückte sie an sein edles Herz, und nun, Alexander, hindert Sie also Nichts mehr, in Ihre Heimath zurückzukehren, denn Sie verlassen Nadina glücklicher als je! Reisen Sie dorthin ab, mein Freund, und wenn Sie mit Ihrer lieben Braut an den Altar treten, so schreiben Sie es mir, damit ich Ihnen mein Hochzeitsgeschenk schicken kann. Adieu, mein Freund! . . . Vielleicht sehen wir uns nicht mehr in diesem Leben, denn ich bin alt; aber es gibt eine andere, eine bessere Welt, wo sich die Rechtschaffenen wieder finden. Mithin auf Wiedersehen! . . .

Bei diesen Worten drückte mich der Oberst in seine Arme, dann riß er sich von mir los, ich aber sprang in meinen Wagen, und rief:

Vorwärts, Postillon! . . . Vorwärts! Du sollst fürstlich bezahlt werden, aber schone deine Pferde nicht! . . . Bei jeder neuen Station, wo wir Pferde und Kutscher wechselten, wiederholte ich diese Aufforderung und mein Versprechen und so legte ich in kurzer Zeit lange Strecken zurück, obwohl es meiner Ungeduld, mit der ich mich nach den Meinen sehnte, noch immer nicht rasch genug ging.

(Schluß folgt.)

Prometheus.

(Fortsetzung.)

Voll Unwille und in tiefer Trauer verließ nun Prometheus die Grotte des Schicksals, da er auf eine solche Audienz ganz und gar nicht gefaßt war. Nein, sagte er, für diese schnöden Gaben, die alle meine Hoffnungen zertrümmern, muß ich schön danken, und ich werde mich wohl hüten, meinen Menschen des Schicksals Tücken zu verkündigen. Wie leichter mögen sie die Launen Fortuna's ertragen, als die hinterlistigen, launenhaften Streiche des Schicksals.

Noch eine geraume Zeitlang verweilte Prometheus im Kreise seiner Menschen, deren fröhliches Leben ihn ergötzte und ihm viele Freuden gewährte, so daß er die Gaben des Schicksals schon völlig aus dem Sinn geschlagen hatte, und sie verspotten zu können glaubte. Allmählich jedoch bemerkte er, mit nicht geringem Schrecken, daß die Menschen anfingen, in einen Zustand zu gerathen, der ihre völlige Erschlaffung voraussehen ließ. Ihr Körper von Staub wurde immer mehr erschöpft, und man sah es ihnen an, wie sehr sie nach einem Mittel sich sehnten, das ihnen wieder neue Kraft und

Stärke zu verleihen im Stande sei. Unwillig über diese ärgerliche Wahrnehmung, bot Prometheus Alles auf, um diesen lethargischen Zustand zu beseitigen. Haben euch nicht die Götter mit ewiger Kraft und unvergänglicher Stärke beschenkt? Wie stellt ihr nun euch so erbärmlich an? Auf, ihr trägen Geister, ermannt euch, und laßt das schlaffe Wesen fahren, das sich eurer bemächtigt hat! Prometheus hatte gut reden, der Zustand der Abspannung nahm immer mehr zu, der Geist war wohl willig, das Fleisch aber war schwach geworden. Verblüfft darüber, daß er kein Mittel finden konnte, um diesen verhaßten Zustand zu bekämpfen und zu heilen, ergab sich endlich Prometheus der Gnade des Schicksals, und tief bekümmert rief er den Schlaf.

Von der Grotte her kam nun schnell ein holder, mohnbegränzter Knabe, umhüllt mit einem Mantel, unter dem er phantastische Träume barg. Schon bei seiner Annäherung begann der Mensch zu nicken und das Haupt gegen die Brust zu neigen, und als der Knabe in immer engern Ringen die Menschen umkreiste, da fielen sie endlich ausgestreckt auf den weichen Rasen hin, und fingen fest zu schlafen an.

Morpheus konnte der Lust nicht widerstehen, aus seinem wundersamen Horn voll von Mohnkörnern ein Heer von Träumen über die Schlafenden auszugießen, und führte ihnen ein Gewirr und Gewimmel von Menschen, einen unabsehbaren Bilderkram von Männern und Frauen vor die Seele, die zwar Alle insgesammt so, wie sie, aussahen, während doch wunderbarerweise Jeder ein anderes Gesicht hatte. In der unendlichen Menge, die um sie her wogte, bemerkten sie ungeheuer lange Züge, die mit gebeugtem Nacken zum Vorschein kamen, auf welche ein Anderer, von einem hohen Sitze aus, seine Füße gesetzt hatte, ohne daß sie es auch nur zu bemerken und den Druck zu empfinden schienen. Kaum war dieses phantastische Bild wieder wie Nebel verschwunden, so kam eine andere nicht minder große Reihe angezogen, deren Stellungen, Gruppirungen und Trachten so höchst sonderbar und eigenthümlich gestaltet waren, daß augenscheinlich der Traum der Schlafenden sehr erregt wurde, wie Prometheus wohl bemerkte, der ihren Zustand genau beobachtete. Während die Frauen, mit Pfauen mit weit ausgespreizten Schweifen, sehr in die Breite ausgedehnt sich Raum zu machen suchten, schienen die Männer mit ihren kleinen und dürren Gliedern Anbeter der Fortuna zu sein, vor deren Altären, die das seltsame Ansehen von Kisten und Kasten hatten, sie inbrünstig betend auf den Knieen lagen. Prometheus machte es großen Spaß, als er die in Schlaf Versunkenen possierliche Gebärden machen sah und sie über diese Spiele der Phantasie im Traum laut auflachen hörte.

Als sie wieder erwacht waren, fühlten sie sich wie neu belebt, der Zustand der peinlichen Erschlaffung war vorüber, und neue Kraft durchströmte ihren Körper. Die Menschen fühlten sich ganz besonders beglückt über die Wirkungen des erquickenden Schlafes und glaubten denselben nicht genug preisen zu können.

O, rief Prometheus, von den guten Erfolgen des Schlafes aufs Angenehmste überrascht, o, möchten doch alle Menschen, wie sie einst rund um die Erde wohnen werden, namentlich diejenigen unter ihnen, die auserkoren sein mögen, eine hervorragende Rolle zu spielen, eines so ruhigen, süßen und festen Schlafes sich zu erfreuen haben, wie ihr ihn gefunden habt und durch ihn erquickt worden seid im Stande eurer Unschuld!

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Für Geld zwar feil, bin ich der Wahrheit Freund,
Der Falschheit und der Lüge Feind,
Zwar stumm und todt — doch voller Leben
Kann nur die Nacht den Tod mir geben;
Doch ruft der erste Strahl des Lichts
Dich, Welt, in mir aus ihrem Nichts.
Ob eng und klein, erfaß' ich nah und ferne,
Was sich mir zeigt; ja Sonne, Mond und Sterne
Trag' ich in mir, wie Meer und Land —
Und doch trägt mich des schwächsten Mädchens Hand!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 78. Donnerstag, den 30. Juni 1859.

Der Versucher.

(Schluß.)

Endlich, nachdem ich die Postillone bald durch Trinkgelder und gute Worte und bald durch Drohen und Schelten zur größtmöglichen Geschwindigkeit angespornt, mich mit den Posthaltern herumgezankt, wenn sie mir nicht gleich frische Pferde geben wollten, und so oft die Meilen gezählt, die wir zurückgelegt hatten und die noch zurückzulegen waren, trennte mich nur noch eine Tagreise von meiner Mariette.

Wie freudig athmete ich auf, als meine Blicke über die weiten Ebenen meiner Provinz hinschweiften. Mit welch frohem Aufschwunge meiner Seele begrüßte ich die bekannten Wälder, die den Horizont begrenzten, wie jauchzte mein Herz, wenn ich an das frohe Wiedersehen dachte, dem ich entgegeneilte, nachdem es einem hämischen, boshaften Versucher beinahe geglückt wäre, mich für immer um diese Freude zu bringen. Wenn ich an Moskau zurückdachte, fühlte ich nicht das geringste Bedauern um all' die Feste und Bälle, um all' die Vergnügungen der großen glänzenden Stadt, ja selbst das Bild der schönen Nadina zog an mir vorüber, ohne eine andere Empfindung in mir zu wecken als die Freude über das Mißlingen der nichtswürdigen Absichten Brokens. Die Erinnerung an die letzten Stunden, die ich mit diesem diabolischen Wesen verlebte, die Erinnerung an seine Entlarvung, an seine Wuth, daß ich ihm durch das Dazwischentreten des Obersten entkam, glich in mir einem jener ängstlichen Träume, nach welchen man mit Entzücken das Tageslicht begrüßt.

Und Tageslicht war es in meinem Herzen; gleich der Morgenröthe eines klaren Maimorgens überströmte ein rosiges Licht meine Seele. Ich sollte ja meine Mariette, meine reine, unschuldige Braut wieder sehen, ich sollte ja wieder meinen Platz in diesem ruhigen, ehrbaren Familienkreise einnehmen, in welchem meine Jugend in so heiterer Sorglosigkeit dahinfloß. Mir war, als würde ich wieder ein Kind; ich lächelte still vergnügt bei dem Gedanken, an der Seite meiner Mariette an Sonn- und Festtagen in Begleitung meines Vormundes und meiner zweiten Mutter in die Kirche zu gehen und auf unserm Wege dahin die freundlichen Grüße der Bauern zu erwidern, oder mit Konrad unsere Wälder zu durchstreifen und beladen mit reicher Beute von der Jagd zurückzukehren zur sehnsüchtig harrenden Mariette. Je näher ich dem Dorfe meines Vormunds kam, desto größer wurde meine Ungeduld.

Endlich erhebt sich Georg auf seinem Sitze, er schwenkt seinen Hut und ruft:

Man sieht den Kirchthurm! . . . Man sieht das Dach unseres Hauses!

Aber in diesem Momente blicke ich weder nach dem Einen, noch nach dem Andern; meine Augen sind auf jenen Hügel gerichtet, wo Mariette mir bei meiner Abreise ihre letzten Abschiedsgrüße zugewinkt hatte. Und wieder ist mir, als sehe ich eine weiße Gestalt auf der Höhe . . . ja, ja . . . ich täusche mich nicht, sie ist es . . . es ist Mariette, die hier steht, um bei meiner Rückkunft mich zuerst zu begrüßen.

Sie ist es! Halt, Postillon!

Halt! ich stürze mich aus dem Wagen — ich fliege die Anhöhe hinan, Mariette eilt mit ausgebreiteten Armen mir entgegen und sinkt an meine Brust. — Mariette, lachend und weinend — Mariette schöner und blühender als je! Im Uebermaß meiner Freude werfe ich mich auf die Knie und danke Gott für diese

unbeschreibliche Freude, für dieses himmlische Glück, was meine Seele erfüllt.

Dann kommt mein würdiger Vormund, dann der treue Konrad und alle Leute des Hauses, Jung und Alt. Und Alles drängt sich an mich mit liebevoller Anhänglichkeit und küßt und drückt mir die Hände und heißt mich willkommen. Willkommen in dem Hause, aus dem ich mich bald selbst für immer verbannt hätte, willkommen in der Heimath, wo treue Herzen mir liebend entgegenschlagen, Herzen, die ich bald unaussprechlich betrübt hätte! Und auf der Schwelle unserer Hauskapelle empfängt mich der ehrwürdige Geistliche. Er ertheilt mir seinen Segen und begrüßt mich mit einer frommen Rede, in der er auf die Geschichte des verlorenen Sohnes anspielt, ohne zu ahnen, wie sehr sie auf mich paßt. Und ich zerfließe in Thränen der Rührung und danke dir nochmals, mein Gott, für meine glückliche Rettung.

* * *

Einige Wochen später schrieb ich an meine Freunde Zakamskoi und Sergewitsch, um sie von meiner Hochzeit in Kenntniß zu setzen. Nur von Ersterem erhielt ich Antwort.

Der Eingang seines Briefes enthielt in herzlichen Worten seine aufrichtige Gratulation zu meiner Verheirathung. Dann ging er zu traurigen Mittheilungen über.

„Es ist mir eine peinliche Pflicht, schrieb er, Dich von dem Tode eines unserer Gefährten und von dem eines Mannes in Kenntniß setzen zu müssen, den Du mit vollem Rechte aufrichtig liebtest. Prinz Diwinow hat sich am Tage Deiner Abreise erschossen. Er hatte am vorhergehenden Abend an Broken 50,000 Rubel verloren, die anvertrautes Geld waren. Broken selbst ist verschwunden, Niemand weiß, wohin er entfloh. Seine kostbaren Möbel, seine herrlichen Gemälde, seine ganze Einrichtung hatte er auf Credit aus den verschiedenen Magazinen der Stadt genommen. Er war, was ich mir immer von ihm dachte, ein durchtriebener Gauner. Was für Dich ein wahrer Schmerz sein wird, ist der Tod des braven Obersten Sergewitsch. Vor fünf Tagen starb oder entschlummerte er vielmehr sanft in unsern Armen. Ich wohnte seinem seligen Ende bei und werde nie den Eindruck vergessen, welchen diese feierliche, aber schmerzliche Stunde auf mich machte. Im Verscheiden nahmen seine Züge eine wahrhaft himmlische Heiterkeit an, er starb, wie er lebte, fromm und Gott ergeben. Dnieprowski ist mit seiner Frau, die nur noch für ihn lebt, nach Deutschland abgereist. Gestern Abend besuchte ich unsern Freund Neigoff. Der arme Mensch! Er befindet sich in einem Irrenhause. Er behauptete nun, selbst Cagliostro zu sein und vertraute mir geheimnißvoll an, daß er Dich mit dem Satan in Verbindung gebracht habe. Sollte der Teufel vielleicht Broken gewesen sein?... Anliegend erhältst Du auch, so schloß Zakamskoi seinen Brief, ein Paket, welches der Oberst mich bat, Dir zukommen zu lassen. Es ist, wie er sagte, sein Hochzeitspräsent. Er gab es mir kurz vor seinem Tode.“

Ich nahm mit tiefer Rührung die letzte Gabe Dessen, dem ich so Viel, ja Alles zu danken hatte.

Es war das Gebetbuch, dessen sich der Oberst Sergewitsch bei seinen Lebzeiten vorzugsweise bedient, und in welches er auf das Titelblatt die Worte geschrieben hatte:

„Wer den Geist des Bösen beschwört, wird sein Sclave!“

Prometheus.

(Schluß.)

Der süße Schlaf, aus dessen Armen sie immer neu gekräftigt wieder aufstanden, galt fortan den Menschen als eine der besten Gaben der Götter, und kaum hatte Helios seinen goldenen Wagen in den Ocean gesenkt, so eilten sie schon schlaftrunken nach ihrer Ruhestätte.

Prometheus war nun, versöhnt mit dem ersten Geschenk des Schicksals, sehr erfreut bei der Wahrnehmung des jetzt so glücklichen und gesunden Zustandes seiner Menschen, der nun noch einen großen Zuwachs erhalten hatte durch das neue Geschlecht, das um sie her sich zu bilden begann, und überließ sich der Hoffnung, die andern Gaben des Schicksals für immer entbehren zu können.

Nach und nach, als das erste Menschenpaar allmählig in ein hohes Alter getreten war, trat jedoch das traurige Bild vor die Augen Prometheus', daß die Liebe und Zärtlichkeit, von denen sie in den jüngeren Jahren beseelt waren, sich gewaltig verwischt, dagegen sich

aber auf die Jünglinge und Mädchen übertragen hatte, von denen sie umgeben waren. Dabei entging es ihm auch nicht, wie sehr das erste Menschenpaar jetzt gepeinigt und gemartert wurde durch die helle, durch Nichts gemilderte Erinnerung an die Zeit, wo ihre Herzen noch frisch, ihre Jugendkräfte noch unverwelkt waren. Mit dieser unumflorten Erinnerung an die schöne Zeit ihrer jungen Liebe behaftet, sahen sie mit neidischer Begierde auf die entzückte Jugend hin, auf die fröhlichen Jünglinge und die muthwilligen Mädchen, und bitterer Jammer erfüllte ihre Seelen bei diesem Anblick, den sie stets vor Augen hatten, während doch ihre Gefühle jetzt so abgestumpft waren. Solche Ansichten, verbunden mit einer so klaren Erinnerung an unsere dahingeschwundene Zeit, stürzen uns in einen wahrhaft bejammernswerthen Zustand! rief das erste Menschenpaar.

Prometheus, tief erschüttert von diesem unseligen Zustand des ersten Menschenpaares, dem abzuhelfen er kein Mittel besaß, mußte jetzt nothgedrungen auch die zweite Gabe des Schicksals in Anspruch nehmen.

Gehüllt in einen Nebelmantel, bewegte sich ein schöner Jüngling von der Grotte des Schicksals her, in leisem Flügelschlage das mattgewordene erste Menschenpaar umkreisend. Mit jedem Ringe, mit denen er seine Flügel um sie schwang, wurden die hellen Erinnerungen an die erloschene Jugendzeit immer mehr aus ihrem Vorstellungsvermögen verbannt, bis sie zuletzt nur noch schattenartig, wie in Nebel gehüllt, ihnen vor die Seele traten. Die martervolle Vergleichung zwischen dem jetzigen und dem ehemaligen Zustand ihrer zärtlichen Herzen hatte ihr Ende erreicht, und statt die fröhliche Jugend mit neidischen Blicken zu verfolgen, freuten sie sich vielmehr in dem Anblick der beglückten Jünglinge und Mädchen.

Ja, sagte Prometheus, das Schicksal hat wohl recht, der Mensch kann eben so wenig die hellen ungemilderten Erinnerungen ertragen, als er den stärkenden Schlaf zu entbehren vermag, und glücklich wird das Menschengeschlecht auf der Erde zu preisen sein, wenn es nur auf das Ausmerzen solcher Erinnerungen beschränkt bleibt, wie das gegenwärtige erste Menschenpaar, und nicht auch helle und klare Rückblicke auf solche Thaten zu werfen hat, die den Urheber derselben mit Schande und Fluch bedecken. Seufzend setzte er hinzu: Nun habe ich nur noch geringe Hoffnung, dem dritten Geschenk des Schicksals entgehen zu können. Und in der That, die Zeit, wo Prometheus auch dieses dritte Geschenk zu begehren hatte, ließ nicht mehr so sehr lange auf sich warten. Das erste Menschenpaar war allmählig in ein sehr hohes Greisenalter getreten; schwach, gebeugt und erschöpft wankte es nur noch mit zitterndem, welk gewordenem Körper einher, und von der ihm verliehenen Götterkraft war keine Spur mehr wahrzunehmen, und laut wünschte es selbst, nun endlich von der ihm verhaßt gewordenen Bürde der Unsterblichkeit sich befreit und erlöst zu sehen. Wohl oder übel sah Prometheus ein, daß es nothwendig geworden sei, abermals die Hilfe des Schicksals anzurufen.

Aus der Grotte dieser gefürchteten Göttin kam gleich darauf ein Genius geflogen, in der Hand eine nur noch glimmende Fackel haltend, und indem er bei dem ersten Menschenpaar verweilte, umschwebte er es im leisen Fluge. Als beide, Mann und Weib, auf das Rasenbett, wo sie so oft den erquickenden Schlaf gefunden hatten, hingesunken waren und sich gänzlich ermattet die zitternden Hände reichten, da erlosch des Genius Fackel, und augenblicklich stockte der Athem, das Herz hörte zu schlagen auf, und das Leben, das ihnen eine drückende Last geworden, war entflohen.

Prometheus, obgleich von Kummer und Trauer erfüllt über das Hinscheiden seiner geliebten Gebilde, mußte sich jedoch gestehen, daß er sehr mit Unrecht so voll Unmuth die heilige Grotte des Schicksals verlassen habe, und daß die Gaben, welche die mächtige Göttin zu spenden für gut fand, Schlaf, Vergessenheit und Tod, für die aus Thon geformten Menschen gleich unentbehrlich als nothwendig seien. Nur den Wunsch hegte er noch, daß jeder Mensch, bei dem in der Folge der Genius mit seiner erlöschenden Fackel einkehrte, mit eben so ruhigem Herzen und schuldlosem Bewußtsein den Schauplatz des Lebens verlassen und entschlafen möge, wie er dieses bei dem ersten Menschenpaar vor Augen hatte, konnte aber der Hoffnung nicht Raum geben, daß dieser Wunsch bei Wesen, die von den Göttern, neben der Weisheit, auch List und Schlauheit

empfangen haben, zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen jemals ganz in Erfüllung gehen werde.

Zu seinem Troste ertönte jetzt die Stimme des Schicksals, die ihm zurief: Beruhige dich, Prometheus! Sic transit gloria mundi, des Lebens Herrlichkeiten müssen zwar vergehen, und Keiner, wer er auch sei, weder der elende Tyrann, der mit eiserner Hand die Freiheit der Völker zernichtet und mit barscher Gewalt sie zu unterdrücken seine blinde Macht aufbietet, noch der edle Menschenfreund, der für die höchsten Güter der Menschen mit Gut und Blut zu kämpfen bereit ist, weder der hartherzige Reiche noch der gedrückte arme Schelm, der verschämt und hilflos einher wankt, bleibt davon ausgenommen, der Tod hält seine Aernte in allen Regionen. Er bringt jedoch nicht Vernichtung, sondern nur Verwandlung. Wer aber von den Sterblichen auf der Erde in der That Gott ähnlich gelebt, nicht Gottähnlichkeit geheuchelt hat, dessen Geist wird, von der Hülle getrennt, von dem Schleier befreit, der ihn umnebelt hatte, zum purpurnen Licht gegelangen.

Prometheus verkündete den hinterbliebenen Menschen diese inhaltschweren und schwer begreiflichen Trostworte, hinzufügend:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.“

Denksprüche.

Den dir das Leben gereicht, den Lorbeer halte für dein nicht:
Wenn er die Urne dir kränzt, dann erst gehört er dir ganz.

Jedes Lüftchen schreckt den Zitternden. Waffne mit Mannheit
Dich in Stunden, da nicht schon dich ein Schrecken ergriff.

Verschiedenes.

Dieser Tage machte König Max von Bayern einen Spaziergang in der nach Nymphenburg führenden Allee, und gewahrte vor einem Hause mehreres Hausgeräthe rc., bei dem eine Frau mit Kindern stand und weinte, daß sie nun, weil sie den Zins nicht zahlen konnte, mit ihren kümmerlichen Habseligkeiten auf die Straße gesetzt sei, ohne zu wissen wohin. König Max wendete sich tröstend an die arme Frau mit den Worten, „sie solle guten Muthes sein, in seiner Residenz sei noch Raum genug, um sie unterzubringen.“

(Trauer über den Tod eines arabischen Fürsten.) Die Art und Weise, wie bei manchen Araberstämmen die Trauer über den Tod eines Fürsten an den Tag gelegt wird, beschreibt ein Augenzeuge folgendermaßen. Bei einem Stamme war der Sohn des Scheiks gestorben. Alle Araber legten gleich am frühen Morgen ihre schlechteste Kleidung an, die jungen Kameele, die Kälber und Lämmer wurden an die Zelte des Scheiks gebunden, während man die Mütter dieser jungen Thiere auf die Weide getrieben hatte. Man denke sich das ohrzerreißende Geschrei, welches alle diese Thiere hören ließen! Dann kamen die Frauen in die Zelte, bedeckt von Lumpen, mit aufgelöstem Haar und sie weinten und schrieen mit aller Kraft ihrer Lungen. Die Männer ihrerseits saßen an der Erde unbeweglich wie Statuen und hatten sich das Haupt mit Sand bestreut. Die Knaben schlugen die zahlreichen Hunde, damit dieselben recht jämmerlich heulen möchten. Dieses Höllenconcert dauerte den ganzen Tag fort und wurde 3 Wochen hintereinander täglich 1 bis 2 Stunden wiederholt.

Ein Engländer versicherte bei einer Feuer-Assecuranz 1000 Stück Cigarren, rauchte dieselben auf und forderte dann die Versicherungssumme des durch Feuer vernichteten Versicherungs-Objects. Als man ihn abwies, klagte er. Da reichte die Direction der Feuer-Assecuranz eine Gegenklage gegen den Engländer ein, wegen absichtlicher Brandstiftung an den von ihm aufgerauchten Cigarren.

Auflösung des Räthsels in Nro 77:
Der Spiegel.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 79. Samstag, den 2. Juli **1859.**

Ein Krieger-Codex.

Vernimm die zehn Gebote,
Die Gott dem Kriegsmann gab;
Sie mögen bis zum Tode
Ihm Richtschnur sein und Stab.

„Du sollst von Herzen lieben
Gott und den Bruder dein;
Ein Feind dem Feinde drüben,
Ein Hort Bedrängten sein!

„Du sollst auf Hut und Wache,
Auf Zahl und Zeug nicht bau'n;
Du sollst der guten Sache
Und deinem Recht vertrau'n!

„Gehorchen sollst du kindlich
Dem Feldherrn, der gebeut;
Dem Feind unüberwindlich
Ist, wer den Führer scheut!

„Du sollst ein Leu mit Leuen,
Ein Lamm mit Lämmern sein,
Ein Wetterstrahl im Freien,
Daheim wie Sonnenschein!

„Du sollst kein Held im Prahlen,
Nicht keck sein mit dem Maul;
Mit Thaten sollst du zahlen;
Wer schwatzt, wird hohl und faul.

„Du sollst den Feind nicht lästern;
Baß kleiden Maß und Glimpf;
Der Feind ist nicht seit gestern
Geübt auf Ernst und Schimpf.

„Du sollst den Feind nicht richten;
Ihn richten darf nur Gott.
Dir ziemt, ihn zu vernichten,
Magst du's, mit Kraut und Loth!

„Du sollst in frommen Sprüchen
Nicht sprudeln Gift und Gall';
Gebet stimmt nicht zu Flüchen,
Christ nicht zu Belial.

„Trag' nicht das Kreuz im Munde,
Trag's nicht auf Hut und Latz;
Heimlich im Herzensgrunde
Trag' den verborg'nen Schatz!

„Und gilt es nun, ihr Brüder,
Zieht hin und schaut nicht um;
Wer's Leben wagt, kommt wieder,
Wer's Leben spart, kommt um!"

Isabelle und Lucie.

Vor ungefähr dreißig Jahren wohnte in der Stadt Neuyork eine verwittwete Dame, welche sich Mrs. Reginald Tudor nannte. Sie war eine Engländerin von Geburt und stammte von einer adeligen Familie ab, hatte sich aber schon seit vielen Jahren in Amerika niedergelassen; und obgleich nicht frei von aristokratischen Vorurtheilen, war sie doch in ihrer ganzen Handlungsweise gütig, herablassend und menschenfreundlich. Wie die meisten alten Leute sprach sie gern von der Vergangenheit und den Tagen ihrer Jugend, die sie im Kreise vornehmer Verwandten verlebt hatte. Dies war jedoch eine unschuldige Eitelkeit, welche keinen andern Nachtheil hatte, als daß sie auf eine der Pflege der alten Dame anvertraute Enkelin, Isabelle Williamson, einen besonderen Eindruck machte.

Isabelle war ein schönes Mädchen von achtzehn Jahren, einziges Kind ihrer Eltern, und als solches von ihnen und ihrer Großmutter zärtlich geliebt, aber nicht verzogen. Nichts konnte ein so edles Gemüth verderben; aber

sie war nicht frei von einem ererbten Fehler, dem Familienstolz. Gegen Alles, was amerikanisch hieß, hegte sie eine Art Verachtung, und obgleich sie in der Stadt Neuyork geboren, und ihre Mutter sowohl, wie deren Voreltern Amerikaner waren, so wollte sie doch immer Engländerin sein und zog englische Sitten und Gebräuche vor.

Zur Zeit, wo diese Erzählung beginnt, befanden sich Isabellens Eltern auf einer längeren Reise entfernt von Hause. Während ihrer Abwesenheit langte daselbst eine Verwandte, Lucie Atwell, aus einer Stadt im Westen der Union an. Sie war ein schwächliches, scheues Landmädchen von ungefähr siebzehn Jahren, eine blutarme Waise, und von Isabellens Eltern an Kindesstatt angenommen worden. Diese Umstände sprachen mächtig zu Isabellens Herzen, allein der Stolz verhinderte sie, der armen Lucie diejenigen Aufmerksamkeiten zu beweisen, zu denen ihr Gefühl sie drängte. Es war das — ihrer Meinung nach — niedrige und gemeine Aeußere der Letztern, was sie abstieß; sie fühlte sich verletzt, mit einem so ungebildeten Landmädchen überhaupt in nähere Berührung gebracht zu werden. Ihrer Großmutter stellte sie deßhalb vor, wie unpassend es sei, Lucien im Hause zu behalten, und bat mit Thränen in den Augen, sie in irgend einem andern Hause unterzubringen. Allein Mrs. Tudor blieb mit Festigkeit bei ihrer Entscheidung stehen, daß Lucie nicht nur im Hause bleiben, sondern auch mit Aufmerksamkeit behandelt werden solle, und Isabella war endlich genöthigt, sich zu fügen.

„Du erinnerst dich, meine Liebe," sagte die Großmutter eines Tages zu ihr, „daß ich versprochen habe, dir eine Geschichte aus der Revolutionszeit zu erzählen, die dich interessiren wird. Wenn du Lust hast zu hören, so will ich sie diesen Abend dir und Lucien mittheilen, denn sie wird vielleicht auch Gefallen daran finden. Für mich knüpfen sich an jene Begebenheiten theure Erinnerungen; sie machten damals einen um so tieferen Eindruck auf mich, als sie sich auf Personen bezogen, die mir nahe standen."

Isabelle besaß eine unersättliche Begierde, Geschichten aus vergangenen Zeiten zu hören, und war über den Vorschlag entzückt. Als daher der Abend kam, nahm sie gespannt und erwartungsvoll auf der Seite des großmütterlichen Lehnstuhls Platz, während Lucie auf der andern saß, und das helle Kaminfeuer die Gruppe mit einem häuslichen Scheine beleuchtete. Mrs. Tudor begann:

Als ich noch in London wohnte, besaß ich eine intime Freundin, welche gleich mir Wittwe war und nur einen einzigen Sohn hatte. Mrs. Douglas, so hieß sie, hegte den Wunsch, daß sich ihr Sohn, Robert, dem stillen und häuslichen Leben nicht entziehen möchte, welches ihren reiferen Jahren und ihrem weiblichen Geschmacke so sehr zusagte, aber für einen von feurigem Ehrgeiz erfüllten jungen Mann weniger geeignet war. Roberts Geist hatte frühzeitig an Bildern militärischen Ruhmes Gefallen gefunden, und sobald er deßhalb das erforderliche Alter erreichte, um sich einen Beruf selbst wählen zu können, erklärte er seine Absicht, Soldat zu werden.

Meine Freundin widersetzte sich Anfangs diesem Entschluß, allein der Wunsch und Wille des einzigen Sohnes trug, wie immer, den Sieg davon, und der armen Mutter blieb nichts übrig, als ihm eine Kapitänsstelle zu kaufen. Kurze Zeit nachher wurde ihr Schmerz noch dadurch vermehrt, daß er Befehl erhielt, sich mit der Armee nach Amerika einzuschiffen, um am Kampfe gegen die aufständische Kolonie theilzunehmen. Deinem Vater, Isabelle, der um dieselbe Zeit hieher nach Amerika kam und mit Robert Douglas in steter und inniger Verbindung blieb, verdanke ich die Mittheilungen der Begebenheiten, welche ich euch jetzt erzählen will.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Jahre in Cayenne.

Nach den Aufzeichnungen des Deportirten Fr. Attibert.

Diese schon längere Zeit angekündigte Schrift, welche trotz ihrer leidenschaftlichen Sprache den Stempel der Wahrheit auf jeder Seite an sich trägt, ist am besten geeignet, die Versicherungen des Moniteur in Betreff der Behandlung der dortigen Gefangenen gründlich zu widerlegen; sie enthält Scenen der raffinirtesten Grausamkeit. Hören wir Einiges aus diesem Buche. Der Verfasser, ein eingefleischter

Republicaner, aber ein Mensch von eiserner Willenskraft, gehörte zu jenen 14,000, welche in Folge der Junischlacht 1848 zur Deportation nach Algier und Cayenne verurtheilt wurden. Erst im Jahre 1853 wurde er nach letzterem Bestimmungsorte eingeschifft, und schon die Ueberfahrt auf einem Raume, der kaum für 100 gereicht hätte, aber für 300 reichen mußte, so daß auf den Mann nur $3^1/_2$ Fuß kamen, war mit bitteren Qualen verbunden. In den 4 Jahren, welche er dort verseufzte, wurde er abwechselnd auf allen Deportationsinseln herumgeschleppt und schildert den Aufenthalt, die Behandlung und Arbeit auf ihnen aus eigener Anschauung; endlich im J. 1856 gelang ihm mit 19 Anderen die wundergleiche Flucht auf einem Floße nach Paramaribo in holländisch Guyana und von da nach London, wo er dieses Buch bitterer Schmerzen veröffentlichte. Seit jener Flucht ist kein weiterer Versuch gelungen, zum Zeichen, daß die Maßregeln der Vorsicht und Strenge in neuerer Zeit verstärkt worden sein müssen. Betrachten wir zunächst das Klima. Französisch Guyana liegt zwischen dem 4. und 5. Grad nördl. Breite, gränzt im N. an den Ozean, im O. und S. an das brasilische Flußgebiet des Amazonenstroms, im W. an den Maronifluß, der es von holländisch Guyana scheidet. Die Stadt Cayenne liegt, der Ostküste zunächst, auf einer Insel. „Bis vor die Insel Cayenne steigen vom Süden unermeßliche Wälder herab, welche nie eine Axt gelichtet, von Morästen und schlammigem Boden durchschnitten, den ungeregelten Flußbetten der Waldströme, welche in der Regenzeit überlaufen und in der Zeit der Dürre Lachen und Leitcanäle pestilentialischer Dünste werden; im O. dehnt sich die Küste, deren Name bezeichnend genug ist; sie heißt: Land der Ueberschwemmung; im Westen finden sich dieselben Moräste mit noch verderblicheren Dünsten. Also Moräste und Wälder in S., O und W., Moräste und Wälder im Inneren, fließende Gewässer ohne Bett, im N. Ebbe auf Schlammgrund. Man denke sich nun die Wirkung der tropischen Sonne, wenn sie ihre senkrechten Strahlen auf diese Anhäufungen von Schlamm heftet und sie in Gährung setzt! Das Jahr hat zwei Winter und zwei Sommer; letztere beginnen am 21. März und 21. Sept. Die Winter sind die Regenzeiten; auch in ihnen ist die Hitze sehr groß und die Sonne, wenn sie die Wolken durchdringt, gefährlicher als je. Wenn die Dürre herrscht, hauchen die Wasser in den Vertiefungen auf dem gemeiniglich überschwemmten Boden jene Krankheitsstoffe aus, welche die Luft verdicken; diese, ohne Strömung und von den Wäldern zurückgehalten, kann sich nicht reinigen. Alles gährt, Alles lebt und stirbt, gedeiht und verwest mit einer Schnelligkeit und in Verhältnissen, welche uns unglaublich scheinen. In der Luft die Krankheitsstoffe und Wolken von Insecten; in den Gewässern und auf dem Boden alle Ungeheuer des glühenden Schlamms, alle lebendigen Gifte, Schlangen, Kaimans, Scorpione, Riesenkröten, gefährliche Fledermäuse, Insekten ohne Zahl, die sich in die Poren einnisten, darin Eier legen und sich vermehren, Stechmücken und Moskitos, deren Saugwerkzeuge die besten Leinendecken durchstechen, so daß Bettvorhänge gegen sie keine Sicherheit bieten; das Meer, die Flüsse mit Hayfischen, Kaimans, Muräuen und einer Menge giftiger Thiere gefüllt. Dem Tage folgt die Nacht, ohne Dämmerung, in 10 Minuten. Einer dörrenden Sonne folgt eine sehr kalte Nacht; athmen heißt sich vergiften, zu gewissen Stunden arbeiten heißt sich in Gefahr setzen; ruhen heißt weniger leiden, aber doch noch leiden.“ Das ist das Klima von Cayenne, von welchem der Moniteur im J. 1856 behauptet: „Eine wahrhaft menschenfreundliche Idee hat die Errichtung der Strafanstalten in Cayenne geleitet.“ Unparteiische Kaufleute sprachen sich über jenes Klima also aus: „Ein reicher Mann, der sich etwa in Cayenne niederlassen wollte, müßte, ehe er zu Lande ginge, ungefähr 1 Jahr auf einem Schiff vor Anker bleiben. Von Zeit zu Zeit, da gerade das gelbe Fieber nicht herrschen würde (unter 12 Monaten 6), müßte er einen Ausflug machen und einen oder zwei Tage in der Stadt zubringen. Er müßte sich des Fleisches, der erhitzenden Getränke enthalten und täglich nicht mehr als ½ Flasche Bordeaux trinken. Mittelst dieser fortgesetzten Erschöpfung seiner Kräfte und dieser allmäligen Verdünnung seines Blutes könnte er sich für einen längeren Aufenthalt in Cayenne in Verfassung setzen.“ Nun aber sind die Gefangenen elend genährt, selbst im Spital ver-

nachlässigt (es finden sich empörende Fälle von Gleichgültigkeit des Arztes in Fällen des gelben Fiebers), aufs Härteste behandelt und müssen von 6—11 Vormittags und 1—6 Uhr Abends im Freien arbeiten!! während kein anderer Europäer nach 9 Uhr sich auch nur in den Schatten wagt. Früher wurden sie in den Wäldern im Inneren verwendet; bei dem mörderischen Klima fanden sich aber keine Wächter mehr zu ihrer Beaufsichtigung, so daß man sich entschloß, sie auf den Inseln La Mure, Du Diable, St. Joseph und Royal durch die Meereswüste allein bewachen zu lassen. Wegen des geringsten Vergehens werden grausame Strafen dictirt. Der Pfahl namentlich ist ein schändliches Marterinstrument. Attibert beschreibt im Einzelnen die Schauder einer solchen Execution, die wir nicht wiederholen mögen. Sie sind zu gräßlich! Wird man sich noch wundern, wenn Cayenne, diese Guillotine séche, furchtbar unter den Gefangenen aufräumt? Schon im J. 1797 waren neben 8 Ueberlebenden 61, im Jahr 1798 von 193 binnen 2 Jahren 103, im folgenden Jahr von 98 davon 53 gestorben. Ueber die Neuzeit fehlen die Daten; von 1854 ist nur erwähnt, daß im Spital 60 Kranke unter 180 umkamen. Der Moniteur selbst gibt für das J. 1856 im Ganzen 2152 weiße Sträflinge an. Und weßhalb kommt man nach Cayenne? Die Correctionspolizei des Departements Maine et Loire verurtheilte die inkriminirten Riotto, Aribas und ChenIau, den erstern zu 2, den zweiten zu 13, den dritten zu 6 Monaten gewöhnlicher Gefängnißstrafe. Nach deren Erstehung kamen sie nach Cayenne! Nach seiner Erlösung schildert der Autor seinen Gemüthszustand im freien England mit den Worten: „Ich war arm, abgeschwächt, verbannt, und sehet, wie unselig der Despotismus wirkt! ich fühle mich jetzt stark und freier als in meinem Vaterland. Wie muß doch diese Regierung die Geister schwächen! Wie muß sie die Gesellschaft entnerven! Welche Krankheit für Frankreich: der Geist dehnt sich nicht mehr aus, das Herz vertraut sich nicht mehr an, die Intelligenz erschöpft sich, das sittliche Gefühl wird gefangen gehalten, in 15 Jahren müßte in Frankreich alle Humanität zu Grunde gehen!“ Ist ja doch die Apathie schon so weit gediehen, daß neuerdings die Verpflanzung von weiteren 600 Gefangenen nach Cayenne in den französischen Blättern nur unter den faits divers, den ganz gleichgültigen Tagesgeschichten, verzeichnet stand!

Lebensphilosophie

Kämpfen mußt du hier und ringen;
Aber auch der Lohn ist schön.
Treu dein Tagewerk vollbringen
Hülf' erwartend von des Himmels Höh'n.
Augenblicke werden kommen,
Reich an Freude, reich an Schmerz;
Immer mußt du aufwärts blicken,
Nicht die Erde kann entzücken:
Also strebe himmelwärts.

Ist die Musik nur Spiel und Scherz,
Nur Scherz und Spiel,
Bewegt zum Guten sie nicht unser böses Herz:
Dann ist Musik nicht viel!

Verschiedenes.

Der französische Gesandte begehrte das Herzogthum Mailand von Karl V. für seinen König. Der Kaiser antwortete hierauf nichts weiter, als: „Was mein Bruder, der König von Frankreich will, das will auch ich.“

Auf der „Danaë“ wurde eine Abtheilung österreichischer Gefangener nach Frankreich gebracht. Unter denselben befand sich ein Unterofficier, der auf der Ueberfahrt seine Langeweile durch Singen zu verscheuchen suchte, aber so sang, daß die ganze Fahrgesellschaft ihm mit Staunen zuhörte, da er einen wundervollen Tenor hatte. Einer der Oberofficiere verwandte sich bei der Ankunft in Marseille sogleich für den Sänger nach Paris, um dahin zu wirken, ihn für die Oper zu gewinnen, indem der Natursänger, nach den Marseiller Blättern, selbst in Tamberlick einen Neider finden möchte.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 80. Dienstag, den 5. Juli 1859.

Isabelle und Lucie.

(Fortsetzung.)

Kapitän Douglas erhielt den Befehl, mit seinem Regiment eine kleine amerikanische Stadt in Besitz zu nehmen. Der Verwirrung ungeachtet, welche der plötzliche Ueberfall verursachte, leistete der männliche Theil der Einwohnerschaft tapferen Widerstand; allein überwältigt von der Masse und der höheren Disciplin der Angreifenden, mußten die braven Vertheidiger endlich die Stadt verlassen. Dem ihm ertheilten Auftrage hatte Douglas also genügt, aber war bei Ausführung desselben auch so schwer verwundet worden, daß man ihn blutend und bewußtlos in das beste, am Anfange der Stadt belegene Haus des kleinen Ortes getragen hatte. Es gehörte einem patriotischen Farmer, Amos Blunt. Er war einer der Eifrigsten in der Vertheidigung des Ortes gewesen, aber hatte sich gleich den Uebrigen flüchten müssen. Als er von einem entfernten Hügel den letzten Blick auf seine häusliche Stätte warf, in der er seine beiden lieblichen Töchter ohne Schutz zurückzulassen genöthigt war, schwor er den Engländern ewigen Haß. Auf schreckliche Weise hat er diesen Schwur gehalten.

Das Leben des Kapitän Douglas hing jetzt von der Pflege ab, die er von den Töchtern eben jenes wüthenden Republikaners, Emma und Anna Blunt, empfing. Ungeschickte ärztliche Behandlung hatte seine Wunde verschlimmert; ein heftiges Fieber trat ein, und viele Wochen lang lag er hilflos wie ein Kind unter den zarten, sorgenden Händen seiner beiden Wärterinnen.

Die zwei Schwestern waren sich in Nichts ähnlich als in ihrer innigen Liebe zu einander; selbst ihr Aeußeres war so verschieden, als bestände kein verwandtschaftliches Band zwischen ihnen, — so unähnlich, Isabelle, wie das deinige und das deiner Cousine Lucie. Ihr könntet in der That, wenn ich mich ihrer Gemälde richtig erinnere, als ihre lebenden Porträte gelten; so hübsch, so ähnlich einem Schneeglöckchen, gerade wie meine sanfte Lucie, war Emma, — ja, eben so tief fühlend, eben so verlegen, wenn sie auch nur von den Lippen einer alten Frau gelobt wurde; während du, meine liebe Isabelle, — allein du kannst Schmeichelei nicht so gut vertragen. Genug, Anna hatte eine hohe, stolze Stirn, ein feuriges Auge und glühende Wangen, welche die Erregbarkeit ihrer Gefühle verriethen. Ueberdies hatten Beide ihre natürliche Schönheit nicht durch schwere häusliche Arbeiten beeinträchtigt. Ihr Vater war reich; sie waren seine einzigen Kinder, und mutterlos von früher Jugend. Streng gegen Jedermann, nur gegen sie nicht, hatte er keine Kosten gescheut, um ihnen alle Vortheile der Erziehung zu gewähren, welche damals zu erlangen waren.

Ihr werdet einsehen, daß der schwärmerische Robert Douglas, als er endlich aus seinem langen Delirium erwachte und diese reizenden Gestalten um sein Lager schweben sah, in größerer Gefahr war, als wenn er sich unter dem drohenden Schwerte ihres Vaters befunden hätte. Bei voller körperlicher und geistiger Gesundheit würde Anna ihn am meisten angezogen haben; aber in Emma's sanftem Wesen, ihrer leisen Stimme, der ruhigen, geduldigen, unermüdlichen Wachsamkeit lag Etwas, von dem der noch deprimirte Geist des Kranken so angesprochen wurde, daß sein leicht empfängliches Herz im Laufe einer langsamen

Genesung vollständig gefangen genommen wurde und sich ergab.

Es war Emma's tieffühlendem Gemüth unmöglich, diese Liebe unerwidert zu lassen. Sie erwiderte sie, und zwar mit einer Tiefe, die, wie ich glaube, Männer selten oder nie zu empfinden im Stande sind.

Der feurige, ungestüme Liebhaber bestürmte sie mit Bitten, sich augenblicklich mit ihm verbinden zu lassen. Seine Absichten waren durchaus ehrenhaft; nie war er ihr auch nur durch einen sündigen Gedanken zu nahe getreten, und um ihretwillen war er bereit, seine edle Geburt, die Wünsche seiner entfernten, aber stolzen Mutter, seine dienstliche Stellung und alle weltlichen Vortheile, welche die Zukunft ihm bot, aufzugeben und zu vergessen. Allein Emma war anderer Sinnesart. Sie hätte jedem anderen Lebensglücke entsagen können, um Roberts Weib zu werden; sie hätte für ihn sterben können; aber von dem Pfade der kindlichen Pflicht wollte sie keinen Zoll breit abweichen. Es gab keinen Ausweg. Douglas schrieb einen dringend bittenden Brief an Amos Blunt; Emma fügte einige bescheidene, aber entschiedene Worte bei, und ein zuverlässiger Bote wurde mit dem Schreiben abgesendet, um es nach dem beinahe hundert Meilen entfernten Orte zu bringen, an welchem sich der Vater bei der amerikanischen Armee befand. Mit Rücksicht auf den unruhigen Zustand des Landes war dies eine lange und gefahrvolle Reise, welche manche Woche erforderte, während deren langsamem Dahinschleichen Douglas fast alle Geduld verlor. Emma dagegen, die Antwort ihres Vaters richtig ahnend, entzog sich mit jungfräulicher Züchtigkeit jeder zärtlichen Annäherung ihres Liebhabers. Er nannte dies Kälte und übertriebene Aengstlichkeit, und fühlte sich dadurch in seiner Liebe, und mehr noch in seinem Stolze verletzt.

Während Emma mit der festen Entschlossenheit eines Märtyrers sich in ihrem Zimmer verschloß, blieb Douglas, welcher noch im Hause wohnte, in der Gesellschaft ihrer Schwester Anna. Die Frische seines Geistes kehrte mit der zunehmenden Gesundheit wieder, und bald fand er, daß der heitere und aufgeweckte Geist der Letzteren mit seinem eigenen Temperamente besser harmonirte, als das zaghafte Gemüth ihrer Schwester. Ihre Schönheit war glänzender, ihre Unterhaltung lebhafter und einnehmender, und — habe ich euch genügend vorbereitet, meine Kinder? — als die väterliche Entscheidung, das unumstößliche Nein, anlangte, wurde es von ihm mit Gleichgültigkeit, vielleicht sogar mit innerer Freude aufgenommen. Die arme Emma dagegen, die kalte, zu ängstliche Braut, sank ohnmächtig in die Arme ihrer Schwester und schwebte mehrere Tage lang zwischen Tod und Leben. Dem Willen ihres Vaters ungehorsam zu sein, ihn zu umgehen, oder Einwendungen dagegen zu machen, war ihr unmöglich; sie konnte sterben, aber wollte sich ihm unterwerfen.

Anfangs fürchtete sie die Vorstellungen ihres Liebhabers, dann erwartete sie sie, und drückte diese Erwartung gegen ihre Schwester in abgebrochenen Worten und Blicken aus; allein Anna antwortete nicht darauf. Sie liebte Emma mehr als Alles, ausgenommen — Robert Douglas, und schloß sie mit der innigsten Zärtlichkeit und mit innerem Vorwurf an ihre Brust, aber — sie schwieg.

Allmählig gewann Emma ihre Fassung wieder. Alle Kräfte sammelnd, begegnete sie dem Blick ihres Liebhabers; aber — Robert Douglas war ihr Liebhaber nicht mehr. Das Auge der Liebe sieht scharf. Ein Blick war genügend, um zu erkennen, daß seine Neigung auf ihre Schwester übertragen worden war. Die Untreue jener beiden Wesen, die sie am meisten auf Erden liebte, brach ihr fast das Herz. Sie sagte Nichts, sie ließ keine Klage laut werden. Anna verstand den stillen Vorwurf, aber sie fühlte auch, daß ihr verziehen war.

(Fortsetzung folgt.)

Die strategische Bedeutung der Minciolinie und der Festungen Mantua, Verona, Peschiera und Legnago.

Wir entnehmen einem größeren Aufsatz in dem Preußischen Wochenblatte aus sachverständiger Feder hierüber Folgendes: „Die zweite und Hauptvertheidigungslinie der österreichischen Armee (die erste bildet der Tessin) liegt in dem Landstrich zwischen Mincio und Etsch. Er ist gleichsam das Reduit; jeder Angriff, auch mit überlegener Macht, komme er nun von Süden oder Westen, findet hier zu-

nächst seinen Halt. Will er, wie es in seiner Natur liegt, wirklich, und nicht bloß wie die Italiener 1848 zum Scheine, intensiv fortschreiten, d. h. seine Ueberlegenheit in entscheidender Probe bewähren, so kann er es nur auf die großen Festungen absehen, die hier liegen.

Zuerst Mantua. Es ist vom Mincio umflossen, der sich hier zum See mit sumpfigen Ufern erweitert. Der Haupttheil liegt auf dem rechten (südlichen) Ufer, vor demselben ein verschanztes Lager. Die Hauptumwallung ist alt, mit vielen kleinen, engen Bastionen ohne kräftige Feuerentwicklung; die neuere Kunst hat die Fehler, wie z. B. auch bei Mainz, nur theilweise verbessern können. Dagegen soll die Ueberschwemmung den Platz unangreifbar machen. Sie wird durch starke neue Außenwerke, oberhalb durch das Fort Belfiore, unterhalb durch das Fort Pietole geschützt, und ist nicht abzuleiten, ehe nicht namentlich das letztere genommen ist. Ueber den Minciosee führen zwei feste Brücken, je 1000 Schritte lang. Am linken Ufer liegen als starke Brückenköpfe am Ende der oberen Brücke das Castell, am Ende der unteren das Fort St. Giorgio. 1796 hatte die Festung anfangs 13,000 Mann, dann unter Wurmser 28,000 Mann in ihren Mauern und hielt sich 8 Monate, freilich ohne eigentliche Belagerung, da dieselbe durch den ersten Entsatzversuch Wurmsers, schon nahe am Ziel, vereitelt und dann nicht wieder aufgenommen war. 1799 behauptete der französische General Foissac mit 11,000 Mann die Festung nur drei Wochen (5. bis 28. Juli) gegen die regelmäßige Belagerung durch den General Kray. Allein auch damals hätte ein Gneisenau (Kohlberg) einen ganz anderen Widerstand geleistet, als jener Franzose, „ein Mann von zu gewöhnlichem Character und ein viel zu gelehrter Ingenieur, um mit einer so unregelmäßigen und schlechten Festung viel anfangen zu können" (Clausewitz); und heute ist Mantua jedenfalls in ganz anderem Zustand. 30—40,000 Mann geben bei der großen Ausdehnung noch keine starke Linie vollständiger Einschließung, und 14—18,000 Mann können die Festung jedenfalls viele Monate lang behaupten. Der Platz soll für die Besatzung ungesund sein, ist es aber auch in der nächsten Umgebung für die Belagerer. Das gesunde und fruchtbare Delta zwischen Mantua, Borgoforte und Governolo (der Seraglio), nördlich und östlich durch den Mincio, südlich durch den Po, westlich durch den Fosso nuovo geschlossen, kann bei angemessener Verstärkung der Besatzung dem Feinde lange streitig gemacht werden und bietet dabei gesunde Ausbreitung und reichliche Proviantirung; im Jahr 1848 klagten die Italiener, daß die Bewohner dieses Landstrichs der italienischen Sache nicht zugethan seien.

Verona, auf beiden Ufern der Etsch, war bekanntlich schon 1848 der Schild für die östreichische Armee, der Punkt, an dem sich des Feindes Angriff brach, und von dem der glänzende Umschwung ausging. Damals war es erst auf der Ostseite vollständig, auf der wichtigeren Westseite nur mangelhaft befestigt. Seitdem sind alle Mittel darauf verwendet, es im großartigsten neueren Styl zu einem Waffenplatz zu machen, um den sich die Hauptentscheidungen eines Krieges bewegen müssen. Die Hauptumwallung, zum Theil noch älteren Ursprungs mit bastionirtem Trace, ist verstärkt und verbessert; auf den Höhen, welche sich am Etschufer zur Stadt herabsenken, schließt sich ein starkes Kronwerk an sie an. Ein innerer Gürtel von 8 Forts und Schanzen und ein äußerer Gürtel von 12 Forts umschließen die Hauptumwallung; außerdem krönen 4 kasemattirte Thürme jene Höhen vor dem Kronwerk. Die äußeren Forts, meist seit 1848 entstanden, führen die Namen der in jenen Feldzügen berühmt gewordenen Führer: Radetzky, Heß, d'Aspre, Wratislaw u. s. w. In der Stadt führen 4 Brücken, außerhalb derselben führt die Eisenbahnbrücke über die Etsch. Der äußere Gürtel hat einen Umfang von etwa 3 Meilen; seine selbstständigen Werke vertheidigen sich unter einander und beherrschen das vorliegende Terrain, dessen Stärke für den Vertheidiger sich schon ohne dieselben bei Santa Lucia (6. Mai 1848) so glänzend bewährt hat. Was sich also eine Armee nur wünschen mag: gesicherte Stellung, Freiheit der Bewegung, Möglichkeit eines raschen Uferwechsels an einem ansehnlichen Flusse; Alles findet sie hier.

(Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Siehst du an einem Freund sich einen Fehler zeigen,
So denk' an deren zwei, die dir sind selber eigen.

Dann wird dich nicht ein dritter, der schlimmste übereilen:
Zu richten rasch und strenge, statt mit Geduld zu heilen.

Erst wenn es dir gelungen, dich selber zu bezwingen,
Wird dir an deinem Bruder der edle Zwang gelingen.

Der Zwang, der aus ihm selber, aus seiner Kraft entspringt,
Durch die er einer Fessel sich würdevoll entringt.

Ein doppelter Gewinn blüht dir aus solchem Werke —
Erlösungsmittlerin ist stets die wahre Stärke.

Ein Richter, der verdammt, ist stark nur im Vernichten,
Des ächten Richters Amt ist: wieder aufzurichten.

Verschiedenes.

Vor einiger Zeit kehrte ein aus Preußen gebürtiger Tischler, welcher mehrere Jahre lang in einer Hafenstadt Südamerika's gelebt hatte, in seine Heimath zurück. Unterwegs verstarb derselbe plötzlich, und sein Nachlaß wurde, nach der Ankunft des Schiffes in Hamburg, dem dortigen preußischen Consulate übergeben. Dieses ließ, wiewohl die Verlassenschaft nur aus Kleidungsstücken und Handwerksgeräthschaften bestand, die Ermittelung der Erben sich angelegen sein, und stellte die Sachen zu deren Disposition. Schon hatten die Erben bestimmt, daß Alles an den Meistbietenden in Hamburg verkauft werden solle, als von einem Freunde des Verstorbenen in Amerika die Nachricht einging, daß derselbe seine nicht unbedeutenden Ersparnisse in einem Hobel künstlich verborgen habe. Die angestellten Ermittelungen ergaben alsbald die Richtigkeit dieser Angabe, denn man fand in einem Hobel in der That eine beträchtliche Summe Goldes, die den Erben zu deren nicht geringer Freude zugestellt wurde.

Graf Schulenberg lobt in seinen „Denkwürdigkeiten" die Mannszucht, welche Karl XII. von Schweden in seinem Heere gehalten habe, und führt als Beispiel Folgendes an: „Als er mit seiner Armee aus Sachsen aufbrach, erhielt jeder Soldat auf eine bestimmte Zeit den ganzen Sold ausbezahlt. Die Hauptleute gaben jedem ihrer Leute sein Geld in einem festzugenähten Sacke von Leinwand, den der Soldat stets mit sich trug. Wollte er Etwas ausgeben, mußte der Hauptmann den leinenen Schatz öffnen, um ihn dann wieder zuzunähen und zu versiegeln, wie vorher. Das waren seltsame, beschwerliche Sparbüchsen!

In einer Gesellschaft sprach man viel von einem berühmten Manne, und es wurden eine Menge Anekdoten zu seinem Lobe erzählt. — „Ich erinnere mich, ähnliche Anekdoten schon von andern berühmten Männern gehört zu haben," sagte Kant, „aber das wundert mich gar nicht, große Männer sind wie hohe Kirchthürme, um beide ist gewöhnlich viel Wind."

In den jüngsten heißen Tagen bettelte zu Berlin ein junger, baumhoher und überaus kräftiger Mensch bei einem alten mitleidigen Rentier, und als dieser ihm bei Darreichung einer Gabe etwas unmuthig bemerkte: „Na, Sie können doch wohl arbeiten!" erwiderte der Ansprechende: „Ja wohl, lieber Herr! aber mein Geschäft geht in dieser Jahreszeit nicht." — „Na was sind Sie denn eigentlich?" fragte der Rentier. — „Schneeschipper," entgegnete der Bummler.

Forstgehilfe: „Herr Gerichtsarzt, hier bring' ich Ihnen das Zeugniß wieder, das Sie mir für meine Eingab' um Urlaub ausgestellt haben. Es ist gar zu gut. Ich hab's dem Förster gezeigt; wenn ich dies einsende, so werde ich, statt beurlaubt, pensionirt, und das will ich doch nicht. Herr Gerichtsarzt, stellen Sie mir doch eins aus, das nicht so gut ist."

(Jagd-Abenteuer.) Graf. „Hirsl, sperr's Maul nicht immer so auf, sonst fliegt dir doch noch 'mal a Schnepf hinein." — Treiber. „Wär scho recht, Herr Graf, Ihr trefft'r a so koan."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 81. Donnerstag, den 7. Juli **1859.**

Isabelle und Lucie.

(Fortsetzung.)

Nach kurzer Zeit schon drang Douglas mit der Heftigkeit der Leidenschaft in Anna, daß sie ihm das Versprechen geben solle, sie nach Beendigung des unglücklichen Krieges als sein Weib heimführen zu dürfen. Anna ließ sich halb und halb bereitwillig finden, ihre kindliche Pflicht zum Opfer zu bringen; aber Emma protestirte dagegen auf das Eifrigste und beschwor Douglas, ihre Schwester nicht zu dieser Verletzung der kindlichen Liebe zu verleiten. Sie that noch mehr: sie erbot sich, die weite und gefahrvolle Reise zu dem Aufenthaltsorte ihres Vaters zu unternehmen, um wo möglich seine Einwilligung für Anna zu erlangen. Douglas wollte sich in Versicherungen des Dankes und der Bewunderung ergießen, allein Emma entzog sich ihnen und traf eiligst die nöthigen Vorbereitungen zu ihrem abenteuerlichen Unternehmen.

Nach vielen Mühseligkeiten und mannigfachen Gefahren erreichte sie endlich den Aufenthaltsort ihres Vaters, aber nicht ihren Zweck; er blieb unerbittlich. Das Betragen des Kapitän Douglas, sagte er, sei gerade so gewesen, wie man es von einem dieser englischen Schurken hätte erwarten können, die jetzt das Land verwüsteten. Jeder Laut, den Emma zu äußern wagte, ließ die Fluth seines Zornes noch höher steigen. Da sie wußte, wie unerschütterlich ihres Vaters Entschließungen waren, so eilte sie zurück in ihre Heimath, um ihre Schwester vor Schritten zu bewahren, die den väterlichen Fluch auf sie ziehen mußten. Leider kam sie zu spät, und groß war ihr Schrecken, als sie bei der Heimkehr fand, daß Douglas den Ort verlassen, nachdem er zuvor Anna zu einer heimlichen Verbindung vermocht hatte. Es war ihm der Befehl zugegangen, sich schleunigst zur Armee zu begeben, welche die Gegend bereits verlassen hatte, und Anna war daher allein zurückgeblieben. Emma machte ihr keinen Vorwurf, denn sie wollte die unausbleiblichen traurigen Folgen dieses unbedachten Schrittes nicht noch erschweren.

Da jetzt kein Hinderniß mehr obwaltete, so kehrte auch der Vater nach einigen Tagen in die Heimath zurück. Seine Erbitterung gegen die Feinde stieg mit jeder Spur, die er von ihnen entdeckte. Er ahnte Nichts von Dem, was geschehen war, aber schien dessen ungeachtet weniger freundlich und offenherzig gegen seine Kinder zu sein, als früher. Sorgfältig vermied er es, des verhaßten Gastes in seinem Hause auch nur entfernt Erwähnung zu thun. Lange konnte ihm jedoch Anna's heimliche Heirath nicht verborgen bleiben. Ein geringfügiger Umstand erregte den ersten Verdacht; sein durchbohrender Blick richtete sich auf die unglückliche Tochter, und er gewahrte den verhängnißvollen Ring am Finger. — Meine lieben Kinder! ich kann Euch keine Schilderung von der Scene geben, welche jetzt folgte. Blunt fühlte sich auf das Tiefste verletzt, und seine natürliche Leidenschaftlichkeit stieg deßhalb bis zum höchsten Grade. Emma weinte und bat für die Schwester, aber ihre Stimme verhallte ungehört, wie das Schreien eines Kindes unter dem Brüllen des sturmbewegten Meeres. Der unbarmherzige Vater stieß Anna zum Hause hinaus, und befahl ihr, nie wieder vor seinen Augen zu erscheinen. Die kränkendsten Schmähworte wurden auf sie gehäuft, und während sie halb ohnmächtig auf der Schwelle des Hauses in den Armen ihrer Schwester lag, die sie seiner Gegenbefehle ungeachtet nicht

verlassen wollte, waren die letzten Laute, welche ihre schwindenden Sinne vernahmen, die Fluchworte ihres Vaters.

Emma wachte über Anna mit mehr als schwesterlicher Liebe. Sie hatte eine kleine, aber anständige Wohnung für sie genommen, und strengte Nacht und Tag alle Kräfte ihrer Jugend an, um im Geheim durch weibliche Handarbeiten einige Existenzmittel für die Schwester zu gewinnen, da Blunt auf das Strengste verboten hatte, daß irgend ein Theil seines Hab' und Gutes dem verstoßenen Kinde zugewendet werde. Diesem Befehle zu gehorchen, war für Emma die schwerste Aufgabe, denn täglich sah sie Delikatessen jeder Art vor sich, und lebte im Ueberfluß, ohne daß sie hätte wagen dürfen, auch nur einen Brocken, der von dem Tische ihres Vaters fiel, der unglücklichen Schwester zu geben. Dennoch blieb sie fest und dem väterlichen Willen gehorsam.

Mehrere Monate später wurde Anna Mutter eines Knaben; und als wenn das Maß ihres Kummers noch nicht gefüllt wäre, wurde das Kind blind geboren. Die Unglückliche verzehrte sich in Gram und Verzweiflung. Fünf Jahre flossen so dahin, ohne daß Nachricht von ihrem Gatten kam. Zeitungen waren damals überhaupt noch selten; nur wenige fanden ihren Weg bis nach dem kleinen Orte, und in den wenigen, welche bis dahin gelangten, fand sich niemals eine Erwähnung seiner. Er konnte in der Schlacht umgekommen, oder nach England zurückgekehrt sein, oder, was noch schlimmer war, sein armes Weib ganz vergessen haben.

Inzwischen wirkte die Zeit im Herzen des Vaters keine Veränderung; im Gegentheil, sie grub die Beschlüsse seines eisernen Willens nur noch tiefer ein. Sein Vermögen, obgleich vermindert durch den Krieg, war immer noch viel bedeutender, als das seiner Nachbarn, und sollte auf Emma, die pflichtgetreue, noch immer liebenswürdige Tochter, allein übergehen. Es fanden sich deßhalb viele eifrige Bewerber um ihre Hand; aber sie blieb taub gegen alle. Ihre Brust hatte nur Raum für das Gefühl der Pflicht gegen ihren Vater und der innigsten, wärmsten Liebe zu ihrer Schwester und dem armen blinden Kinde. Für diese mühte sie sich ab, und mit unerschöpflicher Erfindungskraft wußte sie allerhand Unterhaltungen für das unglückliche, in ewiger Nacht lebende kleine Wesen zu schaffen. Jedermann in der Umgegend liebte Emma, und die Kinder der Nachbarn brachten ihr stets aus Flur und Feld die süßesten Früchte und die schönsten Blumen für ihren kleinen Liebling.

Endlich legte jene Macht, unter deren Berührung auch die Stärksten sich beugen, ihre schwere Hand auf Amos Blunt. Eine schleichende, aber tödtliche Krankheit befiel ihn; er fühlte, daß er sterben mußte. Schon lange hatte er sein Testament errichtet und darin sein ganzes Vermögen auf Emma übertragen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie auch nicht einen Pfenning desselben unter irgend einer Form ihrer Schwester zukommen lasse. Im Fall sie dagegen verstieß, sollte sein sämmtlicher Nachlaß zum Besten derjenigen Soldaten des letzten Krieges verwendet werden, welche in der amerikanischen Armee gedient hatten und nachweisen konnten, daß von ihrer Hand mindestens zehn Engländer gefallen waren.

Unter Emma's beständigsten und eifrigsten Verehrern befand sich einer Namens Henry Lee. Er war der Günstling ihres Vaters, denn er hatte während des Krieges an seiner Seite gefochten. Ihm die Tochter zu geben, ehe er starb, war der letzte, dringende Wunsch des Sterbenden; jeden Tag sprach er davon.

(Fortsetzung folgt.)

Die strategische Bedeutung der Mincialinie und der Festungen Mantua, Verona, Peschiera und Legnago.

(Schluß.)

Peschiera, am Ausfluß des Mincio aus dem Gardasee, etwa 8 Meilen (2 Märsche) nördlich von Mantua, 3 Meilen westlich von Verona, an der Eisenbahn von da nach Brescia, ist ein wichtiger Verbindungsplatz zwischen beiden Hauptfestungen. Es ist eine Stütze für die Vertheidigung der an sich schon starken Stellungen des nördlichen Theiles der Minciolinie und faßt den Aufgang nach Tyrol zum berühmten Plateau von Rivoli (14. und 15. Januar 1797) in die linke Flanke, wie Verona in die rechte; zugleich dient es der Flotille des Gardasee's als Schutzort, deren Wichtigkeit als Bewegungs-, Verbindungs-, Verproviant-

tirungsmittel in die Augen fällt. Die Festung mit 1500 bis 2500 Mann wird sich, auch isolirt, jedenfalls mehrere Wochen halten können.

Legnago, an der Etsch, mit Brücke und Brückenkopf, 7 Meilen südlich von Verona, 6½ Meilen östlich von Mantua, vollendet das Viereck auf der südöstlichen Seite. Seine Wirksamkeit hängt mit der von Mantua nach dem Süden, der Polinie, mit der von Verona nach Osten, bis über das Delta des Po und der Etsch sich erstreckend, zusammen. Seine Stärke wird der von Peschiera ungefähr entsprechen.

Selten hat die Kunst, einen **Kriegsschauplatz** zu verstärken, ein so dankbares Feld gefunden, und selten hat sie ihre Aufgabe so treffend gelöst. Die örtliche Stärke dieses Vierecks läßt kaum etwas zu wünschen übrig. Freiheit der Bewegung im Innern und nach Außen, sowie eine Reihe von Linien und Punkten für die aktive und passive Vertheidigung finden sich hier glücklich zusammen. Zwischen Mantua und Verona, zwischen Verona und Peschiera ist Eisenbahn; außerdem zwischen den vier Plätzen in jeder Richtung gute Straßen, die in 1—4 Märschen von einem zum anderen durchmessen werden. Die Angriffsstraßen nach Außen, die Uebergänge über die einschließenden Flüsse liegen noch unter der Wirkung der Plätze und Stellungen. Der Mincio ist an sich weder breit noch tief; aber bis auf drei Meilen von seinem Ausfluß herab bieten die Höhen von Volta bis Lonato mit Peschiera im Rücken eine treffliche offensive Defensivstellung, und im Süden gibt Mantua in Verbindung mit einigen Kanälen zu einer ähnlichen die Gelegenheit. An der Linie der Etsch geben die Monti Berici bei Vicenza und weiter zurück die Höhen, die sich zwischen Verona und Vicenza bis zur Eisenbahn herabziehen, Gelegenheit zu solchen offensiven Vertheidigungsstellungen. Dabei bietet der Fluß selbst durch seine Breite und Tiefe eine gute Vertheidigungslinie, die zum Theil noch durch sumpfige Zuflüsse, wie den Alpone (Arcole, 15—17. November 1796) verstärkt wird. Die Polinie im Süden des Abschnittes von Borgoforte bis Ferrara hat zwar keine Hauptvertheidigungsstellung auf der feindlichen Seite. Ferrara ist dafür nicht bedeutend genug, und im Rücken sind keine hinlänglich befestigten Uebergänge über den Po vorhanden. Dagegen ist durch die Nähe von Mantua und Legnago, durch die Größe des Stroms, sowie durch die Menge der zwischen Etsch und Mincio herabströmenden Flüßchen, wie den Menago, Tregnone, Tione, welche theils Sumpfstrecken, theils ausgedehnte Reisfelder bilden, die Vertheidigung hinter dem Fluß eine sehr starke. Im Innern des Abschnittes findet der Angreifer, er komme von Westen, Süden oder Osten, zwei Festungen vor sich, dazu eine auf jeder Seite; außerdem wird der Vertheidiger noch durch den Höhenzug von Valeggio über Somma-Campagna gegen Bussolengo begünstigt. — Bezüglich der strategischen Bedeutung des Vierecks bedarf es nur einer wiederholten Erinnerung an die Geschichte; fast jede Stelle in ihm und an seinem Umfang ist durch Schlachten und Gefechte aus den Jahren 1796, 1797, 1799, 1805, 1809, 1814, 1848 berühmt geworden. Der Angreifer kann weder im Osten noch im Westen an demselben vorbeigehen, ohne alle seine Verbindungen an einen Gegner preiszugeben, der ihm, selbst völlig gesichert, von jeder Seite entgegentreten und die Schlacht abfordern kann; er muß es also angreifen. Ist er hineingedrungen, so vermag er ebensowenig den Angriff, etwa hindurchziehend, fortzusetzen; denn es ist klar, daß man nicht etwa auf Vicenza rc. zwischen Verona und Legnago, und noch weniger gegen Tyrol zwischen Verona und Peschiera durchgeht; der Angreifer muß sich also erst durch die Einnahme von Festungen das weitere Vorschreiten sichern. Mit anderen Worten: der Vertheidiger findet hier vollständig die Verstärkung seiner Macht durch das Terrain und die Befestigung, welche er bedarf, um in ausdauerndem, zähem, beweglichem Widerstand um die Herstellung des Gleichgewichts und um den siegreichen Rückschlag zu ringen. Dieser Rückschlag führt dann mindestens bis in die Ebene von Alessandria.

Die Obstpflanzung

sichert den Bewohnern der vorderen Pfalz einen schönen Ertrag, namentlich jenen Gemeinden, welche längs des vorderen Gebirgs gelegen sind.

Der Verkauf der edleren Obstsorten ist jedoch so ungeregelt, daß kein Eigenthümer eigent-

lich weiß, welchen Werth sein Produkt hat und welchen Preis er dafür fordern soll. Den größten Nachtheil bringt überdies der Verkauf des Obstes nach der Zahl (nach dem Hundert), weil für 100 große Aprikosen, Aepfel, Birnen 2c. kaum etwas mehr bezahlt wird, als für kleine unbedeutende. Ueberdies werden die Preise in der Regel von den Käufern festgesetzt, und nicht von den Verkäufern, also nicht von jenen, die den Lohn für Arbeit, Capital und Gefahr genießen sollten. Die sicherste und zugleich bequemste Art des Verkaufs ist bei allen Obstsorten das Gewicht. Nur durch das Wiegen wird das Verhältniß zwischen großer und kleiner Frucht hergestellt.

Um nun die Produzenten in den Stand zu setzen, den Preis ihrer Obstgattungen selbst festzustellen, geben wir nach und nach von den verschiedenen Obstgattungen das Gewicht der einzelnen Stücke an, und beginnen nun heute mit den Aprikosen, da diese jetzt dem Verkaufe ausgesetzt werden.

Im Durchschnitte wiegen 12 Aprikosen (große und kleine durcheinander) 1 Pfund.

Wenn also nach dem bisherigen Gebrauche das Hundert Aprikosen 2 fl. kosten würde, so hat das Pfund einen Werth von . . $14^1/_2$ kr.

zu 1 fl. 45 kr. das 100, kostet das Pfd. . .	$12^3/_5$ kr.
zu 1 fl. 36 kr. " " " " "	$11^1/_2$ kr.
zu 1 fl. 30 kr. " " " " "	$10^4/_5$ kr.
zu 1 fl. 24 kr. " " " " "	10 kr.
zu 1 fl. 20 kr. " " " " "	$9^3/_5$ kr.
zu 1 fl. 15 kr. " " " " "	9 kr.
zu 1 fl. 12 kr. " " " " "	$8^2/_3$ kr.
zu 1 fl. 6 kr. " " " " "	8 kr.
zu 1 fl. — kr. " " " " "	7 kr.
zu – fl. 54 kr. " " " " "	$6^1/_2$ kr.
zu – fl. 45 kr. " " " " "	$5^4/_5$ kr.

u. s. w.

Daß übrigens ausgezeichnetes Tafelobst noch unverhältnißmäßig mehr werth ist, versteht sich von selbst.

Wir werden, wie gesagt — wie die verschiedenen Obstsorten reifen, dergleichen Umwandlungs- und Werthtabellen in Pfunden liefern, und glauben damit die Anerkennung der Obstzüchter zu verdienen.

Verschiedenes.

Als Saphir während einer Probe auf dem Theater zu N. unter anderen Mitgliedern der Bühne auch der Souffleur vorgestellt wurde, ging er auf diesen zu, faßte ihn bei der Hand und sagte: Es freut mich sehr, Sie kennen zu lernen, ich habe schon sehr viel von Ihnen gehört!" — „Von mir?" erwiderte etwas verdutzt der sonst so zungenfertige, doch nicht eben berühmte Mann. — „Ja," entgegnete Saphir, „ich war gestern im Theater!"

Einer, der das Unglück hatte, eine große Spiegelscheibe in einem Laden zu zerbrechen, lief so schnell davon, als ihn seine Füße nur zu tragen vermochten. Der Eigenthümer der Scheibe rannte ihm nach und faßte ihn endlich beim Rockkragen. „Ihr habt mir meine Scheibe zerbrochen und müßt sie bezahlen!" rief er. — „Seht Ihr denn nicht", antwortete der Unglückliche, „daß ich auf dem Wege bin, nach Hause zu laufen, um Euch das Geld zu holen?"

(Der Gruß in Kairo.) Hier lautet der Gruß: „Möge Dein Tag weiß sein!" und die Antwort: „Und der Deinige wie Milch."

Dreisilbige Charade.

Erste und zweite Silbe.

Ist noch ein l mit uns verbunden,
Dann sind wir eine harte Plage,
Die oft zerstört in wen'gen Stunden
Den Lohn des Fleißes vieler Tage.

Dritte Silbe.

Gewöhnlich nennt man Jene Gecken,
Die nur aus Eitelkeit mich hegen;
Doch Der kann Neigung für sich wecken,
Wer mich mit Anstand weiß zu pflegen.

Das Ganze.

Bebrillt und meistens in Perücke,
Gekleidet selten nach der Mode,
Zeigt sich das Ganze unsrem Blicke,
Und bleibt Philister bis zum Tode.

—el.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 82. Samstag, den 9. Juli **1859.**

Die Därkemer Straußwärth.

Die Straußwärth zappen der en Wei —
Deß is kä Rachebutzer,
Der schluppt so zart und süß enei —
So schmeckt käm Kind der Schlutzer.

Dem Röder seiner uf der Stroß
Der glänzt wie goldne Brosche,
Ich sag euch, dem sein Werth is groß
Un koscht doch nor drei Grosche.

Der Wärieberger obe draus
Zappt aach en herrlich Tröppche,
Nor kummt mer gleich zum Häusel naus,
Er steigt ehm schnell ins Köppche.

Dem Bißantz seiner an der Aich
Thut freundlich ehm anlache;
Wer nor dran riecht, der möcht sogleich
Sein Bett ins Faß nei mache.

Dem Zimmermann sei Wei war trüb,
Doch will deß nix bedeute,
Mer hot schun, eh mers glabt, en Hieb,
Deß läßt sich net vermeide.

Dem Balser Walther seiner brennt,
Gut, daß er wohnt am Brunne;
Doch bin ich kärzlich angerennt
Un hab die Nas verschunne.

Dem Daniel Baab sei Wei is gut
Un deßhalb sehr zu lowe,
Weil er kä Bissel geht ins Blut —
Er is vun Edelowe.

Doch zappt er, deß is ganz gewiß,
Net lauter Owerlänner,
Er hot aach Hiesige, deß is
En wahrer Deuwelsbänner.

Was aber wohr is, deß is wohr,
Der allerbeschte Troppe
War ganz gewiß beim Waldschütz Mohr,
Ach, was en gurer Schoppe!

Vun früh bis musizirt die Katz,
Is Alles hingeloffe;
Mer hot jo mit're wahre Hatz
Die Fässer leer gesoffe.

Die Straußwärth stehn euch jetzt zur Wahl,
Ich könnt ufs Dutzend kumme,
Doch hab ich nor aus ehrer Zahl
Die gröbschte* raus genumme.

—r.

* vornehmsten.

Isabelle und Lucie.

(Fortsetzung.)

Anfangs erwiederte Emma, welche wirklich freundschaftliches Gefühl für den jungen Mann empfand, darauf nur: „Lieber Vater, Henry weiß, daß ich ihn nicht lieben kann.“

„Was thut Das?“ pflegte der alte Mann dann zu antworten. „Allerdings weiß er Das; aber er ist bereit, dich auch ohne Liebe zu nehmen. Ein gutes Kind wird auch ein gutes Weib werden.“

Als sie aber aus der fast täglichen Wiederholung dieser Unterhaltung ersah, daß es der letzte und dringendste irdische Wunsch ihres Vaters war, stieg der Gedanke in ihr auf, daß sie, wenn sie ihm ihre Gefühle zum Opfer brächte, vielleicht Verzeihung für ihre Schwester erwirken könne. Es war das schwerste Opfer, das ein Weib bringen kann, aber Emma war ein edles Geschöpf.

Sie sammelte ihren Muth und trat dann

leuchtenden Auges vor ihren Vater und sagte ihm, sie sei bereit, seinen Wunsch zu erfüllen und Henry Lee ihre Hand zu geben, wenn er der armen Anna verzeihen und jenen entsetzlichen Fluch widerrufen wolle, der ihr Leben untergrabe. Der alte Mann hörte sie ohne Unterbrechung an, aber gab auch keine Antwort. Todtenblässe breitete sich über seine Züge, große Schweißtropfen rollten über seine Wangen, sein Athem begann zu stocken, und es schien, als wenn der furchtbare Kampf unterdrückter Empfindungen den schwachen Lebensfaden zerreißen müsse. Emma erschrack und wagte nicht weiter in ihn zu dringen, sondern bemühte sich nur auf jede mögliche Weise, ihn zu beruhigen. Zwei Tage lang dauerte diese krampfhafte innere Bewegung mit abwechselnder Heftigkeit. Er sprach kein Wort und blickte selbst Emma nicht an; aber in der sanften Berührung seiner Hand, wenn sie ihm die Arzenei reichte, lag Etwas, was ihre Hoffnung nicht ganz sinken ließ. Schwach konnte jedoch diese nur sein, da der Arzt ihn bereits als dem Tode nahe erklärt hatte. Wie es gewöhnlich der Fall ist, erwachten seine Lebensgeister vor dem Todeskampfe noch ein Mal. Er richtete seine Augen auf Emma, was er, seit sie über jenen verbotenen Gegenstand gesprochen, nicht gethan hatte, und gebot ihr, ein gewisses versiegeltes Packet aus seinem Schreibpulte herbeizuholen. Sie gehorchte. Es war sein Testament. Mit zitternden Händen riß er es in Stücke, indem er sagte:

„Das Gesetz wird euch Beiden gleiche Rechte geben!“

Emma stürzte zu seinen Füßen und flehte:

„O mein theurer Vater, sage, daß du ihr vergibst!“

Allein er blieb unversöhnlich und starb in unchristlicher Feindschaft mit seinem Kinde.

Inzwischen befand sich Robert Douglas, der all dieses Elend verursacht hatte, bei der Armee im Süden der amerikanischen Staaten. Lange Zeit blieb die Liebe zu seinem Weibe unvermindert; allein er empfing keine Nachrichten von ihr, und eben so wenig erreichten seine Briefe sie. Nach Verlauf von zwei Jahren begann allmählig der Eindruck, den sein kurzer Umgang mit Anna auf ihn gemacht hatte, schwächer zu werden. Er zeichnete sich in seiner militärischen Laufbahn aus, wurde von seinem commandirenden General mit Ehren und Gunstbezeigungen überladen und lebte im Verkehr mit den hochgeborenen, lebensfrohen und häufig grundsatzlosen jungen Leuten im Heere, wodurch sein natürlicher Stolz und seine Selbstsucht genährt wurden. So kam es, daß er endlich mit Unlust und geheimer Scham auf seine niedrige Verbindung zurückblickte und deren Existenz Niemanden mittheilte. Allein es stellte sich bei ihm jener für menschliche Tugend so nothwendige Mahner ein, jener Bote des Himmels — Krankheit. Von dem Fieber des südlichen Klima's ergriffen, lag er viele Monate lang auf dem Siechbette, und erst nach dem inzwischen erfolgten Friedensschlusse war er genügend wieder hergestellt und hatte hinreichende Kräfte gesammelt, um einen auf dem einsamen Krankenlager gefaßten und genährten Entschluß zur Ausführung zu bringen.

Wenige Wochen nach dem Tod des alten Blunt verfolgte Robert auf einem kräftigen Pferde den Weg nach der Stadt, in welcher Anna wohnte. Noch ehe er sie erreichte, erfuhr er den Tod ihres Vaters. Als er sich der Stadt näherte, stiegen düstere Ahnungen in ihm auf. Sein erwachtes Gewissen ließ ihn mit bitterer Reue an seine leichtsinnige Heirath und die sündliche Vernachlässigung seines armen Weibes denken. Nicht fern von dem Hause mußte er an einem Orte vorüber, an den sich süße Erinnerungen knüpften, und der jetzt die traurigsten Befürchtungen erweckte. Es war der Gottesacker. Dort hatte Robert Douglas oft mit den beiden Schwestern gesessen, und zwar am Grabe ihrer früh verstorbenen Mutter.

„Ich kann nicht dahin blicken“, sagte er zu sich selbst; „ich habe nicht die Kraft, mein Schicksal hier zu erfahren!“

Aber seine Augen versagten den Gehorsam. Von einem unwillkührlichen Drange getrieben, richteten sie sich dennoch dahin und wurden durch einen Gegenstand gefesselt. Er sah im trüben Dämmerlichte des Morgens eine Gestalt sich einem frisch aufgeworfenen Grabe nähern. Sie hatte die Größe und Haltung seiner Frau. Sie erreichte das Grab, kniete nieder und ließ den Kopf auf dem kalten Sande ruhen. Jetzt schwand Roberts Bangigkeit, denn sie war nicht aus Mangel an natürlichem Muthe, sondern aus Liebe entsprungen. Er stieg vom Pferde

und wandte eine Minute lang seine Augen von der Gestalt ab und auf andere vertraute Gegenstände, um sich von der Wirklichkeit der Scene zu überzeugen; dann richtete er sie wieder auf das Grab.

(Schluß folgt.)

Gesetz, die Gewährleistung bei Viehveräußerungen betr.

Maximilian II.

von Gottes Gnaden König von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein 2c. 2c.

Wir haben nach Vernehmung Unseres Staatsraths mit Beirath und Zustimmung der Kammer der Reichsräthe und der Kammer der Abgeordneten beschlossen und verordnen, was folgt:

Art. 1. Wer ein lebendes Thier von einer der nachstehend bezeichneten Gattungen verkauft oder sonst gegen Entgelt veräußert, hat vorbehaltlich der im Art. 10 enthaltenen Bestimmungen nur für die nachbenannten Fehler und nur während der bei einem jeden derselben bemerkten Frist Gewähr zu leisten.

I. Bei Pferden, Eseln und Maulthieren:

1. für Schönblindheit, 2. für Koppen acht Tage lang;

3. für Rotz, 4. für Hautwurm, 5. für Dampf (gleichviel ob derselbe in Krankheiten der Respirationsorgane innerhalb oder außerhalb der Brusthöhle oder des Herzens seinen Grund hat) vierzehn Tage lang;

6. für Koller ein und zwanzig Tage lang;

7. für fallende Sucht, 8. für periodische Augenentzündug vierzig Tage lang;

II. beim Rindvieh:

1. für Tragsack- und Scheidevorfall, sofern er nicht unmittelbar nach einer Geburt vorkömmt, 2. für Lungensucht vierzehn Tage lang;

3. für Perlsucht acht und zwanzig Tage lang;

4. für fallende Sucht, 5. für Lungenseuche vierzig Tage lang;

III. bei Schafen:

1. für Milbenräude, 2. für Fäule, 3. für bösartige Klauenseuche vierzehn Tage lang;

IV. bei Schweinen:

für Finnen acht Tage lang.

Die sämmtlichen vorstehend bezeichneten Fristen werden vom Tage der Uebergabe an berechnet und hiebei dieser Tag selbst nicht mitgezählt. Befindet sich der Erwerber bezüglich der Empfangnahme in Verzug, so wird die Frist vom Tage des Verzugs an berechnet.

Art. 2. Die Gewährleistung geht nur auf Fehler, die zur Zeit des Vertragsabschlusses bereits vorhanden waren.

Wenn die im Art. 1 bezeichneten Fehler innerhalb der daselbst bestimmten Fristen sich offenbaren, wird bis zum Beweise des Gegentheils angenommen, daß das Thier schon zur Zeit des Vertragsabschlusses damit behaftet gewesen sei.

Art. 3. Die Gewährleistung fällt weg:

1. bei Zwangsversteigerungen und bei richterlich angeordneten Versteigerungen überhaupt;
2. wenn der Veräußerer nachweist, daß dem Erwerber im Zeitpunkte des Vertragsabschlusses der Fehler des Thieres bekannt war;
3. wenn das fehlerhafte Thier in einer Gesammtheit verschiedenartiger Sachen, z. B. einem Gutsinventar oder einer ganzen Vermögensmasse ohne Ausscheidung eines besonderen Preises veräußert wurde.

Art. 4. Ist eine Gewährleistungspflicht begründet, so kann nur auf Aufhebung des Vertrags, nicht auf Minderung des Erwerbungspreises Klage gestellt werden, es sei denn, daß sich der Fehler an einem zum Zwecke des Schlachtens erworbenen und auch wirklich geschlachteten Thiere vorfindet. In diesem Falle kann der Erwerber vorbehaltlich der in Art. 6 enthaltenen Bestimmungen nur den Ersatz desjenigen Schadens verlangen, welcher ihm wegen der durch den Fehler herbeigeführten Unverkäuflichkeit oder Minderwerthgiltigkeit des Fleisches oder anderer Theile des Thieres zugeht.

Art. 5. Die Aufhebung des Vertrags verpflichtet den Veräußerer:

1. zur Rückgabe dessen, was er aus dem Vertrage empfangen hat;
2. zur Erstattung aller in Folge des Vertrags oder der Krankheit des Thieres von dem Erwerber bestrittenen nothwendigen Auslagen, insbesondere für Vertragstaxen, für thierärztliche Behandlung, dann für Besichtigung und Wegschaffung des Thieres;

3. zum Ersatze der von dem Erwerber bestrittenen Fütterungs- und Verpflegungskosten.

Dagegen hat der Erwerber dem Veräußerer die Zurücknahme des lebenden oder todten Thieres zu gestatten, sowie das etwa noch außerdem aus dem Vertrage Erhaltene zurückzugeben und sich die aus dem Thiere gezogenen Nutzungen an den unter Ziffer 3 bezeichneten Ersatzposten in Abrechnung bringen zu lassen.

Art. 6. Wenn dem Veräußerer der Fehler des Thieres zur Zeit des Vertragsabschlusses bekannt war, so ist er dem Erwerber neben den vorstehend bezeichneten Leistungen (Art. 4 und 5) zum Ersatze alles Schadens und Gewinnentganges verpflichtet, der demselben in Folge der Fehlerhaftigkeit des Thieres zugegangen ist.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Ein hübscher Anstrich für Blechgefäße.) Man gibt seit einiger Zeit in Paris den meisten Blechwaaren, welche als Haus- oder Gartengeräthschaften dienen, einen grauen Anstrich mit Marmor- oder Granitdessin, der sich sehr schön ausnimmt. Als Hauptvorzug des dabei verwendeten Firnisses wird bezeichnet, daß er jeder Säure widerstehe, und so behandelte Gefäße zu chemischen und physikalischen Zwecken vortheilhaft verwendet werden. Nach chemischer Untersuchung besteht der Anstrich der Hauptsache nach aus basischem Zinkchlorid, das noch mit einem Harzfirniß überzogen ist.

Verschiedenes.

(Mehr als Geld). Dumas hatte sein Stück la dame de Monsereau einem kleineren Theater zur Aufführung übergeben. Kaum wird dieses bekannt, als sich eiligst der Director eines der großen Theater bei dem Dichter meldet. Man läßt ihn vor. Ohne nur den Hut abzunehmen, tritt der Beherrscher der Bretter, die die Welt bedeuten, ein und beginnt im cordialsten Tone:

„Aber mein bester Dumas, was muß ich da hören? Sie haben Ihr neues Stück dem Herrn Chilly zur Aufführung übergeben?"

„Ja, mein Herr."

„Wenn ich Ihnen aber 5000 Fr. anbiete?"

„Das ändert meine Absicht nicht."

„Nun denn 10,000?"

„Ich muß es Ihnen abschlagen."

„15,000?"

„Sprechen wir nicht mehr davon."

„So gibt Ihnen Chilly 20,000?" stottert verzweifelnd der Director.

„Nein," lächelte der Dichter, „ich erhalte nur eine ganz kleine Summe."

„Aber welches Mittel, zum Teufel! hat denn dieser verwünschte Chilly gebraucht, Sie so zu — —

„Sie wollen es wissen? rief Dumas mit seiner vollen, klingenden Stimme und richtet sich auf. „Nun sehen Sie, mein Herr, es ist ein ganz einfaches Mittel, welches Herr Chilly benutzt hat, sich meines Wohlwollens zu versichern."

„Und welches?" stieß der Director hervor, der bei sich berechnet hatte, daß er sicher den viel ärmeren Chilly überbieten könne.

„Er nimmt seinen Hut ab, wenn er die Ehre hat mit mir zu sprechen," erklärte ernst der Dichter mit einer entlassenden Handbewegung.

Der Vezier Malack bekam den griechischen Kaiser gefangen und fragte ihn: „Was für eine Begegnung er von seinem Ueberwinder erwarte?" Der Kaiser antwortete: Wenn Du als König Krieg führst, so schicke mich zurück; führst Du ihn als Kaufmann, so verkaufe mich; führst Du ihn aber als Fleischer — so bringe mich ums Leben. Der Türke sandte ihn ohne Ranzion zurück.

In Berlin wurde kürzlich eine Engländerin von ihrem vierten Kinde, einem Knaben, entbunden. Das erste Kind war in Asien, das zweite in Afrika, und das dritte in Amerika geboren.

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nr. 81:
Hagestolz.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 83. Dienstag, den 12. Juli **1859.**

Isabelle und Lucie.

(Schluß.)

Die Gestalt lag noch immer knieend vor dem Grabe. Er näherte sich so weit, daß er die Züge der Liegenden erkennen konnte. Es war keine Täuschung seiner aufgeregten Phantasie; das auf dem Grabeshügel ruhende Gesicht trug die Züge seines Weibes, nur daß Todtenblässe die Wange bedeckte und der Kummer seine unverkennbaren Zeichen darauf eingegraben hatte. Der Friede des Todes herrschte darin ohne seinen finsteren Ernst. Ihre Wimpern ruhten auf der Wange, als wären die Augenlieder in natürlichem Schlafe herabgesunken. Eine Minute lang betrachtete er die schweigende, regungslose Gestalt; dann kniete er im Drange eines unwiderstehlichen Gefühls neben ihr nieder, beugte sich über sie, die er für den abgeschiedenen Geist seines Weibes hielt, und brach in lautes Schluchzen und Klagen aus.

Der Ton seiner Stimme erweckte Leben in der Gestalt; das Blut stieg in ihre Wange, und Anna war an seiner Seite. Ihr Auge blickte wild um sich; sie ließ es auf das frische Grab, dann auf den Gatten fallen, und überwältigt von den sie erfüllenden unklaren Gefühlen sank sie mit einem lauten Schrei in seine Arme. Sie lebte, — ja, sie lebte; er konnte Vergebung und Worte der Liebe von ihren Lippen hören! Gestärkt durch dieses beseligende Gefühl trug er sie nach dem Hause, wo Emma an der Thüre bereits wartete.

Ich brauche, meine lieben Kinder, wohl kaum noch zu erwähnen, daß jenes Grab das des kleinen Knaben war. Man hatte ihn am vorhergehenden Tage beerdigt, und seine Mutter war, von vielen Nachtwachen erschöpft und von fieberischen Träumen geleitet, in tiefem Schlafe aufgestanden und nach dem Grabe gegangen, das ihr Liebstes in sich barg. Das Uebrige errathet ihr wohl selbst. Robert Douglas erklärte die Ursachen seiner Vernachlässigung und erhielt Vergebung. Er führte seine Frau nach England, wo sie von seiner Mutter ehrenvoll und liebevoll empfangen wurde.

„Und Emma?" fragte Lucie, — „die edelmüthige, aufopfernde Emma, heirathete sie, wie sie versprochen hatte."

„Ja, mein Kind, sie that es und fand, was nicht immer die Folge einer ersten und schwärmerischen Liebe ist, in der wachsenden Neigung zu ihrem vortrefflichen Gatten ein stilles und beständiges Glück."

„Aber was that Anna," fragte Isabelle, „oder was konnte sie thun, um ihre Dankbarkeit gegen eine so engelgleiche Schwester zu beweisen?"

„Es gibt Gefühle, liebe Isabelle, die sich nicht entsprechend ausdrücken lassen. Anna legte auf jede mögliche Weise ihre Dankbarkeit an den Tag, und Emma war damit zufrieden. Als diese in späteren Jahren von plötzlichem Unglück heimgesucht und von einer tödtlichen Krankheit befallen wurde, welcher sie erlag, hinterließ sie ihre einzige Tochter der Schwester in dem Vertrauen, daß sie ihr denselben Antheil an ihrer Liebe wie ihrer eigenen Tochter einräumen werde."

Funkelnden Auges blickte Isabelle plötzlich Mrs. Tudor an und sprang auf.

„Großmama," rief sie, „ja, ja, ich weiß es! — du hast uns von unsern Müttern erzählt!"

Dann wandte sie sich an Lucien und schloß sie in ihre Arme, während sich in ihren glühenden Zügen und dem schönen glänzenden Auge die Gefühle inniger schwesterlicher Liebe

ausdrückten, und aus Luciens frommem Gesichte eine heilige Begeisterung leuchtete, wie sie die Tugenden und der Ruhm der Eltern einflößen.

Der Grund, weßhalb diese Verhältnisse den Töchtern nie zuvor mitgetheilt worden waren, lag nicht fern; und ebensowenig, weßhalb Mrs. Tudor, die Mutter des leichtsinnigen Robert Douglas, sie ihnen jetzt mit veränderten Namen enthüllte. Isabella übernahm, mit dem Edelmuthe einer großen Seele, die Schuld der Mutter. Ihr Stolz war für immer gedemüthigt, und an seine Stelle traten die aufrichtigste Liebe und unermüdlichste Aufmerksamkeit für ihre früher gering geachtete Cousine.

Gesetz, die Gewährleistung bei Viehveräußerungen betr.

(Schluß.)

Art. 7. Sind Zugthiere als Paare, Gespanne oder Züge um einen Gesammtpreis veräußert worden, so kann wegen Fehlerhaftigkeit eines einzigen Stückes die Aufhebung des Vertrags bezüglich des ganzen Paares, Gespannes oder Zuges, nicht aber bezüglich des einzelnen Stückes verlangt werden.

Art. 8. Sind außer dem Falle des Art. 7 mehrere Stücke Vieh durch ein Rechtsgeschäft veräußert worden, so kann der Erwerber die Aufhebung des ganzen Vertrags verlangen, wenn es sich um Rindvieh handelt, von welchem eines oder mehrere Stücke mit der Lungenseuche behaftet sind, oder um Schafe, von denen eines oder mehrere an einer der im Art. 1 Ziffer III. bezeichneten Krankheiten leiden. In allen andern Fällen kann die Aufhebung des Vertrags nur bezüglich der fehlerhaften Stücke verlangt werden. Der im Art. 5 Ziff. 1 bezeichnete Rückerstattungsbetrag wird, wenn der Preis der einzelnen Stücke im Vertrage nicht ausgeschieden ist, nach dem Verhältnisse berechnet, in welchem der Werth der fehlerhaften Thiere, wenn sie fehlerfrei wären, zu dem Werthe der sämmtlichen Thiere steht. Läßt sich dieses Verhältniß nicht ermitteln, so wird der Gesammtpreis verhältnißmäßig auf die Kopfzahl vertheilt, und hienach der Rückerstattungsbetrag berechnet.

Art. 9. Die Klage auf Gewährleistung muß bei Verlust des Anspruchs spätestens innerhalb 14 Tagen nach Ablauf der Gewährfrist (Art. 1 und 10) erhoben werden.

Art. 10. Sind bezüglich der Zeit, Art oder Wirkung der Gewährleistung oder bezüglich der Gewährfreiheit des Veräußerers zwischen den Betheiligten in einem giltigen Vertrage besondere Bestimmungen getroffen worden, so kommen die Vorschriften des gegenwärtigen Gesetzes nur so weit zur Anwendung, als jene Vertragsbestimmungen nicht etwas Anderes festsetzen.

Ist die Gewähr von Fehlern, die im Art. 1 nicht erwähnt sind, bedungen und dabei eine bestimmte Gewährleistung nicht festgesetzt worden, so dauert die Gewährleistung 40 Tage.

Ein allgemeines Versprechen, wegen aller Fehler zu haften, wird nur auf die im Art. 1 genannten Fehler bezogen.

Die im Schlußabsatze des Art. 1, dann im Art. 2 und im Art. 9 enthaltenen Vorschriften finden auch auf vertragsmäßige Gewährleistungen Anwendung, soferne nicht im Vertrage ausdrücklich etwas Anderes bestimmt ist.

Art. 11. Wenn wegen der Gewährleistung für ein veräußertes Thier ein Rechtsstreit entsteht, kann jede Partei, sobald die Besichtigung des Thieres nicht mehr nothwendig ist, die Versteigerung desselben und Hinterlegung des Erlöses verlangen.

Art. 12. Das gegenwärtige Gesetz tritt im ganzen Umfang des Königreichs mit dem Tage seiner Bekanntmachung durch das Gesetzblatt, beziehungsweise durch das Amtsblatt der Pfalz in Ansehung aller nach dem genannten Tage abgeschlossenen Viehveräußerungsverträge in Anwendung.

Mit dem nämlichen Tage erlischt die Wirksamkeit aller entgegenstehenden gesetzlichen Bestimmungen.

Gegeben München, den 26. März 1859.

Max.

Frhr. v. d. Pfordten. v. Ringelmann.
v. Zwehl. Graf v. Reigersberg. v. Manz.
v. Fischer, Staatsrath.

Nach dem Befehle Seiner Majestät
des Königs:
der Generalsecretär des Staatsraths,
Seb. v. Kobell.

Denksprüche.

Sinngedichte sind nur Späne,
Abfall von des Lebens Bau;
Zierlich manchmal, manchmal rauh;
Manchmal Lächeln, manchmal Thräne.

Die Sinne können dir erlaubte Lust gewähren:
Genieße mit Geschmack, doch lerne sie entbehren.
Weh einem Sterblichen, wenn er sie haben muß!
Vor Unzufriedenheit schützt ihn kein Ueberfluß.
Die Freiheit unsers Geists macht unsre wahre Würde:
Beherrsche durch Vernunft die sinnliche Begierde,
Denn sonst beherrscht sie dich und lohnet dir mit Pein:
Die schlimmste Knechtschaft ist, ein Sclav der Sinne sein.

Verschiedenes.

Dürkheim, 20. Juni. In diesen Tagen traf eine dem Herrn Jacob Tillmann angehörige Henne ein grausenhaftes Schicksal, dessen nähere Umstände man für werth hält, vor die Oeffentlichkeit gebracht zu werden. Die Henne hatte sich eines Morgens etwas frühe in den Hinterhof gewagt, wo der große Kettenhund noch nicht angebunden war. Derselbe verfolgte die Henne so sehr, daß sie aus Furcht durch ein Kellerloch in den vermietheten Weinkeller sich flüchtete. Niemand wußte, wohin sie kam, und nur an dem aufwirbelnden Staub konnte die Magd sehen, daß hier eine Verfolgung durch den Hund müsse stattgefunden haben. Aengstlich suchten die verlassenen Küchlein den Tag über in allen Schlupfwinkeln des Hofes die verlorene Mutter, jedoch vergeblich. Vierzehn Tage nach diesem Vorfall kam der Miether in den Weinkeller und fand hier ein elendes, abgemagertes und dem Anschein nach todtes Huhn am Boden liegen. Als man es an's Tageslicht gebracht hatte, bemerkte man noch Lebenszeichen an ihm, doch es lag da mit gebrochenen Augen und konnte sich nicht von der Stelle bewegen. Einen rührenden Anblick bot das gegenseitige Wiederfinden dieser „unvernünftigen Geschöpfe." Die Küchlein liefen pipend um die wiedergefundene Mutter herum, suchten unter sie zu schlüpfen und wollten ihr auf jede mögliche Weise ihre Freude zu erkennen geben. Dann schlug die Henne die gebrochenen Augen auf, suchte den Kopf in die Höhe zu heben und man sah es ihr an, wie das Wiederfinden ihrer Jungen die wenigen noch vorhandenen Lebensfunken in ihr anregte. Man brach ihr den Schnabel auf, um etwas Wasser und einige Nahrungsmittel ihr beizubringen. Im Keller hatte die unglückliche Henne keine Nahrung gefunden, als etwas Wasser in einer Vertiefung und vielleicht einige Spinnen. Sie erholt sich seit einigen Tagen sichtlich und man hofft, sie am Leben zu erhalten. Im ganzen Hause ist die Freude über ihr Aufkommen eben so groß, als die Theilnahme, die diesem armen Thierchen von allen Seiten zugewendet wird.

(Eine schreckliche Nacht.) Hamburger Kaufleute, die auf der Leipziger Messe waren, erzählen nachstehende Geschichte, die sich dort zugetragen. Ein Fremder, der zur Messe kam, brachte seine achtzehnjährige Tochter mit. Der Gasthof, woselbst er einkehrte, war fast gefüllt und der Wirth konnte dem Vater nur ein Zimmer im zweiten, der Tochter eins im dritten Stock einräumen, welcher Vorschlag acceptirt ward. Abends spät geleitete der Vater die Tochter hinauf und sagte, er wolle die Thüre von Außen abschließen und am andern Morgen, wo er sehr zeitig ausgehen müsse, erst noch einmal heraufkommen. — Der Vater schloß von Außen ab und begab sich auf sein Zimmer; die Tochter fing an, sich zu entkleiden. Plötzlich entfiel ihr ein Garderobestück und indem sie sich bückte, es wieder aufzuheben, bemerkte sie zu ihrem größten Entsetzen, daß unter dem Bette ein Kerl lag. — Mit großer Entschlossenheit unterdrückte sie jede Kundgebung, als habe sie den Versteckten bemerkt, und überlegte, welches Verfahren für sie am Gerathensten sei. Daß es ein Spitzbube, der sich in's Haus geschlichen, stand nicht zu bezweifeln. Machte sie Lärm, so war mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der Kerl über sie herfallen würde, ehe Hülfe kommen konnte, ja, ehe man sie noch hörte. Alle diese Gedanken drehten sich pfeilschnell in ihrem Kopfe und sie kam zu ihrem Entschlusse. Sie nahm alle ihre Schmuckgegenstände ab, legte sie auf den im Zimmer stehenden Tisch und begab sich dann zu Bette. Die Arme streckte sie über die Decke, damit der Spitzbube sich durch den Augenschein überzeugen konnte, daß sie keine

Ringe oder sonstige Schmuckgegenstände an sich habe; dann schloß sie die Augen und that, als ob sie schliefe. Nach kurzer Zeit kroch der Kerl hervor, beschaute sie, und als er sich überzeugt hielt, daß sie schlafe, ging er zum Tische, nahm die Werthsachen zu sich und versteckte sich dann in einen nahe an der Thür stehenden Garderobenschrank. In einer solchen Situation verstrich die Nacht, die dem geängstigten Mädchen wohl ewig lang erscheinen mochte. Früh Morgens kam der Vater, wie er versprochen. Kaum hatte er die Thür geöffnet, als der Spitzbub ihm entgegensprang, ihn umstieß und die Flucht nahm. Er entkam dem Bestürzten. Das geängstigte Mädchen liegt in Folge dieser Schreckensnacht schwer erkrankt darnieder und ihr dunkles Haar ist in dieser Nacht grau geworden.

Ein reicher Bauer aus der Nachbarschaft von Berlin hatte von einem Berliner Arzte, dem er sein übrigens nicht gefährliches Leiden klagte, den Rath erhalten, 24 Seebäder zu nehmen. Der Bauer, der sich gern und nicht ohne Grund Gutsbesitzer nennen hört, erklärte dem Doctor: er werde das noch vor der Ernte abmachen und auf der Stelle abreisen in das Seebad. Schon nach acht Tagen sieht der Arzt sich wieder durch den Besuch des robusten Patienten überrascht. „Ich denke, Sie sind im Seebade?“ — „Bin ich auch gewesen,“ war die Antwort des Bauern. — „Aber warum sind Sie denn nicht dort geblieben?“ — „Nun, weil der Herr Doctor selber gesagt, ich solle nur 24 Seebäder nehmen.“ — „Allerdings! doch Sie sind ja kaum acht Tage fort“ — „Nun ja, ich habe jeden Tag sechs Bäder genommen; die ganze Kur hat nur vier Tage gedauert, nicht länger als die Reise hin und her.“ — Der Arzt stand einen Moment sprachlos und griff dann mechanisch nach dem Pulse des Badereisenden. „O, mir ist ganz gut,“ sagte dieser, „bloß ein Bischen frostig zu Muthe. Na, das wird sich schon geben, wenn ich erst wieder den Tag über auf dem Felde in der Sonne brate.“ „Braten Sie tüchtig,“ antwortete der Arzt lachend, „und seien Sie froh, daß Ihnen die 24 Bäder in 4 Tagen so gut bekommen.“ — Die Kur, sie klingt wie eine alte Fabel, ist aber in Wirklichkeit vorgekommen.

Der Director der Hof- und Staatsdruckerei in Wien, Dr. Aloys Auer, hat wieder eine Erfindung gemacht, die sehr interessant ist. Er hat nämlich einen Apparat erdacht, mittelst welchem eine Papierfabrikationsmaschine mit einer Schnellpresse in unmitelbare Verbindung gebracht werden kann, so daß dieselbe mechanische Kraft (Wasser oder Dampf), welche das Papier erzeugt, dasselbe auch bedruckt. Da aber nicht jeder Buchdrucker in der Lage ist, eine solche Verbindung der Papiermaschine mit der Schnellpresse herzustellen, so ist der Erfinder, um seine Erfindung auch gemeinnützig zu machen, auf das Mittel verfallen, das Papier nicht bogenweise, sondern im sogenannten endlosen Zustande auf die Presse zu bringen, was mittelst eines in der Nähe der Schnellpresse angebrachten Haspels leicht bewerkstelligt werden kann. Eine nach diesem Princip eingerichtete Schnellpresse ist nun seit einigen Tagen in der Staatsdruckerei aufgestellt und arbeitet mit vollkommenem Erfolge. Der Anblick ist um so überraschender, als man keine Arbeiter dabei thätig sieht, denn alles geschieht durch mechanische Kräfte, wodurch auch alle die kleinen Hemmnisse wegfallen, welche früher aus der Ungeschicklichkeit und Unachtsamkeit der Arbeiter, kurz aus der Unvollkommenheit der Menschennatur entsprungen sind. Mechanische Kräfte irren weder, noch werden sie müde und schläfrig. Es ist leicht möglich, daß man in wenig Jahren keine andern als nach dem neuen Princip construirten Schnellpressen mehr sehen wird.

Charade.

Mein Erstes fliehet vor dem Zweiten,
Und dieses oft vor Jenem. Sie bestreiten
Und hassen Beide sich, wie Tod und Leben,
Wie Wasser sich und Feuer widerstreben.
Doch ist mein Zweites (was du kaum gedacht,)
So wie mein Ganzes selbst, für's Erste nur gemacht.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 84. Donnerstag, den 14. Juli **1859.**

Zu viel Liebe.

1.

Vor wenigen Jahren wohnte in Gisors, einem schön gelegenen kleinen Städtchen der Normandie, ein junges Ehepaar, Herr und Frau de Byron. Die Schönheit und Anmuth der jungen Dame erregte allgemeine Bewunderung in den Gesellschaften des Ortes. Ueberdies hatte Herr de Byron das Grundstück, welches er mit seiner jungen Gemahlin bewohnte, gekauft, was ihn nicht wenig in der Achtung seiner Nachbarn erhöhte. „Es sind sehr gute Leute," pflegte man zu sagen, wahrscheinlich um sie von Denjenigen zu unterscheiden, welche kein Eigenthum besaßen, und ohne Zweifel aus diesem Grunde für schlecht galten.

Madame de Byron, die Tochter eines ehemaligen Advokaten zu Paris, war ein Urbild jener überspannten weiblichen Wesen, bei denen Liebe mehr ein Bedürfniß der Einbildungskraft, als eine Regung des Herzens ist. Schwärmerischen Träumereien nachhängend, hatte sie vor ihrer Vermählung besonderes Vergnügen darin gefunden, sich ihre Zukunft in der wunderbarsten Weise, durchwebt von den abenteuerlichsten Begebenheiten, auszumalen. Entführungen spielten darin eine große Rolle, wenn sie, den Kopf anmuthig in die Hand stützend, mit ihren schönen gen Himmel gerichteten Augen in der unsichtbaren Schrift des Schicksals zu lesen schien.

Wie gewöhnlich bei schwärmerischen Weibern, war ihr Teint außerordentlich zart, ihre Augen blau, die Nase fein, etwas aufgestülpt, der Mund zwar nicht besonders klein, aber mit zwei Reihen der schönsten Zähne geschmückt. Sie hatte eine Fülle kastanienbrauner Locken, marmorweiße Hände, etwas große, aber sehr schmale Füße und eine sanfte, schmeichelnde Stimme. Sie war mit einem Wort eine Schönheit mehr durch die allgemeine Anmuth ihrer Erscheinung, als wegen wirklich klassischer Vollkommenheit. In Athen, zur Zeit des Phydias, würden viele Mängel an ihr entdeckt worden sein; aber in Paris, wo Grazie mehr gilt als akademische Schönheit, wurde sie dennoch bewundert.

Herr de Byron, ein junger Advokat ohne Praxis, war ein kleiner, zart gebauter, fast ätherischer Mann, überaus reizbar, schwach, zaghaft, und leicht zu führen, — eine Persönlichkeit, wie sie die Lamartine'sche Phantasie zu schaffen pflegt. Frei von den schlechten Gewohnheiten anderer junger Männer, rauchte er nicht und besuchte keine öffentlichen Lokale. Stets höflich gegen die Damen, war er doch nie zu kühn, weßhalb er das Vertrauen aller Ehemänner genoß, und fühlte sich in Damengesellschaft überhaupt wohler, als in der von Männern. Er sang alle Modelieder in einem etwas weiblichen Tenor und konnte die besten Mazurka's spielen; er tanzte mit skrupulöser Genauigkeit, verstand alle in guter Gesellschaft üblichen Spiele, wußte sich der Dame vom Hause sehr nützlich zu machen, und konnte, ohne Jemanden zu beleidigen, alle die kleinen Klatschereien über Madame B. und Baron St. ꝛc. erzählen, die in den Salons und andern feinen Gesellschaften so viel Unterhaltung gewähren. Kurz, er galt allgemein für einen höchst angenehmen Mann, und Jeder suchte seinen Umgang, weil er so liebenswürdig und zugleich so harmlos war.

Herr de Byron war in die Familie seiner Frau durch einen Oheim, einen alten Artillerieofficier und langjährigen Freund des Vaters derselben, eingeführt worden. Ohne daß er eigentlich selbst wußte wie, kam er ganz un-

merklich dazu, den Antrag um die Hand der jungen Dame zu stellen; und Fräulein Regina, damals achtzehn Jahre alt, welche bereits daran zu verzweifeln begann, daß Jemand sie entführen werde, entschloß sich endlich dazu, den Schritt zum Altare in der gewöhnlichen Weise anderer Sterblichen zu thun. Ehe es jedoch zu diesem Aeußersten, wie sie es nannte, kam, wurden alle nur mögliche Versuche von ihr gemacht, um den jungen Mann zu einer Entführung zu bestimmen.

„Laß uns fliehen, mein Armand! — laß uns in eine bessere Welt fliehen!“ rief sie, ohne jedoch damit die Arme des Todes zu meinen.

Der arme Byron hatte alle nur denkbare Schwierigkeit, den unaufhörlichen Bitten seiner überspannten und schwärmerischen Braut zu widerstehen, und sah sich endlich genöthigt, seinen Oheim zu Rathe zu ziehen.

„Laufe mit ihr davon!“ erwiederte der Oheim, „wenn sie es durchaus haben will; aber sage mir wenigstens Tag und Stunde, damit ich Euch auf der ersten Station mit ihrem Vater in Empfang nehmen und weiteren Skandal verhüten kann.“

Glücklicher Weise kam es nicht dazu, wie bereits erwähnt worden, und der kirchliche Segen wurde über sie ausgesprochen, ohne daß eine Entführung vorhergieng.

In pekuniärer Beziehung war Hrn. de Byron's Verbindung mit Fräulein Regine eine sehr vortheilhafte zu nennen. Als einzige Tochter brachte sie ihrem Gatten nicht nur ein bedeutendes Vermögen zu, sondern hatte auch, was manche Söhne im Gefühle kindlicher Liebe mit Rücksicht auf den Tod ihres Vaters „gute Aussichten“ nennen. Im Uebrigen jedoch war er das Opfer dieses reizenden und zu sentimentalen Wesens.

Selbst getäuscht durch ihre zu glühende Einbildungskraft, bildete sich diese neue Heloise ein, daß sie eine leidenschaftliche Liebe zu ihrem Gemahl empfinde. Das Leben in Paris war ihr zu geräuschvoll, zu sehr von lästigen Vergnügungen in Anspruch genommen; ihre Liebe bedurfte der Ruhe und Einsamkeit. Mit sanfter Stimme flötete sie deßhalb: „Dein Herz, mein Armand, und eine Hütte, um darin zu wohnen!“

Und der fügsame Gatte erwiederte „Ja“ mit Zärtlichkeit und Resignation.

Gisors wurde von ihm als Wohnsitz vorgeschlagen, weil der Ort nicht fern von Paris lag, welches er zuweilen zu besuchen gedachte. Sie dagegen gab die Zustimmung zu der Wahl, weil die Stadt von schattigen und malerischen Spaziergängen umgeben war.

Das Kloster, welches die eheliche Liebe dieser beiden jungen Gatten umschloß, war ein hübsches kleines Haus am Ufer der Epte. Dahinter lag ein großer Garten mit einem sehr eleganten Taubenschlag, der mit weißen Tauben, dem Sinnbild der Liebe und Treue, gefüllt war. Die Dienerschaft bestand nur aus einem Gärtner, einer Köchin und einem Kammermädchen.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen über den gegenwärtigen Krieg und die Eigenthümlichkeiten des französischen Heerwesens.

Militär und Laie, Jedermann folgt derzeit mit größter Aufmerksamkeit dem Gange des gegenwärtigen Krieges. Groß und Klein hat seine Kritik über die blutigen Züge des französisch-östreichischen Schachspiels gefällt, jeder Denker arbeitet in diesem Augenblicke eine Wahrscheinlichkeitsberechnung über den nächsten Fortgang, ja sogar das Ende des Krieges in seinem Kopfe aus. Dennoch entgeht der Aufmerksamkeit Tausender ein Etwas, das anscheinend von untergeordnetem Werthe, in Wirklichkeit aber unendlich wichtig ist. Nur in den veröffentlichten Briefen einzelner beim kämpfenden Heere dienender Officiere und Soldaten wird manchmal deutlich darauf hingewiesen, von der Masse aber, wie gesagt, als unwesentlich nur wenig beachtet, unerachtet die einfache Frage: „Was ist es denn eigentlich, was die Oestreicher trotz aller von unserer Seite mit Recht auf sie gesetzten Hoffnung dennoch überall und immer bis jetzt den Kürzeren ziehen läßt?“ uns leicht und schnell die Augen öffnen würde. Ja, was ist es denn eigentlich, wodurch die Franzosen auch heutzutage wieder so oft den Sieg davontragen, unerachtet ihre Gegner eben so gut geübte, besser disciplinirte, anerkannt physisch stärkere und für die gute Sache hochbegeisterte Truppen sind? Meine Antwort auf die Frage ist einfach: „Es ist die Neuheit, welche den Franzosen heute wie früher immer die Anfangs-

vortheile im Kriege davontragen läßt. Es ist die von ihrer Seite geschehene Ueberbordwerfung allen und jeden Gamaschenthums, es ist die Art und Weise, mit der es in Bezug auf Bekleidung und Ausrüstung dem französischen Soldaten erlaubt ist, sich auf den Kampfplatz zu begeben, sich in die Schlacht zu stürzen! Gestehen die östreichischen Führer nicht selbst ein, daß die Ermüdung, die Erschlaffung und der Hunger ihrer Truppen mehr zum Verlust und zur Nichtwiederaufnahme der Magentaschlacht beitrugen, als die Führung Gyulai's und die Ueberraschung Mac-Mahons? Im zugeknöpften Waffenrocke, den schweren Tschako auf dem Haupte, den noch schwereren Tornister, das Kochgeschirr u. s. w. kämpfte der Oesterreicher. Auf diese Weise wurde er ein Lastthier, in langen Märschen auf den Kampfplatz herbeigezogen, und auf diese Weise ward er in die Schlacht geführt! Daß er nicht auf dieselbe Weise aus der Schlacht geführt wurde, das beweisen die tausend und aber tausend Tornister, Tschako's, Kochgeschirre, Bürsten u. s. w., welche die Franzosen am andern Morgen anstatt des Feindes auf der Wahlstatt vorfanden. Wie mag Monsieur Jean gelacht und gewitzelt, und wie mögen die französischen Führer diesen Umstand zur Vermehrung ihrer Popularität ausgebeutet haben! Und mit allem Recht und Fug, denn die Art und Weise, auf welche der französische Offizier seine Leute zu und in die Schlacht führt, ist himmelweit bei der uns eingeführten verschieden. Vor Allem sieht er darauf, daß der Mann nicht mit leerem Magen ins Gefecht geht, denn wie könnte er sonst ins Gefecht hinein „jubeln?" Eine halbe, eine Viertelstunde genügt hiezu, da ein Becher voll schwarzen Kaffee's und ein Biscuit (die steten Begleiter des französischen Soldaten) für den Nothfall vollkommen hinreichen, um die geschwächten Nerven wieder frisch zu beleben. Sein zweiter und weit wichtigerer Grundsatz ist sodann der, daß er, der Führer, so bald es sich darum handelt, einen Punkt vor dem Feinde zu erreichen, die Stellung schnell zu verändern, den Feind zu umgehen, mit dem Bajonnet auf den Gegner loszustürzen, überhaupt in allen Fällen, wo es sich um Schnelligkeit, Ueberraschung, Terrainüberwindung u. dgl. handelt, seinen Leuten nicht nur nicht erlaubt, sondern befiehlt: die Tornister abzulegen und unter kleiner Bedeckung zurückzulassen. So nun, auf einmal einer fürchterlichen Last entledigt, Dankbarkeit gegen den Führer im Herzen, stürzt sich der französische Soldat selbstzufrieden mit Lust, Leichtigkeit und Elasticität in den Kampf. Handelt es sich um einen schnell auszuführenden längeren Marsch, so folgt der Colonne ein Wagen, die Tornister und Kochgeschirre werden hinaufgelegt und „dem Thiere wird gelassen, was dem Thier gehört." Der Tschakow belästigt den Franzosen im Felde nie, der ist nur gut für die Garnison und deßhalb wird er beim Ausmarsch auch daselbst zurückgelassen. Die Officiere der in Africa dienenden oder von da nach Italien beorderten Regimenter tragen auch nie die Epaulette, und ihre Gradauszeichnung besteht nur in 1, 2, 3 und 4 Reihen goldener schmaler Litzen auf dem Vorderarme und der Mütze, je nach dem Rang des betreffenden Officiers. Wie kann denn ein Material mit Vortheil benützt werden, wenn man seine Stärke anstatt zu erhöhen, vermindert? Die Franzosen haben diesen großen Vortheil bis jetzt noch über uns, sollen sie ihn noch länger benützen dürfen? Sie haben ihn ihrem Feinde in Afrika abgemerkt, merken wir ihn unserem Feinde in Europa ab. Und zwar lieber heute als morgen, denn es muß ja doch einst so weit kommen. — Doch nun zu einer andern Neuheit des heutigen französischen Heerwesens, zur nouveauté Nro. 2, zum Zuaven, zum Turco! So sehr ich der Ansicht bin, daß wir unsere Gegner um den ersten so eben besprochenen Punkt ihrer Neuerungen zu beneiden haben, so wenig, glaube ich, brauchen wir uns wegen der Neuerungen Nro. 2 ein graues Haar wachsen zu lassen. Doch ist kein Feind zu verachten, und wahrlich ich möchte um Alles in der Welt nicht die Zeit erleben, wo meine Landsleute ausrufen müßten: „Der Zuav' ist da, der Turco ist da!" Und ich bin fest überzeugt, daß, wenn sie unter zwei Uebeln zu wählen hätten, sie anstatt des Turcos und Zuaven dem auch heute noch nur zu wohlbekannten Rothmäntler ohne allen Anstand den Vorzug geben würden. Was ist denn eigentlich ein Zuave, was ist ein Turco? höre ich oft und viel fragen, und da wirklich in dieser Beziehung mancher Irrthum herrscht, so glaube ich diesen Zeitpunkt nicht ungeeignet, um den

Leser darüber ein wenig aufzuklären. Zuaven sind ohne Ausnahme Franzosen, Turcos Afrikaner. Die Zuaven rekrutiren sich größtentheils durch ehemalige Pariser Taugenichtse, die Turcos dagegen durch Kabylen, Mauren, Neger und Halbtürken. Die Turcos (Türke, ehemalige reguläre Truppe des Beys von Algier) sind fanatische Muselmänner, die Zuaven — Christen.

(Schluß folgt.)

Denksprüche.

So Mancher klagt und sagt, daß ihn die Welt verkennet;
Doch kann er sagen wohl, daß er sich selber kennet?
Kennst du dich nicht, woran erkennst du mein Verkennen?
Wer nicht verkannt will sein, muß erst sich selbst erkennen.

Der kluge Mann schweift nicht nach dem Fernen,
Um Nahes zu finden,
Und seine Hand greift nicht nach den Sternen,
Um Licht anzuzünden.

Verschiedenes.

Hier eins der Histörchen, mit denen Alexander Dumas von Rußland aus die großen Kinder, aus denen das Publikum seines „Monte Christo“ besteht, unterhält. Kaiser Paul war bekanntlich einer der bizarrsten Charaktere seiner Zeit, und namentlich gefiel er sich darin, Persönlichkeiten, deren Physiognomie ihm behagte, mit fabelhafter Schnelligkeit alle Rangstufen durchlaufen zu lassen. Eines Tages, als sein Wagen durch die Gassen rasselte, erblickte er auf dem Seitenwege einen Tambour, dessen schönes Gesicht ihm auffiel, ließ den Wagen anhalten und winkte den jungen Mann zu sich. Dieser nahte sich ihm zitternd, denn Paul war selbst dann abschreckend genug, wenn er freundlich sein wollte. „Wer bist Du, Sohn des Staubes?“ (Dies war Paul's Lieblingsausdruck, wenn er mit seinen Unterthanen sprach.) — Tambour Ew. Majestät. — „Du lügst, Unterlieutenant bist Du. Setze dich hinten auf.“ Nach einer Weile drehte Paul sich nach ihm um. „Was bist Du?“ — Durch die Gnade Ew. Majestät Unterlieutenant. — „Du lügst, Premierlieutenant bist Du.“ So drehte sich der Kaiser noch mehrmals um, und jedesmal avancirte sein Schützling um einen Grad, so daß er, als sie beim Palast ankamen, schon General war. Hätte die Fahrt noch länger gedauert, so wäre er ohne Zweifel Feldmarschall und zuletzt gar Fürst geworden, Alles seiner schönen Fratze wegen.

Die Handelskammer von Preußisch-Minden warnt öffentlich vor Annahme der Schaumburg-Lippe'schen Zehnthaler-Cassenanweisungen, da in Bückeburg keine Casse zu deren Umwechslung besteht, selbst die dortigen Landescassen bei Zahlungen deren Annahme verweigern und die Regierung bisher keinerlei Erklärung abgegeben, wann und ob überhaupt dieselben jemals eingelöst werden.

Karl XIV. Johann, König von Schweden, besuchte einst den berühmten Architecten Sergell, um dessen Arbeiten zu besehen. Der Künstler wollte dem damaligen Prinzen, nach der Landessitte, die Hand küssen, aber dieser umarmte ihn zutraulich und drückte ihm einen Kuß auf die Stirn mit den Worten: „So acht' ich Männer, die sich um die Wissenschaften und Künste verdient gemacht haben.“

Ein junger Witzjäger spöttelte in einer Gesellschaft über die Vorstellung der Seelenwanderung, und schloß damit, er erinnere sich, das goldene Kalb gewesen zu sein. „Haben auch nichts verloren, als die Vergoldung!“ bemerkte lächelnd eine Frau.

Die Redaction der „Times“ hat ihrem Mitarbeiter Russel, der die Kriege in der Krim und in Indien als Berichterstatter mitmachte und dieser Aufgabe mit eben so viel Muth als Talent nachkam, außer seinem großen Honorar einen lebenslänglichen Jahresgehalt von 200 Pfund (2400 fl.) ausgesetzt!

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nr. 83:
Nachtlicht.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 85. Samstag, den 16. Juli 1859.

Das Weib.

Nichts ist so göttlich als die Frauen,
Und Nichts gleicht ihrer Schädlichkeit;
Wenn sie des Tadels Geißeln bauen,
Ertönt ihr Lob zu gleicher Zeit.
Wie schön sind sie und wie voll Tücken!
Wie reizend und wie falsch ihr Schein!
Unglücklich ist, wen sie beglücken,
Beklagenswerth, es nie zu sein.

Bald hat das Weib des Engels Güte,
So fromm, so zärtlich und so mild;
Bald glaubt man, daß ein Tiger wüthe,
Der seinen Grimm im Blut nur stillt.
Erheiternd jetzt des Lebens Stunden
Streut Rosen sie auf unsre Bahn;
Unheilbar schlägt sie dann uns Wunden,
Die man nicht wehren mag und kann.

Einst wollten Satans Höllentücke
Und Gottes Huld die Welt erfreun,
Mit einer Gab' von ihrem Glücke
Der Menschheit wohlgefällig sein.
Verderben drohend unsrer Seele,
Formt Satan einen Venusleib;
Gott sorgt, daß ihm nichts Gutes fehle:
So schufen sie vereint ein Weib.

Es schuf ihr Gott den Blick voll Güte,
Der Glieder ebenmäß'gen Guß,
Der Wangen holde Rosenblüthe,
Den Mund zum selg'gen Liebeskuß,
Die Kunst, die Herzen zu erwerben,
Die hohe königliche Stirn;
Doch ach! die Menschheit zu verderben,
Schuf ihr der Teufel das Gehirn.

Mag man euch noch so sehr verschwärzen
In Pros' und Versen, euch zum Graus,
Nehmt's ja, ihr Frauen, nicht zu Herzen
Und lacht den kühnen Spötter aus.
Ja, heget nicht den kleinsten Zweifel,
Denn Sclavensinn ist Männerpflicht! —
Und wär' das Weibchen selbst der Teufel,
Wir brächen unsre Bande nicht. —

Lachen. P. . . . S.

Zu viel Liebe.

(Fortsetzung.)

Herr de Byron ging nie aus und empfing nie Besuch, um sich ganz den Wünschen seiner sanften Frau zu fügen, welche nur ihn betrachten und nur von ihrer Liebe zu ihm sprechen wollte.

„O mein Armand," pflegte sie auf ihren einsamen Spaziergängen im Garten zu sagen, „wie süß ist es, allein zu sein, wenn man so liebt, wie wir lieben!"

„Ohne Zweifel, meine Theure," erwiederte dieser vortreffliche und unglückliche Gatte im Tone stiller Ergebung, und wagte dann nur mit furchtsamer Stimme hinzuzufügen: „aber ich weiß nicht, ob etwas Gesellschaft unser Glück stören würde."

„Gesellschaft, Armand?" rief sie. „O, ich sehe, du bist meiner überdrüssig; du hast mich nie wahrhaft geliebt!"

„Wie kannst du so etwas denken?" versetzte mit engelgleicher Sanftmuth der geduldige Märtyrer der Liebe. „Ich bete dich an, meine Regina; nur fürchte ich um deiner selbst willen, daß unser Leben, so glücklich wir uns auch fühlen, etwas zu einförmig ist."

„Die Liebe, mein Armand," entgegnete die überspannte Frau, die keiner vernünftigen Vorstellung zugänglich war, — „die Liebe duldet keine Langeweile, denn sie erfüllt unser ganzes Wesen. Mir ist's, als würde ich dich weniger

lieben, wenn ich die Augenblicke Andern widmen könnte, die dir allein gehören. Ich würde es für einen Frevel, einen Raub halten, wenn ich eine einzige Gelegenheit vorübergehen ließe, dir zu wiederholen, wie sehr ich dich liebe!"

„Du bist meine theure, gute kleine Frau."

„Ja, meine Tage gehören dir bis an deren Ende, mein Armand, — bis zum Tode, der mich hoffentlich zuerst rufen wird. Gott! wenn ich denke, daß du vor mir sterben könntest, so löst sich mein Herz vor Schmerz auf, — ich könnte wahnsinnig werden!"

„Mache dir nicht so traurige Gedanken, Regina!"

„Du — todt! Was sollte ich beginnen, ich armes Weib, allein und verlassen mit meinem Schmerz auf dieser öden Erde? O, es kann nicht sein! Versprich mir, Armand, nicht vor mir zu sterben!"

„Ich will Alles thun, was ich kann," versetzte Herr de Byron in seinem gewöhnlichen traurigen und resignirten Tone; „allein es ist mir unmöglich, ein bestimmtes Versprechen in dieser Beziehung zu geben. Laß uns von etwas Anderm reden; diese Unterhaltung regt dich zu sehr auf."

„Sei es so, mein Armand. Der Spaziergang hat mich überdies ermüdet. Wir wollen hineingehen; du sollst mir einige von Ossian's Gedichten vorlesen und Lamartine's schönes Lied, „der See," singen, mit Halevy's Begleitung."

So verflossen die Tage auf dieser Galeere der Empfindelei. Es hätte von Byron abgehangen, diese Lebensweise zu ändern und eine andere ihm mehr zusagende an ihre Stelle treten zu lassen. Er hätte Dies bewirken können, ohne unfreundlich gegen seine Frau zu werden, wenn er ihr seine Gründe mit einer sanften, aber festen Autorität auseinander gesetzt hätte, die jedem Hausherrn zusteht; allein Byron war so schwach, daß er sich unfähig fühlte, jene Autorität anzunehmen. Unter der Herrschaft jener unbarmherzigen Zärtlichkeit seiner überspannten Frau begann seine moralische und physische Kraft zu sinken; er verfiel in einen Zustand völliger Erschlaffung. Seine geistigen Fähigkeiten schienen mehr und mehr abzunehmen. Er wurde trübsinnig, sprach wenig und hörte, ohne zu verstehen. Die geschicktesten Aerzte wurden herbeigerufen, aber keiner von ihnen vermochte den Grund einer Krankheit zu entdecken, die bisher noch nie beobachtet worden war. Sie nannten es Hypochondrie und erklärten ihn für unheilbar.

Die einzige Person, welche ihn hätte retten können, war seine Frau, wenn sie sich nämlich dazu verstanden hätte, ihn etwas weniger zu lieben; aber statt dessen sagte sie, während sie Tag und Nacht wachend an seinem Bette saß:

„Muth, mein Armand, Muth! Die Liebe hat einen heilenden Balsam, den keine Wissenschaft besitzt, und der ein leidendes Nervensystem, wie das deinige, besser als jede Arznei heilt. Du wirst genesen, mein Armand, mein Angebeteter, mein Leben, mein Alles! Ich liebe dich mit der ganzen Kraft meiner Seele, und werde nie aufhören, dir das zu sagen."

Die Liebe wurde in den Händen dieses Weibes zum Henker; sie erstickte ihn mit Nektar und Ambrosia. Byron ging nicht, sondern eilte seinem Grabe zu. Eines Tages, nachdem sie ihm zum tausendsten Male wiederholt hatte, wie sehr sie ihn liebe, starb der Unglückliche in ihren Armen, ein Märtyrer ehelicher Treue, vier Monate nach seiner Ankunft in Gisors, und sechs Monate nach seiner Vermählung.

Es ist unmöglich, die Verzweiflung der jungen Wittwe zu schildern, die um so größer war, als sie jetzt Niemanden mehr hatte, mit dem sie von Liebe sprechen konnte. Sie wollte ihr schönes Haar am Grabe des theuren Gatten opfern, und es läßt sich kaum errathen, was sie davon abhielt. Dann wollte sie Nonne werden und beklagte es, daß die Gesetze von Malabar sich nicht auf französische Wittwen anwenden ließen. Nichts wäre ihr willkommener gewesen, als sich auf dem Scheiterhaufen mit ihrem verstorbenen Gatten braten zu lassen.

Die gute Frau durchlief die ganze Tonleiter des Schmerzes; allein ein Gemüth wie das ihrige empfindet, wenn allein, nicht halb so viel Trauer wie in Gesellschaft Anderer. Zum ersten Male, seitdem sie in der Normandie wohnte, empfing sie deßhalb jetzt die Besuche ihrer Nachbarn. Sie besaß ein Porträt ihres verstorbenen Gatten, welches zum ewigen Andenken in einer Brosche an ihrem Halse hing und hundert Mal des Tages von ihr in convulsivischem Schmerz an die Brust gepreßt wurde. Die Ausbrüche ihres Schmerzes waren so lebhaft, daß es schien, als würden sie nie

aufhören, und daß der Trost Anderer nur sehr wenig Eingang bei ihr fand.

Unter den häufigeren Gästen des Hauses befand sich jedoch ein junger Mann von ungemein hübschem Aeußern, groß und schlank. Er war von Natur gutmüthig und heiter, liebte das Vergnügen und suchte es, wo er es finden konnte, — rauchte gern seine Cigarre, scherzte und spaßte, und konnte in der Pause zwischen zwei Polkas auch recht gefühlvoll werden. Ueberdies war er reich, von guter Familie und besaß viel Bildung. Alfred Dupont schien von allen Tröstenden der eifrigste zu sein; stundenlang saß er bei der Wittwe, alle Tugenden und guten Eigenschaften des Verstorbenen aufzählend.

„Wie edel sein Herz war!" pflegte er von Herrn de Byron zu sagen, den er nie gekannt hatte.

„Wie gebildet sein Geist!" bemerkte sie.

„Und wie fein seine Manieren!" fügte er hinzu.

„Und wie liebte ich ihn!" fuhr die untröstliche Wittwe mit wankender Stimme fort.

„Es ist ein unersetzlicher Verlust!" rief Alfred Dupont, während er sich alle erdenkliche Mühe gab, eine traurige Miene anzunehmen.

„Ja wohl, unersetzlich!" wiederholte die Wittwe mit einem tiefen Seufzer und gen Himmel gerichteten Blicken.

(Schluß folgt.)

Notizen über den gegenwärtigen Krieg und die Eigenthümlichkeiten des französischen Heerwesens.

(Schluß.)

Der Zuave ist ein nie zu verachtender Soldat, denn er ist ohne alle Zweifel im Kriege die Elite der französischen Armee, der Turco aber ist im Kriege in Europa geringer anzuschlagen, als die Kompagnieen „du centre" eines französischen Linienregiments. Der Zuave ist wild, ausgelassen und, um nicht einen stärkern Ausdruck zu gebrauchen, Communist im wahren Sinne des Wortes, allein sonst gutmüthig, Kinderfreund, edel und chevaleresk dem tapfern Gegner gegenüber; der Turco (seine eigentliche Benennung ist: Tirailleur indigène) aber ist grausam, hinterlistig und eine unnatürliche Bestie im Punkte der Moral. Der Zuave bleibt auch im Unglücke guter Soldat, der Muselmann dagegen gibt, sobald ein Angriff mißlingt, Fersengeld. „So war es geschrieben," sagt er und ergibt sich stumm in sein Schicksal. Nur 5 Dinge haben Zuave und Turco gemein: 1) beide sind in der Schule des Krieges und der Strapazen aufgewachsen, praktische Krieger; 2) beide tragen Uniform nach türkischem Schnitte; 3) beider Angriff geschieht mit ungeheurem Feuer; 4) beide haben ein beim ersten Anblick auch den tapfersten Gegner überraschendes teuflisches Aussehen, und 5) für beide Truppengattungen gibt es kein Terrain, das unübersteigbar wäre. Dieser letztere Punkt ist hauptsächlich in Betracht zu ziehen, denn gerade da, wo unsere Generale ihre Position am schwächsten besetzt haben werden, weil sie sich durch das Terrain gedeckt glauben, gerade da ist der Angriff der Zuaven und Turcos zu erwarten. (Beweis: Schlacht an der Alma und bei Palestro.) Eine andere Eigenthümlichkeit der Turcos ist das scheußliche, wüste Geheul, das sie im Momente ihres Angriffs ausstoßen. Auch greifen sie nie geschlossen an, sondern lösen sich während des Vorrückens sogleich in 100 und aber 100 Theile und Theilchen auf, um sich zwischen Feind und Freund wie Ameisen zu vermengen. Sie kommen, man weiß nicht woher. Wenn und wo man sich's am wenigsten versieht, erhebt sich auf Einmal vom Boden eine braune oder schwarze Teufelsfratze und bohrt dem überraschten, stutzenden Feinde das Bajonnet in die Brust. Besonders gefährlich sind sie deßhalb der Schild- und Feldwachenlinie. Truppen von 10—12 verstehen es, gleich Schlangen ohne das geringste Geräusch ganz nahe bei der Schildwache vorbeizukriechen, ohne daß diese es bemerken wird. Sie wird das Geräusch nur dann vernehmen, wenn sie, hinterrücks angefallen, auch schon den Stahl im Körper sitzen hat. Dem Turco darf nie und unter keinen Umständen Pardon gegeben werden, denn er selbst gibt nie Pardon, es ist ihm dies etwas ganz Unbegreifliches, und er würde Schonung bei erster Gelegenheit mit Mord vergelten. Einer seiner Lieblingskniffe besteht darin, sich todt zu stellen und auf diese Weise den unvorsichtig sich nähernden Gegner verrätherisch anzupacken. Alles dieses berührt aber nur den ge-

meinen Turco, denn sein Bataillonschef, alle seine Hauptleute und die Hälfte seiner Lieutenants, der Sergeant major und die Hälfte der übrigen Unterofficiere sind Franzosen und die Officiere insbesondere brave und tüchtige Männer. Wer kann aber einen Ameisenhaufen zusammenhalten? Unter ihrem Unterofficierkorps und der Musik findet man viele deutsch sprechende Elsäßer. Würde ich es mit Turcos zu thun haben, ich würde, wenn sie angreifen, ihren Choc nie abwarten, sondern ihnen schnell wie der Blitz entgegeneilen; auch sollte ich denken, daß der Kolben bei ihnen eine bessere Wirkung als das Bajonnet hervorbringen möchte; auf das Schießen ließe ich mich gar nicht ein. Uebrigens sind diese Turcos oder richtiger tirailleurs indigènes nur ein ganz kleiner Bestandtheil der französischen Armee, und bis zum Ausbruche des gegenwärtigen Krieges hatte jede der 3 afrikanischen Provinzen nur 1 Bataillon von 8 Compagnieen dieser Tirailleurs. Ueber die Zuaven will ich außer dem oben Angeführten hier nichts weiter erwähnen, denn sie sind, wie gesagt, alle Franzosen; sie fechten wie Franzosen und unterscheiden sich hauptsächlich nur dadurch von den übrigen Truppen, daß sie türkische Uniform tragen. Ihre Gewehre sind gut und gezogen, allein der Zuave schießt nicht gerne, er verläßt sich mehr auf sein langes Faschinenmesser, dessen er sich beim Angriff als Bajonnet bedient. Die Kommandeure der Zuavenregimenter sind junge und die tüchtigsten Officiere der französischen Armee. Der Schreiber dieses hatte es sich einst zur besondern Aufgabe gestellt, die Spezialitäten, Eigenthümlichkeiten und Neuheiten des französischen Heerwesens zu studiren, und da solches weder aus Büchern noch in der Kaserne gelernt werden kann, es nicht gescheut, sich zu diesem Behufe in den Reihen der französischen Armee umzusehen. Auf solche Weise sah er Zuave, Chasseur, Turco und Linie im Feuer, beobachtete sie im Bivouak, theilte mit ihnen die Strapazen des Marsches und glaubte deßhalb es sich heute erlauben zu dürfen, auf diesem Wege den Laien über vielgenannte und bis daher bei uns nur wenig gekannte Truppen ein wenig aufzuklären, dem Militär einige Andeutungen über das in der französischen Armee herrschende Neue zu geben und zum Schlusse seine volle Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß sogar die Elite der französischen Armee unsern Truppen nicht nur in Nichts überlegen ist, sondern sogar in Manchem nachsteht. Nur in Einem Punkte, in dem der leichtern und schnellern Beweglichkeit übertreffen sie uns unstreitig, ein Umstand, dem leicht zu begegnen ist. Sehe man nur darauf, die überlegene physische Stärke unserer Truppen nicht zu schwächen, sondern sie zu erhöhen. Vor Allem weg mit dem Tschakow! Lasse man ihn zu Hause. („Das wäre auch sicherlich wohlfeiler", höre ich in Gedanken den Finanzmann reden.) Welchen Nutzen könnte er uns denn gewähren? Der Franzose weiß den Kolben nicht zu gebrauchen, er versteht es nur zu stechen, und der Hieb des Reiters parirt sich besser mit dem Gewehr, als mit dem Tschakow, der ja überdies doch zu leicht ist, um einem kräftigen Hiebe vom Pferde herab zu widerstehen. Ferner Tornister ab, wenn's gilt, zu fechten, Tornister auf den Wagen, wenn's gilt, einen großen Marsch auszuführen! Und wie würde der Soldat seine Führer verehren und lieben, wenn er so klar und deutlich sähe, daß denselben sein Wohl so sichtbar am Herzen liegt, daß sie ihm Waffenbrüder im ächten Sinne des Wortes sind! Der deutsche Soldat ist ein anhänglicher, dankbarer Soldat, und für die große Wohlthat, die ihm mit so großer Leichtigkeit gewährt werden könnte, würde er im Augenblick, wo man ihn braucht, gewiß auch „gute und prompte Arbeit" verrichten.

Charade.

Zwei Sylben deuten auf den Schall
Zerrißner Luft und ihren Wiederhall;
Die Dritte nennt ein Instrument,
Das jeder Handarbeiter kennt;
Gebraucht wird's oft zum Trennen.
Das Ganze so zu nennen,
Beliebt dem Aberglauben nur.
Doch sind wir jetzo auf der Spur,
Es sei so was in der Natur.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 86. Dienstag, den 19. Juli **1859.**

Zu viel Liebe.

(Schluß.)

Die Zeit schien, statt Trost zu gewähren, ihren Schmerz nur zu erhöhen. Die Brosche war bald nicht mehr genügend; Madame de Byron beschloß ein der Wirklichkeit so viel als möglich ähnliches Nachbild ihres unvergeßlichen Gatten zu schaffen. Von einem plötzlichen Einfall ergriffen, wie deren bei überspannten Gemüthern so häufig vorkommen, flog sie eines Tages an den Kleiderschrank, der die hinterlassene Garderobe ihres Gemahls enthielt, nahm einen vollständigen Anzug heraus und ließ eine hölzerne Figur fertigen, welche der Körperbildung des Verstorbenen so ähnlich als möglich war. Ein Bildhauer mußte eine Wachsmaske des Gesichtes nach dem Miniaturporträt herstellen, welches sie trug, und in acht Tagen war das Werk vollendet; die trostlose Wittwe konnte eine zweite vollständige Ausgabe ihres, wie es schien, wieder aus dem Grabe erstiegenen Gemahls betrachten und ihren Schmerz daran nähren.

Es war eine höchst rührende Scene, — Frau de Byron wurde fast ohnmächtig, — als Alfred Dupont ihr zum ersten Male diese Figur in der Kleidung ihres verstorbenen Gatten vorstellte. Nach reiflicher Ueberlegung erwählte sie das Innere eines in ihrem Wohnzimmer stehenden Divan-Sopha's (wo Damen gewöhnlich ihre Kleider aufbewahren) zum Ruheplatze derselben, vor dem sie zu wiederholten Malen des Tages niederkniete, um in schmerzvoller Betrachtung des Abgeschiedenen seinem Andenken heiße Thränen zu weihen. Wenn die trostlose Wittwe Besucher empfing, so unterließ sie es nie, diese an jenen Sarkophag zu führen. Ein Jeder hielt es dann für seine Pflicht, eine traurige Miene anzulegen, und ein tiefes Schweigen folgte, welches einer oder der andere Gast nur durch ein an die Wittwe gerichtetes Compliment über die große Aehnlichkeit der Figur mit dem verstorbenen Herrn de Byron zu unterbrechen wagte. Alle Uebrigen stimmten natürlich mit bedeutungsvollem Flüstern bei.

Alfred Dupont wurde allmählig immer vertrauter im Hause und erhielt öfters von der Wittwe den Auftrag, die Besuchenden an ihrer Stelle an den Divan zu führen, wenn sie selbst auf andere Weise in Anspruch genommen war. Er unterzog sich stets diesem Geschäft mit großer Bereitwilligkeit und kam endlich sogar ihren Wünschen zuvor. Es wurde ihm zuletzt völlig zur Gewohnheit; er zeigte die Figur und erzählte ihre traurige Geschichte in der monotonen Weise, mit der der Besitzer eines Guckkastens seine Bilder erklärt.

2.

Zehn Monate nach dem so frühzeitigen und viel beweinten Tode des Herrn de Byron saß ein junges Paar auf dem Divan, welcher als Mausoleum des Verstorbenen gedient hatte. Der junge Mann drückte zärtlich die Hand der Dame, während er ihren schön geformten, auf seiner Schulter ruhenden Kopf betrachtete. Glück und Liebe sprachen aus den Zügen Beider.

„Endlich ist der langersehnte Tag erschienen, meine theure Regina“, sagte er, „der gesegnete Tag, der meine heißesten Wünsche krönt.“

„Ja, mein Alfred“, erwiederte sie, „zehn Monate sind seit dem Tode meines armen Armand verflossen, den ich noch immer beweinen würde, wenn du nicht als Engel des Trostes mir erschienen wärest, um heilenden Balsam in mein wundes Herz zu gießen.“

„Da also die gesetzlich vorgeschriebene Zeit abgelaufen ist, meine geliebte Regina, so steht unserer Verbindung nichts mehr entgegen; und morgen, wenn wir die Kirche verlassen, wollen wir auch diese schrecklich langweilige kleine Landstadt verlassen und auf der Eisenbahn nach Italien, dem schönen Land der Dichtung, fliegen, wo kein trüber Gedanke uns mehr stören soll."

„Ja, welches Glück werden wir dort genießen, mein Alfred! Ich wünschte, der morgende Tag wäre schon gekommen, damit ich dich meinen Gatten nennen und vor aller Welt umarmen könnte. Wie ich mich auf die Reise freue! An Armands Seite, — ich sage das nicht, um ihm einen Vorwurf zu machen, — führte ich ein Leben wie eine Nonne. Jetzt wollen wir Rom besuchen mit seinen alten Denkmälern; Neapel mit seinen Pallästen und das schöne Venedig! O, ich möchte aufspringen vor Freude!"

Am nächsten Tage fand die Vermählung statt, und am Abende desselben Tages traten sie ihre Reise an.

Es ist nicht nöthig, ihnen zu folgen. Madame Dupont, wie sie jetzt hieß, war von den Genüssen der Flitterwochen und allem Dem, was sie sah, so hingerissen, daß sie Gisors und ihren früheren Aufenthalt daselbst ganz vergaß. Nach einiger Zeit richtete sie folgendes, aus Palermo datirtes Schreiben an ihren Agenten in Paris:

„Mein Herr! — Da ich beschlossen habe, nicht nach der Normandie zurückzukehren, sondern meinen Wohnsitz in Paris zu nehmen, so ersuche ich Sie, schleunigst den Verkauf meines kleinen in Gisors belegenen Hauses, mit sämmtlichem Mobiliar, veranlassen zu wollen".

In Gemäßheit dieses Auftrages schritt der Agent sofort zum Verkaufe. Als die Versteigerung des Mobiliars vor sich ging und der im Wohnzimmer stehende Divan an die Reihe kam, waren alle Anwesenden nicht wenig erstaunt, bei Oeffnung desselben die darin liegende und mit so großer Sorgfalt gekleidete Figur vorzufinden. Der Ersteher des Sopha's beanspruchte sie als sein Eigenthum; allein er wurde überstimmt und mußte sich gefallen lassen, daß sie noch ein Mal besonders ausgeboten wurde. Ihrer Kleidung beraubt, fiel sie endlich für sechs Franken einem Trödler zu, der sie an eine ihm unbekannte Person für neun Franken und zehn Centimen weiter verkaufte.

3.

Der 15. August ist ein allgemeiner Festtag in Frankreich, und besonders in Paris. Tausende von Buden sieht man an diesem Tage in den sich kreuzenden Alleen der Champs Elisees, mit Hanswursten, Harlekinen und Sehenswürdigkeiten jeder Art, unter Begleitung von Klarinetten, Trommeln und Pauken. Im dichtesten Gewühle gingen ein Herr und eine Dame, welche augenscheinlich den höhern Klassen angehörten und ein besonderes Vergnügen darin zu finden schienen, Alles zu sehen, was nur zu sehen war. Die junge Frau kaufte Makaronen, welche sie am Rouge- et Noir-Tische gewonnen hatte; der Herr schoß mit der Windbüchse nach der Scheibe, ohne Furcht, seiner Würde dadurch etwas zu vergeben, und Beide setzten in die Lotterie, mittelst deren Porcellantassen, Vasen und andere ähnliche Gegenstände ausgespielt wurden.

„Wie unterhaltend dieses Gewühl und Treiben ist!" rief die junge Dame. „Gibt es eine Musik, die sich in pittoresker Beziehung mit den Klängen der verstimmten Klarinetten und geborstenen Trommeln in jenen Puppentheatern vergleichen läßt? Bietet die Oper jemals ein so lebendiges Bild wie die verschiedenartigen Buden hier mit ihrer besonderen Beleuchtung, — die wir alle sehen müssen, hörst du? Die Freude, das Vergnügen soll leben! Darin sind wir einverstanden; nicht so, mon gros loup?"

„Ein wahrer Spruch, ma biche! und du hast getreulich danach gehandelt, seitdem du mir vor dem Maire von Gisors mit dem Titel eines Gatten das Recht übertrugst, deine Handlungen zu leiten".

„Du bist mein Engel, mein Alfred! Aber sieh dort, dort ist ein Wachsfigurencabinet! Komm, komm, laß uns hinein gehen!"

Herr und Madame Dupont folgten dem Strome der Neugierigen und befanden sich bald im Innern des Cabinetts. Nachdem der Aussteller seine ganze Sammlung gezeigt und erklärt und endlich die letzte Figur erreicht hatte, welche unter einem dichten Schleier verborgen war, nahm er eine wichtige Miene an und richtete folgende Rede an die Versammlung:

„Meine Herren und Damen! Ich habe bis zuletzt den größten Bösewicht der neueren Zeit gelassen, den ich Ihnen jetzt vorstellen werde. Lavater würde durch einen Blick auf seine Züge sogleich die Bestialität seines Charakters erkannt, und Gall nach Prüfung seiner Schädelbildung dasselbe Urtheil über ihn gefällt haben. Dieses Ungeheuer, meine Herren, — Sie haben ihn alle dem Namen nach gekannt, — besaß ein Weib, ein zartes liebenswürdiges, treues Wesen — eine sanfte Taube im Neste eines Geiers! Soll ich Ihnen alle die Leiden erzählen, die sie erduldet hat unter der Tyrannei dieses Scheusals? Nein, meine Herren, Ihr Haar möchte vor der Zeit bleichen! Es wird genügen zu erwähnen, daß, nachdem sie von ihm in einen eisernen Käfig gesperrt worden, wo sie nur Brod und Wasser als Nahrung erhielt, er ihr täglich, um Verdacht abzuwenden, die zärtlichsten Lieder mit Begleitung der Guitarre vorsang. Die Unglückliche, der diese Musik unerträglich war, starb einen langsamen und qualvollen Tod. Dieser Mensch aber, meine Herren und Damen, oder vielmehr dieses Ungeheuer, sehen Sie hierher, ich will ihn Ihren Blicken enthüllen, hier ist er!"

„Mein Gott!" rief Madame Dupont, — „es ist Armand! es ist Byron, mein erster Gatte!"

„Armer Mann!" dachte Herr Dupont, „das heißt wirklich zu unglücklich sein!" und Beide brachen in ein nicht zu stillendes Gelächter aus.

Die Thränen, welche die junge Frau bei dieser Gelegenheit vergoß, hatten mit Schmerz Nichts zu thun.

Aus dem Schwarzen und in das Schwarze.

Im März des Jahres 172* hielt ein verschlossener Wagen vor dem Hause des Commandanten von Spandau, des alten Obristen von D. Ein Officier der Berliner Garnison stieg aus, meldete sich bei demselben und überreichte ihm eine spezielle eigenhändige Ordre des Königs Friedrich Wilhelm I. Der alte Mann las sie, nicht ohne Mühe, mehrere Mal durch und fragte den Officier nach Diesem und Jenem, was, wie er hoffte, etwas Licht in die räthselhafte Ordre bringen sollte. Der Officier zuckte die Achsel, und versicherte selbst, nichts weiter empfangen zu haben, als den Befehl, einen Gefangenen, einen jungen Mann von Stande, etwa 18 Jahre alt, der zur Zeit, unter Bewachung eines Sergeanten, unten im Wagen säße, abzuliefern. Der junge Mann selbst scheine über den Grund seiner Gefangennehmung nichts zu wissen, da er, übrigens sehr heiter und überaus gesprächig, den ganzen Weg damit zugebracht hätte, verschiedene Muthmaßungen aufzustellen, die immer mit dem Resultat geschlossen hätten, es müsse ein Mißverständniß obwalten, das sich schnell lösen würde; und wenn er vorher eine Ehrensache, die ihm sehr am Herzen läge, hätte abmachen können, würde es ihm Spaß machen, das vielbesprochene und allgemein gefürchtete Spandau einmal aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

„Eine Ehrensache?" sagte der alte Obrist; „da kommen wir vielleicht dem Räthsel auf die Spur. Se. Majestät haben in letzter Zeit die Gesetze gegen Duelle und Duellanten sehr verschärft, und wenn dergleichen vorliegt —"

„Uebrigens", unterbrach er sich selbst, „liegt es uns nicht ob, darüber zu grübeln. Lassen Sie Ihren Gefangenen heraufkommen, und ich werde den Befehlen Sr. Majestät, so viel in meinen Kräften steht, Folge zu leisten suchen."

Wenige Augenblicke darauf führte der Officier einen jungen Mann in einfacher, aber sehr eleganter, schwarzer Civilkleidung herein, empfing die Bescheinigung der Abfertigung und verließ das Zimmer.

Der alte Obrist betrachtete seinen Gefangenen mit sichtlichem Wohlgefallen. Das offene heitere Wesen des jungen Mannes, die Mischung kindlicher Naivetät und vornehmer Sicherheit zogen ihn an. Zudem erweckten die besonderen Rücksichten, die ihm für diesen seiner Aufsicht Empfohlenen vom König vorgeschrieben waren, seine Neugierde und seine Theilnahme. Er forderte den jungen Mann auf, Platz zu nehmen, überflog noch ein Mal die königliche Ordre und versicherte dann, er könne stolz sein auf die Gnade seines Monarchen, der so väterliche Gesinnungen gegen ihn hege.

„Ich verkenne nicht die Gnade Sr. Majestät, ich weiß seine väterlichen Gesinnungen zu schätzen", sagte lächelnd der junge Mann, „wenn ich auch nicht verhehlen kann, daß ich gewünscht hätte, diese Gnade hätte sich in Anderm geäußert, als gerade darin, daß er mich nach Spandau als Staatsgefangenen schickt."

Der Commandant war einigermaßen außer Fassung, was er, ohne dem Respekt gegen Se. Majestät zu nahe zu treten, diesem Argument entgegenstellen sollte, theilte aber, um seine Worte zu unterstützen, dem Gefangenen mit, daß er Ordre habe, es ihm an Nichts fehlen zu lassen, jeden nur irgend mit den Gesetzen der Festung vereinbaren Wunsch zu erfüllen, ihn von der Gesellschaft der übrigen Staatsgefangenen, von denen er nur Uebles profitiren könne, fernzuhalten, ihm aber, damit er sich nicht in der Solitüde schwarze Gedanken mache, nach seiner Wahl von den andern Gefangenen eine passende Gesellschaft beizugeben.

Es fiel ihm plötzlich ein, daß ein allerliebstes kleines Quartier in den Kasematten frei wäre, vor dessen Thür zwischen Bastion und Palissadenwand der letzte Inhaber sich eine Art Gärtchen geschaffen, daß er das dem Gefangenen und der zu wählenden Gesellschaft einrichten lassen würde, daß er aber verzeihen möge, wenn darüber einige Tage vergingen, da das Quartier, feucht und kalt, erst durchgeheizt werden müsse, auch an Thür und Fenster allerlei Reparaturen nothwendig wären. — Bis dahin möge er es sich in seinem Hause gefallen lassen und auf Ehrenwort sein Gefangener sein.

Der junge Mann gab sein Ehrenwort, und dankte in der heitersten Weise von der Welt für all das Wohlwollen.

Der alte Obrist, der unverheirathet war, und der junge Student, das war der Gefangene, lebten sich vortrefflich zusammen ein, und Ersterer schien die nothwendigen Einrichtungen im Gefängniß nicht zu übereilen, denn es waren gerade acht Tage verstrichen, als er seinem bisherigen Gaste ankündigte, es sei Alles zu seinem Einzuge bereit und inzwischen auch ein junger, liebenswürdiger Officier, der wegen einer Ehrensache auf mehrere Monate nach Spandau geschickt sei, bereits als sein Gesellschafter eingezogen. Der junge Student empfing diese Nachricht mit mehr Freude, als er in der dankbaren Gesinnung seinem Wirthe gegenüber zu zeigen wagte, da ihm die Tage mit dem alten Herrn doch lang geworden waren, und er sich auf die Gesellschaft, die zu seinen Jahren mehr paßte, freute. Nichtsdestoweniger hatte er dem Obristen im Laufe der Tage seine ganzen Verhältnisse mit der freimüthigsten Offenherzigkeit mitgetheilt, und wir wollen versuchen, dieselben mit kurzen Worten wiederzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Am 21. Juli, früh um 4 Uhr, wird eine seltene Himmelserscheinung eintreten. Die Venus wird den Jupiter auf seiner Bahn an der Gränze zwischen den Sternbildern der Zwillinge und des Krebses einholen und so nahe an ihm vorübergehen, daß es dem Auge erscheinen wird, als decken sich beide Sterne völlig. Da die Annäherung, so wie das Sichentfernen nur langsam geschieht und innerhalb 24 Stunden noch keine Sonnenbreite beträgt, so wird es selbst der Mühe lohnen, die Erscheinung einige Tage später zu betrachten.

Der größte Feigenbaum befindet sich nach einer Mittheilung in der „Bonplandia" in Dekhan in Indien. Man denke sich einen Baum, der bis vier Morgen Landes bedeckt. Es thun sich unter ihm zahllose Vistas auf, welche vollkommene Alleen bilden, und der Schatten ist so vollständig, daß man selbst um die Mittagszeit unbedeckten Hauptes unter ihm sitzen kann. Ein Dutzend Piknik-Partieen können sich in seine waldigen Abgeschiedenheiten gleichzeitig zurückziehen, ohne daß die eine von der Anwesenheit der andern etwas erfährt. Der Baum bildet in der That einen kleinen Wald für sich selbst. Die Eingeborenen betrachten ihn als eine Gottheit, und man kann ihn leicht für einen Tempel halten; denn die tausend Schosse, die von allen Seiten emporwachsen, sehen aus wie Säulenreihen, welche die gebogenen Aeste stützen, und da und dort zeigen sich offene Plätze, welche Kapellen gleichen, während das büschelartige Blätterwerk ein düstereres religiöses Licht über das Ganze verbreitet.

Auflösung der Charade in Nr. 85:
Donnerkeil.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 87. Donnerstag, den 21. Juli 1859.

Das Weihnachtsfest.

1.

Es war ungefähr acht Tage vor Weihnacht, als im Hause Mr. Bartlet's, eines Rechtsanwaltes, welcher in einer großen Provinzialstadt Englands wohnte, — wir wollen sie Middleburn nennen, — große Vorbereitungen zur fröhlichen Feier dieses schönen Festes gemacht wurden. Die älteren Töchter waren schon seit mehreren Tagen beschäftigt gewesen, allerhand glänzende Dinge zur Ausschmückung des Weihnachtsbaumes zu fertigen, und Richard, der einzige Sohn in der Familie, hatte in einem geräumigen Zimmer des Hinterhauses eine kleine Bühne erbaut, auf der am Sylvesterabend eine theatralische Vorstellung von den jungen Leuten zur Unterhaltung der Eltern und einiger ihnen befreundeten Familien gegeben werden sollte.

Man hätte nicht leicht in ganz England eine durch gegenseitige Liebe glücklichere Familie finden können, als die Bartlet'sche war. Obgleich nicht reich, war Mr. Bartlet doch nichts weniger als in dürftigen Umständen. Seine Häuslichkeit und die Gesellschaft seiner Frau und Kinder gewährten ihm das höchste Vergnügen in der Welt. Daher war er stets heiter und glücklich in ihrem Kreise. Seine stete Gegenwart schien ihnen so unentbehrlich, daß, wenn zu Zeiten Geschäfte ihn nöthigten, von Hause abwesend zu sein, Alle eine Art Trauer darüber empfanden. Eine solche Veranlassung war es, welche die Familie eines Tages früher als gewöhnlich am Frühstückstische versammelt hatte. Mr. Bartlet wollte mit dem ersten Zuge nach London gehen, wo er sich mehrere Tage aufhalten mußte, um als Mandatar des Lord de Vere, eines Edelmannes von sehr ausgedehnten Besitzungen, mannigfache Geschäfte zu besorgen.

„Was dort für ein Auflauf ist!“ bemerkte Laura, die zweite Tochter des Hauses, ein hübsches Mädchen von ungefähr sechzehn Jahren; „irgend Etwas muß vorgefallen sein.“

Während dieser Worte stand sie vom Tische auf und trat an das Fenster.

„Was gibt es, Laura?“ fragte der Vater, mit einer Taubenpastete beschäftigt, die seine Frau ihm als ein besonders gutes Vorbereitungsmittel zu einer langen Reise empfohlen hatte; „gibt es eine Hochzeit, daß deine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch genommen wird?“

„Ich weiß nicht, Papa, aber es ist ein sehr lebhaftes Treiben auf der Straße.“

„Das ist an Markttagen immer der Fall, mein Kind“, bemerkte die Mutter. „Wir sind heut etwas früher als gewöhnlich beim Frühstück, und sehen deßhalb mehr davon, als sonst.“

„Ich glaube, es muß mehr als das sein, Mama, denn Alles scheint nach der Bank*) hinunter zu laufen, wo sich eine große Menschenmenge versammelt hat.“

Grade in diesem Augenblick sprengten drei bis vier Reiter in gestrecktem Galopp vorbei, und hinter ihnen folgte ein Wagen mit derselben Eile, als wenn es sich um Tod und Leben handelte.

„Das ist Lord Gordon's Wagen“, sagte Helene, die älteste Tochter, welche zu ihrer Schwester an das Fenster getreten war. „Ach! — und sieh' nur, Laura, — alle die armen Leute dort! Gewiß, gewiß, es muß sich etwas Schreckliches zugetragen haben“!

Während sie sprach, sah man eine große

---

*) In fast jeder englischen Provinzialstadt befindet sich eine städtische oder Privatbank.

Menge gewöhnlicher Arbeitsleute mit schreckerfüllten Gesichtern die Straße hinabeilen, gefolgt von mehreren Weibern, welche bitterlich zu weinen schienen.

„Es sollte mich nicht wundern, wenn es ein Unglücksfall auf der Eisenbahn wäre", sagte Richard, zum Fenster hinausschauend, — „ich will nach der Station hinunterlaufen und sehen, was es gibt."

Gerade als er das Zimmer verlassen wollte, begegnete ihm einer der männlichen Diener des Hauses in der Thüre mit einem Ausdruck im Gesicht, als habe er etwas Wichtiges zu verkünden.

„Nun, Jakob, ist Etwas vorgefallen?"

„Ach ja! es ist ein schrecklicher Tumult in der Stadt, — Alles läuft zusammen; es heißt, die Bank habe fallirt."

„Wie? was? — die Bank fallirt?" rief Mr. Bartlet vom Sitze aufspringend, mit einem so tödtlichen Entsetzen in seinen Zügen, daß der Diener, bestürzt über die Wirkung seiner Worte, zurücktrat, und Mrs. Bartlet die erhobene Kaffeetasse unwillkürlich niedersetzte und mit angstvollem Erstaunen ihren Mann betrachtete.

„Woher hast du die Nachricht?" fragte er, sich zitternd an einer Stuhllehne haltend, um nicht umzusinken.

Der Mann blickte furchtsam von Einem auf den Andern und scheute sich, mit seiner Hiobspost fortzufahren, da der Anfang derselben bereits eine so erschreckende Wirkung gehabt hatte. Die Frau sprach ihm jedoch mit sanften Worten Muth ein, indem sie sagte:

„Warum sprichst du nicht, Jacob? Sage deinem Herrn Alles, was geschehen ist, oder was du gehört hast".

„Wenn Sie befehlen, Madame. Der Thomas kam gerade nach Hause — ganz verstört, — und sagte, die Bank sei geschlossen, und eine Menge Menschen ständen davor und klopften und schellten; aber es würde nicht aufgemacht und Niemand hineingelassen. Er ist ganz außer sich, denn er hat fünfzehn Pfund auf der Bank, und die Leute sagten ihm, er bekäme keinen Pfennig dafür. Mr. Williams, der Bankier, soll mit allem Gelde davon gegangen sein und Mr. Torrens, sein Compagnon, soll sich erschossen haben".

Als Mr. Bartlet diesen Bericht gehört hatte, drang ein tiefes Stöhnen aus seiner Brust hervor, und dann stürzte er todtenbleich aus dem Zimmer, und eilte ohne Mantel oder Ueberrock die Straße hinunter, obgleich es stark schneite und sehr kalt war.

„Was kann das bedeuten"? fragte Mrs. Bartlet, an ihren Sohn gewendet.

„Ich verstehe es nicht", erwiederte Richard. „Der Vater hat nie große Summen auf der Bank gehabt, und gestern noch sagte er mir, daß sein Guthaben jetzt geringer als gewöhnlich sei".

„Allerdings, ich weiß, daß es vor drei Tagen keine vierzig Pfund betrug; das kann also nicht der Grund sein. Aber ich erinnere mich, er sagte gestern Abend, daß er heute vor der Abreise noch auf die Bank gehen müsse".

Diese Worte gaben dem Sohne ein neues Licht. Er wußte, daß sein Vater mit dem Verkaufe eines der dem Lord de Vere gehörigen Güter beauftragt worden war, und daß das Kaufgeld nach erfolgter Zahlung sofort auf der englischen Staatsbank in London deponirt werden sollte. Er wußte ferner, daß der Käufer am vorletzten Tage längere Zeit bei seinem Vater gewesen war, und die Vermuthung stieg deßhalb in ihm auf, daß der Kaufpreis gezahlt worden sei, und Letzterer den Betrag zu seiner Bequemlichkeit vorläufig auf der Bank in Middleburn niedergelegt habe, statt ihn sofort nach London zu schaffen. So überzeugend drängte sich ihm dieser Gedanke auf, daß er unwillkürlich rief: „Ja, ja, so wird es sein"!

„Was wird so sein, Richard"? fragte die Mutter. „Hast du den Grund für die plötzliche Aufregung des Vaters gefunden"?

„Ich fürchte, ich habe ihn gefunden; ich will mir gleich Gewißheit verschaffen, und Gott gebe, daß ich mich geirrt habe".

Mit diesen Worten wollte er das Zimmer verlassen, aber die Mutter hielt ihn auf.

„Was ist es, mein Sohn? Sage mir, was du denkst; denn diese Spannung ist schrecklicher als die schlimmste Gewißheit. Was fürchtest du"?

„Das Kaufgeld für das Gut Newton".

„Großer Gott! hat er es in Empfang genommen"?

„Ich fürchte, es ist vorgestern gezahlt worden".

„Und er hat es auf die hiesige Bank gegeben"? fragte sie mit zitternder Stimme weiter.

„Das vermuthe ich".
„Es wäre unser Ruin, Richard"!
„Das wäre es allerdings", versetzte der junge Mann mit trauriger Miene, und ging dann, um seinen Vater aufzusuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Schwarzen und in das Schwarze.

(Fortsetzung.)

Der Vater des jungen Mannes, ein französischer Emigre, war vor einer Reihe von Jahren aus seinem Vaterlande nach Preußen übergesiedelt und, da er nicht unbeträchtliches Vermögen mitbrachte, vom König mit offenen Armen empfangen worden. Nicht lange konnte er sich der Gunst seines neuen Monarchen und des Schutzes des wiedergewonnenen Vaterlandes erfreuen, da ein Schlagfluß ihn in der Blüthe der Jahre plötzlich aus dem Leben abrief. Er hinterließ als Erben seines Vermögens eine Tochter von vierzehn und einen Sohn von zwölf Jahren. Der König, da bereits die Verwandten in der früheren Heimath Anstalten trafen, die Kinder zurückzurufen, nahm diese unter seinen besondern Schutz, um das Vermögen nicht wieder aus dem Lande zu lassen. Der Sohn wurde in dem Alumnate des Klosters Bergen bei Magdeburg, wohin er bereits bei Lebzeiten des Vaters gebracht war, gelassen, mit Berücksichtigung eines besondern Wunsches im väterlichen Testamente, daß der Knabe studiren und dann erst selbst entscheiden solle, ob er sich dem Staatsdienst als Officier oder einer Zivilcarriere widmen wolle. Der Tochter gab man die mittellose, würdige Wittwe eines höheren Officiers als Schutz und mütterliche Stütze, und ihr schloß sich das junge Mädchen mit dem ganzen Herzen an. Sie nannte sie Mutter und war ihr in jeder Hinsicht ergeben. Sechs Jahre waren seitdem verflossen; das schöne, reiche Mädchen war von Bewerbern umschwärmt, aber sie schlug jeden Antrag aufs Bestimmteste aus. Der König, in dem Wunsch, das Vermögen seines Schützlings im Lande dauernd zu fesseln, ließ sie vielfach dringend, ja befehlend auffordern, endlich eine Wahl zu treffen, und war sehr zufrieden, als die junge Dame ihm durch ihre mütterliche Freundin mittheilen ließ, daß ihr Herz gewählt hätte und einen jungen, unbemittelten Officier aus einer alten märkischen Familie benannte. Der König ließ sofort demselben durch den Kommandeur seines Regiments ankündigen, daß er befehle, er solle sich auf der Stelle mit dem Fräulein de la R. verloben, die Kameraden beglückwünschten ihn zu dieser glänzenden Parthie; der Officier aber, zum allgemeinen Staunen, erklärte, er kenne die Dame nicht, sein Herz sei nicht mehr frei, und auf die Gefahr, den Zorn Sr. Majestät zu erdulden, müsse er die ihm zugedachte Gnade auf das Entschiedenste zurückweisen.

Der Bruder hatte inzwischen seine Schulzeit absolvirt und reiste, ehe er die Universität Halle besuchte, nach Berlin, seine Schwester zu besuchen. Er fand dieselbe in Thränen über die erlittene Schmach, die sie zum Stadtgespräch mache. Sie versicherte, der junge Officier hätte sie mit Aufmerksamkeit bestürmt, sie liebe ihn, und seine Weigerung, ihre Hand anzunehmen, die sie ihm gewissermaßen angetragen, sei eine Beleidigung, die sie nicht überleben würde.

Der Bruder hörte hier zum ersten Male von dem ganzen Vorfalle; als er aber die Schwester so gekränkt sah, brauste er auf und schwur, die Beleidigung seiner Familie, zu der er keinen andern Grund sah, als den Stolz des märkischen Adels, der die Verbindung mit der Familie eines Flüchtlings unter seinem Range hielt, blutig zu rächen. Die Schwester beschwur ihn, abzustehen, und weigerte sich, ihm den Namen des Officiers zu nennen. Der junge Mann stürmte fort mit der Versicherung, daß er das ja leicht erfahren werde, ließ hier und da öffentlich seinen Unmuth und seine Racheentschlüsse laut werden, wurde aber in seinen Nachforschungen gehemmt durch einen königlichen Verhaftsbefehl, der ihn sofort nach Spandau expedirte.

* * *

Der junge Brausekopf, den wir mit seinem Taufnamen Henri nennen wollen, wurde feierlich von dem Obristen und einer Wache aus der Kommandanten-Wohnung in die Kasematten transportirt. Der alte Freund, der bis dahin sehr vertraulich mit seinem Gaste verkehrt hatte, nahm eine steife und ernste Haltung an, und enthielt sich jedes Wortes. Henri, der Alles von der heitersten Seite auffaßte, der sich überdies sehr lächerlich in dem grauen Anzuge er-

schien, mit dem er seine elegante schwarze Kleidung hatte vertauschen müssen, schritt, da ihm Alles wie eine Komödie erschien, in der es ihm Spaß machte, seine Rolle zu spielen, bald mit gesenktem Blick und melancholischem Ausdruck einher, bald redete er den alten Herrn mit einem Scherze an und versicherte, wenn er es nicht aus Rücksicht für ihn unterließe, würde er schnell genug ausgebrochen und entwischt sein, worauf ihm natürlich mit einem stummen und mißbilligenden Kopfschütteln geantwortet wurde.

So kamen sie in dem Gefängnisse an, das aus einem kleinen Flur mit einem Zimmer an jeder Seite bestand, wovon das eine für Henri bestimmt, das andere bereits durch den jungen Offizier occupirt war. Vor der Thüre, an dem Gefängniß entlang, war ein Raum von etwa 40 Schritten in der Länge und 5 Schritten in der Breite, begrenzt von zwei Seiten durch hohe Palissadenwände, von einer durch die Bastion; der Mittelsteig war mit spärlichem Buchsbaum eingefaßt, und das vielleicht hatte den alten Commandanten bewogen, diesen Raum eine Art Garten zu nennen. Im Uebrigen erkannte Henri die Sorgfalt seines Freundes in der Anordnung des Zimmers. Er fand einen bequemen Stuhl, dessen er sich vorzugsweise gern in der Wohnung des Commandanten bedient hatte, fand Pfeifen und Tabak und ein großes Locadillenbrett, dasselbe, auf dem ihm der Obrist in den acht Tagen mit den Grundregeln dieses damals so beliebten Spieles vertraut gemacht hatte. Der Commandant hatte die Wache auf dem kleinen Flur gelassen, hatte Henri selbst in das Zimmer geführt und erinnerte ihn, daß er sich mit allen seinen Wünschen an ihn wenden solle, daß er gern, wie ihm auch von Sr. Maj. befohlen, Alles, was in seinen Kräften stünde, erfüllen würde. Der junge Mann fiel ihm um den Hals, dankte für alle Liebe und Freundlichkeit, und versicherte heiter, er solle sich um seinetwegen keine Sorgen machen, er werde sich die Zeit schon vertreiben, und lange würde ja der Aufenthalt nicht dauern.

(Fortsetzung folgt.)

Obstpflanzung.

Wir haben in einem unserer jüngsten Blätter das Versprechen gegeben, von Zeit zu Zeit den Werth des zu verkaufenden Obstes nach dem Gewichte anzugeben, damit der Obstzüchter auch jene Vortheile genießen möge, welche er verdient. Demgemäß veröffentlichen wir nun, daß ungefähr 25 Stück Reine-Claude ein Pfund wiegen, und sohin, das Hundert zu 12 Kreuzer berechnet, das Pfund einen Werth hat von 3 Kreuzer und mehr.

Die Spät-Aprikosen fangen nun an in den Handel zu kommen; da solche fast überall mißrathen sind, und nur hie und da in nächster Umgebung gedeihen, so haben sie einen Werth von 10 Kreuzer und mehr das Pfund.

Weiteres über Pflaumen, Zwetschen ꝛc. folgt später.

Verschiedenes.

Als vor einigen Tagen ein Herr in Berlin aus dem Fenster seiner parterre gelegenen Wohnung sah und mit Behagen eine Cigarre aus einer Meerschaumspitze rauchte, trat ein Mann zu ihm heran und bat ihn um etwas Feuer. Der Herr reichte ihm die Cigarre nebst der Spitze hin. „Ach!“ sagte der Mann, „ich danke schön, es ist gerade heute mein Geburtstag und ich habe eine solche Spitze schon lange gewünscht.“ Hierauf fing er ohne Weiteres an daraus zu rauchen, und ehe der Geschenkgeber wider Willen sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, war der Andere damit um die nächste Ecke verschwunden.

Charade.

Die beiden Ersten üben wir
Aus Noth, Vergnügen und Begier,
Doch selten schaun wir sie:
Achilles unterläge hier.
Das letzte Kleinod schaffen dir
Macht, Erbe, Fleiß, Genie.
Doch wer das Ganze gibt,
Ist nirgendwo geliebt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 88. Samstag, den 23. Juli 1859.

Den deutschen Auswanderern.

Ein Tempel und Altar der Wissenschaft,
Der Poesie ein trauter Zufluchtsort,
Ein hehres Bild der Treue und der Kraft,
Der Künste und der Bildung reichster Hort,
An seiner Stirn des Duldens Dornenkranz,
In seiner stillen Größe oft verkannt,
Und dennoch strahlend wie im Silberglanz:
Das ist dein oft geschmähtes Vaterland!

Und bist du fern der deutschen Heimathsflur,
So fühlst du tief des Vaterlandes Werth,
Und dir ersetzt der Tropen Prachtnatur
Nicht deiner Heimath trauten, stillen Herd!
Du siehst im Geist den grünen Buchenwald
Und legst beschwichtigend auf's Herz die Hand;
Was dich ergreift mit Sturmes Allgewalt,
Die Sehnsucht ist's nach deinem Vaterland!

Was treibt dich fort von Deutschlands grünen Au'n?
Von seinen Strömen, seiner Wälder Schmuck?
Im Land der Freiheit willst du Tempel bau'n
Und fühlst nur mehr der Knechtschaft herben Druck!
Dem Schiffer gleich, der auf dem weiten Meer
Vom Mast sucht sehnsuchtsvoll den grünen Strand,
So wird auch dir das Herz so voll und schwer
Bei dem Gedanken an dein Vaterland!

Das wilde Drängen ohne Rast' und Rast,
Es zieht auch dich verlockend über's Meer;
Dein Sinnen hat's umgarnt und hat's erfaßt,
Jedoch dein Herz bleibt kalt, dein Herz bleibt leer!
Einst kommt die Zeit, mag sie auch fern noch sein,
Wo du mit Gold aufwögst das Häufchen Sand,
Darin den Schlummer fände dein Gebein
Auf deutschem Grund im deutschen Vaterland!

Das Weihnachtsfest.

(Fortsetzung.)

Der Schnee fiel jetzt in dichteren Flocken herab, und Mrs. Bartlet erinnerte sich, daß ihr Gatte ohne seine gewöhnlichen Schutzmittel gegen das Wetter ausgegangen war. Jacob wurde deßhalb durch die Schelle des Wohnzimmers in einer sehr lebhaften Rede unterbrochen, welche er in der Küche über die Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge, mit besonderer Rücksicht auf den Verlust seines Freundes Thomas, hielt.

„Trage den Ueberrock des Herrn, seinen Shawl und seine wollenen Handschuhe auf die Bank, Jakob," sagte Mrs. Bartlet. „Nimm auch gleich den Regenschirm mit, und eile so viel als möglich."

Froh, daß er eine Gelegenheit fand, die Scene der Volksaufregung selbst mit ansehen zu können, und zwar um so mehr, als er kein Geld besaß, welches bei der Veranlassung gefährdet wurde, beeilte sich Jakob, den erhaltenen Befehlen mit einer Behendigkeit nachzukommen, die sonst an ihm sehr zu vermissen war; denn er gehörte zu derjenigen Klasse von Menschen, die mit so wenig Mühe und Anstrengung als möglich durch das Leben zu gehen wünschen. Nichtsdestoweniger fand er, wie die meisten seiner Mitmenschen, ein geheimes Vergnügen daran, die Leiden Anderer mit anzusehen, von denen er nicht berührt wurde, — eine Neigung, die in der menschlichen Natur schwer zu erklären ist, aber von deren Regung sich Wenige ganz frei fühlen werden.

Sobald er fort war, trat Helene vom Fenster zurück und setzte sich neben ihre Mutter, welche sehr bleich, aber äußerlich ruhig war.

„Glaubst du, daß Richard Recht hat, Mama?“ fragte sie.

„Es ist nur zu wahrscheinlich, Helene; ich fürchte, es wird so sein. Was aber auch geschehen möge, meine Kinder, ich bitte Euch, laßt Euren Schmerz nicht sehen, sondern bemüht Euch vielmehr, Euren Vater zu trösten und aufzurichten; denn sollte es sich wirklich so verhalten, wie wir leider Grund genug haben zu fürchten, so wird er alles Trostes bedürfen, den wir ihm geben können.

„Ist es nicht möglich,“ bemerkte Laura mit Thränen in den Augen, „daß diese Unruhe und Bestürzung ihn nur um anderer Personen willen ergriffen hat, und sich auf seine eigenen Angelegenheiten gar nicht bezieht?“

Alle erfaßten diesen Gedanken und klammerten sich so angstvoll daran fest, wie man sagt, daß ein Ertrinkender nach einem Strohhalm greife. Endlich kam Richard zurück, aber nicht mit seinem gewöhnlichen leichten Schritte und dem heiteren Lächeln, das sonst an ihm zu bemerken war, sondern mit so tief niedergeschlagener Miene, daß jede bisher genährte Hoffnung, das Unglück möchte nicht so groß sein, wie befürchtet worden, bei seinem Anblicke schwand.

„Wo ist der Vater, Richard?“ fragte Mrs. Bartlet mit zitternden Lippen.

„Er wird sogleich hier sein,“ lautete die Antwort, aber mit einem so veränderten, hohlen und verzweiflungsvollen Tone, daß die beiden jungen Mädchen unwillkürlich aufschrieen.

„Ist deine Vermuthung richtig?“ fragte Helene.

„Leider ja,“ antwortete er, in einen Stuhl sinkend, und bedeckte sein Gesicht mit den Händen, um die Thränen zu verbergen, deren er sich schämte, obgleich er sie nicht zurückhalten konnte. Einige Minuten lang herrschte eine tiefe, traurige Stille, bis endlich Richard mit leidenschaftlichem Schmerze in die Worte ausbrach:

„Mutter! Mutter! Wie wirst du diesen Schlag ertragen können?“

„Mit Geduld und Ergebung, mein lieber Sohn. Wie viel beträgt die Summe?“

„Fünfzehn tausend Pfund.“

„Fünfzehn tausend Pfund?“ wiederholte sie mit leiser, fast brechender Stimme. Sie wußte, daß Alles, was sie besaßen, nicht genügend sein würde, um eine solche Summe aufzubringen und der Schlag war deßhalb zu hart, als daß sie seine Wirkung hätte ganz verbergen können; aber sich dennoch, so viel es ihr möglich war, sammelnd, fügte sie ruhiger hinzu: „Es ist eine schwere Prüfung, doch sie fällt auf uns alle. Wir müssen uns bemühen, sie uns gegenseitig und besonders dem Vater zu erleichtern, der ihr Gewicht am meisten empfinden wird. Unsere Pflicht ist es jetzt, unser eigenes Trübsal zu vergessen und Alles zu thun, was wir können, um ihm die Last des Unglücks weniger schwer zu machen, damit er nicht darunter erliege.“

Ihre Worte waren nicht vergeblich gesprochen, sondern fanden ein kräftiges Echo in der Brust ihrer Kinder. So ließ das Verschwinden der sonnigen Strahlen des Glücks den glänzenden Stern häuslicher Liebe in seiner ganzen Klarheit hervortreten.

Die mißlichen Verhältnisse der Bank von Williams und Torrens in Middleburn waren, wie gewöhnlich, bedeutend übertrieben worden. Daß man die Zahlungen eingestellt hatte, war allerdings richtig, aber unter welchen Umständen dies geschah und wie groß die Insolvenz war, wußte Niemand. Mr. Williams dachte nicht daran, mit dem Gelde davon zu gehen, und eben so wenig Mr. Torrens, sich zu erschießen; sondern Ersterer befand sich ganz ruhig in einem Gasthofe in London und brachte den größeren Theil seiner Zeit damit zu, Briefe zu schreiben und Berathschlagungen mit anderen Geschäftsleuten zu halten, während Letzterer, statt sich auf eine so eilige und unbehagliche Weise in die andere Welt zu spediren, mit seinem Buchhalter in einem Hinterstübchen des Bankgebäudes, wo sie durch den äußeren Lärm nicht gestört wurden, viel angenehmer und nützlicher bei einem guten Frühstück und der Berechnung langer Zahlenkolonnen beschäftigt waren, welche seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schienen.

Das laute Geschrei der das Haus umgebenden Menschenmenge mochte folgenden Grund haben. Das Haus Williams und Torrens hatte seit langen Jahren die Gewohnheit, kleine Deposita von Marktleuten und anderen ähnlichen Personen gegen einen gewissen Prozentsatz anzunehmen; und da viele von ihnen, namentlich Weiber, die Meinung hegten, daß dieselben Geldstücke, welche von ihnen deponirt worden waren, in besonderen Kasten aufbewahrt würden,

so glaubten sie, daß, wenn sie nur in die Bank dringen könnten, es ihnen gelingen würde, die Rückerstattung derselben zu erlangen, sofern nicht Mr. Williams wirklich mit der ganzen Baarschaft davon gegangen sei. Allein der lärmende Theil der von diesem Unfall Betroffenen enthielt nicht gerade Diejenigen, welche am meisten zu bemitleiden waren. Es befanden sich Manche dort, deren stille Thränen und verzweiflungsvolle Blicke wirklich herzzerreißend waren, obgleich in den meisten Fällen der Verlust dieser Unglücklichen sich kaum auf zehn Pfund belief. Unter ihnen war eine arme Frau, die seit vielen Jahren ein Mal wöchentlich Butter auf den Markt gebracht und durch große Sparsamkeit und lange Entbehrungen sich endlich die Summe von zwölf Pfund pfennigweise gesammelt hatte. Sie erschien ihr als ein unerschöpflicher Schatz und sollte eine Hilfsquelle sein, wenn Krankheit oder sonstiges Unglück über sie käme. Mit bitterem Schmerze gedachte sie jetzt des Stolzes, mit dem sie ihren kleinen Vorrath sich hatte vermehren, das Kupfer in Silber und das Silber in Gold verwandeln sehen. Das Gesicht mit der Schürze bedeckend, saß sie den ganzen Tag auf einer Treppe dem Bankhause gegenüber, in der vergeblichen Hoffnung, daß sich endlich die Thüren öffnen würden; als aber der Abend kam, und sie noch immer geschlossen blieben, ging sie endlich mit kummervollem Herzen nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Schwarzen und in das Schwarze.

(Fortsetzung.)

Nachdem Henri das kleine Zimmer, was schnell geschehen, in Augenschein genommen hatte, ging er, mit seinem Leidensgefährten Bekanntschaft zu machen. Er klopfte an, und auf ein ziemlich kurzes „Herein" trat er in ein Zimmer ganz wie das seinige, nur mit weniger Sorgfalt eingerichtet. Den Inhaber, einen jungen Officier von sehr einnehmendem Aeußern, fand er am Tische sitzen, den Kopf in die Hand gestützt, ziemlich verstimmt. Er stand auf, ging dem Eintretenden entgegen, beantwortete die heitere und herzliche Begrüßung lau, wenn auch höflich, und schien wenig Lust zu bezeigen, sich mit dem Gefährten einzulassen. Henri ließ sich jedoch nicht abschrecken, und schon am Abend saßen Beide in Henri's Zimmer, der Officier auf dem bequemen Stuhl des Obristen, der Student auf dem Fußende des Bettes. Die Pfeifen waren im Gange und das Gespräch im heitersten Zuge.

Eduard v. M., so hieß der Lieutenant, war zwar zusammengeschreckt, als Henri sich ihm nannte, hatte aber doch der heitern Liebenswürdigkeit seines Gefährten nicht widerstehen können, und nur wenn dieser ihn nach dem Grunde seiner Gefangennehmung fragte, brach er ab und gab ausweichende Antworten. Henri merkte das und berührte diesen Punkt nicht weiter.

In wenig Tagen waren die Beiden die besten Freunde. Henri hatte Eulenspiegeleien seiner Schulzeit erzählt, Eduard von seinem Leben unter den Kameraden berichten müssen. Sie hatten keine Geheimnisse mehr, nur über ihre Gefangennehmung sprachen sie niemals. Henri scheute sich, die Schande und Beleidigung, die seine Familie, wie er meinte, erlitten, auszusprechen, und Eduard schwieg nun einmal über diesen Gegenstand.

Einmal ließ doch der junge Student ein Wort fallen, daß er glaube, man hielte ihn gefangen, um ihn an einem Duell zu hindern, das für seine Ehre unvermeidlich gewesen wäre.

„Auf Pistolen oder auf Klinge?" fragte Eduard.

„Auf Pistolen," erwiderte Henri, „und gewiß, ich hätte meinen Gegner niedergeschossen, wenn ich nicht selbst auf dem Platze geblieben wäre."

„So sind Sie Ihres Schusses sicher?" fragte Eduard.

Henri erröthete und mußte gestehen, daß er niemals eine Pistole abgedrückt hätte, da es auf dem Alumnate streng verboten gewesen wäre, Waffen zu führen.

Als nun Eduard erzählte, daß er für einen der besten Pistolenschützen in der Armee gelte und auf 25 Schritte die einzelnen Augen in der Karte niemals fehle, konnte Henri dem Verlangen nicht widerstehen, sich in dieser Kunst von dem Freunde unterweisen zu lassen. Der Commandant, an den er sich sofort wendete, hatte zwar mancherlei Bedenken, die Pistolen auszuhändigen; aber bei einem Besuche, den er dem jungen Freunde abstattete, wußte dieser durch Schmeicheleien und Ver-

sprechungen seine Bedenken so zu besiegen, daß nach dem feierlich gegebenen Worte der beiden Gefangenen, jede Unvorsichtigkeit zu vermeiden, die ein Unglück herbeiführen könnte, der alte Herr der königlichen Ordre eine so weite Ausdehnung gab, daß am andern Morgen der Aufwärter einen Kasten mit zwei schönen Pistolen nebst Pulver, Blei und Kugelform überbrachte.

Während Eduard nun die Kugeln goß, malte Henri eine saubere Scheibe, die er an die Palissadenwand befestigte, und die Lehrstunden und Uebungen begannen.

Jede Kunst ist schwer, und trotz der Unterweisungen, mit denen sich Eduard alle Mühe gab, konnte Henri nicht so schnell, als er gehofft hatte, eine Geschicklichkeit und Sicherheit gewinnen, und der Freund versicherte ihn ein Mal über das andere, er könne Gott danken, daß aus seinem Duell nichts geworden; denn wenn er nur einen irgendwie geübten Gegner mit halb so viel feindlicher Gesinnung, als er selbst zu hegen scheine, gefunden hätte, so könnte es nicht fehlen, daß der Raum, den er jetzt bewohnen, und den ihm der Schreiner gefertigt haben würde, noch viel beschränkter sein müsse, als der, den ihm die Gnade Sr. Majestät angewiesen; worauf denn Henri erwiderte, daß er noch gar keine Lust verspüre, so eng gebettet zu sein, schon weil er dann die Gesellschaft entbehren müsse, die ihm diesen Ort lieb und angenehm mache.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Wenn Einer, der dir überlegen, vor dir spricht,
Wenn du's auch besser weißt, so widersprich ihm nicht!

Ein Mann, wenn er nicht ist der eig'nen Zunge Hüter,
Vermag noch weniger zu hüten and're Güter.

Wird Scherz und Spott zu weit getrieben,
So sind sie ein gefährlich Schwert,
Das Denen, die im Spott sich üben,
Oft plötzlich seine Spitze kehrt.

Verschiedenes.

(Ein ungerathenes Kind). Dieser Tage kam das Söhnchen eines Fondspekulanten mit sehr geschwollener Backe aus der Schule. Von der zärtlichen Mutter angstvoll befragt, was das zu bedeuten habe, erwiederte Philippchen harmlos: „Ach Gott, Mama, wir haben Krieg gespielt und ich war Garibaldi!“ — „Gott soll sich erbarmen!“ rief plötzlich der durch den Weltkrieg sehr unangenehm in seinen „Papierchen“ berührte Vater aus, „die Nationale stehen auf 41 und mein leibliches Kind stellt Garibaldi vor!“ Nur mit Mühe gelang es, den Tiefempörten zu verhindern, den revolutionären Geist Philippchens in der Form einiger Püffe zu bannen.

Ein Bauer ging an einem Arsenal vorbei und fragte, wie denn eigentlich eine Kanone gemacht würde? Der Gefragte antwortete ernst: Man nimmt ein Loch, macht etwas Messing darum und die Kanone ist fertig.

Rußlands größter Kaiser und Bildner, Peter der Große, hatte ein sehr lebhaftes, ja stürmisches Temperament, so daß er leicht gegen Sitte und Herkommen verstieß. Einst trat er als Matrose gekleidet in die Versammlung des Senates. Da erhob sich sein Liebling, der Senator Matmejeff, und sagte ihm, daß es eine so hohe und feierliche Körperschaft beleidige, wenn er in so nachlässigem und unziemlichem Anzuge in ihr erscheine. Peter entfernte sich, schwankend zwischen Unmuth gegen den Senator und gegen sich selbst. Er erzählte den Vorfall seiner Gemahlin Katharina, die er oft um Rath fragte. „Entsetze den kühnen Tadler seines Amtes,“ rieth diese. „Ich darf es nicht,“ entgegnete der Kaiser, „wer soll mir die Wahrheit sagen, wenn ich ihn nicht mehr habe!“ Nie erschien Peter wieder in unangemessenem Anzuge vor dem Senate und Matmejeff behielt sein Vertrauen.

Auflösung der Charade in Nr. 87:
Fersengeld.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 89. Dienstag, den 26. Juli **1859**

Die Caution.

Humoristisches Gedicht (Gedanken eines Mädchens).

Es zieht in abgemessnem Schritte
Zuerst die Infantrie vorbei;
Es läßt der Lieutenant, wie zur Bitte,
Die kühnen Blicke schweifen frei.
Ich will mich ihm dann freundlich zeigen,
Mich lächelnd gegen ihn verneigen; —
Doch schreckt mich wieder ab davon
Die Fünfzehntausend-Caution.

Mit leichtem Tschako kömmt der Jäger,
Er trägt der Hoffnung zartes Grün;
Da schlägt mein kleines Herzchen reger,
Und purpurroth die Wangen glühn;
Doch Ein Gedanke dämpft das Schlagen,
Er hilft die Röthe schnell verjagen:
Ich denk an den verhaßten Ton
Der Fünfzehntausend Caution!

Umfangend hält mit starkem Arme
Im Tanze mich der Kanonier;
Als ich an seiner Brust erwarme,
Da rufet schnell die Mutter mir;
Sie fährt mich an mit hartem Tadel
Und spricht: „Ist er auch gleich von Adel,
Bedenk' — (er ist ein jüngrer Sohn) —
Die Fünfzehntausend Caution"!

So oft mit purpurnem Collette
Die Chevauxlegers vorüberziehn,
So spornt zur rasenden Courbette,
Daß rings die Steine Funken sprüh'n,
Sein Pferd vor mir ein schlanker Reiter. —
Doch auch bei diesem heißt es leider: —
Hast, Liebchen, du gerüstet schon
Die Fünfzehntausend Caution?

Am schönsten sind die Cürassiere,
Sind Ritter noch aus alter Zeit
Und ohne alles Modgeziere;
Der schöne Harnisch ist ihr Kleid.
Doch wenn auch sie mir Treue schwören
Und fast mein armes Herz bethören,
So rauben alle Illusion
Die Fünfzehntausend Caution!

Drum rathe ich euch Mädchen allen,
Liebt niemals einen Offizier:
Bedenkt, wenn sie euch auch gefallen,
Es blüht kein Myrthenkranz euch hier.
Der Infantrist, die Kanoniere,
Die Chevauxlegers und Cürassiere,
Sie lieben nur um hohen Lohn,
Um Fünfzehntausend Caution!!!

Neustadt. X. Y. Z.

Das Weihnachtsfest.

(Fortsetzung.)

2.

Mr. Bartlet hatte bisher im Leben viel Erfolg gehabt, aber er verdiente es auch, denn er war unermüdet fleißig, geschickt, streng rechtlich und sehr mäßig. Dazu kam, daß er so glücklich war, eine Frau zu besitzen, die mit seinen Ansichten stets harmonirte und bereit war, innerhalb der Gränzen ihres Einkommens zu leben. In den ersten Jahren ihrer Ehe war dieses Einkommen sehr beschränkt gewesen; allein sie hatten dennoch gewußt, sich damit einzurichten, gaben keine Gesellschaften, tranken keinen Wein und hielten nur e i n e Magd. Diese Zeiten der Beschränkung waren jedoch lange vorbei, und als ihre Kinder heranwuchsen, konnten sie bereits, gleich andern Familien, jeden Sommer einige Wochen am Seeufer zubringen und Freunde in ihrem Hause gastfrei bewirthen, ohne dadurch ihre Kräfte zu überschreiten. Je-

dermann pflegte dann zu sagen, „Bartlet hat viel Glück gehabt;“ aber richtiger wäre gewesen: „Bartlet hat klug und weise gehandelt.“

Seine Familie bestand jetzt aus nur einem Sohne, dem ältesten Kinde, und fünf Töchtern, von denen die drei jüngsten sich noch im Kindesalter befanden. Richard, welcher den Beruf seines Vaters erwählt hatte, war einem sehr berühmten Rechtsanwalt in London, Mr. Perrin, als Lehrling übergeben worden, dessen Sohn, in gleichem Alter mit ihm stehend, sein Schulgenosse gewesen war; und da zwischen Beiden von jeher eine große Freundschaft bestanden hatte, so nahm Mr. Perrin keinen Anstand, den jungen Bartlet nicht nur in sein Büreau, sondern auch in sein Haus aufzunehmen und ihn wie einen Sohn zu behandeln. Er hatte keine Töchter, aber Mrs. Perrin hatte fast fortwährend junge Damen als Gäste bei sich. Diese Einrichtung gefiel ganz besonders den jungen Männern, und sie verloren auch keine Zeit, sich aus ihnen die Dame ihres Herzens zu erkiesen. Richards Wahl fiel auf Emma Ray, eine liebenswürdige junge Dame, deren schöne blaue Augen und sonniges Lächeln ihm die ganze Welt in einem neuen Lichte erscheinen ließen. Auch machte er bald die Entdeckung, daß seine Verehrung nicht ungern gesehen wurde; allein, da die schöne Emma erst neunzehn Jahre alt war, und er auch seine Lehrzeit bei Mr. Perrin noch nicht ganz beendigt hatte, so kamen sie überein, daß den Eltern der jungen Dame nicht eher Etwas von ihrer gegenseitigen Neigung gesagt werden sollte, als bis Richard eine selbständigere Stellung gewonnen haben würde und er seinen Antrag mit mehr Aussicht auf eine günstige Annahme machen könnte. Das Perrin'sche Ehepaar sah zwar recht wohl, was vorging, allein sie hatten den jungen Bartlet lieb und waren aus diesem Grunde eher geneigt, das Verhältniß zu begünstigen, als ihm hindernd in den Weg zu treten. Indem sie sich deßhalb den Schein gaben, als sähen sie Nichts, ließen sie der Sache ihren Lauf.

Der noch übrige Theil von Richards Lehrzeit floß wie ein schöner Traum dahin. Auf Veranlassung der Frau vom Hause fanden in der Perrin'schen Familie häufig kleine Abendgesellschaften mit Musik, Tanz und dergleichen statt, die für junge Liebende so reizend sind, bis endlich der Zeitpunkt heran kam, wo Richard in eine höhere Stellung überging. Er war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt, und überhaupt ein junger Mann von einnehmendem Aeußern, feingebildeten Manieren, geschickt in seinem Berufe und von unverdorbenem Gemüthe. Die Einwilligung seines Vaters zur Bewerbung um Emma Ray's Hand hatte er bereits erhalten, und außerdem von Mr. Perrin die Zusage, nach Ablauf von sechs Monaten, während deren er seine Dienste noch unentgeltlich zu leisten hatte, Theilhaber am Geschäft zu werden. Mit so empfehlenden Creditiven versehen, fühlte der feurige Liebhaber hinreichenden Muth, seinen Antrag beim Vater der Geliebten vorzubringen. Mr. Ray war einer der renommirtesten Aerzte in London, und als ein stolzer aufgeblasener Mann allgemein bekannt. Allein er war nicht reich, denn, gleich vielen seiner Amtsbrüder, hielt er es für unerläßlich, auf einem großen Fuße zu leben, durch den sein Einkommen bis zum letzten Pfennig erschöpft wurde. Dieser Umstand mochte ihn bestimmen, obgleich Emma sein einziges Kind war, dem Antrage des jungen Rechtsgelehrten weniger Schwierigkeiten entgegen zu stellen, als man hätte erwarten können; und nachdem mit Mr. Bartlet, dem Vater, mehrere Briefe gewechselt worden waren, ließ er sich sogar herab, seine förmliche Einwilligung zu geben, wobei er jedoch nicht unterließ, den jungen Bartlet deutlich fühlen zu lassen, daß es wirklich eine Herablassung sei. Die Mutter, Mrs. Ray, kam nicht dabei in Betracht; des Gemahls Wille war ihr stets Gesetz. Sie gehörte zu jenen unempfindlichen Wesen, die sich um Alles, was um sie vorgeht, so wenig als möglich kümmern, und gab die Einwilligung zur Verbindung ihrer Tochter mit derselben Gleichgiltigkeit, mit der sie ihren Widerspruch dagegen erklärt haben würde, wenn dies der Wille ihres Herrn und Gemahls gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Schwarzen und in das Schwarze.

(Fortsetzung.)

Zwischendurch hatte Eduard doch trübe Stunden, in denen er in sich gekehrt und schweigend in seinem Zimmer saß; und einmal in einer besonders ernsten Stimmung vertraute er dem

Freunde, der ihn vergebens aufzuheitern suchte, daß er liebe, und daß der größte Kummer, den ihm seine Gefangennehmung bereite, der sei, daß er sich nicht vorher mit der Dame seines Herzens für ewig hätte binden können, da es nur des letzten Wortes bedurft hätte und er nun fürchten müsse, sie hielte sein Schweigen für ein Zurückziehen.

„Warum schrieben Sie nicht?“ fragte Henri.

Eduard zuckte die Achseln. „Ich habe gelernt den Degen zu führen, das wildeste Pferd zu reiten, ich verstehe meinen Dienst aus dem Grunde“, sagte er, „auch hat der Hofmeister, den mein Vater mir hielt, mich im Lesen und Schreiben und in der Historia unterwiesen, das ist aber lange her und wenig kleben geblieben. Einen zierlichen Liebesbrief würde ich nun schon nimmer zu Stande bringen.“

„Ah“, rief Henri, „den wollen wir schon fertig bekommen, dafür lassen Sie mich sorgen, und bestimmen Sie nur, ob er deutsch, französisch, lateinisch oder griechisch abgefaßt sein soll.“

Eduard meinte, deutsch thäte es schon, wenn nur hie und da einige expressions in französischer Sprache eingestreut wären, und nahm das Anerbieten an.

Henri unterwies ihn nun über Form und allgemeinen Inhalt, worauf der Freund meinte, er wolle das Ding lieber erst in Brouillon aufsetzen und dann mit ihm besprechen.

Henri steht vor der Thüre, der Scheibe gegenüber, ladet, zielt und schießt, aber mit jedem Schuß wird er ungeduldiger und hastiger. Er sucht die Kugel vergebens im Schwarzen, oft sogar in der Scheibe.

Eduard sitzt im Zimmer, vor sich einen großen Bogen Papier. Er kratzt sich hinter's Ohr, taucht die Feder ein; aber oft ist sie wieder trocken, ehe er ein Wort geschrieben hat. Er schreibt, kaut an der Feder, beißt auf die Nägel und streicht wieder aus, was er mühsam schrieb.

So vergeht ein halber Morgen. Endlich mit einem Gesicht, das deutlich verräth, wie er selbst wenig Zutrauen zu seiner Arbeit hat, in der Hand einen Bogen Papier voller Klexe, Striche, unleserlicher Worte tritt Eduard heraus zu dem Freunde, den er wider seine Gewohnheit verstimmt findet.

„Nicht ein einziges Mal in's Schwarze getroffen, kaum einen Ring“, ruft ihm Henri entgegen. „Zehn Mal bin ich in Versuchung gewesen, die verwünschte Pistole gegen die Bastionwand zu schleudern.“

Eduard verschweigt, daß er dem Tintenfaß mehr als ein Mal ein gleiches Loos zugedacht hatte, und suchte ihn zu beruhigen. „Wenn Sie so aufgeregt sind“, sagt er, „wird's freilich nicht gehen; Ihre Hand zittert, Sie müssen wenigstens eine Stunde aussetzen.“

„Ah, bringen Sie Ihren Brief?“ ruft Henri. „Lassen Sie doch sehen.“

Er legt die Pistole fort und nimmt dem fast widerstrebenden Eduard das Papier aus der Hand. Mit Mühe und nur nach vielen Fragen entziffert er einzelne Worte, dann bricht er in ein schallendes Gelächter aus.

Eduard, beleidigt, will ihm das Papier aus der Hand reißen, Henri hält es in die Höhe.

„Sagte ich es nicht?“ ruft der junge Offizier, „ich kann das einmal nicht, und werde es nie lernen. Aus dem schwarzen Faß heraus werde ich niemals etwas Gescheidtes ans Licht fördern.“

„Warum nicht?“ erwiderte Henri, „das ist leichter, als in's Schwarze, womit ich nun einmal nicht zu Stande komme.“

Nun sprechen sich die Freunde Muth ein; Henri läßt sich noch einmal die Hand führen, schießt noch einmal nach der Anleitung des Freundes und trifft — wenn auch nicht ins Schwarze, doch nahe an die Grenze.

„Jetzt sagen Sie aber, was ist denn an meinem Briefe so verkehrt?“ fragte nach einer Weile Eduard.

Henri setzt sich auf die Bank, Eduard neben ihn, über die Schulter ins Papier sehend, berichtigend, erklärend, und nun lesen sie:

„Donnerwetter, meine Gnädigste, müssen Sie mich nicht für einen verfluchten Kerl halten, der Dero ganzen und gerechten Zorn meritiret —“

„Fängt man so einen Liebesbrief an?“ platzt Henri heraus, seiner Fassung nicht mehr mächtig. „Ueberlassen Sie mir das, ich werde das Schreiben aufsetzen.“

(Fortsetzung folgt.)

Soldatenlied.

(Schnaderhüpfeln.)

Am Rhön und im Spessart
Ist's frostig und kalt,
Und wer in die Pfalz kommt
Hat 'n Schätzel gar bald.

Die Madle hab'n Bäckle
Wie Milch und wie Blut,
Zwei schelmische Aeugle
Und sind doch so gut

Mein' Hausleut' sind artig
Und liebreich gesinnt,
Sie halten mich grad wie
Die Eltern ihr Kind.

Sollt ausquartiert werden
Nach Vorschrift und Brauch,
Da standen dem Töchterlein
Die Thränen im Aug'.

Der neue Mann vertauschte
Sein Billet mit mir,
So kam ich denn wieder
Ins alte Quartier.

Die Sonn' brennt gewaltig
Im pfälzischen Land,
Die Hitz' wird noch größer,
Ist die Lieb' erst entbrannt.

Ein schmucker Soldat macht
Viel Herzen betrübt,
In den sind die Madle
Gleich sterblich verliebt.

Mein Madel in Franken
Ist ruhig und denkt,
Ein Männerherz wird ja
Nur ein Mal verschenkt.

Sie rief noch beim Abschied:
„Mußt öfters mir schreib'n!"
So lang ich kein Geld brauch,
Da laß ich's schon bleib'n.

Herr Hauptmann hat b'fohlen:
„Die Hieb gut parirt!"
Doch hat mich ein Pfälzer
Ganz flott ausgeschmiert.

Der Pfälzer war jung noch
Vom Bacchus ein Sohn,
Doch trug ich vom Hiebe
Kein' Narbe davon.

Im Weinland ist d'r Himmel,
Im Holzland die Höll',
Im Weinland fließt 's Fässel,
Im Holzland die Quell.

Jetzt geh' ich auf Urlaub
Nach Franken am Main,
Und schreib Euch, Ihr Pfälzer,
In's Herz mir hinein.

Und hängt dort mein Madel
Mir innig am Hals,
So will ich ihm sagen:
's gibt doch nur ein' Pfalz!

Dürkheim, 21. Juli 1859.

Verschiedenes.

„Nicht alle Kugeln treffen," ist ein altes Sprichwort. Was wäre auch das Loos des Soldaten, wenn jeder Schuß sein Ziel fände? Ein wunderbares Beispiel von dem Schicksal einer Kugel erzählt die Ostdeutsche Post. Ein verwundeter Offizier, der sich jetzt in Wien befindet, hat einen Schuß bekommen, der, das Fleisch des linken Schenkels durchdringend, in den rechten drang, hier aber auf die Börse stieß, welche der Getroffene in der Tasche trug, und in welcher sechs Napoleondor dicht neben einander lagen. Die Kugel fuhr in das Gold hinein, schmolz dieses zu einem Klumpen zusammen und blieb darin stecken.

Ein gefangener Elsässer, Cavallerist, welcher durch Laibach gebracht wurde, erzählte, auf welche originelle Weise er in Gefangenschaft gerathen sei. Er hatte einem Husaren das Pferd unter dem Leibe erschossen. Da, mit einem Male, ohne daß er weiß, wie es geschehen, sitzt plötzlich der Husar hinter ihm auf dem Pferde, entreißt ihm Zügel und Säbel, und fort gehts im Galopp in die Reihen der Oesterreicher. Auch gewiß ein kühnes Reiterstück!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 90. Donnerstag, den 28. Juli 1859.

Das Weihnachtsfest.

(Fortsetzung.)

Richard kehrte also glücklich in der Gegenwart und mit glücklichen Aussichten in die Zukunft nach Hause zurück. Allein es gab einen Umstand, der sein Glück doch in Etwas trübte, und dieser bezog sich darauf, daß seine Lieblingsschwester Helene verlobt war und binnen Kurzem in den heiligen und ehrbaren Stand der Ehe treten sollte. Nicht daß er diesen Schritt an und für sich selbst mißbilligte, denn er war vielmehr der Meinung, daß der Mensch nichts Besseres thun könne, als sich verheirathen; allein er hielt dafür, daß seine Schwester keine richtige Wahl getroffen habe, und Das war es, was ihn betrübte. Die fragliche Person war Mr. Georg Beckwith, ein Ingenieur und Sohn des Dr. Beckwith, des ersten Arztes in Middleburn. Richard liebte den jungen Mann nicht; allein es mochte ihm vielleicht selbst nicht recht klar sein, ob dies in Mangel an Achtung seinen Grund hatte, oder ob er vielleicht nur deßhalb gegen ihn eingenommen war, weil er einem Anderen im Wege stand, den Richard als Schwager ihm bei weitem vorgezogen haben würde. Helene neigte sich natürlich zu der letzteren Annahme, und um ihretwillen gab er sich Mühe, seinen Widerwillen zu bekämpfen. Dessenungeachtet konnte er es nicht über sich gewinnen, den zukünftigen Gatten seiner schönen und geliebten Schwester anders als mit Kälte zu betrachten, in Folge dessen der junge Beckwith ihn mit einem Stolz behandelte, der wenig geeignet war, ein freundliches Verhältniß zwischen den jungen Männern herzustellen.

Richard hatte nämlich die Hoffnung genährt, daß Helene ihre Neigung einem ehemaligen Schulkameraden von ihm zuwenden würde, an dem er mit fast brüderlicher Liebe hing, und dessen Vater ein wohlhabender Farmer in der Nähe von Middleburn war. Archibald Stanway, so hieß er, war der einzige Sohn und Erbe desselben, so daß seine Aussichten glänzend zu nennen waren. Seine Liebe zu Helene Bartlet datirte sich aus jener Zeit, wo er, als ein scheuer, unbeholfener Knabe von ungefähr fünfzehn Jahren, seinen Schulfreund Richard während der Ferien zu besuchen pflegte. Die übertriebene Blödigkeit seines Wesens war ihm nicht günstig; denn die Mädchen pflegten über ihn zu lachen, und allerhand Späße auf seine Kosten zu treiben, um des Vergnügens willen, sein verlegenes Gesicht zu sehen; und wenn er es ja ein Mal versuchte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, so geschah es in einer so furchtsamen und zaghaften Weise, daß das Gelächter über ihn nur um so stärker wurde. Diese Art von Verkehr ist natürlich nicht geeignet, einen zärtlichen Eindruck auf das Herz einer jungen Dame zu machen, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit ihr zahlreiche Anbeter verschaffen mußten. Obgleich Helene Bartlet daher dem guten Charakter und Herzen Archibald Stanway's volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, so hatte sie seinen Hoffnungen als Liebhaber nie Nahrung gegeben; und als der hübsche, dreiste und zuversichtliche Georg Beckwith mit in die Reihe der Bewerber trat, sah der arme Archibald augenblicklich, daß er neben einem solchen Nebenbuhler nicht mehr die geringsten Hoffnungen hegen könne, und besuchte deßhalb das Bartlet'sche Haus nicht länger. Er bemühte sich, seinen Kummer durch verdoppelte Thätigkeit in der Bewirthschaftung des väterlichen Besitzthums zu unterdrücken; allein eine so tief gewurzelte Neigung ließ sich in wenigen Tagen nicht ausrotten, und er

härmte sich deßhalb lange im Stillen über das Versinken aller seiner schönen Hoffnungen.

Dies war der Stand der Verhältnisse bis zu jenem Tage, an dem der Fall der Bank in Middleburn eine eben so plötzliche als unerwartete Veränderung derselben verursachte. Richard fühlte, daß es ein Todesstreich für alle seine Pläne zukünftigen Glückes war; denn obgleich er nicht glaubte, daß Umstände irgend einer Art jemals die Liebe seiner angebeteten Emma zu ihm vermindern würden, so wußte er doch recht wohl, daß ein Widerruf von Seiten ihres Vaters die gewisse Folge seiner veränderten Glücksumstände sein werde. Aber ungeachtet dieser trüben Ahnungen vergaß er die Ermahnung seiner Mutter nicht und kämpfte hart, um die Last seines eigenen Kummers mit Geduld zu tragen, und durch keinen Tropfen den bitteren Kelch seines Vaters zu vermehren. Der unglückliche Mann war in der That so gänzlich zu Boden geschmettert, daß er zu handeln, oder selbst zu denken, völlig unfähig erschien. Dann trat eins jener oft gesehenen Beispiele ein, daß nämlich weibliche Seelenstärke sich in der Stunde der Trübsal als erhaben über die des kräftigeren Geschlechtes bewies. Mrs. Bartlet erkannte augenblicklich in voller Klarheit, was zu thun sei, und zauderte keinen Augenblick, danach zu handeln. Das Erste und Wichtigste war, an Lord de Vere zu schreiben und alle Umstände der strengsten Wahrheit gemäß, ohne den geringsten Versuch von Beschönigung, anzugeben, unter denen der Verlust erfolgt war. Diesem mußte eine genaue Angabe der Mr. Bartlet zu Gebote stehenden Hilfsquellen beigefügt werden, welche nach Richards Berechnung zur Aufbringung und Erstattung des verlorenen Kapitals ausreichend waren.

„Aber wenn ich Alles fortgebe,“ sagte der unglückliche Mann, „was soll dann aus meinen Kindern werden?“

„Daran müssen wir später denken,“ erwiederte ruhig seine Frau. „Was wir jetzt zu thun haben, ist, Lord de Vere zu beweisen, daß, so unklug es auch immer gewesen sein möge, von seinen Instructionen abzuweichen, deine Rechtlichkeit doch in keinen Zweifel gezogen werden dürfe.“

„Ja, du hast Recht, Mutter,“ sagte Richard, „das muß um jeden Preis und ohne den geringsten Verzug geschehen. Das Land können wir mindestens für fünftausend Pfund verkaufen.“

„Das Land?“ rief der Vater. „Mein Gott, es sollte dein Heirathsgut sein, mein Sohn!“

„Darauf kommt es jetzt nicht an, lieber Vater; es muß fort. Dann sind noch einige Tausend in Staatspapieren vorhanden.“

„Viertausend.“

„Das macht neun. Dann ist auch die Versicherungspolice für dein Leben da.“

„Mein Gott, mein Gott!“ rief Mr. Bartlet, in trostlosem Schmerze seine Hände ringend; „wenn auch diese veräußert wird, was soll aus meinem armen Weibe im Falle meines Todes werden?“

„Die Mutter wird keine Noth leiden, so lange ich lebe,“ versetzte Richard mit Festigkeit. „Lieber Vater, deine Ehre muß vor allen Dingen so sicher gestellt werden, daß kein Zweifel darüber herrschen kann, und das ist nicht möglich, so lange ein einziger Schilling von der zu erstattenden Summe zurückbleibt. Der Weg, den wir zu verfolgen haben, liegt klar und grade vor uns; laß ihn uns also ohne Zaudern betreten. Was mich betrifft, so besitze ich Jugend, Gesundheit und, wie ich hoffe, auch genügende Talente und Kenntnisse, um in der Welt fortzukommen. Du besaßest ja auch nicht mehr, als du begannest, lieber Vater.“

„Thue, was dir gut dünkt, mein Sohn; schreibe ihm, was du willst. Aber wie soll ich das Verderben wieder gut machen, das ich über dich, mein armes Kind, und über Euch Alle gebracht habe?“

„Du hast kein Verderben über mich gebracht, mein lieber Vater. Was dir gehörte, war nicht mein; und wenn du die Kraft verloren hast, mir ferner deinen väterlichen Beistand zu leisten, so leidest du dadurch mehr als ich.“

Laura, welche gegenwärtig war und Alles mit schweigender Aufmerksamkeit angehört hatte, bemerkte:

„Lord de Vere ist ein sehr reicher Mann, für den fünfzehntausend Pfund so viel wie Nichts sind. Wer weiß, — vielleicht übernimmt er den Verlust allein.“

„Bis auf den letzten Pfennig wird er die Summe ohne alle Nachsicht eintreiben,“ versetzte der Vater mit bitterm Lächeln. „Ich kenne ihn nur zu gut, — er ist hart wie Feuerstein.“

„Und darin hat er vollkommen Recht," sagte Mrs. Bartlet. „Das Geld gehört ihm, also mag er es auch nehmen. Du hast die Welt mit Nichts angefangen, und bist noch jung genug, um noch ein Mal zu beginnen; warum sollte es dir nicht ferner glücken, wie bisher? Fasse Muth, mein theurer Gatte! Wir müssen das Schicksal tragen, und das einzige Mittel, uns seine Last zu erleichtern, besteht darin, daß wir es mit Festigkeit tragen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Schwarzen und in das Schwarze.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Tagen hatte Eduard, mit Hilfe des Freundes, ein ganz manierliches Billet, freilich, nachdem er es mehr als zehn Mal wieder abgeschrieben, zu Stande gebracht, und Henri hatte einige Mal, zur höchsten Genugthuung seines Lehrers, ins Centrum getroffen.

Dann wurde noch ein Schreiben an die Mutter der jungen Dame aufgesetzt, in dem sie mit den respectvollsten Ausdrücken um ihre Protection und um die Gnade gebeten wurde, einliegende Zeilen in die Hände ihrer Tochter niederzulegen, gesiegelt, adressirt und der Aufwärter mit Bitten und der Beihilfe eines Goldstückes bewogen, den Brief an seine Adresse zu befördern.

Eduard, in der Hoffnung einer baldigen und günstigen Antwort, stand nun auch nicht länger an, dem gütigen Schreiblehrer zu erzählen, wie er auf einer kleinen Reise mit der jungen Dame und ihrer Mutter zusammengetroffen sei, wie er erst beim Abschied den Namen der Mutter erfahren hätte, als sein Herz durch die Liebenswürdigkeit der Tochter längst gefesselt gewesen. Wie er später, nicht ohne Mühe, die Wohnung der Mutter in Berlin ausgekundschaftet hätte, wie er sie aber niemals zu Haus gefunden, und endlich an der Fortsetzung seiner Bewerbungen durch seine Gefangennehmung verhindert worden sei.

Einige Tage später, als Eduard noch schlief, trat der Aufwärter mit sehr geheimnißvoller Miene am frühen Morgen bei Henri ein, und zog ein Billet von Damenhand geschrieben aus der Tasche, das unter seiner Adresse (die Freunde hatten die Antwort unter Adresse des Aufwärters erbeten) am Abend zuvor angekommen sei. Henri eilte jubelnd, das Billet hoch in die Höhe haltend, zum Freunde und weckte ihn mit dem ersehnten Schreiben. Eduard war mit einem Sprunge aus dem Bette, erbrach den Brief in größter Hast, las, was freilich weit langsamer von Statten ging, ließ aber, zum höchsten Erstaunen des Freundes, das Schreiben erbleichend niederfallen. Es enthielt die wenigen Worte von der jungen Dame, die Eduard, als er sich gefaßt hatte, mit bebender Stimme vorlas:

„Sie fügen sich einer höheren Macht; aber ich verschmähe Ihre Hand, die ich, nur aus dem freien Drange des Herzens geboten, angenommen hätte."

Der Brief war nicht unterschrieben, und Eduard warf ihn im ersten Auflodern des Zornes in den brennenden Ofen.

An jenem Tage blieben die Pistolen unberührt in ihrem Kasten und die Freunde überlegten, was zu thun. Henri rieth entschieden, die Liebe aus dem Herzen zu reißen, der unfreundlichen Antwort Verachtung entgegenzustellen. Eduard versicherte, daß er dies nicht könne, erzählte aber, daß eine andere Heirath ihm Reichthum und die Gnade des Königs, ja sofortige Freiheit verspräche. Der aufopfernde Freund, selbst auf die Gefahr, den Kerker des Gefährten geöffnet zu sehen und allein zurückzubleiben, drang dazu, diesen Entschluß zu fassen, und am Abend schieden sie mit der Verabredung, eine Willensäußerung in diesem Sinne zu Papier zu bringen. Der andere Morgen fand Eduard wieder schwankend; am Abend erklärte er, hier müsse ein Mißverständniß obwalten, das er aufklären wolle, und wieder am andern Tage fand ihn Henri so verliebt als je, und fest entschlossen, noch ein Mal an die Geliebte zu schreiben. Das hatte nun allerdings seine Schwierigkeiten. Eduard konnte keinen Brief verfassen, der ihm zu Dank war; Henri entwarf ein Billet nach dem andern, aber immer war es dem Freunde nicht dringend, nicht zärtlich, nicht überzeugend genug und wurde verworfen.

Endlich erklärte Henri verstimmt, er wolle sich gar nicht mehr damit befassen, das ganze Schreiben sei eine Thorheit und er wolle die Hand nicht im Spiele haben. Die Freunde erzürnten sich ernstlich, wurden heftig gegen

einander; Henri verließ das Zimmer des Freundes im höchsten Unmuth. Keiner wollte den ersten Schritt zur Annäherung thun, und sie verlebten den ganzen Tag getrennt. Henri schoß vom Morgen bis zum Abend, und wunderbarer Weise ein Mal über das andere ins Centrum; Eduard dagegen stand nicht auf von seinem Schreibtisch.

Am Abend hatte Henri seine Pistolen verladen und konnte den Schuß nicht wieder herausbekommen. Eduard war fertig mit dem Entwurf seines Briefes, bis auf einige Wendungen, die er nun einmal nicht finden, und einige Worte, deren Orthographie er sich nicht klar machen konnte.

Was half's, man mußte Frieden schließen. Die Einsamkeit ist eine vortreffliche Vermittlerin. Die beiden Freunde haben später niemals erzählt, wer das erste Wort gegeben hat; aber Eduard versprach, die Pistole in Ordnung zu bringen, wenn Henri ihm seinen Brief corrigiren wolle.

Die Bedingung wurde acceptirt, die falsche Ladung wurde, freilich nicht ohne Mühe, herausgezogen, und Henri probirte den ersten Schuß in Gegenwart des Freundes, und schoß so gut, so sicher mitten ins Schwarze, daß der Freund versicherte, er könnte ihn jetzt nichts mehr lehren — als etwa die Pistolen nicht zu verladen.

Nun ging's an den Brief. Henri mußte gestehen, daß er so fließend, so beredt, in so guter Form abgefaßt sei, daß er stolz sein müsse auf seine Lehrstunden, und daß bis auf etwas Weniges in der Orthographie nichts zu wünschen übrig bleibe.

Dies Mal ließ die Antwort lange auf sich warten. Ein Tag verging nach dem andern, der Aufwärter kam aber immer mit leeren Taschen. So war der Mai fast bis zu Ende gegangen und das Gras auf der Höhe der Bastion wallte im Winde, der Buchsbaum hatte frische Triebe gemacht, die Pistolen ruhten im Kasten, Henri traf sicher die einzelnen Nagelköpfe, mit denen er seine Scheibe an der Palissadenwand befestigt hatte, die Uebung hatte dadurch ihren Reiz verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

In der „Allg. Ztg." wird auf ein Mittel hingewiesen, welches wiederholt gegen die Traubenkrankheit angewendet worden ist, und zwar mit günstigem Erfolg. Dieses sehr einfache Mittel besteht darin, daß die kranke Traube in ein Gefäß getaucht wird, das mit Wasser gefüllt ist, in welchem schwarze Seife aufgelöst worden. Die Wirkung ist um so sicherer, je früher sie gegen das Uebel angewendet wird; sie wird verstärkt, wenn auch die angegriffenen Blätter der Rebe mit solchem Wasser besprengt werden.

Denksprüche.

Daß dir nichts fehlen mag, so spare für und für;
Damit du sparen magst, so denk, es fehle dir.

Leben ist Dem leicht, der nicht weiß, oder der vergißt
Sorglos, was vergangen, und was zu erwarten ist.
Nach des Thäters Hingang bleiben seine Thaten stehn
Eine Zeit lang, um nach ihm von hinnen auch zu gehn.

Verschiedenes.

Humboldt's Grabschrift lautet:

Da er Alles umfaßt und erkannt, was in Licht sich bewegt hier,
Stieg er nun auch in die Nacht, weiter zu forschen, hinab.

Die Redaction der „Times" hat ihrem Mitarbeiter Russel, der die Kriege in der Krim und in Indien als Berichterstatter mitmachte und dieser Aufgabe mit eben so viel Muth als Talent nachkam, außer seinem großen Honorar einen lebenslänglichen Jahresgehalt von 200 Pfund (2400 fl.) ausgesetzt!

Ein feuriger Liebhaber liebte so sehr, daß seine Kleider zuweilen in Brand geriethen und er mit den Fingerspitzen seine Pfeife anzünden konnte.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 91. Samstag, den 30. Juli 1859.

Das Weihnachtsfest.

(Fortsetzung.)

Mit solchen Vorstellungen gelang es der guten Frau, den Geist ihres Gatten in so weit zu beruhigen, daß er endlich im Stande war, dem vornehmen Lord einen geraden, männlichen Brief zu schreiben, in welchem er sich keine andere Gunst als die einer kurzen Frist erbat, um seine Ländereien nicht mit zu großem Schaden verkaufen zu müssen. Einige Tage mußten verstreichen, ehe eine Antwort kommen konnte, und ehe diese kam, war es unnöthig, diejenigen Veränderungen zu beginnen, welche, nach Uebereinstimmung Aller, im Haushalte vorgenommen werden mußten. An die projektirten Weihnachtsfestlichkeiten dachte natürlich Niemand mehr. Das Theater blieb unbeendigt, der Weihnachtsbaum wurde in die Remise geschafft, und selbst die schon begonnenen Vorbereitungen zu einem Weihnachtsessen wurden eingestellt, und Entschuldigungen den bereits eingeladenen Gästen zugesendet, die der Verlust des Mahles wahrscheinlich mehr betrübte, als der Unglücksfall, welcher dazu Veranlassung gab. Die jüngeren Glieder der Familie gaben sich inzwischen der Hoffnung hin, daß der reiche Edelmann seine Forderung nicht in ihrem vollen Betrage geltend machen werde. Sie konnten jene Härte des Herzens noch nicht begreifen, die den kalten, weltlichen und selbstsüchtigen Menschen eigen ist; allein zu dieser Klasse gehörte Derjenige, von dem ihr ferneres Schicksal jetzt abhängig war.

Böse Nachrichten fliegen schnell, und geheimnißvoll sind oft ihre Wege. Richards Absicht war, der Ray'schen Familie nicht eher von dem Vorgefallenen Anzeige zu machen, als bis die Antwort des Lord de Vere gekommen sein würde; allein wenn einmal ein Gerücht in Umlauf ist, wer kann dann seine Richtung bestimmen oder seinen Fortschritt hemmen? So geschah es, daß Richard zwei Tage nach dem Falliment der Bank einen Brief erhielt, in dessen Aufschrift er Emma Ray's zarte und feine Hand erkannte. Mit Furcht und Zittern öffnete er ihn, ohne jedoch zu ahnen, was seiner wartete. Der Inhalt war nur kurz und lautete folgendermaßen:

„Mein Herr! Mit Bedauern haben wir die unglücklichen Ereignisse erfahren, welche sich in Ihrer Familie zugetragen haben. Da Sie einsehen werden, daß von jetzt an jede fernere Korrespondenz zwischen uns aufhören muß, so bitte ich Sie, alle meine in Ihren Händen befindlichen Briefe an mich zurückzusenden, bei deren Empfang ich die Ihrigen gleichfalls remittiren werde. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß ich keine andere Antwort von Ihnen erwarte, als die baldige Erfüllung der eben ausgesprochenen Bitte.

Emma Ray."

Richard überlas diese verächtliche Abfertigung zwei bis drei Male, ehe er seinen Augen trauen wollte. War dies das sanfte Mädchen, das er so innig geliebt hatte? das ihm so oft mit zärtlicher Stimme zugeflüstert hatte, daß nie ein Anderer, als er den kleinsten Theil ihrer Liebe gewinnen solle? Es war eine bittere Pille, und mit fast brechendem Herzen warf er sich trostlos in einen Stuhl, als sein Blick auf einen Streifen Papier fiel, der grade vor seinen Füßen auf dem Teppich lag und dem Briefe entfallen zu sein schien. Ihn eilig aufhebend, las er folgende mit Bleifeder geschriebenen Worte:

„Theuerster Richard! — Man hat mich gezwungen, diese grausamen Zeilen zu schreiben.

Glaube ihnen nicht! Mag geschehen, was da wolle, ich bleibe ewig deine

E. R."

Entzückt sprang er auf und drückte diese Nachschrift wieder und wieder an seine Lippen. Jetzt war ihm, als könnte er gegen jedes Schicksal kämpfen, ohne Furcht, besiegt zu werden.

Die Antwort des Lord de Vere kam zu der erwarteten Zeit, und war gerade so, wie sein unglücklicher Mandatar, Mr. Bartlet, vermuthet hatte. Sie drückte in kalten und gemessenen Worten Erstaunen und Mißbilligung darüber aus, daß Letzterer gewagt hatte, von den ihm ertheilten Instructionen abzugehen. Kein Wort verrieth auch nur das leiseste Bedauern über den Ruin einer sonst achtbaren Familie, und die einzige Unruhe, die der Schreiber zu empfinden schien, bezog sich darauf, daß nach Erschöpfung aller Mittel wahrscheinlich noch ein Ausfall von fünf- bis sechshundert Pfund sich ergeben werde. Selbst die erbetene kurze Frist wurde nur ungern bewilligt. Innerhalb eines Monats sollte der unglückliche Bartlet seinen strengen Gläubiger befriedigen, der, gleich dem Manne in dem biblischen Gleichniß, kein Erbarmen kannte und rief: „Zahle mir, was du schuldig bist!" —

„Helene," sagte Richard zu seiner Schwester, „hast du von Georg Beckwith keine Nachricht erhalten?"

„Nein," versetzte sie, während ihr die Thränen in die Augen drangen; „aber vielleicht hat ihn mein letztes Schreiben noch nicht erreicht, da er nicht immer an einem Orte ist, und es ihm also nachgeschickt werden muß."

„Ich habe Ursache zu glauben, daß es ihn erreicht hat."

„Welche Ursache, Richard? Du denkst doch nicht —"

Sie stockte und wurde bleich, denn in ihrer eigenen Brust waren schon trübe Ahnungen aufgestiegen. Mit Mühe hatte sie sich jedoch zu überreden gesucht, daß es nur Zufall sei, was die Antwort auf ihr letztes trauriges Schreiben bis jetzt verzögert habe, in welchem sie ihm ohne Rückhalt das Unglück und die dadurch veränderte Lage ihrer Familie mitgetheilt hatte. Sie hoffte mit der vertrauenden Liebe eines Weibes auf die Versicherung, daß seine Treue durch keinen Glückswechsel erschüttert werden könne; allein die Frage und Miene ihres Bruders beunruhigten sie, und nach einer kurzen Pause fuhr sie mit ängstlichem Tone fort:

„Wenn du Etwas von Georg gehört hast, bitte, sage es mir."

„Ich habe Nichts von ihm gehört, aber ich begegnete diesen Morgen seinem Vater, Dr. Beckwith, und er *wollte mich nicht sehen*; denn daß er mich gesehen *hat*, davon bin ich fest überzeugt. Was kann dies also bedeuten?"

„Ich weiß es nicht," versetzte Helene mit zitternder Stimme.

„Aber ich weiß es, Helene, ich weiß recht wohl, was es bedeutet, und wir müssen uns darüber verständigen. Willst du mich ermächtigen, eine Erklärung hierüber von ihm zu verlangen, oder soll es der Vater thun? denn Einer von uns Beiden muß es thun."

„O nein, — nur nicht der Vater! Er darf um meinetwillen keiner neuen Kränkung ausgesetzt werden, und Dr. Beckwith ist, wie du weißt, ein sehr stolzer Mann. Aber warum damit so eilen, Richard, warum nicht noch einige Tage warten? Vielleicht bekomme ich Nachricht von Georg; ich glaube, du urtheilst zu hart über ihn."

„Sollte dies wirklich der Fall sein, so wird eine Besprechung mit Dr. Beckwith mir darüber augenblicklich Licht verschaffen, und ich werde dann gern bereit sein, meinen Irrthum zu bekennen. Allein ich muß dir gestehen, daß ich nie eine sehr hohe Meinung von dem jungen Beckwith gehabt habe, und sein jetziges Verhalten wird den Beweis liefern, ob dieselbe irrig war oder nicht. Hingehen lassen kann ich die Beleidigung, die mir heute widerfahren ist, auf keinen Fall; denn es war eine absichtliche Beleidigung nicht nur gegen mich, sondern gegen uns Alle. Soll ich also mit dem Dr. Beckwith sprechen?"

„Was willst du zu ihm sagen?"

„Ich werde ihn fragen, ob er Mittheilungen in Betreff unserer Angelegenheiten von seinem Sohne erhalten habe, und wenn so, von welcher Art diese seien."

„Thue, was du für Recht hältst, lieber Richard. Wenn er mich wirklich aus diesem Grunde verlassen sollte, so ist er nicht werth, daß ich den geringsten Kummer darüber empfinde."

„Brav gesprochen!" rief Richard, sie zärtlich umarmend. „Ich will sogleich zu ihm gehen; du aber, meine liebe Helene, bereite dich in-

zwischen vor, Das mit Fassung zu hören, was das wahrscheinliche Resultat meines Besuches bei ihm sein wird."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Schwarzen und in das Schwarze.

(Fortsetzung.)

Eduard schickte dem Brief noch einige andere nach; aber er zeigte sie dem Freunde nicht mehr, denn er scheute sich, vor ihm diese Herzensergießungen kundzuthun, nicht aus Mangel an Vertrauen, aber er wußte, daß der junge, achtzehnjährige Mann diese Empfindungen nicht verstehen würde, die ihm entweiht erschienen, wenn sie vor der Geliebten schon von einem Andern gelesen würden. Auch war er seiner Sache sicher und wußte, Henri könne an den Briefen nicht eben mehr Etwas corrigiren.

Nichtsdestoweniger hatten sich die jungen Männer immer fester aneinander angeschlossen; Henri in dem schwärmerischen Freundschaftsbedürfniß der Jugend versicherte, das Schicksal hätte ihm in Eduard gegeben, was er bis dahin sehnlichst erwünscht, schmerzlich vermißt hätte — einen Bruder. Eduard, besonnener, ruhiger, hing an dem liebenswürdigen jungen Manne mit fast väterlicher Neigung.

Sie hatten die Betten in ein Zimmer gerückt, das andere mit den spärlichen Möbeln für die Beschäftigungen des Tages hergerichtet, sie waren keinen Augenblick mehr getrennt und Henri's Heiterkeit stets ungetrübt, seine Erfindung immer neuer, freilich sehr einfacher Zeitvertreibe unerschöpflich.

Da trat eines Tages der Commandant herein, und mit dem feierlichen Gesicht, das er immer annahm, wenn er im Dienst kam, wenn er namentlich eine Ordre seines Königs publicirte, kündigte er die Freiheit an — für Eduard.

Es ist schwer zu sagen, wer von den beiden Freunden am meisten durch diese Nachricht überrascht wurde. Henri jubelte laut, und Eduard machte eine wehmüthige Miene, als sei es ein Unglück, das man ihm verkündet. Der alte Obrist sah die Beiden an, und in der Besorgniß, sich versprochen zu haben, wiederholte er noch ein Mal ausdrücklich, daß es Eduard sei, dem er die Freiheit verkünde, während Henri leider noch sein Gefangener bleiben müsse. Die Freunde versicherten, daß sie Das wohl verstanden, und daß dieser für jenen erfreut sei, der um den andern traure.

Wir wollen den Abschied nicht schildern, der namentlich den alten Obristen in große Verlegenheit setzte, da er es durchaus für seine Stellung unstatthaft fand, im Dienst eine Thräne zu vergießen, ja eigentlich das Taschentuch zu ziehen, und doch nicht wohl wußte, wie er sich ohnedem behelfen solle. Dabei blitzte doch ab und zu ein schlaues Lächeln über das Gesicht des alten Soldaten, das durchblicken ließ, er wisse noch Etwas, das er nur nicht sagen dürfe, das aber auch von den beiden Genossen einsamer Tage in der Scheidestunde nicht bemerkt wurde.

Henri war nun allein. Aber wenige Stunden nach Eduard's Abgange trat der Obrist wieder zu ihm ein, dies Mal nicht mit der Dienstmiene, sondern mit einem schlaulächelnden Gesicht. Er setzte sich in den Stuhl, den er aus seinem Quartier dem jungen Freunde geschickt hatte, ließ sich eine Pfeife stopfen und anzünden, versicherte, der Tabak sei doch in der Kasematte etwas feucht geworden, lenkte das Gespräch auf den abgegangenen Gefährten, und ließ sich im Wohlgefallen über Henri's Freundschaftsergüsse die Pfeife wieder ausgehen. Dann hub er an:

„Das freut mich, daß Ihr so gute Freunde geworden, und ich nehme auch keinen Anstand, Ihnen zu decouvriren, weßhalb Se. Maj. in seiner allerhöchsten Gnade Ihnen diese Haft zuzudictiren geruhten. Sie sind ein junger, leichtsinniger Mensch, und mit dem Maule, mit Permission zu sagen, immer eine halbe Meile vorweg. Haben Sie da gleich aller Welt aufgebunden, Sie wollten den Officier, der dero Fräulein Schwester ausgeschlagen, so ihm Se. Maj. allergnädigst antragen zu lassen die Gnade hatten, auf Leben und Tod fordern, und wußten nicht einmal den Namen des Herrn. So Etwas betreibt man hübsch in der Stille und mit der gehörigen Discretion. Da Se. Maj. nun dermalen kein absonderlicher Freund von Raufereien und Duellen sind, und in seiner allerhöchsten Weisheit vermeinen, seine Officiere könnten ihre Courage und ihr Leben besser gebrauchen, als daß sie sich untereinander um jeden Quark das Lebens-

licht ausbliesen, so sie sich einestheils nicht selbst gegeben, anderntheils auch ihrem Vaterlande und ihrem Dienst schulden, so haben höchstdero Befehl diese Lection für nothwendig erachtet. Da nun der Zufall, was vorher nicht einmal zu verhoffen, Alles zum Besten gefüget, denn daß Sie es nur wissen, der Officier, den Sie damals aus dem Leben zu befördern so große Lust verspürten, ist Ihr Freund Eduard v. M. selber, und Sie werden sich überführt haben, daß Sie in Ihrem Fürwitz da an den Rechten gekommen wären, da in der Handhabung der Waffen, namentlich der Pistolen, es ihm weit und breit Keiner gleich thut, ja er selbst in der ganzen Armee dafür bekannt, daß als Pistolenschütze seines Gleichen nicht zu finden. Da er nunmehro Ihr Lehrer in dieser Kunst, zudem Ihr Freund, Sie selbst durch die erhaltene Lection gewitzigt, und um etliche Monat älter geworden, habe ich keinen Anstand, Ihnen zu eröffnen; daß mit dem morgenden Tage Ihre Haft abgelaufen."

Damit stand der alte Mann auf und ließ den Gefangenen allein.

(Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Wer darf, was er nicht soll, will selten nur Das, was er sollte.
Wer nicht darf, was er soll, muß oft das Aergste bereu'n.

Wer Keuschheit liebt und will sie rein bewahren,
Der fliehe, gleich der Pest, den Ort der Buhlerei:
Denn wer vermessen ist, kann mit Verlust erfahren,
Daß eine Schmiede nicht des Pulvers Freistatt sei.

Verschiedenes.

Einen modernen Jupiter Ammon — schreibt die Breslauer Zeitung — werden wir Breslauer nächstens zu bewundern haben. Es wird sich nämlich ein Mann zur Schau stellen, der vorläufig noch in Böhmen Furore macht, und zwar dadurch, daß er wirkliche Hörner auf dem Kopfe hat. Es sind dies zwei gekrümmte, hornartige, sechs Zoll hohe und beinahe zwei Zoll dicke Auswüchse, die sich oberhalb der Schläfe befinden. Der Mann ist erst 36 Jahre alt. Die Aerzte erklärten, daß durch eine Operation sein Leben gefährdet sein dürfte, und so hat er sich denn entschlossen, ruhig seine Hörner zu tragen, die ihm noch dazu Geld einbringen.

Frau v. X.: „Erlauben Sie mir, Herr Doctor, wie können Sie den kleinen Augenblick, den ich gestern wegen der Erbschaft auf der Straße mit Ihnen verplauderte, in der Rechnung so hoch anschlagen?"

Rechtsanwalt: „Weil ich weiß, gnädige Frau, daß man einen Augenblick, den man mit einer schönen Frau zubringt, nie zu hoch anschlagen kann."

Das Kartenspiel erfand man in Frankreich unter der Regierung Karl VI., um diesem Könige in seiner Krankheit die Zeit zu vertreiben.

Charade.

Das Erste ändert wunderbar
Die liebe Zeit von Jahr zu Jahr,
Der hat es schwarz, der grau;
Hier wird's beschnitten, dort gekräust.
Mit Band umschlungen und bestäust,
Ziert's Mädchen, Mann und Frau.
Zuviel schon! — Steht das zweite Paar
Dem Leichtsinn offen, dann fürwahr
Ist Papa's Söhnchen in Gefahr.
Die Erbschaft fliegt dem Teufel zu,
Mit ihr die Jugend und die Ruh.
Zum Ganzen braucht des Künstlers Hand
Nur schwache Seide und Verstand;
Die Mode hängt's dem Ersten an,
Wie man bereits begreifen kann.
Ihr hättet's? — Nein, ihr habt es schwerlich;
Der Titus macht es nicht entbehrlich.

Berichtigung.

Im Soldatenlied der vorletzten Nummer sollte in der 4. Strophe das letzte Wort der 3. Zeile „Tochterl" heißen. In der 5. Strophe sollte die erste Zeile heißen: „Der Nachmann vertauschte" ꝛc.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 92. Dienstag, den 2. August **1859.**

Das Weihnachtsfest.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Worten trat Richard sofort den unangenehmen Weg an.

Dr. Beckwith empfing ihn mit einer kalten und steifen Höflichkeit, welche augenblicklich alle seine Befürchtungen bestätigte. Ohne weitere Einleitung gab Richard sogleich den Zweck seines Kommens an, worauf der Doktor erwiederte, daß es ihm zwar unendlich leid thue, ein Verhältniß abbrechen zu müssen, dessen Schließung für beide Theile so freudige Aussichten eröffnet habe; allein daß er, sofern Mr. Bartlet nicht die ausdrücklich übernommene Verbindlichkeit, seiner Tochter zweitausend Pfund mitzugeben, erfüllen könne, den Kontrakt als null und nichtig ansehen müsse.

„Und ist dies," fragte Richard, „ebensowohl die Willensmeinung Ihres Sohnes, als die Ihrige?"

„Allerdings," erwiederte der Gefragte. „Ich erhielt gestern einen Brief von ihm, worin er mich bat, Ihrem Herrn Vater diese Erklärungen mitzutheilen. Ich war gerade im Begriff, es zu thun, als ich die Ehre Ihres Besuches empfing, der, wie ich glaube, fernere Mittheilungen unnöthig machen wird."

„Vollkommen," antwortete Richard mit stolzem Tone. „Es ist mir lieb, daß Sie Ihre Absichten so klar an den Tag gelegt haben; denn was mich betrifft, so ist mir die Auflösung dieses Verhältnisses nur sehr angenehm."

„Um so besser," versetzte der Doktor mit etwas höhnischem Lächeln. „Da wir also völlig mit einander einverstanden sind, so bedarf es wohl keiner weiteren Besprechung des Gegenstandes."

„Gewiß nicht, — weder dieses, noch irgend eines andern Gegenstandes. Ihr Diener!"

Stolzen Schrittes verließ Richard das Haus und verachtete von Grund des Herzens die Selbstsucht der Menschen, die er in diesem Falle zum ersten Male durch eigene Erfahrung kennen lernte. Es blieb ihm jetzt noch das unangenehme Geschäft, das Resultat der Unterredung seiner Schwester mitzutheilen. Länger als eine Stunde schlenderte er auf dem alten Kirchhofe umher, sinnend, wie er den besten Weg finden möchte, um bei ihr Verachtung als vorherrschendes Gefühl zu erwecken. Seine Vorsorge war jedoch nicht nöthig, denn Helene hörte gefaßt und ruhig die Entscheidung ihres Schicksals an und sagte nur, als er geendigt hatte:

„Er war nicht werth, dein Bruder zu sein, lieber Richard. Laß uns nie mehr von ihm sprechen."

Das Weihnachtsfest war jetzt nahe vor der Thüre. Zwei Dienstboten waren bereits entlassen werden, und die noch im Hause befindliche Magd blieb nur mit äußerstem Widerwillen, nachdem sie in Erfahrung gebracht hatte, daß es weder Braten noch Plumpudding zur Feier des Weihnachtsfestes geben werde.

„Der Himmel weiß, was sie zum Mittagessen haben werden," sagte das unzufriedene Mädchen zu einer Freundin im Gespräch über ihre Herrschaften an der Gartenpforte. „Ich habe mich zwar von der Madame bereden lassen, noch eine Woche länger zu bleiben, aber natürlich nur in der Voraussetzung, daß es ordentlich Essen zum Weihnachtsfeste gäbe, und daß Besuch da wäre, der was einbrächte; sonst wäre ich ganz gewiß keine Stunde länger geblieben."

Mr. Bartlet hatte es sich nach dem Unglücksfalle zum heiligen Gesetz gemacht, weder ein kostspieliges Gericht auf seinen Tisch kommen zu lassen, noch eine Flasche zu öffnen, noch

sich einen andern ähnlichen Genuß zu erlauben, so lange nicht der letzte Pfennig seiner Schuld an Lord de Vere abgeführt war, und selbst das Weihnachtsfest sollte von dieser strengen Regel keine Ausnahme machen, obgleich Umstände vorwalteten, die sie grade jetzt zu einer sogar harten Regel machten. Er erwartete nämlich seinen einzigen Bruder aus Amerika, von dem er seit länger als zwanzig Jahren getrennt gewesen war, und der seine Reise besonders beschleunigt hatte, um das Fest im Kreise seiner nächsten Verwandten zu feiern. Die jüngeren Kinder in der Familie hatten schon lange mit großem Entzücken von der erwarteten Ankunft Onkel Allans gesprochen; denn in ihren Geschichtenbüchern wurde viel von Onkeln erzählt, die zum Weihnachtsfeste aus großer Ferne kamen, und große, mit allerhand schönen Sachen gefüllte Taschen mitbrachten, und sie glaubten deßhalb mit voller Gewißheit, daß diese auch hier nicht fehlen würden. Allein Onkel Allan kehrte als armer Mann nach England zurück.

Er war vor länger als zwanzig Jahren mit einem kleinen Vermögen und großen Aussichten nach Amerika ausgewandert. In der ersten Zeit war es ihm gut ergangen, und es hatte sogar den Anschein, als wenn er schnell ein großes Vermögen erwerben würde; allein plötzlich trat eine traurige Wendung in seinen Geschäften ein, und er sank, — nicht durch eigene Schuld, sondern durch die Schlechtigkeit Anderer, mit denen er in Verbindung gestanden hatte, — schneller als er gestiegen war. Während der letzten sechs bis sieben Jahre berichteten seine Briefe von wiederholten Verlusten, von dem Fehlschlagen fast jedes Unternehmens, das er begonnen, und endlich schrieb er:

„Ich bin jetzt so weit herunter gekommen, daß ich glaube, ich muß nach England zurück, um dort mein Heil zu versuchen. Schreibe mir, lieber Bruder, ob du Aussicht zu irgend einem Unterkommen für mich hast. Ich will mich ganz von deinem Rathe leiten lassen, denn obgleich ich der Aeltere von uns Beiden bin, so glaube ich doch, du warst immer der Verständigere.“

Mr. Bartlet antwortete hierauf in den zärtlichsten Ausdrücken, denn beide Brüder hingen mit großer Liebe an einander, obgleich sie so lange getrennt gewesen waren.

„Komm, mein lieber Allan,“ sagte er, „und laß mein Haus so lange das deinige sein, bis du dir selbst eins bauen kannst. Meine Frau wird dich wie einen Bruder empfangen, und ich hoffe, es wird dir bei uns gefallen. Wenn du hier bist, wollen wir über deine weiteren Pläne berathschlagen, und schlimm müßte es sein, wenn wir nicht irgend eine passende Beschäftigung für dich finden sollten.“

Als Erwiederung hierauf kam ein sehr dankbares Schreiben, welches zugleich die Anzeige enthielt, daß Allan Bartlet noch vor dem Weihnachtsfeste eintreffen würde. Da diese Nachricht einlief, ehe jenes Unglück hereinbrach, welches seine Ankunft zu einem weniger frohen Ereigniß machte, als es unter anderen Umständen gewesen sein würde, so wurde sie von Allen freudig begrüßt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Schwarzen und in das Schwarze.

(Schluß.)

Es ist schwer zu schildern, welchen Eindruck diese Mittheilung auf Henri machte. Das Gefühl der Freundschaft und die Bruderpflicht, die Liebe zu Eduard und die Ehre seiner Familie kämpften in seinem Innern. Er verwünschte den unglücklichen Zufall, der ihm diesen Menschen gerade zum Feinde gegeben, und gleich darauf konnte er das Schicksal nicht genug preisen für diese Gabe. Er reimte sich zusammen, daß Eduard ihm vertraut, eine Heirath, die der König ihm befohlen, würde ihm Reichthum, Gunst und Freiheit geben, und mußte sich nun sagen, daß die Briefe, die er für Eduard an dessen Geliebte verfaßt, das Glück seiner eigenen Schwester untergraben. Er bedauerte, daß damals Eduard ihn nicht erschossen hätte, was nicht hätte fehlen können, und schalt auf die Geschicklichkeit, die er dem Freunde verdanke, die er nun vielleicht gegen ihn selbst brauchen müßte, und die den Erfolg der Waffen mindestens zweifelhaft machte. Das stand fest, wenn seine Hand dem Freunde den Tod brächte, würde er dies Schicksal nicht überleben. Er rief sich abwechselnd die Thränen seiner Schwester und die Liebenswürdigkeit seines Freundes vor das Gedächtniß, durchwachte die ganze Nacht und sah mit Schrecken den Tag anbrechen, der ihm die Freiheit, aber

zugleich die Nothwendigkeit zu einem Enschluß brachte, dessen Hinausschieben er gern mit einigen Monaten der Haft erkauft hätte.

Der Commandant ließ nicht lange auf sich warten, und war schon mit dem Frühesten in der Kasematte, dem jungen Freunde die Freiheit zu bringen. Auch hatte er bereits in seiner Wohnung für ein Frühstück gesorgt, und eine Reisegelegenheit bestellt, die für den jungen Mann bereit stand. Bei einer Flasche alten Tokayer gab er nun noch mancherlei Ermahnungen und Lebensregeln zum Besten, die Henri ziemlich verrostet vorkamen; und als dieser nach wiederholten herzlichen Danksagungen endlich in den Wagen stieg, der ihn nach Berlin fahren sollte, ließ er von der Ordonnanz den Pistolenkasten, den er dem jungen Mann in das Gefängniß geborgt hatte, in den Wagen setzen, und bat, dieselben als Andenken zu behalten.

Die Pistolen vor Augen und eine dunkle Zukunft vor sich, fuhr Henri, der den Weg zur Haft in ausgelassenster Laune gemacht hatte, denselben Weg aus der Haft nachdenklich und ernst zurück. Aber sein Entschluß stand fest. Ohne erst seine Schwester sehen zu wollen, ließ er gleich den Wagen vor Eduard's Quartier, das ihm dieser beim Abschied genau bezeichnet hatte, halten, stieg aus, nahm als einziges Gepäck den Pistolenkasten unter den Arm und klopfte an. Ein schnelles „Herein" tönte ihm entgegen. Da saß Eduard in der schönen Uniform seines Regimentes, stattlich und heiter, und eilte dem eintretenden Freunde in freudigster Ueberraschung mit offenen Armen entgegen. Wie war er aber erstaunt, als Henri mit ernstem Gesicht und vorgestreckter Hand die Umarmung zurückwies und sagte:

„Zuerst, Hr. Lieutenant, habe ich Ihnen zu eröffnen, daß wir uns, und zwar in der nächsten Stunde, auf Leben und Tod schießen müssen."

„Was fällt Dir ein, Henri?" rief Eduard betroffen, aber mit lächelndem Gesicht.

„Sie haben meine Schwester, und dadurch die Ehre meiner Familie beleidigt!" fuhr Henri fort.

„Gut," sagte Eduard, und zwang sich seinerseits ernst zu scheinen, „ich werde Ihnen jede Genugthuung geben, die Sie verlangen; nun aber, da Das abgemacht ist und bis wir einander todtgeschossen haben, laß uns wieder Freunde sein, Henri."

Henri zauderte einen Augenblick, dann im überwallenden Freundschaftsgefühl setzte er seinen Pistolenkasten nieder und stürzte in die geöffneten Arme des Freundes.

„Zuerst, Henri," sagte Eduard, „muß ich Dir erzählen, daß Deine Herausforderung, die wir wohl bis morgen verschieben können, mir nicht unerwartet kommt. Gleich als Du mir in den Spandauer Kasematten Deinen Namen nanntest, errieth ich, daß Du der Bruder der Dame seist, deren Hand mir Se. Maj. der König bestimmte, die ich ausschlug, was mir den Zorn des Königs und die Festungshaft einbrachte. Du wirst Dich erinnern, daß ich Dir anfangs sehr zurückhaltend entgegenkam, und erst als ich entdeckte, Du hättest keine Ahnung davon, daß ich es sei, den man zu Deinem Schwager bestimmt, gab ich dem anziehenden Eindruck nach, den Du mir gleich beim ersten Sehen machtest, den eine Aehnlichkeit noch erhöhte, von der ich Dir später sprechen werde. Ich wußte auch sehr wohl, daß der Gegner, für den ich Dich auf Pistolen einschoß, ich selbst war."

„Das wußtest Du?" rief Henri.

„Gewiß," fuhr Eduard fort, „aber Du wußtest nicht, für wen Du mir die vortrefflichen Liebesbriefe aufsetztest, die Dank Deiner ausgezeichneten Unterweisung, so gute Dienste gethan haben, daß ich mich Dir als den glücklichsten Bräutigam vorstelle; denn bei meiner Ankunft gestern fand ich die Antwort, die alle meine sehnlichsten Wünsche erfüllt."

Henri dachte an seine Schwester, wurde ernst, rückte erst einen Schritt von dem Freunde fort, sprang dann auf und rief:

„Du wußtest das Alles und hast mir Nichts gesagt! O, Sie haben perfide an mir gehandelt und mein Vertrauen schändlich gemißbraucht. — Auf morgen früh, Herr v. M."

Er war an der Thür. Eduard eilte ihm nach und ergriff ihn am Arme. Auf morgen gewiß, die blutigsten Feinde, aber das Heute gehört der Freundschaft. Wenn ich ein Unrecht gegen Dich habe, nicht offen gegen Dich gewesen zu sein, will ich heute wenigstens mein ganzes Herz vor Dir aufschließen. Ich habe Dir erzählt, daß ich die Dame, die ich liebe,

jetzt meine Braut, auf einer Reise kennen lernte; ich erfuhr den Namen der Mutter, aber ich erfuhr nicht, daß nur das liebende Herz des jungen Mädchens der würdigen Matrone den Namen und die Rechte einer Mutter einräumte. Es war ihre Pflegemutter, und den eigentlichen Namen meiner Braut nannte mir erst ihr Brief, der mir das Jawort brachte."

„Lies", fuhr er fort und reichte Henri einen Brief, den er auf dem Herzen trug.

Henri faltete ihn auf.

„Die Hand — der Name meiner Schwester!" rief er und sah bald in den Brief, bald auf den Freund.

„Bist Du zufrieden mit der Genugthuung?" sagte Eduard, „oder bestehst Du noch auf morgen?" Er legte die Hand auf den Pistolenkasten.

„Bruder, im vollen Sinne des Worts mein Bruder!" rief Henri und stürzte in die Arme des Freundes.

Verschiedenes.

(Glückliches Zusammentreffen). Der Wiener „Presse" wird vom Kriegsschauplatze geschrieben: „Ein wackerer Officier des Regiments Hohenlohe hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als in den Besitz eines ausgezeichneten Chronometers zu gelangen. Längere Zeit hindurch sparte er von seiner Gage Gulden auf Gulden; beim Ausbruche des Feldzugs hatte er einen sehr ansehnlichen Betrag verfügbar und verwendete ihn zum Ankaufe des langersehnten Gegenstandes, eines goldenen Chronometers von sehr hohem Werthe, der bald der Stolz und maßgebende Stundenmesser des Regiments wurde. Selbst an Schlachttagen konnte sich der Besitzer nicht von seinem Kleinode trennen, denn eine innere Stimme flüsterte ihm zu, die Uhr wie einen Talisman zu hüten und nicht aus der Hand zu geben. In der Schlacht bei Solferino trifft den Officier eine Kugel gerade in die Herzgrube; es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn nicht die massive goldene Uhr die Kraft des Geschosses geschwächt und selbst abgeplattet hätte. Die Uhr, die Frucht jahrelanger Entbehrungen und so sehnsüchtiger Wünsche, hat die ihr zugewendete Neigung gelohnt — denn sie rettete ihrem Herrn das Leben, der die Trümmer des Gehäuses mit wehmüthiger Dankbarkeit betrachtet. — Ein nicht minder eigenthümlicher Fall trug sich in der Schlacht von Solferino zu. Ein bei Magenta schwer verwundeter Officier gab einem alten Kameraden die aus seiner Wunde herausgeschnittene Kugel als Andenken, mit der Bitte, sie während des Feldzuges nie wegzugeben. Das Versprechen wird dem sterbenden Officier nicht blos gegeben, sondern auch gehalten; in einem ledernen Säckchen in der Tasche des Mantels verwahrt, machte die Kugel den Rückzug hinter den Mincio und den Tag von Solferino mit. Als Abends das furchtbare Unwetter hereinbrach, nimmt unser Officier den Mantel um und kämpft weiter bis zum Schlusse der Schlacht. Zufällig in die Tasche greifend, findet er, daß seine sardinische Kugel sich in Gesellschaft einer französischen befinde; erstere war von letzterer getroffen und plattgeschlagen worden, hat aber dadurch dem Officier den Oberschenkel gerettet, denn dort traf die französische Kugel die in der Tasche des Mantels aufbewahrte sardinische." Dieses sonderbare „Zusammentreffen" erinnert an die Inschrift im schattigen Garten des Heidelberger Schlosses: „Hier hat wider alles Hoffen Kugel Kugel troffen." Im Steine selbst sind die beiden in ihrer Flugbahn zusammengetroffenen Kanonenkugeln eingemauert.

Ein gewisser Oberst der Reiterei bat den Kaiser Karl V. um seinen Abschied. „Warum willst Du Dich denn schon zurückziehen?" fragte Karl. — „Weil," erwiederte der Oberst, „ich zwischen den Unruhen des Lebens und der Stunde des Todes gern noch einige Augenblicke für mich selbst benutzen möchte." Diese Antwort drang dem Kaiser tief in's Herz, daß er sie nie wieder vergessen konnte, und von der Stunde an fest beschloß, dem Beispiele jenes frommen Mannes zu folgen, welches er, bei herannahendem Alter, denn auch that.

Auflösung der Charade in Nro. 91:
Hutschleife.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 93. Donnerstag, den 4. August **1859.**

Das Weihnachtsfest.

(Fortsetzung.)

4.

Der Morgen des dem Christfeste vorhergehenden Tages war so hell und freundlich, als ihn eine winterliche Sonne machen konnte, deren bleiche Strahlen sich in den schimmernden Eiszapfen spiegelten und die gefrorene Erde so erglänzen ließen, als wäre sie mit Diamantenstaub bedeckt. In jedem Hause Middleburns wurden eifrige Vorbereitungen zu dem morgenden Feste gemacht, mit Ausnahme eines, in welchem Stille und Trauer herrschten, wie in der Wohnung des Todes, und das einen trüben Kontrast zu der belebten Heiterkeit in den nachbarlichen Häusern bildete. Es war das Mr. Bartlet's. Freunde, oder richtiger ehemalige Bekannte, hatten bereits begonnen, wie es gewöhnlich in solchen Fällen geht, den zu Grunde gerichteten Mann mit sehr kalten Blicken zu betrachten. Keine Hand streckte sich ihm zum freundlichen Gruße entgegen; keiner von Denen, die so oft an seinem Tische gespeist hatten, sagte jetzt: „Komm und nimm an unserem Festessen Theil!" und doch war Allen wohl bekannt, daß die unglückliche Familie den Tag in Kummer und Fasten verbringen mußte. Unrecht wäre es jedoch zu sagen, daß sie in ihrer Noth ganz verlassen waren, und daß sich durchaus kein warmes Herz, kein Freund für sie fand. Mr. Perrin hatte dem jungen Bartlet eine Gehilfenstelle in seinem Bureau mit einem sehr anständigen Gehalte angeboten, und dieser Antrag war dankbar angenommen worden. Auch war dies nicht der einzige Beweis uninteressirter Freundschaft, der der beklagenswerthen Familie als Trost gereichte; denn Richard begegnete zufällig dem jungen Archibald Stanway, welcher, statt ihm auszuweichen, wie viele Andere gethan, mit mehr als gewöhnlicher Herzlichkeit auf ihn zueilte, mit wahrer, unverstellter Theilnahme sein Bedauern über das schwere Unglück aussprach und endlich fragte, ob es wahr sei, daß Georg Beckwith das Verhältniß mit seiner Schwester abgebrochen habe.

„Ja, Archibald," erwiederte Richard, „es ist wirklich so, und ich bin von Herzen froh darüber. Du weißt, wie ich von jeher über ihn gedacht habe, und ich hatte nicht Unrecht."

„Er ist ein verächtlicher Wicht," versetzte Stanway; „wo ich ihm begegne, werde ich ihm das ins Gesicht sagen. Ach, Richard, wie ganz anders würde ich gehandelt haben, wenn ich so glücklich gewesen wäre, ihre Neigung zu gewinnen."

„Das würdest du, davon bin ich überzeugt, mein lieber Freund. Wollte Gott, es wäre so! Und doch ist es vielleicht um deiner selbst willen besser, daß es nicht so ist."

„Besser?" rief der edelmüthige junge Mann. „Wenn ich wüßte, daß ich die leiseste Hoffnung hegen dürfte, von ihr freundlich angenommen zu werden, so würde ich diesen Augenblick zu ihr eilen und mich ihr zu Füßen werfen. Du weißt nicht, wie innig ich sie von jeher geliebt habe, sonst würdest du nicht sagen, es wäre so besser."

Richard antwortete Nichts, und nach einer Pause fuhr Archibald zaghaft und zaudernd fort:

„Richard, sage mir aufrichtig, glaubst du, daß wenn ich jetzt um die Hand deiner Schwester anhielte, sie mich erhören würde?"

„Nein, Archibald, ganz gewiß nicht, — jetzt nicht; und eben so wenig könnte ich unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine solche Bewerbung befürworten. Ich achte und ehre deine edle Gesinnung, aber das darf nicht sein."

„Ich verstehe dich," erwiederte der junge Mann, „und will deßhalb jetzt Nichts weiter darüber sagen; aber Eins mußt du mir versprechen. Du mußt deiner Schwester mittheilen, was ich gesagt habe. Sie soll wenigstens wissen, daß meine Empfindungen sich in keiner Weise verändert haben, und wenn du wirklich mein Freund bist, so wirst du das für mich thun."

Richard besann sich einige Augenblicke und antwortete dann:

„Ja, ich will ihr Alles mittheilen, was eben zwischen uns gesprochen worden ist. Es scheint mir nicht mehr als gerecht, daß dein Character in sein richtiges Licht gestellt werde."

„Nimm meinen Dank dafür. Ich sehe ein, daß ich in diesem Augenblicke Nichts weiter erbitten kann; aber verstehe mich wohl, ich gebe alle Hoffnung für die Zukunft noch nicht auf. Villeicht wird Das, was ich jetzt gesagt habe, zu meinen Gunsten sprechen, wenn später eine Zeit kommen sollte, wo ich wagen darf, mehr zu sagen."

Richard unterließ nicht, seiner Schwester diese Unterhaltung Wort für Wort zu wiederholen. So günstig der Eindruck auch war, den Archibalds Gesinnung auf sie machte, namentlich im Vergleich mit der verächtlichen Handlungsweise ihres ungetreuen Verlobten, und so sehr sie den moralischen Werth des jungen Mannes und seine Uneigennützigkeit schätzte, so sah sie doch die Unmöglichkeit ein, ihn so zu belohnen, wie er wünschte, da unter den jetzigen Umständen ihre wahren Motive selbst von ihm hätten mißdeutet werden können.

Wie bereits erwähnt, war der Morgen des Tages vor dem Christfeste herangekommen, und es hatte noch nicht zehn Uhr geschlagen, als ein mit vielfältigem Gepäck innen und außen beladener Wagen vor Mr. Bartlet's Hause fuhr.

„Onkel Allan ist gekommen!" rief eins der Kinder mit lautem Jubel, und Mr. Bartlet eilte zur Thüre, um den ihm seit so lange entfremdeten Bruder zu begrüßen. Beide fanden sich natürlich sehr verändert, denn sie waren als junge Männer von einander geschieden, und hatten jetzt bereits den Meridian des Lebens überschritten; aber sie erkannten sich augenblicklich und weinten vor Freude gleich Knaben in ihrer innigen Umarmung. Diese Ausbrüche echt brüderlicher Liebe wurden jedoch durch die mit der Ankunft verbundenen Geschäfte, als Hereinschaffung des Gepäckes, Bezahlung des Kutschers und dergleichen, unterbrochen. Als sie beendet waren, und nachdem sich die Brüder noch einmal herzlich umarmt hatten, wurde Onkel Allan seiner Schwägerin, dem Neffen und den Nichten vorgestellt. Die drei älteren Damen und Richard begrüßte er mit einem herzlichen Händedruck, und die jüngeren küßte er nach Herzenslust der Reihe nach. Er war ein kräftiger Mann mit einem heitern, gutmüthigen Gesicht, das ein Jeder gern sieht und das in der Regel die Liebe und das Vertrauen der Kinder leicht gewinnt, welche meistens gute Physiognomisten sind.

„Aber du siehst mir gar nicht so aus, wie du solltest, Karl," sagte er zu seinem Bruder, als die ersten Ausbrüche der Freude sich etwas gelegt hatten; „bist du krank gewesen?"

„Ja, Allan, ich bin es noch an Geist und Körper. Du bist in ein Haus der Trauer gekommen, mein Bruder, und ich fürchte, du wirst dich bitter getäuscht finden; denn ich kann dir keinen solchen Empfang bereiten, wie ich hoffte und dich erwarten ließ. Seit ich zum letzten Male an dich schrieb, ist schweres Unglück über mich hereingebrochen, — ich bin zu Grunde gerichtet!"

„Ich habe schon Alles gehört, Karl, ich weiß, was geschehen ist; wir müssen uns darein fügen, nur verliere den Muth nicht. Das Glück hat mir manchen häßlichen Streich im Leben gespielt, aber hat mir doch nie meine gute Laune verderben können. Heute laß uns alles Ungemach vergessen und das Christfest so heiter begehen, als wir können; später wollen wir daran denken, was zu thun ist."

„Es wird ein trübseliges Christfest werden, Allan; ich kann mein Schicksal nicht so leicht vergessen. Wir werden nicht einmal, wie sonst, unser Christmahl feiern können; denn ich würde es für unrecht halten, unter den jetzigen Umständen einen Schilling auszugeben, der gespart werden kann."

„O Thorheiten! das geht auf keinen Fall. Diese Kleinen hier dürfen ihren Plumpudding nicht verlieren. Ich habe noch einige Dollars in meiner Tasche, die ich zu keinem bessern Zweck verwenden könnte."

„Nein, nein, mein lieber Bruder! Behalte deine Dollars; du wirst sie noch gebrauchen.

Theile mit uns, und nimm mit Dem vorlieb, was wir haben, — du bist willkommen; denn so lange ich noch ein Dach über mir habe, sollst auch du darunter Schutz finden, und so lange ich noch Brod und Käse habe, sollst auch du deinen Theil daran haben. Aber laß uns nicht das Wenige, was du gerettet hast, in unnöthigen Genüssen verschwenden, die nur dazu dienen würden, uns die späteren Entbehrungen um so schwerer zu machen. Nein, behalte dein Geld, und nimm mit Dem vorlieb, was wir dir bieten."

(Schluß folgt.)

Der Hofuhrenmacher des Papstes.

Eines Morgens ging Sixtus V.*) in der einfachen Kutte eines Dominikanermönchs durch eine der kleinen Gassen in der Nähe des Platzes Navona, da bemerkte er einen ärmlichen Uhrenmacherladen. Das Aushängeschild desselben zeigte die künstlichsten Uhrwerke in allen Dimensionen; aber im auffallenden Gegensatze dazu bemerkte man hinter den Glasscheiben des Gewölbes selbst nur ganz vereinzelte und gewöhnliche Uhrmacherarbeiten und müßig daliegendes Handwerkszeug. Mit Einem Worte, die Beweise von dem Talente des Künstlers waren nur gemalt und Alles verrieth gezwungenes Feiern und Elend.

Auf der Schwelle des Ladens trieben fünf oder sechs mit Lumpen bedeckte Kinder allerhand Spiele unter den Augen ihrer Mutter, welche zwar noch jung war, in deren bleichen Zügen sich aber die deutlichsten Spuren der auf den höchsten Gipfel gesteigerten Noth zeigten. Ein Lächeln umspielte dennoch zuweilen die Lippen der armen Mutter, wenn sie sah, wie ihre theuren Kleinen über dem Eifer ihrer Spiele das ausgefallene Frühstück des Morgens und das sehr zweifelhafte Mittagessen zu vergessen schienen.

Sixtus betrachtete einige Augenblicke den Laden wie Jemand, der einen Einkauf zu machen beabsichtigt, und redete dann die Frau des Uhrmachers an.

„Wie ich sehe," sagte er, „ist Euer Mann nicht zu Hause und man kann sich daher bei ihm nicht nach dem Preise dieser verschiedenen Uhrwerke erkundigen."

„Ach nein, ehrwürdiger Vater," antwortete die Frau. „Mein Mann ist in diesem Augenblicke nicht zu Hause. Einige Geschäfte haben ihn gezwungen, auszugehen, aber er muß bald zurückkehren, und wenn Euer Ehrwürden sich die Mühe nehmen wollen, einzutreten und sich zu setzen, so hoffe ich, daß Ihr nicht lange werdet warten müssen."

Das war eben, was Sixtus V. wollte. Er trat daher in den Laden ein, setzte sich auf einen Schemel, den die Herrin vom Hause ihm bot, und betrachtete aufmerksam die einzelnen, noch nicht zusammengesetzten Theile sehr kunstreicher Uhrwerke. Die Neugier des Papstes wurde um so lebhafter angeregt, da mehrere dieser Stücke eine große Geschicklichkeit des Arbeiters bewiesen und sowohl nautische als mathematische Kenntnisse verriethen, wie man sie damals nur selten bei den Uhrmachern Italiens fand.

Sixtus betrachtete eben voll Interesse einen bedeutenden Theil von einer großen Seeuhr, als ein Mann von kaum vierzig Jahren mit einem geistreichen, milden Gesicht in den Laden trat. Es war der Uhrmacher, Signor Pamphilio Bonelli.

„Nun?" fragte ihn seine Frau mit leiser Stimme.

„Nichts!" ebenso ihr Mann. „Keinen Paolo! Keine Obole!"

„Was sollen wir denn heute anfangen, um den armen Kindern Etwas zu essen zu geben?" fragte die Mutter.

„Gott wird uns nicht verlassen!" antwortete Pamphilio ruhig und ergebungsvoll.

Dieser Austausch schmerzlicher Worte war dem Papste nicht entgangen, und er wendete sich jetzt um zu der Frau Bonelli, welche ihm ihren Mann vorstellte.

Der Papst war mit den Künsten, selbst mit der Mechanik und der Astronomie vertraut genug, und fand bald in Pamphilio einen Mann von tiefem Wissen und einen Künstler, welcher — was damals sehr selten war — viel Geist und

*) Felix Peretti, Sohn eines armen Bauers und in seiner Kindheit Schweinehirt, einer der ausgezeichnetsten Männer, welche je auf dem päpstlichen Stuhle saßen. Oft ging er in unscheinbarer Kleidung in Rom umher und mischte sich unter das Volk, um mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören, was der Papst durch die offiziellen Kanäle nimmer erfahren hätte.

eine große Vertrautheit mit der Literatur besaß. Die Erklärungen, welche er dem Papste gab, wußte er durch pikante und geistreiche Bemerkungen zu würzen, mit historischen oder klassischen Erinnerungen zu verzieren, so daß Sixtus sich nicht enthalten konnte, zu sagen:

„Wie ich sehe, Meister Pamphilio Bonelli, seid Ihr nicht nur ein geschickter Uhrmacher, sondern auch ein liebenswürdiger Erzähler und ein literarisch gebildeter Mann voll Scharfsinn und Geschmack."

„Ich nehme Eure Lobsprüche nicht an, ehrwürdiger Vater," entgegnete Pamphilio, „denn ich bin weit entfernt, sie vollkommen zu verdienen. Aber wenn Ihr erfahret, daß ich meine Studien auf der berühmten Universität Pavia gemacht habe, daß ich meine Kunst unter dem berühmten Uhrmacher Claudius Vesperelli in Mailand lernte und daß ich mich dann in derselben mit den berühmten Doktoren Michaeli Ottavini und Bruno Labinei, Professoren der Astronomie und Mathematik an den Universitäten zu Bologna und Florenz, vervollkommnet habe, dann werdet Ihr Euch über die Geschicklichkeit und Kenntnisse nicht mehr wundern, welche ich in einer Kunst besitze, die ich aus Neigung ergriff und in der ich noch mehr aus Vorliebe als aus Gewohnheit beharre."

„Und diese Kunst ist sehr undankbar gegen Euch gewesen," sagte Sixtus V., „denn ich bemerke nur zu deutlich, daß das Glück Euren Anstrengungen und Eurer Bildung nicht entsprochen hat."

„Ach, leider nein, mein ehrwürdiger Vater; doch würde ich mich darüber leicht trösten, hätte ich nicht sechs kleine Cherubim zu ernähren, die jeden Morgen ihr tägliches Brod unter Küssen und Thränen erbitten. Oft befinde ich mich in der Unmöglichkeit, es ihnen zu gewähren, ich empfange mit Entzücken ihre Liebkosungen, aber ich kann sie nicht mit Brod vergelten."

„Ist es möglich, Signor Pamphilio?" rief Sixtus gerührt. „Aber seid Ihr denn nicht im Stande gewesen, Euch durch Euer Talent eine einträgliche Kundschaft zu gewinnen?"

„Jedes Talent bedarf eines Fußgestells, um sich bemerkbar zu machen, wie die Kerze eines Leuchters bedarf, um ihr Licht leuchten zu lassen. In eine kleine Seitengasse des Platzes Navona werden die Kardinäle, die Prinzen und die Geldmänner Roms nicht kommen, um sich einen Uhrmacher zu suchen."

„Aber Ihr müßt Euch bekannt machen, Euch an das Licht stellen," entgegnete der Papst.

„Wenn eine ausgebotene Waare an ihrem Preise verliert, so verliert ein ausgebotenes Talent an seiner Würde und seinem Werthe. — Das Kloster des Ordens Mariä Verkündigung bedurfte eines Uhrmachers, um die Beschädigung auszubessern, welche der Blitz an der Klosteruhr angerichtet hat, einem Meisterwerke des großen Hieronymus Blondinelli. Ich bin diesen Morgen nach dem Kloster gegangen, um diese schwierige Arbeit zu übernehmen, aber ich bin abgewiesen worden. Man urtheilte über das Talent des Künstlers nach der Einfachheit seines Anzuges und nach der Lage seiner Wohnung. — Ja, so denkt, so geht die Welt!"

(Schluß folgt.)

Dreisilbige Charade.

Erste Silbe.

Ich habe Millionen Brüder,
Zusammen leben wir in Lust;
Denn eine Mutter, treu und bieder,
Nährt alle uns an ihrer Brust.

Im Leben reich' ich Trank und Speise,
Ja selbst im Tod laß ich nicht ab,
Zu dienen dir auf manche Weise,
Von deiner Wiege bis ins Grab.

Zweite und dritte Silbe.

Die erste produzirt uns beide
Gut ohne Dampfmaschienerie;
Und wisse, die gelehrtsten Leute
Erlernen meine Kunst doch nie.

In Handel, Wandel kommt das Ganze,
Die Industrie belebt es auch,
Durch Kunst erschein ich dann im Glanze
Bei Herren und Damen im Gebrauch.

Elmstein. B. . . r.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 94. Samstag, den 6. August **1859.**

Die letzten Sieben eines Jäger-Bataillons.

In Böhmen ist ein Städtchen,
Das kennt fast Jedermann,
Denn wohl die schönsten Mädchen
Trifft man darinnen an.
Und dieses liebe Städtchen
Hat eine Garnison
Von hübschen, schmucken Jägern,
Ein ganzes Bataillon.

Und Jeder von den Jägern
Liebt dort sein Schätzlein fein,
Denn Jede von den Mädchen
Möcht' einen Jäger frei'n.
Den Vätern, wie den Müttern
Ist das 'ne große Ehr,
Kommt so ein schmucker Jäger
In seiner blanken Wehr.

So lebten in dem Städtchen
Die guten Leute fort
Viel Jahre, und die Jäger
Sie hielten treulich Wort.
Sie holten sich den Segen
Im väterlichen Haus,
So wie sie brav gedienet
Und ihre Zeit war aus.

Im Mai-Mond neun und fünfzig,
Da ging der Jammer los,
Da jammerten die Mädchen,
Da weinte Klein und Groß.
Zum Abmarsch wurd' geblasen
Hinaus zum blut'gen Krieg,
Zu streiten für den Kaiser,
Zu kämpfen um den Sieg.

Vom Abmarsch laßt mich schweigen,
Von diesem Trauertag,
Trotz seinen Kränz' und Bändern
Ich dran nicht denken mag.
Beim letzten Händedrücken,
Beim letzten Scheideblick
Rief Jeder: Lebet glücklich!
Wir kommen bald zurück. — —

Die kommen nimmer wieder,
Die bleiben ewig fort;
Da hilft auch kein Verlesen
Und kein Commando-Wort.
Am Hag dort bei M a g e n t a
Grub man ein tiefes Grab,
Dort senkte man die Braven,
Die Tapfern all' hinab.

Dort liegen sie beisammen,
Zwölf Hundert an der Zahl,
Und warten, bis erschallet
Einst der Posaune Schall;
Dann blasen die Hornisten,
Die dort geblieb'nen auch,
Dann heißt es: Aufmarschiren
Nach der Soldaten Brauch.

Noch Sieben sind am Leben,
Die kehren jetzt zurück
In die verlass'ne Heimath
Mit thränenvollem Blick.
Noch zwei Hornisten drunter,
Die blasen hell und laut:
Da freuen sich die Mütter,
Da freut sich jede Braut.

Sie laufen bis zum Thore
Und drängen sich hinaus,
Denn Jede hofft zu finden
Den Lang-Ersehnten draus.
Doch starr von Todes-Schrecken
Sie Hände ringend steh'n,
Als sie das kleine Häuflein,
Das invalide, seh'n.

Es flackert keine Fahne,
Es dringt zu keinem Ohr
Das klingende Commando,
Wie sonsten vom Major.
Nur zwei Hornisten blasen
In dumpfem Trauerton:
„Dort, Mädchen, ruht dein Lieb'chen,
„Dort, Mutter, schläft dein Sohn." —

Das Weihnachtsfest.

(Schluß.)

„Aber," sagte Onkel Allan, plötzlich ernst werdend, — „welches Recht habe ich, dir hier zur Last zu liegen, wenn du selbst so wenig für dich und die Deinigen hast? Ich kann unmöglich hier bleiben, da es nicht in meiner Macht steht, dir Hilfe zu leisten, und mein Aufenthalt hier deine Unkosten noch bedeutend vermehren muß. Habe ich nicht Recht, Frau Schwägerin, — was sagen Sie dazu?"

„Ich kann nur wiederholen, was mein Mann bereits gesagt hat. Bis Sie ein besseres Unterkommen finden können, steht unser Haus Ihnen offen; aber hinzufügen will ich noch, daß Ihre Gegenwart zur Beruhigung und Erheiterung von uns Allen viel beitragen wird."

„Wenn Das der Fall ist, so will ich bleiben; aber nur unter einer Bedingung, nämlich unter der, daß Sie für morgen auf meine Kosten ein so gutes Mahl herrichten, als die Zeit erlaubt. Kümmern Sie sich nicht darum, was es kostet, sondern lassen Sie das Beste da sein, was zu haben ist."

„Aber mein lieber Allan," begann Mr. Bartlet dagegen vorzustellen, als er plötzlich von seinem Bruder mit heiterer Miene unterbrochen wurde.

„Halt, mein lieber Karl," sagte Letzterer; „ich muß dir jetzt ein kleines Geheimniß mittheilen. Ich bin ein Betrüger, — ich habe dich getäuscht. Ich bin unter falschen Schilderungen zu dir gekommen, nur um zu sehen, welchen Empfang der arme Onkel bei euch Allen finden würde. Ich bin reich, Karl, — ja, reich; ich bringe fünfzigtausend Pfund mit mir, mein lieber Bruder, — und da du bereit warst, Alles, dein Letztes mit mir zu theilen, so fühle ich mich glücklich, dasselbe für dich thun zu können. Das Erste, was geschehen muß, ist, daß du dem schmutzigen Lord seine lumpige Forderung bis auf den letzten Pfennig bezahlst. Dies würde dir übrigens auch ohne mich möglich geworden sein, denn ich kann dir jetzt die frohe Nachricht mittheilen, daß die Bank von Williams und Torrens nach wenigen Tagen ihre Zahlungen wieder beginnen und allen Verbindlichkeiten volles Genüge leisten wird. Die Hemmung war nur momentan, — sie ist völlig solvent. Was meinen Sie nun zu einem fröhlichen Christfeste, Frau Schwägerin? und ihr, meine kleinen Nichten?"

Das Erstaunen, die Freude, die Dankbarkeit der glücklichen Familie zu beschreiben, wäre unmöglich. Richard drückte dem Onkel wieder und wieder die Hände, und die beiden ältesten Töchter lachten und weinten und lachten wieder, während ihre Mutter sich dem Gatten in die Arme warf und jetzt mehr Thränen der Freude vergoß, als in den Tagen des Kummers ihrem Auge aus Schmerz entströmt waren. Das Christmahl fiel glänzend aus, und die darum versammelten fröhlicher Gesichter gaben Onkel Allan die Gelegenheit, zu versichern, daß dies der schönste Tag seines Lebens sei. Mit Richards Hilfe hatte er auch für den Abend noch eine kleine Ueberraschung bereitet. Während nämlich im Wohnzimmer allerhand Spiele getrieben wurden, öffnete sich plötzlich die Thüre zum Saale und dort stand der Christbaum, von zahllosen kleinen Wachslichtern strahlend, und trug reiche Geschenke für den weiblichen Theil der Bartlet'schen Familie.

Das Gerücht dieser wunderbaren Begebenheiten verbreitete sich schnell, und alle Zungen in Middlebury sprachen von Nichts, als dem reichen Onkel, der plötzlich gekommen war, um seine goldenen Schätze auf die zu Grunde gerichteten Verwandten auszuschütten. Diejenigen, welche während der kurzen Zeit des Trübsals am kältesten auf sie herabgeblickt hatten, schienen jetzt die wärmsten Freunde zu werden, und bemühten sich, ihre Gratulationen zu dem glücklichen Wechsel anzubringen. Unter ihnen befand sich auch Dr Beckwith, welcher sich große Mühe gab, sein eignes Betragen und das seines Sohnes zu entschuldigen; allein der Versuch mißlang. Helene besaß zu viel natürlichen Verstand, um nicht seine Beweggründe zu durchschauen; und als sie daher einen Brief von Georg Beckwith erhielt, wo-

rin derselbe um ihre Verzeihung nachsuchte, und die Schuld seines niedrigen Verfahrens auf seinen Vater schob, übergab sie das Schreiben nur ihrem Bruder mit der Bitte, es nach Gutdünken zu beantworten.

„Und was soll ich zu Archibald Stanway sagen?" fragte er.

„Sage ihm," erwiderte sie mit einem Lächeln, das leicht zu deuten war, — „sage ihm, daß wir uns Alle freuen würden, ihn am Sylvesterabend bei uns zu sehen."

Der Hofuhrenmacher des Papstes.

(Schluß.)

Der Papst zuckte die Achseln und sagte: „Vielleicht ließe sich dem abhelfen?"

„Wo wäre das Mittel dazu?" erwiederte der Künstler. „Ich sehe keines. Ich hatte eine Bittschrift an den heiligen Vater gerichtet, daß er mir zu Hilfe kommen möchte; aber der Vatikan hat für mich eben so wenig Ohren gehabt, wie die Paläste der Kirchenfürsten und der Klöster."

„Und was verlangte Ihr von dem Papste?" fragte Sixtus.

„Eine Gunst," entgegnete der Uhrmacher, „welche seinen Schatz nicht um einen einzigen Thaler ärmer gemacht, die Abgaben seines Volkes nicht um einen Paolo vergrößert haben würde."

„Aber worin bestand die Gunst?" fragte der falsche Dominikaner.

„Ich bat den Papst, er möchte offiziell meinen Laden besuchen, sich darin einige Augenblicke aufhalten und dies mit dem Pomp thun, den er gewöhnlich zeigt, wenn er sich nach dem Quirinal oder der heiligen Maria der Minerva begibt. War denn meine Bitte überspannt, und vertrug sie sich vielleicht nicht mit der Ehrfurcht, welche ich meinem Herrscher und dem Vater der Gläubigen schuldig bin?"

„Nein, gewiß nicht," entgegnete Sixtus, „und wenn der Papst Eure Bittschrift erhalten hätte, so würde er sich ohne Zweifel ein Vergnügen daraus gemacht haben, Euren Wunsch zu erfüllen."

„Das glaube ich selbst, mein ehrwürdiger Vater; aber unser heiliger Vater ist, wie alle Herrscher, von Leuten umgeben, welche ihm die Wahrheit verbergen, die —"

„Sie verbergen sie ihm nicht lange," unterbrach ihn Sixtus V., indem er aufstand, „und ich kann Euch voraus sagen, daß der Papst bald auf eine oder die andere Weise davon unterrichtet sein wird, wie seine Secretäre oder seine Kämmerlinge die an ihn gerichteten Bittschriften aufgenommen haben."

Nach einigen Worten des Lobes und der Ermuthigung nahm der falsche Dominikaner Abschied von dem Uhrmacher, den er bald wieder zu besuchen versprach.

Am nächsten Tage, zu der Stunde, zu welcher die Glocken Roms das Zeichen zum Angelus geben, strömte die ganze Bevölkerung des Platzes Navona nach der Straße Jughelmei, wo der Galawagen des Papstes Sixtus V. soeben vor dem Laden des armen Uhrmachers Pamphilio Bonelli angehalten hatte.

„Pamphilio," sagte der Papst, indem er den Fuß auf die Schwelle des Ladens setzte, „ich komme, das Fußgestell Eures Rufes aufzurichten. Seid Ihr zufrieden?"

Pamphilio erkannte den Dominikaner vom vorhergehenden Tage.

„Ach, allerheiligster Vater," rief er, „Ihr überhäuft mich mit Ehre und Freude. Mein Glück in dieser Welt und in der andern ist gesichert und ich habe jetzt nichts mehr von den Launen Fortuna's zu fürchten."

„Hier," sagte der Papst, „ist der Cardinal von Santo Bibiano, Regulator des Klosters Mariä Verkündigung. Er kommt, Euch zu bitten, daß Ihr die Wiederherstellung der schönen Klosteruhr übernehmen mögt. Er ersucht Euch zugleich, zu den ersten Auslagen Eurer Arbeit fünfhundert Thaler anzunehmen. — Was mich betrifft, so bestelle ich hiermit eine öffentliche Uhr für den Platz Navona und ernenne Euch hiermit zu meinem Hofuhrmacher!"

„Hofuhrmacher des Papstes und noch dazu eines solchen, wie Sixtus V.," rief Pamphilio, indem er sich mit seinen Kindern und seiner Frau zu den Füßen des Papstes niederwarf. „Welch ein Ruhm! Welch ein Glück!"

„Machet Euch dieser Ehre würdig, Signor Pamphilio," ermahnte der Cardinal Santo Bibiano, „und traget aus allen Euren Kräften dazu bei, das Pontificat Eures großmüthigen Gebieters zu verherrlichen!"

„Das will ich!" betheuerte Bonelli, und er hat durch die Schaffung manches schönen Kunstwerks Wort gehalten.

Denksprüche.

Verschwende nicht dein Wort, wo man es nicht wird sparen;
Und spar es nicht, wo man es sparend wird bewahren.

Ursprünglich eignen Sinn
Laß dir nicht rauben!
Woran die Menge glaubt,
Ist leicht zu glauben.

Verschiedenes.

Die Preußische Regierung wollte eine telegraphische Leitung durch Lippe-Detmold nach Westphalen führen, die Lippe'sche Regierung versagte ihre Einwilligung. Im Hinblick hierauf bringt die „Elberf. Ztg." folgendes Gedicht:

Deutsche Einheit.

Ich bin der Hegemon,
Bin Deutschlands erster Sohn;
Ich kann auf Deutschlands Wällen,
Aus meinem eigenen Bann,
Wohl 400,000 Mann
Zu Aller Schutz aufstellen.
Drum, Deutschland, sei nicht bange,
Erhebe dein Gesicht;
Doch eine Telegraphen-Stange
Zu Lippe-Detmold aufzustellen —
Vermag ich nicht!

Berliner Blätter melden: „Welchen Ruf und welche Verbreitung die Apfelweinkuren von Petsch hier bereits gewonnen, beweist u. A., daß dieser Tage von Venedig aus dort krank liegende, am Mincio und bei Solferino verwundete österreichische Officiere an ihn geschrieben haben und sich seine Heilvorschriften nebst einem Transport Apfelwein kommen ließen."

König Ludwig macht täglich Spaziergänge in der Umgebung von Berchtesgaden. Als er kürzlich zur Dultzeit durch die Volksmenge schritt, lief ihm die muntere Schuljugend zu, umringte ihn, küßte seine Hände und schrie und jubelte mehr als laut. Der König, um der kleinen Weglagerer los zu werden, wußte sich schnell zu helfen. Auf ein in der Nähe stehendes Carroussel zeigend, rief er den Kindern zu: „Dahin! reitet und fahrt nach Lust, zahl' schon, zahl' schon." Im Nu war die kleine Schaar auf den Wägen und den hölzernen Pferden.

Ein Herr Blondin ist in Gegenwart von vielen Tausend Zuschauern auf einem straffen Seile über den Niagara und wieder zurück gegangen. Er ging von der amerikanischen Seite ab, hielt in der Mitte an, zog an einem Seile von dem unten befindlichen Dampfboote „Maid of the West" eine Flasche herauf, deren Inhalt er, rittlings auf dem Seile sitzend, leerte, und marschirte dann weiter; in 17½ Minuten gelangte er hinüber, in 12 wieder herüber.

(Originelle Eheschließung). Ein hypochondrischer Bureauchef hatte es sich zum Princip gemacht, Urlaubsgesuche seiner Subalternen gewöhnlich abzuschlagen, selbst wenn sie sehr wohlbegründet waren. Mit der Zeit hatte er sich daran gewöhnt, solche Gesuche gar nicht mehr zu lesen, sondern die Ansuchenden ohne Erwägung ad marginem abschläglich zu bescheiden. So kam es vor, daß ein Unterbeamter in der ausgesprochenen Absicht, sich an einem entfernten Orte zu verheirathen, um dreitägigen Urlaub bat. Er glaubte aus den Wolken zu fallen, als er sein Gesuch mit der Randbemerkung zurückerhielt: „Abgelehnt. Kann schriftlich abgemacht werden."

Frau von R., eine leidenschaftliche Spielerin, saß im Bade zu P. am Pharotisch und verlor fast alle Karten. Darüber ward sie so zornig, daß sie dem Banquier mit großer Heftigkeit viele Unhöflichkeiten sagte; in dem Affect ihrer Rede flog ihr ein falscher Zahn aus dem Munde und auf den Tisch. Kaltblütig fragte der Banquier: „Gnädige Frau, ist das Ihr Satz?"

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 93: Baumwolle.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 95. Dienstag, den 9. August 1859.

Des Pfalzgrafen Brief,

oder:

Wie ein Edeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

Es war im Jahr des Heils 1430, als in dem gesegneten Kraichgau, auf dem Wege zur Veste Ravensburg, ein junger Mann auf einem hervorspringenden Stein saß und die Laute schlug. Dunkelblonde ins Bräunliche schimmernde Locken von einem leichten Barette bedeckt und dem Spiel des Windes preisgegeben, umrahmten ein ovales, schönes Antlitz mit hoher Stirne, freundlichen braunen Augen, welche gleichsam fragend in die schöne Gotteswelt blickten, mit feiner hübschen Nase und dem edelgeschnittenen Munde, von dem Anflug eines kleinen Bärtchens beschattet; die Gestalt, nicht über die Mittelgröße, war zwar schlank, aber nicht unkräftig gebaut und nahm sich in leichter ritterlicher Haustracht ganz stattlich aus.

Es war ein hübsches Bild; hoch oben auf rebenbewachsener, grüner Anhöhe die stolze Veste, unten im Thale die rauschende Kohlbach, welche ihren raschen Lauf durch die lachende Gegend nimmt, und auf dem Wege, welcher zur Ravensburg führt, den jungen Mann, so sehr in seine poetische Aufgabe versunken, daß er nicht einmal den Tritt eines herannahenden Rosses hörte, dessen Reiter dasselbe im langsamsten Paßgange hielt, um den angenehmen Eindruck dieses Anblickes nicht zu verwischen. Der junge Mann sang ein Lied Walters von der Vogelweide mit sanfter, melodischer Stimme und begleitete sich mit einem, für die damalige Zeit höchst kunstreichen Lautenspiel. Die Worte des Gesanges waren folgende:

> Wollt ihr wissen, was die Augen sein,
> Damit ich sehe durch alle Land?
> Es sind die Gedanken des Herzens mein,
> Damit seh' ich durch Mauern und durch Wand;
> Nun hütet sie, wie es euch dünket, gut,
> Es sehen sie doch mit vollen Augen, Herze, Will'
> und all der Muth.

Eben als der Jüngling mit gedämpftem Schlußaccord zu einer neuen Strophe ansetzen wollte, sah er um sich und erblickte den Reiter, welcher halb gutmüthig spottend, halb wohlwollend ihn betrachtete.

Mein Albrecht! rief er aus, mein Bruder, sei willkommen, tausend Mal willkommen, die Mutter erwartete dich und den Vater erst morgen!

Er ließ die Laute auf den Boden gleiten und eilte auf den Reiter zu, welcher sich jetzt trotz der schweren Rüstung vom Sattel geschwungen hatte, und dessen Pferd ein nachkommender Knappe hielt. Die Brüder umarmten sich zärtlich, schüttelten sich wiederholt die Hände, bis Albrecht lachend sagte:

Wer es nicht wüßte, würde glauben, wir seien seit Jahresfrist getrennt gewesen, und doch ist es erst drei Wochen, seit wir die Veste verließen. Er reckte seine kräftigen Glieder, welche der lange Ritt ermüdet hatte, nahm den Helm ab, der Bruder löste ihm den Harnisch, und so stund er da, ein ächtes Bild schöner Männlichkeit und Kraft; die braunen Haare glänzten in dunkleren Locken als die von Martin, die blauen Augen blitzten feurig unter dunklen, schattigen Braunen, der etwas spöttisch verzogene Mund vermochte mit der Grazie eines Kindes zu lächeln. Um einen halben Kopf größer als sein Bruder war es ein schönes Geschwisterpaar, der Eine die feurige, sinnende Kraft, der Andere die sinnige Milde.

Und nun erzähle, mein herzlieber Albrecht, bat Martin den Jüngeren, wie es dir auf dem

Turnier zu Stuttgart ergangen, wer den Preis errungen.

Sag du zuerst! schaltelte Albrecht ein; bist du auch wieder ganz genesen, und hat das böse Fieber dich verlassen?

Als Martin bejahend nickte, fuhr er fort:

Mir ward recht leid um dich, denn noch nie bin ich ausgezogen ohne mein Brüderlein, der Vater ist stets beschäftigt und findet auch überall Ritter und Herrn, mit denen er zu verkehren pflegt, Bruder Hans ist mir noch zu jung und kein so guter Reisegeselle als mein herzlieber Martin! Beide sind übrigens noch auf das Schloß zu Reben von Mentzingen geritten, den Kaufpreis für den Theil am See und der Mühle auszudingen, welchen der Vater von demselben kaufen will; sie werden erst in zwei Tagen zurückkommen, mich aber litt's nicht mehr fern von Hause und in Unkunde, wie es dir geht, und darum bin ich da und habe dir Manches zu erzählen; es war wohl herrlich in Stuttgart und viel schöne Frauenbilder versammelt, Pfalzgraf Ludwig mit seiner holden Gemahlin war auch gegenwärtig; wie oft habe ich da an dich gedacht, wie deinem poetischen Sinne der schöne Kranz von Jungfrauen gefallen würde, und wie traurig es ist, daß du als der Aelteste, ein mannhafter Junker und Sänger süßer Lieder, durch dein Gebreste an Haus und Bett gefesselt warst.

Laß es gut sein, Bruderherz, entgegnete der Andere; in einiger Zeit gehe ich wieder zu unserm Ohm und Vetter, Herrn Berchtold Goeler, Domherr zu Speyer, und verspreche mir viel Lust und Freude von dieser Reise. Werde ich doch vielleicht das schöne Frauenbild wiedersehen, welches ich, es sind grade drei Monate, im Dom zu Speyer betend fand, zu den Füßen der allerheiligsten Jungfrau Maria. Es war grade ein Fest zu Ehren des Schutzheiligen dieser Stadt, und ein groß Getreibe, wie es bei solcher Gelegenheit nicht ausbleiben kann, dabei auch eine Menge frecher, wüster Gesellen; ich sah grade zwei derselben, wie sie hinter der Jungfrau standen und sich durch Zeichen verständigten, ihr im Gedränge die schwere silberne Kette, welche sie um den Hals geschlungen, und die goldenen Nadeln im Haar zu rauben. Als nun die Jungfrau andächtig ihr Gebet beendet und sich von den Knieen erhob, sah sie mit Schrecken, wie ihre Begleitung sich verloren und sie allein stund; zugleich mußten sie auch die frechen Mienen der räuberischen Gesellen, welche immer näher kamen, erschrecken. Da trat ich rasch vor, und mit der Bitte: Ehrsame Jungfrau, wollt Ihr nicht mein Geleit annehmen, da Ihr das Eure verloren zu haben scheint? legte ich ihre Hand auf meinen Arm und führte sie aus dem Gedränge. Hart am Ausgange trafen wir ihre Begleiterin, eine ältliche Frau, welche ihrer mit großer Angst zu harren schien. Sie dankte mir sittsam, aber freundlich, für den geleisteten Dienst, und noch ehe ich ihren Namen erfahren, ihr meinen ferneren Schutz anbieten konnte, ward sie durch die Menge von mir hinweggedrängt, und nur unter dem Portale sah ich sie nochmals ihr liebliches Haupt nach mir wenden und dann verschwinden. Seit dieser Zeit habe ich keine Ruhe mehr und leide mehr an dieser Herzenskrankheit als an dem leiblichen Siechthum, welches mich durch das böse Fieber auf dem Lager darniederhielt. Im Traum und im Wachen seh' ich sie vor mir stehen, die dicken blonden Zöpfe um das runde Köpfchen geschlungen, wie sie unter dem Portale sich halb schelmisch, halb erröthend nach mir umsah.

Und darum treibt es mein Brüderlein so sehr, den guten Vetter Berchtold zu besuchen, lachte Albrecht gutmüthig. Wie aber, wenn deine Erkorene keine adelige Jungfrau, sondern eines ehrsamen Bürgers schöne Tochter wäre, was würde Vater und Mutter, was unsere stolze Else zu deiner Wahl sagen? sie würden es nimmer zugeben.

Und sie müßten es doch, entgegnete der sanfte Bruder mit festem, entschlossenem Tone; doch beruhige dich, das brauche ich nicht zu fürchten, die Jungfrau ging gekleidet gleich eines Edlen Tochter und auf der Gürteltasche war, das sah ich deutlich, als sie betend kniete, ein Wappen kunstreich eingenäht; nur konnte ich nicht erkennen, was es für eines war.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Kaltwasserheilanstalten.

(Aus dem allgem. Deutschen Telegraphen.)

Wohl nicht ganz mit Unrecht wird unserm jetzigen Geschlechte der Vorwurf der Verweichlichung und einer dadurch verursachten ziemlich

bemerkbaren körperlichen Degeneration gemacht. Man beruft sich dabei besonders auch auf die statistischen Tabellen, denen zufolge die Anzahl der zum Militärdienste tauglichen jungen Männer von Jahr zu Jahr abnimmt, so daß das erforderliche Körpermaß in mehreren Staaten herabgesetzt werden mußte. Nun kann man zwar im Allgemeinen annehmen, daß Völkerschaften, die ihrem Urzustande näher sind, sich in der Regel durch kräftigere körperliche Entwicklung auszeichnen. Da aber wahre Cultur in einer harmonischen Ausbildung aller Kräfte des Geistes wie des Körpers besteht und wir auch bei einigen der gebildetsten germanischen Stämme, z. B. den Norwegern, neben einer verhältnißmäßig hohen Cultur eine noch ungeschwächte Körperkraft antreffen, endlich bei den so fein gebildeten alten Griechen die körperliche Ausbildung gleichfalls einen hohen Grad erreicht hatte: so erleidet jener Satz eine sehr bedeutende Einschränkung. Lassen wir indeß diese Verweichlichung als Thatsache gelten, so scheint uns ein Hauptgrund derselben ebensowohl in dem Gebrauche unnatürlicher Kleidungsstücke, Nahrungs- und Reizmittel, als in der unterlassenen Anwendung anderer, früher als absolut nothwendig betrachteter Dinge zu liegen. Es handelt sich also auf der einen Seite um ein Unterlassen und Aufgeben, auf der andern um ein Zurückkehren. Und hier möchten wir bezüglich des Letzteren die früher allgemein gebräuchliche Anwendung des kalten Wassers unbedingt und angelegentlichst empfehlen, überzeugt, daß Ernst Mahner, der Gesundheits-Apostel, wäre er weniger barock zu Werke gegangen, sicherlich bessere Erfolge erzielt haben würde.

Das kalte Wasser ist das sicherste aller Abhärtungsmittel, und schon als solches hebt es die Anlage zu mancherlei Krankheiten. Wer daher das Glück hat, in seiner Nähe ein fließendes Wasser zu besitzen, der sollte nicht blos im hohen Sommer, sondern auch im Frühling und Herbst, natürlich stets mit der nöthigen Vorsicht, davon Gebrauch machen. Eine auffallende Kräftigung des Körpers und eine bedeutende Energie, jeder von der Witterung bedingten Affection gegenüber, wird die sichere Folge sein. Wer dagegen nur durch wollene Kleidung, besonders durch die in den letzten Jahren Mode gewordenen Umschlageteppiche und wollenen Halsbinden, durch die Wärme des Ofens oder des Bettes sich vor Erkältung und deren Folgen schützen will, verfällt bei der ersten ungünstigen Veranlassung leicht in langwieriges Siechthum. Unsere Voreltern verdankten ihre kräftigen Leiber einem naturgemäßeren Leben, und damit wenigstens theilweise dem Gebrauche des kalten Bades, während erwiesenermaßen das römische Reich sich in seinem tiefsten Verfalle befand, als der Gebrauch der warmen Bäder und der damit verbundene Luxus auf's Höchste gestiegen war. Es verdient daher alle Anerkennung, daß die bayerische Regierung in allen höheren und niederen Schulen das Baden in fließendem Wasser beiden Geschlechtern anempfehlen läßt. Aber eine der segensreichsten Einrichtungen unserer Zeit sind unstreitig die Kaltwasserheilanstalten, bei deren zweckmäßiger und allen Forderungen der fortgeschrittenen ärztlichen Kunst angemessenen Einrichtung nichts mehr zu wünschen ist, als ein recht häufiger Gebrauch.

(Schluß folgt.)

Neustadt an der Speyerbach.

Es isch euch Allen wohlbekannt,
Daß in dem ganze Pälzerland,
Sei's Westrich, oder sei's de Gäu,
Keen kreuzfideler Städtel sei,
— E alti ausgemachte Sach! —
Als Neustadt an der Speyerbach.

Dort isch e Lewe, dort gibt's Wein!
Im Himmel kann's nit schöner sein!
Es streckt jo fascht an jed'm Haus
Der Herrgott Arm un Fuß heraus,
Un ruft: „Ehr Kinner, trinken ach
In Neustadt an der Speyerbach!"

Doch Wein gibt's dort nit grad alleen,
Deß wär gewiß for uns nit schön!
Mer gucken ach im Publicum
Noch junge schöne Mädle um —
Un die hot's unner jedem Dach
In Neustadt an der Speyerbach.

Hier mit dem Amazonehut
Luschtwannelt vun dem junge Blut,
Un dort im Reefrock, weit un groß,
Steht bei dem Schatz e jungi Roos;

Sie seufzen: Weh! sie seufzen: Ach!
In Neustadt an der Speyerbach.

Un seit in unsrer Stadt allhier
Soldate liegen im Quartier,
Do isch euch bei de Mädle all
E ungeheuerer Crawall —
Sie liegen unner Dach und fach
In Neustadt an der Speyerbach.

Un g'fühllos sinn die Mädle nit,
Des sieht mer so an jedem Tritt:
Die Verzehler sinn ausmarschirt,
Die heu euch Thräne ausklistirt,
Un überschwemmt fascht bis an's Dach
War Neustadt an der Speyerbach.

Uf unsern Wein nor noch e Blick
— Der Neustadter ehr gröschtes Glück: —
Die Daichle laafen überall,
Uf jedem Mischt, in jedem Stall,
In jedem enfache Gemach
Zu Neustadt an der Speyerbach.

Drum zappen Wein und füllen 's Glas!
— Seid nor nit forchtsam wie e Haas! —
Hoch leb vun Neustadt Jedermann,
Der 's volle Gläsel leere kann —
Hoch jedes Haus bis über 's Dach!
Hoch Neustadt an der Speyerbach!

N. — s.

Obst-Pflanzung.

Einhundert gewöhnliche Mirabellen wiegen genau ein Pfund, also ist das Pfund im Werthe von fünf bis sechs Kreuzer; da die Kirschen zu 6 kr. das Pfund verkauft wurden: so sind Mirabellen als feineres und selteneres Obst wenigstens ebensoviel werth.

Zwetschen wiegen 25 bis 30 Stück ein Pfund. Wenn man das Hundert durchschnittlich zu 4 kr. berechnet, so stellt sich der Zentner auf zwei Gulden und höher, oder das Pfund auf ungefähr einen und ein fünftel kr. oder fünf Pfund kosten 6 kr.

Verschiedenes.

Ganz kürzlich hatte der regierende Herzog von Meiningen Gelegenheit, ein entsprechendes Zeugniß für das wahrhaft patriarchalische Verhältniß, welches seit langer Zeit zwischen dem Fürstenhause und der Bevölkerung des Landes sich befestigt hat, abzulegen. Als am 17. December des Jahres 1800 der jetzt regierende Herzog geboren wurde, da sprach sich die Freude des ganzen Landes so laut aus, daß der dadurch um so mehr beglückte Vater, Herzog Georg, den mit großem Jubel aufgenommenen Entschluß faßte, das ganze Land zu entbieten, um bei dem Neugeborenen Pathenstelle zu vertreten. Es wurden demnach in den einzelnen Bezirken aus der Zahl der Confirmanden Abgeordnete gewählt, welche im Kreise der fürstlichen Familie der Taufhandlung beiwohnten. Einer dieser Pathen, der Rothgerber Schuffner in Eisfeld, feierte am verflossenen 14. Juli seine goldene Hochzeit. Wie freudig erstaunte das Jubelpaar, als zu ihrem Ehrentage ein kostbarer Becher von dem geliebten Landesherrn ankam, auf welchem die Inschrift zu lesen ist: „Herzog Bernhard zu Sachsen-Meiningen seinem Pathen Timotheus Schuffner.“

Zweisilbige Charade.

Die Erste ist den Bergen eigen,
Den Kirchen, Thürmen und Palästen.
Auch wird als Lob und Beifallszeichen
Sie dargebracht bei heitern Festen.

Nagt Gram und Weh an deinem Herzen,
Ist dir entfloh'n des Lebens Frieden;
Die Zweite lindert alle Schmerzen
Und kann dir Trost und Hoffnung bieten.

Gekrönt siehst du der Hoffnung schönstes Ziel,
Tritt einst das Ganze ein in deinem Leben.
O, dann beginnt ein süß verliebtes Spiel
Und sel'ge Wonne wird dich stets umschweben.
Sie gibt geheimen Wünschen ein Asyl,
Und setzt ein Ziel dem Junggesellenleben.

Wer nun im Lauf der Zweiten das Ganze mag vollführen,
Der mög im Sinn der Ersten dasselbe arrangiren.

Lambrecht. — el.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 96. Donnerstag, den 11. August **1859.**

Des Pfalzgrafen Brief,
oder:
Wie ein Edeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

In diesen Gesprächen waren die Brüder die Anhöhe hinan und ganz nahe zur Veste gekommen. Albrecht schien sichtlich mit sich zu kämpfen, ein paar Mal sah er den in tiefen Gedanken wandelnden Bruder an, endlich begann er: Vor Mondesfrist hätte mir deine Erzählung noch ein Lächeln abgenöthigt, so wenig kannte ich die Liebe und ihre Macht, jetzt, mein Bruder, kann ich begreifen, wie die Erinnerung an ein schönes Augenpaar und an rosige Wangen nicht aus dem Gedächtniß zu bannen ist! War ich doch glücklicher als du, ich konnte die Dame meines Herzens sprechen, weiß ihren Namen.

Du sahst sie in Stuttgart beim Tournier? fragte Martin.

Nicht beim Tournier, aber des Abends im Rathhaussaal, wo das junge Volk zum Schmaus und Tanz versammelt war, entgegnete Albrecht. Ich Glücklicher habe sie gesprochen, habe sie dann zum Festmahl geführt welches die Stadt dem Kurfürsten und den versammelten Rittern bereiten ließ; sie war so traulich und hold zu mir, daß ich immer an sie denken muß. Uebrigens ist sie auch aus dem edlen Geschlecht derer v. Hirschberg und mit ihrem Vater zur Stadt gekommen.

Und ist ihr Vater jener Paul v. Hirschberg zu Lautershausen, fragte Martin, welcher Ebnath so wacker vertheidigte und mit seinem Schwager Seckendorf nebst einer kleinen Schaar dreitausend Mann von den Markgräflichen schlug?

Derselbe, erwiederte Albrecht, zudem ein guter Freund unseres Vetters Berchtold in Speyer; auch dem Vater ist er bekannt.

Da sehe ich also gar kein Hinderniß im Wege, meinte Martin, dem Bruder gleichsam zum Glückwunsch die Rechte schüttelnd.

Der Zuruf einer hellen Kinderstimme unterbrach das Gespräch der Brüder, es war die jüngste Schwester Katharine, welche ihre Mutter und Else herbeirief, den Angekommenen zu begrüßen.

Sie durchschritten rasch den äußern Burghof und wurden an der Zugbrücke von den Frauen bewillkommt. Katharine plagte den Bruder um den süßen Wecken, welchen er ihr mitzubringen versprach, so wie ein seiden Tüchlein, just wie er er beim letzten Ausfluge Else eines mitgebracht.

Beides habe ich vergessen, scherzte der Bruder, bis ihn die Thränen in den rehbraunen Augen des Schwesterleins rührten und er sie an den Knappen verwies, der Alles in Verwahrung hatte.

Die Mutter, Frau Engeltraut, führte die Söhne in die Halle, wo bald ein kräftiger Trunk Albrecht erquickte; sie forderte ihn auf, vom Vater zu erzählen und wie lange er noch ausbleiben würde.

Mir däucht, es ist nicht wegen der Mühle und des Sees allein, daß der Vater zu Raban von Mentzing ritt, sagte Albrecht scherzend mit munterem Seitenblick auf die erröthende Schwester; er gedenkt auch ein Röslein aus unserem Zwingergarten in den der Mentzings zu versetzen, mit einem Worte, Herr Raban hat für seinen Sohn Hanns um unsere Else angehalten und ich denke, bei dem Kauf der Mühle wird auch über diese Angelegenheit manch ernstes Wort gesprochen werden, doch will der Vater

nichts entscheiden, bis er mit der Mutter geredet, und hat mich nur beauftragt, ihr dies mitzutheilen.

Else war mittlerweile herbeigekommen und hatte schmeichelnd der Mutter Hand geküßt; diese streichelte ihr leise den braunen lockigen Scheitel und sah ihr prüfend in das glühende Antlitz.

Junker Hanns ist ein braver Mann, ohne Falsch und Arg, sagte sie, ferner die Mentzingens von allen Seiten her mit uns verschwägert und verwandt, ich kann mir nichts Lieberes denken, als meim Kind unter so guter Obhut zu wissen; doch ehe ein entscheidender Schritt geschieht, muß ich noch Alles mit meinem Herrn und Gemahl überlegen.

Als nun aber nach zweien Tagen Ritter Albrecht mit seinem Sohne Hans zurückkehrte, und darauf der Eltern Einwilligung erfolgt war, wurde ein Bote zu Raban v. Mentzingen gesendet, dessen Sohn nach der Ravensburg einzuladen.

Elsen war glücklich, sie hatte den Bräutigam schon als Kind gekannt, war mit ihm aufgewachsen und liebte ihn gleich ihren Brüdern. Hanns v. Mentzingen war von mittlerer, gedrungener Statur, mit dunklem Bart und Haupthaar, und nicht sehr großen, aber feurig blickenden Augen. Er liebte seine Braut, „die schöne Else“, wie sie im ganzen Kraichgau genannt wurde, zärtlich und nur sie verstand es, seine aufbrausende Heftigkeit zu dämpfen, seinem oft unlenksamen Character Zügel anzulegen; dabei aber war er gutmüthig von Gemüth, hatte stets ein offenes Herz und eine freigebige Hand für seine Freunde und war unter der Obhut von Elsens schönen Augen so sanft und voll zarter Aufmerksamkeit, daß Niemand den wilden Junker Mentzing in dem sanften und bescheidenen Geliebten geahnt hätte. Die Brautleute lebten also ihres jungen Glücks und harrten des Tages, der zur Unterzeichnung des Heirathsbriefes bestimmt werden sollte; die Brüder vertrauten sich ihre gegenseitige Neigung und die Sehnsucht an, welche sie nach dem Wiedersehen der Geliebten empfanden, und während Mutter Engeltraut die Mägde häufiger als sonst am Spinnrocken fesselte, um Elsens Aussteuer in Linnen und wollenen Gewändern zu fertigen, kaufte Ritter Albrecht von den umliegenden Gütern, verkaufte wieder andere ferner gelegene, um seine Besitzungen zu arrondiren. Denn Albrecht v. Goeler war ein weiser und tüchtiger Hausvater und stets bedacht, seiner Kinder einstiges Erbtheil auf kluge Art zu vergrößern; dabei war er ein liebevoller Ehemann, ein gütiger, milder Vater, und es war ein schönes Bild, den kräftigen Mann mit der hohen Stirne und den feurigen blauen Augen zu sehen, umgeben von seiner Gattin und den fünf schönen Kindern; dabei war er stark wie ein Löwe, ein tüchtiger mannhafter Ritter, und so sanft und gütig er im Familienkreise sein konnte, so gefürchtet war er im Kriege, so unbesiegbar im Turnier. Vor dem strahlenden Glanze dieser blauen Augen hatte schon mancher Gegner gebebt, vor der mannhaften Wucht seiner Streiche war schon mancher gefallen. Waren die Goelers doch immer ein gefürchtet und geachtet kriegerisch Geschlecht gewesen, sie dienten theils den Fürsten, theils als freie Männer sich und ihren Genossen, und die Ravensburg war gut zum Lanzengewerbe gelegen, und auch fest, so lange das Schießpulver noch nicht erfunden war.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Kaltwasserheilanstalten.

(Schluß.)

Was übrigens von einer guten Kaltwasserheilanstalt gefordert wird, das wolle ersehen werden aus einer kurzen Schilderung von

Bad Gleisweiler in der Pfalz.

Inmitten der schönsten Gegend der vielgepriesenen Rheinpfalz, in einer 1000 Fuß über der Meeresfläche erhabenen kleinen Thalbucht der östlichen Abdachung des Haardtgebirges, von drei Seiten gegen rauhe Winde vollkommen geschützt und mit weiter Oeffnung nach Südosten gegen Karlsruhe hin, liegt die Wasser-, Molken- und Traubenkur-Anstalt Gleisweiler, einer der herrlichsten Punkte, den sich der Freund einer schönen Natur nur immer denken mag. Dieselbe ist, in unmittelbarer Nähe des gleichnamigen schönen Dorfes, eine Stunde von der südöstlich gelegenen Bundesfestung Landau, und ebenso weit von der nordöstlich liegenden Stadt Edenkoben, beide Stationsorte der pfälzischen Maxbahn, entfernt, und wird von beiden Punkten in kurzer Zeit

erreicht, während man von Gleisweiler aus durch die Eisenbahnen nach Ludwigshafen, Mannheim und Kaiserslautern in 2, nach Heidelberg in 2½, nach Straßburg, Mainz und Saarbrücken in 4½ Stunden gelangt. Die günstigste Lage von der Welt, mitten in einem Kastanienhain und üppigen Rebenpflanzungen, die sich an die den ganzen Saum des Gebirges weithin bedeckenden Weinhügel anschließen, die gesündeste, reinste Luft, das klarste, reinste Wasser in Fülle, eine unvergleichliche Aussicht in die prachtvolle, mit Städten und Dörfern besäete Rheinebene vom Taunus bis an den oberen Schwarzwald, — das sind Vorzüge, deren sich nicht leicht eine ähnliche Anstalt zu erfreuen haben dürfte. Daran knüpft sich eine Einrichtung, welche den Bedürfnissen der Kurgäste ebenso sehr, wie den Forderungen der Wissenschaft entspricht.

Das Kurhaus, ein stattliches, vierstöckiges Gebäude mit zwei vorspringenden Flügeln, enthält die ganze Badeeinrichtung, die Locale für Restauration und gesellige Unterhaltung und 60 elegant und zweckmäßig eingerichtete Wohnzimmer. In dem etwas erhöht nebenan stehenden Schweizerhause befinden sich die Ställe für Kühe, Ziegen und Esel, und über diesen acht bequeme Wohnzimmer, welche durch Oeffnungen im Fußboden mit der Kuhstallluft in Verbindung gesetzt werden können. Auch an einem zweckmäßig eingerichteten Turnplatze fehlt es nicht. Außer der Anwendung der Kaltwasserkur bestehen die Heilmittel in Kiefernadel- und Dampfbädern, Ziegenmolken- und Traubenkur. Geräumige, mit Porcellan ausgekleidete Vollbäder mit zu- und abfließendem Quellwasser, Strahl- und Regendouchen, Wellensitzbäder u. drgl. können nach Bedürfniß ganz schwach und steigend mit bedeutender Fallkraft angewandt werden. Die Flora der allernächsten Umgebung verleiht den Ziegenmolken die Süße und das Aroma, welches den Kräutern trockener Gebirgswiesen eigen ist. Electro-galvanische Inductions-Apparate, mit entschiedenem Erfolge zur Heilung von Nervenleiden, Rheumatismen, Lähmungen und ähnlichen Uebeln angewandt, vollenden die treffliche innere Ausstattung. Dabei ist die Persönlichkeit des Besitzers und leitenden Arztes Hrn. Dr. Schneider eine vollkommen entsprechende und vereinigt mit gründlicher Wissenschaftlichkeit denjenigen Grad der Humanität, der den Aufenthalt an einem solchen Orte doppelt nutzbringend und angenehm für den Leidenden, wie für den Freund der Natur macht. Auch die verhältnißmäßig billige Bewirthung läßt nichts zu wünschen übrig und bietet sowohl den Comfort großer Gasthöfe, als die Ungezwungenheit eines ländlichen Aufenthaltes.

Will sich der Kurgast zur Aufheiterung der empfehlenswerthen Pflege der Naturwissenschaften hingeben, so bietet in geologischer Hinsicht das Mainzer Becken, welchem Gleisweiler angehört, große Ausbeute, während auch des Botanikers Excursionen reichlich belohnt werden, besonders wenn er das Glück hat, mit dem berühmten Syngenesisten Dr. C. H. Schultz (Bipontinus) in Deidesheim, welcher Ort von Gleisweiler aus in 2 Stunden erreicht werden kann, in Berührung zu kommen. Leider ist es uns nicht vergönnt, den Freund der Natur an einen andern, der nächsten Nähe angehörenden ausgezeichneten Naturforscher zu weisen, indem der Tod den genialen Verfasser der Bryologia europaea, Dr. Th. Gümbel, gewesenen Rector der Gewerbschule in Landau, einer interessanten Gelehrtenfamilie angehörig, vor noch nicht einem Jahre im kräftigsten Mannesalter hinwegraffte.

Aber nicht weniger reich ist die Umgebung Gleisweilers an geschichtlichen Erinnerungen und Denkmälern. Der Freund der vaterländischen Sage und Geschichte begegnet neben den keltischen Denksteinen den Resten römischer Niederlassungen und steigt an der Hand der Volkssage hinab in die Tiefe der vaterländischen Vorzeit. Kein Wunder, da in diesem Lande der Nibelungen uns fast jeder Schritt an die burgundischen, merovingischen und karolingischen Könige erinnert. Geheimnißvoll umweht uns da der Geist der deutschen Sage.

Besteigen wir, um von vielen Höhen nur eine anzuführen, den in geringer Entfernung vom Bade sich erhebenden Orinsberg (Odinsberg), so erschließt sich uns neben einem unbeschränkten Blick über die herrliche Rheinebene, aus der an dem Silberbande des Rheins die Dome von Straßburg, Speyer und Worms auftauchen, gegen Westen das zauberhafte Felsenland der pfälzischen Schweiz. Ungeheure Felsen erheben sich, Riesenburgen gleich,

auf fast allen Berggipfeln, dazwischen die wirklichen Burgen der Menschen, vor allen die berühmte Reichsveste Trifels, Zeugen einer dahingeschwundenen eisernen Zeit. Tief unten in lieblichen Thälern erblicken wir die traulichen Wohnungen der Menschen; so besonders das Annweiler Thal, gerade gegenüber dem Orinsberge. Dergleichen Punkte ließen sich noch mehrere anführen aus der Nachbarschaft, vor allen Ludwigshöhe, der reizende Sommersitz des kunstsinnigsten Fürsten unserer Zeit, mit prachtvoller Aussicht über die Rheinebene. Soll auch noch daran erinnert werden, daß von Gleisweiler aus zwei der bedeutendsten Denkmäler der Menschenhand, der so prachtvoll wieder hergestellte Dom zu Speyer und das Straßburger Münster, in 2—4 Stunden erreicht werden können?

Was die Kurerfolge betrifft, so sind diese oft wahrhaft staunenerregend, und mehrere höchst merkwürdige Fälle könnte man aus den letzten Monaten berichten; so unter Anderem radikale Heilung von verjährtem Rheumatismus, von Lähmungen u. dergl.

Die übrigen Kaltwasserheilanstalten, Jugenheim an der Bergstraße, Hubbad im Schwarzwalde, Ilmenau in Thüringen, Gräfenberg in Schlesien u. s. w. haben sicher eine gleich zweckmäßige Einrichtung und laden dabei wieder durch eigenthümliche Vorzüge zum Gebrauche ein. Möge das leidende Publikum dieser Einladung folgen, das gesunde aber, besonders das Landvolk, die freundlich winkenden Flüsse und Seen wenigstens den Sommer über recht fleißig benützen! Der Segen für Leib und Sele wird gewiß nicht ausbleiben.

Denksprüche.

Du hast gar Vielen nicht gedankt,
Die dir so manches Gute gegeben!
Darüber bin ich nicht erkrankt,
Ihre Gaben mir im Herzen leben.

Merk' auf deine Wege und nicht auf die Wege des Andern!

Ruh' und Fried' ist es dir; Weisheit und Menschlichkeit ist's.

Du sehnst dich weit hinaus zu wandern,
Bereitest dich zu raschem Flug;
Dir selbst sei treu und treu den Andern,
Dann ist die Enge weit genug.

Verschiedenes.

Ein Hofmeister hatte seinen Eleven gelehrt, daß es in Karlsbad durchaus keine Sperlinge gebe, und daß diese Erscheinung bis jetzt ein unauflösliches Räthsel für alle Naturforscher sei. Der Knabe hatte mit offenem Munde die wunderbare Lehre verschlungen. Im vorigen Sommer besucht der Knabe mit dem Hofmeister seinen Vater in Karlsbad, und erblickt plötzlich — Sperlinge. Voll Erstaunen zeigt er die ihm wohlbekannten Thiere dem Lehrer. Dieser steht betroffen, und die ganze Naturgeschichte wankt vor seinem Blick. Doch plötzlich wird's ihm helle: „Ei freilich," ruft er bedeutsam lächelnd, „sind das Sperlinge, allein — es sind kranke, die hier den Sprudel trinken!"

Eine vornehme Dame hatte kürzlich einen jungen, hübschen Bedienten frisch vom Lande weg in den Dienst genommen. Nach einigen Tagen fuhr die Dame aus, um Besuche zu machen, und als sie bereits im Wagen saß, bemerkte sie, daß sie ihre Visitenkarten in ihrem Zimmer hatte liegen lassen. „Jean," rief sie, „ich habe meine Karten vergessen. Geh und hole sie und behalte sie bei Dir." Jean eilte in das Zimmer wieder hinauf, führte den erhaltenen Befehl aus und nahm seinen Platz auf dem Wagen wieder ein. Die Dame begann die Runde ihrer Besuche, und in jedem Hause, wo die Leute, denen sie einen Besuch zugedacht hatte, nicht zugegen waren, ließ sie durch Jean eine oder zwei Karten abgeben. An dem letzten Hause sagte sie zu ihrem Bedienten: „Jean, hier gieb drei Karten ab." — „Das geht nicht, gnädige Frau; ich habe nur noch zwei: Kreuz-Aß und Herzen-Sieben." — Der Bediente hatte nämlich aus dem Zimmer der Gebieterin eine Anzahl Spielkarten geholt.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 95: Hochzeit.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 97. Samstag, den 13. August **1859.**

Ach wie häs!
(Därkemer Hochdeutsch.)

Die Hitz is ganz barwärisch,
Sie is ä großi Plool,
Mer möcht sich Ruh verschaffe
Im volle Brunnetrook.

Mer wälzt sich ufm Lager
Un schloft net wie mer soll,
Un is der Morje kumme,
Dann is mer müd un doll.

Kaum setzt mer sich zum Frühstück,
So kummen gleich in Haschi
Viel Dutzend freche Mücke
Un laden sich zu Gascht.

Ich kann net recht begreife,
Warum der liebe Gott
Vun dene läscht'ge Thiere
So viel erschaffe hot.

Das Vieh muß viel erdulde,
En Schnook flecht färchterlich;
Ich bin oft ganz geschwolle
Vun lauter Schnookestich.

Do plaurern se vun Celsius,
Rumor und Fahrenheit,
Die Thermometergucker
Sinn all net recht gescheidt.

Ich brauch ken Thermometer,
Un wäs doch, was ich wäs:
Im Winter thut's gefriere,
Im Summer is es häs.

Ja häs is unser Summer,
Der Dorst nimmt überhand,
Un soll der Wei' ihn lösche,
Dann kummt erst recht der Brand.

Das Obst is abgefalle
Un gehl sinn Wies un Flur,
Mer sieht vun Stoppelrübe
Deß Johr aach gar ke Spur.

Die Müller mahlen wenig,
Un wollen doch bestehn:
Sie multern, daß dem Bauer
Die Age übergehn.

Un muß beim klene Wasser
Das Mühlrad öfters steh',
Dann backen unsre Bäcker
Die Weck ach! gar so kle'.

Die Metzger schlachten Bohre
Wie Juchteleder zäh;
Dann Bohrefläsch kann länger
Der Fäulniß wererstey'.

Doch Ehns, deß thut mich tröste:
Es gibt en gurer Wei',
Beim Lehrjung un Gesell
Muß aach der Meister sei'.

Ich will dich nor erinnre
An's Sprichwort, lieber Freund:
Die Sunn hot noch ken Bauer
Zum Land enaus gescheint.

Des Pfalzgrafen Brief,
oder:
Wie ein Goeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.
(Fortsetzung.)

Eines Tages nun geschah es, daß Vetter Berchtold, Domherr zu Speyer, zum Besuch eintraf; er war ein Lebemann und bei dem König und dem Pfalzgrafen gleich wohl gelit-

ten, führte er ein angenehmes und sorgenfreies Leben; dem Becher und heiterer Gesellschaft nicht abhold, zu munterem Scherz und Kurzweil stets aufgelegt, war er immer ein willkommener Gast auf der Ravensburg.

Auch heute wurde er mit Freuden empfangen; Frau Engeltraut führte den Vetter in das Prunkgemach, aus dessen sechstheiligem Erker man eine herrliche Aussicht in die weiten Besitzungen des Ritters und das schöne Kraichgau genoß; man sah dort den Nonnenwald,*) das Grafeneck und den Scheibenwald, sowie die östlicher und höher gelegene Mühlbacher Steinbrüche. Dies Gemach war der Lieblingsplatz Herrn Berchtolds, wo ihm, wie er behauptete, ein frischer Trunk aus den kühlen Fässern des riesigen Kellers viel besser mundete als an jedem andern Orte, sein feines Closett zu Speyer nicht ausgenommen.

Else holte einen Humpen edlen Ravensburger und kredenzte ihn zierlich dem geistlichen Herrn, welcher wohlgefällig die blühenden Wangen des Bräutleins strich und dabei versprach, ein schönes Hochzeitsgeschenk zu senden; darauf plauderte er mit Ritter Albrecht und dessen Söhnen von den drohenden Aspecten am politischen Himmel, hörte aufmerksam auf Frau Engeltrauts Klagen über den noch immer nicht entschiedenen Streit, in welchem sie mit Pfalzgraf Ludwig stand wegen einiger von ihrem Vater ererbten Güter, welche der Pfalzgraf als Lehen beanspruchte. Herr Berchtold sprach sodann von seinem hohen Gönner König Sigismund, an dessen Hof er sich oft aufhielt, und dessen Gelehrsamkeit er volle Anerkennung erwies.

In diesen schweren Zeiten wäre ein kriegerischer Herr besser als ein Gelehrter! seufzte Ritter Albrecht, König Sigismund aber liebt das ritterliche Wesen nicht.

Weil ihm das Beste hierzu, das Geld, mangelt, unterbrach ihn Herr Berchtold scherzend; doch wahr ist es, unser Herr und König hat die Liebe zu den Wissenschaften von seinem gnädigen Herrn Vater, Kaiser Karl IV., ererbt.

Wäre auch besser, er hätte die Erbschaft seiner Mutter angetreten, brummte Ritter Albrecht; ich habe sie zwar niemals gesehen, Kaiser Karls IV. Gemahlin, die pommerische Elisabeth, aber ein herzhaft Weib muß sie gewesen sein, wie die, von denen die alten Sagen erzählen; hat sie doch auf einem Turnier zu Prag Proben einer fast übermenschlichen Kraft gegeben, wo sie eiserne Hufeisen mit den Händen zerriß, zinnerne Teller wie Pergament aufrollte, zur großen Beschämung der anwesenden Ritter und Edlen.

Ein ritterlicher Herr ist König Sigismund doch, warf Martin Goeler ein, aber welch schwere Zeiten hatte er zu überstehen, er als dritter König im Reich, drei Päpsten gegenüber, stets von einer Partei verfolgt, während die andere ihres Interesses halber ihm anhing, allen Kabalen dieses ränkesüchtigen Johann von Mainz ausgesetzt, welcher, wie Ihr Herr und Vater doch oft erzählt, Alles that, um seine Wahl als König zu verhindern, die doch unser allergnädigster Pfalzgraf so warm befürwortete; ja, dieser Erzbischof Johann ging so weit, den Dom zu Frankfurt schließen zu lassen, um die Wahl unmöglich zu machen.

Sie geschah aber doch, lachte Ritter Albrecht wohlgefällig, unser allergnädigster Herr ist rasch in seinen Entschlüssen; der Kirchhof hinter dem Dom diente zum Wahlplatz. Ich erinnere mich noch des Versleins, welches die Gegenpartei zum Spott auf unsern Herrn und Fürsten, sowie auf den Erzbischof von Trier, als die Thätigsten bei der Königswahl, machte, weil ersterer so jung, letzterer schon alt und beinahe blödsinnig war; es gab ein Liedlein, das hieß:

„Zu Frankfurt hinterm Chor
Haben gewählt einen Kunig ein Kind und ein Thor."

Das Kind, wie sie meinen allergnädigsten Herrn damals zu nennen beliebten, obgleich er lange über die Kinderjahre hinaus war, hat ihnen schon Manches aufzurathen gegeben. Wie stünde es mit dem deutschen Reiche, wenn Pfalzgraf Ludwig nicht mit starker Hand und schnellem Blick die ihm freundlichen Fürsten geleitet, die feindlichen bekrieget hätte? Wahrlich, König Sigismund schuldet unserem Herrn nicht allein die Krone auf seinem Haupte,

*) Der Nonnenwald enthält noch jetzt Ueberreste eines früheren Nonnenklosters, Brunnentheile, Grundmauern 2c. und heißt auch hienach. Die Sage behauptet, daß dieses Kloster durch einen unterirdischen Gang mit der Ravensburg in Verbindung gestanden und daß noch jetzt an Weihnachten um die Mitternachtzeit drei Nonnen aus jenem Walde bis zur Seemühle herabkommen und auf baldige Erlösung ihres Geisterwandelns hoffen.

sondern auch deren Erhaltung. Zum Dank dafür hat er mit diesem Johann von Mainz hinter meines Herrn Rücken einen geheimen Vertrag geschlossen, und mit seinem Wort versprochen und besiegelt, Mainz durch keine Schenkung oder Bevorrechtung zu beeinträchtigen. Zum Dank dafür nimmt er dem Pfalzgrafen das Heirathsgut von 4000 Kronen fort, was Johann Landenbon in England einkassiren sollte, und weigert sich jetzt, es herauszugeben, mit der Entschuldigung, daß wenn man Alles rechne, was die Pfalz jetzt und unter dem vorigen Regenten sich vom Reichsgut zugeeignet habe, würde man wohl quitt sein.

Darin hat er nun nicht so ganz unrecht, schaltete Berchtold ein, als Ritter Albrecht in seiner heftigen Rede inne hielt, um durch einen tüchtigen Trunk Ravensburger seinen Aerger hinabzuspülen; König Sigismund fehlt nicht die Einsicht in die Verhältnisse, wohl aber die Macht und die Gewalt, sich ihnen entgegen zu stemmen: innere Zerwürfnisse im Reich, die Fehden der Fürsten unter einander, die hussitischen Kriege, der Geldmangel, die Religionswirren, Alles dieses trägt dazu bei, seine Stellung beinahe unerträglich zu machen, doch beharre ich in der Ansicht, daß es dem hohen Herrn nicht an Klugheit und Einsicht gebricht; hat er doch jenem gelehrten Herrn, welcher durchaus geadelt werden wollte und es auch wurde, als dieser sich auf die Ritterbank setzte, das Wort zugerufen: „Das war dumm, Herr Ritter; ich kann in einem Tage tausend Idioten adeln, aber in tausend Jahren nicht einen Gelehrten machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Réaumur *) — Celsius — Fahrenheit.

Wenn unsere Landleute in amerikanischen Briefen lesen, daß man dieses Jahr dort eine Hitze von 95 Graden hatte, so schütteln sie bedenklich den Kopf und glauben, man wolle ihnen einen Bären aufbinden. An eine verschiedene Thermometer-Eintheilung denken sie nicht. In der Schule wurde über solche Dinge wenig oder gar nicht mit ihnen gesprochen, und so muß denn im praktischen Leben Manches nachgeholt werden. Dazu gehört auch die Kenntniß des Thermometers. Ueber dieses für die Wärmelehre so überaus wichtige Instrument, das eine so große Verbreitung hat, wie kein anderer physikalischer Apparat, wollen wir uns ein wenig mit einander unterhalten.

Es ist bekannt, daß das Thermometer aus einer engen Glasröhre besteht, an die am untern Ende eine Glaskugel angeblasen ist, daß diese Kugel und ein Theil der Röhre mit Quecksilber oder Weingeist angefüllt ist, und daß die Flüssigkeitssäule in der Röhre steigt, wenn die Kugel erwärmt wird, daß sie sinkt, wenn die Kugel kalt wird. An der Röhre sind die Thermometergrade angegeben; wir wollen diese Scala näher kennen lernen. Wenn man die Thermometerkugel in schmelzenden Schnee taucht, so stellt sich der Gipfel der Quecksilbersäule bald an einem bestimmten Punkte fest. Dieser Punkt heißt der Gefrierpunkt oder der Eispunkt und ist bei den Thermometern von R und C mit Null bezeichnet. Taucht man die Thermometerkugel in siedendes Wasser, so wird die Quecksilbersäule rasch steigen und bald an einer Stelle der Röhre stehen bleiben. Diese Stelle heißt der Siedepunkt und ist bei R mit 80, bei C mit 100 bezeichnet. Die Scala kann über dem Siedepunkt und unter dem Nullpunkt fortgesetzt werden. Unter dem Nullpunkt sind die Grade mit — (minus), über demselben sind sie mit + (plus) bezeichnet. In Deutschland ist die Scala nach Réaumur in Gebrauch; in Frankreich und ausschließlich bei wissenschaftlichen Unternehmungen wird Celsius angewendet. Es ist einleuchtend, daß 80 Grade bei R eben so groß sind, als 100 Grade bei C; es muß also 1 Grad R so groß sein, als 1¼ Grad C. Haben wir z. B. bei uns 20 Grade Wärme, so wäre in Frankreich die entsprechende Wärme 1¼mal 20 = 25 Grade. Ist die Wärme in Frankreich 30 Grade, so ist sie entsprechend bei uns nur ⁴/₅ von 30, das ist 24 Grade.

Die Scala des in England und Amerika gebräuchlichen Thermometers von Fahrenheit hat nicht den Gefrierpunkt des Wassers zum Nullpunkt, sondern einen Punkt, bis zu welchem das Thermometer sinkt, wenn man es in eine künstliche Kältemischung von Schnee und Kochsalz taucht. Der Nullpunkt unsers Thermo-

*) Sprich: Reomür.

meters ist auf der Fahrenheit'schen Scala mit 32 bezeichnet, der Siedepunkt mit 212. Ziehen wir diese 32 Grade von 212 ab, so bleiben noch 180 Grade. Diese 180 Grade sind so groß als 80 Grade bei R und 100 Grade bei C; es ist demnach 1 Grad bei R so viel als $2^1/_4$ Grade bei F. Haben wir z. B. 24 Grade, so sind es bei F $2^1/_4$mal 24 und noch 32 dazu, gibt 86 Grade.

Ist die Wärme in Amerika z. B. 77 Grade, so zieht man, um die entsprechende Wärme nach R zu finden, zuerst 32 Grade von 77 ab, bleiben 45; diese 45 müssen wir mit 9 dividiren und was herauskommt, mit 4 multipliciren, das gibt 20 Grade nach unserm Thermometer.

Die Vergleichung der verschiedenen Thermometer-Scalen mag folgende Tabelle erleichtern.

Réaumur.	Celsius.	Fahrenheit.
— 16	— 20	— 4
— 8	— 10	+ 14
0	0	32
+ 8	+ 10	50
16	20	68
24	30	86
32	40	104
40	50	122
48	60	140
56	70	158
64	80	176
72	90	194
80	100	212

Jetzt noch zur Uebung eine Aufgabe.

Am 4. Juli 1859 war wohl die größte Hitze in diesem Jahrhundert. Wir hatten in Dürkheim 28 Grade R, in Bordeaux (südlichem Frankreich) waren es 35 Grade C, in Greenwich (England) 95 Grade F. In welcher dieser Städte war die größte Hitze?

Dürkheim. Bh.

Verschiedenes.

Am Abend des 29. Juli nach $8^3/_4$ Uhr wurde in Laibach ein schönes Meteor in Süd-Südwesten beobachtet, welches während einiger Sekunden die ganze Gegend mit einem wunderbar herrlichen grünen Lichte erleuchtete. Die Stärke dieses Lichtes war so intensiv, daß es zwischen dem Laub der Bäume hindurch die Schatten der einzelnen Blätter mit scharfen Umrissen auf dem Boden abzeichnete. Kurz vor dem Erlöschen des Meteors verwandelte sich die grüne Farbe des Meteors in das schönste Roth. Ein Geräusch wurde dabei nicht vernommen.

Der Maharadja von Kaschmir beabsichtigt, J. M. der Königin Viktoria ein „Shawl-Zelt“ zu verehren, welches unter Anderem eine goldene Bettstätte enthält und auf 150,000 L. geschätzt wird. Das glänzende Geschenk soll bereits nach London unterwegs sein.

Dreisilbige Charade.

Erste Silbe.

Ist hier der Mensch zufrieden,
Was 's Schicksal ihm beschieden,
Erfüllt er sein'n Beruf,
Dann wird er voll Vertrauen
Zu seinem Gott aufschauen,
Der ihn und mich erschuf.

Er wird dann voll Entzücken
Nach meinem Glanze blicken,
Anbetend niederknien;
Und Hoffnung, Lieb und Glauben
Wird ihm die Welt nicht rauben,
Die ihn zum Vater zieh'n.

Zweite und dritte Silbe.

Wenn Leiden, Schmerz hienieden
Oft stören unsern Frieden
Und wir um Hilfe flehn,
Dann werden zum Bescheide
Uns oft die letzten Beide,
Daß hoffnungslos wir fleh'n.

Begib dich, Freund, zum Ganze,
Bist näher du dem Glanze
Und Dem, der oben thront.
Nun wird's dir Hoffnung geben:
Es gibt ein künft'ges Leben,
Wo Tugend wird belohnt.

Elmstein. B . . . . r.

Berichtigung. In dem Artikel über Kaltwasserheilanstalten in Nro. 96 wolle auf der Seite 383, Spalte 2, Zeile 25 v. o. statt Verfasser gelesen werden: Mitverfasser.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 98. Dienstag, den 16. August **1859.**

Des Pfalzgrafen Brief,

oder:

Wie ein Edeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

Alle lachten und der jüngere Albrecht sagte: Ei, ein ähnliches Stücklein hat mir Ritter Hirschberg neulich zu Stuttgart erzählt: Es wollte Einer geadelt werden, zu dem sagte der König spottend: „Ich kann dich wohl adeln, aber Ahnen geben und dich edel machen, kann ich nicht."

Und doch ist der König schuld an dem neuen Briefadel, grollte Ritter Albrecht, freilich trägt es ihm Geld ein und darum thut er es, aber wir müssen darunter leiden.

Daß ich nicht wüßte, entgegnete der Domherr, mir hat dergleichen noch nie geschadet und mich noch nie geärgert; doch eben sprach Albrecht einen Namen aus, von welchem ich schon vorhin anheben wollte. Gerade als du, Vetter, das politische Gespräch begannst, gedachte ich von Paul Hirschberg zu reden, welcher vor einiger Zeit mit seiner Tochter in Speyer war und mich besuchte. Anna v. Hirschberg ist eine bildschöne Maid geworden, und würde eine stattliche Hausfrau für einen meiner Neffen sein; das Wort, was ich darüber hinwarf, wurde von ihrem Vater schnell aufgefangen; deine Söhne, Albrecht, haben einen guten Leumund im Lande, und ich denke, Ritter Hirschbergs Töchterlein würde sich nicht allzulange zieren, wenn einer von ihnen sie in die Brautkammer führen wollte.

Von dir ist nicht die Rede, Hanns, lachte der geistliche Herr schelmisch, als der Jüngste mit dem Einwurf kam, er habe Anna v. Hirschberg nie gesehen; natürlich sprach ich nur von den zwei Aeltesten.

Martin sagte lächelnd: Diesmal möchte doch allein die Rede von Albrecht sein, lieber Herr und Vetter, von Albrecht, welcher so stumm und starr dasteht, als ob er nie den Namen Derer von Hirschberg vernommen hätte, und mir doch erst vor acht Tagen anvertraute, daß er ohne Anna als seine Hausfrau nicht leben möge.

Else jauchzte laut auf und flog dem Bruder an den Hals.

Frau Engeltraut, welche eben mit einem Korbe weißen feinen Brodes eingetreten war, von der Magd gefolgt, welche ein Gericht Wildbraten zum Frühimbiß trug, blieb erstaunt stehen, als sie Albrecht mit hochgerötheten Wangen erblickte, welchen die Schwester stürmisch umarmte und der nur mühsam die kleinlaute Einwendung hervorbrachte, daß er ja gar nicht wissen könne, ob Anna v. Hirschberg ihm nur gut sei.

Die drei Männer lachten so herzlich, daß das weite Gemach davon widerhallte.

Sie wird sich wohl noch sehr wehren und lieber Klosterjungfrau werden, ehe sie einen so hübschen Junker wie dich freit, spottete Martin wohlgefällig, des Bruders blühendes Antlitz und stattliche Gestalt betrachtend.

Else bat leise: Geh', frei' doch bald, mein Brüderlein, daß wir zusammen Hochzeit halten können.

Dieweil hatte nun Ritter Albrecht seine Hausfrau aufgeklärt, und diese schritt freundlich und glückselig lächelnd auf ihren Sohn zu und zog ihn an ihr mütterliches Herz.

Da kam Albrecht wieder zur Besinnung, er warf sich der Mutter an den Hals und jubelte:

O nun ist Alles gut, und was mir Tag für Tag die Brust enger zuzog, als das engste Panzerhemd, ist gelöst und ich kann wieder

frei athmen. Ja, Martin hat Recht, Anna v. Hirschberg oder keine wird mein Gemahl, und wenn ich nicht ihr Jawort und ihres Vaters Zustimmung erhalte, geb' ich das Ritterhandwerk auf und werde geistlich wie Vetter Berchtold, oder ziehe, wenn der Pfalzgraf seinen Plan ausführt, mit ihm ins gelobte Land!

Das sollst du nicht, du feiger Geselle! rief ihm der Domherr zu; ei solch ein Schwiegersohn, der so muthlos die gute Sache aufgibt, noch ehe er mit keckem Entschluß begonnen, muß meinem tapfern Freunde, Paul Hirschberg, der mit seinem Schwager Seckendorf und einer kleinen Schaar dreitausend Mann von den Markgräflichen schlug, Ebnath so wacker vertheidigte, nicht willkommen sein! Ich kenne dich ja gar nicht mehr; du, der beherzteste und feurigste unter Albrechts Söhnen, stellst dich an wie ein verliebter Minnesänger und zitterst vor einem Frauenauge! Wenn du nicht herzhafter wirst, thue ich keinen Schritt in der Sache! — Sonst aber, fuhr er schelmisch lachend fort, indem er den Becher erfaßte und durch einen tiefen Zug aus demselben die Festigkeit seines Entschlusses gleichsam bestätigte, gehst du mit deinem Vater und mir in einigen Tagen zu Paul v. Hirschberg, die Sache ins Reine zu bringen.

Ritter Albrecht nickte zustimmend und sagte: So fügt sich Alles wunderlich in der Welt! War mir doch in meinen jungen Jahren Kunigunde v. Schenk, Paul Hirschbergs Gattin, zur Hausfrau bestimmt, ich aber hatte schon meine Engeltraut erkoren, welche gerade Wittwe geworden war, und mein Vater Wolff gab auch gerne seine Zustimmung zu unserer Verbindung. Jetzt wäre es mir eine besondere Freude, einen meiner Söhne mit einer Tochter jenes Stammes zu verbinden.

Doch nun, Vetter, meinte Berchtold, wäre es wohl das Beste, uns an dies köstliche Gericht Wildbraten zu wenden, indem er behaglich den kräftigen Duft desselben einathmete. Die Andern stimmten bei, der Becher machte dazu die Runde und manche heitere Neckerei des geistlichen Herrn über den Verlobten machte Elsens Wange dunkler erglühen, manche Anspielung auf die Schönheit Anna's v. Hirschberg und deren seltene Eigenschaften ließen Albrechts Augen vor Freude glänzen und seine Stimmung noch fröhlicher werden.

Als Vetter Berchtold endlich Martin, welcher ihn nach Speyer begleiten sollte, zum Aufbruch mahnte, schieden die Brüder in freudigerer Stimmung, als sie sich wohl je getrennt hatten.

Albrecht dachte nur an Anna und war selbstsüchtig genug, den Bruder zerstreut anzusehen, als dieser ihm beim Abschied zuflüsterte, in Speyer hoffe auch er glücklich zu werden, bis ihm nach kurzem Bedenken Martins Bekenntnisse einfielen.

Ueber sich selbst erzürnt, das Glück des geliebten Bruders so gänzlich über das eigene vergessen zu haben, drückte er denselben gerührt an sein Herz und wünschte ihm so glücklichen Erfolg, wie er ihn hoffe und der Vetter ahnen lasse.

Nach kurzem Abschied von den Eltern und Geschwistern, denn Martin sollte nicht lange in Speyer verweilen, ritten die Beiden, von Herrn Berchtolds Knecht begleitet, über die Zugbrücke, passirten den äußern Burghof und das hintere Burgthor, zogen dann die Anhöhe hinab an der Kohlbach vorüber, deren rauschende Wellen und plätschernde Geschwätzigkeit auch Martin, welcher bis jetzt stumm neben dem Vetter hergeritten war, anzuregen schien. Denn nachdem sie das Dorf und später die Egonsmühle passirt hatten, begann er nach einem stummen, aber ziemlich heftigen Kampfe mit sich selbst den Domherrn auszufragen, und nach diesen und jenen bekannten Namen in Speyer zu forschen. Hörte er nun von Einem oder dem Andern, daß er Töchter habe, so ließ er sich dieselben so genau beschreiben, daß ihn der Domherr mit immer größeren Augen maß und halb lachend, halb erstaunt ihm Rede stund. Endlich aber wurde es ihm doch zu arg und er sagte brummend:

Wenn dich Albrecht mit seinen Freiersgedanken angesteckt hat, was ich daraus schließe, daß du dich doch gar so feurig nach den schönen Jungfrauen, welche Speyer umschließt, erkundigst, so will ich gerne helfen und dir mit Rath beistehen, bis dahin aber laß mich in Ruhe und Frieden und jetzt vor Allem mein Schläfchen machen, was ich auf meinem Gaule gar herrlich zu thun vermag, denke auch, daß du dasselbige thust, der Knecht mag für uns Beide wachen.

(Fortsetzung folgt.)

Paris und die Provinz.

Eine Culturstudie, mitgetheilt von Alexander Büchner.

„Balzac und seine Zeit.“

Bei der Aufmerksamkeit, welche durch die letzten Ereignisse Frankreich bei seinen Nachbarn neu für sich erweckt hat, dürften alle gründlichen Mittheilungen über die allgemeinen inneren Zustände dieses widerspruchvollen Landes dem Publikum von großem Interesse sein. Eine Reihe solcher Mittheilungen steht uns bevor in einim zu baldigem Erscheinen bestimmten Band: »Balzac und seine Zeit« von Alexander Büchner. Der Verfasser hat darin den genannten Autoren weniger von der literarischen Seite aufgefaßt, als in dem Sinn, in welchem derselbe wirklich genommen sein will: als getreuen Darsteller aller sittlichen, politischen, religiösen und sonstigen Zustände seiner Zeit. Die in vielen Romanen ausgeführte Abspiegelung des Frankreichs des neunzehnten Jahrhunderts wird sich in dieser Darstellung zu einem Gesammtbild zusammendrängen, für dessen richtige Auffassung und innere Wahrheit der fünfjährige Aufenthalt des Verfassers in Frankreich bürgen kann. Schon der Name einzelner Artikel, wie: Balzac als Politiker, Paris und die Provinz, Balzac und die Frauen ꝛc., dürfte andeuten, daß dieses Werkchen ein für Jedermann interessantes Culturbild liefern will und wird.

*

Für Den, der nur einige Ansprüche an das Leben macht, ist in Frankreich, seit fünfzig Jahren, nur Paris bewohnbar, und auch das nur für den Reichen. »Das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts, sagt ein so erfahrungsreicher Schriftsteller wie Balzac, zerfällt in zwei große Zonen: Paris und die Provinz. Die letztere ist eifersüchtig auf Paris, und dieses denkt an jene, wenn es Geld von ihr will. Hier verkommt Alles in einem stumpfen Marasmus, dorthin fliegt jeder Mann von Talent, jeder Künstler, jeder überlegene Geist, jeder Hahn mit glänzenden Federn, so daß Leute von Fähigkeit für die Provinz eine Seltenheit sind, die sie nicht zu erzeugen und noch weniger zu erhalten weiß.“ Diese Sätze sind eminent richtig und zeigen, wie sehr alles Geschrei gegen die Centralisation Frankreichs in seiner Hauptstadt eitel und vergeblich und Seitens der Regierung selbst, welche die Dinge hinreichend kennt, nur eine Spiegelfechterei ist. Paris hätte für Frankreich wie für das Ausland nie werden können, was es ist, wenn es nur Paris, d. h. eine große Stadt wie eine andere wäre. Statt dessem ist es vielmehr die Quintessenz von Frankreichs ganzem, intelligentem und materiellem Reichthum, und von den Bewohnern, welchen die Stadt ihre Bedeutung verdankt, sind neun Zehntel nicht dort geboren. Aber Alles, was den Wunsch und die Fähigkeit in sich fühlt, sein Glück zu machen, was das Bedürfniß und die Mittel hat, sich zu amüsiren, strömt dort zusammen, wo allein das Glück gemacht, wo allein das Vergnügen erkauft werden, wo man Alles für und Nichts ohne Geld haben kann. Dies erklärt sowohl den enormen Einfluß der Hauptstadt auf das Land, als die Unentbehrlichkeit seiner Centralisation in derselben. Paris ist eine Art unverwüstlichen Nationalparlamentes. Jede Familie der Provinz hat dort einen Sohn, der studirt oder arbeitet, oder einen Bruder, der sein Glück gemacht hat oder machen will, oder einen Vater, der sein zerrüttetes Vermögen wieder herzustellen sucht, oder eine Schwester und Tochter, die sich glänzend verheirathet haben, oder einen Vetter, der über Nacht ein berühmter Mann geworden ist. Diese Leute sind der Stolz, die Hoffnung, das Orakel der Zurückgebliebenen. Was in Paris geglaubt, gesagt, gethan wird, thun jene Autoritäten, und blindlings, sich selbst in ihnen erblickend, folgen die Provinzialen nach. Freilich auch mit Recht, denn es sind immer die Klügsten, Kräftigsten, Energievollsten, Unterrichtetsten, Geschicktesten, Fleißigsten, Mäßigsten, Reichsten und Schönsten aus der ganzen Familie, welche sich dort zusammenziehen, und der Nimbus der Entfernung und der Hauptstadt vergrößert das Ansehen, welches sie schon früher zu Hause genossen. Darum ist und bleibt der Sitz der öffentlichen Meinung für dieses ganze, große Land in Paris, und deren Kämpfe werden dort, wenn auch nicht immer in der periodischen Presse und in politischen Versammlungen, definitiv ausgefochten. Alle Welt hat die Bestätigung hiervon in mehreren Umwälzungen gesehen, welche, kaum in der Hauptstadt vollbracht, in allen Departementen

anerkannt und giltig waren. Daß dies aber in den letzten Jahren, trotz aller Demonstrationen gegen die Centralisation, nicht anders geworden ist, noch werden konnte und sollte, dies hat sich unter vielem Andern in den Wahlen zum legislativen Körper gezeigt. Denn in denselben erhob sich die Opposition absichtlich nur in Paris gegen die Regierung. In jedem anderen Land wäre die dort überhaupt erzeugbare, unendliche Minorität, gegenüber allen Wahlen der Provinz, nur belächelt worden, hier aber wurden gegen diese geringe Zahl die ungeheuersten officiellen Anstrengungen gemacht. Denn alle Welt wußte, daß eine dieser intelligenten und unabhängigen Wahlen mehr bedeutete, als fünfzig andere, und sobald die Hälfte der Pariser Deputirten der Opposition angehörten, konnte man mit Sicherheit annehmen, daß die Hälfte der öffentlichen Meinung in Frankreich gegen die Regierung sei. Die enormen Vorkehrungen, welche ein Mann, der sich „auf die Stimmen von acht Millionen Wählern" im ganzen Lande stützt, gegen eine etwaige Revolte in Paris trifft, erläutern gleichfalls die obigen Sätze.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Es kann der Spötter leicht die Wahrheit Lügen heißen,
Allein er kann es nicht beweisen.

Nutzt dir Sorge, so meide sie nicht und pflege der Vorsicht.
„Sorge? was soll mir die? Sorge der Dämon für mich!"
Ohn' ihn kümmre dich nie; jedoch wenn er Sorge gebietet,
Sorget er selbst für dich, da er die Sorge befiehlt.

Verschiedenes.

(Schwäbische Naivetät). Ein von Thun kommender Reisender erzählt folgende Anekdote, deren Zeuge er im dortigen Bahnhofe war. Zehn Minuten vor Abgang eines Zuges läutete der Stationsvorsteher wie üblich; gleich darauf kommt ein Oberländer Bäuerlein und läutete ebenfalls wacker; auf die barsche Frage des Stationsvorstehers, warum er dies thue, entgegnete er kaltblütig: „He, i hett gern e Zeddel, für uf der Isebahn z'fahre!"

„Es ist doch zum Bewundern, was die Menschen alles wissen," sprach ein Bauer zu seinem guten Freunde, „sogar Sonnen- und Mondfinsternisse können sie vorhersagen." — „Ja, das ist eine rechte Kunst," erwiederte der Andere, „das kann ich auch, das steht ja Alles im Kalender!" — „Ja so, daran hatte ich nicht gedacht."

Bei einem Kartenspiele sah ein Zuschauer einem der Spielenden beständig über die Schultern in die Karte, bis dieser endlich ein Schnupftuch hervorzog und demselben die Nase putzte, sich entschuldigend, „daß er geglaubt, es wäre die seinige gewesen."

Die neueste Erfindung, einen Geldschrank herzustellen, der von Dieben nicht geöffnet werden kann, besteht einfach darin, daß das Schlüsselloch ganz beseitiget und dagegen im Inneren ein Mechanismus angebracht ist, wodurch der Schrank zu einer bestimmten Stunde sich von selbst öffnet, nachdem der Besitzer die Minute des Oeffnens durch den Zeiger eines Uhrwerkes vorher bestimmt hatte. Zu anderer Zeit kann er allerdings selbst nicht zu seinem Gelde kommen, was jedoch unter gewissen Umständen von Nutzen sein kann.

(Die praktische Sparbüchse.) Ein Husar steckte all' seine Löhnung immer in die Säbelscheide, und sagte zu seinem Kamerad: „Sieh, das ist die schönste Sparbüchse." „Wie so?" fragte ihn dieser. „Will ich Dir erklären. Wenn Leute kommen, denen ich Geld schuldig bin, und mahnen mich, so sage ich: „Gleich werd's abmachen" und greife nach meinem Säbel; aber ehe ich die Klinge heraus habe und nur den Griff anfasse, da reißen's aus, was sie können, und Mancher kommt vor Schreck gar nicht wieder."

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 97.:
Sternwarte.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 99. Donnerstag, den 18. August **1859.**

Des Pfalzgrafen Brief,
oder:
Wie ein Goeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

Schlafen konnte Martin nun freilich nicht, aber träumen, gar herrlich träumen konnte er von einem Wiedersehen mit der holden Jungfrau, wo es dann nicht beim Sehen allein verblieb, sondern, denn unser Martin war eine phantasievolle, poetische Natur, auch zum Sprechen, zum Händedruck, ja zum süßen Kuß kam. Wie inniglich wußte die holde Jungfrau mit ihm zu reden, mit züchtigen Blicken und einem schelmischen Lächeln um den Mund, gestand sie ihm, daß sie stets an ihn gedacht, jeden Tag an demselben Altar der gnadenreichen Jungfrau für ihn gebetet und auf ihn gewartet habe. Eben wollte er den Dank für dies entzückende Geständniß auf die holdplaudernden Lippen drücken, als Herrn Berchtolds Pferd strauchelte, und er es mit derbem, ungeistlichem Fluche zusammenraffend darüber erwachte. Zerronnen war das süße Bild, Martin fand sich auf der breiten Heerstraße in den heißen Strahlen der Herbstsonne, seinen Herrn Vetter zur Seite, der weidlich über sein Thier und über den Knecht schalt, und sich endlich nur zufrieden gab, als Martin geschickt die Rede auf seinen Freund Paul v. Hirschberg und somit auf seines Bruders künftiges Bräutlein brachte.

Da ging dem alten Herrn das Herz wieder auf.

Ist ein gar lieblich Wesen, die Anna, sagte er wohlgefällig, geduldig und sanft wie ein Weib, und entschlossen und fest wie ein Mann, dabei ist sie gar gelehrt und vielerfahren in jeder Kunst, sie malt zierliche Buchstaben auf Pergament und kann lesen, wie sie selbiges von einem gelehrten Mönche, den ihr Vater längere Zeit beherbergte, gelernt hat, sie kennt die heilende Kraft aller Kräuter und bereitet Mittel daraus. Grade jetzt hatte ich auch Zeit und Gelegenheit, ihre Geduld zu bewundern, ihr Vater war krank geworden in Speyer, da hat sie ihn denn getreulich gepfleget, ihm Arzneien gekocht, manche Launen ertragen, alles Unangenehme aus dem Wege geräumt, denn der gute Paul Hirschberg ist etwas heftigen Gemüths; sie hat ihm sogar einen großen Schreck verheimlicht, den sie gerade in den ersten Wochen seiner Krankheit gehabt hat.

Einen Schrecken, und der war? fragte Martin mit höchlichem Antheil.

Nun entgegnete der Domherr: Es ist in unserer guten Stadt in letzterer Zeit schon öfters vorgekommen, daß Strauchdiebe die Gelegenheit benutzten und manche Unbewehrte anfielen und beraubten; ein streng Gesetz wurde deßwegen herausgegeben und gehandhabt, aber du lieber Gott, wer kann da immer im Kleinen zu Rechtens sehen und ordnen, wenn alle Augenblicke das Reich in Flammen steht, und sich bald die aufständischen Edlen, bald die erbitterten Fürsten bekriegen; wenn es noch falsche Gesellen gibt, welche den Hader von beiden Seiten anzufachen suchen, fuhr er mit gesteigerter Heftigkeit fort, so ist kein Wunder, wenn das deutsche Reich darüber zu Grunde geht; doch davon wollte ich ja gar nicht reden, sagte er beruhigend zu sich selbst, ist ein böses Ding, die Politika, und brachte mich diesmal vom rechten Wege ab; höre aber nur weiter: Eines Tages, als ich bei meinem Freunde Hirschberg saß, kam Anna vom Kirchgang zurück, und trat todtenblaß ins Gemach; ich fragte erschrocken, ob sie etwa eine Ohnmacht befallen, oder sonstiges

Ungemach ihr zugestoßen sei. Sie schüttelte das Haupt, sagte, es sei gar nichts gewesen, und bedeutete mir durch Zeichen, vor ihrem Vater zu schweigen, aber ich sah, wie ihre Hände flogen, als sie ihm den Becher mit kühlendem Getränk bot, und wie ihr ganzes Wesen verstört war.

Als Herr Paul eingeschlafen und wir allein waren, hat sie mir vertraut, daß sie vor dem Bilde der Gnadenmutter knieend gar nicht bemerkt habe, daß die alte Marthe, ihre Begleiterin, mit einem andern Weibe plaudernd sich an die Domthüre zurückgezogen habe. In gläubigem Flehen um baldige Herstellung ihres Vaters versunken, sei sie plötzlich durch Sporentritte und einige drohende Worte zur Wirklichkeit erweckt worden, und als sie aufgeschaut, sei ein feiner Junker im Streite mit wüsten Gesellen an ihrer Seite gestanden, der habe sie gebeten, seinen Schutz anzunehmen, weil er aus den Geberden und leise geflüsterten Worten einiger Strolche entnommen habe, daß sie gerade hätte beraubt werden sollen. Bis an die Thüre geleitete sie der fremde Schützer, ohne seinen Namen zu nennen, denn als er sie in guter Obhut gesehen, sei er verschwunden.

Dem Junker Martin waren schon zwei Mal die Zügel des Rosses aus den vor Aufregung zitternden Händen gefallen, die ganze Gegend tanzte vor seinen Blicken!

Und den Junker? brachte er endlich zwischen den bebenden Lippen heraus, den Junker? wie hat sie Euch diesen beschrieben?

Nun, sie sagte eben nicht viel von ihm, meinte der Vetter, wird ihn sicherlich auch nicht viel angeschaut haben in ihrer Angst und Befangenheit; es ist auch möglich, daß es irgend ein fremder Kriegsmann war, und als ich sie nach ihm frug, meinte sie nur, er habe edel ausgesehen, aber krank und bleich. Doch jetzt natürlich ist die ganze Geschichte vergessen und ich fiel nur darauf, weil ich an die Krankheit ihres Vaters dachte; dieselbe kann sich wiederholen, wie der gelehrte Doktor Hermann Heilmann von Hildesheim versichert, und darum wünscht Ritter Paul sein Haus bestellt und sein Kind versorgt zu wissen! Nun trifft es sich wie eine Schickung des Himmels, daß dein Bruder sie liebt, denn Albrecht ist eigen geartet und hätte eine ungeliebte Hausfrau nie deinem Vater zur Tochter gebracht!

Ja, mein Bruder liebt sie! seufzte Martin gedanken- und sorgenschwer, und das tiefe Leid, was sich um sein junges Herz gelagert hatte, sprach aus tiefen gebrochenen Tönen.

Vetter Berchtold gab nicht auf ihn Acht, sein ganzes Interesse war jetzt auf seinen Plan gerichtet und er fuhr also ruhig fort:

Ja, Albrecht liebt sie, ich habe ihn nie gesehen, wie diesen Morgen, erst so muthlos und verzagt, dann wieder so feurig und leidenschaftlich; auch Anna ist ihm nicht abgeneigt, wie mir ihr Vater vertraute!

Sie liebt ihn! rief Martin aus, und die lachende Gegend schien ihm in diesem Augenblicke eine Wüste, überall öde und leer!

Gewiß liebt sie ihn, entgegnete Berchtold eifrig, dem wohl niemals der Gedanke gekommen wäre, daß man seinen Liebling Albrecht sehen und nicht lieben könne.

(Fortsetzung folgt.)

Paris und die Provinz.

Eine Culturstudie, mitgetheilt von Alexander Büchner.

(Fortsetzung.)

Wir sagten also, diese Centralisation sei nicht allein im Wachsen, statt im Abnehmen, sondern auch, sie sei für Frankreich eine absolute Nothwendigkeit. Ohne sie würde dieses Land binnen 30 Jahren zu einem Staat zweiten Rangs herabsinken; denn nur die strikte Vereinigung und geschickte Organisation seiner verhältnißmäßig geringen intellektuellen Kräfte konnten es auf die Höhe heben, die es gegenwärtig behauptet. Faul und unwissend, aber anstellig und leicht disciplinirt, sieht der Franzose der großen Masse seiner hervorragenden Männer gern ab und macht ihnen leicht nach, was sie für ihn erfunden haben. Allein diese hervorragenden Männer sind, im Verhältniß zu der Landesbevölkerung, wenig zahlreich und würden sich, wenn, wie in Deutschland, in eine Menge einzelner Centren vertheilt, fast spurlos verlieren, während sie, in Paris zusammengehäuft, einen starken Lichtpunkt bilden. Wenn dieselben aber auch ihren Wohnsitz in der Hauptstadt haben, so ist diese doch selten

ihre Wiege. Höchst treffend sagt über dieses Verhältniß der bekannte Alphons Karr:

„Die Proscription der Provinz gegenüber von Paris ist einer jener sinnlosen Gemeinplätze, welche die Gedankenlosigkeit und Denkfaulheit der meisten Menschen aus ihren etikettirten Gedächtnißfächern, in welche sie die von Andern ganz fertig gemachten Gedanken, Meinungen und Definitionen hineingeschoben haben, bei guter Gelegenheit herausziehn. Hier lautet die Etikette: Die Provinz ist ein Land der Barbaren, es gibt nur ein Paris! Aber Paris existirt nicht durch sich selbst. Paris ist nur ein großer Bazar, eine ungeheuere Karavanserei, wohin man von allen Punkten kommt, um Alles zu kaufen und zu verkaufen, selbst was nicht käuflich und verkäuflich sein sollte. So verzehrt Paris, aber es bringt nicht hervor. Paris ist ein Abgrund, in welchen täglich und durch einander und überall Milch, Vieh, Gemüse und Dichter eingeführt werden, producirt von der Provinz, verzehrt von Paris. Dichter vor Allem wachsen auf diesem Boden nicht, sondern die Schönheiten der Wälder und Wiesen, die Größe der Berge und des Meeres, welchen die Inspirationen der Phantasie verwandt sind, gehören der Provinz an. Die Dichter werden in der Provinz geboren und kommen nach Paris, wo sie sterben. Hugo, Dumas, Méry, Janin, Balzac, Sandeau, Sand, Chateaubriand, Lamartine, Delavigne, Soulié, Sue, Gauthier, Gozlan (und der in München geborene Karr selbst) sind keine Pariser. Was ich in Paris kaum finde, was ich gar nicht persönlich kenne, das ist der Pariser, und wenn ich nur einen Blick um mich werfe, so sehe ich, daß mein Bedienter Savehard, meine Köchin aus der Bretagne und mein Pferd aus der Normandie ist." Mit einem Wort, Paris ist der künstliche Extrakt Frankreichs, und die Provinz ist der ausgepreßte Rest.

Kein französischer Schriftsteller hat dies so richtig aufgefaßt und so glücklich und klar dargestellt als Balzac in denjenigen unter seinen Romanen, welche Land und Hauptstadt in ihrem gegenseitigen Verhältniß zu besonderer Darstellung bringen wollen. Bald beschreibt er nur das „böotische Leben der Provinz und ihrer Wilden, deren Sitten trotz aller Anstrengungen der Naturalisten des Romans noch wenig bekannt sind," bald nur das auf die höchste Potenz des Luxus, des Vergnügens, der Eile, der Anstrengung gespannte Pariser Treiben, und bald operirt er durch Kontraste, indem er „den großen Mann der Provinz" an die Seine kommen und dort als Zwerg unter Zwergen verschwinden, oder aber den Bewohner der Hauptstadt in die Umgebungen einer Unterpräfektur hineinplatzen, und halb als Wunder, halb als Ungeheuer betrachtet werden läßt.

Folgen wir diesem freimüthigen Schriftsteller, welcher die Schwächen seines Landes und Volkes so genau kennt und so unbarmherzig darlegt, zuerst auf das Gebiet der Provinz als solcher. Dort ist er an Orten mittlerer und untergeordneter Bedeutung ganz zu Hause, während er die wenigen größern, mit Paris einigermaßen rivalisirenden Punkte förmlich vermeidet. Unwissenheit, Stabilität, Philisterhaftigkeit, Kastengeist sind ihm die vorherrschenden Eigenschaften einer Gesellschaft, welche sich aus einem versessenen Ortsadel, einer ärmlichen Büreaukratie und einer oft reichen aber immer engherzigen Bourgeoisie zusammenzusetzen pflegt. Alles Neue und Ungewohnte ist verhaßt und verdächtig, alles eingeborene oder von außen eindringende Vortreffliche wird zum Rückzug, zur Flucht genöthigt, nur das Hergebrachte, streng in der Linie der Gewöhnlichkeit Verbleibende ist möglich. Die Gesellschaft der Provinz zeichnet sich durch einen niedrigen und höhnischen Hochmuth aus. Jeder in ihr ist stets mit Anmaßung und Unruhe bewaffnet, und Leute von höherer Intelligenz erschrecken die Andern und werden Originale genannt. In der Provinz gibt es Persönlichkeiten, welche aus einer Tapete herabgestiegen zu sein scheinen, um zu beweisen, daß das Unmögliche existirt, merkwürdige Gestalten, welche dort wie alte Medaillen in einer Krypte verscharrt sind.

Hervorragende Merkmale der eigentlichen Provinzialcharaktere sind Geiz und schmutziges Interesse. Da gibt ein steinreicher Vater seinem einzigen Kinde, einer vorzüglichen Tochter fünf Franken monatlich für ihre Taschenausgaben. Da verkauft ein alter Buchdrucker und Weinbauer, der sich auf seine Renten zurückzieht, seinem einzigen Sohn sein Geschäft und übervortheilt ihn dabei so sehr, daß der-

selbe, einem gewandten Concurrenten gegenüber, nothwendiger Weise zu Grunde gehen muß. Da entfaltet sich dieser „polarisch kalte Geiz" besonders in einer allgemeinen, unsinnigen Sucht nach dem Erwerb liegender Güter, und reiche Familien haben die Maxime, zum Dessert, selbst wenn Gäste da sind, nur angefaulte Früchte zu essen. Allerdings haben die in der Provinz „Inkrustirten" die nöthige Zeit, um solchen Combinationen nachzuhängen. „Nur die Wilden, die Bauern und die Leute in der Provinz, vor welchen drei Klassen von Säugethieren die Diplomatenkinder sind, wissen ihre Angelegenheiten gründlich zu erwägen, und wenn sie zum Handeln kommen, kann man sich darauf verlassen, daß sie ihrer Sache sicher sind." Möbel, Kutschen und alle häuslichen Einrichtungen stammen aus undenklichen Zeiten, und wer sich darin etwas Außergewöhnliches von Paris kommen läßt, gilt für einen gefährlichen Neuerer.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Scheeren des Mastviehes.) Bei der kais. Central-Ackerbaugesellschaft in Paris wurde ein neues Verfahren angegeben, um die Viehmastung zu befördern; das Mittel besteht darin, daß man den zur Mast bestimmten Thieren die Haare scheert. Herr L. Ivart, Generalinspector der kaiserlichen Schäfereien, behauptet, daß in Folge dieses Verfahrens alle Thiere einen stärkeren Appetit haben und das Futter besser anschlägt. Herr V. Magne, einer der vorzüglichsten Viehzüchter, bemerkt, daß alle seine mit Preisen betheiligten Ochsen geschoren waren, daß die geschorenen Schafe sich eher mästen, als die nicht geschorenen, und daß es empfehlenswerth sei, die Kälber, namentlich in ihrer ersten Jugend, zu scheeren.

(Ueber eine einfache Vogelscheuche.) Wer kennt nicht das neckende Spiel der Kinder, das man Lichtvögelchen nennt? Ein kleines Spiegelstückchen wird in die hellen Sonnenstrahlen gehalten, und indem man es rasch wendet, fliegt das Sonnenbild an Wand und Decke herum, wie ein leichtes Vögelchen. — Es gibt kein gutes Ding, das man nicht durch Mißbrauch zum Nachtheil wenden kann, wie dieses Licht beweist, womit muthwillige Knaben so oft ihr schadenfrohes Spiel treiben; es gibt aber auch wenige Uebel, die nicht auch irgend eine gute Seite haben, wenn man sie nur herauszusuchen weiß, selbst das neckende Lichtvögelchen. Man nehme zwei kleine Spiegelscherben, lege sie mit dem Rücken, d. h. der Seite, worauf das Zinnamalgam sich befindet, zusammen und einen Faden dazwischen, der mit verklebt wird, und mache so einen zweiseitigen Spiegel, der im Sonnenlichte grell glänzt. Dann hänge man ihn an einen freien Zweig des Kirschbaums, Weinrebenstockes oder eines andern Baumes, den man vor zudringlichen Vögeln schützen will, und überlasse dem Winde und der Sonne die weitere Sorge.

Der Doppelspiegel tanzt und dreht sich beim Luftzug, und wenn nun die Vögel den Baum umkreisen, werden sie von dem neckenden und blitzenden Licht, das nach allen Seiten seine Strahlen wirft und eben so schnell verlischt, als es aufleuchtet, so scheu gemacht, daß sie den Baum lieber meiden, so sehr auch die lachenden Früchte sie anreizen.

Denksprüche.

Wer sich selber kennt, ist strenge gegen sich selber,
Gegen Schwache gelind und richtet ungern den Bösen.

Manchen kümmert, was ich thue,
Und mich läßt sein Thun in Ruhe.
Ihm in Sinnen lieg' ich immer,
Und er kommt in Sinn mir nimmer.

Zweisilbige Charade.

Die erste Sylbe ist ein kleines Wort,
Für Frag' und Zweifel zur Bezeichnung zu gebrauchen.
Zum Schutz des Edelsten will meine Zweite taugen,
Oft treibt sie Höflichkeit von ihrem Posten fort.
Soll beiden Sylben ich mich anvertrauen,
So fehle dem, der freundlich mir sie beut,
Auch das Vermögen nicht; — des Wollens Wirksamkeit,
Um fest und mit Erfolg auf ihn zu bauen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 100. Samstag, den 20. August **1859.**

Mutterliebe.

O, mein Weib, wie hat das Leben
Deine Bürde schwer gemacht!
Keine Rast ist dir gegeben,
Keine Ruhe Tag und Nacht.

Schaffen, schaffen, sorgen, sorgen,
Tag an Tage, früh und spät;
Sorgen, schaffen, früh vom Morgen
Bis die Sonne niedergeht.

„Mutter!“ ruft es hüben, drüben,
Aller Augen harren dein;
Wo du fehlest, muß sich trüben
Allsogleich ihr heller Schein.

„Mutter!“ klingt es hin und wieder,
Klagend hier und bittend dort;
Und du eilest auf und nieder,
Und du bist an jedem Ort.

Also fiel dein Loos am Tage:
Und was ist der Nächte Loos?
O, wie oftmal, sonder Klage,
Blieb dein Auge schlummerlos!

O, wie oft in Sorg' und Schmerzen
Wachtest du die Nächte lang,
Wenn dein Kind an deinem Herzen
Mit den ersten Schmerzen rang!

Keine Rast ist dir gegeben —
Keine Ruhe Tag und Nacht! —
O, mein Weib, wie hat das Leben
Dir die Bürde schwer gemacht!

Des Pfalzgrafen Brief,

oder:

Wie ein Goeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

Aber der Junker? warf Martin fragend ein.

Welcher Junker? meinte der Vetter ungeduldig.

Nun, den sie im Dome sah!

Bist du vom Bösen besessen, schalt eifrig der entrüstete Domherr, eine sittsame Jungfrau und ein Fant, den sie gar nicht angeblickt, dessen sie sich gar nicht mehr erinnerte.

Wie undankbar! seufzte Martin schmerzlich.

Was hat er denn für sie gethan? höhnte jetzt ernstlich böse der Domherr, was jeder Andere an seiner Statt auch gethan hätte; es wird ein fremder Kriegsmann gewesen sein, welcher Speyer schon lange wieder verließ und so wenig an Anna denkt, wie sie an ihn! Dir aber, Martin, hat der süße Minnesang den Kopf verdreht, daß du nicht mehr weißt, was schicklich für eine Ritterstochter und ehrsame Jungfrau!

Martin schwieg eine Zeitlang betrübt stille, darauf hub er wieder an und bat den Vetter, da Albrecht heftig und leicht zur Eifersucht geneigt sei, ihm niemals von Anna's Begegnung mit dem Fremden zu erzählen.

Der Domherr war zwar erstaunt, einer so gleichgiltigen Sache, wie er wähnte, so viel Bedeutung beigelegt zu sehen, allein er versprach es unbedingt, und Beide ritten in tiefem Schweigen weiter, welches nur durch die Ankunft im Nachtquartier unterbrochen wurde.

Martin, ohne des Vetters Nachtimbiß theilen zu wollen, schützte sein sich wieder einstellendes Fieber vor, und suchte sein Lager, dort warf

er sich ruhelos umher, und manche heiße Thräne, deren sich auch das tapferste und wackerste Jünglingsherz in solcher Lage nicht zu schämen braucht, floß aus seinen Augen.

Am Morgen war sein Entschluß gefaßt, er theilte dem Vetter mit, wie er schon längst, von schwerer Krankheit befallen, den Vorsatz gefaßt hätte, im Falle er Genesung erlangte, geistlich zu werden, dies aber nicht eher hätte erklären wollen, als bis Albrecht sich eine Hausfrau ausgesucht habe; jetzt, da dies geschehen und seinem Vorhaben nichts mehr im Wege stehe, würde er mit dem Vetter nach Speyer gehen, um dort zu bleiben, bis er die Weihen erhalten habe. Den Eltern habe er nichts davon gesagt, um der Mutter Klagen, des Vaters Vorstellungen zu entgehen, der Vetter möge es ihnen nun kund und zu wissen thun, denn Nichts vermöge ihn von seinem Entschluß abzubringen!

Der geistliche Herr war sprachlos vor Erstaunen. Nicht daß in den damaligen Zeiten ein solcher Entschluß etwas besonders Auffälliges gehabt hätte, die Klöster und Stifte nahmen ja täglich die Blüthe des ritterlichen Adels auf, aber das Unvorbereitete der ganzen Sache, die Hast und Ueberstürzung derselben, sowie die sichtliche Verstörung in Martins Zügen rechtfertigten zu Genüge des Vetters ungläubiges Staunen und seine fragenden Blicke.

Nach und nach, als Martin sich gewaltsam bezwang, sah auch er die Sache ruhiger an, und bis sie in Speyer einritten, war er ganz mit des Junkers Entschluß ausgesöhnt.

Dieser aber schrieb an seinen Bruder:

„Mein lieber und vielgetreuer Albrecht! Da ich nach Speyer gekommen und dort zu meinem großen Leidwesen erfahren habe, daß besagte Jungfrau gestorben ist, so habe ich den Entschluß gefaßt, geistlich zu werden, und bitte dich, solches den Eltern als meinen festen und unveränderlichen Willen mit meiner kindlichen Bitte um ihren Segen mitzutheilen. Grüße mir fein Deine geliebte Braut und die Schwestern nebst dem Bruder Hannes. Dein treuer Martin.“

Dieses Brieflein sandte er durch Herrn Berchtold, welcher seiner Freiwerberei halber abermals ausritt, um gen Leutershausen zu eilen, wo Paul v. Hirschberg sich grade auf seinem Stammschloß aufhielt. Dort übergab er seine briefliche und mündliche Botschaft an die erstaunten Verwandten.

Albrecht hatte tiefen Kummer um den Bruder, verrieth aber zartsinnig dessen Liebesgeheimniß nicht, und bat nur, man möge ihn nach seiner Rückkehr von Hirschberg zu Martin lassen; so glücklich er auch war, so legte das Geschick seines Bruders doch einen düstern Flor um das helle Blau seiner Zukunft.

Indessen hatte Paul v. Hirschberg sein Jawort mit Freuden gegeben, auch die blonde Anna war dem Junker gewogen und nicht unzufrieden mit des Vaters Ausspruch, und wenn auch zuweilen die sanften Augen des Jünglings, welchen sie in der Kirche gesehen, vor ihrer Seele auftauchten, so bezwang sie das sehnsüchtige Gefühl, was sie alsdann beschlich, als ein Unrecht an ihrem Bräutigam und zukünftigen Herrn; zudem hatte sie auch Geschäfte vollauf, um die Ausstattung anzufertigen, denn da ihre Mutter gestorben, lag ihr die ganze Sorge dafür ob. Auch von Martins Entschluß wurde sie unterrichtet, und ohne ihn zu kennen, bedauerte sie den Armen, da Albrecht ihr nur vertraut hatte, der Kummer um eine Verstorbene habe ihn dazu getrieben.

Auch auf der Ravensburg herrschte reges Leben, Elsens Aussteuer, welche ihrem Wunsche gemäß an demselben Tage wie Albrecht und Anna mit Hermann von Mentzing vereinigt werden sollte, setzte alle weiblichen Hände in Bewegung.

Der Ritter v. Goeler ritt mit seinen Söhnen ab und zu, bald in das Hoflager des Kurfürsten nach Heidelberg, welchen gerade schwere Krankheit gefesselt hielt, bald zu den benachbarten Rittern und Edlen, sie zum festen ehrlichen Zusammenhalten und Wirken zu bewegen. Denn es war damals eine schwere Zeit für das deutsche Reich; nicht allein, daß die innere Anarchie in manchen Städten mit vollständiger Auflösung drohte, daß die Hussiten auf ihren Streifzügen die Oberpfalz und Franken verheerten, und selbst Pfalzgraf Johann zu ohnmächtig war, sich dieser Verwüstung entgegenzusetzen, und sich mit einem schimpflichen Tribut abkaufte.*) Auch in der Rheinpfalz, welche glücklicherweise von den

*) S. Häusers Geschichte der Pfalz, S. 297. 2r Bd.

Hussiten verschont blieb, trieben Räuberbanden unter dem Schutze der allgemeinen Gesetzlosigkeit ihr Wesen, und die kleinen und großen Fehden dauerten ununterbrochen fort. Da war dem Pfalzgrafen denn der Rath eines so klugen und erfahrenen Mannes wie Goeler gar Noth, und Ritter Albrecht war es auch, welcher das erst nach Goelers Tode 1431 zu Stande gekommene Bündniß, welches der Kurfürst mit Mainz und Würzburg gegen die Hussiten schloß, damals schon einleitete, aber eben darum war seine Gegenwart in Heidelberg oft von Nöthen und sein Sohn Albrecht sein oftmaliger Begleiter dahin. Nach Speyer zu Martin waren Beide noch nicht gekommen; hatte dieser doch durch Herrn Berchtold flehentlich bitten lassen, ihm einige Monate der Ruhe und stillen Betrachtung zu gönnen; und waren auch damals die geistlichen Herren zum größten Theile höchst weltlich gesinnt, war Martin doch keineswegs so geartet, daß er diesen Entschluß nicht vom ernstesten und frömmsten Standpunkt aus auffaßte; er wollte diese Liebe dem theuren Bruder zum Opfer bringen, und um dieses auch ganz unverfälscht und rein thun zu können, wollte er jede mögliche Verständigung, jede Besprechung über den Gegenstand seiner Liebe vermeiden.

(Fortsetzung folgt.)

Paris und die Provinz.

Eine Kulturstudie, mitgetheilt von Alexander Büchner.

(Fortsetzung.)

Was bleibt bei dieser Engherzigkeit und Kleingeisterei der Männer für die Frauen übrig? Eheliche Verbindungen werden absolut nur aus dem Gesichtspunkt entsprechender Vermögensverhältnisse abgeschlossen. „Fräulein Massin hatte achtzigtausend Franken und ihre Häßlichkeit von ihrer, der Notär seine Unförmlichkeit und seine Stellung von seiner Seite, so daß die Verbindung eine ganz passende schien.“ Eine Opposition der Gesinnung oder des Talents ist unmöglich. „In Paris gibt es alle möglichen verschiedenen Arten von Frauen, aber die Provinz hat nur eine Frau, und diese arme Frau ist die Frau der Provinz. Mag dieselbe als junges Mädchen schön, großartig, stark geistig gewesen sein, so wird sie doch, wenn sie sich in der Provinz verheirathet und dort bleibt, bald Frau der Provinz. Trotz aller ihrer Vorsätze erobern die Gemeinplätze, die Mittelmäßigkeit der Ideen, die Gleichgiltigkeit in der Toilette, die sorgfältige Pflege des Gewöhnlichen, ihre erhabene Seele, und Alles ist gesagt. Und wie könnte Das anders sein? Von ihrem zartesten Alter an sehen die Mädchen nur Leute aus der Provinz um sich, sie können sich nichts Besseres denken, sie haben nur unter Mittelmäßigkeiten zu wählen, ihre Eltern verheirathen sie nur mit jungen Leuten aus dem Lande, Niemand denkt an Racenkreuzung, und so wird in vielen Städten die Intelligenz eben so selten, als das Blut schlecht. Untergeordnet an sich und mit einem untergeordneten Manne verheirathet, hat eine solche Frau, wenn sie einmal ihre Blicke nach einer Ueberlegenheit außerhalb des Hauses werfen wollte, keine Möglichkeit, einer solchen zu begegnen; sondern sie wird nur sogenannte schöne Männer oder einen eingebornen Stutzer, welcher Handschuhe trägt und für einen guten Reiter gilt, also nur Gemeinplätze in mehr oder weniger guter Kleidung um sich sehen. Unter solchen Verhältnissen nimmt auch die Begabteste unmerklich, und wie dies immer geschieht, die Gebärden, Redeweisen, Haltungen, Mienen und das Gesicht ihrer Umgebung an und gelangt allmählig auf das Niveau derselben. Auf diesem aber wird Alles so angenommen, wie es nun einmal ist. Denn während eine Pariserin ihre äußeren Mängel zu verbergen, oder in Vortheile zu verkehren sucht und weiß, und immer für Das, was sie nicht ist, genommen sein will, so gibt sich die Frau der Provinz so, wie sie ist. Ist ihre Taille zu kurz, wird sie am unrechten Orte dick, sie richtet sich darauf ein, und ihre Anbeter müssen, auf die Gefahr hin, nicht zu lieben, sie so annehmen. Daher jene grotesken Tournüren, jene unverschämten Magerkeiten, jene lächerlichen Füllen, jene abscheulichen Linien, welche ohne Scheu einer ganzen daran gewöhnten Stadt gezeigt werden, aber dem Pariser Erstaunen erregen, wenn er in die Provinz, oder wenn die Provinz nach Paris kommt.“

Aus eigener persönlicher Erfahrung können wir hier bestätigend beifügen, daß dieselbe Anschauungsweise nicht nur für die physische, sondern auch für die gesellschaftliche und moralische Erscheinung gilt. Leute von einer gewissen

Stellung werden, so lange ihre Handlungen nicht mit der Justiz in Conflict kommen, und ihre Manieren nicht die des Hundes auf der Straße sind, trotz der Gemeinheit der Letzteren und der Rohheit der Ersteren, geduldet, wie sie sich geben. Die notorischste Kokette, die tölpelhafteste Hausfrau, die launischste Gesellschaftsdame heißen kokett, tölpelhaft und launisch, aber man läßt die Erstere in seinen Salons gewähren, wird von der Zweiten zehn Mal im Jahr schlecht empfangen, empfindet die Launen der Dritten täglich, und hört doch nicht auf, sich mit ihnen abzugeben, denn diese Damen haben sich nun einmal das Privileg jener Eigenschaften erworben.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliches.

Die Umgegend von Eisenach ist ein Hauptfundort des sogen. **Heerwurms**, welcher nach dem alten Volksaberglauben Krieg bedeutet, weil seine fortschreitende Bewegung unaufhaltsam ist wie eine Heeressäule. Vor einigen Tagen konnte man im Annathale den Heerwurm, wie gewöhnlich, von Osten nach Westen ziehen sehen. Er war 10—12 Fuß lang, nach vorn von der Dicke einer starken Ringelnatter, nach hinten zu schmäler werdend, und bestand aus unendlich vielen Larven der Tipula oleracera (Gemüse- oder Wiesenschnecke) oder der schwarzen Trauermücke (Sciara Thomae) oder einer verwandten Mückenart. Der Kopf der Larve ist schwarz, der Hals weiß, der übrige Theil feuersteinbraun; die ganze Larve ist glänzend und fast durchsichtig. Aus dem Heerwurme wurde ein etwa 4—5 Zoll langes Stück herausgenommen und als Haufen auf den Tisch gelegt; die ganze Masse der dicht an einander schließenden Larven ordnete sich alsbald zu einem Kreisringe an, bis an einer gewissen Stelle des Umfanges eine Anzahl der Larven eine andere Richtung annahm und der Kreisring daneben immer dünner wurde, bis endlich alle Larven zusammen zu einem vorn breiteren, hinten schmäleren Bande angeordnet sich vorwärts bewegten. Beim nächsten Vorkommen soll die Wanderung und Entwicklung des ganzen Heerwurms bis zu seinem Ende verfolgt werden.

Denksprüche.

Wurde das Gute, das du gesagt hast, von Keinem verstanden;
Laß es! Es wurzelte doch fester im Busen dir selbst.

Um gute Sitte flehn wir zu dem Herrn!
Wenn sie fehlt, dann ist Gottes Gnade fern.
Nicht sich blos schadet Der, dem Sitte fehlt,
Nein, Feuer legt er an die ganze Welt.

Locket dich Eitelkeit oft, zum Spiegel zu gehen, dann strebe,
Daß in dem Bilde du siehst immer ein ehrlich Gesicht!

Verschiedenes.

(Ein kleines Mißverständniß). Frau Klug befindet sich mit ihrer Tochter und Courmacher, der Medizin studirt, in einem Wirthschaftsgarten. Die jungen Leute unterhalten sich, trotzdem daß der junge Mann nur sehr mangelhaft deutsch spricht, ganz vortrefflich; Mama ist stumme, glückliche Zeugin der zärtlichen Scene. Während sie eben den zierlich geschnittenen Schweizerkäse auf ein Butterbrod legen will, kann sie sich nicht enthalten, einen zärtlichen Blickwechsel der jungen Leute mit den Worten zu kreuzen: „Nun fehlt nichts mehr als ein Ehering!" Mit einem Male war der junge Mann von Elisens Seite verschwunden und nach einigen Minuten war er halb athemlos wieder da und überreichte der Frau Klug Etwas in ein Papier gewickelt mit den Worten: „Sie 'aben gewünschen einen Ering, le voila!" — In dem Papier war ein — Häring.

Das vor ein paar Tagen im Pflanzengarten zu Paris geborne Nilpferd lebt nicht mehr. Die eigene Mutter hat es in einem Wuthanfalle mit ihren Zähnen zu Tode gebissen und gestoßen.

Die **Kinder** Israel sind 40 Jahre in der Wüste gewesen, und noch als Kinder heraus gegangen. Das müssen gescheidte Kinder sein.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 99:
Obhut.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 101. Dienstag, den 23. August **1859.**

Des Pfalzgrafen Brief,

oder:

Wie ein Edeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

Im December des Jahres 1430 sollte die Hochzeit sein, Else aber verfiel im November in eine heftige Krankheit, welche sie an den Rand des Grabes brachte und deren ernste Folgen theilweise auch durch das Versprechen Albrecht's und Anna's beseitigt wurden, nun auch ihre Hochzeit bis zum nächsten Frühjahr aufzuschieben; aber eben dieses neue Jahr ging trübe über Deutschland auf und ließ keine Zeit zu Festlichkeiten dieser Art. Die erneueten Einfälle der Hussiten, die Anarchie, die Judenverfolgungen in deutschen Landen machten einen entscheidenden Schritt nöthig, und so ordneten die Fürsten im Frühjahr 1431 einen großen Reichstag zu Nürnberg an, dem auch Pfalzgraf Ludwig beiwohnen wollte, und wo ernstliche Maßnahmen besprochen werden sollten, um dem immer mehr überhand nehmenden Unfug zu steuern und doch endlich einmal einen Schatten von Einigkeit unter die streitenden Fürsten, die habsüchtigen Ritter und das gänzlich fessellose Volk zu bringen.

Während dieser Zeit lebte Martin ruhig seinen Studien und seinem neuen Berufe; die Dispens war auf seine dringenden Bitten gefordert und erhalten, er hatte die ersten Weihen empfangen und bereitete sich auf einen Besuch seines Bruders vor, welcher diesmal dem Drange seines brüderlichen Herzens nicht mehr widerstehen wollte und konnte, und durch Berchtold, welcher hin und wieder stets die Ravensburg oder Paul v. Hirschberg besuchte, seine baldige Ankunft in Speyer verhieß.

Als Albrecht nun zu seinem Bruder kam, fand er denselben gefaßter, als er erwartet hatte; Martin war zwar ernst und liebevoll wie immer und suchte nur ängstlich jeder Frage seines Bruders über die näheren Verhältnisse, welche ihn zu seinem Entschlusse bestimmt hatten, auszuweichen. Er lenkte das Gespräch auf des Bruders glückliche Aussichten, ließ sich jeden edlen Zug des Herzens, jede neue schöne Eigenschaft, welche Albrecht an seiner Braut entdeckt hatte, erzählen, und hielt mit wahrhaft martyrhafter Stärke des Bruders feurigen Ergüssen Stand. Als er aber des Abends sein einsames Closet aufsuchte, begehrte das gepreßte Herz des unglücklichen Jünglings seine Rechte und ergoß sich in wehmüthigen Seufzern, in bitteren, heißen Thränen.

Albrecht hatte bei seiner Heimkehr den Seinen keine freudige Kunde zu bringen; was für eine Wandlung war mit dem theuern Bruder geschehen? Dies war nicht der frohe, gleichmüthige Martin von früher, noch weniger theilte er des Vetter Domherrn heitere Weltanschauung und Interesse für das Allgemeine. Ein trauriges, mit der Welt zerfallenes Herz fand er wieder, dessen edle und gütige Regungen allein es vor Erbitterung und Menschenfeindlichkeit bewahrt hatten. Albrecht war in so tiefer Betrübniß über des Bruders Sinnesverwandlung, daß er bei seiner nächsten Einkehr auf Hirschberg derselben kein Hehl hatte und Anna, ihn nach der Ursache ausforschend, diese auch bald erfuhr.

Mittheilender als je in dieser Sache fügte ihr Bräutigam der Erzählung noch bei, wie sehr er die unglückselige Begegnung im Dom zu Speyer beklage, wo sein Bruder von der

Liebe zu der Jungfrau, welcher er einen schützenden Dienst erwiesen, ergriffen worden sei, um sie dann auf ewig zu verlieren.

Im Dom zu Speyer? fragte Anna, aufmerksam geworden, und welchen Dienst hat dein Bruder ihr geleistet?

Albrecht wiederholte in Kürze Martins Erzählung, bemerkte zum Glück, von der eigenen Empfindung hingerissen, die Gemüthsbewegung seiner Braut nicht, als diese in Albrechts Bruder den rettenden Junker wiederfand, dessen Bild oftmals, trotz ihrer Neigung zu ihrem Bräutigam, als Schutzgeist in ihre Träume verwebt war. — Sie wollte ihn unterbrechen, ihm zurufen, daß ja sie diese Jungfrau sei, daß sie unwissentlich ein schönes Leben getrübt habe; aber ihr klarer Sinn fand bald das Rechte, und indem sie Martins Entschluß billigte, theilte sie ihn gewissermaßen, denn auch sie beobachtete ein tiefes Schweigen über ihre Begegnung mit ihm und sah ein, daß Keinem geholfen sein würde, wenn Albrecht über des Bruders Gefühle belehrt, denselben durch seine Schuld unglücklich wüßte. Im stillen Kämmerlein aber dachte sie oft und viel über diese Begebenheit nach. Woher hatte Martin wohl erfahren, daß Anna v. Hirschberg und die Jungfrau im Dome eine und dieselbe Person sei? Hatte er sie wohl in Stuttgart gesehen? Aber nein, Albrecht hatte ja damals deutlich erzählt, daß sein Bruder krank sei. Und diesem eben Genesenen wurde so grausam sein Lebensglück zertrümmert, und mit welcher Zärtlichkeit schonte er noch des Bruders Gefühle, indem er die Geliebte als für ihn todt, als eine Gestorbene geschildert hatte. Anna wäre kein Mädchen gewesen, wenn nicht tiefe Rührung sie ergriffen, ein noch wärmeres Interesse als vorher sie an Martin gefesselt hätte, und obgleich sie sich sündhaft schalt, die edle Ruhe seines Herzens aufs Neue zu stören, beschloß sie doch, eine zierliche Copie der Gnadenmutter im Dom zu Speyer auf Pergament zu malen und ihm solche einst bei passender Gelegenheit zu verehren.

Die Mädchen waren damals wohl wie heut zu Tage. Die Beste und Reinste ist von einer so bescheiden und doch so klar ausgesprochenen Neigung unwillkürlich geschmeichelt, und ohne ihren Willen erhält das Mitleid eine wärmere Färbung. Anna v. Hirschberg, welche wohl über das Ansinnen, als sei sie ihrem zukünftigen Schwager geneigter als sich gebührt, entrüstet gewesen wäre, verglich doch oft im Stillen die zwei Brüder, und obwohl sie Albrecht wahrhaft herzlich zugethan war, fiel der Vergleich doch niemals zum Nachtheil Martins aus.

In dieser Weise rückte der Frühling des Jahres 1431 und mit diesem die für die Hochzeit bestimmte Frist heran und erweckte ein thätigeres Leben auf der Ravensburg, in Leutershausen und auf der Burg von Mentzing. Trotz den politischen Constellationen, die immer trüber wurden, trotz den beständigen Fehden, räuberischen Ueberfällen, ja vielleicht wegen denselben, wünschte Vater Albrecht seine Kinder zu verheirathen und setzte die Hochzeit auf den Juni dieses Jahres fest.

Da entbot ein Schreiben des Pfalzgrafen Ludwig den Ritter nebst seinen beiden Söhnen nach Heidelberg, welchem Rufe diese auch unbedingt Folge leisteten. Dort eröffnete der Kurfürst dem Herrn v. Goeler, wie er, im Begriffe gen Nürnberg zu ziehen und dem Reichstage beizuwohnen, eine Bitte und Aufforderung der Stadt Worms erhalten habe, der von den pfälzischen Bauern hart bedrängten und geängstigten Stadt Schutz und Vertheidigung zu verschaffen. Die Ursache des ganzen Streites war wohl die Weigerung der Bauern, die in den theuren Zeiten gemachten Judenschulden zu bezahlen; und somit ließ sich noch hoffen, daß wenn bei Zeiten eingeschritten würde, der Zwist noch beigelegt werden könne. Was geschehen sollte, mußte aber jedenfalls bald geschehen, um den Brand der Anarchie und Gesetzlosigkeit nicht zu weit um sich greifen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Paris und die Provinz.

Eine Culturstudie, mitgetheilt von Alexander Büchner.

(Fortsetzung.)

Was kann mit solchen Elementen die Gesellschaft einer Provinzialstadt werden? Geistlosigkeit, Eifersüchtelei und kleinlicher Parteigeist lassen nur einen nothdürftigen Verkehr aufkommen, dessen Unterhaltungskosten mit Tanz, Kartenspiel, enormem Essen und unbedeutendem

Stadtklatsch ausschließlich bestritten werden. „Die Leute aus der Provinz besitzen im höchsten Grade die Kunst, ein Lokalgeschwätz zu destilliren, und während man in Paris die öffentlichen Charaktere als Systeme betrachtet, werden hier die Systeme zu Persönlichkeiten, welche sich beständig in nächster Nähe gegenüberstehen, sich fortwährend ausspioniren und kommentiren, und nur mit ihrem gegenseitigen Haß beschäftigt sind.“ Jede allgemeinere Unterhaltung verbietet sich durch das politische Mißtrauen, durch die Rückhaltung der Bigotterie, und besonders durch die grundlose Unwissenheit dieser Leute in Allem, was ihnen nicht vor der Nase liegt. Pikante Beispiele dieser letzteren gibt Balzac in Menge: „Für manche Leute war im Jahr 1826 Napoleon noch nicht todt, eben so wenig als Ludwig XVII., welcher sich, in einem großen, hohlen Bündel Holz verborgen, den Händen der Revolutionsmänner entzogen hatte. Für sie hat, unter der Julíregierung, der König ausschließlich über die Steuern zu verfügen, und die Kammern sind nur versammelt, um die Geistlichkeit zu vernichten. In der Revolution sind mehr als dreizehnmal hunderttausend Menschen auf dem Schaffot umgekommen. Ein Mensch, der jeden Morgen ein Ei ißt, muß binnen Jahresfrist unfehlbar sterben, und der tägliche Genuß eines Milchbrödchens heilt binnen ganz kurzer Zeit das Hüftweh.“ Uebertreibung! ruft hier jeder deutsche Leser — mit Ausnahme desjenigen, der in der Provinz gelebt und erlebt hat, wie ihm Leute von vierzigtausend Franken Rente ihren eignen Tokaier als einen vorzüglichen Rheinwein anpreisen, und Jeden, der aus der Schweiz kommt, fragen, ob er denn auch öfter auf den Montblanc gegangen sei, auf der Spitze übernachtet habe und dergleichen.

So kleinlich ist dies Provinzialleben, daß man seine feste ungünstige Meinung über eine Person geradezu umwendet, sobald dieselbe bei Anderen, namentlich aber in Paris, Etwas zu gelten begonnen hat. Mit Mißgunst und Hohn sehn diese Provinzialstädte diejenigen ihrer Söhne, welche Talent und das Streben ihres guten Geistes aus der engen Umgebung wegtreibt, von sich scheiden. Haben aber diese Leute durch Begabung oder Fleiß oder Geschick Erfolg und einen Namen erlangt, dann brüstet sich mit ihrem Ruhm und Erfolg plötzlich die Heimath, als ob Alles ihr Verdienst sei. Erst nennt man sie, mit der gehässigsten aller Bezeichnungen der Provinz, Originäler, das heißt Menschen, welche verrückt genug sind, anders zu denken und zu thun als alle Welt, mit einem Wort halbe Narren, und dann, wenn sie mit Ruhm gekrönt zu ihren Landsleuten zurückkommen, so werden sie von diesen, aber immer nur in Folge der Eigenliebe der Provinzialstadt, als große Männer begrüßt, als Merkwürdigkeiten in der Gesellschaft herumgezeigt und mit Banketten und Nachtmusiken gefeiert. Angesichts solcher Thatsachen vergleicht Balzac die Stabilität und Philisterei der Provinz mit der des alten Aegyptens und thut den humoristischen Ausruf: „Entscheidet zwischen Dem, der Enten auf ägyptische Obelisken eingräbt, und Dem, der zwanzig Jahre lang in einer Provinzialgesellschaft Boston gespielt hat, um zu wissen, wer der Glücklichste ist, wenn das Glück in der stumpfen Ruhe und Gleichmäßigkeit des Daseins besteht!“

Alles Dieses faßt einer der zahlreichen gegenwärtigen Abschreiber und Verwässerer Balzac's, Herr Alexander Dumas Sohn, in den Worten zusammen: „Kennen Sie die Stadt Dreux? Wenn nicht, so ist Ihnen doch jedenfalls eine andere Provinzialstadt bekannt, und das genügt, da alle diese Orte den nämlichen Charakter, die nämlichen Lächerlichkeiten, die nämlichen Vorurtheile haben. Die Provinz verzeiht es niemals, wenn man sie kritisirt. Sie gleicht jenen alten Weibern mit scharfer Stimme, krummer Nase, in Brokatkleidung, mit unmöglichem Schmuck geputzt, trocken, prätentiös, bösartig, voll von Medisance, und wenn es sein muß, von Verleumdung gegen alle schönen und jungen Frauen. Ich habe ein Entsetzen vor der Provinz, welche, Paris gegenüber, die Rolle jener alten Frauen gegen die jungen spielt.“

Nachruf an Neustadt.

Wenn ich auch verlassen euch, ihr Fluren,
Euch, ihr Berge, und dich, schöne Stadt,
Wo ich manche Freude, manche Wonne,
Manches süße Glück gefunden hab':
Blick ich doch nach euch, ihr bunten Gauen,
Sehnend stets und herzlich gern zurück,
Möcht' euch wieder, möcht' euch immer schauen,
Denn ich fand ja dort der Heimath Glück.

Wenn die Sonn' den neuen Morgen grüßet,
Wenn die Sterne an dem Himmel stehn,
Wenn auch Alles um mich freudig hüpfet:
Ist es doch nicht wie bei euch so schön.
Immer wähn' ich Etwas zu vermissen,
Was mich mit Zufriedenheit erfüllt;
Drum möcht ich dich wieder froh begrüßen,
Schöne Gegend, süßes Heimathsbild.

Doch weil's so die strenge Pflicht gebietet,
Soll das Herz nicht hoffnungslos vergehn;
Darum sag' ich allen heitern Wolken,
Allen Lüften, die mich sanft umwehn:
Ziehet hin und grüßt dort alle Freunde,
Alle guten Menschen schön von mir!
Doch recht innig bitt' ich: „O vergesset
Nicht ein herzlich Grüß'chen auch bei Ihr."

Schwegenheim, im August 1859. Teufel.

Gemeinnütziges.

(Ein Mittel, um Sättel oder ungefärbtes Riemenzeug zu reinigen.) Man nehme das Weiße von drei Eiern, lasse es bis zur Dicke des Gummi eindämpfen und lasse es dann in einem starken Branntwein auflösen, worauf man es mit Wasser verdünnt und in einer Flasche zum Gebrauche aufhebt. Die Flüssigkeit nimmt die Klebrigkeit und das Fett vom Leder und gibt ihm einen schönen Glanz, wie die „American scientific" behauptet.

Verschiedenes.

(Der Fächer der Spanierinnen). Obschon Reise- und Romanschriftsteller schon so Manches über Fächer und Fächersprache bei den Spanierinnen berichtet haben, so ist dieses Thema doch bei weitem nicht mit Erschöpfung behandelt worden. Der Fächer ist der unzertrennliche Gefährte des kleinen spanischen Mädchens schon vom dritten Jahre an bis zum vierzehnten, wo er in denselben Händen, wenn sie dem Flügelkleide entwachsen, aus einem niedlichen Spielzeuge zu einer furchtbaren Schutz- und Trutzwaffe wird. Es wäre nicht wohl möglich, alle Bewegungen und Regungen des Fächers vom flinken Aufschlag an, welcher das beglückende und entzückende Ja, bis zu dem bebenden Zuschlag, welcher das niederschmetternde Nein bedeutet, mit Worten zu schildern, wodurch die zwischen diesen beiden äußersten liegenden Grade und Schattirungen von Leidenschaft, Hoffnung, Besorgniß und wie die Wellen heißen mögen, welche das Herz einer Spanierin durchziehen, ausgedrückt werden. Eins der eigenthümlichsten, ja man möchte sagen, nationalsten Geräusche, welches im Prado zu Madrid, wie auf jedem starkbesuchten Paseo und Ballsaal vorgenommen wird, ist daher das Fächerspiel, welches von dem unablässigen raschen Oeffnen, Bewegen und Schließen unzähliger Fächer aller Größen und Farben, diesen stets geschäftigen und nie verstummenden zweiten Lippen und Augen der Spanierin, hervorgebracht wird. Man nehme der spanischen Schönen ihren Fächer und ihr weißes Taschentuch, das sie zierlich in der Hand trägt, und es ist um ihre Fassung und um die Hälfte ihres Zaubers geschehen.

In einer Gesellschaft von Herren wurde über die allgemeine Mode des Schminkens bei dem schönen Geschlechte gesprochen. Ein Anwesender fällte das Urtheil: „Eine Frau, die ihren Teint kauft, hat Lust, ihn zu verkaufen."

Zweisilbige Charade.

Als Nettchen noch, zu ihrer Schwestern Neide,
Die heiße Sehnsucht jedes Mannes war,
Da schlang sie oft das erste Silbenpaar
Zur dritten Silb' in ihres Haares Seide.

Und schöner als im reichsten Prunkgeschmeide
Erschien sie dann, und der Bewundrer Schaar
Rief schmeichelnd, daß Cytherens goldnes Haar
Das Ganze minder schön als Nettchen kleide.

Doch als mit Hebe's Zauberreiz die Schöne
Von Nettchen floh, mit ihr die Buhler wichen,
Gefesselt nur von eitlem Sinnenglanze:

Da wandelte sie sich zur Magdalene;
Zu jeder Messe kömmt sie nun geschlichen,
Und ihre Hand umfasset fromm das Ganze.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 102. Donnerstag, den 25. August 1859.

Zürich.

Die Waffen ruhn. Der Schlachten Grimm,
Der mächtig jüngst am Po geloht,
Selbst Wasgaus Höhen heiß bedroht,
Erlosch in Blut, in Thränen-Fluth.

Die Waffen ruhn, und freudig sieh,
Der Völker Groll, der Mächt'gen Streit
Hat sich gelöst in Fried' und Freud',
Hat sich geeint in Harmonie.

Zum trauten Herd der Krieger kehrt,
Noch ungebeugt, voll Thatenlust,
Der Narben Schmuck auf Stirn und Brust
Bezeugt den Held auf blut'gem Feld.

Und sieh, ins bange Herz hernieder
Senkt sich der Hoffnung milder Strahl;
Und überall, auf Berg und Thal,
Strömt reich des Segens Quelle wieder.

Der Dampfcoloß, das Feuerroß,
Der Schiffe schwergebeugter Mast,
Sieh, Alles eilt, des Segens Last
Zu häufen in des Friedens Schoos.

Und dennoch zagt, geprief'ner Tag,
Die Freude, dir ein Lied zu bringen;
Nicht will's gelingen; zu besingen
Der Freiheit goldnen Flügelschlag.

Am Limmatstrand im Alpenland,
Sieh dort auf friedlich stillen Gleisen
Gesöhnt die mächt'gen Aare kreisen!
Sind sie des Heils, des Friedens Pfand?

Sieh dort auf Zürichs Felsenbrücken
Die Selbstsucht mit dem Rechte ringen!
Wird edlem Streben es gelingen,
Der Völker Wünsche zu beglücken?

Wird sonder List, wird ohne Zwist
Den Völkern rings, die auf den Knien
Für Bruderlieb' und Eintracht glüh'n,
Gewährt, was recht, was heilig ist?

Wird walten dort die höh're Pflicht,
Auf Volkes Wohlfahrt nur zu schau'n,
Auf Felsengrund das Wort zu bau'n,
Den Frieden, den kein König bricht?

Wird aus geeinter Mächt'gen Hand
Der Menschheit goldnes Loos erblüh'n?
Der Zwietracht Fackel nimmer glüh'n?
Auf immer rasten Mord und Brand?

Daß wieder in den Herzen walte
Ein frommer Sinn und biedre Sitte,
Daß überall auf Thron und Hütte
Der Friede Gottes sich entfalte.

Doch weh, wo weilet, weßhalb zaget
In ernster Stund' Germania?
Gilt's Wälschland blos, gilt's Austria,
Wenn man um Fried' und Freiheit taget?

Wo weilt Teuts edeles Geschlecht,
Die Wodanseich', die nie gewankt
Beim Donnerstreich, die nie gebangt
Im Riesenkampf für heil'ges Recht?

Das Volk, das einst den Varus schlug,
Der Roma weltgebietend Heer,
Vom Belt einst bis zum Tusker-Meer
Das Schrecken seiner Waffen trug?

Wohl mögen sie sich nicht vertragen
Die Mächt'gen an der Limmat dort.
Fehlt deutscher Sinn, fehlt deutsches Wort,
Wird nie der goldne Frieden tagen.

Neustadt. Streuber.

Des Pfalzgrafen Brief,
oder:
Wie ein Goeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

Ritter Goeler versprach seinem Herrn, mit allen seinen Mannen und Vertheidigungsmitteln der bedrängten Stadt zu Hilfe zu eilen, und auch noch andere Ritter und Edle zu dem gleichen Zwecke aufzufordern, worauf er dann in Gnaden und mit dem Versprechen entlassen wurde, bei des Kurfürsten Rückkehr alsogleich durch einen Boten von dem Erfolg der Reichstagsversammlung benachrichtigt zu werden. Leider sollte diese Zusage nie in Erfüllung gehen. Alsobald nach Ritter Goelers Heimkehr betrieb er mit Eifer die Angelegenheiten von Worms, und unter dem Beistande mehrerer Ritter und Edlen mit ihren Fähnlein setzte sich ein ansehnlicher Hilfszug in Bewegung.

Albrecht und Hanns begleiteten den Vater; ersterem hatte noch eine Sendung an den Ritter v. Hirschberg das Mittel gegeben, sich von Anna, wie er glaubte, nur auf kurze Zeit zu verabschieden. Sein künftiger Schwiegervater, welchen eine schmerzhafte Krankheit an das Lager fesselte, gab ihm von Mannen mit, was zu entbehren war, und Albrecht schied so leichten Herzens und Sinnes von seiner Braut, als ginge es zum fröhlichsten Turnier.

Da in der damaligen Zeit so oft und beinahe täglich größere und kleinere Gefechte stattfanden, dachte auch Anna beim Abschied an nichts weniger als an einen traurigen Ausgang dieser Sache, und doch sollte das Schrecklichste geschehen.

Nachdem der Zug glücklich in die bedrohte Stadt gelangt war und dieselbe durch die mitgebrachten Vertheidigungsmittel in den besten Abwehrzustand versetzt hatte, gelang es dem Herrn von Goeler zu zweien Malen, die Bauern mit tüchtigem Verlust zurückzuschlagen; das dritte Mal aber, wo er die Aufständischen bis an den Donnersberg verfolgte, gerieth er mit seinen Söhnen und mehreren der angesehensten Wormser Bürger in einen feindlichen Hinterhalt, dessen dreifache Ueberzahl die unglücklichen Ritter überwältigte. Sie wehrten sich alle tapfer und aufs Aeußerste, fielen aber alle, Mann für Mann, bis auf einige Söldlinge, welche sich durch die Flucht retteten und der entsetzten Bürgerschaft die kummervolle Trauerkunde überbrachten. Zum Glück für die Stadt verfolgten die Bauern ihren Sieg nicht weiter und gaben dann für einige Zeit Ruhe.

Auf der Ravensburg aber herrschte Schmerz und Verzweiflung, da der kräftige Vater mit den beiden blühenden Söhnen als Leichen dahin geleitet wurde. Frau Engeltraut war aller Fassung baar und hatte nur den Wunsch zu sterben, um mit ihrem geliebten Herrn und ihren theuern Söhnen vereinigt zu sein. Umsonst erschöpfte der Domherr die ganze Kraft seiner Beredtsamkeit. Auch er war zu ergriffen von dem entsetzlichen Unglücksfall, um ein passender Tröster sein zu können. Nur als Martin, welchen die Feierlichkeit seiner Aufnahme in den geistlichen Stand gerade in dieser Zeit von der Heimath zurückgehalten hatte, mit Erlaubniß des Bischofs in das Vaterhaus kam, und statt aller Tröstung, deren er unfähig gewesen wäre, seine Thränen mit denen der lieben Seinigen vereinte, kam einiger Friede in das schwergeprüfte Gattin- und Mutterherz.

Auch Anna von Hirschberg verließ das Krankenlager ihres Vaters, um auf die Ravensburg zu eilen, und hier war es, wo sich die beiden jungen Leute zum ersten Male seit der Begegnung im Dome wiedersahen und sprachen. Doch welch ein traurig Wiedersehen war dies! Martin, gefesselt durch ein heiliges Gelübde, nur von Trauer um den über Alles geliebten Bruder erfüllt; Anna in tiefes Leid versenkt durch den Verlust eines geliebten Bräutigams, welcher ihr jetzt freilich durch des Todes heiligende Kraft verklärter als der Geliebteste erschien; Beide vereinigt durch Kummer und Thränen um die innigstgeliebten Verstorbenen.

Auch der Pfalzgraf war tief erschüttert, als er bei seiner Rückkehr von Nürnberg die Trauerkunde erfuhr. Auf seine Bitten und Ansuchen überließ der König Frau Engeltraut und ihren beiden Töchtern, Else und Katharina, die Ravensburg auf Lebenszeit, nach deren Tode mußte dieselbe, da keine männlichen Nachkommen mehr vorhanden waren, welche den Stamm der Goeler fortpflanzen konnten, an den König zurückfallen.

Frau Engeltraut verlebte nach Martins Rückkehr nach Speyer stille und einsame Tage auf der Burg, selbst Elsens Hochzeit mit Menzingen, welche der Trauer halber nur stille gefeiert wurde, vermochte keinen Freudenblick in das grammumnachtete Leben der Armen zu senden. Auch Anna v. Hirschberg mußte sie bald wieder verlassen; ein Bote rief sie an das Sterbelager ihres Vaters, und nach dreiwöchentlicher rastloser, liebevoller Pflege stand Anna verwaist und einsam an der Bahre desselben.

Entfernte Vettern waren die einzigen Leidtragenden, und so erschien dem armen Mädchen eines Tages, gleich einem Boten des Himmels, ein Abgesandter des Kurfürsten, von zwei Frauen aus dem Gefolge seiner Gemahlin begleitet, der den Auftrag hatte, Anna an das Hoflager nach Heidelberg zu geleiten, wo sie in der Umgebung der Frau Kurfürstin eine bleibende Stätte haben sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Paris und die Provinz.

Eine Culturstudie, mitgetheilt von Alexander Büchner.

(Fortsetzung.)

Begleiten wir den gebornen oder anerzogenen Pariser auf einer Reise in diese Umgebungen, so wurde die Art seiner Aufnahme, vorausgesetzt, daß er eine imposante Persönlichkeit ist, soeben schon charakterisirt. Aber ist er das nicht und will er gar von der Provinz Etwas, so wird seine Stellung weniger erträglich, seine Rolle um Vieles undankbarer. So kommen in einem der betreffenden Romane ein schon bedeutender Maler, das zukünftige Haupt einer werdenden, der romantischen, Schule, und seine Mutter von Paris nach der uralten Stadt Issoudun, um dort ihr dereinstiges Erbrecht auf das Vermögen eines reichen und schwachen Onkels und Bruders, welches ihnen durch dessen Zuhälterin mit ihren Geliebten entführt werden soll, bemerklich zu machen. Allein diese letzteren nichtswürdigen Intrikanten sind aus dem Lande, die rechtmäßigen Erben dagegen aus der Hauptstadt. Und das genügt, um ihnen fast die ganze Bevölkerung, „welche seit der Restauration ohne irgend welche Handelsthätigkeit, ohne Kunstgeschmack, ohne gelehrte Beschäftigung und Jeder in seiner Häuslichkeit streng abgeschlossen geblieben war," zu Gegnern zu machen. „Sie fallen in die Stagnation dieser Stadt hinein, wie der Balken in den Froschsumpf, und besonders der Maler, häßlich von Natur und von wenig cultivirter Erscheinung, erregt eine mit Mitleid gepaarte Antipathie. Sein Aeußeres entspricht dem Ideal, welches man sich von einem Räuber gemacht hat, seine Augen sind die des Basilisken, er muß schlimm sein wie ein rother Esel und boshaft wie ein Affe. Jedenfalls kommt er geradeswegs aus dem Spital", und seine Aeußerung, daß man mit Malen durch Talent, Geduld und Zeit zu Ruhm und Vermögen kommen könne, wird mit einem tief-ironischen Lächeln hingenommen. Allmählig bildet sich eine förmliche Verschwörung gegen „diese Pariser, welche uns für Dummköpfe halten und glauben, nur den Hut hinstrecken zu dürfen, damit es Erbschaften hineinregne." Ihren Mittelpunkt hat die Verschwörung in einer so förmlich organisirten Bande von Taugenichtsen, welche die Langeweile des Provinzlebens durch Aufführung nächtlichen Schabernacks mit nachfolgenden Gelagen zu bewältigen pflegt. Und in der That bringen sie und ein unglücklicher Zufall es dahin, daß der Maler für einen Mörder gehalten und als solcher verhaftet wird, worauf er, nach seiner Freilassung, die Provinz und ihre Bewohner durch einen Aufenthalt von nur erst acht Tagen satt genug hat, um Erbschaft und Alles im Stiche zu lassen und sich mit seiner Mutter nach Paris zurückzuflüchten.

In einem anderen Roman fällt der stutzerhafte Sohn eines ruinirten Vaters in das Haus seines geizigen Onkels „wie die Schnecke in einen Bienenkorb oder besser wie ein Pfau in ein Dorfhühnerhöfchen." Denn diesen letzteren Contrast bietet die gesuchte Eleganz des Pariser Neffen gegen die abgestandene Gesellschaft der Provinzialen, welche bei dem reichen Geizhals zusammenzukommen pflegen und in ihrer Rivalität um die Hand von dessen einziger Tochter nur einen Punkt der Uebereinstimmung, nämlich einen unverwüstlichen Abscheu gegen alle neuen Moden, haben. Der steinreiche Alte selbst aber gibt sich vor dem jungen Mirliflor als „ein armer Weinbauer, der keinen Sou hat" und dem Neffen nur seinen guten Rath

mit auf den Weg geben, ihm höchstens seine Ueberfahrt in die Kolonie bezahlen kann. Denn dieser Millionär bewohnt ein ärmliches Häuschen, gibt die Bedürfnisse seiner Haushaltung an Holz, Butter, Mehl und Zucker täglich aus dem Verschluß, unter welchem er sie selbst gegen seine treffliche Frau hält, heraus, und läßt Suppe von Rabenfleisch kochen. Seine Tochter würde er „lieber in die Loire werfen", als sie dem Vetter, den sie liebt, zur Frau geben. Er will nicht leiden, daß „sein Haus und die ganze Stadt geplündert werde" durch die Mehrausgabe in den Mahlzeiten, welche die Anwesenheit seines Neffen veranlaßt, und wird wüthend, weil Eugenie für dessen Gebrauch eine Wachskerze gekauft hat, „gleich als ob man die heiligen drei Könige selbst im Hause habe". Der junge Mensch ist ihm darum ein Thunichtgut, weil er sich bei der Nachricht von dem Selbstmorde seines Vaters und dem Verlust seines Vermögens mehr um den ersteren als um das letztere grämt, obwohl er dabei die gute Eigenschaft hat, aus Gram Nichts zu essen, was gleich eine Ersparniß ausmacht. Trauerkleider um den Verstorbenen zu tragen, hält er für eine unnöthige Ausgabe, da man „den Schmerz im Herzen, aber nicht auf dem Rücken hat", dagegen weiß er dem Neffen unter dem Vorwand, die Ehre der Familie zu retten, den Rechtsnachlaß seines bankrotten Vaters abzuschwindeln und für sich selbst ein brillantes Geschäft damit zu machen, und glaubt sich großmüthig, wenn er dem jungen Menschen seine Kostbarkeiten in Gold und Edelsteinen um einen Spottpreis abhandelt.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Man kann nicht immer, was man will; der ist mein Mann,
Der sich bescheidet, das zu wollen, was er kann.

Mache die Vernunft nicht zu der Sklavin der Lüste,
Denn der Engel trägt nicht Holz zu der Küche des Teufels.

Gemeinnütziges.

(Ein neues Mittel, Rost- oder Stockflecke aus der weißen Wäsche zu bringen.) Man nimmt 1 Loth gepulverten Salmiak und 4 Loth Küchensalz und löst es in einer Maas frischen Wassers auf. Hierauf nimmt man die Wäsche, worin die Flecken befindlich, breitet sie trocken auf dem Rasen aus, benetzt die Flecken einige Mal mit diesem Wasser, läßt die Wäsche an der Sonne trocknen und verfährt etliche Mal auf diese Art damit, so gehen die Flecken vollkommen heraus.

Verschiedenes.

Marco de Saint-Hilaire erzählt in seiner Schrift „Napoleon und seine Zeit" auch Folgendes: Bedeckt mit seinem eignen Blut und dem der Russen, erscheint Graf Rapp vor dem Kaiser und stellt ihm einige vornehme Gefangene vor. Einer von diesen, ein Artillerieofficier, stürzt dem Kaiser zu Füßen und fleht um den Tod, indem er ausruft: „Ich bin unwürdig, zu leben, ich habe meine Kanonen verloren." Sehr freundlich antwortete ihm der Kaiser: „Junger Mann, ich weiß den Werth Ihrer Thränen zu würdigen; aber man kann von meiner Armee geschlagen worden sein und dennoch Ansprüche auf Ruhm haben."

„Point d'argent, point de Suisse". Der Ursprung dieses Sprichworts gereicht, wie die Berner Zeitung erläutert, der Schweiz eher zum Ruhm, als zur Schande. Bekanntlich fragten die Lanzknechte deßwegen wenig nach Sold, weil sie sich durch Beute entschädigten. Das wollten aber die Schweizer nicht an sich kommen lassen, und als der Herzog Sforza einem ihrer Feldobersten den Rath gab: „Helft Euch, wie die Reiter, denn ich habe kein Geld," so antwortete ihm der Schweizer: „Unmöglich; wo kein Geld, kein Schweizer."

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 101: Rosenkranz.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 103. Samstag, den 27. August 1859.

Des Pfalzgrafen Brief,

oder:

Wie ein Goeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

Langes Zaudern wäre hier nicht thunlich gewesen, und so sehen wir Anna schon am dritten Tage wohlbehalten, aber tief betrübt, in der Hofburg eintreffen. Das fürstliche Paar empfing sie gleich einer Tochter und suchte auf alle Weise ihr den doppelten Verlust weniger schmerzlich zu machen; was aber eigentlich in Anna vorging, wußte Keiner, sie selbst am wenigsten. Zu der Trauer um einen geliebten Verstorbenen gesellte sich noch der Kummer um einen Lebenden, der unglücklich war, sowie um ihr eigenes verfehltes Dasein, und so wandelte sie ruhig und ernst ihre Bahn, stets besorgt um ihre fürstliche Herrin und von Dankbarkeit für deren Huld erfüllt, aber sonst ungerührt von den versteckten und offenen Huldigungen der Junker, welche sie umgaben. Nur nach der Ravensburg sandte sie häufig Boten um Nachricht von Frau Engeltraut, und zwischen diesen beiden an Alter so verschiedenen Frauen bildete die Neigung zu dem Verstorbenen und vielleicht auch das unbewußte Interesse, welches Anna an dem Lebenden nahm, eine feste und innige Freundschaft.

Else Mentzingen hatte in dieser Zeit ihrem Gatten eine liebliche Tochter geschenkt, und Katharina, das schelmische Kind, erblühte im stillen Schatten der Ravensburg zu einer holden Mädchenblume und war ihrer Mutter einzige Freude und Trost. In dieser Weise gestaltete sich das Leben unserer Freunde. Martin ließ wenig von sich hören, er lebte strenge seinem Berufe und der Erinnerung, welche er nicht ganz zu bannen vermochte, und ärgerte, ohne sein Wissen und Willen, den Domherrn, seinen Vetter, dessen weltliche Ansichten er nicht zu theilen im Stande war, weidlich durch sein kopfhängerisches Wesen, wie es dieser zu nennen beliebte.

Die Weltbegebenheiten gingen indessen ihren Lauf, zuerst versetzte die traurige Niederlage des deutschen Heeres bei Taus in der Schlacht gegen die Hussiten das deutsche Reich in die tiefste Bestürzung. Pfalzgraf Ludwig beklagte bitter seine Krankheit und das herannahende Alter, welches ihm nicht erlaubte, sich diesem Zuge anzuschließen, der vielleicht durch seine tapfere Gegenwart ein ganz anderes Ende erreicht haben würde. Jetzt war es ihm nur möglich, durch kluge Unterhandlungen des Reiches Vortheil zu wahren, und so schloß er mit seinen Nachbarn Mainz und Würzburg ein Bündniß gegen die Hussiten, sowie eines mit Speyer zur Erhaltung des Landfriedens.

Im Jahre 1432 war es ihm trotz seiner schlechten Gesundheit doch möglich, den Reichstag zu besuchen. Auf der Heimkehr überfiel ihn sein alter Feind, die Gicht, mit so bedeutender Uebermacht, daß der arme Fürst kaum noch Heidelberg erreichte.

Anna half der Kurfürstin getreulich bei der Pflege ihres Gatten, ihr großartiger Sinn verstand ihres Fürsten Charakter besser als die ganze übrige Umgebung, und wenn sie, der neuen Lehre schon mehr zugeneigt, sein Verhalten bei der Verurtheilung und Urtheilsvollstreckung des böhmischen Professors Johann Huß, welchem Kaiser Sigismund freies Geleit zugesagt und dann, durch den Pfalzgrafen veranlaßt, wieder gebrochen hatte, nicht billigte, so war sie doch zu edeldenkend und klug, um Ludwig nicht mit der Macht der Verhältnisse, mit seiner Freund-

schaft zum Pabste und seinem Eifer in kirchlichen Angelegenheiten zu entschuldigen, einen Eifer, welchen er als Ordner des Concils schon öfters wacker bethätigt hatte, da man sogar von ihm erzählt, daß er in seinem vorgerückten Alter noch die lateinische Sprache erlernte, um den Verhandlungen besser folgen zu können.

Mit des Kurfürsten Gesundheit aber wollte es sich trotz der sorgsamsten Pflege nicht bessern und doch begehrten die Zeitereignisse dringender seine Thatkraft und seinen Geist.

Schon Anno 1430 hatte eine Erzbischofswahl für Trier stattgefunden, der Papst hatte zwei Candidaten zu derselben verworfen und den kriegerischen Bischof Rhabanus von Speyer, einen alten Freund des Kurfürsten, eingesetzt. Seit zwei Jahren wurde nun diesem der Eintritt in die Stadt von seinen Gegnern verweigert, welche zu diesem Zweck Trier belagerten, und nun erschien im Mai des Jahres 1433 ein Aufruf des Papstes an ihn, dem Erzbischof doch zu seinem guten Rechte verhelfen zu wollen. Wie gerne hätte Ludwig gewillfahret, aber ein mächtiger Herr beugte seinen sonst eisernen Willen. Als er sich nun eines Tages besonders unwirrsch und unglücklich über seine Krankheit geberdete, und die Kurfürstin und Anna ihm mit holdem Trosteswort zuredeten und Säcklein kühlender Kräuter auf seine schmerzenden Füße legten, begann er sein Geschick anzuklagen, das ihn jetzt so schmählich aus Lager fessele, und vermaß sich hoch und theuer, so Gott ihm gnädig sein und sein Uebel eine Zeitlang von ihm nehmen wolle, bis er sein vorgesetztes Werk gethan, er gerne für seine andere Lebenszeit ein Krüppel und ein Siecher bleiben würde. Anna verbot ihm so frevelhaften Ausspruch mit bittenden Worten, allein ihre Seele war tief ergriffen von den moralischen Leiden ihres Fürsten, und sie dachte noch in später Nacht an Mittel zur Linderung seiner Pein, obgleich Herr Heilmann, damals einer der berühmtesten Aerzte seiner Zeit, schon alle seine Kunst aufgeboten hatte. Die Gedanken aber, die Anna über ihres Herrn Leiden hatte, verursachten ihr einen seltsamen Traum; sie sah im Geiste den Pater Medardus zu sich treten, eben denselben Mönch, welcher bei der Zerstörung des Klosters von St. German 1420 in Speyer vertrieben, bei ihrem Vater eine Zufluchtsstätte gefunden und aus Dankbarkeit sein reiches Wissen in der Heilkunde dessen Tochter mitgetheilt hatte. Der gute Pater war schon längst verstorben, jetzt aber sah ihn Anna ganz deutlich die Hand auf ihren Scheitel legen und sagen: „Im verfallenen Klostergarten zu St. German, dicht an der Mauer, wo die Kapelle stand, wächst ein feingezacktes Kräutlein, Brionnia genannt, grabe davon die Wurzeln aus, koche sie und gib diesen Trank drei Mal dem Pfalzgrafen zu trinken; dies Kräutlein ist die Blume deines Glücks;" und als sie schauernd erwachte, glaubte sie noch im Grauen der Morgendämmerung die ehrwürdige Gestalt des Mönchs langsam und allmälig verschwinden zu sehen. Ja, im Klostergarten zu St. German! Wie oft hatte ihr der fromme Mann von den vielen heilsamen Kräutern erzählt, welche er dort gepflanzt, und auch öfters das genannte Kraut bezeichnet als für Gicht und ähnliche Leiden besonders heilsam. Aber wie war es für die Jungfrau möglich, nach Speyer zu gelangen? Gerade jetzt waren die Straßen unsicherer als je, aufrührerisches Landvolk, räuberische Ritter und Edle und trotzige Bürger wirkten gleichmäßig gegen Ordnung und Recht. Ein Geleit des Pfalzgrafen würde ihr, wenn sie es erbeten, nicht gemangelt haben, aber es hätte in der Eile, denn die Zeit drängte, nur aus wenigen entbehrlichen Reisigen bestehen können, welche vielleicht noch eher einen Ueberfall herbeigelockt, als ihn verhindert hätten. Einen ganzen Tag ging Anna wie im wachen Traume umher, alle Möglichkeiten, ihr Ziel zu erreichen, im Geiste erwägend, endlich erschien ihr ein zuerst aufgestiegener und öfters wieder verworfener Gedanke, nämlich der der Verkleidung, doch noch als der ausführbarste, und sie beschloß ohne Zögerung zu seiner Vollstreckung zu schreiten. Auf dem Schloßberge in Heidelberg wohnte eine arme kranke Frau, welche durch einen bösen Fall ihren Sohn verloren hatte; zu ihr war Anna v. Hirschberg oft mit erfrischenden Kräutertränken und Speisen aus der Schloßküche gegangen, auch heute wollte sie dieselbe wieder besuchen. Vielleicht hatte die Frau noch einen Anzug ihres Knaben, welcher ihr passend sein konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Paris und die Provinz.

Eine Culturstudie, mitgetheilt von Alexander Büchner.

(Fortsetzung.)

Als Gegenstück zu diesen Schicksalen des Parisers in der Provinz muß man den Provinzialen in Paris sehn, welcher Stadt Balzac indessen nicht immer, auf Kosten ihres Gegensatzes, schmeichelt. Denn trotz all dem Schmuck, welchen die gewaltige Centralisation der Hauptstadt gewährt, ist dieses „schreckliche Paris ein Alles würgender Schlund, ein berühmtes Thal voll von Zerfall, wahren Leiden, falschen Freunden und schwarzen Kothbächen, ein Abgrund, in welchem selbst die ernsteste Tugend der Gegenstand der schnödesten Verleumdung ist.“ Dorthin nun begleiten wir einen jungen, armen, unerfahrenen lyrischen Dichter, das Ideal seiner Familie und der Blaustrümpfe seiner Heimath, welche ihn für einen großen Mann halten, der sich nur im Mittelpunkt Frankreichs zu zeigen hat, um zu Ehre, Macht und Reichthum zu gelangen. Welche Enttäuschungen! Den Dichternamen, den er zu haben, die literarische Stellung, welche er zu besitzen glaubt, muß er erst noch erwerben. Aber wie viel weniger kommt es bei diesem Erwerb auf wirkliches Verdienst und Talent, als auf äußere Hilfsmittel und eine ganze Welt eitlen Scheins an. Denn „Wer in Paris Etwas erlangen will, der darf kein bedürftiges Aeußere haben — man gibt dort nur dem Reichen Etwas.“ Diese **pomme de la civilisation parisienne** ist eine theure Frucht, das lehrt schon die Wichtigkeit des bloßen Anzugs, weil, wie die Sand treffend bemerkt, „man scheinen muß zu haben, was man nicht hat, um wirklich zu erlangen, was man zu haben scheint.“ Werden nun von dieser Welt „überflüssiger Nothwendigkeiten und großer Kleinigkeiten selbst große Existenzen gepeinigt,“ wie viel mehr jener Anfänger. Schon in den ersten Tagen gibt er den größten Theil der Summe, von welcher er ein Jahr lang in Paris leben sollte, aus, um mit der unerläßlichen Eleganz an der Seite seiner vornehmen Beschützerinnen erscheinen zu können. Allein das verhindert diese nicht, ihn alsbald im Stich zu lassen, nachdem er in der Oper mit dem Finger auf eine ihm bekannte Person gedeutet und andere Belege seiner mangelnden Weltkenntniß gegeben hat. Und damit fängt die Schule seiner Erfahrungen nur an.

Das komische Gegenstück hierzu liefert ein Gaskogner, welcher zur Verfolgung eines Prozesses nach Paris gekommen ist. Ein dort eingebürgerter Landsmann, Künstler und erfahrener Lebemann, übernimmt es, ihm die Hauptstadt, welche er langweilig findet, in ihrem wahren Lichte und mit Einblicken in die „Kulissen dieser großen Komödie“ zu zeigen. Nur im Spazierengehen wird jetzt der Ankömmling auf die dreizehnjährige Opernratte, von welcher der Gewinn seines Prozesses abhängen kann, auf die große Sängerin, welche nach einer rührenden Arie hinter der Scene zwei noch blutende Hammelkotelettes ißt, auf die stolze Figurantin, welche er besser gekleidet findet, als die Präfektin seiner Heimath, auf den kleinen, ordinär aussehenden Tenor, dessen Gehalt beträchtlicher ist, als der eines Ministers, und Anderes aufmerksam gemacht. Dann gelangt man zu einem Hutmacher, der sein Geschäft mit Ehrgeiz und als Künstler betreibt, jedem bedeutenden Kopf einen besonderen Hut zu erfinden weiß, und seine Fabrikation auf die Höhe einer Wissenschaft erhoben zu haben glaubt. Man kommt zu einer Trödlerin, welche gegen ein Honorar von 40 Franken erschreckliche Details über die geheime Armuth einiger Damen von Stand und nach der Mode mittheilt, zu einem Portier, der zugleich Bankier ist und über Hunderttausende verfügt, und zu Marius V., dem würdigen Nachfolger vier großer Haarkräusler dieses Namens, der nicht minder Künstler ist, als der Hutmacher, persönlich nur zu adligen Damen geht, ein Kabriolet und einen Groom hält, und Garçons mit Namen wie Regulus und Ossian hat. Man besucht eine entsetzliche Kartenschlägerin in der entsetzlichen Höhle, in welcher sie haust, und diese nimmt, umgeben von einer schwarzen Henne, der furchtbaren Kröte Astanoth und anderem Unrath, alle Ceremonien der Hexenscenen aus Macbeth und Faust vor, um dann dem Gaskogner die überraschendsten Wahrheiten über ihn selbst und seine Verhältnisse in der Heimath zu sagen. Zu gutem Schluß wird er mit einer schönen und pikanten Courtisane bekannt gemacht, welche ihm binnen wenigen Tagen nicht

allein all sein baares Geld, sondern auch Schuldverschreibungen über mehr, als sein ganzes Vermögen beträgt, abschwindelt, obwohl dies nur zum Schein und auf Veranstalten des Vetters, der ihm eines schönen Morgens seine Wechsel zurückgibt und ihm den Gewinn seines Prozesses anzeigt. Im Verlauf und am Ende dieser Erfahrungen hat der Gaskogner Folgendes eingesehen: „Paris ist nur Dem, der es nicht kennt, langweilig, dem Wissenden dagegen ist es das Vorzimmer des Paradieses, außerhalb dessen ein Mann von Geist, nachdem er die Stadt einmal begriffen hat, nicht mehr leben kann. Man muß aber auch Alles dort kennen, um über Alles zu lachen, und nicht vergessen, daß die Sprache der Pariser nur zwei Töne hat, die Eitelkeit und das Interesse. Endlich haben dort nur die Millionärs Zeit genug, um zu Fuß zu gehn."

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Wie Einer denkt, ist einerlei,
Was Einer thut, ist zweierlei;
Macht er's gut, so ist es recht,
Geräth es nicht, so bleibt es schlecht.

Was du nicht thust, wird auch sich strafen,
Nur Arbeit kann den Lohn erwerben.
Wer nicht gewacht hat, kann nicht schlafen;
Wer nicht gelebt hat, kann nicht sterben.

Gemeinnütziges.

(Kaffeeprobe.) Für jene Orte, wo der Kaffee vorzugsweise, und besonders für die ärmere Klasse der Bevölkerung schon gebrannt und gemahlen in den Handel kommt, gibt es ein sehr einfaches Mittel, die so häufig vorfallenden Fälschungen zu erkennen. Die Röstproducte aller Rübenarten, aller Cerealien, die der Eicheln, Kastanien und der Cichorie, also alle der am häufigsten angewendeten Surrogate, fallen zu Boden, wenn sie mit kaltem Wasser in einem etwas hohen Cylinderglase geschüttelt und einige Zeit der Ruhe überlassen werden. Alle Sorten ächten Kaffees hingegen steigen an die Oberfläche der Flüssigkeit und bilden damit eine oben aufschwimmende Schicht.

Verschiedenes.

In einer Trivialschule fragte der Katechet beim Religionsunterrichte einen böhmischen Knaben: „Wer verführte Adam im Paradiese zum Genuß des verbotenen Apfels?" — „Der Hunger," war des Schülers schnelle Antwort.

Zweisilbige Charade.

Das erste Silbchen, munter kräftig,
So recht ein wahrer Springinsfeld,
Befehlen ließ es sich nicht immer,
Lief ungenirt gern durch die Welt.
Auch eigensinnig war's mitunter —
Ich will es offen nur gesteh'n —
Und Alles sollte dann, wie billig,
Nach seinem starren Köpfchen geh'n.
Wenn es auch Seitensprünge machte,
Gestört hat oft den lieben Frieden:
Mußt' man, um Ruhe doch zu haben,
Ihm freundlich stets die Hände bieten.
Und dann fühlt' es sich überglücklich,
Es war beliebt bei Jedermann.
Doch endlich wuchs zu seinem Staunen
Die zweite Silbe auch heran.
Und Leute, die sie wachsen sahen,
Sah'n mit bedenklichem Gesichte
(Wie es dann wirklich auch geschah)
Für unser Silbchen bittre Früchte.
Lang blieben diese auch nicht aus.
Bald gab es unter Beiden Streit,
Sie lagen oft sich in den Haaren,
Sogar noch in der neusten Zeit.
In Solferino's schweren Schlachten,
Beim Barrikaden-Kampfgewühl
Stand unsre Silb' der zweit' entgegen
Und war hauptsächlich mit im Spiel.
Drum kann ich leicht mich nicht drein finden,
Wenn unser feindlich Silbenpaar
Sich friedlich in ein Wort verbinden,
Den freien Mann sie stellen dar.

Elmstein. B...r.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 104. Dienstag, den 30. August **1859.**

Des Pfalzgrafen Brief,

oder:

Wie ein Edeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

Ohne Zeitverlust flog Anna mehr als sie ging dem armen Häuslein zu; auf ihre eifrige Anfrage erklärte sich die Kranke sehr gern bereit, dem hilfreichen Fräulein die Sonntagskleider ihres Sohnes zu leihen, und bald stand ein schlanker junger Bursche vor dem erstaunten Weibe. Bis jetzt war Anna die Verkleidung recht leicht geworden, nun aber, wo sie im Begriff stand, ihr schönes langes Haar abzukürzen (denn zum Scheeren, wie es die unfreien Leute damals trugen, konnte sie sich nicht entschließen), da hob ein tiefer Seufzer ihre gepreßte Brust und der Anblick der blonden abgeschnittenen Locken war ihrer weiblichen Eitelkeit schmerzlich. Der Gedanke aber, für ihren Fürsten und Herrn, welcher so oft Krankheit und bitteres Leiden mit kräftigem Willen überwunden hatte, wenn es des Reiches Frommen und das Wohl seiner Unterthanen betraf, gaben ihrer Seele neuen Muth, sie packte ihre Kleider in ein Bündelchen und befahl dem Töchterlein der Frau, dieselben am Abend in die Burg zu tragen und einem aufwartenden Diener mit beiliegendem Brieflein an die Frau Kurfürstin zu überbringen. In dem Brieflein aber hatte sie dieselbe gebeten, ihr ob ihrem Entrinnen nicht zu zürnen und fest zu vertrauen. In dreien Tagen gedenke sie zurück zu sein.

Natürlich brachte der Bote Angst und Schrecken in das Schloß, der Kurfürst tobte über die Gefahr, in welche sich das tolle Kind gestürzt, seine Gemahlin erging sich in Muthmaßungen, was Anna zu diesem Schritte bewogen haben könne. Ein fromm Gelübde, eine kleine Pilgrimschaft war Beider Gedanken, aber wohin, und wie ihr Schutz und Geleit zukommen lassen? Das waren die Sorgen, welche beide Fürsten bestürmten und den Pfalzgrafen beinahe so hart plagten wie sein eigen Gebreste und seine Schmerzen, die heute besonders heftig waren.

Ja, ein frommer Pilgergang war wohl der Zweck unserer Heldin, denn Dankbarkeit und glühende Begeisterung für ihren fürstlichen Gebieter waren die stummen Gelübde, welche sie dazu trieben.

Um nicht ganz unbewaffnet und wenigstens zur Nothwehr gerüstet zu sein, hatte Anna einen kleinen maurischen Dolch, ein Erbstück ihres Vaters, zu sich gesteckt, denn eine hölzerne Armbrust schien ihr zu schwer zu führen, da es immer viele Kraft erforderte, dieselbe zu spannen, die eisernen aber, welche schon gespannt und leichter zu führen waren, wurden zu damaliger Zeit noch als eine ziemliche Seltenheit betrachtet.

Anna v. Hirschberg schritt also ruhig auf der Straße nach Speyer fort, die kurze Nacht brachte sie in einem Bauernhofe zu, und am andern Tage setzte sie ihre Wanderung gekräftigt fort, die größeren Heerhaufen, welchen sie begegnete, wußte sie geschickt zu umgehen oder sich im Graben und Wald zu verbergen, bis sie vorüber waren, kurz sie erblickte am Abende, zwar mit wunden Füßen, aber gekräftigtem Sinne und Muthe, die Thürme von Speyer und sank mit dankerfülltem Herzen auf die Kniee, dem lieben Gotte, welcher sie auf dem gefahrvollen Wege so sichtlich beschützt, Lob und Preis zu weihen. Obgleich von dem

anstrengenden Gange todtmüde, von Hunger und Hitze gepeinigt, schritt sie doch augenblicklich dem verfallenen Kloster zu, welches, vor der Stadt gelegen, mit seinen abgebrannten zerstörten Mauern ein Wahrzeichen für die Ruhe des Landes und den Schutz, welchen man hier finden konnte, bot. Anna schritt achtlos und eilfertig über die Gräber, denn die Erwartung hatte trotz der großen Ermüdung ihre Sohlen beflügelt. Wie war ihr aber freudig zu Muthe, als ihr hastiger Schritt an dem bezeichneten Platze inne hielt, und sie in dem dort in reicher Fülle wuchernden Kraut das Verlangte erkannte. Mit Hilfe ihres Dolches grub sie rasch die Wurzeln aus, steckte deren so viele zu sich, als ihre Taschen zu fassen vermochten, und schritt nun mit freudig gehobenem Herzen der Stadt Speyer zu.

Am Eingange derselben war sie nur einen Augenblick im Zweifel, ob sie die Herberge aufsuchen solle, ihr tiefergriffenes, gläubiges Gemüth zog sie zur Kirche, dem Herrscher der Welt für ihre beinahe wunderbar gefahrlose Reise und die Erreichung ihres Zweckes zu danken. Im Dom angelangt, suchte sie das Marienbild auf und betete vor demselben lange und inbrünstig, daß Gott ihr Werk segnen und dem theuren Herrn neue Gesundheit verleihen möge. Es wurde Abend, einzelne Beter gingen ab und zu in dem weiten Gotteshaus; dort an jenem Beichtstuhle hörte ein Geistlicher die Beichte eines Lanzenknechts, an einem Seitenaltar lag ein anderer Geistlicher im tiefen Gebete auf den Knieen, der leise Geruch von Weihrauch und grünen Maien, welche noch von einem Feste herrührend den Dom verzierten, lud die Seele zu träumerischem Ausruhen ein.

Anna setzte sich nach beendigtem Gebete in einen Stuhl, ließ ihr früheres Leben, ihre Begegnung mit Martin, welchen sie bei der kranken Mutter wußte, an ihrem Geiste vorüberziehen und flehte inbrünstig die Gnadenmutter an, dem Freunde die Herzensruhe wiederzugeben und ihr selbst in strenger Pflichterfüllung und Werkthätigkeit die Heiterkeit wiederzuschenken, welche sie früher besessen hatte. Allmälig verschwammen ihre Gedanken, die Augen fielen ihr zu, und das ermüdete Mädchen schlief sanft und ruhig ein. Verworrene Träume durchkreuzten ihren Schlaf, und während sie in einem Augenblick ihren fürstlichen Herrn sah, wie er vollkommen hergestellt auf hohem Rosse saß und mit einem ansehnlichen Heereszug gen Palästina ziehen wollte, sah sie im nächsten das Bild schon verwischt, sich selbst mit Martin Hand in Hand vor dem Muttergottesbilde knieen; statt der Mutter der Gnaden stand aber ihre Herrin, die Kurfürstin, da und breitete die Arme segnend über sie aus. Martin zog sie an sein Herz und sagte: „Ich danke dir, du hast uns gerettet!“ Ein freudiger Ruf entrang sich ihrer Brust und sie erwachte. Vor dem Stuhle aber, wo sie in tiefem Schlafe versunken gelehnt hatte, stand sprachlos und das Unglaubliche nicht fassen könnend, Martin und starrte die holde Erscheinung erschüttert an; er fürchtete, wenn er den Blick wegwende, möge das liebliche Gebilde in Luft zerfließen.

Anna war nur einen Augenblick zweifelhaft, was sie thun solle, im nächsten hatte ihr feiner Tact und ihre Entschlossenheit sie schon geleitet, sie reichte ihm die Hand und sagte: Ja, staunet nur, ich bin's, Anna, die unglückliche Braut Eures geliebten Bruders, welche hier in in dieser Kleidung und solch einer Stunde vor Euch steht. Verweilet noch ein paar Augenblicke, und Ihr sollt Alles erfahren. Darauf kündete sie ihm mit geflügelten Worten den Zweck und glücklichen Ausgang ihres heroischen Unternehmens an, und zeigte ihm ihr Befremden, ihn hier zu finden, da Mentzingen, welcher vor fünf Tagen das Hoflager besucht hatte, Frau Engeltraut unwohl und ihn auf der Ravensburg erwähnte.

(Fortsetzung folgt.)

Paris und die Provinz.

Eine Culturstudie, mitgetheilt von Alexander Büchner.

(Fortsetzung.)

Dieses Paris nun beschreibt uns Balzac mit aller Virtuosität seiner Feder als „eine Hölle mit vielen Kreisen, welche vielleicht eines Tages ihren Dante haben wird.“ Die Kreise beginnen mit der großen Welt „jener zweitausend Personen, welche ganz Paris zu sein glauben und jene Pariser Erziehung, welche man die Höflichkeit der Leidenschaft nennen muß, haben,“ und enden in den Regionen,

von welchen gesagt wird: „Ihr stellt Euch nicht vor, wie viel verlorne Abenteuer, wie viel vergessene Dramen, wie viele schreckliche und schöne Dinge in dieser Stadt des Schmerzes vorgehn! Die Einbildungskraft wird nie die Wirklichkeit erreichen, welche sich dort verbirgt, und auf deren Entdeckung Niemand ausgehen kann. Denn dort wird der Mensch daran gewöhnt, Alles zu berechnen, und der Jüngling wird ein Greis unter der furchtbaren Erziehung jener großen Welt, in der, an einem Abend, in Gedanken und Worten mehr Verbrechen begangen werden, als die Assisenhöfe deren bestrafen, wo Witze die größten Ideen ermorden, und man nur so weit für stark gilt, als man richtig sieht, das heißt an Nichts mehr glaubt, weder an die Menschen, noch an die Gefühle, noch selbst an die Begebenheiten.“ Dieses Paris ist „eine große Courtisane, welche Euch nimmt und läßt, Euch zulächelt und Euch den Rücken kehrt, Alles mit derselben Leichtigkeit, und die größten Willenskräfte in trügerischen Erwartungen aufreibt. Man verachtet dort einen Menschen, aber nicht das Geld dieses Menschen. Dort quillt der Reichthum reichlicher als in allen Minen aus dem Boden, und selbst ein Mann von nur mittelmäßigem Geist entdeckt ein Vermögen, indem er seine Pantoffeln anzieht, sich nach dem Essen die Zähne stochert, aufsteht oder sich zu Bett legt, weil eine gute, recht dumme Idee sogleich begriffen wird und Schätze einträgt.“ Dort kann aber auch das Talent und namentlich das Genie besser als irgend sonst wo verunglücken, denn es gibt „Leute, die, wenn sie Euch den Fuß in den Steigbügel setzen sehen, am Rockschoß ziehen, oder die Gurtschnalle öffnen, oder die Hufeisen ablösen, oder die Reitgerte stehlen, so daß der Ehrlichste noch Derjenige ist, welcher offen mit der Pistole auf Euch dreingeht und losschießt.“ Dort ist der Unglückliche recht mit Muße unglücklich, der Verlassene unrettbar verlassen, man wird dort „geboren, lebt und stirbt, ohne daß Jemand Acht darauf gibt.“ Dort wohnt das dreifache Elend der jungen Leute, welche noch Nichts, der Greise, welche Nichts mehr haben, und dann das eigentliche Elend in Lumpen, welches Nichts hatte, Nichts hat, Nichts haben kann und wird, dicht neben allen Orten von Vergnügungen, welche Paris nur Demjenigen umsonst anbietet, der reich genug wäre, sie zu kaufen. Dort verändern hundertfünfzigtausend Franken die Regeln der Optik, und viele große Niederträchtigkeiten werden um kleiner Interessen willen begangen.

Dort findet der Reiche für sich den Witz schon gemacht, die Wissenschaft schon vorgekaut, die Meinung schon gebildet, so daß er selbst weder Witz, noch Wissenschaft, noch Meinungen zu haben braucht, und nur er wohnt nicht in einer beständigen, unwillkürlichen Gemeinschaft mit seinem Nachbar und seinem Gegenüber, denn für den weniger Bemittelten ist Paris eine Stadt, welche sich zu jeder Stunde gewissermaßen ganz nackt zeigt, wo man nur mit hunderttausend Franken Rente Schamgefühl besitzen kann, und die Tugend also mehr kostet als das Laster. Und wie im Jahr 1814 Blücher auf den Höhen vor der Hauptstadt ankommt und Sacken zu ihm sagt: »Das werden wir also verbrennen!« so deutet der Feldherr auf das große Geschwür, welches dampfend und rauchend zu seinen Füßen im Seinethal liegt, und versetzt: »Bewahre! Frankreich kann nur hieran sterben!«

Häßlich und abschreckend, wie dieses letztere Bild, ist die Bevölkerung der Stadt. »Inmitten des beständigen Interessenkampfes und in diesem weiten Atelier der Genüsse haben die Menschen das Aussehen wiederausgegrabener Leichen. Hohl, gelb und wie gegerbt können diese verzerrten Züge keine Gesichter mehr bilden, sondern nur noch Masken, die Masken der Schwäche und der Stärke, des Elends und der Lust, der Heuchelei und der Begierde. Nur zwei Altersklassen scheinen dort vertreten: eine bleiche, farblose Jugend und eine geschmückte Hinfälligkeit, welche jung erscheinen möchte. Die übertriebene Arbeit des Proletariers, die Gemeinheit der Interessen des Bourgeois, die geistige Qual des Künstlers, und die Genußexcesse des Großen erklären diese normale Häßlichkeit der Pariser Physiognomie. Man sieht dort nur ermüdete oder harte Gesichter, welche weder Ruhe noch Gleichmuth kennen, bezeichnet mit eckigen Linien und Falten, welche betrogenen oder abgestorbenen Ehrgeiz, unbefriedigte Eitelkeit, inneres Elend, einen Haß, den das ewige Wogen der Bewegung umher in Indolenz einschläfert, eine Begehrlichkeit, welche nach Reizmitteln sucht, eine

Unbefriedigung ohne Talent, ein Streben ohne Kraft, einen giftigen, aus Enttäuschungen erwachsenden Spott gegen Alles, was groß wird, und gegen jede nothwendige Macht und Form, verkünden. Eine schöne Stirn ist selten.«

Diesem Aeußeren entspricht das Innere: »Indem er sich für Alles interessirt, kommt der Pariser dahin, sich für Nichts mehr zu interessiren. Auf seinem durch die Reibung abgenützten Gesicht kommt keine Empfindung mehr auf und es wird grau wie der Kalkanstrich der Häuser, auf welchem sich Staub und Dunst aller Art abgelagert haben. Gestern noch gleichgiltig für Das, was ihn berauschen wird, lebt er in jedem Lebensalter wie ein Kind. Er murrt über Alles, tröstet sich über Alles, spottet über Alles, vergißt, will, versucht Alles, ergreift mit Leidenschaft und verläßt mit Gleichgültigkeit Alles, seine Fürsten, seine Eroberungen, seinen Ruhm, seinen Götzen, sei dieser aus Erz oder aus Glas, eben so wie er seine Hüte, seine Strümpfe und sein Vermögen hinwirft. In diesem Alles verbrauchenden Leben ist die Liebe nur ein Wunsch, der Haß nur eine Laune, es gibt keinen wahren Verwandten als die Tausendfrankennote, keinen anderen Freund als das Pfandhaus. Es paßt Alles dahin, der Dumme wie der Kluge, der Schurke wie der Redliche, das Schädliche wie das Nützliche, und Alles wird ertragen, Regierung und Guillotine, Religion und Cholera. Wer nun herrscht in diesem Lande ohne Sitten, Glauben und Gefühle? Das Gold und das Vergnügen!«

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Wenn du um Etwas streitest, streite so,
Daß du das nicht versehrst, worum ihr streitet;
Doch was ist so viel werth je, als das Eine,
Das stets bei Streit versehrt wird — deine Seele!

Was machst du an der Welt, sie ist schon gemacht,
Der Herr der Schöpfung hat Alles bedacht.
Dein Loos ist gefallen, verfolge die Weise,
Der Weg ist begonnen, vollende die Reise:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie schleudern dich ewig aus gleichem Gewicht.

Landwirthschaftliches.

In Paris blüht dermalen, wie die Oesterreichische Zeitung berichtet, ein eigenthümlicher Handelszweig, nämlich ein lebhaftes Geschäft mit — Kröten. Seit einigen Jahren sind nämlich Kröten die fast unentbehrlichen Hilfstruppen der Pariser Gemüsehändler geworden. Viele derselben bevölkern damit ihre Gärten, um ihre so sorgfältig gewarteten Gemüsepflanzungen von einer Menge Insekten zu befreien. Die Kröte führt einen Vertilgungskrieg gegen die verschiedenen Schnecken, welche in einer einzigen Nacht dem Lattich, den gelben Rüben, dem Spargel ꝛc. ihren ganzen Handelswerth nehmen können. Die Zuflucht zu diesem sonderbaren Mittel haben die französischen Gemüsehändler den englischen Gärtnern abgesehen. Außer den Kröten, die man das Dutzend mit 6 Schilling (3 fl. 36 kr.) kauft, bedient man sich daneben, um das Ungeziefer zu zerstören, auch der Hühner, welche man mit einer Art Strümpfe versieht, die sie am Scharren hindern und sie nöthigen, nur mit dem Schnabel zu picken. Der Kurs der Kröten steht in Paris weniger hoch, als in London; man kauft das Dutzend noch um 5 Franken und spedirt zu diesem Preise viele nach England.

Verschiedenes.

Minsum, ein Chinese, verlor seine Mutter in seiner ersten Jugend. Er bekam eine Stiefmutter, die ihn eben so mißhandelte, als sie ihre beiden Kinder verzärtelte. Er ertrug es geduldig. Einst hatte sie ihn so gemißhandelt, daß er ohnmächtig zu seines Vaters Füßen sank. Der Vater erfuhr die Ursache und wollte seine Frau verstoßen; Minsum aber bat, es nicht zu thun. „Mein Vater,“ sagte er, „unser sind drei: jetzt leide ich nur allein, verstößest Du aber unsre Mutter, so werden wir alle Drei leiden.“

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 103:
Freiherr.

Berichtigung: In dem Gedichte „Zürich“ Nr. 102 d. Unterhaltungsbl. lese man Z. 7 d. 2 Spalte: das Werk zu baun.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 105. Donnerstag, den 1. September 1859.

Des Pfalzgrafen Brief,

oder:

Wie ein Goeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

Da war ich auch, sagte Martin endlich, welcher, kühner geworden, die schlanken Finger des mädchenhaften Jünglings nicht aus den seinen ließ; doch meine Mutter ist, die Heiligen seien gepriesen, schnell wieder genesen; mich aber trieb ein unbewußtes Gefühl fort, nach Speyer, als sollte mir dort Etwas offenbart werden.

Was nun auch geschehen ist, unterbrach ihn die Jungfrau scherzend, doch jetzt bitte ich Euch, mich in das Wirthshaus zur Krone zu geleiten, es ist unser Aller Absteigequartier, die Wirthin ist aus Leutershausen und mir wohlbekannt, eine ehrbare, verständige Frau, welche meine Verkleidung begreifen und mir ein anständiges Unterkommen sichern wird. Wäre ich nicht zu müde, würde ich noch diese Nacht aufbrechen, so treibt mich die Sehnsucht, meinem gnädigsten Herrn den schweren Kummer, welchen ihm seine Krankheit verursacht, wenn nicht hinwegzunehmen, doch zu erleichtern, so aber würden meine armen Füße trotz des festen Willens mich nicht weit tragen, und ich will ein paar Stunden dem Schlafe schenken, der mich jetzt sogar im Gotteshause und im Gebet begriffen überfiel. Morgen mit dem Frühesten lenke ich meine Schritte gen Heidelberg.

Doch nicht allein und schutzlos, will ich hoffen, entgegnete Martin, als Anna ihm auf dem Wege zur Herberge Vorstehendes gesagt hatte; so wahr mir Gott helfe, edle Jungfrau, so wahr lasse ich Euch nicht zum zweiten Male mit meinem Wissen und Willen in solcher Gefahr! Er sagte dies in so festem entscheidendem Tone, daß des tapfern Hirschbergs energisches Kind ihn einigermaßen betroffen anblickte. Des sonst so sanften Martins ruhige Entschiedenheit gab ihr ein Gefühl der Sicherheit, welches jede, auch die charaktervollste Frau empfindet, wenn sie sich in der Obhut eines wahren Mannes weiß. Sie sah ihn fragend an. Nicht daß ich selbst Euer Geleitsmann sein dürfte, fuhr er hastiger fort, indem ein glühendes Roth seine Wangen färbte, die Seligkeit, welche mich jetzt eben beim Wiedersehen selbst am geweihten Orte beschlich, zeigte mir, wie sehr ich Euch noch liebe und wie wenig ich in Eurer Näre weilen darf; ja, wer stünde dafür, fuhr er schwärmerisch in die Ferne blickend fort, ob ich nicht beim raschen Ritt in freier Luft an Eurer Seite meiner Gelübde vergessen, Euer Roß am Zügel nehmen und mit Euch flüchten würde, wo Niemand den unglücklichen Martin Goeler kennt. Er hatte bei diesen Worten heftig ihre Hand ergriffen, als ob er schon jetzt bereit sei, sie für sich zu erobern, zu halten und zu bewahren.

In Anna's Brust verdrängte der Jubel, sich geliebt zu wissen, die Sorge um des geistlichen Herrn leidenschaftliche Rede nur einen Augenblick, sie faßte sich gewaltsam und ihm ihre Hand mit raschem Rucke entziehend, sagte sie ernst: Nicht also sollt Ihr zu mir sprechen, ein Gottgeweihter, zu der Braut eines Todten, welcher Euer Bruder war, Ihr habt edler und größer gehandelt, als ihr Euch eben gebt, deß werde ich nie vergessen! Dort winkt das Schild meiner Herberge und Frau Maria steht unter der Thüre, erlaubt, daß ich hier von Euch Abschied nehme und Euch bitte,

meiner als einer großen Sünderin in Euren frommen Gebeten zu gedenken. Noch ein Mal reichte sie ihm die Hand, dann rasch sich losmachend eilte sie schnellfüßig der nahen Krone zu. Martin sah sie noch zu der dicken Wirthin treten, bemerkte die Geberde des Erstaunens, womit dieselbe den jungen Menschen begrüßte, ihn nach einigen Worten schnell am Arme faßte und in das Haus schob. So die Geliebte fürs Erste wohlgeborgen wissend, kam ihm auch die Besinnung wieder und der Entschluß, was zu thun sei.

Anna hatte sich am reichlichen Imbiß gelabt, welchen ihr die erstaunte und frohe Wirthin gereicht hatte, und war eben im Begriff, in ihrem Kämmerlein die wohlverdiente Ruhe zu suchen, als ein Diener aus dem Gefolge des Grafen von Sponheim erschien mit der Meldung, der Graf gedenke am morgigen Tage mit dem Frühesten gen Heidelberg aufbrechen, begleitet von vielen Reisigen und großem Gefolge, und da er vernommen, ein Bote des Pfalzgrafen sei in der Stadt, so solle derselbe unter seinem Schutze die Reise antreten. Anna war im Stillen über Martins Fürsorge dankbar und beeilte sich am andern Morgen, von den Segenswünschen der guten Wirthin begleitet, welche ihr holdseliges Fräulein kaum lassen mochte, in die Herberge des Grafen zu kommen. An der Thüre fand sie Martin ihrer harrend, welcher sie stumm und ehrerbietig zu der Herberge des Grafen geleitete, ihr dort ein Rößlein aussuchte, und sich nicht eher zufrieden gab, bis er sie unter dem sichern Schutz und in der Nähe von des Grafen Stallmeister, einem alten vertrauten Manne, wußte. Dem Grafen Sponheim Johann V. selbst hatte er ihren Stand und Geschlecht nicht verrathen, denn obwohl ein zuverlässiger Mann und ein fester Ritter, war seine Neigung zur mystischen Welt so groß, daß sie ihn für das gewöhnliche Leben zerstreut machte und den weltlichen Dingen ganz entfremdete; er glaubte zuversichtlich das verschlossene Buch der Natur für sich allein geöffnet und lebte der festen Gewißheit, Hundegebell und Vögelgezwitscher als eine eigene Sprache zu verstehen.

Anna aber ritt, nachdem sie von Martin flüchtigen, aber durch Blicke beredten Abschied genommen, an der Seite des Stallmeisters ihre Straße entlang; so ruhig aber, wie ihre Herreise war, wurde die Heimkehr nicht. Zwei Mal wurden sie von Bewaffneten angehalten, ein Mal kam es zum ernstlichen Kampfe, wo sogar einer der Ihren von einem feindlichen Pfeile in den Hals getroffen todt zu Boden sank; doch erreichten sie Heidelberg am Mittag des andern Tages. Auf der Burg angekommen, entschlüpfte Anna, durch den Stallmeister, welcher um die Verkleidung wußte, begünstigt, dem Zuge, und eilte durch einen geheimen Gang im Seitenbau, welchen sie wohl kannte, in ihr stilles Closett. Dort nahm sie sich kaum Zeit die Kleider abzuwerfen und die ihrigen anzuziehen, und ließ dann die Kurfürstin um ein geheimes Gehör bitten.

Mathilde von Savoyen war hocherfreut, sie ließ Anna in die Kapelle als den ungestörtesten Ort bescheiden und vernahm dort mit frohem Erstaunen und beifälliger Rührung den Bericht der getreuen Jungfrau, sowie die Bitte, so lange Johann von Sponheim anwesend sei, was nur bis zum nächsten Tage dauere, sie nicht zu verrathen. Die hohe Frau versprach Alles, schalt und lobte in einem Athem und verhieß endlich, indem sie Anna umarmte, ihr diese Liebe und Treue ewig zu gedenken.

Die kostbaren Wurzeln wurden vorgezeigt, geprüft, dann machte sich Anna rasch an die Bereitung des Heiltranks, die Kurfürstin eilte zu ihrem Gemahl zurück und vermochte ihm die frohe Nachricht von Anna's Rückkehr nicht vorzuenthalten. Es war, wie ich sagte, ein frommes Gelübde, äußerte die Kurfürstin am Schlusse ihrer eiligen Mittheilung und ihre Stimme wankte in frommer Rührung, als sie dachte, welch frommer treuer Sinn die muthige Jungfrau geleitet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Paris und die Provinz.

Eine Culturstudie, mitgetheilt von Alexander Büchner.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir in unserem Dichter die einzelnen Gesellschaftsklassen und vor Allem die sogenannte große und schöne Welt. Welche Hohlheit bei den wirklich reichen und vornehmen Männern, welche Verkehrtheit bei den Begabten und Abenteurern! „Weil in Paris alle Leute

von Welt, ja selbst jeder Pariser an sich, einigen Witz haben, so muß man, was mit der Schönheit der Frauen eben so ist, um geistreich zu heißen, alle Arten von Geist in verzweifelnden Dosen, man muß Geist wie die Brunnen Wasser haben.“ Dem gegenüber müssen jene reichen und eleganten, aber leeren Leute ihre Geistlosigkeit unter einem ganzen System hergebrachter Phrasen und Manieren verbergen. Sie dressiren sich, wie Pferde in der Reitschule, auf den Ton und die Haltung, welche gerade in der Mode ist, und in dieser Mode dominirt, wie in der Literatur, seit der Restauration das englische Wesen. Diese Anglomanie bestimmt den leichtfertigen Franzosen, seinen ernsten Nachbar, und zwar natürlich sehr schlecht, in dessen nationalsten Gebräuchen, in dem Leben der Klubbs, im Whistspielen, im Wetten und Wettrennen nachzuäffen, und die Männer comme il faut „verstehn sich besser auf Pferde als auf Frauen, sie sind alle vollkommene Roßtäuscher.“ Neben diesen geistigen Nullen erscheinen Andere, die zwar hinreichenden Witz besitzen, denselben aber daraufgehn lassen müssen, um sich in dieser Gesellschaft den Namen, den Reichthum, die Stellung zu machen, die sie noch nicht besitzen. Welches Elend, welche unendliche, unbarmherzige Noth wüthet Jahre lang gegen diese unglücklichen, von Haus aus armen, aber gescheidten, schönen, oft adeligen jungen Leute, welche sich mit dem falschen Scheine eines äußeren Glanzes umgeben, um in der großen Welt statt im Leben, durch Intriken statt durch Thaten, durch Frauen statt als Männer zu Ehren und Reichthum zu kommen! Dringen sie endlich durch — wer fragt darnach? Wer weiß, in welchen elenden Bodenkammern diese Jünglinge, für die „Paris nur eine ungeheure, hoffnungsreiche Roulette ist“, die Nacht zubringen werden, nachdem sie einen Abend lang in vornehmem Kreis die glänzendsten Damen umschwärmt haben? Wer weiß, welche Gläubiger, „welche Schauer des Sirocco der Schulden“ morgen Den bedrängen, der heute sein ganzes Vermögen in Gestalt von einigen Goldstücken auf eine Karte gesetzt hat? Das ganze Hoffnungsgebäude des Abenteurers kann zusammenbrechen, wenn ihn am Morgen nach dem Ball, auf welchem er sie fesselte, die in ihrer Karosse vorüberrauschende große Dame in der Trödelbude erblickt, in welcher er seinen Frack verhandelt, um zu Mittag essen zu können! Diese Glücksritter „haben nie Geld für die Nothwendigkeiten des Lebens, während sie stets welches für ihre Launen finden. Verschwenderisch mit Allem, was man auf Kredit bekommt, sind sie geizig mit Dem, was sogleich bezahlt werden muß. Sie verschwenden Alles, was ihnen zu Gebot steht, zur Revanche für Das, was sie nicht erlangen können. Sein enormer Gewinn veranlaßt den Schneider zu borgen, während der Hutmacher bei dem geringen Preis seiner Waare wenig umgänglich ist, so daß der Student seinen Hut viel mehr schont als seinen Rock. Der Strumpfwirker borgt ebenfalls nicht, und so ist es zweifelhaft, ob der junge Mann, der auf seinem Balkonsperrsitz im Theater der Lorgnette hübscher Frauen das erstaunlichste Gilet zeigt, Socken an den Füßen hat oder nicht.“

Freilich sind es vor allen Dingen die Ansprüche der Frauen, welche, weil die Modedame für ihren Liebhaber eine noch tadellosere Toilette, als für sich selbst will, solche heillose Kontraste erzeugen. „Wir sehen die Pariserinnen gewissen Dummköpfen eine besondere Aufmerksamkeit widmen und sie den bemerkenswerthesten Männern vorziehen, weil sie jene frivolen Vorzüge an sich haben, welche man sich, einschließlich eines Hemdes von holländischem Linnen, für fünfzehn Louisd'ors verschaffen kann. Denn die Liebe ist in Paris anders als anderswo, sie ist dort wesentlich ruhmredig, frech, verschwenderisch, prunkliebend, auf den Schein gerichtet. Sie fragt weniger nach dem Herzen und nach den Sinnen, als nach den tausend Eitelkeiten, aus welchen sich das sie umgebende Leben zusammensetzt, und eine Dame nach der Mode ist weder Frau, noch Gattin, noch Mutter, noch Liebende mehr, sondern nur noch ein geschlechtliches Gehirn. Die Damen dieses Schlags lieben nur den Mann, den eine andere liebt, weil die Eitelkeit mit ihrem Alles vertrocknenden Hauch die mächtigste unter allen ihren unbändigen Leidenschaften ist, und wenn Ihr jemals die Herzen der Frauen von Paris erforscht, so werdet ihr darin den Wucherer vor dem Liebhaber finden. In diesen Kreisen gebietet der gute Ton jeder Frau, welche sich respektirt, Paris im Sommer zu verlassen, und die Sprache Moliere's ist zu frei für Damen, welche das Gaze als Kleidung nicht leicht genug finden. Diesen Frauen sind die Lügen

so nöthig wie die Watte, in welche sie ihre Perlen legen; sie wissen den schärfsten Raisonnements die Formen der Empfindung zu geben, sie haben, bei allen ihren Leichtfertigkeiten, nach Außen einen unverwüstlichen Instinkt der Vornehmheit und das Genie der Impertinenz." So fehlt ihrer Liebe Alles, namentlich aber der gute Glaube an sich selbst. „Nur die Pariserinnen sind stark genug, um dem Mond stets neuen Reiz geben, die Sterne stets wieder romantisiren zu können, und sich stets in demselben Kohlensack zu wälzen, um immer weißer daraus hervorzugehn. Die Frauen jenseits des Rheins und des Kanals glauben an den Gefühlsschnack, welchen sie vortragen, aber die Pariserinnen machen nur ihre Liebhaber daran glauben, um sie mehr zu beglücken, indem sie ihren geistigen wie weltlichen Eitelkeiten schmeicheln."

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Fandst Du in diesem Leben
Den Freund, der treu und wahr,
Der treulich Dein Begleiter
In Noth und in Gefahr,

Der mit Dir Freudenthränen,
Wie Schmerzensthränen weint;
Kurzum, den Freund, der's ehrlich,
Aufrichtig mit Dir meint —

Dann halte ihn am Busen,
Am Herzen halt' ihn warm!
Die Welt ist ja an Freunden,
An treuen Freunden arm. —

Verschiedenes.

(Ein Bett.) In der alten Residenz in München befindet sich das vom Kaiser Karl VII. stammende Kaiserzimmer, und in diesem Kaiserzimmer steht ein Bett, das seines Gleichen sucht, aber schwerlich findet, denn nur allein seine Stickereien sollen zwei Centner 10 Pfund Gold enthalten, wie wir in Pierer's Konversations-Lexikon lesen. Napoleon sollte in diesem Bett einst schlafen, er ließ es aber unberührt und brachte die Nacht auf seinem gewöhnlichen Feldbett zu.

In der vorigen Woche fand etwa anderthalb englische Meilen von der englischen Küste ein Kampf zwischen zwei Wallfischen statt, dessen Verlauf von vielen Fischern drei Stunden lang beobachtet wurde. Die Ungeheuer stießen mit den Köpfen gegen einander, schlugen sich mit den Schwänzen, entfernten sich ermüdet, kamen dann aber mit der Schnelligkeit einer Lokomotive zurück, und stießen mit den Köpfen so heftig gegen einander, daß sie einige Zeit betäubt schienen. Dann fing der Kampf von Neuem an: 20—30 Fuß hoch bäumten sie sich gegen einander aus dem Meere, das rings mit Blut gefärbt war. Nach dreistündigem Kampfe blieb eines der Ungethüme bewegungslos. Der Sieger entfernte sich. Am andern Morgen fand man den todten Wallfisch bei Nydson, 12 Meilen von Wick, ans Ufer geworfen.

Der englische Richter Kelly besaß eine, bei seines Gleichen seltene Eigenschaft, er hielt sich keineswegs für unfehlbar und gestand seinen Irrthum sogleich ein. Ein Advokat wollte einst vor den Schranken einem Angeklagten dadurch das Wort reden, daß er zwei ähnliche Fälle anführte, wo Kelly zu Gunsten Derer geurtheilt, die sich mit seinen Klienten in dem nämlichen Verhältnisse befunden hatten. „Wie?" sagte der Richter, „ich soll, weil ich zwei Mal ein ungerechtes Urtheil fällte, es auch zum dritten Male thun?"

Charade.

Die ersten Zwei werden nicht gerne gehört;
Denn Der, der sie ausspricht, zurück begehrt.
Die dritte, aus Frankreich, (die Ersten dazu)
Verdränget allmählich das herzliche Du.
Das Ganze geben auf heimlichen Plätzchen
Bei traulichem Kosen sich Schatz und Schätzchen
Auch bracht' es die mannhaften Worte an's Licht: —
„Die Garde stirbt, doch ergibt sich nicht."
Neustadt A.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 106. Samstag, den 3. September **1859.**

Des Pfalzgrafen Brief,

oder:

Wie ein Goeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

Ludwig war zwar zufrieden, daß sein Liebling wieder da, sonst aber gar tief gebeugt von Krankheit und Schmerz, dabei sah er ein, wie nothwendig seine persönliche Thätigkeit sei, und mußte doch hier wie ein gefesselter Löwe auf dem Siechbette ausharren. Hab' ich doch Alles, was in meinen Kräften stund, für Reich und Kirche gethan, seufzte er schmerzlich, o heiliger Gott, laß für das Wohl der heiligen Kirche, welcher ich stets ein frommer Sohn war, ein Wunder an mir geschehen, laß mich, und wenn auch nur auf einige Tage, genesen.

Des andern Tages nach einer bei heftigem Leiden durchwachten Nacht trat die Kurfürstin mit Anna, welche einen gefüllten Becher trug, an sein Lager.

Trinkt, hoher Herr, sagte Letztere sanft, der Himmel wird das Gebet eines treuen Herzens nicht unbelohnt lassen, Ihr werdet Heilung finden.

Erstaunt nahm Ludwig den Becher aus ihrer Hand und leerte ihn mechanisch, während die Kurfürstin ihm den Entschluß und die rasche That des Mädchens mittheilte. Um des Kurfürsten festen Mund zuckte es krampfhaft von unterdrückter Rührung und als der Bericht zu Ende, küßte er schmeichelnd und dankbar des Mädchens zarte Hand.

Nicht also, mein Herr und Gebieter, rief sie erschrocken; er aber entgegnete: Gott wird dir deine Treue lohnen, auf Erden will ich es, so viel in meinen Kräften steht, thun, und fortan soll kein Wunsch, den ich erfüllen kann, dir versagt, keine deiner Bitten ungehört bleiben.

Nach einiger Zeit überfiel ihn ein fester Schlummer, in welchem er einen Tag und eine Nacht verblieb, und als in letzterer ein heftiger Schweiß eintrat, erwachte er am Morgen des andern Tages zwar noch etwas ermattet und kraftlos, aber schmerzensfrei. Noch zwei Mal nahm er den Trank aus Anna's Hand, sein Schlaf war ruhig, jedoch nicht mehr so lang, am vierten Tage nach ihrer Ankunft war der hohe Herr für einige Zeit wenigstens genesen. Mit glühendem Eifer betrieb er nun seine Abreise, die Zeit drängte, und ihm selbst ließ es keine Ruhe mehr, er mußte gen Trier, mußte versuchen, seinen alten Freund und Diener, den Bischof Rhabanus, in seine Rechte einzusetzen. In der Ferne aber schwebte seinem jetzt wieder von dem Alp der Krankheit befreiten Geiste die Aussicht vor, noch seinen alten Lieblingswunsch zu erfüllen und das gelobte Land nochmals vor seinem Ende besuchen zu dürfen. Alle seine Sorgen, Hoffnungen und Befürchtungen ließen ihn jedoch nicht seine muthige Freundin vergessen, und mehr als ein Mal bat er sie, doch endlich einen Herzenswunsch auszusprechen, eine Bitte ihm namhaft zu machen, durch deren Erfüllung er ihr beweisen könne, welchen Dienst sie ihm geleistet. Anna war zwar ernst und nachdenkend, aber sie äußerte keinerlei Wünsche, nur ein Mal, als der Kurfürst den Abend vor seiner Abreise aufs Neue in sie drang, sagte sie ernst zu ihm: Heute nicht, hoher Herr, denn was ich zu bitten hätte, wäre so Wichtiges und Heiliges, daß ich es mir recht überlegen muß, nicht ob ich es will, sondern wie es anzufangen sei.

Um Christi Wunden, meine Tochter, rief der Kurfürst erschrecken aus, ich will nicht hoffen, daß du in ein Kloster gehen und dich von uns und der Welt gänzlich lossagen willst?

Um Anna's Lippen zuckte ein so muthwilliges Lächeln, daß Ludwig seinen Irrthum auf der Stelle einsah.

Ins Kloster gehe ich nur, wenn dieser mein Herzenswunsch nicht erfüllt würde, gnädigster Herr, entgegnete sie, doch werde ich ihn erst Euch mittheilen, wenn Ihr von Eurem Zuge heimkehrt, auf welchem Euch Gott und seine Heiligen geleiten mögen.

So soll es bleiben, Jungfrau, versicherte der Fürst; gelingt es mir, dem Rhabanus zu seinem Erzbisthume zu verhelfen, so bin ich bald wieder hier, und so du nicht verlangst, daß ich meinem kurfürstlichen Thron entsagen, meine gnädigste Gemahlin verstoßen oder mich der neuen Lehre zuwenden soll, werde ich dir wohl keines Wunsches Erfüllung versagen können.

Des andern Morgens zog der Kurfürst unter ansehnlicher Heeresmacht, er hatte dreitausend Fußgänger und zwölfhundert Reiter, gen Trier. Die Geschichte sagt uns, daß es ihm gelang, Verstärkungen in die belagerte Stadt zu werfen, worauf dem Bischof möglich ward einzudringen; später wurde demselben durch ein Schiedsgericht das Erzbisthum zugesprochen.

Während des Pfalzgrafen Abwesenheit vertraute Anna ihrer hohen Frau, der Kurfürstin, ihren Plan, welchen diese wohl von Herzen billigte, jedoch ohne Hoffnung auf Gelingen, eine Befürchtung, welche sie ihrem Liebling nicht vorenthielt. Wenn es Gott gefällt, allergnädigste Frau, so muß mein eindringlich Wort und Bitte ein gut Gehör bei Eurem fürstlichen Gemahl finden; ist es nicht sein Wille, so habe ich doch nicht müßig, die Hände im Schooße, den Dingen ihren Lauf gelassen, sondern das Meinige gethan, wie es die Pflicht jedes Menschen ist, der für sein Geschick sich auch rühren soll. Doch mir ahnet Gutes: sollte ja doch aus dem Kräutlein im Klostergarten zu St. German die Blume meines Glücks erblühn! so sagte es mir der fromme Pater im Traume.

Die Kurfürstin, welche ein liebevolles und gütiges Herz besaß, hatte nicht den Muth, Anna den ihrigen zu rauben, sie überließ es ihrem Gemahl bei seiner Heimkehr, welche in den nächsten Tagen bevorstund, dem Mädchen seinen, wie sie glaubte, unausführbaren Plan auszureden.

Der Pfalzgraf traf auch wirklich schon am nächsten Tage nach diesem Gespräch, viel eher als sie ihn erwartet hatten, wieder ein. Der hohe Herr war freudig gestimmt durch den guten Erfolg seines Unternehmens und seine fortdauernde gebesserte Gesundheit, welche ihm den Zug nach Palästina immer möglicher und wahrscheinlicher machte; in der heitersten Stimmung begrüßte er seine theure Stadt Heidelberg und ward im Schloßhofe von seiner Gemahlin und ihren Frauen empfangen. Doch war er an diesem Tage von zu vielen Edlen umgeben und zu sehr mit Geschäften überhäuft, als daß Anna es für klug gefunden hätte, ihre Bitte vorzutragen. Allein am Nachmittage des andern Tages, als der Kurfürst in das Closett seiner Gemahlin trat, wo Anna gerade anwesend war, erinnerte er sich des ihr gegebenen Versprechens und forderte sie auf, ihr Gesuch ihm mitzutheilen; und wenn es meine beste Grafschaft wäre, du solltest sie haben, Kind, sagte er ermuthigend.

Anna flüsterte dem kleinen zehnjährigen Kurprinzen, mit welchem sie gespielt hatte, ein paar Worte ins Ohr, dieser ging auf seinen Vater zu, faltete die kleinen Hände und begann:

Mein Herr Vater und gnädigster Fürst, schenke meiner lieben Anna den Mann, den sie begehrt.

Der Pfalzgraf lachte, daß ihm der lange Bart, von welchem er den Beinamen „der Gebartete" trug, erzitterte. Er nahm den Knaben auf die Knie und sagte weiter: Bist du es vielleicht, feiner Junker, den sie sich erwählt, oder wo steckt der Liebhaber, von dem ich bis zum heutigen Tage nichts wußte?

Der Kleine entgegnete, als sei er auf diesen Punkt vorbereitet, ohne Zaudern: Im Dom zu Speyer ist er zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Paris und die Provinz.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir eine andere Menschenclasse, welche in ihrer besondern Art nur in Paris möglich ist, nur dort existiren kann, wie ein

gewisses Moos nur auf Island wächst. „Der Bourgeois, der, namentlich in den älteren Theilen der Stadt, im Laden verkauft, ist eine solche, höchst merkwürdige Pflanze. Die Häuser, welche er, besonders in seinem Hauptquartier, der Rue Saint Denis, einnimmt, tragen noch die alten Namen und zum Theil noch die entsprechenden Bilder und Sculpturen, durch welche sie sich vor Erfindung der Straßennamen und Häusernummern für den sie Suchenden auszeichneten.

Ein Seidenhändler verkauft im Ver chinois, eine Droguist im Singe vert oder in der Truie qui file, ein Leinenverkäufer in den Trois Quenouilles, und ein Tuchkrämer hat seinen Sitz in dem Chat qui pelote unter einem Gemälde, auf dem ein großer aufrecht stehender Kater mit einem Herrn in Hofkleidung Federball spielt. Andere Schildereien ergehn sich in ähnlicher Weise in den wunderlichsten Calembourgs und Rebus. Wunderlicher aber noch als diese Zeichen sind die darunter hausenden Personen, welche dort in einer patriarchialischen Unwissenheit über alles, ihren Gesichtskreis nicht Berührende aufgewachsen sind, oder eine solche mit aus der Provinz gebracht und unbefleckt erhalten haben. Sie sagen nicht armoire, sondern ormoire, denn die Ethymologie dieses Wortes setzt sich ihnen aus or und moire, welche Stoffe die Frauen vorzüglich in ihren Schränken zu verschließen pflegen, zusammen. Talma und die Mars waren für sie zehn Mal Millionäre und lebten nicht wie andere Sterbliche. Talma aß rohes Fleisch, und die Mars ließ manchmal Perlen fricassiren in Nachahmung einer berühmten ägyptischen Schauspielerin. Spricht man ihnen von den Comtes (Grafen) de Champagne, so verstehn sie darunter Rechnungen (comptes) für Champagner. Sie wissen nicht, wo die Producte, mit welchen sie handeln, entstanden sind, sondern nur, aus welcher Hand sie dieselben empfangen. Der Thee z. B. kommt für sie nur auf zwei möglichen Wegen: durch Karavanen oder — über Havre. Die Astronomen leben für sie von Spinnen, und die meisten Schriftsteller und Künstler sind ihnen nicht allein Atheisten, sondern auch des meurt de faim, welche in Folge ihrer Originalitäten im Spital sterben. Freilich verhindert Dies den Tuchhändler nicht, den Maler mit einem günstigen Auge zu betrachten, weil ihm derselbe von der Nothwendigkeit der Draperie spricht und somit die Wichtigkeit seines Geschäftes begreift. Ein besonderer Typus ist hier jener Kurzwarenkrämer, „der in seinem Gesicht den Ausdruck der unbestimmbaren Dummheit, welche die Thiere mit kaltem Blut bezeichnet, und die ungesunde Blässe der Leute, die ihr Leben in Hinterstuben ohne gesunde Luft zubringen, zur Schau trägt. Das Auslegen und Zusammenlegen von Zwirn, die Nadeln und Bänder, die Knöpfe und Besätze, das Aengstigen der Commis, die Wiederholung derselben Dinge gegen den Käufer, das Zahlen und Einnehmen, das Soll und Haben, die Kenntniß der Pariser Handelsgebräuche, die Geschäftsbriefe, die Rechnungen und Inventarien haben all sein bischen Geist und Fähigkeit und sein ganzes Gedächtniß ausschließlich in Anspruch genommen. Außerdem wissen er und seine Schwester Nichts, sie kennen selbst nicht Paris. Paris ist ihnen nur Etwas, was um ihre Straße herumliegt. Ihr enger Caracter übt sich nur in ihrem Laden aus, ihr Glück besteht darin, recht viele Hände, wie ebensoviele Mausfüßchen auf den Verkaufstischen thätig zu sehen, mit Auslegen und Zusammenlegen. Die Bläue des Himmels bemißt sich nach dem Zudrang der Kunden, und, wenn Sonnenschein dieselben aus den Straßen ins Freie lockt, so ist das Wetter schlecht. Die größte Kunst dieses Krämers besteht darin, ein Packet zu machen, zuzubinden und zugleich Alles zu sehen, was auf der Straße, wie was in den entferntesten Tiefen seines Magazins vorgeht. Seine Schwester übersieht ihn in Handelsfragen, und er ordnet sich ihr unter, aber aus einem Grund, der außerhalb der Sache liegt, nämlich weil sie älter ist als er. Wenn die Dummheit zwei Arten hat, die schweigsame und die schwatzhafte, so ist die seinige von der letztern Art. Er hat sich für seine Commis und Kunden eine besondere Phraseologie ausgebildet, und dieser Plauderer hält sich für einen Redner. Seine Schwester hat in ihrem abschreckend häßlichen Gesicht eine doppelte Mimik, die angewöhnte, von einer sanften Stimme begleitete, in Allem lächelnde Miene der Verkäuferin vor dem Kunden, und die natürliche der verschrumpften und bösen alten Jungfer. Für Beide bestehen Tugend,

Ehre, Rechtschaffenheit und alle menschlichen Gefühle in einer regelmäßigen Bezahlung der von ihnen ausgestellten Wechsel."

Eine analoge und kleinbürgerliche Species ist der bürgerliche Hauseigenthümer und Rentier, ein groteskes Wesen, welches nur in Paris existiren kann. Dieses bizarre, flechtenähnliche Product stellt den „Actionär par excellence vor, welcher an Alles glaubt, was die periodische Presse mit ihrer Tinte getauft hat, und Alles sagt mit den Worten: Lesen Sie die Zeitung! Er ist der Bourgeois, welcher vor Allem die Ordnung liebt, aber beständig in einem moralischen Aufstand gegen die Regierung ist, der er doch immer gehorcht, schwach in Masse und wild im Detail. Fühllos wie ein Huissier, wo er in seinem Recht ist, unterbricht er sich in einer Miethzinsquittung, um seinem Kanarienvogel zu pfeifen. Mißtrauisch wie ein Kerkermeister steckt er sein Geld in ein schlechtes Geschäft. Herrschsüchtig wie alle Pariser übt er dieses Bedürfniß an Allem aus, was von ihm abhängt, und da er in dieser Hinsicht kaum etwas Anderes hat, als seine Wirthsleute, so unterhält er sich gegen diese beständig auf dem großen Kriegsfuß des Eigenthümers. Sein Miethsmann ist sein Feind, sein Untergeordneter, sein Vasall, sein Unterthan, auf dessen Achtung und Höflichkeit er Ansprüche hat. Er hat mit Geduld alle Gesetze und Verordnungen über den Miethcontrakt, die Zwischenmauern, die Servituten, Lasten, Abgaben, Kamine, Ausschmückungen der Häuser an Festtagen, und Reinigung der Straße studirt. In seinem kriechenden Briefstyl, wie unter seinen faden und zuvorkommenden Manieren verbirgt sich die Seele eines Shylock."

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Die Stimmenmehrheit nur entscheidet jeden Streit,
Doch eh'r entscheiden sollt' ihn Stimmenminderheit.
Denn gelten sollten mehr die Weisen als die Thoren,
Und stets zur Minderheit sind jene auserkoren.

Stirb nicht um eiteln Prunk!
Rom hat der Narren genung.
Zu Leben ward Streben gegeben,
Drum setze dein Leben an's Leben!

Verschiedenes.

Die Pariser Journale sinnen täglich auf neue Mittel, durch Prämien eine Anziehungskraft auf das concurrirende Publikum zu erzeugen, welche der Inhalt der Journale selbst nicht auszuüben vermag. Sie überlassen den gegenwärtigen und kommenden Abonnenten zu „Spottpreisen" werthvolle Bücher, unübertreffliche Kupferstiche älterer Werke ꝛc. Doch auch dieses Mittel scheint nicht zu wirken, weßhalb der „Messager de Paris" auf den Gedanken verfiel, jedem der Abonnenten sein (des Abonnenten) photographirtes Portrait in prächtiger Rahme, 13 C. hoch, 46 C. breit, als Prämie anzubieten!!!

„Welche Zweige der Erziehung pflegen Sie mit besonderer Vorliebe in Ihrer Schule?" fragte ein sehr gezierter Schulrath einen Dorfschulmeister in einer Conferenz. — „Die Birken- und die Haselnuß-Zweige, Hochwürden," versetzte der Schulmeister; „denn ohne Ruthe und Stecken ist mit der verwünschten Brut nicht auszukommen."

(Anrede an **Kaunitz**.) Bei dem Minister Fürst Kaunitz machte ein Beamter seine Aufwartung, konnte aber lange nicht vorkommen und mußte so das höchst lästige Geschwätz eines Papagei erdulden. Der Fürst, der stets hinter einer gläsernen Scheidewand saß, hatte eine äußerst feine Stimme, die der Papagei genau nachplapperte, besonders diejenigen Worte, welche er den Fürsten sehr oft sprechen hörte. Auf Einmal sprach die feine Stimme: „Treten Sie näher! Treten Sie näher! Treten Sie näher!" Der Beamte, welcher abermal glaubte, es spreche der Papagei, antwortete: „**Halt's Maul, du dummer Esel!**" welche Anrede den Fürsten nicht wenig frappirte, der dadurch aber in die beste Laune kam, als er die Aufklärung des Mißverständnisses erhielt.

Auflösung der Charade in Nro. 105:
Rendez-vous.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 107. Dienstag, den 6. September 1859.

Des Pfalzgrafen Brief,
oder:
Wie ein Goeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Fortsetzung.)

Der Fürst stellte den Buben auf den Boden, sprang so heftig auf, daß das kranke Bein ihn schmerzte, und ging hastig auf Anna zu, welche gefaßt neben der Kurfürstin stand. Rede du, sagte er heftig, was soll das, ich kann doch keinen Klosterraub begehen, und wie kam dein reiner Sinn auf einen Geweihten des Herrn.

Wollet mich ruhig anhören, mein gnädigster Fürst und Herr, entgegnete das Mädchen, sonach möget Ihr in Eurer Weisheit beschließen, was zu thun oder zu lassen. Sie erzählte darauf in gedrängter Kürze ihre erste Begegnung mit Martin, seine Entsagung, ihre Verlobung mit Albrecht, sowie ihr zweites Wiedersehen im Dom. Glaubet mir, allergnädigster Herr, fuhr sie fort, daß ich keinen Gedanken an Belohnung hatte, als ich Euch den kleinen Dienst erwies und gen Speyer ging; ich hatte mit meinen Hoffnungen und Wünschen für dieses Leben abgeschlossen, als ich aber Martin wieder sah und fand, daß er gleich mir unglücklich sei und mich immer noch so innig liebe, da kam mir auf der Heimreise ein guter Gedanke: dem heiligen Vater ist die Macht gegeben zu binden und zu lösen.

Ein irdisches Bündniß wohl, entgegnete der Fürst, aber keines mit dem Himmel.

Der Himmel will ein ganzes, kein getheiltes Herz, fuhr sie eifrig fort; auf keinen Fall will der gütige, liebevolle Vater dort oben das Unglück eines seiner Geschöpfe. Der Papst aber ist Euch, mein gnädigster Fürst, zu großem Danke verpflichtet, Ihr habt Euch stets als strenger und pflichtgetreuer Sohn der heiligen Kirche bewährt, manches Mal wohl zu sehr, wollte sie hinzufügen, allein die Klugheit siegte und sie fuhr fort: Thuet mir die Gnade an und schreibet wegen dieser Angelegenheit an den heiligen Vater oder an König Sigismund und bittet ihn um eine Fürsprache bei Ersterem, saget ihm, wie die letzten Ritter des Goeler'schen Geschlechts in Eurem Dienste gefallen, und Ihr es für Eure Pflicht haltet, dasselbe für fernere Jahrhunderte dem Lande und dem Kaiser zu erhalten! Thuet nur um was ich Euch bitte, gnädigster Herr, mir sagt eine Ahnung, Ihr werdet kein Nein vernehmen!

Des Pfalzgrafen ernste Züge waren freundlich geworden, seine Gemahlin faßte schmeichelnd seine Hand und vereinigte ihre Bitten mit denen Anna's; der kleine Kurprinz weinte, als er die tiefe Bewegung der Frauen sah.

Hättest ein Mann und Kanzler werden sollen, meinte der Pfalzgraf neckend, des Mädchens rosiges Kinn ergreifend und ihr Gesicht in die Höhe richtend, so gut weißt du deine Worte zu setzen und so klug zu handeln. Noch heutigen Tages will ich an König Sigismund schreiben, welcher grade in Rom ist, sich die Königskrone zu holen, er wird sich bei dem Papste verwenden. Doch Goeler muß auch Schritte thun, denn du wirst doch deinen Bräutigam nicht gegen seinen Willen aus dem Kloster rauben wollen?

Die Jungfrau erröthete zwar, doch sagte sie fest und bescheiden: Gewiß soll Martin, wenn Euer kurfürstlichen Gnaden es erlauben wollen, herkommen, den Brief abholen und ihn selbst nach Rom überbringen. Daß Martin noch gar nichts von der Sache wußte,

verschwieg sie wohlweislich, sendete aber noch am selbigen Tage einen treuen, verschwiegenen Boten mit einem Brieflein an ihn ab, welcher ihm das Vorgefallene mittheilte und ihn nach Heidelberg beschied. Ein Freudenstrahl drang in die Nacht seines Daseins, er pries die kluge und entschlossene Jungfrau, welcher er seine Freiheit verdanken und welcher er fortan sein Leben weihen wollte. Der Kurfürst schrieb indessen folgenden Brief an Köng Sigismund, welchen wir in seiner ganzen naiven Eigenthümlichkeit hier wiedergeben:

„Dem Allerdurchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Sigismund, Römischen König, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs und zu Hungarn, Böhmen, Dalmatien, Croatien pp. König. Meinem gnädigen und lieben Herrn ꝛc.

„Allerdurchlauchtigster Fürste und Herre, gnädiger lieber Herr!

„Mein unterthänige, willige und schuldige Dienst seint Eure Königliche Gnaden allezeit zuvorn beraith. Gnädiger lieber Herr es würdt zu Euer Kaiserl. Majestät Martin Goeler kommen, Euer ꝛc. etliche seine Sachen zu erzehlen und fürzubringen. Wann nun deßwegen Martin Goelers Vatter und Brüdter seligen in meinen Diensten und Geschäften todt verpliben und erschlagen seindt und wo derselbige Martin Goeler geistlich verplibe, und nit weltlich würde, so würde solcher alter adelige Stamm gantz vergeben und nimmer sein, und herumb, Gnädiger lieber Herr pitte ich Euer ꝛc. unterthäniglich und mit ganzem Fleiße, daß ihr dem vorgenannten Martin Goeler umb meinet Willen und mir zu liebe, gen Unserm Hilig Vattern, dem Pabste beholfen und berathen sein wollend, daß er sein Sache also von einer Dispensation wegen, ausgetragen un bekommen möge, daran thut mir Euer ꝛc. besünder Gnade, die ich mit meinem unterthänigen, gehorsamen und willigen Diensten alzeit gern verdienen will, um dieselbe Euer ꝛc. die der allmächtige Gott zur Erhöhung des Reichs und Stütze und Fried der gemeinen Landt und Christenheit lange Zeit gesundt, wohlmögig und glücklich bewahren wolle, mir als waren unterthänig Diener zu gebietend.

„Ich han auch dem vorgenannten Martin Goeler ernstlich befohlen, von Euer ꝛc. Zustände, und Wohlmögen fleißig zu erfahren, wann ich darum von Eurer ꝛc. Glücklichkeit, Allezeit gerne gut Word vernehmen wollte, als billig ist.

Datum Heidelberg, Dominica Exandi anno MCCCCXXXIII.

Ludwig von Gottes Gnaden, Pfalzgraf bei Rhein, des Heiligen Römischen Reichs Obrister Truchsäß, und Fürsteher der Landen des Kreis zu Schwaben und Fränkischen Rechten, Herzog in Baiern ꝛc. ꝛc.“

Am zweiten Tage erschien Martin in Heidelberg und erbat sich vom Pfalzgrafen ein gnädiges Gehör, welches ihm auch gewährt wurde. Da er in Allem Anna's Worte bestätigte und sein Leben als ein verfehltes betrachtete, so stattete ihn der Pfalzgraf zu seiner Reise aus, gab ihm Diener und Gefolge mit, und er machte sich auf den Weg, ohne Anna gesehen zu haben, deren mädchenhafte Scham die Kurfürstin begriff und ihm selbst auf die Fürsprache ihres Gemahls hin den Zugang zu ihr versagte.

Kehret Ihr frei wieder, sagte die hohe Frau tröstend zu ihm, so werdet Ihr, so Gott will, euch Beide noch genug sprechen und kosen können. Ist aber Euer Gelübde unlösbar, so so ist es besser, ihr sehet euch nie mehr. Der Pfalzgraf gab ihm mündlich noch einige Verhaltungsregeln, wen er in des Königs und Papstes Umgebung noch besonders um Fürsprache angehen solle.

(Schluß folgt.)

Paris und die Provinz.

(Fortsetzung.)

Erzeugt Paris solche kleine Leute, so erzeugt es auch große und rasche Spekulationen, in deren imponirende und oft humoristische Seiten Balzac wichtige Einblicke gewährt. „Es gibt Nichts in Paris, was so heftig auftritt, als das Vorübergehende," und aus diesem ganz allgemeinen Satz leitet sich für die Geschäftsthätigkeit eine Masse der verschiedensten und einträglichsten, aber oft nur ephemeren Industrie ab. Aufsehen erregen und dadurch möglichst viele Geschäfte mit wenig und selbst mit keinem Gewinn machen, das ist die Tendenz des Verkäufers und Dienstleisters in Paris.

Und zu diesem Ende wird keine Großredigkeit gespart, namentlich nicht von Seiten der vielgestaltigen Industrien, welche sich auf die Kultur von Haar und Bart beziehn. Der Parfümeriekrämer schmückt seine Zusammensetzungen, welche er den wichtigsten Erfindungen des Jahrhunderts beizählt, mit Namen wie **Pâte des Sultanes** und **Eau carminative**. Er besitzt die schönsten theoretischen und praktischen Kenntnisse über die Natur des Haares, fertigt über dasselbe Berichte an die Akademie ab, deren Zustimmung er erlangt, und erfindet endlich une **Huile cephalique**, welche selbst dem kahlköpfigsten aller Römer seinen Kopfschmuck wieder gegeben haben würde, „denn Cäsar war kahl, weil er sich unserer Oele nicht bedienen konnte." Der Nachbar dieses haarwissenschaftlichen Genie's, ein Friseur, wird in seiner Bude eine Diana aufstellen, welche als Göttin der Jagd und mithin der Geschwindigkeit das Symbol der Flinkigkeit ist, mit welcher er seine Klienten bedient. Er wird in einer öffentlichen Versammlung ausrufen: Zum Wohl des Staates verlange ich hunderttausend Köpfe — um sie zu frisiren, **Boulevard du Temple, 10!** Er wird eine in allen Journalen besprochene hohe Wette eingehen, welche ihn verpflichtet, sechzig Bärte in einer Stunde kunstgerecht zu rasiren, und wenn er verliert, so hat er doch seinen Namen und Geschäft der faullenzenden Hälfte von Paris bekannt und damit sein Glück gemacht.

Den königlichsten Streich der Geschäftswuth aber erzählt Balzac folgendermaßen: „Zu verkaufen wissen, verkaufen können, und wirklich verkaufen, das sind die drei Punkte jenes großen Problems, welchem Paris den enormen Glanz seiner zahllosen Läden in Einrichtung, Ausstellung und Beleuchtung verdankt. Alles ist darauf abgesehen, dem Käufer angenehm zu sein, bis auf die Persönlichkeiten der auf eine Unterhaltung über Alles abgerichteten Commis. Von diesen ist der eine brünett und von entschiedenem Wesen, der andere scheu, unterwürfig, mit blauen Augen, der Dritte offen, lachend, beweglich, der Vierte rothblond, vollbärtig, streng, imposant, kurz. Und je nach der Erscheinung der Käufer und besonders der Käuferinnen werden dieselben von Diesem oder Jenem bedient, so daß sich der biederen Bürgersfrau der vertrauenerweckende, älteste Ladenbehüter, der romantischen Engländerin der finstere, unheimliche, auf Byron's Verbrecherhelden zugeschnittene Commis nähert." Eine der schwierigsten Kundengattungen ist nun eben die auf Reisen begriffene Tochter Albions, weil an ihrem „kressenkalten Gleichmuth" alle Verführungskünste des Verkäufers scheitern. Sie mustert alle Artikel eines großen Shawllagers und bleibt unbefriedigt. In einem solchen äußersten Fall erscheint der Prinzipal des Geschäftes selbst, „eine wohlbeleibte Persönlichkeit mit strahlendem Gesicht und halbkahler Stirn, decorirt, Besitzer von Frau, Kindern, einem Landhaus und einem Konto an der Bank." Nachdem die Engländerin selbst einen himmelblauen, mit Pagoden und Vögeln ausgezierten Kaschmir zu siebentausend Franken zurückgewiesen hat, versucht der Verkäufer, einer plötzlichen Wendung ihrer Laune folgend, ihr einen Wagen aufzuhängen, den er eigentlich gar nicht feil hat. Endlich besinnt er sich für diese Dame, welche er, wie alle Personen von Geschmack, schwer zu befriedigen findet, auf einen ganz besonderen Shawl, den er aber Niemanden zu zeigen pflegt, sondern für seine Gattin bestimmt hat. Derselbe hat in der Türkei sechzigtausend Franken gekostet, wurde unter sechs derselben Gattung von dem Sultan Selim dem Kaiser Napoleon zum Geschenk geschickt und von diesem der Kaiserin Josephine gegeben. Auf besonderes Verlangen wird er, in einer wunderlichen Federnholzbüchse verschlossen, herbeigebracht, ist goldgelb mit bizarren schwarzen Zeichnungen, und die Käuferin erkennt in ihm ihr „Ideal eines Shawls." Für sechstausend Franken läßt man ihr dieses merkwürdige und einzige Stück, welches in Wirklichkeit fünfzehnhundert Franken werth ist, worauf der gewandte Verkäufer eine neue, wunderliche Büchse bestellen und unter seiner verlegenen Waare einen anderen bizarren Kaschmir für die Rolle des Shawl Selim aussuchen läßt. „Dies beweist, daß es zwar überall Geschäftsleute gibt, daß aber der Pariser Geschäftsmann nur in Paris existirt als eine klassisch erzogene und unterrichtete Person, welche die schönen Künste oder den Fischfang oder das Theater liebt und die Leidenschaft hat, Oberst in der Nationalgarde oder Handelsgerichtsrath oder Mitglied der städtischen Verwaltung zu werden."

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Gegen die Traubenkrankheit.) Sobald sich die Trauben mit jenem bekannten Schimmel zu überziehen beginnen, nimmt man Schwefelblüthe, füllt dieselbe in ein Schoppenglas oder weithalsige Flasche, bindet etwas feinlöcherigen Zeug, Stramin oder Flor, oben auf, so daß beim Schütteln des Gefäßes eine feine Schwefelstaubwolke entsteht. Man bestäubt mit dieser Vorrichtung die Rebstöcke und zwar so, daß vorzugsweise die Trauben mit Schwefelblüthe feinst bedeckt werden, da meist diese nur mit dem schädlichen Schimmel befallen sind. Damit die Schwefelblüthe an den Trauben haften bleibe, wählt man regnerische Witterung oder die Morgenzeit, wenn sie durch Thau ein wenig befeuchtet sind. — Oft muß man diese Operation 2 — 3 Mal wiederholen, allein dann ist der Erfolg ein sicherer; sie ist in südlichen Gegenden im Großen, in ganzen Weinbergen in Ausführung gekommen, und auch bei uns wird mit Erfolg geschwefelt, wovon man sich am besten in dem großh. Hofküchengarten in Karlsruhe überzeugen kann. Die unter Glas gezogenen Trauben, von der Krankheit befallen, wurden allein durch Schwefeln so vollkommen gerettet, daß sie, durch Eintauchen in kaltes Wasser gereinigt, auf der Hoftafel verwendet werden konnten.

Verschiedenes.

Mit der einleitenden Bemerkung: »Wozu das Hebräische gut ist«, erzählt die »Bresl. Montagsztg.« folgende Anekdote: Eine weltberühmte Pariser Finanz-Notabilität jüdischen Stammes soll bereits mehrere Tage vor Abschluß des Waffenstillstandes im Besitz dieses hochwichtigen Geheimnisses gewesen sein, von welchem nun auch ihrem Berliner Hause Mittheilung gemacht werden sollte. Da das Geheimniß aber selbst dem verschwiegenen Draht nicht anvertraut werden konnte und durfte, so wurde am Schlusse eines Telegramms der Satz hinzugefügt: »Herr Scholem wird nächstens eintreffen.« »Scholem« ist ein hebräisches Wort und heißt Frieden. Das Berliner Haus, ebenfalls des Hebräischen kundig, konnte über die Bedeutung des »Herrn Scholem« nicht in Zweifel sein.

Fünfsilbige Charade.

In Soll wie in Haben,
In Gut wie in Geld,
Deßgleichen in Waaren
Die Erste sich stellt.

Im Frühlinge grünet
Die Zweite in Pracht;
Auch wird oft im Schmerze
Das Wörtchen gesagt.

Bei Söldner im Kriege,
Dort draußen im Feld,
Sind meine drei Letzten
Oft kärglich bestellt.

Befrackt und nach Etikette,
In dem Arm die Serviette
Kommt, und zwar von Amtes wegen,
Dir der Garçon schon entgegen,
Kehrst du in dem Ganzen ein.
Fühlst du Hunger wie ein Schneider,
Bist du durstig wie ein Reiter,
Wird dir bald geholfen sein.
Da gibt's Bier und feine Weine,
Cognac, Liqueur, ächt und reine,
Warmen und auch kalten Punsch,
Ganz nach Wunsch.

Ferner Schinken, Wurst und Braten,
Omelettes und Carbonaden,
Wildpret, saures Fleisch mit Sauce
In Portionen, klein und große.
Was dein Appetit begehret,
Wird im Ganzen dir bescheeret,
Freilich nur um's liebe Geld.
Nur bestellt!

Und mit wohlgefäll'gen Mienen
Wird der Garçon dich bedienen.
Grüßt dich gar, kommst du in's Ganze,
Eine hübsche Kellnerin,
Rosig, wie im Frühlingsglanze,
Und mit heitrem Jugendsinn:
Ei, dann mundet Wein und Essen,
Wird von Ihr es dir gemessen,
Und sie spricht mit holden Mienen
Freundlichst: „Wohl bekomm es Ihnen."

et.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 108. Donnerstag, den 8. September 1859.

Des Pfalzgrafen Brief,

oder:

Wie ein Goeler vom geistlichen Stand wieder weltlich ward.

(Schluß.)

Martin machte sich, die Brust von Hoffnung neu belebt, auf den Weg zum königlichen Hoflager nach Italien, dieweil der Kurfürst den Bitten seiner Gemahlin zum Trotze seinem alten Lieblingswunsch, noch ein Mal nach Palästina zu ziehen, nachgab und sich zu diesem Zuge rüstete. Er hielt seinen nur etwas gekräftigten Körper für geheilt, seine Sehnsucht nach dem gelobten Lande wuchs mit der Möglichkeit, es thun zu können. Umsonst beschwor ihn Anna, die kaum wiedergekehrte Gesundheit nicht aufs Neue aufs Spiel zu setzen; des Pfalzgrafen energischer Charakter, welcher ihn in seiner Jugend und in den Mannesjahren zu so großem Wirken befähigte, artete in späteren Jahren in Eigensinn aus; er war von dem unglücklichen Gedanken eines neuen Zuges nach Palästina nicht abzubringen und Graf Sponheim, dessen Hang zum Mystischen dort volle Nahrung zu finden hoffte, redete ihm zu und bot sich als Begleiter an.

Frau Engeltraut war indessen, wie natürlich, nicht ohne Kunde von den Ereignissen geblieben, welche das Geschick ihres Sohnes so nah berührten, und wenn sie in ihrem frommen Sinne auch vor dem Gedanken erschreckte, einen Geistlichen dem Himmel abtrünnig zu machen, so rührte sie doch die treue Liebe des jungen Paares, und die Hoffnung, ihr Geschlecht nicht untergehen zu sehen, belebte ihr mütterliches Herz.

Von Martin kam lange keine Nachricht; in dieser Zeit waren die Verbindungswege so unsicher, daß seine Lieben es auch nicht anders erwarteten.

Anna war in ihrem Herzen nicht so ruhig, als sie sich äußerlich zeigte, um die Kurfürstin, welcher die Sorge um den Gemahl ahnungsvolle Stunden bereitete, nicht noch mehr zu betrüben. Wie verwandelte sich aber die beklommene Stimmung in jubelndes Entzücken, als nach zweien Monden der Kaiser Sigismund mit der römischen Königskrone geschmückt, welche er in Italien geholt hatte, zurückkehrte, in seinem Gefolge Martin v. Goeler, seiner geistlichen Bande ledig, ein freier Ritter, mit den Goelerischen Gütern neu belehnt und voll ungeduldiger Erwartung, seine süße Braut zu umarmen! — Wer könnte die Seligkeit zweier solcher Herzen beschreiben wollen, welche sich, nun frei von dem beängstigenden Druck und Bewußtsein, Unrechtes zu verlangen, ihren Gefühlen überlassen durften. Wie viel hatte Martin seiner Braut zu vertrauen, von den unglücklichen Stunden, welche er von ihr getrennt im Klosterdom zu Speyer verlebt, bis zu dem Momente, wo er sie wiedergesehen, wo ihm das Leben ohne sie unerträglich schien und wo dann ihr kühner Einfall Beide gerettet hatte. Wohl war die Dispensation mit großen Kosten verknüpft gewesen, Rom hatte seinen Diener nicht so leicht freigegeben, aber was that das Alles; und wäre Martin so arm wie ein Bettler geworden, ihm wäre nicht bange gewesen an der Seite seines Schutzengels!

Das fürstliche Paar war hocherfreut über ihres Lieblings Glück und richtete im Frühling des Jahres 1434 dem jungen Paare die Hochzeit aus; lustig genug ging es darauf her, die Wangen der schönen Braut überfloß mehr als ein Mal heißes Erröthen bei des

Kurfürsten jovialen Scherzen über die Art, wie sie sich den Bräutigam vom Himmel erkämpft hatte, aber sie hielt doch wacker Stand, und ihre flinke Zunge wies den hohen Herrn, der solches nicht übel nahm, immer wieder zurecht. Mit heißen Thränen, obgleich ihrem Glück entgegen gehend, schied sie von dem fürstlichen Paare, welches Elternstelle an ihr vertreten und die Braut reichlich ausgestattet hatte. Des Pfalzgrafen Augen verweilten beim Abschied mit sichtlicher Rührung auf der jungen Frau. Ach es war wohl eine Ahnung, daß seine Augen sie niemals wiedersehen, seine Ohren nie mehr den Ton der lieblichen Stimme hören sollten, welche so oft besänftigend auf ihn gewirkt hatte. Bald nach Martins Hochzeit zog der Pfalzgraf nach Palästina, Krankheit zwang ihn kurz darauf wieder heimwärts zu gehen, er erblindete auf der See, und als er nun wieder in Heidelberg einzog, sein Roß geleitet werden mußte, während der kräftige, sonst so stattliche Mann hinfällig und ein Bild des Leidens im Sattel saß, da empfand wohl Jeder inniges Mitleid mit seinem Zustande und die Kurfürstin schlug voll bangen Entsetzens mit jammerndem Aufschrei die Hände vors Gesicht und sank ohnmächtig in die Arme ihrer Frauen. Aber nicht nur physische Leiden aller Art marterten den kranken Fürsten, dessen Manneskraft und Geistesgröße das deutsche Reich in dieser wilden Zeit so viel wie nur immer möglich zusammengehalten hatte, auch moralischer Schmerz und Kummer bedrückten ihn schwer; seine Krankheit und Gebrechen als Ausrede benutzend, nahmen ihm seine Brüder, durch den intriguanten und herrschsüchtigen Grafen von Leiningen gehetzt, die Regierungsgeschäfte ab; er ward, wie der Chronist in seiner Naivetät erzählt: „von seiner Herlickeyt entsatzet und ym vir For Munder gesetzet“, da der Kurprinz noch zu jung zur Regierung war. Zum Glück dauerte dieser traurige Zustand nicht lange, er starb am 30. December 1436 und ward in seiner eigenen schönen Stiftung, der heiligen Geistkirche, begraben.

Bei der Nachricht von seinem herannahenden Tode kamen Martin und Anna von der Ravensburg hergeeilt, den theuern Fürsten und Herrn noch ein Mal zu sehen. Ihre Ehe war schon mit zwei Kindern, Dorothea und Johann, gesegnet, Letzterer war erst vor zwei Monaten geboren, aber Anna ließ die Kinder unter Obhut der Frau Engeltraut und Katharinens, welche Braut mit Gottfried von Aschhausen war, um der Pflicht und dem Drange ihres dankbaren Herzens zu genügen. Sie sanken vor des Kurfürsten Lager auf die Kniee und bedeckten seine Hände mit Küssen. Er lächelte schon verklärt, und als sei er wieder sehend geworden, wandte er sich zu dem Platze, wo Anna in tiefem Schmerze versunken lag, und sprach mit flüsternder Stimme: Heute, mein herzliebes Kind, würde auch dein Fräulein nicht mehr helfen, und „Mechthildis“, den Namen seiner Gattin, ausrufend, verschied er.

Sein Andenken lebte in den Herzen Vieler, am glühendsten und treuesten aber blieb er in der Erinnerung des glücklichen Paares, das wir nun verlassen müssen, und welches 31 Jahre in dem innigsten Einverständniß lebte, bis ihre Ehe durch Martins Tod getrennt wurde, welchem Anna bald nachfolgte.

Sie hatte ihrem Gatten sieben Kinder geschenkt, wovon die vier ersten, zwei Junker und zwei Fräuleins, sich freiwillig dem geistlichen Stande widmeten, vielleicht als frommes kindliches Opfer für den Vater, die drei andern aber, Georg, Albrecht und Lucia (welche einen Hanns Ullner von Diepur zum Mann hatte) verheiratheten sich, und die Söhne pflanzten ein Geschlecht fort, welches heutigen Tages blühend über mancher Herren Länder ausgebreitet, im Kraichgau seinen Ursprung hat. Es besitzt noch immer tapfere Männer und manche kluge, entschlossene Frau in seinen Reihen, und wohl Keiner des Geschlechts wird es je bereut haben, daß sein Ahnherr dasselbe nicht aussterben ließ. Die Geschichte sagt uns nicht, ob wohl noch Einer so glücklich, wie unser Martin war, welcher den ersten Traum seiner Jugendliebe verwirklicht sah und die allein und einzig Geliebte als Gattin heimführen durfte, aber das Andenken ihres Ahnenpaares halten sie hoch in Ehren und in den Archiven der Familie ruht als ein kostbar Document aufbewahrt und wohl geborgen des Pfalzgrafen Ludwigs glückbringender Brief.

Paris und die Provinz.

Eine Culturstudie, mitgetheilt von Alexander Büchner.

(Schluß.)

Kehren wir aus allen diesen Detailbetrachtungen zu dem feststehenden Grundthema derselben, dem Kontrast zwischen Land und Hauptstadt, zurück, so ist und bleibt die letztere nicht allein das Resultat, sondern auch der Gegensatz des ersteren. Nicht die Bevölkerungsanschwellung, welche eine große Stadt gewöhnlich ausmacht, konnte dieses Paris erzeugen, sondern nur das Zusammenziehen aller höchsten, guten und schlimmen Kräfte eines gewaltigen und reichen Landes auf einen Punkt. Für die Bewohner dieses einen Punktes geht dann der Verbrennungsproceß, welcher unser physikalisches Leben ausmacht, schneller vor sich als irgend sonst wo, während Alles, was außerhalb der Einwirkung der Centripetalkraft liegt, sich nur stockend bewegt. Der Pariser, welcher von einem Diner in der Provinz kommt, gesteht sich mit Erstaunen, daß diese Leute, für die Wilden die sie sind, ganz gut essen, während der Provinziale nach einem Pariser Diner ängstlich auf die Uhr blickt, um zu sehn, ob die Restaurationen noch nicht geschlossen sind. Aber nicht nur komischer, sondern auch trauriger Natur sind die ungeheuerlichen Resultate, welche sich aus einem so widernatürlichen Verhältniß erzeugen, und wenn die Provinz ein Abgrund von Unwissenheit und Langeweile genannt werden muß, so ist Paris ein Ocean von Größe und Schlechtigkeit. „In diesen Ocean könnt Ihr die Sonne werfen, aber Ihr werdet nie seine Tiefe erkennen. Ihr könnt ihn durchschiffen und umschreiben, aber mit welcher Sorgfalt, in welcher Zahl, aus welchem Interesse Ihr ihn ausforscht, man wird nach Euch doch noch einen unbetretenen Ort, einen unbekannten Winkel, Blumen, Perlen, Ungeheuer, irgend etwas Unerhörtes auffinden, was den literarischen Tauchern entgangen war."

Wir resumiren dahin, daß die große Bedeutung Frankreichs nach außen wesentlich auf dieser gewalsamen Treibhausblüthe seiner Hauptstadt beruht. Das Bedeutende findet dort seinen richtigen Wirkungskreis, in welchem es Enormes leisten kann, und selbst der Unbedeutende wird leicht zu Etwas durch die ausgedehnte Welt- und Menschenkenntniß, welche man in Paris schneller als an irgend einem anderen Orte der Welt, und zwar unwillkührlich, erwirbt. Auf dem Gebiete der Intelligenz hat dieses Verhalten der Provinz zur Hauptstadt, wie die Spreu zum Weizen, die Franzosen rasch bis zu einem gewissen hohen Punkt geführt, der aber weder der höchste erreichbare ist, noch auch jemals von ihnen überschritten werden wird. Denn sie verdanken diesem Verhältniß ihr unseliges weil einseitiges Verrennen in das Fachwesen, in die sogenannten Specialitäten, ihre Behandlung des menschlichen Geistes als einer Fabrik voll Arbeitstheilung, das Verbohren ihrer bedeutenden, Geister auf einzelne Wissenspunkte, von welchen sich der Betreffende das Betreffende eifriger aneignet als jeder Andere, um alles Umherliegende gänzlich zu ignoriren. Die Universalität der Bildung, diese Mutter der Größe deutschen Geistes, wird von ihnen als mühsam und unfruchtbar verachtet und verspottet. Der Mathematiker kennt nur Zahlen, der Philologe nur Sprachen, der Bankier nur den Kurs, der Seidenhändler nur Seide, der Ingenieur nur Brücken oder Eisenbahnen, der Künstler nur seine und darum nicht die Kunst. Jeder waltet dann auf seinem Gebiet als unbestrittener Herr. „In Paris gibt es eben so viele Königthümer, als sich dort verschiedene Künste, Moralfächer, Wissenschaften und Professionen vertreten finden. Der Stärkste unter den Leuten jedes Fachs hat seine ihm eigene Majestät, welche von seinen Pairs, die die Schwierigkeiten des Metiers kennen, anerkannt und respectirt wird."

Wir brauchen dem deutschen Leser nicht zu entwickeln, wie verfehlt und in letzter Instanz unfruchtbar ein solches System ist. Denn alle menschliche Erkenntniß wie Leistung operirt, wenn einmal auf einer gewissen Höhe angelangt, nur noch durch Vergleichung, und gerade der Vergleichungspunkt fehlt diesen einseitigen Fachmenschen. Jedes aufstrebende Volk bedarf und will, wie einst das griechische und jetzt das deutsche, vor Allem Universalität der Bildung. Denn auf deren alleinigem Boden erwächst das dauerhaft Große, während Frankreich die Aussicht hat, auf seinem jetzigen Weg sein schon sehr beschränktes intelligentes Vorgewicht im Kreise der Culturvölker gänzlich zu verlieren, ohne daß ihm die wilde Tapferkeit

aller seiner Armeen einen giltigen Ersatz dafür zu bieten vermöchte. Ein Aufheben der Vereinigung seiner Kräfte durch Decentralisation würde diesen Verfall nur beschleunigen, aber hindern kann ihn selbst eine etwa noch mögliche Erhöhung der Centralisation nicht. Mit all ihrer Anstrengung, die Quintessenz ihrer Kraft und Intelligenz herzustellen, haben die Franzosen aus Paris nur die Hauptstadt von Frankreich machen können, während ein in diesem Sinne gebildetes deutsches Paris die ewige Hauptstadt der ganzen civilisirten Welt sein würde.

Denksprüche.

Das Schwere fliehen, nur zu Leichtem sich bequemen,
Wird alle Thatenkraft bald deiner Seele nehmen.

Wer Böses thut, den wird die Hand der Reue fassen,
Und Den nicht minder, wer das Gute unterlassen.

Herrschen magst du? Versuch es! Fang aber sogleich mit dir selbst an!
Wenn du dir selbst nicht gehorchst, lachen die Andern dich aus.

Verschiedenes.

(Der Tod im Brautschleier.) Das Journal von Louisville in den Vereinigten Staaten Amerikas berichtet eine entsetzliche Katastrophe. Fräulein Shuck flößte einem jungen hoffnungsvollen Advokaten eine heftige Leidenschaft ein, die von ihrer Seite mit gleicher Wärme erwiedert wurde. Der Tag der Trauung wurde festgesetzt. Als der Pfarrer zur festgesetzten Stunde Abends erschien, begab sich der Verlobte in den oberen Stock, um seine Braut zu holen, welche ihn festlich geschmückt erwartete. Das Oeffnen der Thüre verursachte einen heftigen Luftzug, so daß der flatternde Brautschleier an den glühenden Kohlen des Kamins Feuer fing. In einer Secunde glich die Unglückliche einer Feuersäule. Endlich gelang es, das Feuer zu löschen, doch zu spät, denn der ganze Körper war schon voll den größten Brandwunden. Das junge Mädchen bestand in ihren Fantasien darauf, noch mit dem Geliebten getraut zu werden. Den folgenden Tag lag die Neuvermählte im Sarge und neben ihr die halbverbrannten Kleider ihres Brautstaates.

Am grünen Tisch in Ems bemerkt man täglich von früh bis spät einen russischen Grafen, der ein Packet Karten zum Markiren und eine Schreibtafel vor sich liegen hat, berechnet, markirt, zählt, spielt, aber nie Geld auf den Tisch legt. Er spielt nur zum Schein, notirt seine fingirten Einsätze in die Schreibtafel und daneben den eingebildeten Gewinn oder Verlust und treibt dieses Spiel mit solcher Leidenschaft, als ob er dabei ungeheure Summen wagte. Wenn er gewinnt, strahlt sein Angesicht vor Freude; vergnügt geht er dann in den Kursaal, um vortrefflich zu diniren, und in die Gallerieen, um Allerlei einzukaufen. Verliert er aber, so ringen Zorn, Wuth und alle Leidenschaften auf seinem Gesichte. Und das Alles bringt die Einbildung zuwege. Es wäre gar nicht zu verwundern, wenn er sich ein Mal in der Einbildung, Alles verloren zu haben, eine Kugel durch den Kopf schösse. Doch vorläufig ist es noch nicht so weit. Seit einem Monat hat er, wie er aus seiner Schreibtafel beweist, der Bank 327,000 Franken abgewonnen. Ein anderes Original am grünen Tische ist ein Pariser Elegant, der von der Wahrheit des „Unglück im Spiele, Glück in der Liebe" tief durchdrungen, nur spielt, um zu verlieren und dadurch seines Glückes bei dieser oder jener Dame desto sicherer zu sein.

„Wenn mich nur Jemand von der üblen Gewohnheit, Morgens so lange im Bette zu liegen, kuriren könnte!" sagte ein träger Ehemann zu seiner theueren Hälfte und warf sich noch ein Mal im Bette herum. — „Jenun, ich will es einmal mit der Wasserkur versuchen, mein Lieber!" meinte die Frau und goß einen Krug kaltes Wasser über ihn aus.

Auflösung der fünfsilbigen Charade in Nro. 107:
Restauration.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 109. Samstag, den 10. September **1859.**

Die Mädchenjagd.

Wie den Schnepfen geht's den Mädchen,
Wie ihr auch darüber lacht;
Denn nur zu bestimmten Zeiten
Wird auf Mädchen Jagd gemacht.
Passet auf, ich werd' euch sagen,
Wann die Jagd beginnt, wann schließt,
Wann der liebesdurst'ge Jäger
Zartes Wild am lieb'ten schießt.

Wann die Mädchen siebzehn zählen,
Ist's zur Jagd nicht mehr zu früh;
Darum kann man füglich sagen:
Oculi da kommen sie.
Aber nicht die Schnepfen kommen,
Sondern Herzensjägerlein,
Und die schießen unbarmherzig
Oft gar tief in's Herz hinein.

Zählen zwanzig Jahr die Mädchen,
Ist die Jagd in vollem Gang;
O da wird dem Wild, dem zarten,
Nachgestellt nach Herzensdrang.
Waidmann hat nun leicht zu jagen,
Jetzt muß wohl Laetare sein,
Und Laetare heißt das Wahre,
Uebersetzt aus dem Latein.

Sind die dreißig nicht mehr ferne,
Wird zwar immer noch gejagt.
Doch nicht mehr so leidenschaftlich
Wird das arme Wild geplagt.
Dies ist für die Mädchenherzen
Dann die Zeit um Judica,
Noch ist's Jagen nicht zu Ende,
Herzensjäger sind noch da.

Sind die dreißig überschritten,
Ist zu Ende fast die Jagd,
Wenn auch hin und wieder einmal
Da und dort ein Schuß noch kracht.
Darum steht wohl im Kalender
Jetzt Palmarum angezeigt,
Wo der Schütz tralarum singet
Und sein Horn so ziemlich schweigt.

Eine Hochzeitsnacht.

Es war 18** und December und 24 Grad Kälte, Mondschein und Hochzeit, und zwar im Dorfe Ober-Eysseln, da oben in Lithauen, hart an der russischen Grenze. Christoph Lagies hatte seine Urte Bernotike im Arm und auf der Brust hatte er ein Ehrenzeichen. Das Eine ließ ihn als den glücklichen Ehemann, das Andere als einen braven Streiter für sein Vaterland erkennen.

Christoph saß mit seiner Urte im Brautwinkel, das ist der Platz in der Ecke des Zimmers, der dem gewaltigen Ofen schräg gegenüber beim Neubau eines Hauses in dortiger Gegend expreß dazu angelegt wird. Er verlangt seine gehörige Breite zwischen den Fenstern der Wände, damit man ihn ordentlich ausschmücken könne. Unter grünen Tannenzweigen, mit Goldflitter und bunten Bändern verziert, saßen die Brautleute gleich den Lämmlein im Moos einer Weihnachtspyramide. Der Jubel ringsumher war nicht klein, denn der Christoph hatte für todt gegolten, geblieben auf dem Felde der Ehre. Als aber die Lithauer wieder heimmarschirt waren, da war auch der Christoph mit ihnen zurückgekommen, Allen zur Freude, zumeist aber seiner Liebsten, seinem Vater und seiner Mutter.

Einem nur war es zu Muthe dabei gewesen, als sollte ihm Das keine Freude sein, und das

war sein leiblicher Bruder. Dieser saß neben seinem Vater und machte ein gar trübseliges Gesicht, das um so trübseliger aussah, als er es unter verstellter Lustigkeit zu verstecken suchte, was ihm nicht gelang. Der alte Lagies hatte es schon lange bemerkt. Er benutzte daher die Gelegenheit, als sein Sohn aufstand, um hinauszugehen in die frische Luft, ein Wort im Vertrauen mit ihm zu reden.

Michael, sagte er zu ihm, dein Bruder hat Hochzeit und dein Bruder ist deines Vaters Sohn. Kannst du um seinetwillen nicht fröhlich sein, sei es um meinetwillen und verdirb uns den Tag nicht. Dein Bruder hatte das Herz deiner Braut, und wollte sie dir gleich ihre Hand nicht versagen, ihr Herz flog dem Wiederkehrenden entgegen, und Das muß gelten. Ich will nicht hoffen, du hegst jetzt den Wunsch: Wäre mein Bruder doch geblieben im Feld! — wie das Gerücht uns einst fürchten gemacht.

Nein, gewiß nicht! Nein, Vater! Nein — aber —

Was aber? — Ich will wissen, was dies Aber soll.

Vater, der Gedanke, daß — wenn das nun wahr gewesen wäre — Es kommt Einem doch so in den Kopf — und ich wäre dann glücklich gewesen — —

Was sollte wahr gewesen sein?

Ich denke den Gedanken nicht gern, ich ärgere mich sehr über ihn, ich sage mir selbst, wie abscheulich er ist — aber ich kann nicht dafür, er kommt mir immer und immer wieder in den Sinn — —

Daß dein Bruder geblieben sein möchte?

Gott sieht's, ich gebe mir Mühe, gar Nichts mehr zu denken! — Ach, wäre diese Hochzeit nur erst vorüber!

Junge, das ist ein Brandmal auf deiner Seele! Bist du nicht in der Kirche gewesen, hast du nicht mitgesungen, mitgebetet für deinen Bruder und haben des Pastors Worte keinen Eindruck auf dich gemacht?

Ja, Vater, ich habe mitgesungen, mitgebetet — aber in meinem Herzen saßen tausend Teufel, ich weiß nicht, daß ich gesungen und gebetet in der Kirche. Doch laßt mich nur, ich geb' Euch mein Wort: die Urte will ich vergessen und den Christoph dazu. — Wären diese Tage nur erst vorüber!

Der Vater sah seinem Sohne mit ernster, aber freundlicher Miene ins Gesicht, klopfte ihm auf die Schulter, sprach gute Worte und ging wieder ins Haus. Drinnen war indessen abgespeist. Die Alten wischten sich den Mund, den Jungen braunte es unter den Fußsohlen, den Boden zu stampfen. Die Musikanten machten auch eine Pause, um sich für die Arbeit beim Tanze zu stärken an den ihnen vorgesetzten Leckerbissen. Frisch langten sie zu nach dem eigengeschlachteten Schinken mit handhohem Fett, nach dem Schweins- und Gänsebraten, nach der vortrefflichen Bratwurst und füllten sich dazu aus dem blumenumkränzten Brangwine-Napf einen Löffel nach dem andern, daß ihnen die Schnurrbärte zusammenklebten wie Zöpfe. Brangwine ist nämlich das aus Kornbranntwein, Honig, Rosinen und Korinthen bereitete Lieblingsgetränk der Litthauer und hält ihnen Leib und Seele zusammen.

Endlich hatten die Alten ihre Sitze bei Tische verlassen, und die Platzmeister fingen an auszuräumen für den Tanz. Da entwand sich auch Christoph den Armen seiner Braut, gab ihr einen Kuß und sagte:

Nun plaudere, Herzliebste, mit den Muhmen und Basen. Bis zum Tanz hoffe ich wieder zurück zu sein. Ich habe Etwas vor, das uns Glück bringen soll.

Damit gab er ihr noch einen Kuß und überließ sie dem Gespräch mit den Verwandten. Er war mit einem Satze aus der Stube heraus und über die schneebedeckte, im Mondlichte flimmernde Straße hinweg in das Haus seiner Eltern hinein. Dort angelangt, zog er in aller Eile ein Paar Hosen von Schaffell, eine Weste aus eben solchem Stoff, eine eben solche Jacke und noch einen Pelz von demselben Thiere über seine Staatskleidung, so daß ihm das Pelzwerk auf den Beinen einfach, auf den Armen zweifach, auf der Brust sogar dreifach zu liegen kam. Gut gegen Frost, wenn man im Schnee liegen muß, sagte er dabei, setzte sich eine Mütze von Fuchsfell auf den Kopf und nahm seine Büchse von der Wand.

Ein Fuchs am Hochzeittage geschossen, so hörte ich in Flandern, das bringt Glück, sagte er für sich, ich muß doch zusehen, daß ich's erjage!

Damit hatte er den Ladestock in die Büchse gestoßen, um zu prüfen, ob sie geladen, und als er sich davon überzeugt hatte, griff er nach

dem Pulverhorn und dem Kugelbeutel, steckte Bires zu sich und war mit wenigen Sätzen zur Hinterthür hinaus und durch den Garten an den Riemen, dessen breite Eisdecke er hastig überschritt, um sich in der Nähe des Ufers in eine zu seinem Zwecke schon am Tage von ihm erbaute sehr niedrige, schneeüberworfene Hütte flach auf den Boden zu legen. Die Musikanten ließen eben wieder eine ihrer lustigen Weisen erschallen und den Jubel der Gäste hörte er dazwischen aus dem Dorfe herüber, als er sich kaum in eine für den Anschlag geeignete Lage gebracht und nun sein Auge über die weite freie Ebene schweifen ließ, wo er den Köder gelegt wußte.

Bald sah Christoph Etwas, das Dem ähnlich sah, was er suchte. Mit einem raschen Griff prüfte er das Schloß seiner Büchse und als er Alles in Ordnung fand, richtete er den Blick wieder in die Ferne und sprach vor sich hin:

Bewegung ist in dem Dinge; die Art der Bewegung läßt mich aber nicht schließen auf einen Fuchs — müßten sich ihrer auch an andern Orten noch zeigen — läßt sich aber nichts weiter erblicken auf dem Schneefelde vor mir. Es muß ein Feind der Füchse sein, was da kommt. Mir schon recht, ich bin ihr Freund auch nicht, werden aber trotzdem keine Kameradschaft machen mit einander.

(Fortsetzung folgt)

Cäsar Ducornet.

Vor ungefähr 50 Jahren ward zu Lisle in Frankreich einem armen Schuhmacher ein Kind geboren, das kaum ein Kind zu nennen. Es hatte keine Arme, und seine kleinen magern Beine versprachen nur sehr unvollkommene Gehwerkzeuge zu werden, denn jeder Fuß hatte nur vier Zehen. Dennoch liebten der gute Schuhmacher und seine Frau das arme Kind und nannten es Cäsar. Warum sie dem so unbeschreiblich hülflosen Kinde diesen hochtönenden Namen gaben, läßt sich schwer begreifen, denn keinesfalls thaten sie es in d r Hoffnung, ihr Kind könne ein mächtiger Kriegsheld wie der römische Cäsar werden. Doch Cäsar nannten sie ihn, und er bewies sich in der Folge dieses Namens mehr als würdig.

Der kleine Cäsar begann, in Ermanglung der Arme, sehr bald Gebrauch von seinen Füßen zu machen. Als er alt genug war, über diesen Mangel nachzudenken, klagte und weinte er nicht, noch ergab er sich dem Müßiggang unter der Entschuldigung, daß er nichts thun könne, weil ihm Arme und Hände fehlten. O nein, dazu war der kleine Cäsar bei weitem zu hoch gesinnt. Er versuchte mit seinen Zehen alles Das zu thun, was gesunde Kinder mit ihren Fingern vollbringen.

Cäsar spielte Ball mit den Füßen, schnitt mit dem Messer, zeichnete mit Kreide Linien auf die Dielen, ja er schnitt sogar mit der Scheere seiner Mutter Figuren aus Papier, und Alles machte er sehr gut, besser als die meisten Knaben seines Alters. Bravo, kleiner Cäsar!

Eines Tages fand man Cäsar beschäftigt, mit einer zwischen die Zehen geklemmten Feder Buchstaben auf Papier zu schreiben. Ein alter Schreiblehrer hörte davon und war so erfreut von des Knaben Strebsamkeit, daß er sich erbot, ihn unentgeltlich schreiben zu lehren. Das Anerbieten ward angenommen, und in einem Jahre schrieb der harmlose Cäsar besser als alle andern Schüler des alten Schreibmeisters. Bravo, kleiner Cäsar!

Da er nun die Höhe der Schreibekunst erreicht, versuchte Cäsar auch mit seinem Fuß — zu zeichnen. Ja, ja, zu zeichnen! Er füllte ganze Hefte mit Skizzen und Zeichnungen, welche so geistvoll, originell und treffend waren, daß sie die Aufmerksamkeit eines Künstlers erregten. Durch Vermittlung dieses Künstlers ward Cäsar in die Akademie für Zeichnenkunst aufgenommen, und — sollte man es glauben — Cäsar gewann in den Jahren, die er in der Akademie zubrachte, stets die höchsten Preise alle Klassen hindurch. Da riefen die Leute in Lisle: „Bravo, Cäsar Ducornet!“ und waren stolz auf den Knaben, der ohne Arme zeichnete. Cäsar wählte nun die Malerkunst zu seinem Beruf. Er ging nach Paris auf die königliche Akademie, und gewann die zweite und dritte Medaille. Seine Portraits und Gemälde waren sehr begehrt, Fürsten und Größe wurden seine Gönner, seine Werke wurden in Kirchen und Gemälde-Gallerieen aufgestellt; einige derselben sind von großem Werth, sowie von großem Umfang, und werden noch heut sorgfältig aufbewahrt und hochgeschätzt.

„Wie konnte aber Cäsar große Bilder malen?“ fragt man unwillkürlich. Wir bedienen uns der Worte eines Reisenden, der ihn einst bei der Arbeit sah und den Besuch in folgender Weise schilderte:

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den wir empfingen, als wir Cäsar Ducornet's Atelier betraten.. Auf einer Staffelei ausgespannt, stand eine ungeheuere Leinwand, auf welcher die Gestalt eines Generals Leben zu gewinnen begann; über die Leinwand hin glitt mit unglaublicher Geschwindigkeit, gleich einer Fliege an der Wand, der verkrüppelte Körper eines Menschen, gekrönt von einem ausdrucksvollen Kopf mit edler hoher Stirn und Feueraugen. Wo diese Gestalt über die Leinwand glitt, ließ sie auch Spuren von Farben zurück. Einige Schritte näher gehend, bemerkten wir, daß ein hohes, ganz leichtes Gerüst vor der Leinwand angebracht sei, auf dessen Stufen auf- und abklimmend, sich bückend und hindurchwindend, auf ganz unbeschreibliche Weise das mißgestaltete Wesen arbeitete. Wir sahen nun, daß er keine Arme hatte, daß seine kurzen Beine ohne Lenden dicht am Rumpf begannen, und daß jedem seiner Füße eine Zehe fehlt. Mit einem Fuß hielt er die Palette, mit dem andern einen Pinsel, im Munde noch einen Pinsel und eine große Bürste. So angethan, rollte und glitt er hin und her, wand sich hindurch und malte auf wahrhaft wunderbare, unbegreifliche Weise. Mehre Minuten stand ich und mein Begleiter mitten im Zimmer, stumm vor Staunen und Bewunderung, die Forderungen der Höflichkeit gänzlich vergessend. Da ging von dem mißgestalteten Wesen ein freundlicher, wohlklingender Gruß aus, mit volltönender sonorer Stimme gesprochen; das seltsame Wesen nannte uns beim Namen, lud uns zum Sitzen ein, glitt dann von dem Gerüst hinunter auf den Boden, kam oder rollte vielmehr auf uns zu und schwang oder schnellte sich neben uns auf das Sopha. So sah ich mich denn zum ersten Male dem Historien-Maler Cäsar Ducornet gegenüber.

Im Laufe der nun folgenden Unterhaltung entfaltete das verkrüppelte Wesen so viel heitern Humor, so viel liebenswürdige Herzlichkeit, daß es unsere Zuneigung vollständig gewann. Seine Mißgestalt vergessend, sahen wir in ihm nur den ausgezeichneten Mann, nach dessen Freundschaft wir strebten, und reichten, von mächtiger Empfindung getrieben, ohne zu überlegen, ihm die Hand hin. Ducornet lächelte traurig und blickte auf seine armlosen Schultern.

Dreißig Jahre arbeitete der wunderbare Mann in dieser Weise, dann wurden seine Füße, die ihm die Hände ersetzt, vom Schlagfluß gelähmt. Am 26. April 1836 brach sein großes Herz. Cäsar Ducornet starb in den Armen seines Vaters und eines Freundes, der ihm mit väterlicher Liebe gedient und ihn gepflegt in seiner Hülflosigkeit.

So starb dieser große Cäsar — kein Eroberer auf blutigem Schlachtfelde, kein Beherrscher großer Völker, und dennoch ein Sieger, denn er gab ein erhebendes Beispiel von der Macht des Geistes über die Materie.

Denksprüche.

Bedenkt euch einen Tag, eh' ihr uns was versprecht,
Damit ihr kein Versprechen brecht!
Und daß kein unnütz Wort dem Munde
Entfall', eh' ihr was versprecht, eine Stunde.

Kraft erwart' ich vom Mann; des Gesetzes Würde behaupt' er;
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib.

Anagramm.

Ich bin ein Kind der Laune,
Sprech' Sitt' und Anstand Hohn;
Man trifft mich hinter dem Zaune,
Wie auf dem fürstlichen Thron.

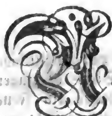
Par's ist meine Wiege,
Von hier aus erobr' ich die Welt.
Unblutig zwar sind meine Siege,
Doch kosten die Siege viel Geld.

Legst du den Kopf mir zu Füßen,
Dann pochet kein Herz ohne mich.
Erst wann deine Augen sich schließen,
Erst dann verlasse ich dich.

Leg' nun den Kopf bei Seite: —
In Versen tret' ich vor's Gesicht;
Bald athmen sie Trauer, bald Freude,
Bald Liebe in rosigem Licht.

Neustadt. A.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.


Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 110. Dienstag, den 13. September **1859.**

Eine Hochzeitsnacht.

(Fortsetzung.)

Wieder sah er hinaus auf das dunkle sich nähernde Etwas.

Der Brangwine und die Hochzeit — es flimmert mir vor den Augen wie all nichts Gutes. — Was fällt mir ein! Das wird auch der Grund sein, warum es die Leute in Flandern für ein so großes Glück erklären, einem Fuchs am Hochzeittage Eins auf den Pelz zu brennen! Ich will's aber doch fertig kriegen! Wenn nur das Ding da — kein Wolf ist? Und das Ding ist wahrhaftig zu groß für einen Fuchs — Ein Wolf aber — Na warte nur, Bursche, ich will mir den Rehposten abziehen und eine Kugel aufsetzen. Mein Auge ist sicher, meine Hand ist fest: einem Wolf auch will ich's leid machen, mir die Füchse zu verjagen. Aber verteufelt lang scheint mir der Kerl zu sein. Ei nun, wir haben ihrer, die sich sehen lassen können; ausgewachsene Bursche — aber wahrhaftig, Christoph, das müssen wohl zwei sein! Zwei Wölfe, zwei Wölfe, und wenn ich den einen auch wirklich nicht fehle, so kommt mir der andere auf den Hals. Ausreißen und die Jagd im Stich lassen, das ginge wohl noch — dann müßt' ich mich bei Zeiten auf die Strümpfe machen. Wäre aber das ganze Rudel nicht weit? Ja, dann würde ich so wie so an mein Testament zu denken haben! Ein Rudel aber kann's nicht sein, mein Auge müßte etwas davon entdecken, und was ich nicht in der Blickweite habe, kann mich auch über den Riemen nicht einholen. Also geblieben und den Einen sicher aufs Korn genommen, mit dem Andern dann wirst du schon fertig werden, reißt er nicht selber gar aus vor dem Feuer, wie das gar häufig der Fall ist. Käme er mir aber doch noch zu Leibe, so ein Wolf hat ein steifes Genick, der kann nicht wenden; mit einigen Kreuz- und Quersprüngen, und noch dazu auf dem Eise, will ich ihm's Leben schon sauer machen.

Alles Dies ungefähr dachte der Mann schneller, als es sich sagen läßt. Mit festem Blicke, und das Gewehr im Arme, blieb Christoph auf dem Boden seiner Laubhütte und rührte kein Glied.

Die beiden wandelnden Geschöpfe — zwei waren es wirklich — waren indessen so nahe gekommen, daß man ihren Gang deutlich unterscheiden konnte. Sie waren groß wie die Wölfe, auch so stark wie die Wölfe, hatten aber nicht ihren Gang. Als der Mann diese Entdeckung gemacht hatte, lief es ihm heiß über den Körper, und aus den Augen hüpften ihm Funken, aber er drückte seinen Ellnbogen in den Schnee, wartete in athemloser Spannung noch ein leises Zittern lang, brachte dann die Büchse an die Schulter, zielte und schoß los. Eins der Thiere hob sich in die Höhe, taumelte, stieß ein kurzes Gebrüll aus und stürzte zu Boden.

Der frißt mich nicht! rief Christoph und lachte hell auf, aber nur einen Augenblick, dann stockte sein Athem vor dem Wuthgeheul, welches das andere ausstieß und wie ein kurzer Donner daher scholl. Fast zu gleicher Zeit aber setzte es sich auch in Trab und bewegte seine, je näher immer riesiger werdenden Glieder mit der Schnelligkeit eines Pferdes auf den Schützen zu. Dieser verlor keine Zeit, sprang auf vom Boden und erwartete seinen Feind mit erhobenem Kolben. Eine Manneslänge von ihm stand das Thier still. Seine Zunge hing dampfend aus dem Rachen, die

Augen glühten wie Kohlen. Einen Augenblick, dann erhob sich's und jetzt schmetterte Christoph den Büchsenkolben auf seinen Schädel, daß er zersplittert vom Laufe flog. Das Thier stieß ein zorniges Brummen aus, ließ sich den Schlag aber nicht rühren, sondern erhob sich vollends auf die Hinterbeine. Christoph, als er die Nutzlosigkeit seines Schlags erkannt hatte, warf seine Waffe in den Schnee und war mit Einem Sprunge an seinem Feind, legte seine Hände wie ein Paar Daumenschrauben um dessen Hals und hielt ihn so Armesweit von sich ab.

Festhalten oder Erwürgen, was war seine Absicht bei dieser Handlung? Er that, was ihm der Augenblick eingab.

Voll Grimmes erhob der Gegner seine Tatzen, schlug sie dem Mann auf die Schultern, daß die Krallen sich eingruben durch den doppelten Schafpelz bis auf das Fleisch. Ein unwillkürlicher Angstschrei entfuhr Christophs Lippen; fester aber schnürten sich seine Hände um das Thier, das sich in kurzen, heftigen Drehungen dieser Unbequemlichkeit zu entwinden suchte; weiter schien es ihm nichts zu sein, da die Hände nicht hinreichten, den Hals ganz zu umspannen. Fest hielt Christoph mit der Kraft der Verzweiflung; das Thier leckte mit der Zunge nach dem Arm seines Feindes und drückte den Kopf seitwärts herunter. Ein Biß und er wäre zermalmt gewesen. Mit gewaltiger Anstrengung preßte Christoph des Thieres Kopf wieder in die Höhe. Das aber hatte nur die Wirkung, daß nun dessen Tatzen seine Schultern wie mit Hämmern bearbeiteten. So stramm der Mann auf seinen Beinen stand, bei jedem Schlage fühlte er sich wie in die Erde eingerammt. Die Krallen des Thieres rissen den Schaafpelz in Fetzen, endlich mußten sie das Fleisch treffen. Jedem Schlag folgte ein kurzer Ruck, den Schützen in des Thieres Umschlingung zu bringen, jedem Ruck mußten sich die Sehnen seiner Arme blitzschnell entgegensteifen — und dazu die rollenden, glühenden Augen im dunkeln Gesichte des Thieres, sein heißer Athem und der weiße Tod auf den zollangen Zähnen; er schien unserm Christoph zu tanzen von einer Reihe des Gebisses zur andern und grinste ihn an, und es wurden ihrer bald mehr, immer mehr, und wirbelte sich zuletzt ein ganzes Schock vor seinen Augen, daß ihm der Angstschweiß von der Stirn lief und die Sinne vergingen. Da war's ihm noch, als fahre ein Feuerstrom seinen Augen vorüber, als erfülle ein Donner sein Ohr — seine Arme erschlafften — seine Knie brachen zusammen, er lag ohne Leben am Boden.

Im Brautvaterhause lockten die Musikanten indeß unverdrossen zum Tanz und vergeblich. Die Braut schaute nach ihrem Bräutigam aus und ebenso vergeblich. Ihr wurde gar bänglich ums Herz; zuletzt fragte sie ihren Schwieger nach seinem Sohne.

Der hatte sich eben zu den Karten gesetzt und machte den Trumpf; es war Treffbube. Das fuhr dem alten Manne gar sonderbar in die Krone.

Treffbube ist Trumpf! rief er laut, und zu Urten gewendet, fragte er flüsternd, als hätte er ihre Frage nicht verstanden: Der Christoph ist fort?

Ja, Vater! Er wollte bald zurück sein; er wollte Etwas thun, das uns Glück bringen soll; das sagte er zum Abschied — aber er kommt nicht zurück!

Ich passe! rief der alte Lagies zu seinen Gevattern, legte die Karten auf den Tisch und stand auf.

Urte, meine Tochter, wo ist der Michael?

Der ist auch fort, Vater, der ist auch nicht zu sehen!

Der alte Mann preßte die Hand an die Stirn, und ein tiefes Stöhnen entfuhr seiner Brust. Es kam ihm an wie ein Schwindel, er mußte sich gegen die Thürpfoste lehnen. Urte legte ihren Arm um seinen Nacken und rief ängstlich:

Was ist Euch? Was ist Euch? Ihr macht mir bange!

Diese Ausrufe und das Benehmen des Alten brachten die ganze Gesellschaft in Aufruhr. Viele hatten ihn taumeln gesehen, Alle sahen ihn jetzt ein Bild des Schreckens und Jammers in den Mienen und bedrängten ihn mit Fragen. Der aber hörte und sah nicht, seine Augen waren an den Boden geheftet. Endlich richtete er den Kopf in die Höhe, preßte sein Weib in seine Arme und rief in einem Tone, der nicht ganz mit dem Sinn seiner Worte im Einklang stand:

Es ist nicht möglich, Mutter, es ist nicht

möglich! Du hast sie mir Beide geboren! — Nein, es ist nicht möglich, daß Einer dem Andern einen Schaden thun könne!

Zu dem Pastor gewendet, der sich schon angeschickt hatte, nach Hause zu gehen, und nur noch wartete, um dem Bräutigam eine gute Nacht zu bieten, sagte er mit mehr Hoffnung im Ton:

Ihr habt sie mir unterrichtet, in der Furcht Gottes zu wandeln; es kann Keiner einen schlechten Gedanken bekommen haben! Darauf nahm er ihn bei Seite und theilte ihm kurz seine Befürchtungen und wieder seine Zweifel dagegen mit.

Der Pastor war kein Mann von vielen Worten. Er hatte kaum zu Ende gehört, so rief er auch schon die ganze Gesellschaft auf, den Vermißten zu suchen; danach erst nahm er den Vater unter den Arm, ihn zu trösten, seinen Glauben wieder aufzurichten.

In wenig Minuten war Alles mit Lichtern und Fackeln und brennenden Kienspähnen auf dem Wege. Da jedoch Niemand wußte, wohin er sich zu wenden habe, so blieben die Meisten in einem langen Zuge zusammen, welcher dem Pastor, der Braut und den Eltern des Brautpaars gefolgt war. Der Geistliche aber lenkte seinen Schritt, wie geleitet durch Instinct und aus langjähriger Gewohnheit, nach der Kirche. Vor dem Gotteshause, das in seinem Schneekleide, vom Monde beschienen, mit den Gräbern und Kreuzen umher, den armen Menschen vor seiner Pforte zuzurufen schien: Ich berge euch die Leuchte des Lebens! hielt er still und schien zu überlegen, ob er vorbeigehen sollte oder nicht.

(Schluß folgt.)

Denksprüche.

Gut ist das Beten, besser ist das Handeln,
Gut ist das Knieen, besser ist das Wandeln:
Doch fehlt die Kraft dir, fühlst du dich zertreten,
Dann besser ist's, zu knieen und zu beten.

Lang und schmal ist ein Weg. Sobald du ihn gehest, so wird er
Breiter; aber du ziehst Schlangengewinde dir nach.
Bist du an's Ende gekommen, so werde der schreckliche Knoten
Dir zur Blume, und du gib sie dem Ganzen dahin.

Halte rein dein Gewissen: so hast du die Stütze des Lebens,
Die dir niemals zerbricht; so hast du den Engel des Trostes,
Der dich nimmer verläßt; so hast du die Quelle der Freuden,
Die dir nimmer versiegt.

Oft sitzt das Glück an unserer Wiege schon,
Oft müssen wir's im Lebenskampf erreichen.
Was die Geburt verweigert, schenkt der Muth;
Es gibt ja Sterne mit erborgtem Glanz,
Und andre wieder, die sich selbst erleuchten.

Verschiedenes.

Thomas Jefferson, von 1801 bis 1809 Präsident des Congresses der Vereinigten Staaten, haßte Nichts so sehr als die kleinliche Etiquette, welche die fremden Gesandten, noch mehr aber deren Gemahlinnen, auch in seinem Gesellschaftszimmer einzuführen suchten. Wo es sich thun ließ, arbeitete er ihr entgegen. Bei seinen Morgenbesuchen kam er stets ohne Bedienten, band sein Pferd am Thore an und trat als Thomas Jefferson in's Haus. Bewirthete er die Gesandten, so bewillkommnete er sie mit Höflichkeit und überließ es ihnen, ihre Plätze zu wählen. Die Gemahlin des spanischen Ministers fühlte sich indeß einstmals sehr gekränkt, weil sie unter der Gemahlin eines Gesandten gesessen, dessen Fürst nicht die erhabene Rolle einnahm, die ihr Monarch bekleidete. Sie erklärte, daß Seine katholische Majestät in ihrer Person beschimpft worden sei, daß sie beleidigen auch ihren Mann beleidigen heiße, und folgerichtig müsse eine solche Beleidigung des Gesandten eine Beleidigung des Monarchen sein, dessen Person er vertrete. Der Spanier berieth den kritischen Fall mit seinen diplomatischen Freunden. Diese suchten ihn zu beschwichtigen, aber seine Gemahlin war unversöhnlich, und so wurde beschlossen, daß der Gesandte selbst Genugthuung fordern solle. Jefferson erhielt von dem Vorgefallenen rechtzeitig einen Wink. Einige Stunden später wurde der Spanier angemeldet. Der Präsident ließ sich sogleich seine Stiefeln reichen, zog den einen an und trat, den andern in der Hand, in das Zimmer,

in welchem ihn der Gesandte erwartete. In der Thür rief er seinem Bedienten zu, das Pferd bereit zu halten, dann trat er ein und indem er im Gehen den Stiefel anzog, begrüßte er die Excellenz mit der ihm eigenthümlichen Freimüthigkeit. Ohne die Verwirrung des Stellvertreters Spaniens zu beachten, begann er ein allgemeines Gespräch und trieb diesen so in die Enge, daß der Gesandte sich unverrichteter Sache entfernte und mit seiner Gemahlin und seinen gleich strengen Freunden übereinkam, die Würde ihrer Herren zu Hause zu lassen, wenn sie den Amerikanischen Präsidenten besuchten.

Auf einem Armenbazar in London ging ein Seemann an einem Tische vorüber, an welchem eine wunderhübsche junge Dame verkaufte. Der Seemann blieb stehen, betrachtete sich eine Weile die Verkäuferin in athemloser Bewunderung, nahm dann ein Goldstück aus der Tasche, legte es auf den Tisch und ging weiter. — „Heda, guter Freund," rief ihm die Dame nach, „wollen Sie nicht auch etwas für Ihr Geld mitnehmen?" „Danke schön, Madame," versetzte der Seemann mit bedeutsamem Blick, „ich habe einen größeren Genuß gehabt, als mein Geld werth ist."

Ein sehr an Ordnung gewöhnter Kaufmann ward von einem liederlichen Schuldner mit Bitten um Nachsicht angegangen. „Zeit ist Geld!" sagte der Erstere barsch, um den Quälgeist los zu werden. — „Wissen Sie was," versetzte der Schuldner, „schreiben Sie nur eine Quittung . . . Ich bin bereit, Ihnen meine ganze Zeit zur Verfügung zu stellen."

Der berühmte Arzt Dr. Schönlein ward eines Tages zu einer Dame gerufen, welche die Kranke spielte. Dr. Schönlein, der sich ärgerte, ohne genügenden Grund gerufen worden zu sein, machte sich so schnell als möglich wieder los und befand sich bereits auf der Treppe, als die eingebildete Kranke ihm ihren Diener nachschickte, um ihn fragen zu lassen, ob sie, wenn sie aus dem Theater nach Hause käme, einige Austern essen dürfe. — „Ja wohl," entgegnete der Arzt ungeduldig, „mit sammt den Schalen!"

Die St. Petersburger Nachrichten melden, daß während der Ueberfahrt der Menagerie Kreutzberg's nach Wiborg das Schiff leck wurde und sämmtliche Thiere mit ihren vergitterten Kasten über Bord geworfen werden mußten.

Ein neues Lied nach alter Weise.

Es zogen drei Burschen nach Zürich hinein,
Bei Baur am See da kehrten sie ein.

Herr Wirth, sind Zimmer für uns bereit?
Wir wollen hier bleiben gar lange Zeit.

Mein Haus ist groß und sehr wohl bestellt;
Ihr mögt hier bleiben, so lang's Euch gefällt.

Und als sie nun traten ins Zimmer, die Drei,
Da lag die Karte der Lombardei.

Der Erste, der deckte die Karte zu
Und wandte sich ab und weinte dazu;

Mein bist du gewesen — ach, wärst du noch mein!
Nun, was nicht ist, kann künftig doch sein!

Der Zweite, der schlug sie wieder zurück
Und sprach zu dem Dritten mit stolzem Blick:

Mein ist sie; doch schenk' ich sie dir zum Lohn,
Mein hoffentlich immer gehorsamer Sohn!

Der Dritte nahm sie vergnügt in die Hand
Und küßt sie, sein neu' erworbenes Land:

Dich hab' ich erstrebt, ich besitze dich heut'
Und will dich behalten in Ewigkeit.

So saßen geheim beisammen die Drei
Und kneipten auf Kosten der Lombardei.

Herr Baur stand draußen und weinte gerührt,
Als der Einz'ge, der dabei profitirt.

Kladderadatsch.

Auflösung des Anagramms in Nro. 109:
Mode — Odem — Ode.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 111. Donnerstag, den 15. September **1859.**

Eine Hochzeitsnacht.

(Schluß.)

In diesem Augenblicke der Unschlüssigkeit gewahrte Urte einen Menschen aus dem Schatten der Straße, welche nach dem Riemen hinführt, heraustreten. Er trug Etwas, einen Andern. Das Herz sagte ihr: sie sind es, die wir suchen, und eilte ihnen entgegen. Ein lauter Ausruf des Schreckens bestätigte ihre Vermuthung Allen, die sie davoneilen gesehen.

Es waren zwei Menschen, Christoph und Michael. Dieser trug bald Jenen, bald unterstützte er ihn im Gehen.

Was ist? rief der alte Lagies, seine Stimme bebte und seine Arme streckten sich aus gegen seine Kinder.

Es folgte ein kurzer Augenblick der Wonne und des Entzückens — denn Christoph erholte sich zusehends — dann berichtete Michael den Kampf seines Bruders mit dem Ungethüm. Zum Vater und zum Bruder sprach er:

Du weißt, Bruder, ich machte mir Hoffnung auf dein Weib — man hatte dich todt gesagt — und die Urte hat mich behext! Der Vater hatte nichts dagegen, für den Fall nämlich, du wärst in Wahrheit geblieben — — Das Alles ließ mich die Urte schon als die Meine betrachten und ich empfand es kaum, daß ich danach einen Bruder verloren haben müßte. — Es ist so, wie ich sage! Du mußt dich erinnern, daß ich mehr erschreckt als erfreut war bei deiner Heimkehr — — doch still davon! Ich stand heute vor der Thür und Vater hatte mich eben getrumpft, als du das Haus deines Schwiegers verließest. Du warst an mir vorbei und es war mir wohl so und war mir auch wieder nicht so, als wärst du's gewesen; es war zu geschwind gegangen. Ich achtete aber nicht drauf, mir war der Kopf voll ohne dies. Erst als ich in die Stube wieder eingetreten war und du vermißt wurdest, da wußte ich's gewiß. Kein Mensch aber dachte dich zu suchen, ich dacht's selbst nicht, nur sehen wollt' ich, wo du geblieben seiest, und Das auch nur aus Langeweile oder um mich zu zerstreuen. Ich hatte keinen Gefallen an all der Lust. So kam ich nach unserm Hause, und der Mond schien hell gegen die Wand, wo die Büchse hängt. Ich hatte sie wahrhaftig nicht gesucht, aber ich vermißte sie auf dem Fleck. Der Tausend, wo ist die Büchse geblieben? Das fuhr mir durch den Kopf. Damit sah ich hinaus auf den Hof. Mein Auge hat ein gutes Gedächtniß, so erkannt' ich eine ganz frische Spur in dem Schnee, die ich am Tage nicht gesehen hatte. Ich weiß nicht, warum ich's that, aber ich folgte der Spur durch den Garten. Ich dachte an einen Dieb mit der Büchse, ich dacht' auch an dich, aber ich konnt's nicht zusammenreimen, mit dem Diebe so wenig als mit dir. Daß ein Dieb nur die Büchse genommen haben sollte, wo doch Besseres zu finden gewesen, oder daß du gar auf Wilddieberei ausseiest an deinem Hochzeittage — mir waren's böhmische Dörfer. In diesem Gedanken aber war ich bis an den Riemen gekommen, da hört' ich einen Schuß fallen von jenseit. Das fuhr mir in die Glieder und machte mich springen und brachte mich über das Eis, ich weiß nicht wie. Ach, Bruder, ich hatte mich kaum auf das steile Ufer hinaufgearbeitet — —! Wie ein Pfahl stand ich im ersten Schreck! Dich sah ich von dem Bären umschlungen! Nicht wie ein Pfahl: all' meine Nerven zuckten, dir beizuspringen. Da aber mit einem Mal — — mir war's, als flüstere mir Jemand ins Ohr — es ging mir wie ein Frost ins Herz, und zu meiner Linken sah ich eine Er-

scheinung, die grinste mich an mit geschlitzten Augen, gekniffenen Lippen, verzogener Nase. „Verhalte dich ruhig, rief die Gestalt mir zu, verhalte dich ruhig!“ — Deine Urte stand neben dem bösen Geist, urplötzlich wie ein Bild aus der Zauberlaterne, und wie schön und schmuck! Aber ein Schatten, eine Wolke lag über ihrem Gesicht und ich hatte nicht den Muth, ihr ins Auge zu sehen. Da hört' ich dein Wimmern von Neuem, da sah ich, wie die Tatzen des Bären deine Schultern schlugen, ich sah ihn den Pelz dir vom Leibe reißen. Mörder deines Bruders! rief mir's von rechts her ins Ohr, und diese Stimme klang warnend und mild, diese Stimme traf mein Herz und mein Auge ging an den Boden. Mir vor den Füßen lag deine zerschlagene Büchse — ein Griff, in meiner Hand war sie und das Schloß noch am Schafte. An deiner Seite sah ich das Pulverhorn hängen, ich riß dir's vom Leibe, du wirst's nicht gemerkt haben in deiner Angst. Meine Hände flogen, da ich das Pulver in den Lauf schüttete; ich hatte die Kraft kaum, die Pfanne zu untersuchen und den Deckel wieder daraufzuschlagen — da noch einmal trat mich der Teufel an, hieß mich einen Narren und versuchte es mit dem Spott. Gott aber machte mir klaren Blick. „Deinen Bruder, deinen Bruder gewinne dir wieder!“ so rief's mir ins Herz; damit hielt ich dem Bären den Lauf in den Rachen, drückte los über deiner Schulter und mit zersprengtem Schädel sank das Unthier zu Boden. Mit seinem Leben war auch der böse Geist von mir gewichen — Gott Lob und Dank, daß ich dich rettete, wo ich dich verderben lassen konnte! Mit deinem Leben gönne ich dir jetzt auch den Besitz deiner Liebe!

Michael schloß seinen Bruder ans Herz. So lagen beide Brüder in einer langen Umarmung. Der Vater segnete sie.

Der Pastor hatte indessen die Kirche öffnen lassen und sich in die Pforte derselben gestellt. Es war Allen eine Mahnung, einzutreten in das Heiligthum. In wenigen Augenblicken war der Kronleuchter angezündet, brannten die Kerzen vorm Altar und ein „Herr Gott, dich loben wir!“ tönte aus der feierlichen stillen Nacht gen Himmel.

Helfe, was helfen kann.

Die gewöhnliche Parade eines Regiments, welches in einer Provinzialstadt garnisonirte, war beendet; die Offiziere und Unteroffiziere hatten sich schon aus dem Kasernhofe entfernt, wo sie abgehalten wurde, bis auf einen Hauptmann, einige Unteroffiziere und einen Soldaten, welche letztere in kerzengerader Haltung vor Ersterem standen und der Befehle ruhig harrten, die zwischen dessen großem Schnurr- und Knebelbarte noch hervortönen sollten. Der Hauptmann, dessen ergraute Haare und Bart, sowie die Ehrenzeichen auf der Brust Zeugniß gaben, daß in ihm noch einer der alten Haudegen zu finden sei und Vieles erlebt und durchgefochten hatte, stand stumm vor dem Feldwebel, dessen Umfang die schöne Rundung eines Wein- oder Bierfasses besaß, zu welchem es auch in der That abwechslungsweise viel gedient hatte und noch diente; er warf nur zeitweise einen grimmigen Blick auf den, einige Schritte hinter und seitwärts den übrigen Unteroffizieren stehenden Soldaten, der so kümmerlich aussah in seiner abgetragenen Montur, daß man's gleich merken konnte, dieser sei der Gegenstand des Zornes und Ingrimms des Compagnie-Commandanten, der sich nur in Etwas dadurch Luft machte, daß er alle Minuten einige Male ausspuckte, was so seine Gewohnheit war, wenn er seinen Zorn nicht durch ein Himmelkreuzdonnerwetter, oder Bomben und Granaten ausließ. Betrachtete man den Soldaten jedoch genauer, so fand man, daß die grimmigen Blicke keinen besonderen Eindruck auf ihn zu machen schienen, denn er sah so gutmüthig seinem in Feuer und Flammen ausbrechen wollenden Vorgesetzten ins Gesicht, und wenn man recht fest in sein Auge sah, konnte man einen lauernden listigen Schalk sogar darin sitzend entdecken.

Diese unheimliche, mehrere Minuten andauernde und ein herannahendes Gewitter vorhersagende Stille wurde endlich durch die ausströmenden Zornesworte des Hauptmanns unterbrochen:

Feldwebel, wie kommen Sie dazu, mir diesen lumpigen, schäbigen Kerl vor Tische noch vorzuführen, daß mir Alles bitter schmecken muß, wie Galle; ich glaubte mich mit meiner Compagnie morgen zur Revue vor dem inspiziren-

den Herrn General in vollstem Glanze zu zeigen und wohlverdientes Lob zu ernten, wie gewöhnlich, aber Million Donner — jetzt kommt der Lump daher, rückt freiwillig ein mit seiner abgenutzten, zerrissenen Montur, in welcher er in Wäldern und Feldern übernachtet haben muß; — um eine andere Montur für ihn zu empfangen, ist keine Zeit, zurücklassen kann man ihn auch nicht, — das wird schönes Lob absetzen und durch diesen einzigen schmutzigen Kerl die ganze Compagnie verdunkelt werden! — »Halten gehorsamst zu Gnaden«, erlaubte sich nun der rückwärts stehende Soldat mit etwas zögernder, aber doch vernehmbarer Stimme zu erwiedern; »ich konnte wirklich nicht länger mehr in Urlaub bleiben, da ich seit 8 Tagen arbeitslos bin, demnach nichts verdienen konnte, und in der That mein Nachtquartier in den Getreidefeldern nahm, was zwar auch seinen Reiz hat, wenn man am Morgen durch die Tagreveille der Lerchen, welche über Einem den Schöpfer preisend und jubelnd dahin schwirren, erweckt wird, aber der leere Magen knurrt trotz dem erhabenen Eindruck, und Wurzeln und Kräuter ist doch eine sehr kärgliche Kost; was blieb mir übrig, um mein Dasein zu fristen? Leider hat mich aber mein Verhängniß gerade heute zur unrechten Zeit hergeführt, — doch werde ich, hochgeehrtester Herr Hauptmann, Ihnen und der Compagnie keine Unehre machen, ich werde mit meiner schlechten Montur, die ich schon auf den Glanz herrichten will, ausrücken und einen Ausweg finden, daß der inspizirende Herr General keinen Anstand nehmen wird an meiner schmutzigen Person.«

Auf diese Rede erheiterte sich der finstere Gesichtshorizont des Capitäns etwas, denn er hatte die Ueberzeugung schon öfters erhalten, daß wenn dieser Soldat sagte, er führe etwas durch, er es auch ausgeführt hatte, und deßhalb durfte auch die gegen einen Vorgesetzten etwas freie und lange Erzählung passiren, ohne daß ein »Schweig Er, frecher Mensch,« dagegendonnerte. Das Gewitter war demnach, ohne sich zu entladen, im Abzuge, man sah nur noch einiges Wetterleuchten in den Augen des Compagnie-Commandanten und man hörte nur wenig Donner mehr, indem er nur nach dem Soldaten hinbrummte: »Was wird er können, hat er wieder einen von seinen tollen Streichen im Kopfe, mir recht, aber das sage ich ihm, er kommt mir nicht aus dem Arreste heraus, wenn er morgen wegen Malpropretät angesprochen wird!« —

Der Hauptmann entfernte sich, der Feldwebel, dem es während dieser Scene etwas warm geworden war, wischte sich den Schweiß, der auf seinem Rubingesichte perlte, ab und hub nun auch an, damit seine Autorität nicht verloren ging: »Er ist doch ein rechter Lu—stibus, muß Er denn in Urlaub gehen, wenn Er sich nicht durchbringen kann?« Ach gutester Herr Feldwebel, das hat so seine Bewandtniß. Wie die großen Herren ins Bad müssen zur Erholung von ihren vielen Anstrengungen und Sorgen, so muß ich auch alle Jahre eine kurze Zeit hinaus, wo ich mich frei fühle und mir einbilde, das Heer der Lerchen, Wachteln, Heher, Kukuks und der andern gefiederten Feld- und Waldbewohner zu kommandiren, wenn ich in den Feldern und Wäldern bei ihnen bivouaquire und menagire; das macht mich wieder heiter die übrige Zeit des Jahres und läßt mir die Schicksalsschläge, die mich treffen und oft in Arrest verbringen, leichter erdulden! — Der Feldwebel lachte und begab sich in sein Zimmer, die übrigen Unteroffiziere nahmen aber den Soldaten in die Mitte und befragten ihn, wo er sich wieder herumgetrieben und welche listigen Streiche er auf seiner Badereise ausgeführt habe, — denn so oft er von Urlaub kam, wußte er neue Possen zu erzählen, wie er sich manchen vergnügten Tag trotz seines leeren Geldbeutels gemacht hatte. — Daß die Unteroffiziere so freundlich mit ihm umgingen, kam daher, weil er voll toller Einfälle war, immer neue Schnurren und Possen zu erzählen wußte, dann war er früher selbst Unteroffizier, wurde aber leider wegen mehrmaligem Ausbleiben ohne Erlaubniß und Ueberschreiten seines Budgets zum Gemeinen wieder degradirt. Es möchte nun doch im Interesse der Leser liegen, über das Leben dieses, dem Stande nach unbedeutenden, aber nicht seinen Talenten nach ungewöhnlichen Menschen etwas Näheres zu erfahren, damit es manchen schwachen und in ihre Kinder zu sehr verliebten Eltern zur Lehre dienen möge, eine unzeitige Nachsicht bei den Fehlern der Kinder und ein Erfüllen deren Wünsche nicht immer Platz greifen zu lassen, da an diesem Soldaten

der Beweis gegeben ist, daß er nur durch die elterliche Erziehung und besonders dadurch, daß die Mutter jeden Wunsch um Geld ihm erfüllte, — in einer niedern Lebenssphäre geblieben, während er seinem Geiste nach gewiß auf eine höhere Lebensstufe gekommen wäre. Der vorgeführte Soldat war der Sohn eines Landarztes, welcher ihn in einer nahe gelegenen Provinzialstadt die Lateinschule und das Gymnasium besuchen ließ, sich aber weiter um ihn nicht viel mehr bekümmerte. Der Vater starb, während der Sohn sich in der letzten Gymnasialklasse befand, was zur Folge hatte, daß er sein Fortstudiren aufhören mußte, denn Vermögen ließ der Vater nicht das geringste zurück, theils weil er selbst als lustiger immer durstiger Mann viel verbrauchte, theils der Unterhalt und das Studium des Sohnes, der sich's immer wohl sein und nichts abgehen ließ, besonders in einem andern Orte, wo Alles zu bezahlen war, das von der Mutter Erübrigte verschlang. Was nun thun? Spes ultima est miles!

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Um Gegenstände, welche unversehens ins menschliche Auge kommen, aus demselben auf einfache und gefahrlose Weise zu entfernen, bedient man sich eines Stückchens Fließpapier, wozu jede Zeitung das Material liefert. Am besten ist es, wenn das Papier in der Form einer kleinen Düte zusammengedreht, die Spitze derselben mit einer Scheere etwas abgestumpft und dann hiemit der im Auge befindliche Gegenstand leise berührt wird, welcher augenblicklich am Papier hängen bleibt und mit demselben entfernt werden kann. Des besten Erfolges darf Jeder versichert sein.

Denksprüche.

Neid, du großes Uebel! das ist das Gute noch in dir,
Daß du mit eigenem Pfeil selber das Herz dir durchbohrst.

Vergeben und Vergessen ist die Rache des braven Mannes.

Der Stolz, eine edle Leidenschaft, ist nicht blind gegen eigne Fehler, aber der Hochmuth ist es.

Verschiedenes.

Napoleon I. ließ in Moskau auch Münzen prägen, welche sein Bild auf der Kehrseite, aber in Wolken und Strahlen die Inschrift trugen: „Der Himmel dein, die Erde ist mein." — Einige der Münzen schickte er dem Gouverneur von Orenburg, der sandte sie aber zurück und hatte mit der Gabel darauf geschrieben: „Der Rücken ist dein, die Knute mein."

Zu Heidelberg kam am 17. d. Mts., Morgens, auf der Main-Neckar-Bahn eine Menagerie an. Durch einen Stoß sprang die Thüre des Kastens auf, in welchem ein Bär eingeschlossen war. Derselbe trat sogleich in's Freie und schloß einen Affen, der auf dem nächsten Wagen saß, liebevoll in seine Arme und erdrückte ihn. Die Eisenbahnmannschaft hatte sich während dieser Scene erwartungsvoll zurückgezogen: als der Bär wider alles Vermuthen wieder in seinen Käfig zurückging und die Umstehenden von aller Angst und weiterem Unglück befreite.

„Sie sind nicht werth, daß man Sie anspuckt!" sagte ein Zorniger zu einem übel berüchtigten Menschen. — „Widerrufen Sies dies, oder ich verklage Sie wegen einer Injurie", sagte der Letztere. — „Nun gut, ich widerrufe", versetzte Jener, „Sie sind es werth!"

Charade.

Ein Wort einsylbig, doch leicht erklärlich:
Mit einem A den Kriegern gefährlich,
Mit einem E nach Bösem begehrlich,
Mit einem I ganz offen und ehrlich,
Mit einem U dem Waller beschwerlich.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 112. Samstag, den 17. September 1859.

Die Schöpfung des Weibes.

Als einst des Ewigen allmächt'ger Ruf
Das Erdenthal mit Vaterhuld erschuf,
Da gab es einen ew'gen Frühling nur,
Mit jungen Kräften wirkte die Natur
Und Alles zeigte treu die Meisterschaft
Des Schöpfers, seiner Macht und Kraft. —
Da sprach der Herr zu seiner Engel Schaar:
Wohl stellt sich meine Schöpfung herrlich dar,
Sie ist so stark und kräftig wie das Wesen,
Das ich zu ihrem Herrn mir auserlesen;
Doch eben diese Kraftvollkommenheit
Erzeugt der Kreaturen Kampf und Streit.
Der Mensch, des Sieges geistig sich bewußt,
Hegt allzubald des Kampfes rohe Lust; —
Ich aber will nicht, daß die schöne Erde
Ein Schauplatz wilder Leidenschaften werde! —
Ein Wesen will ich schaffen, seltner Art,
Das mächtig stark, ob es auch scheinbar zart,
Ein Wesen, welches Haß und Groll versöhnt,
Dem selbst der Mann, der Herr der Schöpfung fröhnt.
Und nieder stieg der Herr in's Erdenthal
Und pflückte Blumen dort in weiser Wahl,
Er nahm die Lilie, die rein und mild
Der makellosen Unschuld holdes Bild,
Zum duftumwehten Strauche trat er hin
Und brach die schnee'gen Kelche vom Jasmin,
Schneeglöckchen ließ er sich von Engeln reichen,
Der Myrthe Blüthen, die den Perlen gleichen,
Und wie der Herr zum Kranz die Blumen wob
Und segnend seine Hände d'rüber hob,
Da lag vor ihm, mit Zügen himmlisch mild,
Ein bleiches, aber reizendes Gebild!
Ein Engel schien's in lieblicher Gestalt,
Doch regungslos, ein Steinbild, blaß und kalt.
Und wieder hob der Schöpfer seine Hand,
Da neigt ein Rosenstrauch, der neben stand,
Die Zweige, die voll Purpurrosen prangen,
Herab auf das Gebild und färbt die Wangen,
Die Nelke aber gibt in selber Stund'
Mit einem Kusse Duft und Schmalz dem Mund,
Es öffnet sich der Augen holde Schau
Und drinnen spiegelt sich des Veilchens Blau,
Der Sonnenstrahl umfließet wunderbar
Das schöne Haupt als wallend goldnes Haar,
Und was hienieden nur für reizend galt,
Vereinigt sich in dieser Huldgestalt.
Da sprach der Herr: Du reizerfüllter Leib,
Sei Königin der Erde, sei das Weib! —
Doch weil ich Dich zum frömmsten Zweck erschuf,
Sei heilig auch Dein irdischer Beruf:
Du sei fortan der Born vom Menschenleben,
In Deine Hand sei all sein Glück gegeben,
So schwach Du scheinst, sei Stütze Du dem Mann,
Wenn je des Lebens Leid für ihn begann.
Du zähme seinen kühnen, troz'gen Sinn,
Sein Herz mach' weich und walte segnend d'rin:
Schwer ist die Sendung, die Dir anvertraut,
Du bist's, auf die der Mann sein Hoffen baut;
Dein Blick, Dein Wort vermag zu trösten ihn,
Wenn ihr einst Dornenpfade wüßtet zieh'n! —
Dir selbst beschieden aber ist der Schmerz,
D'rum werde Dir zu Theil ein starkes Herz! —
Und Gott griff in den Felsenschacht hinein,
Entnahm daraus den reinsten Demantstein,
Formt d'raus ein Herz mit segensvoller Hand
Und füllt's mit Himmelsgaben bis zum Rand. —
Die Engel alle drängten sich heran
Und boten ihre frommen Gaben an.
Die Liebe bat, daß ihr der Herr vergönne,
Daß sie des Weibes Herz beglücken könne;
Die Sanftmuth, mit der Demuth fromm im Bunde,
Wollt' selig wohnen in dem Herzensgrunde;
Es bat den Schöpfer um die gleiche Huld
Der fromme, stille Engel der Geduld;
Auch wollten dort ihr friedlich Nestchen bauen

Die Hoffnung mit dem liebenden Vertrauen.
Daß ihnen Gott den Wohnsitz dort erlaube,
Erflehten Milde, Frömmigkeit und Glaube.
Das Herz erfüllten zahllos edle Triebe.
Als aber endlich noch die Mutterliebe
Den Jubeleinzug hielt, da war es voll,
Voll bis zum Rand, so daß es überquoll!
Der Schöpfer aber segnete mit Vaterlust
Dies Herz und legt' es in des Weibes Brust;
Nun lebt's und wie es reizend sich erhebt,
Da schien die Erde ringsum neu belebt,
Mit ihm erwacht der Menschheit höchstes Glück,
Das Weib war ja des Schöpfers Meisterstück!

Helfe, was helfen kann.

(Schluß.)

Dies Sprichwort sagte sich der Sohn und führte es aus, brachte es bald zum Unteroffiziere, machte als solcher die Expedition nach Griechenland mit; daraus aber zurückgekehrt, starb bald die alte Mutter und da er nun nicht die geringste Unterstützung mehr erhielt, machte er Schulden, um sein gewohntes Leben fortzusetzen, verfiel in leichtsinnige Streiche, ergab sich dem Trunke und wurde, wie schon oben erwähnt, deßhalb zum Gemeinen degradirt. — Seine arme Mutter, welche ein Stück um das andere von ihrem Besitz verkauft hatte, und als Alles fort war, ihren Lebensunterhalt kärglich durch Botengänge erwarb, hatte in ihrer unrechten Herzensgüte jeden sauer erworbenen Kreuzer mit ihm getheilt und hatte dadurch sich und ihren Sohn zu Grunde gerichtet, der sich immer auf seine Mutter verließ und in den Tag hinein lebte. — Bedauert und ermahnt wurde er von allen seinen Vorgesetzten vielfältig, denn er hatte viel Talent, aber es nutzte nichts. Seine Talente wendete er nun leider dazu an, um sein früheres Leben fortführen zu können. So oft ein besonderes Weltereigniß vorkam, machte er sich Zeichnungen hierüber, erdichtete oft selbst solche Vorkommnisse und zeigte sie an Sonn-, Feier- und Markttagen den Landleuten in den Wirthshäusern, die gehörige Erklärung in Versen dazu gebend, wofür ihn diese, höchst ergötzt durch derlei Erzählungen, zum Essen und Trinken einluden. Zeitweise setzte er sich so unter sie, erzählte ihnen von seinen Gefechten in Griechenland mit den Mainoten, nahm die vollen Maßkrüge der um ihn Sitzenden und stellte sie vor sich auf, die verschiedenen Stellungen des Freundes und Feindes damit anzeigend. Die Stellungen wechselten, denn bald wurde der Feind zurückgedrängt, bald rückte er wieder vor, das heißt die vollen Maßkrüge manövrirten immer in die nächste Nähe des Soldaten, der durch die Erzählung Durst bekam und zur Erholung sie nach und nach austrank; so wurde das Gefecht fortgesetzt, bis sämmtliche Truppen matt, eigentlich sämmtliche Krüge leer waren.

Mußten die Rekruten einrücken, so war dies seine besondere Erntezeit, er fand mit einer ganz feinen Nase immer diejenigen heraus, die mehrere Muttergroschen bei sich führten, wenn sie sich auch noch so arm stellten; an diese machte er sich, zeigte ihnen, wie ihre Armatur- und Monturstücke zu putzen waren, putzte sie ihnen auch, so lange sie Geld hatten, und führte sie in Gesellschaft, heißt das ins Wirthshaus, wo sie zum Danke ihn frei halten mußten. Wußte er Einen, der mit dem Gelde nicht herausrücken wollte, der mußte das Rauchen anfangen, denn es kommt jedesmal vor, daß Solche, die so sehr sparen, nie Tabak rauchen können; diesen machte er nun begreiflich, daß ein rechter Vaterlandsvertheidiger einem solchen gar nicht ähnlich sei, wenn er nicht aus einem Gyps ordentliche Dampfwolken vor sich hinblase. — Da verstand sich nun von selbst, daß wenn ein solcher junger Mensch im Wirthshause saß und aus seinem neuen Gyps Tabak rauchte, von dem er schon den rechten rekommandirt bekommen hatte, demselben bald die Schweißtropfen, von innerm Weh ausgepreßt, auf der Stirne standen und es nicht lange währte, daß er die Pfeife weglegte und sich schleunigst entfernte. Tabak, Pfeife und Bier blieb nun dem Lehrmeister. Derartige Streiche trieb er nun noch viele, um manchmal, wie er selbst sich ausdrückte, zu einem gehörigen Trunk zu kommen.

Doch genug von diesen und zur Hauptsache. Des andern Morgens nach der Scene im Kasernhofe stand die Compagnie aufgestellt im vollsten Glanze zur Revue, an deren linkem Flügel im zweiten Gliede der bewußte Soldat,

an dessen Monturstücke trotz aller Fürsorge durch aufgetragenes Berlinerblau die schadhaften Stellen nicht völlig hatten bedeckt werden können.

Der Hauptmann ging noch einmal die Glieder durch, äußerte bei jedem Manne die vollste Zufriedenheit, da Jeder sich auch Mühe gegeben hatte, schon aus Zuneigung zu seinem Hauptmanne, denn Alle liebten ihn auch wie einen Vater, was er durch seine liebevolle Behandlung im höchsten Grade verdiente, und er war fest überzeugt, daß die inspizirende Excellenz ebenfalls zufrieden sein würde, wenn nur der Mann im zweiten Gliede am linken Flügel nicht wäre; er bedeutete diesem nochmals, daß wenn er angesprochen würde, er sich an ihm vergreifen müsse. Nicht nöthig, Herr Hauptmann, erwiederte dieser in gestrecktester Haltung und mit ganz sorgloser Miene, ich bitte gehorsamst, machen Sie sich keine Sorgen, mein Plan ist gefaßt, Herr Hauptmann werden mit mir gewiß zufrieden sein! Der kritische Moment kam nun, der Inspizirende trat, nachdem schon die ersten Compagnien des Regiments gemustert waren, zur besagten Compagnie, die Tambours schlugen die Empfangszeichen, der Hauptmann salutirte, machte seinen Rapport und die Durchsicht begann; sämmtliche Mannschaft des ersten Gliedes wurde vorzüglich adjustirt und propre gefunden, es ging an's zweite Glied, — nun in die Nähe des linken Flügels, — dem Hauptmann pochte das Herz, das sich in manchen Gefechten so ruhig benommen, — denn der Stein des Anstoßes stand noch kerzengerade da, — doch auf Einmal wankte er, schnappte nach Luft und plumps! da lag er im Sande, worin er sich ein paar Mal umdrehte und über und über mit Staub bedeckt kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Sogleich sprang der Hauptmann und einige Unteroffiziere hinzu, der Tornister wurde abgenommen, die Cravatte geöffnet; unterdessen war auch der Inspizirende näher getreten und fragte, was diesem Manne fehle? Der Hauptmann, dem nie die Geistesgegenwart ausblieb, antwortete gleich, daß der Mann erst gestern aus Urlaub eingerückt sei und denselben das ungewohnte Stehen mit Sack und Pack wahrscheinlich ohnmächtig gemacht habe, er sei zwar ein etwas leichtsinniger Patron, aber immer der proprerste Soldat und es sei Schade, daß Excellenz dessen musterhafte Adjustirung nicht sehen könnten.

Lassen Sie doch den armen Menschen in die Kaserne verbringen und machen Sie mir später Rapport über sein Befinden, war die Antwort. Der Soldat, der in seiner Ohnmacht diese Antwort vernommen, öffnete die Augen, lispelte, daß es ihm zwar sehr schlecht sei, aber wenn er geführt würde, das Zimmer schon erreichen könne, stand nun mit Beihülfe auf und wurde, unterstützt vom Arme eines Unteroffiziers, in die Kaserne verbracht. Die Musterung nahm ihren Fortgang, die Compagnie wurde besonders belobt über die schöne Haltung und vorzügliche Propretät und der umgefallene Soldat erhielt noch obendrein von der mildthätigen Hand eines den Inspizirenden begleitenden Herrn Generalstabsoffiziers, welcher in die Kaserne gefolgt war, um zu sehen, ob Besserung eintrete, Geld zu einem Schoppen guten Weines zur gänzlichen Erholung.

Die inspizirende Excellenz war sehr zufrieden, der Hauptmann außer sich vor Vergnügen und der bewußte Soldat rieb sich wohl auch die Hände und dachte sich:

Drum helfe, was helfen kann,
Ob's eine Lüg' auch sei;
Wenn nur erringet man
Lob und Gewinn dabei!

Landwirthschaftliches.

In Alost hat ein Ackerwirth dadurch eine sehr reiche und üppige Hopfenernte erzielt, daß er den Hopfen nicht an Stangen aufwärts gezogen, sondern horizontal an einfachen Geländern. Man kann bei diesem Verfahren die Blüthen vom Stocke lesen, ganz wohlbehalten, da sonst beim Abreißen von den Stangen der feine Blüthenstaub, das Aroma, verloren geht und keine Dolden zertreten werden. Bei der Lese können die verschiedenen Sorten des Hopfens sofort getrennt werden, die Kosten der Hopfenstangen fallen fort und die Pflanzen lassen sich besser pflegen.

Lebensphilosophie.

In der Jugend oft sind Träume so wild und entsetzlich,
Doch das Erwachen ist süß, ach! und das Leben ist schön;
Wird man erst älter, so werden die Träume schmeichelnder, heitrer,
Doch das Erwachen ist bang, ach! und das Leben ist trüb.

Arbeit ist des Blutes Balsam,
Arbeit ist der Tugend Quell.

Verschiedenes.

Maxl. Also was sollen wir jetzt kriegen in Deutschland?

Sepperl. Eine concentrirte und starke Centralgewalt und ein deutsches Parlament.

Maxl. Warum nicht gar?

Sepperl. Ganz gewiß! In Eisenach haben sie's ausgemacht.

Maxl. So, in Eisenach? — Na, es ist gut, daß da die Wart-Burg nicht weit ist.

Ein unbemittelter Kliniker, erzählt ein Magdeburger Blatt aus Halle a. d. S., hat sich jüngst 100 Thlr. als Preis dafür verdient, daß er der anheimgestellten Aufforderung seines Professors genügte, einen Versuch über den Grad der Ansteckungsfähigkeit der Cholera zu bestehen. Zu diesem Behufe legte er sich in ein ihm bezeichnetes Bett, in welchem unlängst ein Cholerakranker verschieden sein sollte. Während des Zeitraums einiger Stunden stellte sich Erbrechen, Diarrhöe ꝛc. ein, und — genug des grausamen Spaßes, er wird von seiner Folter befreit und ihm und den wißbegierigen Schülern eröffnet, daß jenes Bett, sammt Bettstelle, bis zur Zeit noch von Niemand benutzt war.

In Paris wollte ein reicher Kaufmann aus Bordeaux das Einrücken der italienischen Armee in einem Café-Restaurant der Boulevards recht mit Muße betrachten, bestellte ein splendides Frühstück und glaubte sich dadurch berechtigt, auch ein Fenster im Entresol in Beschlag nehmen zu dürfen. Der Zug dauerte etwas lange, und als Alles vorbei war, ließ der Gast sich vergnügt die Rechnung geben. Dieselbe betrug: 389 Frs., nämlich 89 Frs. für Dejeuner und 300 Frs. für das — Schaufenster.

(Die haushälterischen Ratten.) Die großen Ratten, die im gegenwärtigen Augenblicke durch die Zerstörung des Marktes „des Innocents" in Paris gezwungen sind, eine neue Heimath zu suchen, hatten sich unter der Erde Getreide-Speicher angelegt. Eine solche Vorsichtsmaßregel dieser Thiere ist übrigens weder etwas Erstaunenswerthes, noch Neues. An dem Ufer der Bièvre, in der Nähe der Gobelins-Fabrik, befindet sich ein großer Obstgarten. In einer Herbstnacht erhob sich ein heftiger Sturm und man hoffte, den nächsten Morgen eine große Menge Obst zu finden, das in Folge des Sturmes herabgefallen sein mußte. Kein Stück war jedoch zu finden. In der folgenden Nacht stellt man Wächter auf, um die nächtlichen Liebhaber aufzufinden. Das komische Ergebniß war folgendes: Die Wasserratten der Bièvre kamen durch den Fluß in diesen Obstgarten. Einige dieser Thiere nahmen je einen Apfel zwischen beide Vorderpfoten, gleich den Eichhörnchen, liefen alsdann wieder an das Ufer, wo sie von ihren Kameraden erwartet wurden, die sie alsdann vermittelst Ziehens an den Schwänzen an das andere Ufer beförderten. Die Ratten, die die Last trugen, verschwanden in der Oeffnung eines Lochs, aus dem sie wieder ohne ihre Bürde heraus kamen. Hierauf begann die Expedition von Neuem. Die Oeffnung des Loches wurde nun erweitert, der Boden aufgegraben und so fand man in der Tiefe eine weite Höhle, in der sämmtliche vermißte Früchte aufgehäuft waren.

Ein Schwätzer besuchte einen emsigen Gelehrten und sprach immerfort auf ihn los. „Aber ich störe Sie vielleicht", sagte er plötzlich, da der Gelehrte nichts erwiderte. — „Bitte, sprechen Sie nur ungenirt weiter, ich höre nicht darauf!" versetzte der Angeredete.

Auflösung der Charade in Nr. 111:
Schlacht, Schlecht, Schlicht, Schlucht.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.


Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 113. Dienstag, den 20. September **1859.**

Eine Konsultation.

I.

Wir waren en petit comité im Abendzirkel bei der Marquise. Arme Marquise!.. Sie war krank, oder glaubte vielmehr es zu sein, denn, aufrichtig gesagt, sah sie nicht darnach aus.

Abgesehen von der zarten Blässe, die sie nur noch interessanter machte, kam sie uns nie hübscher vor; nie waren ihre Lippen rosiger, nie der Blick ihrer großen, schwarzen Augen verführerischer.

Im Uebrigen: Wittwe, zwanzig Jahre alt und Millionärin. Arme Marquise! sie wollte, daß man sie beklage.

Aber es heißt: les extrêmes se touchent!... Vielleicht lag gerade im Uebermaße ihres Glückes der Grund ihrer Leiden? War ihr Uebel vielleicht das schlimmste von allen, die Langeweile?

Sei dem, wie ihm wolle; Thatsache bleibt, daß alle Aerzte der Seinestadt vergebens konsultirt worden waren und daß ihr nur noch eine Zuflucht blieb, die letzte ... Doktor Müller. Aber nicht Jeder, der will, sieht diesen alten excentrischen Deutschen. Trotz eines sehr dringenden Briefes war er noch nicht gekommen.

Die Marquise verzweifelte und natürlich mit ihr der kleine Salon. Eine einzige Lampe brannte düster in einem Winkel und wollte, als freue sie sich ihres Daseins so wenig als die Marquise, jeden Augenblick erlöschen. Die eigentliche Beleuchtung bestand nur in den röthlichen Flammen des großen Kaminfeuers, an welchem sich vergebens die Konversation erwärmen wollte, die sich um die Bizarrerien Hoffmann's drehte.

Plötzlich wurde Doktor Müller gemeldet und kaum gemeldet trat er ein.

Ein rasch gewechselter Blick überzeugte Jeden von uns, daß wir Alle ein und dieselbe Idee hatten. Es war eine Figur ganz à la Hoffmann, eine Art phantastischer Erscheinung.

Eine kahle, breite Stirne, ein scharf markirtes Profil, tief liegende blitzende Augen, ein maliciöses Lächeln auf den dünnen, herabgezogenen Lippen, eine Haut wie altes Pergament, mager wie ein Skelett, kurz Alles so seltsam, so häßlich, daß man unwillkürlich an seinen langen, knöcherigen Fingern Klauen suchte und es nicht für unmöglich hielt, daß in seinen breiten Schuhen mit den silbernen Schnallen Bocksfüße steckten.

Uebrigens war in ihm der Weltmann nicht zu verkennen. Sein schwarzer Frack, obwohl mit seinen breiten eckigen Flügeln nicht mehr in der Mode, war nicht ohne eine gewisse, wenn auch veraltete Eleganz. Dasselbe war der Fall bei seiner langen Weste aus Ludwig XV. Zeit. Tadellos waren seine blendend weißen, herabhängenden, weiten Manchetten und der sorgsam gefältete Jabot, der scharf mit der schwarzen Farbe der Kleidung kontrastirte und auf welchem ein kostbarer Diamant vom reinsten Wasser glänzte.

Mit verbindlicher Artigkeit war ihm die Marquise entgegengeeilt.

„Ach, Doktor, Sie werden mich retten!“ rief sie.

„Ich glaube,“ entgegnete er mit einer seltsamen Grimasse, die sich auf verschiedene Weise deuten ließ.

„Wollen Sie, daß wir gleich in mein Boudoir gehen?“

„Wozu, Frau Marquise? Wir sind ja nicht pressirt. Wir sind hier eben so gut. Fahren



Sie in Ihrer Konversation fort, wie wenn ich nicht hier wäre."

„Aber, Doktor, meine Krankheit . . . die Konsultation."

„Seien Sie unbesorgt, Marquise, ich vergesse Sie nicht; ich fühle Ihnen dabei den Puls."

Und ihre Hand nehmend setzte er sich neben sie.

Einige Minuten später war man im besten Zuge, den originellen Greis zu necken, der mit der liebenswürdigsten Bonhomie auf alle Spässe einging. Man nannte ihn nach der Reihe Nostradamus, Cagliostro, Mesmer und er lächelte dazu wie bei der Erinnerung an alte Bekannte. Endlich ging man so weit, von ihm ein aufrichtiges Glaubensbekenntniß zu verlangen, worauf er eine geistreiche Rede zum Besten gab, in der er zu beweisen schien, daß er ein ganz einfacher Arzt, daß er nicht mehr Arzt sei als alle andern Aerzte.

Die Marquise fiel aus allen Himmeln.

„Also," rief sie naiv, „also, Doktor, sind Sie kein Zauberer?"

„Ich?"

„Ein wenig . . . geniren Sie sich nicht, . . . nur ein klein wenig?"

„Nicht im Geringsten."

„Aber man schreibt Ihnen doch Wunderkuren zu."

Bei dieser Bemerkung ergriff der Vicomte das Wort.

„Doktor Müller," sagte er, „hat uns ja soeben selbst sein ganzes Geheimniß erklärt, wenn überhaupt hier von einem Geheimniß die Rede ist. Die rein materiellen Medikamente seiner Kollegen aus der Schule bei Seite lassend, greift er höher und bekämpft das Uebel im Geiste, wo es immer seinen Sitz hat. Er läßt Einem zur Ader, purgirt einen schlechten Instinkt, operirt eine Leidenschaft, vertreibt den Verdruß und verordnet zur kompletten Heilung in starken Dosen aufrichtige Belehrung, bessere Neigungen, edle Gefühle; dies ist das Ganze. Es gibt für das System ein lateinisches Sprichwort; wenn ich nicht irre, heißt es: „Mens sana in corpore sano."

„Ganz recht, Herr Vicomte," entgegnete der Doktor mit einem feinen Kichern; „ganz recht, mit Ausnahme des ersten Wortes."

„Mens? . . ."

„Heißt Verstand, Vernunft, was, Ihnen zu dienen, für mich schon zu materiell ist. Setzen Sie statt mens das Wort anima; denn das, was ich behandle, ist die Seele."

„So besteht also Ihre Kunst," rief die Marquise, „in einer, wenn ich mich so ausdrücken darf, einer Art christlicher Medizin?"

„In nichts Anderem, Marquise. Ich habe den Staub von unzähligen Bibliotheken aufgewirbelt, ich habe Miriaden von Büchern verschlungen und in all diesem heteroklitischen Wuste fand ich nur ein einziges Goldkörnchen, . . . aus der Asche all dieser Makulatur blieb für mich ein einziger Band . . . das Evangelium, . . . nur ein einziger Satz: Liebe deinen Nächsten! — Ja, meine Damen, ja, meine Herren, hierin ist Alles enthalten. Um sich selbst zu heilen, fangen Sie damit an, Andere zu heilen. Wenn Ignoranz, Elend und Neid große Gebrechen in den untern Schichten, so trifft man nur zu oft in den obern; Gleichgiltigkeit, Trägheit, Egoismus. Dies allein sind die Quellen der Krankheiten, für die es nur eine Panacee gibt: Liebe deinen Nächsten!"

(Fortsetzung.)

Kubikberechnungen.

Es kann nichts schaden, wenn ein Unterhaltungsblatt auch zuweilen von Dingen spricht, die dem angehenden Bürger und Gewerbsmann zur Belehrung dienen. Ist diese Belehrung einfach und verständlich, so wird sie gewiß auch für Denjenigen, der sich dafür interessirt, eine Unterhaltung sein. Das Lernen darf sich nicht auf die Schulzeit beschränken, es fängt nach derselben erst recht an, denn das ganze Leben ist ein beständiges Lernen. Mit dem Eintritt in das praktische Leben fühlen wir leider in unserm Können und Wissen oft manche Lücke, und wohl Demjenigen, der nicht von dem Wahne befangen ist, er habe genug gelernt, sondern der mit Eifer darnach trachtet, sich für seinen bürgerlichen Beruf tüchtig vorzubereiten und seine Kenntnisse stets zu mehren. Viele unserer jungen Bürger hatten nicht die Gelegenheit, sich in einer Real- oder Gewerbschule die für ihren Beruf erforderlichen Kenntnisse zu sammeln, und so tritt denn nicht selten der Fall ein,

daß in spätern Jahren durch Selbststudium das ergänzt werden muß, was in frühern Jahren nicht durch Unterricht erzielt werden konnte. Meistens fehlt es den jungen Leuten am Rechnen, das doch in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens so tief eingreift. Verfasser will es versuchen, über Kubikberechnungen einige praktische Winke zu geben und wird sich also auf einen theoretischen Unterricht hier nicht einlassen.

Bei der Kubikberechnung des Holzes wird in unsern Waldungen der bayerische Fuß gebraucht. Er ist $29^2/_{10}$ Centimeter lang (genauer genommen $29^{185}/_{1000}$ Centimeter) und ist in 10 Zoll getheilt.

Man verfertige sich ein Maß von etwa 3 Fuß oder $87^1/_2$ Centimeter Länge und theile es in 30 Zoll ein. Wollen wir jedoch als Maß den Meter gebrauchen, so nehmen wir, wenn keine mathematische Genauigkeit verlangt wird, den Zoll zu 3 Centimeter, den Fuß also zu 30 Centimeter an. Dadurch wird der Kubikinhalt um ein Weniges zu klein, was jedoch im Verkehr von keiner Bedeutung ist.

A. Der Kubikinhalt eines vierkantig beschlagenen Balkens.

Aufgabe 1. Ein vierkantig beschlagener Balken ist an jedem Ende 10 Zoll oder 1 Fuß breit und 6 Zoll dick; seine Länge beträgt 14 Fuß oder 140 Zoll. Wie viel Kubikfuß enthält er?

Berechnung: Wenn der Balken 10 Zoll lang und 6 Zoll dick ist, so hat die Fläche an jedem Ende 10 mal 6 = 60 □Zoll. Diese 60 Zoll werden mit der Länge, das ist mit 140 Zoll, multiplizirt, gibt 8400 Kubikzoll. Da nun der Kubikfuß $10 \times 10 \times 10 = 1000$ Kubikzoll hat, so schneidet man rechts drei Stellen ab; die Zahl links bedeutet Kubikfuß und die abgeschnittenen drei Stellen sind ein Bruch eines Kubikfußes. Es gibt also $8^4/_{10}$ Kubikfuß. Die zwei weggelassenen Nullen zählen als Dezimalstellen nichts.

Aufgabe 2. Ein vierkantig beschlagener Durchzug ist an jedem Ende 12 Zoll breit und 14 Zoll hoch; seine Länge beträgt 20 Fuß oder 200 Zoll. Wie groß ist sein Kubikinhalt?

Antw. $12 \times 14 \times 200 = 33600$ Kubikzoll oder $33^6/_{10}$ Kubikfuß.

Aufgabe 3. Ein vierkantig beschlagener Balken ist an dem einen Ende 12 Zoll breit und 8 Zoll hoch, am andern Ende 10 Zoll breit und 6 Zoll hoch; die Länge ist 16 Fuß oder 160 Zoll. Wie groß ist der Kubikinhalt?

Antw. 12 mal 8 Zoll sind 96 □Zoll,
10 mal 6 Zoll sind 60 □Zoll,
Zusammen 156 □Zoll.

Davon die Hälfte, gibt 78 □Zoll; diese mit 160 Zoll Länge multiplizirt, gibt 12480 Kubikzoll oder $12^{48}/_{100}$ Kubikfuß.

Anmerk. Würde man den Balken in der Mitte quer durchsägen, so müßte er an der durchschnittenen Stelle 78 □Zoll betragen. Wir wollen nun zur Probe jede abgeschnittene Hälfte besonders berechnen und dann sehen, ob die zwei Hälften zusammen so groß sind als der ganze Balken.

Die dicke Hälfte beträgt an beiden Enden 96 und 78 = 174 □Zoll; diese Zahl halbirt, gibt 87 □Zoll, welche mit der halben Balkenlänge multiplicirt werden, also mit 80 Zoll, gibt 6960 Kubikzoll. Die kleinere Hälfte beträgt an beiden Enden 78 und 60 = 138 □Zoll; diese Zahl halbirt, gibt 69 □Zoll, welche mit der halben Balkenlänge multiplizirt werden, gibt $69 \times 80 = 5520$ Kubikzoll.

Also die größere Hälfte = $6^{96}/_{100}$ Kubikfuß,
die kleinere Hälfte = $5^{52}/_{100}$ „
Zusammen $12^{48}/_{100}$ Kubikfuß.

Aufgabe 4. Ein vierkantig beschlagener Balken ist an jedem Ende $8^1/_2$ Zoll breit und eben so dick; seine Länge beträgt $12^1/_2$ Fuß oder 125 Zoll. Wie groß ist sein Kubikinhalt?

Antw. $85 \times 85 \times 125 = 9^{031}/_{1000}$ Kubikf.

Anmerk. Die Zahl 85 bedeutet $8^5/_{10}$ Zoll.

Aufgabe 5. Ein Rahmenschenkel hat $3^1/_3$ oder $^{10}/_3$ Zoll im Geviert; er ist 12 Fuß oder 120 Zoll lang; wie viel Kubikfuß enthält er?

Antw. $\frac{10 \times 10 \times 120}{3 \times 3}$ gibt $\frac{12000}{9}$ oder $1333^1/_3$ Kubikzoll oder $1^1/_3$ Kubikfuß.

Anmerk. Mit 9 wird in 12000 dividirt, denn mit dem Produkt der untern Zahlen wird stets in das der obern Zahlen dividirt.

Aufgabe 6. Ein Brunnensarg ist inwendig 1 Meter 25 Ctm. lang, 40 Centimeter breit und 50 Centimeter tief; wie viel Liter hält er?

Antw. $125 \times 40 \times 50 = 250000$ Kubikcentimeter oder 250 Liter.

Anmerk. Wenn man 3 Stellen rechts abschneidet, so stehen links die Liter.

(Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Im Menschen wogt und wallt die Gluth der Leidenschaft,
In sanft umgrüntes Ufer hingebettet
Auf einer Insel thront mit Herrscherwürd' und Kraft
Die frei gebietende Vernunft, hinaufgerettet,
Zu überschauen dort die Fluth und ihren Lauf.
Da herrsche sie herab von ihrer Insel Höhe!
Da herrsche nie die wilde Fluth hinauf!
Denn wehe der Vernunft! und ihrer Freiheit wehe,
Wenn jener Wogendrang, empört und ungehemmt,
Das Ufer niederbraust und die geweihte Höhe
Der unbewachten Insel überschwemmt!

Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht.

Verschiedenes.

(Auch ein Kunstrichter.) Da passirte jüngst in Leipzig eine hübsche Geschichte, die als Beweis dienen kann, daß auch selbst ein Laie manchmal einen Fehler an einem Kunstwerke entdecken kann, welches von Kunstkennern als makellos anerkannt worden ist. Als nämlich einige Landwehrmänner neulich durch Leipzig kamen und sich daselbst einige Stunden aufhalten mußten, besuchten sie auch das neue Museum. Sie schritten denn durch die Säle und betrachteten sich die Gemälde. Da kamen sie nun unter Anderm an das allbekannte Heine'sche Bild „Verbrecher in der Kirche.“ Allgemeine Stille. Auf Einmal unterbricht der Eine das Schweigen mit den Worten: „Das ist nicht richtig, es ist ein Fehler am Bilde!“ Zufällig standen ein paar Professoren und auch ein Maler in der Nähe, die natürlich über den Ausspruch lächelten und um Angabe des Fehlers ersuchten. — „Nun sehen Sie“, sprach der Soldat und zeigte dabei auf die beiden Schildwachen an der Thür, „im Zuchthaus hat ein Posten sein Gewehr stets geladen und deßhalb darf er nicht, wie dieser hier, seinen Arm auf die Mündung des Gewehres stemmen. Jeder Rekrut muß dies wissen!“ — Die dabei stehenden gelehrten Herren konnten ein Lächeln nicht unterdrücken, mußten dem Manne aber Recht geben.

Im Berliner Thiergarten befindet sich eine vegetabilische Curiosität. Man findet daselbst eine kleine Menagerie, ein Schaaf, einen Pfauhahn, ein Huhn, eine Eule rc. in überraschend natürlichen Formen. Allein alle diese Thierchen bewegen sich nicht, sie erhalten keine Nahrung und lassen keinen Laut von sich hören, denn sie sind Pflanzen und nach jahrelangem Mühen aus Buxbaum der Art gezogen, daß die oben bezeichneten thierischen Formen unverkennbar hervorgetreten sind.

(Lesefrüchte.) „Arthur, du bist sehr unfolgsam, du hast gestern wieder Cigarren geraucht! du machst mir vielen Kummer!“ — „Du irrst dich, liebe Mama.“ — „Aber Arthur, wie kannst du noch so unverschämt sein und sagen, ich irre mich! Ich habe es ja gesehen und gerochen.“ — „Du irrst dich doch, Mama; alle Mütter irren sich, das sagt schon der große Schiller.“ — „Das wird mir wirklich zu bunt; du willst mich noch verhöhnen!“ — „Keineswegs, Mama, aber sieh' nur selbst her, da steht es ja zu lesen im Liede von der Glocke ganz deutlich; sieh', es heißt ja: „Kinder jammern, Mütter irren!“

Räthsel.

Er wandelt in der Regel
Auf zwei gesunden Füßen,
Und macht der Füße täglich
Von sehr verschiedner Dauer.
Die einen, hingepfuschert,
Sie sterben, kaum geboren.
Die andern, Werk des Meisters,
Sie gehn und überleben
Euch, gute Leser, alle;
Sie gehn und überleben
Jahrtausende. — Da wäre
Mein Räthsel! Könnt ihr rathen?

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.


Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 114. Donnerstag, den 22. September **1859.**

Eine Konsultation.

(Fortsetzung.)

„Aber was Sie uns da sagen, Doktor Müller,“ riefen wir fast einstimmig, „ist eine Predigt.“

„Und,“ fügten Einige hinzu, „wenn wir auch aus vollem Herzen dieser brüderlichen Nächstenliebe unsern Beifall zollen, so können wir doch nicht glauben, daß sie in allen Fällen hilft.“

„Verlassen Sie sich darauf, was ich Ihnen sage, ist die reine Wahrheit,“ versicherte der Greis mit sanftem Ernste. „Ich könnte es Ihnen im Nothfalle durch mehr als ein Beispiel beweisen.“

„Still!“ rief die Dame des Hauses lebhaft. „Der Doktor erzählt uns eine Geschichte.“

„Nun, warum nicht, Marquise?“

„Gleich jene der Frau v. C..., jetzt die munterste, gesundeste und glücklichste Frau der Welt, die, wo sie hinkommt, wiederholt, daß sie vor fünfzehn Jahren durch Ihre Kunst, Doktor, so zu sagen von den Todten auferweckt wurde, nicht anders wie die Tochter des Lazarus.“

„Ich könnte keinen überzeugenderen Fall wählen,“ erwiederte der Arzt, „und wenn Sie erlauben...“

„Ich erlaube nicht nur, sondern ich bitte darum.“

Alle Stühle wurden nun dem Doktor näher gerückt, alle Zungen schwiegen, alle Ohren lauschten.

2.

„Die junge Dame, von der die Frau Marquise spricht,“ begann Doktor Müller, „Frau v. C..., war damals sechzehn Jahre alt und hieß Edith van Oven.

„Sie ist die Tochter eines berühmten holländischen Bankiers, der nach rein kommerzieller Uebereinkunft verheirathet und schon im ersten Jahre nach seiner Vermählung Wittwer, während seiner langen Carriere nur eine einzige Freude, nur eine einzige Poesie, nur eine einzige Liebe kannte — seine Tochter.

„Da sich van Oven das Ideal vollkommenen Glückes in nichts Anderem dachte als im Besitze großer Reichthümer, rieb der vortreffliche Mann sich körperlich und geistig fast auf, um seine Edith zur reichsten Erbin Europa's zu machen.

„Endlich stand der Erfolg seines Strebens fest, endlich war Edith nach seiner naiven Ueberzeugung das glücklichste Mädchen unter der Sonne, — denn sie besaß ja Millionen, da — bemessen Sie selbst den Jammer, die Verzweiflung des armen und doch so reichen Vaters, — da wird am andern Tage nach, ich weiß nicht welch' einer glücklichen Spekulation, die das Vermögen des Bankiers verdreifachte, Edith traurig, verstimmt, melancholisch, mit einem Worte krank.

„Die ganze medizinische Fakultät versammelt sich im Hotel des holländischen Crösus. Wissenschaftliche Disputationen kreuzen sich mit Artigkeiten „ejusdem farinae“; hundert lästige Fragen ermüden nutzlos die junge Sterbende und schließlich wird ihr Leiden als ein unbegreifliches, als ein hieroglyphisches, als ein — unheilbares erklärt.

„Nun dachte er an mich.

„Obwohl ich mich eines gewissen Rufes zu erfreuen hatte, betrachtete man mich doch damals, wie an vielen Orten vielleicht noch jetzt, als eine Art Wunderdoktor, als einen Phantasiearzt, als einen Quacksalber, an dessen Thüre man nur in verzweifelten Fällen klopfte.

„Ich stellte mich nichts desto weniger zu Diensten und eilte zur Kranken.

„Der Portier erwartete mich vor der Einfahrt, ein Laquai in der Mitte des Hofes, ein zweiter unter der Vorhalle, ein dritter auf der Treppe, ein vierter im Vorzimmer und so fort, bis an den Salon, der an das Zimmer der Leidenden stieß und in welchem van Oven mit großen Schritten auf und ab ging.

„Als ich aus meinem Coupé stieg, rief der Portier dem ersten Laquai zu:

„Er ist da!

„Er ist da! ... Er ist da! ... Er ist da! ... wiederholte der erste dem zweiten, der zweite dem dritten, der dritte dem vierten rc., ein lebendiger Telegraph, den van Oven eingerichtet hatte, um meine Ankunft so schnell als möglich zu erfahren.

„Endlich stand ich vor van Oven. Er war karmoisinroth, vernichtet, ein halber Narr! ...

„Doktor! rief er und stürzte sich mir weinend in die Arme; Doktor, meine Tochter stirbt! ... retten Sie meine Tochter!

„Bst! ... machte ich mit meiner unzerstörbaren Ruhe; bst! ... wenn die Kranke Sie hörte!

„Ja, ja, Sie haben Recht, stammelte der arme Vater, indem er seine Thränen trocknete; mein Gott! ich habe keinen Kopf mehr, ... ich werde nicht mehr einmal addiren können! ... Ein Bankier und nicht mehr addiren! Aber beruhigen Sie sich, ... ich will vernünftig sein, ... ja, ja, ich verstehe ... sie ist dort neben an, sie könnte uns hören, ... wir wollen leise sprechen, ... aber warum noch säumen? Kommen Sie! kommen Sie!

„Er öffnete die Thüre.

„Es war ein reizendes Boudoir, in welches wir traten, die duftige Wohnung einer Sylphide, oder richtiger der kokette Aufenthalt einer Millionärin zwischen Blumen und Quincaillerien, mit weißer Seide ausgeschlagen, mit himmelblauen Vorhängen am Bette und an den Fenstern, mit zierlichen Möbeln an den Wänden und voll kostbarer Raritäten.

„Aber das Piano von Elfenbein und Schildkrot schien seit lange verstummt, ... die niedliche Malerstaffelei trug nur eine seit vielen Wochen unvollendet gelassene Skizze ... die Pflanzen und Blumen in der gothischen Jardinière ließen bedeutungsvoll ihre Blätter hängen und die kleinen vergoldeten Thürchen der chinesischen Volière schlugen ohne Hinderniß auf und zu, denn ihre Bewohner waren entflogen.

„Neben dem halboffenen Fenster in einer eleganten Bergère ruhte die jugendliche Kranke. Mit ihren geschlossenen Augen, ihrem nach rückwärts hängenden Kopfe, mit ihrer Gesichtsfarbe so blaß wie Marmor, glich Edith in der That eher einem Bilde des Todes als einem lebenden Wesen von sechzehn Jahren.

„Das Geräusch, welches das Oeffnen und Schließen der Thüre verursachte, schien sie nicht zu beachten, ja selbst, als wir uns ihr näherten, machte sie keine Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Kubikberechnungen.

(Schluß.)

B. Der Kubikinhalt einer Walze oder eines Cylinders.

Um den Kubikinhalt einer Walze zu finden, braucht man blos den Durchmesser und die Länge zu wissen. Wenn man in ein Quadrat eine Kreisfläche setzt, so daß sie das Quadrat in der Mitte seiner Linien berührt, dann ist der Durchmesser des Kreises so lang als eine Seite des Quadrats. Man bemerkt leicht, daß die Kreisfläche nicht so groß ist als die Quadratfläche, denn es bleiben an den vier Ecken noch Plätzchen übrig, die nicht zur Kreisfläche gehören. Der Inhalt der Kreisfläche verhält sich zum Inhalt des Quadrates, wie sich 314 zu 400 verhält. Wenn also eine Kreisfläche z. B. 314 Quadratzoll enthält, so enthält das Quadrat, das den Kreis einschließt, 400 Quadratzoll. Diese zwei Zahlen merke man sich genau, denn sie müssen bei jeder Walzen- oder Stammberechnung angewendet werden.

Aufgabe 1. Eine Walze hat 12 Zoll im Durchmesser und ist 5 Fuß oder 50 Zoll lang; wie viel Kubikfuß enthält sie?

Antw. $\frac{314 \times 12 \times 12 \times 50}{400} = \frac{2260800}{400}$

oder $\frac{22608}{4}$ das ist 5652 Kubikzoll oder $5\frac{652}{1000}$ Kubikfuß.

Anmerk. Der Durchmesser (12) muß zwei Mal geschrieben werden.

Aufgabe 2. Wie viel Kubikfuß enthält eine Walze, wenn ihr Durchmesser $13^1/_3$ Zoll, ihre Länge 14 Fuß oder 140 Zoll beträgt?

Antw. $\frac{314 \times 40 \times 40 \times 140}{400 \times 3 \times 3}$ oder

$\frac{314 \times 4 \times 4 \times 140}{4 \times 3 \times 3}$ oder

$\frac{314 \times 4 \times 140}{3 \times 3} = 19537^7/_9$

Kubikzoll oder $19^1/_2$ Kubikfuß.

Aufgabe 3. Ein Ständer, der gleich weit ist, hat inwendig einen Durchmesser von 60 Centimeter und ist ein Meter hoch; wie viel Liter enthält er?

Antw. $\frac{314 \times 60 \times 60 \times 100}{400}$ oder:

$\frac{314 \times 60 \times 60}{4}$ oder:

$314 \times 15 \times 60 = 282^6/_{10}$ Liter.

C. Der Kubikinhalt eines Baustammes.

Die Berechnung ist ganz dieselbe wie bei der Walze. Nur hat man darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Baustämme an beiden Enden in der Regel nicht gleiche Durchmesser haben, sondern einen größern und einen kleinern. Man nimmt keinen von beiden, sondern untersucht, wie groß der Durchmesser in der Mitte des Stammes ist. Diesen Durchmesser heißt man den mittlern Durchmesser. Doch kann man auch die beiden Durchmesser zusammenzählen und von der Summe die Hälfte nehmen. Wenn z. B. der eine Durchmesser 12 Zoll hat, der andere 8 Zoll, so hat der mittlere Durchmesser 10 Zoll. Diese Berechnungsweise ist zwar nicht mathematisch genau, aber für unsern Zweck genügt sie schon. Ein Baustamm ist übrigens auch nicht völlig rund und darum mathematisch genau gar nicht zu berechnen.

Aufgabe 1. Ein Baustamm hat an dem einen Ende 16 Zoll im Durchmesser, am andern Ende 12 Zoll; die Länge beträgt 12 Fuß oder 120 Zoll. Wie viel Kubikfuß enthält er?

Antw. Der mittlere Durchmesser ist 14 Zoll.

$\frac{314 \times 14 \times 14 \times 120}{400}$ oder:

$\frac{314 \times 14 \times 14 \times 12}{40}$ oder:

$\frac{314 \times 14 \times 14 \times 3}{10} = 18463^2/_{10}$

Kubikzoll oder 18 K.-Fuß und $463^2/_{10}$ K.-Zoll.

Aufgabe 2. Ein Baustamm hat einen mittlern Durchmesser von $16^2/_3$ Zoll und eine Länge von 14 Fuß oder 140 Zoll. Wie viel Kubikfuß enthält er?

Antw. $\frac{314 \times 50 \times 50 \times 140}{400 \times 3 \times 3}$ oder:

$\frac{314 \times 5 \times 5 \times 140}{4 \times 3 \times 3} =$

$\frac{1099000}{36} = 30527$ Kubikzoll oder $30^1/_2$ Kubikfuß.

D. Der Kubikinhalt eines Zubers oder Fasses.

Die Berechnung ist wie die vorhergehende.

Aufgabe 1. Der Boden eines Zubers hat 36 Centimeter im Durchmesser; oben ist der Zuber 40 Centimeter weit; die senkrechte Höhe ist 20 Centimeter. Wie viel Liter enthält der Zuber?

Antw. $\frac{314 \times 38 \times 38 \times 20}{400} = 22^6/_{10}$ Lt.

Aufgabe 2. Der Boden eines Herbstzubers hat 1 Meter 40 Ctm. im Durchmesser; oben ist der Zuber nur 1 Meter 20 weit; die senkrechte Tiefe ist 70 Centimeter. Wie viel Liter hält er?

Antw. $\frac{314 \times 130 \times 130 \times 70}{400}$ oder:

$\frac{314 \times 13 \times 13 \times 70}{4} = 928$ Liter.

Aufgabe 3. Ein Faß ist am Spundloch 90 Centimeter tief, am Boden 80 Centimeter. Es ist inwendig 1 Meter lang; wie viel Liter hält es?

Antw. $\frac{314 \times 85 \times 85 \times 100}{400}$ oder:

$\frac{314 \times 85 \times 85}{4}$

das sind 567 Liter.

Dürkheim. Bb.

Denksprüche.

Der ist nicht einsam, der noch Schmerzen fühlet,
Verlassen von den Freuden und der Welt,
Wenn er die heiße Angst im Traume kühlet,
Und des Verlustes Bild im Herzen hält;
Vergangenheit noch kindlich um ihn spielet,
Und Zukunft einen Spiegel vor ihn stellt;
Dem sind die Schmerzen Freuden und die Thränen,
Und er genießt sich selbst in stillem Sehnen.
Doch wenn das Herz entfremdet fühlt die Liebe,
Durch Mißverständniß von ihm abgewandt;
Dann muß der Mensch sich inniglich betrüben,
Dann wandert er aus seinem Vaterland.

Richte! Richte dich, nicht And're! kehr' in dich den Blick hinein!
Wenn du dies vollbracht, dann wagst du deiner Brüder Richter sein!

Verschiedenes.

An der sächsisch-böhmischen Grenze, in der Gegend von Peterswald, gibt es ganz wunderbar gestaltete Namen, z. B. Buttermichelnozenfranzensclara und Mottergottesschustermichelwenzelfranz, d. h. Clara, Eheweib des Franz, welcher Sohn des Innozenz, Enkel des Michael ist, der mit Butter handelt, und Franz, Sohn des Wenzel, Enkel des Michael, welcher Schuster war und bei der Statue der heil. Mutter Gottes wohnte.

(Bei der Mobilmachung.) „Hier, Herr Friseur Müller, ist die Einberufungsordre; morgen Vormittag 11 Uhr auf dem Landwehrdepot zum Einkleiden und Fassen!" — „Jott im Himmel, das is doch gar nich möglich, da muß ich wahrhaftig reklamiren; mein janzes Geschäft steht dann still und ich bin ja der eenzigte Mann meiner Frau!"

König Karl II. von England fragte einen Bischof, der durch sein gutes Gedächtniß bekannt war: Herr Bischof, warum lesen Sie Ihre Predigten immer? — Majestät, antwortete der Mann Gottes, Ihre Gegenwart macht immer einen so lebhaften Eindruck auf mich, daß ich nicht wage, mich meinem Gedächtniß zu überlassen! — Der König lächelte geschmeichelt und der Bischof fuhr fort: Wollen Majestät mir erlauben zu fragen: warum Sie Ihre Thronreden ablesen? Sie müssen doch andere Gründe haben? — Allerdings, Herr Bischof, ich lese meine Reden, denn ich scheue mich, meinen Zuhörern ins Gesicht zu sehen, weil ich so oft und so viel Geld von ihnen verlange! — Und sie lachten alle Beide.

Ein eben so geistreicher als in der Regel höflicher Officier saß neben der Tochter eines tiefverschuldeten Generals. Sie hatte sonst die Huldigungen des liebenswürdigen Lieutenants sehr gern angenommen; heute aber machte sie Jagd auf ihren anderen Nachbar, einen reichen aber schon bejahrten Herrn. Der Wein hatte die Köpfe etwas warm gemacht, und ein Herr aus der Gesellschaft schlug vor, Leberreime zu machen, welcher Vorschlag allgemeine Zustimmung erhielt. Als die Hechtleber an das Fräulein kam, sprach sie mit einer spöttischen Verbeugung gegen den Lieutenant:

„Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Schwein,
Wer um mich freien will, muß mehr als Lieutenant sein."

Der Lieutenant nahm hierauf den Teller und sprach:

„Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Pfau,
Ein flotter Offizier nimmt keine Gans zur Frau."

Insekten wachsen nicht. Es ist eine gewöhnliche Meinung, daß eine kleine Fliege klein sei, weil sie noch jung ist, daß sie noch wachse und vielleicht die Größe einer Schmeißfliege erreiche. Diese Annahme ist aber ganz irrig, denn wenn ein Insekt einmal in den geflügelten Zustand getreten ist, so wächst es nicht mehr. Das Wachsthum gehört den frühern Verwandlungsperioden an. Viele Insekten nehmen selbst keine Nahrung in geflügeltem Zustande mehr zu sich. So der Seidenwurm, welcher von der Zeit seiner Einspinnung bis zu seinem Tode als Schmetterling ohne alle Nahrung bleibt.

Auflösung des Räthsels in No. 113:
Der Dichter.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 115. Samstag, den 24. September 1859.

Heimweh.

Heimath, so fern!
Deiner gedenke mit Wehmuth ich gern,
Früh, wenn die Sonne im Osten erwacht,
Spät, in der heiligen Stille der Nacht;
Einsam, allein:
O dann gedenke mit Sehnsucht ich dein!

Freundlich und mild
Strahlt meinem Herzen dein liebliches Bild.
Dir nur ertönet mein trauerndes Lied,
Das aus der Fremde zur Heimath mich zieht,
Das dich begrüßt
Und mir den Kummer des Herzens versüßt.

Noch ein Mal geh'n
Möcht' ich, wo deine Lüfte mir weh'n!
Möchte dich grüßen und froh noch ein Mal
Wandeln im stillen, im traulichen Thal,
Wo sich so schön
Lagert das Dörfchen am Fuße der Höh'n!

Aber kein Stern
Leuchtet mir Armen mehr hier in der Fern'.
Trauer und Wehmuth umnachten mein Herz,
Wecken im Busen den nagenden Schmerz.
Heimath, so fern!
Deiner gedenk' ich im Tode noch gern.

Eine Konsultation.

(Fortsetzung.)

„Van Oven warf mir einen Blick zu, der sagen wollte: Sie sehen!

„Trotzdem zwang sich der Greis zu einem heiter sein sollenden Lächeln. Er bückte sich vor ihr nieder wie eine zärtliche Amme, die mit ihrem Säuglinge scherz n will; dann patschte er leise in seine Hände und rief mit seiner falschen Fröhlichkeit, die mir, ich muß es gestehen, in der Seele wehe that:

„Edith! . . . Edith! . . . Edith! . . .

„Erst jetzt, als sie die Stimme ihres Vaters hörte, schlug die Kranke ihre großen, blauen Augen auf.

„Zwei Thränen hingen an ihren Wimpern und träufelten dann an ihren blassen Wangen nieder.

„Van Oven wandte sich von diesem Anblick schnell ab, um nicht seine so mühsam errungene Fassung zu verlieren. Ein schwerer Seufzer entrang sich dabei seiner Brust.

„Als Edith dies hörte, sprang sie mit einer bei ihrer Schwäche scheinbar unmöglichen Elastizität von ihrer Bergère auf und stürzte sich in die Arme des alten Millionärs.

„Bravo! rief ich jetzt rasch vortretend. Bravissimo! . . . und guten Morgen!

„Ueberrascht, voll Verlegenheit sah mich Edith an.

„Es ist ein Arzt, ein großer Arzt, erklärte der Bankier.

„Ah! machte das Mädchen, indem sie ihr schönes Mündchen kaum merklich zu einer kleinen reizenden Grimasse verzog, die ungefähr sagen wollte: schon wieder Einer! . . . und auf ihre Bergère zurücksinkend, überließ sie mir die eine ihrer fast durchsichtigen Hände, während sie mit der andern melancholisch in den goldenen Locken ihres üppigen Haares spielte.

„Van Oven begann mir umständlich zu berichten, wie seine Tochter seit einem Jahre immer leidender und schwächer geworden sei, wie sie seit sechs Wochen sogar ihr Zimmer nicht mehr verlassen wolle, obwohl ihr nichts mehr in demselben gefalle, und wie sie sich allmälig auflöse, ohne Klage, ohne Schmerz, ohne ein Leben zu bedauern, dem sie durch

eine unsichtbare Attraktion langsam entzogen werde.

„Mit sechzehn Jahren!

„Und doch fehlt ihr hier nichts, fuhr der Bankier fort, was sonst in der Regel die Jugend erfreut; nichts, was der Reichthum zu bieten vermag. Sie ist eine kleine Königin; ich verhätschle sie so, Doktor, daß ich deßhalb zur Fabel der ganzen Finanzwelt geworden bin. Sie weiß, daß sie nur zu verlangen braucht, um Alles zu bekommen, wonach ihr Herz sich sehnt; aber nein! nicht einmal ein Wunsch kommt über ihre Lippen. Es ist freilich wahr, daß ich ihr dazu keine Zeit lasse. Sie hat dies und hat das und hat jenes und hat . . .

„Der vortreffliche Mann hätte ohne Unterbrechung bis zur Börsenzeit aufzählen können, was sie Alles hatte, denn ich hörte seit einigen Sekunden auf nichts mehr als auf den Pulsschlag des jungen Mädchens, und wußte besser als ihr Vater, was ihr — fehlte.

„Ja, Marquise, ich wußte, warum dieses reizende, so reich begabte Wesen an nichts mehr Freude hatte, ich wußte, warum sie weder das Land noch die Stadt, weder ihr Hotel noch ihre Schlösser, weder ihre Toilette noch ihr Piano, weder ihre Farben noch ihre Bücher, weder ihre Blumen noch ihre armen, der Freiheit wiedergegebenen Vögel mehr liebte.

„Es war nichts Anderes, als daß sie sich zu beengt fühlte in ihrem zu einförmig vergoldeten Käfig; nichts Anderes als eine Leere in ihrem sechzehnjährigen Herzen, eine Langweile im Uebermaße ihres Glückes. In Mitte all' des materiellen Luxus, mit welchem ihr Vater sie umgab, starb sie aus Mangel an Nahrung für ihre Seele, aus Mangel an einem höheren Streben ihrer Intelligenz, aus Mangel an irgend einem zu besiegenden Hindernisse; sie starb, weil sie nichts zu beweinen, nichts zu bedauern, weil sie nichts zu arbeiten, nichts zu schaffen hatte, weil sie sich zu nichts nützlich fühlte, sie starb aus Mangel an Sympathie für ihre Nächsten, aus Mangel an Liebe!

„Ja; denn als van Oven gleichsam als den schlagendsten Beweis ausrief:

„Sollten Sie es glauben, mein Herr! ich wollte sie an den jungen Storfius aus Bremen vermählen, einen Bankier . . . da hob sich der Puls des jungen Mädchens mit einer Art Indignation. Es war unverkennbar, ihr Herz protestirte.

„Es genügt, rief ich, der Fall ist mir nun klar.

„Eiligst lief der Bankier nach dem Schreibzeug.

„Es ist überflüssig, sagte ich, indem ich die Feder zurückwies, die er mir hinhielt. Dann wandte ich mich zu Edith.

„Mein Fräulein, fragte ich sie, besitzen Sie vielleicht zufällig ein einfaches, unbedeutendes Hütchen?

„Ja, Doktor, aber . . .

„Vielleicht auch einen Shawl oder eine nichtssagende Echarpe, die Sie sans façon zu Ihrem Negligé hier tragen können?

„Auch dies; aber . . .

„Mit einem Worte eine bürgerliche Toilette, mit der Sie überall hingehen können und die in fünf Minuten gemacht ist?

„Aber warum — warum denn?

„Warum? . . . Um mit mir auszugehen.

„Mit Ihnen? murmelte sie mit sichtlicher Ueberraschung.

„Aber wohin denn? fragte der Vater ganz konsternirt.

„Das ist mein Geheimniß.

„Ah! . . .

„Mein Fräulein, ich erwarte Sie . . . Sie haben fünf Minuten.

„Und um sie zum Entschlusse zu bringen, fügte ich ganz leise die ungeheure Lüge hinzu: Es handelt sich um das Leben Ihres Vaters! . . . Dann wandte ich mich wieder an van Oven und zog ihn mit den Worten: Kommen Sie, lassen wir das Fräulein sich ankleiden! in den Salon hinaus, wohin er mir mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen folgte.

(Fortsetzung folgt.)

S ch a m y l.

Eines der überraschendsten Ereignisse, welche uns die letzten Tage der Telegraph gemeldet, ist die Gefangennehmung des berühmten Tscherkessenhäuptlings Schamyl. Die Russen sind dadurch um einen gefürchteten Gegner, die Romantik der Neuzeit um ihren interessantesten Träger ärmer geworden. Seit Jahrzehnden beschäftigte der kaukasische Held mit seiner

Handvoll Leute eine der größten Militärmächte der Welt, seit Jahrzehnden zollte ihm Freund und Feind Achtung und Bewunderung. Und nun die Tragödie zu Ende gespielt und wieder eine Menschengröße dem neidischen Schicksal erlegen, halten wir es für unsere Pflicht, als Epilog des großen Dramas eine kurze Skizze *) von dessen Helden hier folgen zu lassen.

Schamyl, der Prophet, wie ihn seine kriegerischen Muriden nennen, und wie sein Name hundertfach wiederklingt in den Volksliedern des Daghestan, wurde geboren zu Ende des vorigen Jahrhunderts (1797) in dem Aule Himry, im Gebiete der Koißubulinen, wo auch sein großer Vorgänger Ghasi-Muhamed (Kasi-Mullah) sein Leben und seinen Tod fand.

Schon in frühester Jugend zeichnete sich Schamyl, so erzählen die Greise von Himry, durch ein ernstes, verschlossenes Wesen, unbeugsamen Sinn, Wißbegierde, Stolz und Herrschsucht auffallend vor seinen Spielgenossen aus. Seinen von Natur zarten und schwächlichen Körper suchte er durch Leibesübungen aller Art zu schmeidigen und zu stählen. Wenn bei den im Daghestan üblichen Kampfspielen der Jugend im Schießen oder Wettrennen ein Anderer den Preis davon trug, so verzerrte sich unwillkürlich krampfhaft sein Gesicht, und er ließ sich dann oft wochenlang auf den öffentlichen Plätzen nicht sehen, vor Scham und Ingrimm, daß er selbst nicht Sieger gewesen.

Sein ehrwürdiger Lehrer, der weise Mullah Dschelal-Eddin, welchem Schamyl die Grundlage seiner umfassenden Kenntnisse in der arabischen Literatur zu verdanken hat, spielt eine wichtige Rolle im Leben des Helden unserer Geschichte. Er war der Einzige, dem gegenüber Schamyl sich gehorsam und schmiegsam zeigte, der Einzige, der sich rühmen konnte, des jungen Staarkopfs unbedingtes Vertrauen zu besitzen. Er wußte den strebenden Eifer seines Zöglings zu benützen, um ihn schon früh für das Studium des Korans und der arabischen Philosophen empfänglich zu machen; durch seine Erzählungen aus dem Leben der alten Helden des Islam suchte er seines Schülers Sinn für große Thaten zu entflammen. Selbst ein eifriger Anhänger des Sufismus, schmeichelte es seiner Eigenliebe, einen Schüler zu besitzen, der zum Sufi gleichsam geboren war, und bestrebte sich, Schamyl's natürlichem Hang zu jener weitverzweigten Secte immer mehr Festigkeit zu geben.

Schamyl ist von mittlerem Wuchse, hat blondes Haar, graue Augen, von dichten, schön gezeichneten Brauen überschattet, eine regelmäßige, edelgeformte Nase und einen kleinen Mund. Sein Gesicht zeichnet sich von denen seiner Stammgenossen durch eine besondere Weiße der Farbe und Feinheit der Haut aus. Eben so auffallend ist die elegante Form seiner Hände und Füße. Die scheinbare Unbeweglichkeit seiner Arme beim Gehen deutet auf einen verschlossenen Character hin. Sein Auftreten ist durchaus edel und würdevoll. Er ist vollkommen Herr über sich selbst, und übt eine stille Herrschergewalt aus über Alle, die in seine Nähe kommen. Eine unerschütterliche, marmorne Ruhe, welche sich selbst in den Augenblicken der größten Gefahr nicht verleugnet, umschwebt seine Züge. Er fällt ein Todesurtheil mit derselben Ruhe, wie er nach blutigem Gefecht seinem tapfersten Muriden den Ehrensäbel überreicht. Mit Verräthern oder Verbrechern, deren Tod er einmal beschlossen hat, unterhält er sich, ohne das mindeste Zeichen des Zornes oder der Rache zu äußern. Er betrachtet sich gleichsam selbst nur als ein Werkzeug in der Hand eines Höhern, und hält nach der Lehre der Sufi's alle seine Gedanken und Entschlüsse für unmittelbare Eingebungen Gottes. So einschüchternd und ehrfurchtgebietend schon seine äußere Erscheinung ist, so begeisternd und hinreißend ist der Strom seines Wortes. Die Zeit, welche ihm von seinen Verwaltungsgeschäften übrig bleibt, bringt er mit Lesen des Korans, Fasten und Gebet hin. Selten und nur bei wichtigen Fällen nimmt er seit den letzten Jahren persönlich Theil an den Gefechten.

Schamyl ist trotz seiner fast übermenschlichen Thätigkeit äußerst streng und mäßig in seiner Lebensweise. Wenige Stunden Schlaf genügen ihm; zuweilen durchwacht er ganze Nächte, ohne deßhalb am Tage die geringste Spur von

*) Aus „Die Völker des Kaukasus“ von Fr. Bodenstedt. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß dieses Buch zu einer Zeit erschien, wo Schamyl noch als ungebeugter Held den Russen gegenüber- und seinen Nahien vorstand.

Müdigkeit zu zeigen. Er ißt wenig und sein einziges Getränk ist Wasser. Seltsamer Weise hat er sich von russischen Ueberläufern ein zweistöckiges Haus ganz im russischen Geschmack bauen lassen. Nach muselmännischer Sitte hält er mehrere Frauen; im Jahre 1844 hatte er deren drei, worunter seine Favoritin, die sogenannte Dur Haremen (die Perle des Harems), eine Armenierin von ausgezeichneter Schönheit war.

Schamyl ist nicht nur Krieger und Heerführer, er ist zugleich Priester, Gesetzgeber und Reformator. Umsichtig in der Wahl und glücklich in der Anwendung seiner Mittel, klug das Vorhandene benützend und schöpferisch das Fehlende ergänzend, hat er den Grund zu einem Staatsbau gelegt, dessen Vollendung — denn die Nachwelt urtheilt nur nach Erfolgen — seinem Namen einen glänzenden Platz in der Geschichte sichern wird. Das Volk, an dessen Spitze er heute steht, ist erst durch ihn zum Volke geworden, und dieses Umschmelzen der heterogensten Elemente zu einer einzigen unauflösbaren Masse, diese Vereinigung einer Menge durch Sitten, Tradition und angeerbten Haß getrennter Stämme war nicht weniger schwer auszuführen, als es sein würde, ein einiges Deutschland herzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Ja — gäb' es Recht und Unrecht nur im Leben,
Wir lebten spielend: denn wer stößt nicht gleich
Das Unrecht von sich, wenn's auch Kronen beut?
Und wer empfängt das Recht nicht offnen Armes,
Und wenn es Wunden schlägt? — Doch zwischen Recht
Und Unrecht liegt das weite Labyrinth,
Wo Nacht und Irrlicht leicht zum Abgrund führen.

Die freie Tadelrede ist des Alters Recht,
Wenn sich die rasche Jugend kühn vergißt.

Landwirthschaftliches.

Mit Bezug auf die Notizen, die wir im vorigen Jahre und heuer über die Traubenplantage des Herrn C. Abresch in Neustatt zu geben in der Lage waren, wollen wir nicht versäumen, darauf aufmerksam zu machen, daß fragliche Frühburgunder nicht blos in quantitativer und qualitativer Hinsicht (der 1857er kostete 1400 fl.) zu den lohnendsten Sorten gerechnet werden dürfen, sondern daß sie auch im schlechtesten Sandboden gepflanzt werden können, weßhalb sie mit größtem Rechte dem weinbauenden Publikum zur allgemeinen Verbreitung anzuempfehlen sind.

Dreisilbige Charade.

Die zwei ersten Silben zeigen
Sich geprägt auf Silbergeld,
Und demnach in manchen Reichen
Auch zu finden in der Welt.

Alles liebt die ersten Beiden,
Doch nur mit der Münze Werth,
Denn als Krieger, ernst im Streiten,
Zückten sie schon oft das Schwert.

Feindlich in Europas Herze
Erstes Silbenpaar einst drang,
Als zu seinem Druck und Schmerze
Stolz der Kors' den Scepter schwang.

Nun die Dritte: Unsre Erde
Gibt natürlich sie nicht kund,
Weil — wie lehret der Gelehrte —
Sie nicht eckig ist, nur rund.

Man kann sie am Stein gestalten,
Der zum Eckstein füglich taucht,
Ueberall! Doch beibehalten,
Wo die Kunst den Winkel braucht.

Und ein Dörfchen ist das Ganze,
Das in dem Gebirge liegt,
Und das sich, gleich einem Kranze,
Schlängelnd an die Straße schmiegt.

F. — lr.

Berichtigung.

Im vorletzten Unterhaltungsblatt sollte in der ersten Rechnungsaufgabe Zeile 19 von unten das erste Wort nicht „lang", sondern „breit" heißen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 116. Dienstag, den 27. September 1859.

Eine Konsultation.

(Fortsetzung.)

„Nun denn! rief er, als die Thüre hinter uns zu war, so werden Sie mir jetzt endlich erklären.

„Nicht das Geringste!

„Aber . . .

„Van Oven, Ihre Tochter ist krank, — sehr bedeutend — sehr gefährlich krank!

„Ach, Niemand weiß dies besser als ich!

„Dann fragen Sie mich um nichts, wenn Sie wollen, daß ich sie heile.

„Sie stehen mir also für ihre Genesung?

„Ja, wenn Sie mir blindes Vertrauen schenken, — wenn Sie mir carte blanche geben.

„Nun, was verlangen Sie? Lassen Sie hören.

„Alle zwei Tage muß Edith mit mir ausgehen.

„Allein?

„Allein, alle Morgen drei Stunden lang.

„Aber so sagen Sie mir doch wenigstens . . .

„Nein und abermals nein — ihre Heilung hängt davon ab, — ja oder nein, wollen Sie, daß ich sie rette?

„Aber sie — sie selbst — wird sie wollen?

„Ueberzeugen Sie sich.

„Die Thüre ging in dem Momente auf, Edith stand unter der Schwelle. Ein kornblauer Crepe de Chine fiel in graziösen Falten auf ihren weißen Mousselinrock; ein kleiner Hut ohne Ausputz umrahmte ihr reizendes Gesicht.

„Ich meine sie noch zu sehen — theuere Edith! — sie war anbetungswürdig in dieser einfachen Kleidung!

„Ja oder nein? wiederholte ich nochmals.

„Statt einer Antwort umarmte van Oven seine Tochter stürmisch und warf sie mir in die Arme.

„Dann, fast schon überzeugt, daß sie leben werde, eilte er auf die Börse, um für sie eine weitere Million zu gewinnen.

„Ich für meinen Theil nahm Ediths Arm unter den meinen, führte sie die Stufen über die Treppe hinab, half ihr behutsam in mein Coupe, setzte mich neben sie — und fort ging's im stärksten Laufe meiner Pferde.“

3.

Bis jetzt hatte das elegante Auditorium dem Doktor Müller ohne Unterbrechung zugehört. Da er aber nun selbst an dieser Stelle seiner Erzählung eine Pause machte, rückten ihm alle Fauteuils zu gleicher Zeit näher und mit ungeduldiger Spannung rief die Marquise:

„Um Gotteswillen, Doktor, sagen Sie uns nur schnell, wohin Sie so Fräulein van Oven täglich führten.“

„Ganz einfach,“ entgegnete er, indem er mit maliziöser Langsamkeit aus seiner goldenen Tabatiere eine Prise nahm, „ganz einfach zu meinen Armen. Es gab da, das kann ich beschwören, genug, um ihr Interesse, um ihr Gemüth anzuregen, genug, um sie zur Thätigkeit, zum Leben zu wecken! O ich verschonte sie mit keinem Elende, mit keinem Schmerze, mit keinem wirklichen Drama!

„Edles vortreffliches Kind! Ich hatte Dein Herz wohl errathen.

„Im ersten Hause, welches wir besuchten, sah ich mich fast genöthigt, sie mit meinen Armen bis in die fünfte Etage zu tragen. In die zweite Mansarde stieg sie schon allein, die dritte erreichte sie lange vor mir. Bei der vierten war nicht ihre Kraft, wohl aber ihre Bör erschöpft.

„Ich borge Ihnen, sagte ich; seien Sie ohne Sorgen, wir werden Ihren Papa nicht ruiniren. Uebrigens gibt es noch viele andere Mittel, um zu trösten und zu helfen.

„Welche?

„Folgen Sie mir nur überall hin und Sie werden sehen.

„In der That dauerte es nicht lange und Edith sah,

„Hier einen armen Siebziger, der sich vergebens um die Aufnahme in einem Hospitale bewarb und alle Aussicht hatte, bis an seinen Tod warten zu müssen.

„Gestern erst, sagte er, habe ich meine zwanzigste Eingabe an den Minister des Innern geschickt.

„Der Minister ist mit uns verwandt, murmelte meine junge Gefährtin und überlegte im Stillen, was hier zu thun sei.

„Ein paar Häuser weiter fanden wir," fuhr der alte Doktor in seiner Erzählung fort, „am Krankenbette seiner siechen Frau den Mann in Folge des Fallissements eines Bankhauses, in welchem er seit dreißig Jahren gearbeitet hatte, ohne Brod.

„Da muß mein Vater helfen, sagte Edith mit einer Bestimmtheit, welche zeigte, daß sich ihre Willenskraft allmälig zu entwickeln begann.

„Und wieder etwas weiter arme junge Mädchen, die sich nichts Anderes wünschten, als ehrlich zu bleiben, und die hierzu nur eines redlichen Verdienstes bedurften.

„Unglücklicherweise hatte Edith ihre Näherin, ihre Wäscherin, ihre Putzmacherin rc.

„Aber fast unmittelbar darauf kamen wir in ein Haus, wo es kleine, halbnackte Kinder gab, wo überdies noch mehr in Aussicht standen und nichts, um sie zu kleiden.

„Nun war für jene die Arbeit gefunden und zugleich für die Kinder die Pathin.

„Dann gingen wir zu „meinen" Künstlern. Wieder eine andere, eine schöne Mission. Eine zarte Aufmunterung konnte die schönsten Früchte tragen.

„Einer besonders. Aber wir kommen später auf ihn zurück.

„Unser letzter Besuch an diesem Tage galt einer Familie, die sich dem Hunger, dem äußersten Elende preisgegeben sah, weil der älteste Sohn, die Stütze der Seinen, seit fünf Jahren Soldat war und keinen Urlaub vom Obersten seines in Grenoble garnisonirenden Regiments bekam.

„In Grenoble? rief Edith freudig überrascht, — aber der dortige Oberst ist der intimste Freund meines Vaters! — Welch glücklicher Zufall!

„Mein liebes Kind, entgegnete ich, indem ich einen Kuß auf ihre Stirne drückte; wenn man, wie Sie, Reichthum, Rang, Schönheit und Jugend besitzt, so fehlt es an solch glücklichen Zufällen nie.

(Schluß folgt.)

Schamyl.

(Fortsetzung.)

Schamyl mußte, um sein Ziel zu erreichen, die Macht zahlloser, kriegerischer Häuptlinge brechen und, ein Mann des Volkes, über Fürsten zu Gericht sitzen; er mußte den Haß konfessioneller Parteien versöhnen, welche sich seit Jahrhunderten feindlich gegenüber standen; er mußte, wie einst Theseus den Minotaurus, das furchtbarste aller Ungeheuer, die menschenverschlingende Blutrache bekämpfen, der jährlich die Edelsten des Volkes als Opfer fielen; er mußte, was mehr ist, denn alles Dieses, Neues an die Stelle des Alten setzen, mit der einen Hand schaffend, wo er mit der andern zerstörte. Er wirkte nach allen Seiten hin, und überall wußte er seinem Wirken den Stempel des Genies aufzudrücken; in Allem, was er that, beurkundete er, daß er ein Herrscher sei von Gottes Gnaden. Die Neuerungen, welche Schamyl eingeführt, sind nicht, wie bei den Türken, von außen versuchsweise angepaßte, die mit engen Hosen und Jacken anfangen und mit dem Ruin des Staates aufhören: es sind durch die Nothwendigkeit des Augenblicks erzeugte, aus den innersten Bedürfnissen des Volkes erwachsene und seinem Geiste entsprechende Neuerungen.

Durch Gründung einer neuen Lehre, gleichsam eines frischen auf den alten Baum des Islam gepfropften Glaubenszweiges, versöhnte er den glühenden Haß der sich bis dahin feindlich bekämpfenden Sekten, und umschlang so die zerstückelten Stämme des Daghestan mit dem starken Bande gemeinsamen Glaubens.

Hiermit war der erste und wichtigste Schritt gethan; denn der gemeinsame Glaube wurde bald Allen das Unterpfand gemeinsamen Hasses gegen die Russen.

Durch einige glücklich beendigte Kriegsunternehmungen erhöhte und befestigte Schamyl das Vertrauen und den Muth der ihm gehorchenden Stämme. Inmitten der Wirren des Krieges fand er noch Zeit, ein neues Gesetzbuch zu schaffen, ein stehendes Heer zu gründen, und durch Einführung einer neuen Verwaltung seiner Macht eine sichere Basis zu geben. Wir werden versuchen, hier in gedrängtem Auszuge ein Bild der Organisation des von Schamyl gegründeten Staates zu liefern, doch müssen wir entschuldigend bevorworten, daß bei den wenigen sichern Quellen, welche uns zu Gebote stehen, dieses Bild ein mangelhaftes und unvollkommenes sein wird, um so mehr, da es nur die Anfänge eines Staatsgebäudes zeigt.

Alles Schamyl unterworfene Land wird in Provinzen und Naibthümer (Statthalterschaften) eingetheilt; die Zahl der Aule, aus welchem ein Naibthum besteht, ist verschieden und hängt von der Bestimmung des Murschiden ab. Je fünf Naibthümer, deren jedes von einem Naib (Statthalter) regiert wird, bilden eine Provinz. An der Spitze jeder Provinz steht ein Oberbefehlshaber, der die weltliche und geistliche Gewalt in sich vereint.

Die Pflichten eines Naibs bestehen darin, das ihm anvertraute Gebiet streng zu verwalten, die vorgeschriebenen Abgaben einzutreiben, Rekruten auszuheben, auf strenge Erfüllung des äußerlichen Gesetzes (Scharyats) zu sehen, Streitigkeiten zu schlichten, der Blutrache Gränzen zu setzen rc.

Jeder Naib muß 300 berittene Krieger unterhalten, bei deren Aushebung Folgendes beobachtet wird: Je zehn Häuser eines Auls stellen einen Krieger; die Familie, welcher derselbe angehört, ist, so lange er lebt, von allen Abgaben frei; die Ausrüstung und Unterhaltung des Soldaten fällt den übrigen neun Familien zur Last. Die Krieger dürfen nie, selbst nicht während sie schlafen, ihre Waffen ablegen, um bei jedem Aufrufe gleich zum Kampfe gerüstet zu sein. Die ganze berittene Miliz belief sich im Jahre 1843 etwa auf 5000 Mann.

Doch müssen außer den stehenden Truppen auch die übrigen männlichen Einwohner jedes Auls vom 15. bis zum 50. Jahre im Tummeln der Rosse und in der Führung der Waffen geübt sein, um bei unerwarteten Ueberfällen ihre Häuser selbst vertheidigen und in Zeiten drängender Gefahr Schamyl's Heer verstärken zu können. In solchen Fällen führt jeder zu den stehenden Reitertruppen zählende Krieger den Befehl über die Mannschaft der zehn Häuser, aus welchen er gewählt wurde. Von Schamyl bis auf den letzten Anführer herab wird auf die strengste Ordnung und pünktlichste Befolgung der gegebenen Befehle gesehen; der geringste Ungehorsam wird nach Umständen oft mit dem Tode bestraft.

Schamyl selbst ist stets von einer auserlesenen Leibwache umgeben, deren Glieder Murtosigatoren genannt werden. Bei der Wahl dieser Krieger wird die größte Vorsicht beobachtet; nur Leute von unzweifelhafter Tapferkeit und Treue, welche von der Heiligkeit der Lehre des Murschiden durchdrungen sind, werden dazu genommen. So schwierig und mißtrauisch Schamyl bei der Wahl dieser Leute ist, so unbegränzt ist wiederum sein Vertrauen zu ihnen, wenn sie einmal der Zahl seiner Auserwählten angehören. Doch müssen Murtosigatoren das hohe Ansehen, in welchem sie vor allen übrigen Kriegern stehen, auch durch schwere Opfer erkaufen. Sie sagen sich, so lange sie ein Glied der Kette bilden, welche schützend die geheiligte Person des Murschiden umgibt, feierlich von Allem, was sie sonst ans Leben fesselt, los; die Unverheiratheten müssen ledig bleiben und die Verheiratheten dürfen während ihrer Dienstjahre in keinerlei Verbindung mit ihrer Familie stehen. Sie müssen, dem Beispiele Schamyl's folgend, allen übrigen Kriegern in gewissenhafter Vollziehung des Scharyats, in Mäßigkeit und Enthaltsamkeit vorangehen. Ihr ganzes Streben muß auf die Ausbreitung der neuen Lehre gerichtet sein; sie sind willenlose Werkzeuge in den Händen Schamyl's, der die geringste Widersetzlichkeit mit dem Tode bestraft. Die Zahl der Murtosigatoren beläuft sich auf etwa 1000 Mann. Ihre Eintheilung ist ganz nach dem Decimalsystem; je zehn von ihnen haben einen Anführer, zehn solcher Anführer haben wieder ihren Chef u. s. f. Dasselbe gilt von der

Reitermiliz der Naibs. Diese Anführer haben große Vorrechte, tragen Abzeichen zur Andeutung ihrer Würde und stehen in hohem Ansehen bei ihren Untergebenen. Nur Leute, welche sich durch Tapferkeit und Bildung auszeichnen, werden dazu erwählt. Jeder Murtosigator erhält von Schamyl eine Löhnung von etwa drei Gulden monatlich und hat außerdem einen bestimmten Theil an der Beute. Jeder Aul, wohin Murtosigatoren gesandt werden, muß dieselben unentgeltlich unterhalten; die Hochachtung, welche der Leibwache des Imams gezollt wird, geht so weit, daß es sich jeder Aul zur Ehre anrechnet, Glieder der auserlesenen Schaar in seinen Mauern zu bewirthen.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Wo ein Weiser den Thoren nicht rügt,
Ist zweierlei Schaden zugefügt,
Sich selbst wird er sein Ansehn schmälern,
Und jenen bestärkt er in seinen Fehlern.

Geh', wo du gehen kannst, die goldne Mittelstraß',
Und miß der Dinge Werth mit ihrem rechten Maß!

Verschiedenes.

Einem Manne mit einem grünen Rocke, der sich selbst vor seinen Standesgenossen durch anziehende Erzählung von Jagdgeschichten auszeichnete, setzte sich einmal Jemand zur Linken und suchte ihn mit allerlei Geschichten zu regaliren. Die erste und zweite hörte dieser ruhig an; auch die dritte nahm er noch geduldig hin. Als aber die vierte begonnen wurde, unterbrach er ihn: „Bitte, lieber Freund, das erzählen Sie meinem Nachbar zur Rechten, ich lüge selbst.“

In Königsberg ließen kürzlich zwei alte Damen ein Hündchen porträtiren, um das Porträt als Geburtstagsgeschenk zu verehren der Schwester des — abkonterfeiten Hündchens.

Wie Stein's Wochenblatt berichtet, sind im Mecklenburgischen die Störche eine Woche früher abgegangen, wie gewöhnlich. Auf einer großen Wiese bei Parchim hielten sie am 17. und 18. August ihre herkömmliche Abschiedsversammlung und entfernten sich am besagten Tage.

Hamburg. (Erblindung durch Unvorsichtigkeit.) Ein hannöverscher Lieutenant a. D. kehrte Ende voriger Woche von einer Badereise hierher zurück, um sich nach Hannover zu begeben, und nahm Logis in einem der ersten Hotels am Jungfernstieg. Zu später Abendzeit stark echauffirt nach Hause gekommen, legt er sich unachtsamerweise bei offenem Fenster zur Ruhe nieder. Als er am Morgen erwacht, war es finstere Nacht um ihn her — er hatte das Licht seiner Augen verloren. Auf Anrathen eines hiesigen Arztes begab er sich sofort nach Berlin, um sich in die Augenklinik des Herrn Professor Gräfe aufnehmen zu lassen. Leider soll nur geringe Hoffnung zur Heilung des gänzlich Erblindeten vorhanden sein.

Am 4. Juli ist Mr. Blondin zum zweiten Male vor 10,000 Zuschauern über den Niagara-Fall gegangen. Er ging von Whites Garten ab, lief gegen 100 Fuß vorwärts, kehrte zurück, nahm seine Balancirstange und ging dann nach der Canada-Seite hinüber. Er wollte vorher einen Sack über sein Gesicht hängen, seine Freunde gaben es aber nicht zu. Blondin ließ den Sack jedoch das Seil entlang gleiten und warf ihn auf der Canada-Seite über. Er war von indianischem Wollzeug und mit Löchern für die Arme versehen. Trotz der Dunkelheit ging Blondin ebenso sicher in dem Sacke, doch stieß sich die Balancirstange einige Male an den Haltseilen. In der Mitte des Seils legte er sich nieder und machte einige Kunststücke. Später hat er schon wieder seinen halsbrechischen Kunststücken ein neues hinzugefügt. Er hat nämlich bei seinem jüngsten Uebergange ein Faß vor sich hergerollt.

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nr 115:
Frankeneck.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.


Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 117. Donnerstag, den 29. September 1859.

Eine Konsultation.

(Schluß.)

„Während wir in's Hotel zurückfuhren, bat mich Edith um mein Einschreibbuch und mit einem indiskreten Blicke las ich, während sie schrieb:

1) Mit meinem Vater wegen des armen Komnris sprechen.

2) Heute Abend nach Grenoble an den Obrist schreiben.

3) Morgen zu meinem Cousin dem Minister gehen.

4) Einkäufe besorgen für meine Mündel.

5) Einkäufe besorgen mit meinem Vater bei meinen Künstlern.

„Edith begriff also, daß man mit 16 Jahren und ebenso vielen Millionen kein Recht zum Müßiggange und noch weniger Recht zum Sterben habe. Sie fühlte sich berufen, Gutes zu stiften, sie begann ihre Nächsten zu lieben — sie war gerettet!

„Am zweitnächsten Tage erwartete mich Edith bereits, als ich zum Rendezvous kam.

„Am Ende der Woche aber war sie in aller Form Rechtens in dem schönen Regimente einrollirt, für welches ich werbe und welches ich wohl mit Recht „die Schutzengel von Paris“ nenne.

„Schon nach einem Monate war sie so wohl, so strotzend von moralischer und physischer Gesundheit, daß van Oven in seiner Freude rief: Nun ist es Zeit, Storfins aus Bremen kommen zu lassen.

„Aber bei diesen Worten erbleichten Ediths Wangen.

„Nein! rief ich, lassen wir Storfins, wo er ist.

„O Himmel! Doktor, Sie verbieten doch meiner Tochter nicht etwa gar, . .

„Das Heirathen, nein, aber den Mann — wenigstens den aus Bremen. — Später wollen wir sehen. — Das ist meine Sache.

„Wie, Ihre Sache?

„Ist sie denn nicht auch ein bischen meine Tochter?

„Ja, ja, denn Sie haben ihr das Leben gerettet, Ihnen verdankt sie ihre Wiedergeburt.

„Zwei Jahre später sagte ich dem Bankier: A propos, van Oven, es ist Zeit, unsere Edith zu verheirathen.

„So? nun und mit wem?

„Mit Lucian de C. . . .

„Wie? Mit jenem Maler, dem ich meiner Tochter zu lieb sein erstes Bild abkaufte?

„Sagen Sie mit einem Edelmann, in der wahren Bedeutung des Wortes, mit einem Manne, der edel genug war, sich freiwillig den Entbehrungen der Armuth zu unterziehen, um die Schulden seines Vaters zu bezahlen, und der sich dann durch die schöpferische Kraft seines Genies ein neues Vermögen erkämpfte!

„Ein Vermögen und ein Künstler? Wie reimen Sie das zusammen?

„Wenn es Ihnen nicht groß genug ist, so lege ich für meinen Theil eine Million dazu.

„Eine Million? Sie? rief van Oven; wo Teufel wollen Sie eine Million hernehmen?

„Aus Ihrer Kasse.

„Oho!

„Sind Sie mir nicht noch das Honorar schuldig für meine mit Edith vorgenommene Kur? Haben Sie mir nicht, so oft ich es ausschlug, hundert Mal wiederholt: Nun gut, also später; so viel Sie mir wollen. Sie können die Gesundheit meiner Tochter nicht hoch genug taxiren.

„Allerdings; . . . aber . . .

„Finden Sie, daß eine Million zu wenig ist? Nun gut, so nehmen wir zwei. Ich gebe sie gleichfalls meiner Edith als Mitgift.

„Van Oven hatte noch nicht definitiv ja gesagt, als seine Tochter, die ohne Zweifel das Gespräch belauscht hatte, sich in die Arme des Bankiers warf.

„Und — nun — und so habe ich an Frau v. C... das Wunder der Auferweckung vom Tode bewirkt; — weßhalb ich die Ueberzeugung hege, daß alle reichen Damen, alle jungen Mädchen und besonders alle jungen Wittwen, welche an der in großen Städten so häufig vorkommenden Morbidezza leiden, zu heilen sind, wenn man ihnen nützliche Beschäftigung, Wohlthätigkeit und Nächstenliebe verordnet.

„Hier haben Sie nun," schloß der Greis, indem er aufstand, „die ganze Hexerei des Doktor Müller."

4.

Es schlug Mitternacht, Alles erhob sich demnach zum allgemeinen Aufbruch. Aber bevor noch Jemand den Salon verlassen hatte, näherte sich die Marquise dem Arzte und küßte ihn auf beiden Wangen.

„Ich danke Ihnen, Doktor, für Ihre Konsultation. Kommen Sie morgen, um mich bei meinem ersten Gange zu „unsern Armen" zu begleiten!"

Schamyl.

(Fortsetzung.)

Nie hat sich ein Verräther unter den Murtosigatoren gezeigt. Sie sind dem Imam mit unwandelbarer Treue und Anhänglichkeit ergeben und von so kriegerischem Geiste beseelt, daß ihnen der Tod im Gefecht als schönstes Ziel des Erdenlebens gilt. Sie sind der Schrecken der russischen Heere und die Stütze und Zuversicht Schamyl's und seiner Krieger.

Sie fechten mit einem Muthe und einer Kaltblütigkeit, wovon die russischen Offiziere mit Bewunderung erzählen. Man hat kein Beispiel, daß ein Murtosigator seinen Feinden lebendig in die Hände gefallen wäre. Sie sind die Pfeiler der Herrschaft Schamyl's, wie im Kriege so im Frieden, und unserer Beachtung um so würdiger, da sie sich nicht blos durch rohe Tapferkeit und Todesverachtung auszeichnen, wie wir das bei den Arabern der Wüste ebenfalls finden, sondern auch durch ein höheres, geistiges Band zusammengehalten werden. Wie zur Kriegszeit die Vorkämpfer im Gefecht, sind sie zur Zeit des Friedens die begeisterten Apostel der Lehre Schamyl's und die Vollstrecker seiner Gesetze. Obgleich selbst ohne Vermögen, haben sie stets über bedeutende Summen zu verfügen, welche sie nach eigenem Gutachten zur Verfolgung ihrer Zwecke verwenden können.

Sie bilden zu gleicher Zeit die geheime Polizei Schamyl's; überall haben sie ihr wachsames Auge; wer von ihnen angeklagt ist, wird ohne Weiteres gerichtet. Vor ihren Späherblicken sind selbst die Priester und Richter nicht sicher; sie sind der Kitt, der die Steine, aus welchen Schamyl die Vesten seiner Macht aufgeführt, zusammenhält.

Die Einkünfte Schamyl's, so wie auch seiner Vorgänger Kasi-Mullah und Hamsad-Beg bestanden früher hauptsächlich aus der im Kriege gemachten Beute, wovon nach herkömmlicher Sitte dem Anführer der fünfte Theil zukam; das Uebrige wurde nach gesetzlich bestimmter Ordnung unter die Krieger und Unterbefehlshaber vertheilt. Nebeneinkünfte waren die für jede Uebertretung der Vorschriften des Scharyats eingeführten Strafen. In der neuern Zeit, als die Herrschaft des Murschiden sich immer mehr ausbreitete und befestigte, war Schamyl darauf bedacht, durch geregelte Strafgesetze und andere Verfügungen seine Einkünfte zu mehren und zu sichern.

Alle Geldeinkünfte müssen direkt dem Finanzverwalter Schamyl's überliefert werden. Die Eintreibung der aus Korn, Früchten 2c. bestehenden Abgaben fällt der Sorge der Naibs anheim.

Schamyl wird häufig der Habsucht und eines übertriebenen Geizes geziehen, da es bekannt ist, daß er an verschiedenen sichern Plätzen in Andi und den itschkerinischen Wäldern Schätze von Gold, Edelsteinen und anderen Kostbarkeiten verborgen hält. Diese Beschuldigung erscheint uns eben so unbegründet wie ungerecht. In seiner Lage ist die gewissenhafteste Sparsamkeit eben so klug wie nothwendig. Schamyl bedarf großer Hilfs-

mittel, um im Kampfe mit den sich stets erneuernden Streitkräften des gewaltigen Russen-Zaren nicht unterzugehen, um sein großes Ziel, die Gründung eines neuen Reiches im Daghestan, zu verfolgen. Zudem betrachtet er die gesammelten Schätze nie als persönliches Eigenthum. Wie er in Mäßigkeit und Einfachheit der Lebensweise dem gemeinsten seiner Krieger als Muster dienen kann, so ist er auch in Allem, was seine Person betrifft, bis zum Geize sparsam; aber wo es gilt, eine tapfere That zu belohnen, einen mächtigen Stamm auf seine Seite zu bringen, und in ähnlichen wichtigen Fällen, ist er freigebig bis zur Verschwendung. Während die russischen Offiziere ihre mit Blut errungenen Orden auch noch mit schwerem Gelde bezahlen müssen, hat Schamyl einen Orden für Tapferkeit und schwer Verwundete gestiftet, welcher dem Inhaber drei Silberrubel monatliche Pension sichert. Aus all Diesem leuchtet ein, daß seine Sparsamkeit nicht gemeiner Art ist.

Ehe Schamyl sein neues Verwaltungssystem ins Leben gerufen hatte, pflegte er die ihm erwiesenen Dienste mit Geschenken, bestehend in Pferden, Waffen, Hammeln, Kleidungsstücken, und oft auch mit Geld zu belohnen. Dreißig Silberrubel vom Imam empfangen zu haben, wurde als eine große Auszeichnung betrachtet. Mit dem Jahr 1840, nach der vollständigen Organisation der Murtosigatoren, wurden verschiedene Orden eingeführt, über deren Werth und Bedeutung wir hier mittheilen werden, was davon zu unserer Kenntniß gekommen ist.

Die erste Dekoration besteht aus einer runden, silbernen Medaille, welche nur einem Ius-Baschi (Anführer von 100) zu Theil werden kann, wie aus der Inschrift selbst hervorgeht, welche die Worte enthält: „Dem Ius-Baschi *** für Tapferkeit".

Die zweite Dekoration besteht aus einem dreieckigen Orden, welcher nur einem Uetsch-Ius-Baschi (d. i. Chef von 300) zu Theil werden kann. Das Ansehen, welches dieser Orden verleiht, ist eben so groß, wie seine Ertheilung selten. Nur ausgezeichnete Tapferkeit kann zum Besitz desselben führen, wie auch die Inschrift besagt: „Dem *** für ausgezeichnete Tapferkeit".

Die dritte und höchste Auszeichnung sind silberne Epauletten und eine Degentrobdel von demselben Metall. Diese Dekoration verleiht fürstliches Ansehen und ist nebenbei noch mit großen pekuniären Vortheilen verknüpft. Nur einem Besch-Ius-Baschi (Chef von 500) kann dieselbe zu Theil werden. Diese Epauletten unterscheiden sich von den russischen dadurch, daß sie nicht aus Silberdraht, sondern aus geschmiedetem Silber bestehen.

Zu Ende des Jahres 1842 fing Schamyl an, in seiner Armee eine gewisse Rangordnung nach europäischem Vorbilde einzuführen. Die drei vornehmsten Naibs: Achwerdü-Mahoma, Schwalb-Mullah, und Ulubey-Mullah erhielten den Ehrentitel General; den übrigen Naibs, so wie verschiedenen Anführern der Murtosigatoren, wurde der Titel Kapitän beigelegt.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Das Abraupen). Der behäbige Hans Schlendrian liebt es, im Winter hinter'm Ofen zu liegen und seine Zeit, wie ein Siebenschläfer, gemächlich zu verträumen, wenn er nicht etwa eine Thätigkeit entwickelt, die noch weit schlimmer ist, als Müßiggang, diese nämlich, daß er vielleicht den durch Schnee und Hunger geängstigten Hasen und Rebhühnern nachstellt, Drähte und Schlingen, oder wohl gar den armen Singvögeln Maschen legt und so durch Wegfangen der letzteren noch die einzigen Werkzeuge der Schöpfung vernichtet, welche dieselbe zur Verminderung der Raupen und anderen Ungeziefers bestimmt hat. Solche Wahrnehmungen sind traurig, stehen aber leider nicht vereinzelt da, und so ist es kein Wunder, daß die Singvögel immer weniger werden, jene lieblichen Sänger des Waldes, die der Herr zur Lust und Freude der Menschen, so wie zu ihrem Nutzen geschaffen hat, indem sie mehr Raupen aufzehren, als Menschenhände zu vertilgen im Stande sind, selbst wenn sie dazu den Willen hätten. Dazu kommt noch der Uebelstand, daß Hecken und Gebüsche, diese natürlichen Zufluchtsstätten und Lieblingsaufenthalte der Singvögel, immer mehr und mehr verschwinden, daß Alles urbar gemacht, Alles cultivirt wird. Man wird ja doch nicht die ganze Erde zu einem Acker machen wollen?

Wer weiß? Der Anfang ist wenigstens gemacht und zwar in sehr umfangreicher Weise. Der Verf. glaubt, daß der Herbst und Winter der geeignetste Zeitpunkt zum Abraupen sei und bedient sich hiezu einer Raupenschere aus der Fabrik der Gebrüder Dittmar in Heilbronn; welches Instrument in Bezug auf Zweckmäßigkeit und Eleganz nichts zu wünschen übrig läßt. Dieselbe wird an einer Stange befestigt, welche jedoch nicht zu lang sein soll, damit man damit bequemer arbeiten kann. Es wird nämlich vorausgesetzt, daß man diese Arbeit auf einer Leiter von den stärkern Aesten aus verrichtet, was bei Weitem nicht so sehr ermüdet, als wenn man vom Boden aus mit einer langen Stange arbeitet. Beim Abkneipen der Raupennester müssen selbstverständlich die Zweige und die Bäume überhaupt so viel wie möglich geschont werden; es sollte daher nicht vorkommen, was ich schon hie und da gesehen habe, daß man nämlich ganze Aeste herabreißt, wo es genügt hätte, ein paar Zoll abzukürzen. Die abgeschnittenen Nester sammle man ja fleißig, um sie sodann zu verbrennen, eine Vorsicht, die nicht dringend genug empfohlen werden kann. Ist es thunlich, daß eine zweite Person während des Abraupens unten am Baume steht, um die herabgeworfenen Nester sogleich zu sammeln, so ist man um so sicherer, daß keines derselben liegen bleibe, sonst kann es vorkommen, daß man einzelne Nester trotz aller Aufmerksamkeit dennoch übersieht, deren Bewohner später wieder auf die Bäume kriechen. Auch der Fall ist nicht selten, daß ein Sturmwind eine Menge von Raupen, die sich bei der geringsten Erschütterung an einem Faden herablassen, von einem nahen Garten in den andern schleudert, wo dann sogleich ihre Verheerungen sichtbar werden. Um diesem zu begegnen, muß der Obstbaumbesitzer an seinen Bäumen fleißig nachsehen und den Feind, wo er ihn gewahr wird, sogleich vertilgen. Dies geschieht am Besten früh Morgens oder am Abend, weil zu dieser Zeit die Raupen gesellschaftlich in ihren Nestern beisammen sind. Man bedient sich hierzu eines Steckens oder, je nach der Entfernung, einer Stange, woran man einen wollenen Lappen befestigt und womit man die Raupen zerquetscht. Bei dieser Arbeit fällt der Blick des Raupenjägers vielleicht auch hie und da auf eine Familie der bekannten Ringelraupe, die gleichfalls gesellig lebt, oder auf den einzeln herumplündernden Großkopf, welche beide ebenfalls übel beleumundet sind, und die man daher gelegentheitlich mitnimmt.

Verschiedenes.

Der „Dorfbarbier" bringt folgendes Zwiegespräch zwischen Breetenborn und Nudelmüller: B. Die Italiener sin jetzo recht monomentlustig. — N. Wo so? — B. In Turin wellen sie dem Ludwig Bonaparte ein Standbild errichten, in Florenz dem Victor Emanuel, in Modena gleichfalls. — N. Wunderliche Leute, diese Italiener; die eigenen Fürschten jagen se fort und de fremden hauen se aus.

(Baukosten.) Das Blei zu den Gebäuden und Wasserleitungen zu Versailles kostete Louis XIV. allein 32 Millionen Franken.

Als der Maler Lantara einst einem Kunstfreunde eine bestellte Landschaft ablieferte, in welcher alle Figuren fehlten, weil der Künstler solche nicht zu malen verstand, beschwerte Jener sich darüber. „Die Leute sind alle in der Kirche," erklärte Lantara. „Nun gut," erwiderte der Besteller, „so werde ich das Bild in Empfang nehmen, wenn diese aus der Kirche gekommen sind."

Anagramm.

Ein Inselchen lieg' ich im Mittelmeer, —
Sonst unbekannt, — jetzt strahl' ich her.
Was lebend ich im Schooße barg,
Das schloß die Schwester in den Sarg.

Setz' nun das letzte Zeichenpaar
Verkehrt voran: — wie wunderbar! —
Erschlagen ward ich — denkt euch doch! —
Vor Christi Zeit, und leb' heut' noch.

Neustadt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 118. Samstag, den 1. October 1859.

Der weinende Trinker.

Als Anno eilf gekeltert war,
Schien noch die Sonne heiß und klar.

Die Sonne schien so klar und heiß,
Vor seiner Thüre weint ein Greis,

Hielt in der Hand ein Glas mit Wein,
Und helle Thränen tropften drein.

„Was weinst du, guter, alter Mann?
Hat dir ein Feind zu nah gethan?"

„Zu nah gethan hat mir kein Feind;
Ich weine, weil die Sonne scheint."

„Wie sprichst du kindisch, unbedacht,
Wer weint denn, wenn die Sonne lacht?"

„Auch wein' ich, weil der Wein so gut,
Gar köstlich schmeckt dies Traubenblut."

„So bist du, Alter, nicht bei Trost.
Wer wäre gutem Wein erbost?

„Im guten Wein und Sonnenschein
Soll man von Herzen fröhlich sein."

Darauf der Alte schluchzend spricht:
„Das, lieber Freund, versteht ihr nicht.

Wie würd' erst dieser Wein so gut,
Wenn er noch hing' in solcher Gluth!

Daß wir zu früh gelesen han,
Darüber wein' ich alter Mann."

Ein Billet zur ersten Klasse.

An einem trüben, nebeligen Novembermorgen fuhr ein Omnibus, mit Passagieren und Gepäck beladen, in den Anhaltischen Bahnhof in Berlin.

Der Omnibus war durch irgend einen Zufall unterwegs aufgehalten worden und langte zu spät vor dem Bahnhofe an. Der Zug sollte in fünf Minuten abgehen, und das Signal dazu war bereits durch das dritte Läuten der Glocke gegeben. Kein Wunder daher, daß die Passagiere des Omnibus und verschiedene andere Spätlinge sich hastig an die Billetbüreaux drängten, wo schon eine ziemliche Menge Leute versammelt war, die alle noch mit diesem Zuge befördert werden wollten. Der Kassier hatte alle Hände voll zu thun, und das Drängen und Stoßen vor seinem Fenster verrieth echt berlinische Lebhaftigkeit und Ungeduld.

Unter den zwölf Passagieren, welche im Innern des Wagens gesessen waren, befand sich auch ein schüchternes junges Fräulein, einfach in tiefe Trauer gekleidet. Sie war die Letzte gewesen, die den Wagen verlassen hatte, und wartete nun ruhig vor dem Büreau, bis Alle, welche ihr entweder zuvorgekommen oder gefolgt waren, sich mit Billeten versehen und in die Wägen begeben hatten; dann erst trat sie vor und bat den Kassier am nächsten besten Fenster um ein Billet nach der Stadt B., wobei sie zugleich vier Thaler aus ihrer Börse nahm und auf den Zahltisch legte.

„Das reicht noch nicht, mein Fräulein! es fehlen noch ein Thaler und fünfundzwanzig Silbergroschen!" rief der Kassier ungeduldig; „beeilen Sie sich, oder der Zug fährt Ihnen vor der Nase davon!"

Das arme Kind war in tödtlicher Verlegenheit; es war sein erster Ausflug in die Welt und die erste Reise auf der Eisenbahn, und da war es denn in seiner Unerfahrenheit an die Kasse der Billets erster Klasse anstatt die der zweiten gegangen und hatte noch nicht einmal seinen Irrthum bemerkt. Ein Billet,

bereits gestempelt und für sie bestimmt, lag auf dem Zahltische neben ihrem Gelde und sie sollte es erhalten, sobald sie den Rest der Summe vollends zulegte. Allein sie sah es nicht einmal, denn sie durchstöberte emsig ihre Börse und ihre Tasche, um den fehlenden Betrag zusammenzubringen. Jedoch vergebens! ungefähr ein halber Thaler war der ganze Betrag, den sie noch in ihrer Börse hatte; ihr übriges Geld lag in ihrem Koffer, welcher bereits mit dem übrigen Gepäck in den Postwagen gebracht worden war. Der Kassier lächelte ziemlich höhnisch, als er das Billet wieder zurücknahm mit der Bemerkung, die siebzehn Silbergroschen, welche hier liegen, könnten nicht helfen.

Das erschrockene Mädchen hatte wenig Zeit mehr zum Denken, geschweige denn zum Handeln, denn eben rief der Portier in den Wartsaal hinein: wer noch mit dem Zuge fort wolle, der möge sich beeilen, denn derselbe sei im Begriffe, abzugehen.

Die Verlegenheit des jungen Mädchens wuchs, denn es war abgemacht, daß sie gerade mit diesem besonderen Zuge in B. eintreffen sollte, wo sie von Verwandten erwartet würde. Eine namenlose Angst befiel sie, sie möchte mit diesem Zuge nicht mehr fortkommen, und ihr Koffer ohne sie befördert werden. Schüchtern stellte sie dem Kassier ihre Lage vor und fragte, ob sie nicht ihren Koffer noch vom Packwagen herunterschaffen lassen könne, in welchem Fall ihr — vorausgesetzt, daß sie noch Zeit dazu haben würde — die Möglichkeit gegeben wäre, ihr Geld aus demselben zu nehmen. Der Kassier schüttelte mit spöttischem Lächeln den Kopf. Plötzlich schoß dem jungen Mädchen ein anderer Einfall durch den Kopf, welcher raschere Hülfe versprach.

„Würden Sie nicht die Gewogenheit haben," fragte sie eifrig, wiewohl mit zaghaft zitternder Stimme, „dieses Armband hier einstweilen als Pfand für den Rest der Summe anzunehmen? ich werde es morgen oder übermorgen durch eine Verwandte auslösen lassen!" Dabei nahm sie ein Armband von Haar mit goldenem Schlosse vom Handgelenke ihrer Rechten und bot es dem Kassier, der es jedoch mit gleichgültigem Lächeln zurückwies.

In diesem Augenblick trat ein wohlgekleideter Herr, welcher schon eine kleine Weile hinter ihr gestanden war, neben sie, nahm den Hut ab und sagte verbindlich: „Ich reise ebenfalls nach B.; erlauben Sie mir, mein Fräulein, daß ich einstweilen den Betrag Ihres Billets für Sie auslege?" und ohne ihre Antwort abzuwarten, legte er einen Zehnthalerschein auf den Zahltisch und sagte zu dem Kassier: „Bitte, geben Sie mir zwei Billets nach B. und bringen Sie zugleich in Abzug, was an dem Preise des Billets dieser Dame noch fehlt!" Und ehe das überraschte Mädchen noch den Muth gefunden hatte, auch nur ein einziges Wort an diesen unverhofften Helfer in der Noth zu richten, überreichte ihr der fremde Herr bereits ihr Billet, nahm ihren Regenschirm und ihre Reisetasche vom Boden auf, bat sie, ihm rasch zu folgen, und führte sie durch den Wartsaal in einen der Wägen des Zugs.

Mathilde Selden — so hieß nämlich unsere junge Freundin — war in hohem Grade verblüfft über des fremden Herrn höchst unerwarteten Vorschlag und dessen rasche Ausführung; allein wenn sie auch Zeit gehabt hätte, sich diese Sache zu überlegen, wie sie sie jedoch nicht hatte, so ist kaum wahrscheinlich, daß sie sich lange darüber besonnen haben würde, ob sie seinen hülfreichen Vorschlag annehmen oder ablehnen sollte. In ländlicher Abgeschiedenheit aufgewachsen, war sie frei von aller Zimpferlichkeit und noch gänzlich unbekannt mit aller conventionellen Abgemessenheit wie mit dem harten Urtheil der Welt; und der einzige, rasche Blick, welchen sie bei seiner Anrede auf das freundliche, wohlwollende Gesicht des Fremden geworfen hatte, flößte ihr vollkommenes Vertrauen in seine Herzensgüte wie in die Redlichkeit seiner Absichten ein. Instinktmäßig überließ sie sich daher seiner Leitung und sah sich, ehe sie noch recht wußte, wie ihr geschah, plötzlich in einem Wagen des Zuges, in welchen sie ihr Helfer gehoben hatte; und kaum war dieser hinter ihr in den Wagen gesprungen und hatte die Thüre hinter sich zugezogen, so setzte sich der Zug in Bewegung und der Schaffner schloß die Thüre.

Erst das behagliche, wohlgepolsterte, mit Gardinen, Teppichen und Spiegeln versehene Innere des Wagens ließ Mathilde einigermaßen argwöhnen, was die eigentliche Ursache ihrer Verlegenheit gewesen war; ein Blick auf das Billet, welches sie mit so vieler Mühe erlangt

hatte, bestätigte diesen Argwohn — es war ein Billet erster Klasse und sie daher in einem Wagen dieser aristokratischen Abtheilung.

(Fortsetzung folgt.)

Schamyl.

(Schluß.)

Eben so mannigfaltig, wie seine Belohnungen, sind auch die Strafen, welche Schamyl eingeführt hat. Für das kleinste Vergehen gegen die Vorschriften des Scharyats oder die Befehle des Imams wird eine Geldstrafe eingetrieben.

Wer im Gefechte sich Feigheit hat zu Schulden kommen lassen, dem wird als Zeichen der Schande ein Stück Woilok (grober Filz) um den rechten Arm gebunden; wer dem Feinde in der Schlacht den Rücken zukehrt, dem wird ein solches Stück Woilok auf den Rücken genäht; diese entehrenden Kennzeichen von Feigheit können nur durch mehrfache Beweise von Tapferkeit wieder entfernt werden. Den filztragenden Kriegern ist streng aller Umgang mit Frauen untersagt; sie bilden die sogenannten „enfants perdus" im Gefechte.

Ueber Leute, welche sich bedeutendere Vergehen haben zu Schulden kommen lassen, wird außer der Geldbuße noch Kerkerstrafe verhängt. Die Todesstrafe, welche auf Mord, Verrath und Treubruch gesetzt ist, besteht in der Hinrichtung durch das Schwert und zerfällt in zwei Classen, genannt das Ehrengericht und das Schandgericht. Der zum Ehrengericht Verurtheilte setzt sich nach muselmännischem Brauche mit untergeschlagenen Beinen auf die Erde, entblößt mit eigener Hand Hals und Brust, beugt nach verrichtetem Gebet seinen Kopf vorwärts und empfängt so den tödtenden Hieb. Dem zum Schandgericht Verdammten wird der Obertheil des Körpers von Henkershand entblößt und der Kopf auf einem Block abgehauen. Eine dritte Art der Hinrichtung, und die grausamste von allen, ist das Erschießen oder Erdolchen. Diese Strafe ist jedoch äußerst selten und wird nur ausnahmsweise an Muriden vollzogen, welche der Verrätherei überführt sind.

Schamyl herrscht über die ihm unterworfenen Stämme des Daghestan und der Tschetschnja als unumschränkter Gebieter und hat sein Hauptbestreben darauf gerichtet, aus den vielen vereinzelten Stämmen ein neues, unabhängiges Reich zu bilden.

Um sich ein größeres Ansehen zu geben, erhält Schamyl seine Muriden in dem Wahn, er stehe in fortwährendem Briefwechsel mit dem türkischen Sultan und dem Pascha von Aegypten. Die Russen behaupten, daß er zu diesem Zwecke häufig fingirte Briefe schreibe, des Inhalts, als ob ihm die genannten Fürsten Versicherungen ihrer Freundschaft und baldigen Hilfe machten; daß er ferner diese fingirten Briefe den Kadi's und Priestern zusende mit dem Befehle, sie in den Moscheen und Volksversammlungen vorzulesen.

Seine angeblichen Unterredungen mit Allah und dem Propheten läßt er wohlweislich nur ein, höchstens zwei Mal jährlich stattfinden, und gewöhnlich zu einer Zeit, wo es sich um Ausführung irgend eines großen Unternehmens handelt.

Um sich zu dem feierlichen Acte vorzubereiten, begibt er sich entweder in eine verborgene Höhle oder er verschließt sich in seine Gemächer, wo er drei Wochen mit Fasten, Gebet und Lesen des Korans zubringt. Während dieser Zeit wird das Haus aufs Strengste bewacht und Niemanden der Eintritt gestattet. Am Abend des letzten Tages seines Einsiedlerlebens versammelt er die vornehmsten Anführer und Geistlichen um sich und verkündet ihnen mit feierlicher Stimme, daß Muhammed der Prophet ihm erschienen sei in Gestalt einer Taube, ihm Befehle ertheilt, hohe Geheimnisse offenbart und ihn ermahnt habe, beharrlich fortzufahren im heiligen Kriege u. s. f. Hierauf zeigt er sich dem in unabsehbaren Haufen das Haus umringenden Volke, singt einige Verse aus dem Koran ab, und hält dann eine lange eindringliche Rede voll Glaubenseifer und Russenhaß. In dieser Rede wird zugleich dem Volke das Wichtigste aus der neuen Offenbarung mitgetheilt und darauf von der ganzen Versammlung eine feierliche Hymne angestimmt; alle waffentragenden Männer ziehen ihre Dolche, erneuern den Eid der Glaubenstreue und des Russenhasses und zerstreuen sich unter dem Ausrufe: „Gott ist groß, Muhammed ist sein erster Prophet und Schamyl sein zweiter!"

Die Kadi's und Mullah's kehren in ihre Aule zurück, verkünden allem Volke die Wunder, die sie gesehen und gehört haben, und im ganzen Lande folgt eine Woche allgemeiner Festlichkeit und Freude der langen Fastenzeit des vergötterten Imams.

Bei seiner strengen Handhabung der Gerechtigkeit, welcher sogar schon einige seiner nächsten Verwandten zum Opfer geworden, konnte es nicht ausbleiben, daß sich Schamyl unter Lesghiern sowohl, wie unter Tschetschenzen eine Menge mächtiger Feinde machte; auch wäre er längst durch das Schwert der Blutrache gefallen, wenn er nicht in der Wahl seiner Umgebung so äußerst vorsichtig zu Werke ginge. Niemals zeigt er sich allein; der Zutritt zu seiner Person ist für Alle, die nicht zu seinen Vertrauten gehören, mit großen Schwierigkeiten verbunden. Auch hält er auf strenge Befolgung des vorgeschriebenen Ceremoniels; wer ihm naht, muß sich — ohne Unterschied des Standes und der Person — bis zur Erde verbeugen und den Saum seines Gewandes küssen.

Sein Haus ist Tag und Nacht von zahlreichen Wachen umgeben; verläßt er seine Wohnung, so wird er immer von einem Gefolge seiner vornehmsten Murtosigatoren begleitet. Bei größeren Reisen in solchen Provinzen, von deren treuer Ergebenheit er überzeugt ist, beläuft sich sein Gefolge auf 500 bis 1000 Reiter; in der Tschetschnja aber und andern Ländern, wo die Bestechungen der Russen nicht ganz ohne Wirkung geblieben sind, ist er immer von 2—5000 Mann umringt.

Uebrigens thut man Schamyl gewiß Unrecht, wenn man diesen Gebrauch lediglich seiner Furcht zuschreibt; man weiß, daß das Gefolge asiatischer Fürsten europäischen Augen immer unverhältnißmäßig groß erscheint. Dem Europäer kann man auch durch die größte Einfachheit, dem Asiaten aber nur durch Glanz und Gepränge imponiren.

Auch die Stattbalter Schamyl's sind stets von einem nach Verhältniß ihres Ranges mehr oder minder großen Gefolge umgeben.

Denksprüche.

Menschenlieb', es entschwebet dein Name den Lippen so Vieler,
Aber dein Geist bewohnt weniger Edelen Herz.

Um Mißverständnisse, ihr Freunde, zu vermeiden,
Verständigt euch nur, wo sich eure Wege scheiden
So weit ihr einig denkt, sucht ganz euch zu versteh'n,
Und wo die Grenz angeht, da laßt einander geh'n.

Verschiedenes.

(Marocco.) Vier Prätendenten streiten um die Ehre, das Volk glücklich machen zu dürfen! Schade, daß ein so edler Wettstreit nur durch einen Bürgerkrieg entschieden werden kann. Statt „Fez in Marocco" wird es bald heißen: Marocco in Fetzen.

Ein Mitglied der junggermanischen Gesellschaft, das schon statutenmäßig alles Mögliche zur Reinigung der deutschen Sprache aufwenden muß, ruft seinen Schwager August, um ja kein Fremdwort zu gebrauchen, nur noch: „Hör' mal, lieber Erntemonat!" — So meldet der Hamburger Freischütz.

(Auf einem ungarischen Pferdemarkt.) Käufer: „He; Misko, führ' das Pferd her, ich will's anschauen. Na, es könnt mir schon gefallen, aber sag', Misko, ist das Pferd nicht furchtsam?" — Misko: „Wos furchtsam! Hat das Pferd drei Nacht ganz allein g'schlafen im Stall. Heißt das furchtsam?"

Die Schwalben sind in diesem Jahr viel früher als sonst dem Süden zugezogen, und man will auch dies auf einen frühen und strengen Winter deuten.

(Druckfehler.) In einer Schweizer Zeitung las man neulich: „Drei Fuder Dünger werden verkaut von Jacob Näff."

Auflösung des Anagramms in Nr. 117:
Elba. — Abel.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 119. Dienstag, den 4. October 1859.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Als Mathilde ihre Augen aufschlug, begegnete ihr Blick dem einer Dame von mittlerem Alter und freundlichen, wohlwollenden Zügen, deren Aussehen und Kleidung die Frau von Stande verrieth — der einzigen Mitreisenden außer dem hülfreichen Herrn, der sich in eine Ecke gedrückt, den Hut mit einer Reisemütze vertauscht und sich in einen Pelz gehüllt hatte und jetzt eine Zeitung hervorholte, in welcher er aufmerksam zu lesen schien.

Die Dame erwiderte freundlich Mathildens Begrüßung und sagte wohlwollend: „Erholen Sie sich doch, mein liebes Fräulein; mein Bruder hat mir von Ihrer Verlegenheit erzählt, und es war in der That eine sehr unangenehme, beengende Lage für eine so junge und ganz allein stehende Reisende! Darf ich so unbescheiden sein, zu fragen, ob Sie noch weiter als bis B. reisen?"

Die Antwort auf diese Frage führte zu einer längeren Unterhaltung, in deren Verlauf Mathilde, von dem freundlichen Wesen ihrer neuen Bekannten ermuthigt, sogar keinen Anstand nahm, diese mit ihren einfachen Lebensverhältnissen bekannt zu machen, welche wir nun auch unseren Lesern mit einigen weiteren Zusätzen mittheilen wollen.

Mathilde Selden war das einzige Kind eines Kaufmanns in S., der einst für sehr reich gegolten und ein großes Haus geführt hatte, bis er eines Tages zur Einstellung seiner Zahlungen genöthigt war und sein ganzes Vermögen seinen Gläubigern abtreten mußte. Seine Frau, ein edles, rechtschaffenes Wesen, brachte ihr ganzes Vermögen zum Opfer, um einen gütlichen Vergleich mit seinen Gläubigern herbeizuführen und seinen guten Namen zu retten; allein kaum war dieses geschehen, so brach das verhängnißvolle Jahr 1848 aus, führte neue Verluste und unerwartete Verwicklungen herbei, und ruinirte den armen Selden vollständig. Von diesen harten Schicksalsschlägen beinahe zu Boden gedrückt, erkrankte der schwergeprüfte Mann und erlag schon nach wenigen Wochen dieser Krankheit.

Die Unredlichkeit eines Mannes, welchem die Auseinandersetzung von Selden's Angelegenheiten anvertraut gewesen war, vollendete noch den Ruin dieser Familie, und der armen Wittwe und ihrem Kinde blieb bald nichts Anderes mehr übrig, als die spärlichste Fahrniß. Zum Glück hatte Madame Selden einen unverheiratheten Bruder, der als Prediger in der Provinz lebte und der verlassenen Wittwe und Waise gerne eine Zufluchtstätte in seinem Hause gab. Zu ihm nun begaben sich Beide und fanden in dem stillen Pfarrhause und unter dem milden, freundlichen Zuspruch dieses Geistlichen bald jenen Trost und Frieden, welchen die Welt nicht geben kann, und blickten nun im Vertrauen auf ihren Vater im Himmel, der ja der Helfer von Wittwen und Waisen ist, ergebungsvoll in die umwölkte Zukunft. Der Pfarrer Berg unterstützte seine Schwester in der Erziehung ihres Kindes, und als diese schon nach einigen Jahren einem langsamen Siechthum erlag, zu welchem die früher ausgestandenen Sorgen und Aengsten den Grund gelegt hatten, so vertrat der würdige Mann an Mathilden Vaterstelle und erzog sie schlicht und recht und mit besonderer Berücksichtigung ihrer hülflosen Lage, welche die arme Waise unter Umständen dazu verurtheilen konnte, durch ihrer Hände Arbeit ihr Fortkommen in der Welt zu sichern.

Pfarrer Berg war vor einigen Wochen an

einem Nervenfieber, gestorben, welches in seiner Gemeinde epidemisch ausgebrochen war, und das er sich wahrscheinlich am Krankenlager eines seiner Pfarrkinder, in getreulicher Ausübung seiner geistlichen Hirtenpflichten, geholt hatte. Nun stand Mathilde wieder allein in der Welt und hatte keinen andern Freund und Beschützer, als eine alte Frau, die seit vielen Jahren die Wirthschafterin ihres Oheims gewesen war. Bei dieser fand sie ein Unterkommen in dem bescheidenen Häuschen, das dieser Frau Bart gehörte, und hier wartete sie ab, bis die Erbschafts-Angelegenheit ihres Oheims geordnet und ihr weiteres Schicksal geregelt war. Das Erbe, welches Oheim Berg ihr hinterlassen hatte, war aber leider so unbedeutend, daß sie nicht davon leben konnte, und obschon Frau Bart darauf drang, den verwaisten Liebling des verstorbenen Pfarrers, mit welchem sie gerne ihre ganze Habe theilen wollte, bei sich zu behalten, so glaubte Mathilde doch ein derartiges Anerbieten nicht annehmen zu dürfen, und sah sich einstweilen nach einer Stelle als Erzieherin, Wirthschafterin oder Ladenmädchen um. Um dieß zu ermöglichen und sich die nothwendigen Empfehlungen zu verschaffen, hatte sie an eine einzige nähere Verwandte, die ihr noch geblieben war, eine Schwester ihres Vaters, geschrieben, welche auf ihrem Gute in der Umgebung von B. lebte. Anstatt aber auf das Ansinnen ihrer Nichte einzugehen, schrieb Frau v. Lonthal Mathilden umgehend, daß sie einen derartigen Lebensplan gar nicht billige und daher auch nicht unterstützen könne, und bot einstweilen, bis reiflichere Erwägung und Prüfung von Mathildens Kenntnissen und Charakter zu einem geeigneten Ziele führen würden, der Waise ein Obdach in ihrem Hause an.

Diese Tante, die Wittwe eines wohlhabenden Gutsbesitzers, hatte schon seit Jahren mit ihrem verstorbenen Bruder in Spannung gelebt. Die erste Veranlassung dazu hatte Herrn Selden's Verbindung mit einer armen Pfarrerstochter gegeben, welcher sie alles spätere Unglück ihres Bruders beimaß. Herr Selden hatte aber jene Louise Berg so innig geliebt, daß ihn der Widerspruch seiner älteren Schwester nicht von dieser Verbindung abzuhalten vermocht hatte, weil sie seines Erachtens Eigenschaften besaß, die das größte Vermögen in der Welt nicht aufzuwiegen vermochte. Diese Spannung der Geschwister war in späteren Jahren noch vermehrt worden durch Verluste, welche Frau v. Lonthal bei dem über ihren Bruder hereingebrochenen Unglück erlitten hatte. So war es gekommen, daß Mathilde ihre Tante gar nicht persönlich kannte und von deren Verhältnissen kaum mehr wußte, als daß sie reich und die Mutter zweier Töchter sei, welche um viele Jahre älter waren als Mathilde selbst. Sie erwartete daher kein großes Glück von einem längeren Aufenthalt in Ulmenau, dem Gute der Tante, da sie sich nicht zu überzeugen vermochte, daß eine so stolze Frau, die ihrer Mutter abgünstig gewesen war und mit dem Vater gehadert hatte, es mit ihr aufrichtig gut meinen könne. Ueberdem hatte die Tante in ihrem Briefe einige kalte, lieblose Anspielungen auf die Vermögens-Verhältnisse ihres verstorbenen Bruders und den, wie sie sagte, verkehrten und vorurtheilsvollen Stolz von Mathildens Mutter nach dem Tode ihres Gatten, ausgesprochen, die zu keinerlei günstigen Erwartungen berechtigten. Hätte Mathilde überdieß gewußt, daß das einzige Motiv zu dem Verfahren der Tante nur Stolz war, weil sie aus dem Briefe einer Bekannten erfahren hatte, daß das Kind ihres Bruders bei einer armen Frau in einem Bauernhäuschen lebe — ein Gedanke, welcher der Frau v. Lonthal hauptsächlich deßhalb unerträglich war, weil diese Thatsache ein ungünstiges Licht auf sie selbst werfen konnte — so würde die arme Waise trotz ihrer Verlassenheit jene Einladung der Tante vermuthlich abgelehnt haben. So aber, wie die Sachen standen, versuchte sie ihre Zweifel und bösen Ahnungen niederzukämpfen, bemühte sich, zu glauben, daß Frau v. Lonthal doch ein menschliches Gefühl für sie hege, und nahm das Anerbieten an, hauptsächlich um der armen Frau Bart nicht länger zur Last fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Thierwanderungen.

Wenn im Herbst die Natur einen Schmuck nach dem andern ablegt, wenn Blume um Blume vergeht und die Vögel in Schaaren sich sammeln und hoch in den Lüften einer

milderen Zone zueilen, so ergreift den Menschen ein eigenthümliches, fast wehmüthiges Gefühl. Ueber die kahlen Felder hinweg richtet er den Blick hinauf zu den flüchtigen Wanderern und schaut ihnen nach, bis sie entschwunden sind. Und kann ihnen das Auge nicht mehr folgen, so begleitet er sie doch mit seinen Gedanken auf den Wegen, die sie so eilend ziehen, ohne Führer, ohne Wegweiser, und dennoch immer des Ziels gewiß. In der That, der beste Geograph der Welt, mit allen Hülfsmitteln der Wissenschaft versehen, findet sich nicht so zuverlässig zurecht, wie dieser Thiere eins, das hoch über Land und Meer dahinsteuert, und doch immer wieder das Dorf und das Haus und die Stelle erreicht, wo es sein Nest gebaut und Junge groß gezogen hat. Es ist ein wunderbarer, unbegreiflicher Instinkt, der hier waltet, ein Instinkt, um so merkwürdiger, als er sich nicht vereinzelt, sondern bei den verschiedenartigsten Thierklassen findet. Im Allgemeinen mag er durch die Sorge für hinreichende Nahrung bedingt sein; oft zwingt auch Uebervölkerung und Verfolgung zum Wandern; aber eben so oft wirken Ursachen, die uns durchaus nicht bekannt sind und darum diese Erscheinung um so räthselhafter machen. Dabei bleibt bemerkenswerth, daß solche Wanderungen fast immer in großen Gesellschaften ausgeführt werden, selbst dann, wenn die Thiere, sobald sie ihr zeitweiliges Reiseziel erreicht haben, sich zerstreuen und vereinzelt ihr Leben führen.

Die eigentlichen Wanderthiere bleiben aber doch immer die Vögel, und wenige Momente des Naturlebens dürften wohl interessanter sein und mehr die Aufmerksamkeit des sinnigen Beobachters erregen, als das periodische Eintreffen und Abreisen gewisser Arten derselben. Weist doch schon im alten Testament der Prophet Jeremias darauf hin: „Der Storch in den Lüften kennt seine bestimmte Zeit, und die Turteltaube und der Kranich und die Schwalbe beobachten die Zeit ihres Kommens.“ Gründet sich doch darauf eine gewöhnliche Eintheilung der Vögel in Stand-, Strich- und Zugvögel, d. h. in solche, die das ganze Jahr über bei uns wohnen, solche, die nur die nächsten Gränzen überschreiten, und solche, die weite, meist überseeische Reisen antreten.

Bei diesen Wanderungen selbst müssen wir eine Doppelrichtung im Auge behalten, die eine nach Norden, die andere nach Süden. Während ein Theil der bei uns heimischen Vögel ein südliches Klima aufsucht, wo keine Schneedecke den Boden Monate lang dem Auge verhüllt, treffen nordische Gäste bei uns ein, Winterquartiere bei uns zu beziehen. Wenn die Herbstzeitlose ihre Lilastrahlen durch die Wiesen zieht und der Nordwind mit fallenden Blättern spielt, rüsten die meisten unserer Sänger zum Abzuge. Die Mauer- und Hausschwalben, und tausend andere beschwingte Luftbewohner, deren Erscheinen im Frühjahr uns das Nahen der schönsten Zeit des Naturlebens verkündigte und die Herzen mit Freude erfüllte, sagen Flur und Hain Lebewohl. Für sie ziehen Schnepfen und Drosseln, Schneegänse und wilde Enten ein, und bringen, wenn auch nicht Sang und Klang, doch Leben in die ersterbende Gegend.

Den aufmerksamen Beobachter überrascht hier zunächst die wunderbare Erscheinung, daß die Vögel im Ganzen eine ziemlich genau bestimmte Zeit für ihre Reisen einhalten. Dadurch wird es möglich, für jede einzelne Gegend einen verläßigen Vogelkalender aufzustellen, wie man ja schon längst Blumenuhren und Blumenkalender hat. Freilich müssen dafür immer erst noch genauere und umfassendere Erfahrungen gemacht werden; dieselben aber sind nicht sonderlich schwer zu machen. Ich selbst habe diese Erscheinungen lange und gern beobachtet und will im Nächstfolgenden einige Andeutungen und Haltpunkte geben.

Im Januar trifft man im mittleren Deutschland in hohen Waldungen den gemeinen und den Goldadler an; der Roßweihe, Stockfalke und Sperber räumen ihnen das Gebiet und ziehen in die Nähe der Dörfer, um dort auf Feld- und Haushühner Jagd zu machen. Der große graue Würger hält sich zu ihnen; seine nächsten Verwandten sind jedoch weggezogen. An Raben und Krähen ist kein Mangel, sie bringen in die Städte und Dörfer vor, Nahrung suchend. Auch die Spechte mögen die Heimath nicht meiden, sie bleiben sämmtlich bei uns und suchen an Forst- und Obstbäumen nach Insektenlarven. An den Gewässern streift der prächtige Eisvogel, die gesellige Amsel; hoch in Lüften ziehen Schneegänse. Auer-, Hasel- und Birkhühner bleiben ihren Wohn-

plätzen treu; ist das Wetter gelind, so sieht man auch wohl Mistel- und Wachholderdrosseln in den Wäldern. Von kleineren Vögeln findet man vor allen den kecken Sperling und ihm Gesellschaft leistend die Hauben- und Kothlerche, den Goldammer und den Bergfink. Der gemeine Fink — jedoch nur äußerst selten das Weibchen — treibt auf Landstraßen und Bauernhöfen sein Wesen. Der Grünfink schwärmt in Gesellschaften nach den Wachholderbüschen, Fichten und Tannen; der Gimpel hält sich in niederem Strauchwerk und in Gärten; der gemeine Zeisig besucht die hohen Erlen, der Kreuzschnabel durchstreift die Tannenwälder. Lustig zirpen und zwitschern Zaunkönig und Goldhähnchen, scherzen und jagen Meisen sich nach.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Unköniglicher doch ist keine Eigenschaft
Als Mißgunst, durch sie wird ein König bettelhaft.
Ein Bettler nur mißgönnt dem andern ein Stück Brod,
Weil seinem Sack entgeht, was jenem dar sich bot.
Ein König aber braucht nichts Einem zu mißgönnen,
Weil er nicht selber braucht, was Andre brauchen können.
Dem König stehet an und ziemet Gunst vor Allen,
Und seine Ungunst mußt du lassen dir gefallen.
Doch seine Mißgunst ist ein Dämon schadenfroh,
Der selber ihm nicht gönnt, zu werden gnadenfroh.

Verschiedenes.

In einem namhaften Hotel unweit Köln erschien dieser Tage ein Kammermädchen mit den Effecten zweier Damen und bestellte Zimmer für dieselben. Als die Damen später eingetreten waren und an die zweite Treppe kamen, schauten sie einander bedenklich an, wechselten einige Worte, ließen den dienstbeflissenen Oberkellner mit seinem brennenden Lichte und verlängerten Gesichte stehen und kehrten, nachdem sie der Zofe Anweisung gegeben, dem Hotel sofort den Rücken. Die Zofe, befragt, weßhalb die Damen das Haus verlassen, gab Aufschluß dahin, daß die Herrschaften die Treppe für ihre Crinolinen nicht breit genug befunden hätten. Der Hotel-Besitzer, wohl wissend, daß Ungeschmack und Mode-Narrheit länger dauern, wie das, was schön und kleidsam ist, sieht sich bereits nach einem Baumeister um.

In einer Familie in Metz fällt folgender Umstand auf. Eine junge, in ihrem 19. Jahre verheirathete Frau ist so eben mit einem Mädchen niedergekommen. Zur Zeit, wo dieses Kind 1 Jahr alt sein wird, ist die Mutter 21, die Großmutter 41, die Urgroßmutter 61 und Ururgroßmutter 81 Jahre alt; denn jede dieser vier Damen hat 19jährig geheirathet und im 20. ein Mädchen geboren.

(Dreifach zu verwerthende Münze.) Für Canada werden jetzt in der königl. Münze in London Geldstücke aus Bronce geschlagen, welche nicht allein die Stelle als Werthzeichen oder Geld vertreten, sondern auch Einheiten von Maß und Gewicht sind. Es wiegen nämlich 100 solcher Stücke genau 1 Pfund und halten im Durchmesser genau 1 Zoll, woraus folgt, daß sie ebenso gut beim Wiegen von Gegenständen, oder, wenn es gerade an einem Maßstabe fehlt, zum Messen dienen können. Da man auch mit ihnen zahlt, so sind sie dreifach zu verwerthen.

Räthsel.

In Menschenformen, Thier und Pflanzen,
In Uhr, Hut, Fächer, Korb und Ranzen
Und manchem andern Gegenstand
Versteckt uns oft des Künstlers Hand.
Du mußt, was uns umgibt, zerbrechen,
Dann können wir in Reimen sprechen.

Berichtigung.

In der 2. Zeile des Anagramms in Nro. 117 ist statt „her" zu lesen „hehr".

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 120. Donnerstag, den 6. October 1859.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Der Brief der Frau v. Lonthal, welcher Mathilden endlich zu sich beschied, enthielt die genauesten Nachweise und Winke für die Reise der Nichte, da sie in ihren Anordnungen für Andere eine sehr praktische und äußerst ökonomische Frau war. Mathilde sollte von ihrem Wohnorte aus mit der Post nach Berlin reisen und dort bei dem Geschäftsmann ihrer Tante logiren, am andern Morgen aber in der zweiten Klasse des Schnellzugs von dort abreisen, deren Preis sie ihr im Voraus bestimmt hatte. Die Tante hatte ihr noch ausdrücklich empfohlen, nicht mehr baares Geld bei sich zu tragen, als sie absolut nothwendig brauchte, und den Rest in ihrem Koffer gut unterzubringen. Mathilde war diesem Rathe so buchstäblich nachgekommen, daß sie deßhalb in jene Verlegenheit an der Kasse des Bahnhofs kam, die wir oben geschildert haben. Als daher der Kassier für das Billet mehr verlangte, als sie ihm hingegeben, glaubte sie eher an einen Irrthum von Seiten der Tante, als an die Verwirrung, welche sie selbst herbeigeführt hatte, indem sie sich an die unrechte Kasse gewandt.

Der Herr und die Dame, welchen sie diese Mittheilungen machte, lächelten über die Ernsthaftigkeit und Naivetät der Erzählung, womit sie ihnen die Ursache der Verlegenheit schilderte, aus welcher sie auf so wohlwollende Weise gerettet worden war. Beiden hatte sie offenbar großes Interesse eingeflößt, denn der Herr hatte schon beim Beginn ihrer Erzählung seine Zeitung hinweggelegt und ihr aufmerksam zugehört, und der Dame traten Thränen des Mitgefühls in die Augen, als Mathilde bei der Schilderung des Todes ihrer nächsten Verwandten unwillkürlich in Thränen ausbrach. Sie hatte ihren eigenen Namen nicht genannt, dagegen bei der ersten Frage der Dame nach ihrem Bestimmungsort die Adresse ihrer Tante angegeben und dabei mit einiger Ueberraschung bemerkt, daß die beiden Geschwister einen bedeutsamen Blick austauschten. Mathilde fragte sich daher verwundert, ob diese beiden Personen wohl mit der Frau v. Lonthal auf Ulmenau bekannt seien, und da der Herr ihr anfangs schon gesagt, daß er ebenfalls nach B. reise, so war es sehr wahrscheinlich, daß er in der Nähe jener Stadt lebte und die Frau v. Lonthol dem Namen nach kannte.

Als nun alle Drei stille und in Gedanken versunken dasaßen, fiel Mathilden erst wieder die Thatsache schwer auf's Herz, daß sie ja noch in der Schuld des Fremden stehe, und sie zerbrach sich den Kopf darüber, wie sie ihn bezahlen könne. Sie mußte seine Adresse ausfindig machen und ihm die Summe zuschicken, wenn es ihr nicht gelang, schon auf dem Bahnhof in B. ihren Koffer zu öffnen, denn sie wollte ihre Tante nicht wissen lassen, auf welch thörichte, wenn auch beinahe unschuldige Weise sie in diesem Stück gegen ihre Anordnungen ungehorsam gewesen sei. Während sie noch darüber nachdachte, fiel ihr Blick auf ein ledernes Etui, welches sie vorher in der Hand des Herrn gesehen hatte; zu ihrer Freude bemerkte sie auf demselben die Anfangsbuchstaben: „C. R." in goldener Schrift, und an der Schnur, womit das Etui umschlungen war, eine kleine Adresse, welche aber nicht mehr enthielt als die Worte:

„Erlenbach bei B."

Das war freilich nur eine unbedeutende Entdeckung, allein sie hatte jetzt wenigstens

einen Schlüssel, der sie weiter führen konnte, und sie erlangte wenigstens diese Gewißheit, daß jene die Anfangsbuchstaben ihres Freundes sein mußten, denn sie hatte ihn im Verlauf des Gesprächs mit seiner Schwester mehrmals als Curt anreden hören.

Vermuthlich hatte der fragliche Herr bemerkt, auf was für einem Gegenstand ihre Augen verweilten, und die Gedanken errathen, mit denen sie sich eben beschäftigte, denn er brach nun das Schweigen und knüpfte mit ihr und seiner Schwester eine lebhafte Unterhaltung über die Gegend an, welche sie eben durchflogen. Er kam dann auch auf die Stadt B. und ihre Umgebung zu sprechen, deren landschaftliche Schönheit er nicht genug zu rühmen wußte. Er drückte Mathilden sein Bedauern aus, daß sie diese lieblichen Hügel und Thäler mit ihren Wäldern und dem silberhellen Strom zum ersten Mal gerade in einer Jahreszeit sehen müsse, wo dieselben ihrer meisten Reize entkleidet seien, und setzte mit gutmüthigem Lächeln hinzu: „Die Bälle und andere Wintervergnügen in der guten Stadt B. und ihrer Umgebung werden Sie jedoch ohne Zweifel anfangs für den Verlust entschädigen, den Sie am Genusse der Schönheiten der Natur in Gärten und Wäldern erleiden."

„Ich glaube kaum, daß ich von diesen Wintervergnügungen viel zu sehen bekommen werde," entgegnete Mathilde bescheiden und mit wehmüthigem Lächeln; „ich bin in meinem ganzen Leben noch nie auf einem Ball gewesen, und zweifle, ob ich daran großes Vergnügen finden würde, zumal da" — sie verstummte, denn ihr Blick fiel auf ihre schwarze Trauerkleidung.

„Vergeben Sie mir meine Taktlosigkeit!" bat der fremde Herr sanft. „Ich habe Ihnen offenbar wehe gethan, ohne es zu wollen. Ich dachte augenblicklich nicht an Ihre Trauer!"

Mathilde blickte freundlich auf und sagte: „Es bedarf keiner Entschuldigung — ich bin überzeugt, daß Sie mir nicht wehe thun wollten. Uebrigens glaube ich kaum, daß es meiner Tante überhaupt angenehm sein würde, wenn ich Gefallen an solchen Vergnügungen fände — sie wird mich dafür noch zu jung halten, — und es wahrscheinlich mit meinen Verhältnissen unverträglich finden!"

„In diesem Augenblicke mag Frau v. Lonthal wohl dieser Ansicht sein," erwiderte der Herr und lächelte beinahe schalkhaft; „allein in ungefähr vier Monaten findet in B. der Ball der Landwehr-Offiziere statt, welcher die ganze Damenwelt der Umgegend vereinigt, und bei welchem Ihre Tante und Ihre Cousine niemals fehlen. Ganz gewiß werden sie Ihnen alsdann auch das Vergnügen gönnen, daran Theil zu nehmen, und da ich vermuthlich einer der Vorsteher des Ball-Comité's sein werde, so schmeichle ich mir schon jetzt mit der Hoffnung, auch Sie auf jenem Balle zu treffen, selbst wenn es der erste sein sollte, den Sie mitmachen, und obschon Sie alsdann nicht um Vieles älter sein werden!"

Statt aller Antwort verbeugte sich Mathilde mit freundlichem Lächeln gegen den fremden Herrn, der ihr in jeder Hinsicht mit so wohlwollender Theilnahme begegnete, und sie fühlte, wie dabei ihre Wange erglühte und ihr Herzchen pochte. Es war im Grunde auch ganz natürlich, daß sie sich über das Wohlwollen eines Mannes freute, welcher sich bereits so große Ansprüche auf ihre Dankbarkeit erworben hatte. Ja, sie glaubte im Stillen, es werde ihr außerordentlich angenehm sein, ihm nochmals zu begegnen, und sie fragte sich betroffen, ob sie wohl diesen Ball besuchen dürfe. Sie vergaß, daß sie erst eine Minute zuvor geäußert hatte, es liege ihr nicht besonders viel an einem solchen Vergnügen; so veränderlich sind unsere Ansichten! Plötzlich aber ging ihr gleichsam ein Stich durch ihr liebevolles Herz und ihr Gewissen machte ihr die heftigsten Vorwürfe, daß sie bereits wieder an Lust und Freude denke, nachdem kaum seit zwei Monaten das Grab sich über ihrem theuren Oheim geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Thierwanderungen.

(Fortsetzung.)

Im Februar führen die genannten Vögel ihr gewohntes Winterleben fort; die ersten Wandervögel treffen ein, und zwar je nachdem die Witterung ist, früher oder später, der rauhbeinige Falke, die Misteldrossel, die Feldlerche, die weggezogenen Finken, Hänflinge und andere dieses Geschlechts, der gemeine Staar, die

Ringel- und Holztaube. Selbst weiße Bachstelzen sieht man bisweilen in der letzten Woche des Februar schon. Sicher aber treffen dieselben Anfangs März ein, und neben und mit ihnen der Kiebitz, mehrere Falken und Schnepfen. Die Bergfinken, Hauben- und Kothlerchen, die wilden Gänse, Dohlen, Roth- und Wachholderdrosseln und andere Vögel, die theils bei uns überwintern, theils nur durchstreiften, gehen nun nach ihrem Norden zurück und sind bis gegen die Mitte des Monats verschwunden. Dafür kommen um diese Zeit an: die gelbe und graue Bachstelze, die Singdrossel, das Rothkehlchen, der Storch, der Kranich und einige andere Sumpfvögel, der schwarzkehlige Steinschmätzer, und bisweilen schon der Weidenzeisig. Seine gewöhnliche Einzugszeit ist jedoch der April. Derselbe Monat ist es auch für die Haus-, Rauch- und Uferschwalbe, den großen und braunkehligen Steinschmätzer, die verschiedenen Grasmücken, den Rohrsänger, den Sprosser, die Nachtigall, den Wendehals, die große Wasserralle, den Kukuk. Sie alle treffen bis gegen Mitte April ein, gegen Ende der kleine graue Würger, der Spitzkopf, die Turteltaube, die Mauerschwalbe, Gartenammer und Mandelkrähe, der schwarzrückige Fliegenfänger und Pirol. Spechte, Singdrosseln, Sperlinge und Kiebitze nisten.

Im Mai kommen die Wachtel, der Wachtelkönig, die europäische Nachtschwalbe, überhaupt die letzten Wandervögel an, und machen mit allen übrigen Anstalt zum Paaren, Nisten, Eierlegen und Brüten, während Staare, Krähen und Spechte bereits flügge Junge haben. Im Juni und Juli wird's stille in der Vogelwelt; die meisten sind mit Brüten und Erziehung der Jungen beschäftigt. Der August ist bei vielen Vögeln der Monat der Mauserung; sie ziehen sich in die dichteren Gebüsche zurück, um gegen Raubvögel geschützt zu sein. Die übrigen, besonders die Finkenarten, sammeln sich zu größeren Gesellschaften und durchschwärmen die Gegend. In der Mitte August treten der zarte Spitzkopf und die sanfte Bastardnachtigall bereits ihre Südreise an, gegen Ende die Mauerschwalbe, der Pirol und der weiße Storch. Mit dem beginnenden September wird der Wegzug schon allgemeiner. In seiner ersten Hälfte verlassen uns: die Nachtigall, der Rohrsänger und die europäische Nachtschwalbe; in der Mitte: die Mandelkrähe, die große Wasserralle, der Kukuk, der Wendehals, die schwarze Mauerschwalbe, verschiedene Grasmücken, der Wachtelkönig, der große Steinschmätzer; gegen das Ende: die Gabelweihe, der Thurmfalke, der Wiedehopf, die gelbe und graue Bachstelze, die Rohrdommel, der schwarzkehlige Steinschmätzer, die Turteltaube — überhaupt fast alle Vögel, die ihren Einzug im April hielten.

Der October entführt die übrigen Wandervögel. Im Anfang des Monats nimmt die gemeine Grasmücke Abschied; ihr folgen manchmal früher, manchmal später: die Rauch- und Hausschwalbe, der Kranich, der gemeine Staar, das Rothschwänzchen. Im letzten Drittel des Monats gehen die Feldlerchen, Rothkehlchen und weißen Bachstelzen fort. Aus dem Norden kommen verschiedene Drosseln, Haubenlerchen, Nebelkrähen, Bergfinken und Dohlen bei uns an, streifen in größeren Gesellschaften umher und ziehen dann bei stürmischem Wetter zum größten Theil weiter. Der November bringt die noch übrigen nordischen Gäste, theils zu kurzem Vorüberflug, theils zu längerer Rast. Im December endlich sind alle Wanderungen geschlossen; die Natur ist in tiefen Schlaf versunken. Man sieht blos die bei uns überwinternden Vögel umherirren, spärliche Nahrung suchend.

Wie schon oben bemerkt, ist die Richtung der Wandervögel eine doppelte; einige ziehen nordwärts, bei weitem die meisten dem Süden zu, einem wärmeren Himmel entgegen. Hier sind es entweder die südlichsten Gegenden Europa's, oder die Inseln des griechischen Archipels, Aegypten, Syrien, Kleinasien, die Länder am Senegal 2c., welche sie aufsuchen. Ihre Winterstationen sind eben verschieden. So wendet sich die Nachtigall vorzugsweise gegen Syrien, die Wachtel nach Aegypten, und Kleinasien beherbergt fast alle Arten, die im Sommer unsere Fluren beleben. Die Inseln des griechischen Archipels sind für die meisten nur Zwischenstationen; Ruhepunkte, um Kraft für den weiteren Flug über's Meer zu sammeln. Den schlechteren Fliegern, wie den Wachteln, sind dieselben unentbehrlich; sie langen auf ihnen so gänzlich erschöpft an, daß sie sich mit Händen fangen lassen. Tau-

sende werden dann eine Beute der Jäger; dessenungeachtet findet sich in der Gegend von Alexandrien (in Aegypten) noch eine so große Menge ein, daß man auf den Märkten mehrere Stück für ein paar Heller kauft.

Die Ankunft unserer Wandervögel auf den griechischen Inseln richtet sich zum Theil nach den herrschenden Winden, zum Theil nach örtlichen Ursachen. Der Goldammer kommt zur Zeit der Feigenreife an und findet seinen Tisch aufs Reichlichste besetzt. Er führt eine leckere Zunge und hat dafür von den Griechen den Namen Sykophagos, d. i. Feigenfresser, erhalten. Ende October, wo man die Felder zu besäen anfängt, langen die Holz- und Turteltauben an, begleitet vom Kuckuk, der deßhalb auch wohl in der Landessprache Turteltaubenführer genannt wird. Ende Juli und Anfang August trifft der Wiedehopf ein, das Rothkehlchen im October, um dieselbe Zeit Distelfinken und Bachstelzen; sie Alle ziehen nach der Levante weiter.

(Schluß folgt.)

Denksprüche.

Der Neid des Menschen Leib als Haus bewohnt,
Drum bleibt kein Mensch vom Neide je verschont.
Doch, ob der Leib des Neides Haus auch sei,
Gott schuf den Leib vom Neide rein und frei.

Natürlich mit Verstand
Sei du beflissen;
Was der Gescheidte weiß,
Ist schwer zu wissen.

Verschiedenes.

Neulich fand in Berlin ein struppig rothbebarteter Arbeitsmann auf der Straße ein sauberes weißes Fläschchen, auf dessen Etikette in deutlichen großen Buchstaben „Poudre de cheveux“ nebst einer Gebrauchsanweisung in deutscher Schrift stand. Danach konnte man durch Anwendung dieses Pulvers in der vorgeschriebenen Manipulation jedem hellen Bart in sechs Stunden eine schöne braune Farbe geben. Unser Barbarossa hatte sich schon längst gesehnt, das in seinem Gesichte ausgehängte Feuerzeichen umzugestalten, und siehe da, der Zufall kam seinem Wunsche entgegen. Er hatte daher nichts Eiligeres zu thun, als den Sonntag-Nachmittag bis über Nacht, in seiner Schlafstelle eingeschlossen, die Manipulation genau nach Vorschrift vorzunehmen. Sie hieß kurz: das Pulver in Wasser zu dickem Brei aufzulösen, und nachdem der Bart tüchtig damit eingerieben und der Rest aufgetragen, ein Tuch darüber zu binden und die Geschichte sechs Stunden mindestens liegen und trocknen zu lassen. So geschah's. Am andern Morgen, als der glückliche Finder erwachte, hatte er natürlich nichts Eiligeres zu thun, als vor den desolaten Spiegel seiner Kammer zu eilen, um die Metamorphose in Augenschein zu nehmen. Aber o weh! das Tuch saß fest wie Eisen und rückte sich nicht von der Stelle. Und als es endlich durch stundenlange Auflösungen mit heißem Wasser entfernt, bildete der Bart eine compacte Masse, die nur nach langen Mühen und einem verlornen halben Arbeitstage zu lösen war. Zu Alledem glänzte ihm aber sein Bart röther und rosiger denn je entgegen. — Die gefundene Flasche mag wohl einmal früher ein Bartfärbemittel enthalten haben, ihr letzter gebrauchter Inhalt aber war Gummi Arabicum!

(Guter Rath.) „Liebe Tochter,“ sagte eine erfahrene Mutter zu ihrer neuvermählten Tochter, „hüte Dich, Deinem Manne zu widersprechen, denn die Männer sind wie die Landtage — sie können die Steuern verweigern und das Budget beschneiden. Erkundige Dich stets nach dem Course der Actien, ehe Du einen neuen Hut verlangst. Wenn Dein Mann spät nach Hause kommt, so thue, als ob Du schliefest, und er wird es Dir den andern Tag Dank wissen und sich freuen, wenn Du zu glauben scheinst, er sei zeitig nach Hause gekommen.“

Auflösung des Räthsels in No. 119:
Die Devisen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 121. Samstag, den 8. October **1859.**

Frühling und Herbst.

Schön und angenehm ist es im Lenze,
Tönt der Sänger munt'rer Liederklang
Aus dem grünen Hage; reihen Kränze
Sich an's Reis, dem Knosp' an Knosp' entrang.

Sprengt die junge Saat der Erde Hülle,
Kleidend sie in hoffnungsvolles Grün;
Unterbricht das Echo der Idylle
Quellen-Murmeln, die zum Teiche ziehn.

Küßt die Biene Flora's holde Kinder,
Die verschämt sich neigen. — O gewiß!
Reizend ist der Frühling nach dem Winter:
Er, er ist ein irdisch Paradies.

Doch nicht mind'rer ist des Herbstes Schöne!
Er ist Allen ein willkomm'ner Gast.
Er, ist er auch falb, schmückt — nota bene! —
Doch die Flur mit goldner Früchte Last.

Voller Trauben strotzen seine Reben,
Die er aus des Frühlings Blüthen schuf.
Brüder! laßt, o laßt den Herbst hoch leben!
Er gibt Wein! Stimmt in den Jubelruf!

F. — lr —

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Ein trüber Schatten flog über ihr Gesicht, als Mathilde sich diese stillen Vorwürfe über einen derartigen lieblosen Leichtsinn machte, und ihre Gedanken kehrten plötzlich wieder zu dem Andenken der Lieben zurück, deren Verlust sie beklagte. Gedankenvoll und schweigend saß sie lange Zeit da, während ihre Reisegefährten sich leise mit einander unterhielten. Endlich hielt der Zug auf einer Station; ein Diener in Livree kam an den Wagenschlag und reichte einen Korb herein, welcher, wie sich nun ergab, ein Gabelfrühstück enthielt, woran Mathilde, auf die Einladung ihrer Reisegefährten, Theil nehmen mußte. Dieses erst brachte sie ihren Bekannten wieder näher, und sie nahm an dem interessanten Gespräche Theil, welches der freundliche Herr aufrecht zu halten wußte: die Zeit verging rasch, und Mathilde erschrack ordentlich, als sie endlich erfuhr, daß die nächste Station, die man erreiche, das Ziel ihrer Reise sei. Der Muth entsank dem armen Mädchen durch diese Nachricht; unwillkürlich bebte sie vor dem Gedanken an die Aufnahme zurück, die sie von Seiten ihrer Tante und Cousinen finden würde, und erschöpfte sich in Grübeleien über den Charakter dieser Damen, von denen sie hinfort so abhängig sein würde. Wenn sie dann auf das wohlwollende, sanfte Gesicht ihrer Reisegefährtin blickte, dachte sie unwillkürlich, wie froh sie sein würde, wenn die Tante dieser Frau gliche; obwohl sie dieß kaum zu hoffen wagte. Ein weiterer Blick auf ihren Reisegefährten erfüllte sie mit einer Art instinktmäßiger Ahnung, sie werde nie wieder einen Mann treffen, der ihm ähnlich, so hübsch, so gesetzt und würdevoll und doch dabei so sanft und artig sei, denn alle diese Eigenschaften glaubte sie in seinem Gesichte ablesen zu können.

Der Zug hielt. B. war eine große Stadt und wichtige Station, darum verließ beinahe die Hälfte der Mitreisenden den Zug und verursachte ein großes Gedränge auf der Plattform. Mathilde und ihre Reisegefährtin sollten hier allein bleiben, während der Herr an

das andere Ende des Zuges eilte, um ihr Gepäck zu erheben und herbeizuschaffen.

„Aber Sie kennen ja meinen Koffer nicht, so lange Sie meinen Namen nicht wissen!" rief Mathilde halb verlegen, als ihr Reisegefährte sie um ihren Reisegepäckschein bat.

Der Herr lächelte und erwiderte, mit einem Blick auf ihre Reisetasche, an welcher Mathilde in großen, deutlichen Zügen eine Adresse mit ihrem eigenen Namen und dem Wohnorte ihrer Tante angebracht hatte: „Ueber letzteren Punkt habe ich mich bereits auf sehr eigenmächtige Weise aufgeklärt, und den Koffer getraue ich mir sogleich aufzufinden, wenn Sie mir Ihren Gepäckschein anvertrauen wollen; haben Sie nur die Freundlichkeit, einstweilen auf mein kleines Gepäck und dieses Etui hier zu achten, während ich nach den vielen Koffern und Schachteln sehe, welche meine liebe Schwester mitgebracht hat!" Mit diesen Worten nahm er ihr den Zettel aus der Hand und verlor sich rasch in dem dichten Gedränge, das sich um den Packwagen gebildet hatte.

Er war kaum zwei Minuten fort, als seine Schwester, welche mit der Lorgnette am Auge nach der Stelle hinüberblickte, wo ihr Bruder ihr Gepäck zu erheben bemüht war, ausrief: „Um Alles! Curt scheint meinen großen Koffer gar nicht bemerkt zu haben, obschon ein breiter gelber Streifen mit meiner Adresse daran ist! da will ihn eben ein Packträger fortschaffen — entschuldigen Sie, mein Fräulein, daß ich Sie für einen Augenblick verlassen muß!" setzte sie hinzu und entfernte sich rasch, um ihrem Koffer nachzueilen.

Kaum war sie weggegangen, so näherte sich zögernd eine Person, die wie ein Kammerdiener aussah, betrachtete Mathilden aufmerksam von oben bis unten, als ob er sie mit einem erhaltenen Signalement vergleichen wollte, und fragte dann: „Um Vergebung, sind Sie vielleicht Fräulein Mathilde Selden?"

Mathilde war einigermaßen betroffen über die Plötzlichkeit und ungewohnte Art dieser Frage und bejahte sie schüchtern, worauf der Diener sich entfernte und nach einer Weile noch gemächlicher in Begleitung einer sehr geputzten, hochmüthig aussehenden Dame zurückkehrte, welche Mathilden feierlich zunickte und sich als die Zofe ihrer Tante, Frau v. Lonthal, zu erkennen gab. „Nehmen Sie diesen Schirm und diese Reisetasche und tragen Sie sie nach dem Wagen, Johann!" herrschte sie dem Diener zu. „Hoffentlich haben Sie noch mehr Gepäcke, mein Fräulein?"

„Ja, einen großen Koffer," erwiderte Mathilde und bezeichnete ihn dem Diener, denn sie sah ihn schon bei Seite gestellt, an einer Säule des Bahnhofs, während ihr Reisegefährte und seine Schwester noch mit dem Lastträger haderten, der den großen Koffer der Dame mit dem gelben Streifen hatte hinwegtragen wollen.

Die Kammerjungfer schien sehr eilig zu sein, denn sie drängte Mathilden ordentlich, ihr nach dem Wagen zu folgen, so daß dieser kaum mehr Zeit blieb, den Diener in der Livree ihres Reisegefährten herbeizurufen und ihm das kleine Gepäck zu übergeben, welches seine Herrschaften beim Aussteigen aus dem Wagen hier zurückgelassen hatten. Dann wurde sie von ihren Begleitern über eine Treppe von der Plattform auf die Straße herabgeführt, wo der Wagen der Tante hielt, und da mittlerweile ihr Koffer bereits durch einen Lastträger des Bahnhofs dem Kutscher unter die Füße gegeben war, so blieb der verschüchterten Mathilde nichts Anderes übrig, als ihrer Begleiterin so schnell wie möglich in den Wagen zu folgen, dessen Schlag der Kutscher mit ungeduldigen Geberden offen hielt.

„Kommen Sie, beeilen Sie sich, mein Fräulein! die gnädige Frau wartet mit dem Essen auf Sie!" sagte der Lakai mehr befehlend als bittend, schloß dann den Wagenschlag und kletterte zu dem Kutscher auf den Bock. Dieser schwang die Peitsche, und die stolzen Braunen eilten mit dem Wagen davon.

Dieß Alles war so schnell gegangen und die alte Kammerjungfer und der Diener hatten so sehr auf Eile gedrungen und das Aufladen von Mathildens Koffer so sehr beschleunigt, daß zwischen dem Augenblick, wo ihre Reisegefährtin sie allein gelassen hatte, und dem Davonfahren des Wagens kaum fünf Minuten vergangen waren. Auf diese Weise war Mathilden sogar der Versuch, sich nur von den freundlichen Reisegefährten zu verabschieden, unmöglich gemacht worden, um wie viel mehr also ihr Vorhaben, ihren Koffer noch auf dem Bahnhofe zu öffnen und ihrem gefälligen Begleiter ihre Schuld abzutragen.

Eine tiefe Beschämung überkam Mathilden, daß sie auf diese Weise ihren Wohlthätern in einem so ungünstigen Lichte erscheinen mußte, und der Aerger darüber trieb ihr Thränen in die Augen, die sie nur mit der größten Anstrengung verhalten konnte, als sie die stechenden Augen der hochmüthigen, kalthöflichen Zofe auf dem Rücksitz auf sich gerichtet sah.

Sie zog den Schleier vor's Gesicht, um sich vor dem Blick dieser stechenden Augen zu schützen, und kam im Stillen zu dem Schlusse, Bahnhöfe seien doch die unangenehmsten Orte auf der ganzen Welt, weil man in dem Gedränge und der Verwirrung, welche sie darbieten, stets Gefahr laufe, entweder sein Gepäck oder seine Freunde zu verlieren, oder gar einen Zug zu versäumen. Mit dieser innigen Ueberzeugung der armen Mathilde sind wir zwar einigermaßen einverstanden, allein wir wissen, was sie kaum ahnte, daß ihre Schüchternheit und jugendliche Unerfahrenheit die Hauptursachen der Verlegenheiten waren, welche sie sowohl beim Antritt, als bei der Beendigung ihrer ersten Eisenbahnfahrt betrafen.

Als die Equipage der Frau v. Lonthal aus dem Bahnhofe hinwegfuhr, kam ein anderer sehr eleganter Wagen gerade herangefahren. Die beiden Kutscher begrüßten sich gegenseitig im Vorüberfahren, und der Lakai auf dem Bock rief dem Kutscher des andern Wagens zu: „Tummle Dich, Franz! ich habe Deinen Herrn auf dem Bahnhof gesehen, und er scheint mir sehr ungeduldig!“ Dann wandte er sich nach Mathilden um und sagte: „Dieser hübsche Wagen da gehört dem Major Reigersberg von Erlenbach, mit dessen Bedienten Sie vorhin gesprochen haben!“

(Fortsetzung folgt.)

Thierwanderungen.

(Schluß.)

Es sei jetzt noch gestattet, noch einiger Vögel Erwähnung zu thun, die besonders auffallende Wanderzüge unternehmen.

Es sind dies vor allen die Nordamerika bewohnenden Wandertauben, über die wir von Audubon und Wilson ausführlichere Berichte besitzen. Der Erstere sagt unter Anderem in Bezug auf ihre Wanderungen: Diese hängen einzig und allein von ihrem Bedürfniß nach Nahrung ab und finden demgemäß nicht zu irgend einer bestimmten Periode oder Jahreszeit statt. Die Anzahl der zu einem Zuge vereinigten Vögel ist immer eine ungeheure. Als ich im Herbst 1813 von Henderson (am Ohio) nach Louisville reiste, sah ich einen solchen Zug hoch in den Lüften von Nordost nach Südwest ziehen. Der ganze Horizont war buchstäblich mit Tauben überfüllt; das Tageslicht war wie durch eine Sonnenfinsterniß verdunkelt. Den ganzen Weg über behielt ich sie im Gesicht. Es war ein eigenthümlich großartiges Schauspiel und ich kann die außerordentliche Schönheit ihrer luftigen Evolutionen, wenn ein Stößer den Rücken der Schaaren bedrohte, nicht beschreiben. Sie schossen dann mit einem donnerartigen Getöse in eine dichte Masse zusammen, eine die andere nach dem Mittelpunkte drängend. In diesen fast soliden Massen schnellten sie in wellenförmigen und zickzackartigen Linien vorwärts, stiegen nieder und strichen dicht an der Erde mit unglaublicher Schnelligkeit weg, erhoben sich dann wieder in senkrechter Richtung, so daß sie einer ungeheuren Säule glichen, und schwenkten und reihten sich, sobald sie in der Höhe angelangt waren, in ihre ununterbrochenen Linien ein, welche nunmehr wie Windungen einer riesenhaften Schlange erschienen.

Vor Sonnenuntergang erreichte ich das 55 englische Meilen entfernte Louisville. Die Tauben zogen immer noch in unverminderter Menge und dies dauerte so drei Tage nacheinander fort. Alles war in Aufruhr. Die Ufer des Ohio wimmelten von Männern und Knaben, die unaufhörlich unter die Wanderer feuerten, welche, als sie den Fluß passirten, tiefer flogen. Eine ungeheuere Menge wurde auf diese Weise getödtet.

In kaum minder großer Zahl sammeln sich diese Tauben an gemeinschaftlichen Brüteplätzen. Wilson beschreibt uns einen solchen. Nach kurzer Zeit ist der Boden mehrere Zoll hoch mit Koth bedeckt, alles weiche Gras und Unterholz ist zerstört, die Oberfläche mit großen durch das Gewicht der klumpenartig übereinander sitzenden Vögel abgebrochenen Baumästen bedeckt, und die Bäume selbst sind in einer Strecke von mehr als tausend Klaftern so völlig kahl, als ob sie mit der Axt behandelt

worden wären. Die Spuren einer solchen Verheerung bleiben mehrere Jahre hindurch sichtbar und man stößt auf viele Stellen, wo in einer Reihe von Jahren nach einander kein Kräutchen zum Vorschein kommt.

Uebrigens ersetzen sie den angerichteten Schaden reichlich. Die Indianer betrachten einen solchen Brüteplatz als eine reiche Quelle für Nationalwohlstand und Lebensunterhalt. Sobald die Jungen völlig ausgewachsen sind und ehe sie noch ihre Nester verlassen haben, kommen die Bewohner der umliegenden Gegenden in zahlreichen Gesellschaften mit Wägen, Aexten und Kochgeräthschaften, viele von dem größten Theil ihrer Familie begleitet. Diejenigen Bäume, welche am meisten mit Nestern beladen erscheinen, werden umgehauen, und zwar so, daß sie durch ihren Sturz zugleich mehrere andere niederreißen. Auf diese Weise liefert bisweilen ein einziger großer Baum durch seinen Sturz 200 junge Tauben, die den alten an Größe wenig nachgeben und ganz aus einer Fettmasse bestehen. Das ausgelassene Fett wird anstatt der Butter und des Speckes benützt.

Fast noch interessanter ist das periodische Vorkommen einiger Vögel in Amerika, die früher durchaus dort nicht gesehen wurden. Seit seiner Entdeckung sind verschiedene europäische Getraidearten dort eingeführt worden und nun finden sich Zugvögel ein, um davon ihren Tribut zu holen. So berichtet Dr. Mitchel von einem Vogel, den er Weizenvogel nennt, daß dieser erst in Virginien bekannt geworden, seitdem der Getraidebau dort in Aufnahme gekommen. Er langt alljährlich in großen Schaaren an, wenn der Weizen sich in einem gewissen Grade von Reife befindet, und verschwindet bald darnach wieder.

Derselbe Schriftsteller spricht in ähnlicher Beziehung von einer blauflügeligen Kriek-Ente, einem Vogel, der im Monat August in großer Anzahl nach Karolina kommt und daselbst so lange bleibt, bis der Reis, wovon er frißt, eingeärntet ist, was im October geschieht. Catesby erwähnt eines ähnlichen Zugvogels auf den Bahama-Inseln, der dort geradezu den Namen Reisvogel führt.

Verschiedenes.

(Militärische Blumensprache.) Unteroffizier (zu einem Rekruten): „Schau, Kerl, du bist so strohdumm, daß, wenn'st für deine Dummheit Steuer zahlen müßlest, du gar nimmer aus'n Rentamt 'nauskäm'st!"

(Also!) Kellner: Euer Gnaden befehlen also? — Gast: Wenn ich wüßte, daß der Rehbraten frisch wäre —— Kellner: Ganz frisch, Herr Baron! Gast: Und der Gänsebraten? — — Kellner: Vorzüglich, Herr Graf! Gast: So geben Sie mir also rohen Schinken mit Kartoffelsalat!

(Die acute Gicht.) Patient: „Ach, Herr Doctor, ich bitte Sie um Gottes Willen, sagen's mir nur, was mich so im ganzen Körper reißen thut!" Doctor: Ja, mein Freund, das scheint acute Gicht zu sein." Patient: „Na, wenn das a gute Gicht ist, da möcht' ich erst die schlechte kennen!"

Einsilbige Charade.

Die Silbe liebt die ganze Welt,
Nichts ist, was besser ihr gefällt!
Warum auch nicht? Wer sie besitzt,
Lebt lustig, ohne Sorgen, jetzt,
Nur nicht Herr Harpagon.

Der Liebe Wahl gibt Ausschlag sie,
Greift sie in's Rad der Sympathie.
Man sagt, sie sei des Uebels Grund,
Verschlösse oft der Wahrheit Mund
Und noch dergleichen mehr.

Sie hat durch ihres Zaubers Macht
Die Tugend schon zum Fall gebracht,
Verletzt der Ehre Zartgefühl,
Oft Herrn und Damen durch das Spiel
Total bankrott gemacht.

Geschaffen wird durch einen Ruck,
Und durch mechanisch harten Druck
In Städten sie, so wie Berlin,
Paris, Turin, London und Wien,
Nach sehr verschied'ner Art.

F. — lr —

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 122. Dienstag, den 11. October 1859.

Zur Feier des 12. October.

Blau und Weiß.

Mein Blau und Weiß, mein Weiß und Blau,
Wie freundlich grüßest du!
Du lächelst von der Himmelsau,
So oft ich dich voll Sehnsucht schau,
Mir süßen Frieden zu.

Wo ich erblick' dies Farbenbild,
Birgt's einen tiefen Sinn,
Und strahlt so sanft und strahlt so mild,
Daß ihm mein stilles Sinnen gilt,
Und zieht mich zu sich hin.

Die Ferne kleidet sich in „Blau",
So weit du hast den Schein,
Und willst du, daß ein Aug' dich schau
In deinem einsam fernen Blau,
Muß „Weiß" dein Zeichen sein!

Soll Gottes Aug' dich liebend seh'n
Vom blauen Sternenzelt,
Mußt du in Unschuld vor ihm steh'n,
Im weißen Tugendkleide geh'n
Den Weg durch seine Welt.

Und was dein Auge sanft erfreut
Im Wald, auf Flur und Au:
Was ist es, das ihm Reiz verleiht? —
— Was jeder Frühling frisch erneut —
Es ist das „Weiß" und „Blau"!

Die Lilie in der Unschuld Kleid,
Das zarte Veilchen schau:
Die Bilder reiner Sittlichkeit,
Der Demuth und Bescheidenheit, —
Sie blühen weiß und blau!

Und welches Aug' gefällt dir wohl,
Wenn „rein" und „treu" sein Strahl?
Blau soll es sein, — das ist Idol!
Und drum ist „Weiß" und „Blau" Symbol
Für „Rein" und „Treu" zumal.

Mein Vaterland, was deutet mir
Nun deiner Farben Gruß? —
Du hast allein „blauweiß" Panier,
In Deutschland sonst ist's nicht wie hier, —
Drum ich dich fragen muß.

„Mein Volk ist „sittenrein und treu!"
So sagt das Banner klar, —
„Drum schützt es auch vor Tyrannei
„Der Wittelsbacher starker Leu
„Schon viele Hundert Jahr!" —

Ein „reines Herz" und „Treu" im Blick
Soll denn auch Losung sein!
Drum weichet Schmach und Mißgeschick, —
Es blüh' des Vaterlandes Glück
Von Donau bis zum Rhein!

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

2.

Mathilde war schon mehr als vierzehn Tage in Ilmenau gewesen, ohne sich unter ihren Verwandten behaglich zu fühlen, oder mehr zu Hause zu sein, als in dem Augenblicke ihrer Ankunft. Die eisige Kälte in dem Benehmen ihrer Tante war nie für einen Augenblick aufgethaut, und ihre Cousinen hielten sie durch ihr stolzes, hochmüthiges Benehmen stets in gemessener Entfernung von sich. Die arme Waise war in eine Atmosphäre gekommen, in welcher sie sich weder heimisch noch behaglich fühlen konnte, da es ihr hier an jener Wärme des Herzens und Gemüthes fehlte, an welche sie sowohl durch die stets

bereite Theilnahme einer zärtlich liebevollen Mutter, als durch die fromme Milde ihres Oheims gewöhnt worden war. Die kalte Zurückhaltung der Tante schien ihr zu sagen, daß sie hier mehr geduldet als willkommen sei; und Mathilde saß gewöhnlich ganz still und stumm im Kreise ihrer Verwandten, und war nur allzu froh, wenn man sie mit indiscreten Fragen über die Verhältnisse ihrer Eltern verschonte, weil denselben stets sehr lieblose Beurtheilungen von Seiten der Tante und der Cousinen folgten, welche ihre Eltern der Ueppigkeit, Thorheit und Unklugheit anklagten. Und wenn dann Mathilde, von Frau v. Lonthal's Bemerkungen im innersten Herzen gekränkt, eine stille Thräne vergoß, so erhielt sie eine herbe Rüge über ihr kindisches Benehmen, und die Cousinen würdigten sie keines Blickes, als ob die arme Waise unendlich tief unter ihnen stände, oder lächelten höchstens geringschätzig über eine derartige unpassende Empfindlichkeit. Mathilde mied daher die Nähe der Tante und der Cousinen soviel als sie es nur konnte, ohne für unhöflich zu gelten, und verbrachte ihre Morgenstunden meist auf ihrem eigenen Stübchen, oder in dem sogenannten Studirzimmer, wo ein altes Hackbrett von ausgedientem Clavier stand, auf welchem sie, wie ihre Cousine Marie herablassend bemerkt hatte, nach Belieben spielen durfte. Diese Erlaubniß machte sich Mathilde auch zu Nutzen, denn sie hatte ihren früheren Plan, sich zur Erzieherin heranzubilden und sich hiedurch so bald wie möglich unabhängig zu machen, noch nicht aus dem Auge verloren. Da sie jeden Morgen beinahe bis 11 Uhr gänzlich für sich hatte und von Niemanden gestört wurde, so übte sie sich gewöhnlich im Zeichnen, oder las mit der größten Aufmerksamkeit und Ausdauer in solchen Werken, deren Inhalt die sorgfältige Bildung zu vollenden geeignet war, welche sie von ihrem Oheim empfangen hatte. Niemand unterbach sie in dieser Beschäftigung bis zu dem Augenblicke, wo die Tante und die Cousinen im Salon erschienen und von der Waise einen freundlichen guten Morgen erwarteten.

War das Wetter erträglich oder schön, dann fuhren um diese Stunde Frau v. Lonthal und ihre Töchter gewöhnlich aus, um Besuche in der Nachbarschaft oder in der nahen Stadt zu machen. Mathilde durfte zu ihrer großen Freude nur selten daran Theil nehmen, und noch weniger nahm man sie auf bloße Spazierfahrten mit. In ihrer Schüchternheit und unbefangenen Natürlichkeit zog sie solchen ceremoniösen Besuchen und langweiligen Spazierfahrten einen kräftigenden Spaziergang auf dem Gute Ulmenau selbst, oder längs dem Flusse, oder auf der Landstraße vor, welche die ausgedehnte Besitzung von zwei Seiten begränzten. Ihr Begleiter auf derartigen Spaziergängen war dann ein schöner, großer Neufundländerhund, Namens Roland, der nach dem Befehle der Frau v. Lonthal seinen Platz gewöhnlich im Hofe hatte; da sich jedoch zwischen Mathilden und ihm ein inniges Verhältniß gestaltet hatte, so konnte sie nie in seiner Nähe vorüber gehen, ohne daß er sich ihr sogleich anschloß und sie auf Tritt und Schritt im Freien begleitete.

Dieser Hund war das einzige Geschöpf in Ulmenau, welchem Mathilde mit Liebe begegnen konnte. Seine Anhänglichkeit war eine aufrichtige und uneigennützige; er sah in ihr keinen Eindringling, kein überflüssiges Geschöpf, dem man nur um Gottes willen und um dem Tadel der Welt zu entgehen, das Gnadenbrod reichte; er begegnete ihr nicht mit absichtlicher Fahrlässigkeit und verletzender Gleichgültigkeit, wie die Dienerschaft, welche die zwitterhafte Stellung Mathildens in diesem Hauswesen von Anfang an begriffen hatte, und ihr mit einer gewissen Schadenfreude zu erkennen gab, daß sie eigentlich mit minderem Rechte hier im Hause sei, als die bezahlte Dienerschaft. Angesichts der Tante wagten allerdings weder die Diener noch die Dienerinnen Mathilden schnöde zu begegnen, weil ihnen dieß einen herben Tadel zugezogen haben würde; allein hinter ihrem Rücken zeigten sie ihr eine solch schnöde Vernachlässigung und Säumigkeit in Erfüllung ihrer Pflichten, daß Mathilde den einzigen und kürzesten Weg einschlug, um jeder ferneren derartigen Kränkung zu entgehen, und sich lieber in allen Dingen selbst bediente.

(Fortsetzung folgt.)

Ein psychologisches Räthsel.

In der gräflich W.'schen Familie existirt seit Anfang dieses Jahrhunderts eine merk-

würdige, in Italien verfertigte Uhr; ein Oelgemälde, darstellend eine Dorflandschaft am Rhein, in dem Kirchthurme die Uhr; in einem hinter dem Gemälde befindlichen Kasten außer dem Uhr- und einem Spielwerk, welches auf das Anziehen einer aus dem Kasten herabhängenden Schnur in schönem, melodischem Tone Musikstücke theils heitern, theils melancholischen Characters ertönen ließ, noch ein Glockenwerk, welches Morgens, Mittags 12 Uhr und Abends 6 Uhr ein liebliches Geläute hören ließ.

Durch einen Sturz von der Wand wurde der Mechanismus des Kunstwerks zerrüttet, und mehrere namhafte Künstler in diesem Fache gaben sich vergebliche Mühe, dasselbe wieder herzustellen. Es hing wegen des schönen Oelgemäldes in dem Privatzimmer des Familienhauptes, eines alten Offiziers. Ein Sohn des Grafen, ein Kind von sieben Jahren, litt seit Jahren an einer unheilbaren Krankheit, die sich in kürzerer Zeit dergestalt verschlimmert hatte, daß man den Tod des Kranken in Kurzem erwarten mußte. In einer Nacht begann plötzlich die in dem Kunstwerke befindliche Glocke zu läuten; der alte Graf erwachte von dem Geläute und hörte dasselbe noch eine Weile nach seinem Erwachen fort. Der alte Soldat, nichts weniger als abergläubisch, glaubte, daß vielleicht ein unentdeckter kleiner Gegenstand bis jetzt das Räderwerk gehemmt habe, und nun durch wer weiß welche Veranlassung aus demselben herausgefallen sei, als seine Gemahlin mit Thränen in den Augen in das Zimmer tritt und den Tod des Sohnes meldet, der vor wenigen Minuten erfolgt sei.

Der Graf erzählte nicht, was er gehört habe; aber auch in dem Bedientenzimmer war man von dem Geläute erwacht, und der alte Diener, der seinen Herrn in die Campagne begleitet hatte, sprach ein Vaterunser und zu seinen über ihn spottenden Genossen die Befürchtung aus, die bereits wahr geworden war.

Sechs Jahre waren verflossen, man gedachte des Phänomens nicht mehr, und die gräflich W.'sche Familie hatte ihren Wohnsitz O. mit T. vertauscht, als man plötzlich Vormittags 11 Uhr im ganzen Hause das Geläute der Glocke vernahm. Alle beschlich eine trübe Ahnung, Niemand sprach sie aus, wohl aber konnte man sie in den Mienen aller Familienglieder wahrnehmen, und der alte Diener konnte zuweilen seine Thränen nicht zurückhalten; nur der alte Graf erzwang eine Fröhlichkeit, die aber nur zu sehr verrieth, daß in seinem Innern etwas Ungewöhnliches vorging. So gingen drei Tage hin, als ein schwarzgesiegelter Brief eintraf, der den im Pistolenduell vor drei Tagen 11 Uhr Vormittags erfolgten Tod des lieben Sohnes des Grafen und des allgemeinen Familienlieblings, eines Ulanenoffiziers zu P., meldete.

Die Uhr behielt ihren Platz und man konnte ihren schauerlichen Prophetengeist nicht mehr bezweifeln; nur der alte Graf, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, wollte an keinen Mysticismus glauben; doch sah man ihn zuweilen kopfschüttelnd mit wehmüthigem Ausdruck im Gesichte vor der Uhr stehen. Der alte Diener, der den jungen Herrn — wie er den bereits vermählten dreißigjährigen Offizier immer noch nannte — auf den Armen getragen hatte, schimpfte oft grimmig auf das Ding dahinten, und faßte eines Tages den Entschluß, dasselbe, um ihm das Handwerk zu legen und fernerem Unglück vorzubeugen, aus dem Gehäuse herauszureißen und Nachts zu vergraben; doch wurde er an der Ausführung dieses Entschlusses durch das Eintreten und strenge Verbot des Herrn gehindert, und so blieben ihm nur noch grimmige Blicke darnach übrig.

Es waren wieder mehrere Jahre verflossen und der Graf mit seiner Familie von T. nach B. gezogen, um der Ruhestätte seines geliebten Sohnes, der in B. bestattet worden, näher zu sein.

Ein großer Ball fand statt, an dem die Familie des Grafen Theil nahm; eine Tochter desselben gab sich, vom Tanze erhitzt, unvorsichtigerweise der Erfrischung mit Eis hin; bald darauf befällt sie ein Unwohlsein, man verläßt in Folge dessen frühzeitig den Ball; das Unwohlsein der Tochter wird beunruhigend, und ein sogleich herbeigerufener Arzt beobachtet mit besorgter Miene die Symptome einer gefährlichen Krankheit. Am nächsten Morgen hatte sich der Zustand der Kranken dergestalt verschlimmert, daß ein zweiter Arzt zu Hülfe gerufen werden mußte; gegen Abend war kein Zweifel, daß eine Gehirnentzündung sich entwickelt habe. Der nächstfolgende Tag ließ keine Hoffnung mehr zu. Die Nacht bricht

ein, trostlos erblickt man das Licht des folgenden Morgens — es sollte für die Kranke das dämmernde Licht des Jenseits sein. Die fünfte Stunde schlägt von den Thürmen der Stadt, und gleich darauf durchdringt ein lautes melodisches Geläute das Haus; Alles schreckt aus dem Schlafe auf — man wußte, was geschehen war — und die in das Krankenzimmer eintretenden Eltern fanden die zweite bei der Kranken wachende Tochter bei dem letzten Liebeswerke; sie drückte ihrer Schwester die Augen zu. Nicht blos die Familienglieder, auch der Hauslehrer, Candidat der Theologie, N., jetzt Pfarrer bei K., die Dienstboten und die im Parterre des Hauses wohnenden Wirthsleute hatten das Geläute deutlich vernommen.

(Schluß folgt.)

Denksprüche.

Alle tragen wir in uns den Keim zu unserm Verblühen;
Blühn und Verblühn ist nur Eine Entwicklung der Zeit.
In dem Schooße der großen Mutter empfangen wir Kräfte,
Auszuwirken uns selbst und zu verleben damit.
Und du murrst, o Klügling, daß du nicht ewig hier sein kannst?
Wärest du ewig hier, — wirst du's in andern nicht sein.
Also gehorche der Kette der Wesen, die dich ziehet und abstößt;
Was zur Blüthe dich trieb, gab dir Vollendung und Frucht.

Verschiedenes.

Zwei Studenten stritten sich einst, woher der alte König Fritz von Preußen all seinen Schnupftabak bezogen. Da sie hierüber nicht einig wurden, beschlossen sie, dem Ersten, der des Weges käme, die enorme Frage vorzulegen. Bald darauf zeigte sich, allem Vermuthen nach, ein Bauer. Auf ihre Frage antwortete er ironisch: „Anfänglich aus seiner Tabaksdose, später aus seiner Westentasche.“

In einem Wirthshause erzählte jüngst ein Gast dem andern von seinen Reisen, mit dem Zusatze: „Ich habe ganz Deutschland durchgereist und nirgends gefiel es mir besser, als hier in der Rheinpfalz.“ Ganz naiv erwiederte hierauf der Andere: „Habe ich doch schon so Vieles von Deutschland gehört, bitte! sagen Sie mir doch, wo es liegt und wie der Monarch heißt, der es regiert?“

Bei der Leichtigkeit und Sicherheit unserer jetzigen Communicationsmittel, worunter wenigstens die Eisenbahnen nicht, wie die Wagen eines Lohnkutschers, von ihrem Ziele abwärts auf andere Wege gelangen können, kommt es nicht leicht mehr vor, daß der Wanderer sich verirrt und, in dunkle Wälder gerathend, statt nach Hammelfeld zu gerathen, nach langer Kreuz- und Quertour sich plötzlich vor Schöppenstedt angelangt sieht. Dennoch erzählt man sich von einem jungen Ehepaar, welches von Berlin zur Stärkung der Gesundheit in die Bäder reiste, daß dabei beiden Gatten eine eigenthümliche Verirrung begegnet sein soll. Während nämlich der Mann nach Carlsbad zu eilen gedenkt, die kränkliche Frau aber in Oeynhausen eine schwere Kur zu bestehen beabsichtigt, beide auch die richtige Tour nach ihrem respectiven Bestimmungsorte eingeschlagen haben, begibt es sich, daß die sich weit von einander wähnenden Ehegatten sich plötzlich in des jungen Morgens Frühe in der Allee eines kleinen, weniger besuchten rheinischen Bades begegnen, und zwar der Mann in fremder weiblicher und die Frau in fremder männlicher Begleitung. Die übliche Vorstellung des einen Paars bei dem ihm unbekannten anderen soll eine ebenso kurze als kalte gewesen sein, die gemeinschaftliche Abreise unseres badelustigen Ehepaars aber gleich darauf stattgefunden haben, ohne daß dies Mal eine weitere Abirrung vom Ziele dazwischen kam. Die Errichtung besonderer Wegweiser an den Eisenbahnen wird dieser besondere Fall hoffentlich nicht zur Folge haben.

Auflösung der einsilbigen Charade in Nr. 121:
Geld.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 123. Donnerstag, den 13. October 1859.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Auf diese Art war ihr die Einsamkeit, worin sie inmitten dieser Familie lebte, am Ende beinahe lieb geworden. Ihre Studirstunden am Morgen, ihre Spaziergänge in den Mittagsstunden, die paar Briefe, welche sie hie und da mit Frau Bart wechselte, die Liebkosungen des Hundes Roland — all das trug dazu bei, sie heiterer zu stimmen, als sie wohl sonst gewesen wäre; nur Eines lag schwer auf ihrer Seele, nämlich ihre Schuld gegen ihren freundlichen Reisegefährten, welche sie immer noch nicht abgetragen hatte. Dieß hatte schon seit ihrer Ankunft ihre Gedanken fortwährend beschäftigt, und war doch immer eine Schwierigkeit geblieben, welche sie nicht zu überwinden wußte. Sie kannte jetzt allerdings den Namen und die richtige Adresse ihres Freundes, denn der Lakai hatte ihr während der Fahrt vom Bahnhofe in B. nach Ulmenau unaufgefordert mancherlei Mittheilungen gemacht, welche sie überzeugten, daß ihr Freund und der Major Reigersberg ein und dasselbe Individuum seien; allein sie durfte es nicht wagen, auf eigene Faust Jemanden von der Dienerschaft der Tante mit einem kleinen Paquet nach Erlenbach zu senden, welches volle zwei Stunden von Ulmenau entfernt war, ohne zuvor die Erlaubniß der Tante hiefür einzuholen; allein noch weniger wagte sie es, die Frau v. Lonthal über diesen Gegenstand zu sprechen und deren Erlaubniß einzuholen. Anfangs hatte sie die Absicht gehabt, das Geld in einem Briefe an den Major durch die Post abzusenden; allein sie fand bald, daß dieß nicht thunlich sei, wenn sie wollte, daß ihre Tante nichts von dieser Angelegenheit erfahre; denn der Landbote aus dem nahen Dorfe kam täglich zu einer gewissen Stunde, um die Briefkapsel abzuholen, zu welcher nur Frau v. Lonthal den Schlüssel besaß, und in welche sie selbst den gesammten Briefwechsel ihrer Familie und Dienerschaft niederlegte. Es bestand ein strenges Verbot im Hause, Briefe auf andere Weise, als mit dieser officiellen Kapsel, zu welcher nur der Postmeister in B. den zweiten Schlüssel besaß, nach dem Postamte zu befördern; es blieb Mathilden daher nur die einzige Hoffnung, daß es ihr selbst einmal gelingen möge, ihr Päckchen nach dem Wohnorte des Majors hinüber zu tragen, den sie bis jetzt noch nicht gesehen hatte.

Endlich sollte sie das Gut Erlenbach wenigstens einmal zu Gesicht bekommen. An einem trüben, kalten Tage wollte Frau v. Lonthal nach dem Gute einer befreundeten Dame fahren, um derselben, welche krank lag, einen Besuch abzustatten. Die beiden Fräulein v. Lonthal wollten aber lieber zu Hause bleiben und die Tante kündigte daher Mathilden an, daß sie sie auf dieser Spazierfahrt begleiten müsse — allerdings nicht um jene vornehme und elegante Dame zu besuchen, denn hiezu erklärte Frau v. Lonthal Mathilden noch zu jung und zu linkisch, sondern sie sollte der Tante nur Gesellschaft leisten und während des Besuchs bei Frau v. Aarflug auf Hohenhorst im Wagen warten.

Der Tag war, wie schon erwähnt, kein angenehmer; es war kalt und windig, ein Gemisch von Regen und Schnee rieselten hernieder — Kutscher, Lakai und Pferde waren daher nichts weniger als erbaut von der Aussicht, vor dem Einfahrtthore des Schlosses Hohenhorst warten zu müssen. Deßhalb fragte Johann, der Lakai, der im Grunde ein gut-

müthiger Bursche war, Mathilden, ob es ihr nicht angenehmer wäre, eine kleine Spazierfahrt zu machen, anstatt hier in der zugigen Allee eine halbe oder gar eine ganze Stunde zu warten.

„Wie wäre es, Fräulein!“ fragte er auf ihre bejahende Antwort, „wenn David (so hieß nämlich der Kutschor) nach Erlenbach hinüber fahren würde, damit Sie das schöne Gut des Herrn Majors von Reigersberg sehen könnten? Jedenfalls wären wir schon lange zurück, bis die gnädige Frau mit ihrem Besuche zu Ende ist.“

Der armen Mathilde hüpfte das Herz im Leibe bei diesem Vorschlag, welcher ihr ebenso harmlos als angenehm erschien, und als Johann ihre Einwilligung dem Kutscher mittheilte, fuhr der Wagen im raschen Trabe davon.

Eine Fahrt von einer kleinen Viertelstunde brachte sie an den Fuß des sehr schön gelegenen, geschmackvoll angelegten Parks, in dessen Mitte sich ein schloßähnliches Gebäude in edlem Styl erhob; sie machte die Runde um die ganze Einfriedigung, damit Mathilde das Schloß und den Park von allen Seiten sehen könne, und sie betrachtete sich den Wohnsitz des Mannes, der ihre Gedanken schon so viel beschäftigt hatte, mit einem Gemisch von Freude und getäuschter Erwartung, denn wie sehr sie auch den Blick nach allen Richtungen hinsandte, so vermochte sie doch von ihrem Freunde keine Spur zu erblicken.

Der Wagen kehrte nun nach Hohenhorst zurück, und auf dem Heimwege machte sich Mathilde im Stillen Vorwürfe, daß sie ihre Börse nicht mitgenommen hatte, weil sie dieß Mal eine so gute Gelegenheit gehabt hätte, ihre Schuld abzutragen, indem sie das Geld in einem kleinen Päckchen nach dem Schlosse hinaufgeschickt haben würde. Als man aber vor dem Einfahrtthore von Hohenhorst ankam, nahmen ihre Gedanken schnell eine andere Richtung, denn sie hörte einen Diener dem Kutscher ihrer Tante zurufen, er sei von seiner Gebieterin vor einer Viertelstunde nach dem Wagen geschickt worden. Frau v. Lonthal kam und die arme Mathilde hatte eine sehr unangenehme Rückfahrt, denn die Tante ergoß ihren ganzen Aerger über die arme Waise und bedeutete ihr in einer langen Strafpredigt, daß sie sich ja nicht unterfangen solle, sich jemals wieder eine solche Freiheit herauszunehmen. Dieses anmaßende Benehmen, wie die Tante es nannte, bildete auch den Hauptgegenstand des Gespräches bei Tische, da Frau v. Lonthal es nun ihren Töchtern mittheilte, und Mathilde mußte geduldig sitzen bleiben und die verschiedenen Ausrufe anhören, in welchen ihre liebenswürdigen Cousinen ihrem Staunen und ihrer Entrüstung Ausdruck gaben.

Als endlich die Damen dieses specielle Thema genugsam ausgebeutet hatten, fragte Fräulein Marie Mathilden zur Abwechslung, wohin sie denn eigentlich gefahren sei, und als diese ihr Erlenbach als das Ziel ihrer Fahrt nannte, hörte sie zum ersten Mal den Namen des Majors Reigersberg in dem Familienkreise zu Ulmenau erwähnen.

Die Bemerkungen, welche an diesen Namen angeknüpft wurden, waren natürlich nicht für Mathilden bestimmt, denn sie als Fremde konnte begreiflicherweise nichts von dem Besitzer von Erlenbach wissen; überdem betrachtete man sie ja noch als ein Kind und sagte ihr dieß bei jeder Gelegenheit in's Gesicht, und da sie soeben erst wegen ihrer Kühnheit tüchtig ausgeschmält worden war, so ignorirte man um so mehr ihre Anwesenheit. Allein die Unterhaltung der Tante und der Cousinen über den Major interessirte nichtsdestoweniger die geschmälte Waise.

Fräulein Marie, welche überhaupt das große Wort zu führen schien, erzählte nämlich ihrer Mutter und Schwester, sie habe erst jüngst aus guter Quelle erfahren, der Major gedenke sich bald nach Neujahr zu verheirathen und mit seiner jungen Frau eine weite Reise zu machen, während welcher Zeit seine Schwester ihm haushalten solle.

„Ich kenne diese Schwester nicht,“ setzte Fräulein Marie geringschätzig hinzu, „aber die Frau soll arm sein, und er wird ihr daher eine sehr willkommene Versorgung bieten!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein psychologisches Räthsel.

(Schluß.)

Als die junge Dame am letzten Tage vor ihrem Tode in Geistesabwesenheit bereits mit dem Tode kämpfte, sah sie jenen vor mehreren

Jahren im Duell gefallenen Bruder L. erscheinen. „L. kommt, L. kommt, er winkt mir, ich soll kommen, haltet mich doch fest! Ich will noch nicht sterben!" rief sie unaufhörlich, und klammerte sich dabei an die neben ihr sitzende Mutter und den Bettpfosten krampfhaft an.

In dem Moment des Todes der jungen Dame, kurz vor dem Läuten der Glocke, erscholl ein von allen im Hause befindlichen Personen vernommener Ruf von der untern Hausflur nach der oberen Etage: „Holt ihr schwarzen Siegellack!" und wiederholte sich drei Mal.

Dem der Tochter nach vier Jahren nachfolgenden Vater erschien wenig Stunden vor seinem Tode ebenfalls der im Duell gefallene Familienliebling. Nicht an einer ernstlichen Krankheit leidend, sondern nur über allgemeines Unwohlsein klagend, spielte der alte, sonst noch mit jugendlicher Kraft ausgerüstete Herr mit seinem Sohne, den er, auf einer Reise begriffen, auf dessen Gute besuchte, Schach und nahm dem Sohne eine Partie ab; während der zweiten — es war 10 Uhr Vormittags — blickte der alte Graf plötzlich anhaltend in eine Zimmerecke mit heiterm Ausdruck, strich sich dann, wie wenn er verscheuchen wollte, was er gesehen habe, über die Augen und sagte zu seinem Sohne: „Ich habe eben L. gesehen, er hat mir gewinkt — ich werde den Mittag nicht erleben."

Der von diesen Worten tief erschütterte Sohn suchte seinen Vater von der traurigen Ueberzeugung abzubringen; er sprach von krankhaften Visionen, jedoch vergebens. Indessen, die Partie wurde wieder aufgenommen, von dem alten Herrn mit aller Geistesgegenwart durchgeführt und gewonnen. Hierauf schrieb er zwei lange Briefe, den einen an seine Gattin, worin er von ihr Abschied nahm, den andern gleichen Inhalts an die Freimaurerloge zu G., deren Mitglied er war.

Nach Beendigung beider Briefe führte er mit seinem Sohne ein ernstes Gespräch, worin er oft das Gefühl seines nahen Todes erwähnte, küßte dann seinen Sohn wie zum Abschied, bat, ihn auf einige Minuten allein zu lassen, er wolle beten. Mit schwerem Herzen und Thränen in den Augen verließ der Sohn das Zimmer, es war dreiviertel zwölf Uhr. Nach Verlauf von drei Minuten tritt der Sohn in das Zimmer zu seinem Vater, und findet diesen verklärten Antlitzes, das Gebetbuch „Witschels Opfer" in der Hand, in das Jenseits hinübergeschlummert, ausgestreckt auf dem Sopha liegen.

„Es gibt zwischen Himmel und Erde Dinge," sagt ein, ich weiß nicht welcher neuere Schriftsteller, „die dem aufgeschlagenen, in geheimer Schrift geschriebenen Briefe eines weisen Mannes gleichen, einer Schrift, zu der uns schwachen Menschen der Schlüssel fehlt."

Landwirthschaftliches.

Die Illustrirte landwirthschaftliche Dorfzeitung enthält einen ausführlichen Bericht über eine neue Entdeckung, die, wenn sie sich bewähren sollte, eine der größten unseres Jahrhunderts wäre, weil dadurch eine gänzliche Umgestaltung des Ackerbaues bewirkt würde. Es soll nämlich einem Franzosen, Hrn. v. Latan, gelungen sein, mit Hülfe der Electricität das in der Luft schwebende Ammoniak (den Stickstoff) von seinen Verbindungen zu trennen, und durch Ueberführung desselben in gewöhnliches Wasser eine unversiegbare, fast kostenlose Düngerquelle herzustellen.

Wir würden der Sache keine Bedeutung beilegen, sondern sie einfach als eine französische Aufschneiderei, oder im besten Fall als eine Mystification betrachten, wenn wir nicht wüßten, daß die Idee, den Stickstoff behufs der Düngung der Felder aus der Luft zu gewinnen, schon früher von deutschen und englischen Chemikern angeregt, und daß zu diesem Behufe selbst Versuche angestellt worden sind, die aber, weil zu kostspielig, ohne praktische Resultate geblieben sind.

Der Hergang der angeblichen französischen Entdeckung ist kurz folgender: Hr. v. Latan, früher schon als tüchtiger Fachschriftsteller bekannt, hatte in Creuve bei Pradeau in Poul St. Croix ein Stück Grund und Boden, das, wie das ganze Hügelland des Bourbonnais, gänzlich unfruchtbar ist. Hier stellte er seine ersten Versuche an, und es gelang ihm, ohne Anwendung gewöhnlichen Düngers, nur mit Hülfe seines ammoniakalischen Wassers, auf diesem unfruchtbaren Lande Jahr um Jahr die schönsten und üppigsten Aernten zu erzielen. Dies machte natürlich Aufsehen, und um sich

den Zudringlichkeiten seiner Nachbarn zu entziehen, verließ Latan im Jahr 1853 seine Besitzung. Erst im Frühjahr 1858 tritt er wieder auf den Schauplatz. Dies Mal aber finden wir ihn zu Paris in den Tuilerien, wo er in Gegenwart des Kaisers und der ersten Fachmänner seine Experimente vorführt. Die Folge davon war, daß dieselben sofort auf einer kaiserl. Meierei, zum Theil unter den Augen des Kaisers, praktisch zur Ausführung gebracht wurden. Die Ergebnisse davon sollen auf das Glänzendste ausgefallen sein. Die Sache wurde auf höhere Anordnung vorläufig geheim gehalten; in neuester Zeit soll aber der Kaiser den Befehl ertheilt haben, in den Gemeinden einzelner Arrondissements Apparate zur Bereitung des Dungstoffs aufzustellen und gleichzeitige Versuche vorzunehmen. Auch soll man beabsichtigen, zu Versailles auf Staatskosten eine große Maschinenfabrik zu errichten, um die nöthigen Apparate für ganz Frankreich herstellen zu lassen.

Wenn diese Mittheilungen in ihrem vollen Umfang gegründet sind, so wäre durch die fragliche Entdeckung allerdings eine neue Aera für den Ackerbau eingeführt, deren Folgen sich kaum bemessen ließen; denn es ist bekannt, daß bis jetzt der Mangel an Dünger die Hauptursache war, welche der Ausdehnung der ländlichen Production die größten Hindernisse entgegensetzte.

Wir wollen uns übrigens für jetzt noch keinen zu großen Hoffnungen hingeben. Es sind in der neueren Zeit schon so manche „großartige“ Entdeckungen angezeigt worden, die sich recht gut auf dem Papiere ausnahmen, in der Ausführung aber weit hinter den gehegten Erwartungen zurückblieben. Wir glauben übrigens, eine so wichtige Sache, selbst auf die Gefahr hin, daß die Mittheilung auf einem „Humbug“ beruhen könnte, nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen.

Verschiedenes.

Der alte Herzog von Wellington pflegte sich im Kreise seiner Freunde öfter über die Mißhandlungen zu äußern, welche die französischen Truppen an den wehrlosen Einwohnern in Spanien und Portugal verübten. Folgender von ihm erzählte Vorfall ist in dieser Beziehung charakteristisch. Unter den vornehmen Portugiesen, welche auf diese Weise behandelt wurden, befand sich auch der Graf Santa Bandeira; derselbe erzählte mir schauderhafte Beispiele von dem brutalen Benehmen der in seinem Hause einquartierten französischen Offiziere, von ihrer Trunkenheit und Raubsucht. Unter diesen Offizieren befand sich auch der General Loison, welcher eine Zeit lang krank und bettlägerig war. Eines Morgens ließ Junot den unglücklichen Bandeira zu sich entbieten und fragte ihn, wie es dem General ergebe. Als der Graf darauf antwortete, daß er sehr krank sei, sagte Junot mit zorniger Miene: „Merken Sie sich's, Herr Bandeira, widmen Sie dem Kranken alle Sorgfalt, und geben Sie Acht, daß er wieder gesund wird, denn wenn der General in Ihrem Hause sterben sollte, so soll mich der Teufel holen, wenn ich Sie nicht lebendig unter den Trümmern desselben begrabe.“ Man kann sich denken, daß der Graf Bandeira es an Nichts in der Pflege des General Loison fehlen ließ, der glücklicherweise wieder hergestellt wurde.“ Den Marschall Junot schilderte Wellington als einen gemeinen Menschen, dem jede gesellschaftliche Bildung abging.

Dreisilbige Charade.

Das erste Silbenpaar,
Freund, findest du als angenehme Frucht
Im Herbst am Baume, oftmals rar,
Zu haben doch, wer zum Bedarf sie sucht.

Um zu genießen sie,
Man dritte Silbe wendet an, mein Freund:
Doch der entging dem Tode nie,
Der Letztere empfing mit Gift vereint.

Das Ganze hat erzeigt
Die erste Sünd'. Kein Arzt hemmt ihren Lauf:
Fort erbt sie, bis der Erdball weicht
Aus seiner Spur. Wer löst mein Räthsel auf?

F. — lr —

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 124. Samstag, den 15. October **1859.**

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Eleonore, die ältere Schwester, welche vor etwa zehn Jahren für das schönste Mädchen der ganzen Gegend gegolten hatte, als gerade eine Theurung an Schönheiten herrschte, hielt sich dagegen auf und meinte, das glaube sie nicht; Major Reigersberg sei so stolz als möglich und werde nicht die nächste Beste heirathen, und wenn er überhaupt die Absicht gehegt hätte, eine Verbindung einzugehen, so würde man hievon längst etwas erfahren haben. — Offenbar war Fräulein Eleonore etwas schlecht auf den Major zu sprechen.

Diese kleine Klatscherei machte Mathilden für den Rest des Tages sehr nachdenklich; die Nachricht von der Verheirathung ihres Freundes war ihr weder angenehm noch gleichgültig, sondern hatte ihr im Gegentheil eine gewisse Beklemmung verursacht. Und doch mußte sie sich, als sie Abends allein in ihrem Zimmer saß, verwundert selbst fragen, was denn überhaupt die Heirath des Majors sie angehe, zumal sie ja nicht einmal gewußt hatte, ob er nur noch unvermählt sei. Erst ein anderer Punkt, welcher sie näher anging, gab ihr zu denken: Wenn ihr Freund, wofür sie ihn immer ansah, demnächst die Nachbarschaft verließ, und vielleicht für längere Zeit in's Ausland ging, so war es für sie gebieterische Pflicht, ihre Verbindlichkeit gegen ihn unverweilt abzutragen. Nach einigem Nachdenken kam sie auf den Gedanken, sie könne ja an einem der nächsten Tage auf ihrem gewöhnlichen Spaziergange bis zu dem kleinen Jägerhause am Ende des Parks hinübergehen und dort das Geld in einem Brief an den Major hinterlassen. Dieß beschloß sie denn auch zu thun, und nachdem sie auf diese Weise ihres Erachtens das richtige Mittel gefunden hatte, legte sie sich vergnügt schlafen, obschon ihr im Traume verwirrte Visionen von ihrem Freunde erschienen, welchen sie mit einer Braut, die an Gestalt und Gesicht einige Aehnlichkeit mit der Cousine Eleonore hatte, vor den Altar treten sah.

Am andern Morgen brannte Mathilde vor Ungeduld, bis die Frühstücksstunde vorüber und ihr vergönnt war, sich in ihr Stübchen zurückzuziehen, um ihren Brief zu schreiben. Sie fand dieß übrigens nicht für so leicht, als sie sich gedacht hatte; sie fürchtete sich, entweder zu viel oder zu wenig zu sagen, und war selbst in der Erfüllung ihrer Aufgabe am Schwersten zu befriedigen. Erst als sie drei oder vier halbvollendete Billets wieder zerrissen und verbrannt hatte, gelang es ihr, eines abzufassen, dessen Inhalt sie ganz befriedigte; es bestand in einem aufrichtigen Ausdruck ihrer Dankbarkeit, einer Entschuldigung für die absichtslose Verzögerung in der Rückgabe eines so freundlich gewährten Vorschusses und in der Hoffnung, daß die Schwester des Majors sich wohl befinde.

Vollkommen zufrieden mit ihrem zierlich geschriebenen Billet, schob sie dieses sammt dem Gelde in ein Briefcouvert, das sie versiegelte und in ihrer Kommode verschloß, während sie in das sogenannte Studirzimmer hinunterging, um dort noch eine Weile Clavier zu spielen. Sie glaubte nämlich, wenn sie sich sogleich auf den Weg mache, möchte die Tante, welche ihrem methodischen System täglichen Studirens und Uebens ihre Billigung nicht versagt hatte, das gewohnte Klavierspiel vermissen und darin etwas Auffallendes sehen.

Nachdem sie eine halbe Stunde gespielt, kleidete sie sich für den Ausflug an, steckte das Geldpäckchen in ihr Ridicule und eilte in den Hof hinunter, um ihren vierfüßigen Gefährten abzuholen. Schon war sie mit diesem an der Rückseite des Hauses vorüber und näherte sich dem hinteren Thore, welches in die nach der Landstraße führende Allee mündete, als ihr Jemand vom Herrenhause aus „Halt" zurief. Sie blickte hinauf und bemerkte ihre Cousine Marie, welche vom Fenster ihres Zimmers aus ihr den Wunsch zu erkennen gab, sich ihr auf dem Spaziergange anzuschließen.

Die arme Mathilde mußte also warten und ergab sich nur mit großer Ungeduld in diese unverhoffte Wendung ihres Vorhabens. War es doch, als ob Alles gegen sie sich zu verschwören schiene. Der plötzliche, launenhafte Einfall ihrer Cousine vereitelte all ihre hübsch aufgebauten Pläne, wenigstens für den heutigen Tag, und der morgende konnte ja wieder weitere Hindernisse bringen. Mathilde wollte schon allen Muth sinken lassen, als ihr beifiel, daß ihre Cousine sich nur selten körperliche Bewegung durch Spaziergänge gönnte, sie sich also wohl bald ermüdet fühlen und nach Hause zurückkehren würde, während sie alsdann ihre Wanderung fortsetzen könne. Hiedurch kehrte ihre Heiterkeit wieder zurück, und als Fräulein Marie sich ihr anschloß, konnte sie in Wahrheit sagen, sie freue sich, sie zur Begleiterin zu haben; sie fühlte sich sogar geneigt, es als ein gutes Vorzeichen zu betrachten, daß ihre Cousine mit ihr spazieren gehen wollte; denn sie zog daraus den naheliegenden Schluß, daß die Familie endlich ein wenig mehr gegen sie aufthauen wolle, und sie hatte sich immer etwas mehr zu dieser Cousine hingezogen gefühlt, als zu deren älterer Schwester oder der Tante. Mathilde hoffte daher, im Verlaufe der Unterhaltung im Stande zu sein, ihr Herz ein wenig gegen Marie zu erschließen, und in ihr vielleicht eine Freundin zu gewinnen; ja sie überlegte es sich sogar im Stillen, ob es nicht am Gerathensten sein würde, Marien gerade zur Vertrauten der Geschichte ihrer Reise und der hieraus entsprungenen Verlegenheiten zu machen.

Alle Hoffnungen Mathildens schienen aber heute schnöde vereitelt zu werden. Der Einfall der Cousine Marie, einen Spaziergang zu machen, entsprang lediglich aus dem Umstande, daß sie an diesem Morgen schon einen heftigen Wortwechsel mit ihrer Schwester über den Major Reigersberg gehabt, und weil das Unrecht darin auf ihrer Seite war, deßhalb eine heftige Zurechtweisung von ihrer Mutter erhalten hatte; hierüber waren sowohl die Tante als die beiden Cousinen verstimmt, und als Fräulein Marie Mathilden zu einem Spaziergange sich anschicken sah, beschloß sie sich ihr anzuschließen, um hiedurch Mama und die Schwester ihrer Gesellschaft zu berauben.

Mathilde hatte natürlich von diesem Allem keine Ahnung; allein sie mußte bald aus dem Betragen und aus der Stimmung ihrer Cousine abnehmen, daß kein wohlwollender oder freundlicher Beweggrund dieselbe veranlaßt hatte, sich ihr auf dem Spaziergange anzuschließen. Marie ging stolz und zerstreut dahin, nahm von gar keinem Gegenstande in ihrer Umgebung Notiz, und beobachtete ein störrisches Stillschweigen, außer wenn Mathilde eine Frage oder Bemerkung an sie zu richten wagte, auf welche sie dann barsch und kurz antwortete. Mathilden war Roland, das stumme Thier, weitaus der liebste von ihren beiden Begleitern, denn er bellte doch laut und hüpfte in munteren Sprüngen um seine Freundin her, um ihr die Freude über seine Freiheit, über den heiteren, kalten Wintertag und wohl auch über das Vergnügen auszudrücken, das ihm ihre Gesellschaft bereitete.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Aufbewahrung der Weintrauben.

Die Traube ist eines der köstlichsten Gewächse, welche die Erde hervorbringt. Die Tropengegenden sind mit einer Fülle der herrlichsten Früchte gesegnet; es fehlt ihnen aber die Traube, für die es keinen Ersatz gibt. Viele Tropenfrüchte sind überdies so beschaffen, daß ihr Genuß leicht nachtheilig auf die Gesundheit einwirkt. Dies ist aber bei den Trauben nicht der Fall; gut ausgereift, bekommen sie vielmehr selbst solchen Personen, die anderes Obst nicht vertragen. Leider bietet ihre längere Aufbewahrung große

Schwierigkeit, da die Beeren sehr zur Fäulniß und zum Austrocknen geneigt sind. Man hat in dieser Beziehung von jeher viele Versuche gemacht, die mehr oder minder erfolgreich waren, ihren Zweck aber selten ganz erreichten.

Das einfachste Verfahren besteht, wie bekannt, darin, daß man die abgeschnittenen Trauben, nachdem die Stiele mit Siegelwachs verklebt worden, im Keller, oder in einem ungeheizten Zimmer, in dem es aber nicht gefrieren darf, an Stangen oder Reifen aufhängt. Auf diese Weise halten sie sich, wenn die angefaulten Beeren von Zeit zu Zeit abgesucht werden, recht gut bis Weihnachten. In Kellern bewahren sie ihre Frische gewöhnlich länger, als in Zimmern, weil hier die Luft zu trocken ist. Man hat nämlich die Erfahrung gemacht, daß Früchte sich in einer etwas feuchten Luft gewöhnlich besser halten, als in trockener. Daher erklärt es sich auch, daß man Pflaumen (Zwetschen) Monate lang frisch erhalten kann, wenn man sie in einem Topfe mit trockenem Sand zusammenschichtet, das Gefäß luftdicht verschließt und in die Erde vergräbt. Freilich mag dazu die Abhaltung der Luft ebenfalls das Ihrige beitragen.

Ein anderes Verfahren, Weintrauben aufzubewahren, ist im südlichen Rußland gebräuchlich. Man nimmt dieselben ab, ehe sie vollständig ausgereift sind, schichtet sie mit recht trockener Hirse in große steinerne Töpfe so ein, daß keine die andere berühren kann. Die Töpfe werden mit passenden Deckeln verschlossen und luftdicht verkittet. Auf diese Weise werden die Trauben auf den Markt nach Petersburg gesendet. Sie sollen sich ein ganzes Jahr lang halten und überdies sehr süß sein, weil durch das Liegen eine Nachreife eintritt, die den Zuckerstoff vollkommen entwickelt.

In Amerika will man die Entdeckung gemacht haben, daß Trauben, die man zwischen Lagen von Baumwolle verpackt, sich sehr gut bis in den Sommer halten. Es ist übrigens längst bekannt, daß die Baumwolle gewisse conservirende Kräfte besitzt. Allerdings mögen auch die amerikanischen Traubensorten, weil sie hartbeeriger sind, sich leichter aufbewahren lassen.

Das neueste Verfahren rührt von einem Franzosen, einem Hrn. Charmeux her, der mit seinen Trauben, die er in den Frühjahrs- und Sommermonaten auf verschiedene Ausstellungen schickte, großes Aufsehen erregte. Wir haben seine Aufbewahrungsart im vorigen Jahre selbst versucht und sehr bewährt gefunden. Sie ist im Wesentlichen nur eine Verbesserung der zuerst von uns beschriebenen Methode, indem sie lediglich darauf beruht, den Trauben stets ein gewisses Maß von Feuchtigkeit zuzuführen, um sie frisch zu erhalten. Der Hauptsache nach besteht sie in Folgendem:

Man läßt die Trauben so lange es die Witterung gestattet, am Stocke hängen. Wenn man sie abnimmt, so schneidet man an jeder ein Stück von der Rebe, unterhalb wie oberhalb des Stiels (etwa zwei Knoten oberhalb, und drei bis vier unterhalb) mit ab. Das obere Ende wird sorgfältig mit Wachs verklebt, das untere steckt man in ein Medicinglas von passender Größe, das mit Wasser, dem man, um der Fäulniß vorzubeugen, etwas Holzkohlenstaub zusetzt, gefüllt ist. Das Glas wird dann ebenfalls mit Wachs gut verschlossen. In diesem Zustande werden die Trauben in einem kühlen Zimmer, in das aber kein Frost eindringen kann, auf Stroh oder Baumwolle gelegt. Besser noch dürfte es sein, sie aufzuhängen, was, wenn die Gläser gut angebracht sind, sich leicht bewerkstelligen läßt. Man hat weiter Nichts zu thun, als von Zeit zu Zeit die Beeren, die etwa angefault sind, zu entfernen. Auf diese Weise haben wir eine Anzahl Trauben vom vorigen Jahre bis zu Anfang April vollkommen gut und schmackhaft erhalten. Will man sie noch länger aufbewahren, so dürfte es nöthig sein, sie in einen Keller, oder an einen andern Ort zu bringen, wo eine niedrige und gleichmäßige Temperatur herrscht. Das Verfinstern der Aufbewahrungsräume dürfte ebenfalls zur Conservirung beitragen.

Gemeinnütziges.

Ratten zu tödten, empfiehlt man Wallnußkerne in Potaschenlauge zu kochen und den Ratten hinzulegen. Diese sollen sich daran zu Tode purgiren.

Als probates Mittel gegen die Wirkungen des Stickstoffgases, das sich in den Kellern durch

die Weingährung entwickelt, wird empfohlen: Man nehme Kalkmilch, schütte dieselbe an mehreren Orten im Keller unter die Faßlager, was in größeren Kellern alle 2 Tage repetirt werden muß; dann kann man zu jeder Zeit ohne Gefahr in den Keller gehen.

Denksprüche.

Spiele, Kind, in der Mutter Schooß! Auf der heiligen Insel
Findet der trübe Gram, findet die Sorge dich nicht.
Liebend halten die Arme der Mutter dich über den Abgrund,
Und in das fluthende Grab lächelst du schuldlos hinab.
Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb;
Noch erschafft sich die emsige Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Muth fehlt noch die Pflicht und der Zweck.
Spiele! Bald wird die Arbeit kommen, die hagre und ernste,
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Muth.

Verschiedenes.

(Römische Legationen.) Sogar in dieser Gegend veranstaltet man eine Schillerfeier, indem die Räuber allenthalben im Freien aufgeführt werden.

Bei Preußen suchen sie Deutschlands Heil! —
„Und Preußen?" — Das versteckt sich! —
„Es will's nicht haben?" — Im Gegentheil!
Was sich liebt, das neckt sich!

Kürzlich transportirte ein Landjäger einen Gauner von Biebrich nach Eltville. Es war ein abscheuliches Unwetter, und der transportirende Gesetzvollstrecker konnte sich nicht enthalten, eine Verwünschung auszustoßen, daß man sich solchen Strapatzen aussetzen müsse um eines gemeinen Spitzbuben willen. Darauf entgegnete Letzterer: „Ei, für Euch sein doch die Spitzbuben am allernützlichste." Landjäger: „Wie so das?" Spitzbube: „Ei, wann's kaa Spitzbube gäb', dann gäb's aach kaa Schandarme."

Aus einem der Berliner Hospitäler erzählt der „Publicist" eine Wundermähr von einer Tochter, die ihren seit 30 Jahren für sie verlorenen Vater wiederfand. Ein Hospitalit feierte eben seinen Geburtstag im Kreise seiner Stubenkameraden, als eine nicht mehr ganz junge Dame in das Zimmer trat und nach ihm fragte. Nachdem er ihr gezeigt worden, gratulirte sie ihm herzlich und beschenkte ihn mit Tabak, Wurst und Geld. Der Hospitalit war nicht wenig erstaunt, bei einer ihm ganz unbekannten Dame eine so wohlwollende Theilnahme zu finden, und fragte, wen er die Ehre habe vor sich zu sehen. Die Dame antwortete: „Ich kann es mir wohl erklären, daß Sie mich nicht mehr erkennen; es sind nun 30 Jahre her, daß Sie mich zum letzten Male sahen. Ich bin Ihre Tochter, die in einem Alter von 7 Jahren von Ihnen in einer Tonne auf dem Wasser ausgesetzt wurde." Der Alte wurde bei dieser Eröffnung sichtbar verlegen, und seine Stubenkameraden rissen Mund und Augen weit auf. Aus den weiteren Erzählungen der Dame, denen der Alte nicht widersprach, ergab sich nun, daß der Hospitalit vor 30 Jahren, als er, ein blutarmer Handwerksgeselle, nach dem Tode seiner Frau mit seiner 7jährigen Tochter dem Hungertode nahe war, die letztere wirklich bei Köpenik in einer Tonne auf's Wasser gesetzt und vom Strome hatte forttreiben lassen. Das Mädchen war von einem Schiffer aus dieser gefährlichen Arche gerettet und als Pflegekind aufgenommen worden. Als sie erwachsen war, hatte sie Jahre lang vergeblich den Aufenthalt ihres Vaters zu ermitteln gesucht, der inzwischen Berlin verlassen hatte. Erst neuerdings hörte sie, daß ein Mann von dem Namen ihres Vaters in Berlin Hospitalit sei, und fand dann den Verlorenen wieder.

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 123:
Apfelbiß.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 125. Dienstag, den 18. October 1859.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

So hatten sie schon eine ziemliche Strecke Weges zurückgelegt, als hinter ihnen lauter Hufschlag ertönte und sie sogleich darauf dreier berittenen Herren ansichtig wurden, welche, von mehreren Hunden und Dienern begleitet, auf eine Jagd auszureiten schienen. Roland schien große Lust zu haben, mit jenen Hunden nähere Bekanntschaft zu machen, denn er sprang mitten unter sie hinein und verursachte unter ihnen einen großen Aufruhr, so daß einer der Reiter sich umdrehte, um nach der Ursache dieses Lärmens zu sehen. Mathilde war ihrer Cousine in diesem Augenblicke etwas vorangeeilt, um Roland zurückzurufen und zu beruhigen, und erkannte nun in jenem Reiter den Major Reigersberg, welcher zum Zeichen der Wiedererkennung artig die Jagdmütze abnahm und sie freundlich begrüßte. Im nächsten Augenblick aber setzten er und seine Begleiter ihre Pferde in Trab und verschwanden bald hinter einem Hügel, welchen sie eben hinanritten.

Dieß war Mathildens erstes Zusammentreffen mit ihrem Freunde seit ihrer Ankunft in Ulmenau; sie fühlte, daß es nichts weniger als ein befriedigendes war, und doch mußte sie sich gestehen, daß sie kaum mehr hatte erwarten dürfen. Wäre der Major übrigens abgestiegen und hätte sie angeredet, so würde sich Mathilde schon den Muth zugetraut haben, ihm trotz Mariens Anwesenheit den Brief mit seinem Inhalte zu übergeben. Er war jedoch so rasch gekommen und gegangen, daß sie keine Zeit gefunden haben würde, ihn anzureden, selbst wenn sie dieß beabsichtigt hätte. Das arme Kind! es schien immer das Opfer rascher, plötzlicher Bewegungen werden zu müssen! Sie war beinahe geneigt, zu glauben, es thue ihr nur wegen der Nichtübergabe des Geldbriefchens leid, daß der Major so schnell an ihr vorübergeritten sei, ohne weitere Notiz von ihr zu nehmen.

Mittlerweile war Fräulein Marie, welcher des Majors artiger Gruß nicht entging, für eine Weile ebenso ärgerlich als entrüstet und erstaunt darüber, daß er von ihr gar keine Notiz genommen und das alberne, kleine Ding doch so freundlich begrüßt hatte. Sie vergaß, daß sie sowohl zu dieser Zeit ein gutes Stück Weges hinter ihrer Cousine stand, als auch einen schwarzen Schleier vor ihrem Gesichte trug, der ihre Züge wie eine Maske verdeckte, so daß der Major sie vielleicht gar nicht bemerkt haben mochte. Um aber ihren Aerger hierüber zu verhehlen, gab sie sich das Ansehen, als ob der Gruß des Herrn v. Reigersberg eigentlich für sie bestimmt gewesen sei, und Mathilde sich nur einer Anmaßung schuldig gemacht hatte, indem sie denselben erwiderte.

Kaum hatte sie daher Mathilden wieder eingeholt, so begann sie sehr unmuthig: „Wie, Mathilde, thörichtes Kind! was fällt Dir denn ein, daß Du die Begrüßung dieses Herrn erwidertest? Du wirst doch nicht geglaubt haben, daß seine Verbeugung wirklich Dir gelte? Du bist in der That sehr vorwitzig und unbedacht! ich hätte nie geglaubt, daß Du so thöricht und anmaßend sein könntest. Ich habe den Major Reigersberg schon häufig in Gesellschaften getroffen, während Du ihn noch nie gesehen haben kannst; also galt der Gruß, den Du auf Dich bezogst, lediglich nur mir!"

Mathilde ließ ihre Cousine ganz zu Ende

reden, dann erwiderte sie ihr gelassen: „Sie scheinen in diesem Falle zu irren, liebe Marie; der Gruß galt wahrscheinlich mir, denn auch ich habe den Major Reigersberg schon früher getroffen!“

Fräulein Mariens Erstaunen, als sie dieß hörte, war so groß, daß es ihre Entrüstung darüber, daß Mathilde auf ihrer Ansicht beharrte, noch überwältigte. Sie verlangte daher ungeduldig zu wissen, wo und wann Mathilde den fraglichen Herrn schon gesehen und gesprochen habe, und Mathilde erzählte nun unumwunden, daß sowohl der Major als seine Schwester ihre Reisegefährten auf der Eisenbahnfahrt von Berlin nach B. gewesen seien. Eben überlegte sie noch bei sich selbst, ob sie der Cousine auch den Fall mit dem Fahrbillet anvertrauen sollte, als Marie ihr jede weitere Erörterung durch eine Menge von Fragen abschnitt: was denn der Major und seine Schwester unterwegs gethan und geäußert, und Mathilde hatte genug zu thun, um nur diese Fragen zu beantworten, wie sie an sie gerichtet wurden, denn Fräulein Marie schien sich plötzlich für ihr längeres Stillschweigen durch um so größere Zungenfertigkeit entschädigen zu wollen.

Mathilde hatte kaum die Neugier ihrer Cousine befriedigt, so klagte diese plötzlich über Ermüdung und trieb zur Heimkehr, weil man bereits so weit vom Hause entfernt sei, daß man kaum bis zur Stunde des Mittagsmahles wieder rechtzeitig auf dem Schlosse werde eintreffen können. Mathilde erklärte zwar schüchtern, sie fühle sich weder ermüdet noch hungrig, und würde gerne noch ein halbes Stündchen weiter gehen, allein Fräulein Marie schnitt ihr jede weitere Einwendung gleichsam vor dem Munde ab, indem sie ihr gebieterisch zurief:

„Nein, mein Kind, hieraus kann nichts werden, ich hoffe, Du wirst mich unverweilt nach Hause begleiten.“

„Aber ich bitte Sie, Fräulein Marie!“ entgegnete Mathilde, „lassen Sie mich nur noch ein halbes Stündchen weiter gehen — ich habe meine besonderen Gründe dazu!“

„Warum nicht gar?“ rief Fräulein Marie; „ein Spaziergang von einer halben Stunde würde Dich ja nach Erlenbach bringen! Du bist in der That ebenso keck als unvernünftig, Mathilde! Was würde denn Mama sagen, wenn sie Dich aus so großer Entfernung ganz allein nach Hause kommen sähe? So viel ich weiß, wollen Mama und Eleonore in dieser Richtung eine Spazierfahrt machen! Nein, laß diese unsinnigen Gedanken schwinden, denn Du mußt jetzt mit mir nach Hause zurückkehren!“

Mathilde ergab sich darein, wiewohl mit sehr schwerem Herzen, und war auf dem Heimwege ebenso wenig zum Plaudern aufgelegt, als ihre Cousine Marie, welche ebenso plötzlich wieder in ihre Schweigsamkeit zurückversunken zu sein schien, als sie daraus heraus getreten war.

Mathildens stilles Nachdenken war nicht ohne Früchte für sie, denn sie fand nun bei reiflicherer Erwägung, daß sie thöricht und unrecht gehandelt, indem sie aus Furcht vor ihrer Tante und deren Mißvergnügen dieser nicht längst offen gestanden hatte, auf welche Weise sie die Schuldnerin des Majors von Reigersberg geworden war. Frau v. Lenthal hätte dann am leichtesten und schnellsten diese Angelegenheit für sie zu erledigen vermocht. Mathilde war übrigens in jeder Hinsicht strenge gegen sich selbst, namentlich wenn es auf eigene Selbstbeurtheilung ankam, und zu dem Aerger über ihre unkluge Handlungsweise gesellte sich nun auch noch die Befürchtung, sie werde durch ihr feiges Verschweigen sich in den Augen der Tante einer entschiedenen Mißdeutung ihrer Absichten und ihres Charakters aussetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Des Schicksals Stimme.

Es war im Frühjahre 1853, als zwei junge Mädchen, die so eben mit dem Dampfschiffe Atlantic angekommen waren, in Neu-York ans Land stiegen. Beide gehörten den besseren Ständen an, und wenn auch die Kleidung der Einen aus etwas kostbareren Stoffen gefertigt war, so stand doch die der Andern, so weit es sich um guten Geschmack, Sorgfalt und Pünktlichkeit handelte, nicht nach, wenn auch der Stoff einfacher und weniger kostbar war. Bei Beiden sprach sich der deutsche Typus so deutlich aus, daß sie ihre Nationalität nicht hätten verleugnen können. Im Alter mochten

sie sich ziemlich gleich stehen, und etwa zwei- bis dreiundzwanzig Jahre zählen. Obgleich sie sich erst auf dem Wege von Europa nach Amerika kennen gelernt, so hatte sich doch während der vierzehntägigen Seereise ein so inniges Band der Freundschaft um sie geschlungen, daß bald Keine mehr ein Geheimniß vor der Andern hatte, und sie sich gegenseitig ihre innigsten Gefühle, Hoffnungen und Pläne mittheilten.

Eben so verschieden, wie ihr Aeußeres, waren auch ihre Charaktere. Die brünette Karoline war von einer Entschiedenheit des Willens, die vielleicht nahezu an Eigensinn gränzte, dabei besaß sie eine große Energie, mit der sie ohne Umstände auf das Ziel losging, das sie sich gesteckt hatte. Ohne im Mindesten die Weiblichkeit zu verletzen, verstand sie es, mit Jedermann zu spaßen, und auf der Reise ganz allein und ohne männliche Beihülfe für sich zu sorgen, so daß sie während der Ueberfahrt durchaus nicht zu entbehren hatte, und kein Mensch gewagt hätte, sie um Etwas zu verkürzen, was sie vertragsmäßig anzusprechen hatte; dabei wußte sie aber doch vollkommen ihre Würde zu wahren, und kein Mitglied der männlichen Schiffsgesellschaft hatte sich unterfangen, auch nur entfernt ihr durch Rede und Blick zu nahe zu treten, obgleich sie keinen andern Schutz als ihre Weiblichkeit und ihren gesunden Verstand hatte. Sie war nicht gerade schön, aber ihr Aeußeres machte auch keinen unangenehmen Eindruck, und wenn nicht die Entschiedenheit des Charakters sich zu stark in ihrem Gesichte ausgesprochen und ihren Zügen, namentlich in Momenten, in denen sie sich erregt fühlte, einen etwas scharfen Ausdruck verliehen haben würde, so hätte man sie wohl hübsch nennen können. Sie glich darin einer jener Bergfeen, die bei heiterem Sonnenschein einen recht lieblichen Eindruck machen, von dessen Anmuth aber bei stürmischem Wetter, wenn der Wind seine Wasser kräuselt und finstere Wolken auf den ihn umgebenden Höhen lagern, man sich kaum mehr einen Begriff zu machen vermag. Die blonde Anna war sanft und schüchtern. Wenn sie ihr blaues Auge aufschlug, so lag ein fast schwärmerischer Ausdruck darin, und wäre ein Maler auf dem Schiffe gewesen, er hätte die günstigste Gelegenheit gefunden, seine Mappe mit der Skizze eines Madonnenkopfes zu bezeichnen.

Trotz dieser Verschiedenheit der Charaktere hatten sich doch die beiden jungen Mädchen gleich vom ersten Tage an, als sie sich auf dem Schiffe getroffen, zu einander hingezogen gefühlt, und schon nach wenigen Stunden war der Freundschaftsbund geschlossen, der sich durch gegenseitige Dienstleistung während der Ueberfahrt immer mehr befestigte. Karoline erfuhr bald, daß Anna Mehreres abging, was sie für sich ausbedungen hatte, und so beschloß sie sogleich, diese schwesterlich an all ihren Vortheilen Theil nehmen zu lassen; um aber deren Zartgefühl nicht zu verletzen, that sie es unter dem Vorwand des ungestörteren Beisammenseins mit ihr. Dazu gehörte namentlich, daß sie sie ersuchte, ihre geräumige Kajüte mit ihr zu theilen, da Anna, die nur einen geringen Ueberfahrtspreis bezahlen konnte, nur ein knappes Plätzchen für sich erhalten hatte. Es sei doch schicklicher, meinte sie, wenn sie Beide, als junge Mädchen, beisammen wohnten. Anna nahm dieses Anerbieten mit großem Danke an, denn sie fühlte wohl, daß sie bei ihrer Schüchternheit der Anlehnung an eine entschiedene Persönlichkeit wohl bedürfe. Die Folge davon war, daß Anna auch Karolinens Tisch theilen mußte, der, als der ersten Klasse angehörig, weitaus besser war, als die ziemlich derbe Schiffskost des Zwischendecks, für welche Anna accordirt hatte.

Als Gegenleistung suchte Anna ihrer Freundin alle die kleinen Aufmerksamkeiten zu erweisen, zu welchen sich im Alltagsleben genügende Gelegenheit darbietet. Namentlich sorgte sie für Ordnung und Instandhaltung von Karolinens Effecten, da scrupulöse Pünktlichkeit nicht gerade zu deren Cardinaltugenden gehörte. Beim Ausschiffen wäre auch sicher ohne Anna's Fürsorge ein Theil davon zurückgeblieben oder abhanden gekommen. Diese aber ließ das ihrer Freundin und ihr gehörige Eigenthum genau auf einem Punkte des Verdecks zusammentragen, worauf sie sich bei demselben niedersetzte, um den Zeitpunkt abzuwarten, bis das Gepäck ans Land geschafft würde.

Karoline hatte es über sich genommen, mit den Lastträgern zu accordiren, und die Runners und Loafers energisch beseitigend, die sich mit ihren Dienstanerbietungen an sie drängten, war

es ihr schnell gelungen, die geeigneten Leute ausfindig zu machen und einen Fiaker zu dingen, der sie nach Prescott-House bringe. Auf diese Weise gelangten die beiden Freundinnen schnell und ohne weitere Fährlichkeiten, von denen Neuankommende in Neu-York bedroht sind, glücklich in das von ihnen gewählte Gasthaus.

Das Reiseziel war also erreicht; jetzt handelte es sich aber auch um Erfüllung des Reisezwecks. Dieser war bei diesen sehr verschiedener Art.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Von Paris, oder wie Andere behaupten, von Berlin aus hat sich die abgeschmackte Mode, Goldstücke in den Ohren, goldene Münzen als Knöpfe, und vergoldete Zwanziger als Broschen zu tragen, unter der Frauenwelt verbreitet. Manche feine Dame würde die Nase darüber rümpfen, wenn sie wüßte, daß dies eigentlich eine alte Bauernmode ist. In Franken tragen seit Jahrhunderten die wohlhabenden Bauern als Knöpfe Zwölfer, Zwanziger, ja selbst Viertels- und halbe Kronen auf Westen und Röcken, die Frauen und Mädchen Zwanziger und Dukaten als Halsgehänge. Unter der altbayerischen Landbevölkerung sieht man häufig Gold- und Silberstücke als Frauenschmuck; goldene Knöpfe sind nicht selten, auch Dukaten statt der Glocken in den Ohrringen kommen vor. Unsere Damen können freilich die Sache noch weiter treiben, sie können Doppellouisd'or in den Ohren tragen, worauf noch keine Bauerndirne verfallen ist.

„Ach!" sagte neulich Roger seufzend zu Madame Natier-Didiee, „meine theuere Kameradin, wir werden den Propheten nicht mehr zusammen singen." — „Warum denn nicht?" — „Mit meiner hölzernen Hand? Wo denken Sie hin!" — „Ah, bah," erwiederte die Künstlerin mit boshaftem Lächeln, „ich kenne Tenoristen, die ganz hölzern, ganz und gar von Holz sind und doch den Propheten singen!"

Charade.

Zwei Worte, die drei Silben haben,
Und auch mit gleicher Silbe enden,
Sind hier vereint:
Des Ersten Wirken kann dich laben,
Des Letzteren den Geber schänden,
Der gibt als Freund.

Die ersten Silben ersten Wortes,
Nach denen streben edle Herzen
Seit dem Entstehn.
Sie lindern, nach der Vorsicht Gottes,
Dem Sterblichen des Daseins Schmerzen
Und sein Wehn.

An treue Busen sie sich schmiegen
In Gottes schönem Ebenbilde.
Durch ihren Rath
Sind Mißgeschicke zu besiegen,
Vorzüglich liebet man, voll Milde,
Derselben That.

Des andern zwei bezeichnen einen
Feinfalschen Menschen, den Verräther,
Der seinen Herrn
Für Geld, durch mündliches Vereinen,
Verrieth, dann selbst, aus Reue später,
Entleibt' sich gern.

Die dritte Silb', mit der sie schließen,
Ist nur ein Schall — Nichts! und doch labend,
Wem sie gelingt.
Von Amors Tafel ist's ein Bissen,
Der Morgens schmecket wie am Abend,
Wann's Liebchen winkt.

Besonders wird, wenn Freunde scheiden,
Gewechselt sie mit Glut und Treue,
Und schlägt die Stund'
Des Wiedersehens und der Freuden,
Dann eint und siegelt sie auf's Neue
Den Freundschaftsbund.

Mein Räthsel, das nicht schwer ist, löse,
Mein lieber Leser! Selbst erfahren
Hast du vielleicht
Des ersten Wortes Seelengröße,
Vor zweitem mögst du dich bewahren,
Wenn es sich zeigt.

F. — lr —

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 126. Donnerstag, den 20. October 1859.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Bevor daher die beiden jungen Spaziergängerinnen wieder Ulmenau erreicht hatten, war Mathilde fest entschlossen, die Tante noch vor dem Ausfahren um eine Unterredung zu bitten und sich ihr ganz anzuvertrauen. Bei der Ankunft im Schlosse eilte sie sogleich die Treppe hinauf, weil sie die Stimme ihrer Tante in jener Richtung hörte. Frau v. Lonthal war in ihrem Ankleidezimmer und putzte sich für die Spazierfahrt, denn sie war noch immer eine hübsche, stattliche Frau, und hatte noch nicht alle Ansprüche auf dieses Prädicat aufgegeben; ja ihre Feindinnen behaupteten, sie putze sich noch um die Wette mit ihren Töchtern. Da es nun streng verboten war, Frau v. Lonthal bei ihrer Toilette zu stören, so begab sich Mathilde auf ihr Stübchen, das in demselben Stockwerke, dicht an der Treppe und nach der Treppe und nach der Rückseite des Gebäudes gelegen war, und wollte hier abwarten, bis die Tante wieder in's Wohnzimmer hinunter gehe. Während sie so in ängstlicher Spannung harrte, nahm sie den Brief mit dem Gelde aus ihrer Ridicule und legte ihn auf den Tisch neben sich, damit der Anblick desselben und seiner Adresse an ihren Freund, die in deutlicher, großer Schrift darauf stand, ihr etwas mehr Muth zu diesem Schritte geben möge. Die Thüre ihres Stübchens stand offen und plötzlich kam der Hund Roland herein, welchen sie unten im Hofe anzulegen vergessen hatte, und der ihr nun die Treppe herauf nachgefolgt war. Dies war ein arger Verstoß gegen die Hausordnung, denn der Hund sollte eigentlich gar nicht in's Schlößchen hereingebracht werden. Daher ließ Mathilde Alles liegen und stehen und eilte aus der Thüre, ohne dieselbe zu verschließen, nur darauf bedacht, den Hund mit Lockungen und Liebkosungen möglichst schnell aus dem Hause zu bringen und ihn drunten in dem Hofe wieder an die Kette zu legen, bevor es von Jemand bemerkt würde. Als ihr dies gelungen war, kehrte sie auf ihr Stübchen zurück und erwog unterwegs im Stillen noch immer, wie sie es anstellen solle, um der Tante diese ganze kitzelige Sache vorzutragen. Sie ließ sich nicht entfernt träumen, daß es ihr nicht vergönnt sein würde, sich der Tante freiwillig anzuvertrauen, und daß sie somit auch nicht das Verdienst haben werde, ihren kleinen Fehltritt und seine Folgen selbst einzugestehen. Und dennoch war es so. Als sie nämlich die Treppe hinanstieg, begegnete ihr Pauline, die Kammerjungfer der Tante, und sah sie mit einem eigenthümlichen, nicht besonders angenehmen, sondern mehr schadenfrohen und spöttischen Lächeln an, das sie mit einem ahnungsvollen Unbehagen erfüllte. Wie sehr erschrack Mathilde aber erst, als sie die Thüre ihres Zimmerchens öffnete und dort Frau v. Lonthal am Tische stehen sah, welche ihren Brief erbrochen hatte und nun seinen Inhalt durchlas. Beim Eintritt ihrer Nichte war sie soeben damit zu Ende, befahl ihr, die Thüre zu schließen, und begann ihr dann im kältesten Tone eine Strafpredigt zu halten, welche mehr als eine Viertelstunde währte.

Es kann nicht unsere Absicht sein, diese Strafpredigt hier ihrem ganzen Inhalte nach zu wiederholen; es genüge, zu sagen, daß Frau v. Lonthal Mathildens Benehmen in der Angelegenheit des Fahrbillets als Inbegriff der Thorheit, Gedankenlosigkeit, Leichtfertigkeit darstellte, und ihr mit dem heftigsten Tadel,

der von ihrer Selbstgerechtigkeit und ihrer eisernen Strenge in Dingen des äußeren Anstandes nur zu erwarten war, die Unvorsichtigkeit verwies, von irgend einem Herrn, und namentlich von einem Fremden, pecuniäre Hülfe, wenn auch nur als Darlehen, anzunehmen. Allein weit empfindlicher als dieser Tadel traf Mathilden der Vorwurf, daß sie in der ganzen Sache ebenso große Undankbarkeit als Mangel an Offenheit und Vertrauen gegen sie, ihre Tante und beste Freundin, an den Tag gelegt habe, und der Umstand, daß Frau v. Lonthal Mathildens wiederholter Betheuerung, sie sei soeben im Begriff gewesen, sich ihr anzuvertrauen, und habe nur früher den Muth dazu nicht finden können, keinen Glauben beimaß. Hierauf folgte eine sehr strenge Kritik über den Brief selbst, dessen Inhalt die Tante als viel zu vertraulich verdammte. Am schmerzlichsten aber war für die arme Waise noch die kalt-höhnische Bemerkung der Tante, daß von Mathilden, bei der Erziehung, welche sie erhalten, freilich kaum etwas Anderes zu erwarten gewesen sei.

Ruhig, wenn auch mit oft wechselnder Farbe, hatte Mathilde all die verschiedenen Anschuldigungen angehört, welche die Tante gegen sie vorbrachte, denn sie war sich bewußt, daß sie wenigstens keinerlei böse Absicht dabei gehegt hatte. Die letztgenannte Anspielung aber war, wie sie wohl wußte, auf ihre selige Mutter und den gütigen Oheim gezielt, welche beide nach ihrer Art ihre Tochter und Nichte auf die richtige Weise erzogen hatten; und diese gehässige Anklage schnitt Mathilden daher so tief in die Seele, daß sie in lautes Weinen ausbrach.

Frau v. Lonthal verkannte das Motiv dieser Thränen ihrer Nichte ganz. „Ich verbitte mir ein solch kindisches Gewinsel, Mathilde!" sagte sie kalt und strenge. „Ich kann weder die Empfindlichkeit billigen, welche sich von einer verdienten, gelinden Rüge zu Thränen gekränkt fühlt; und noch weniger halte ich es für vernünftig, meine Mamsell Nichte auf dem Glauben zu lassen, daß sie in dem vorliegenden Falle eine Märtyrin ihrer schönen Gefühle sei; am allerwenigsten aber würden mich solche Zähren rühren, wenn ich sie nur für affectirt halten müßte. Also genug von dieser Sache! ich werde nun selbst eine geeignete Entschuldigung an Herrn v. Reigersberg schreiben, und diese heute Mittag nebst dem Gelde im Vorüberfahren auf dem Schlosse abgeben lassen."

Als ihre Tante das Zimmer verlassen hatte, warf sich Mathilde im bittersten Schmerze auf ihr Bett; ein unabweisbares Bewußtsein der Verlassenheit und Isolirtheit überkam sie wider Willen, sie fühlte sich unglücklich und hatte noch nie zuvor die Liebe und schützende Fürsorge ihrer Eltern und Verwandten so schmerzlich vermißt.

Eine Viertelstunde später, als Mathilde noch bewegungslos aber etwas ruhiger geworden dalag, hörte sie, wie ihre Cousine Marie mit der Tante an ihrer Thüre vorübergehend sagte: „Und sie hat also selber an den Major geschrieben? Aha, nun begreife ich es, warum die kleine Heuchlerin noch eine halbe Stunde weiter gehen wollte! Ei ei, es steckt doch eine große Dosis Verstellung in diesem stillen Mädchen, und das Sprichwort hat Recht: stille Wasser gründen tief! Und denke Dir nur, Mama, der Major ritt an uns vorüber und grüßte . . ." Das Weitere war für Mathilden nicht hörbar, da die beiden Damen die Treppe hinunter gingen; aber kaum fünf Minuten später kehrten sie wieder zurück, und abermals war die Rede von Herrn von Reigersberg. Nach einer Weile verließ Mathilde ihr Zimmer und ging hinunter in's gemeinsame Wohngemach; da hörte sie, wie nach einer Weile Fräulein Marie mit der Kammerjungfer ihrer Mutter, der stolzen, dünkelhaften Person, welche damals Mathilden auf dem Bahnhofe in B. abgeholt hatte, in ein Nebenzimmer trat und verschiedene Fragen an die Zofe richtete.

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein," erzählte diese unter Anderem, „als ich vor einer halben Stunde in Fräulein Selden's-Zimmer trat, um einige feine Wäsche dorthin zu bringen, sah ich den Brief an Herrn v. Reigersberg auf dem Tische liegen und hielt es daher für meine Pflicht, es sogleich der gnädigen Frau zu melden. Aber wer hätte das von der kleinen, schüchternen Person geglaubt, die immer aussieht, als könne sie kein Wässerchen trüben, und als sollte ihr die Butter im Munde zerfließen; und denken Sie sich, meine Gnädige! schon damals, als ich sie auf dem Bahnhofe abholte, zeigte ihr der Lakai

die Equipage des Herrn Majors, weil er sie bei einigem Gepäcke hatte stehen sehen, welches Herrn von Reigersberg gehörte und nach Erlenbach überschrieben war, und weil sie mit seinem Jäger gesprochen hatte. Und darum möchte ich wetten, hinter der Sache steckt weit mehr, als Sie meinen, gnädiges Fräulein!..."

(Fortsetzung folgt.)

Des Schicksals Stimme.

(Fortsetzung.)

Karoline Werner war die Tochter eines Professors an einer süddeutschen Universität, der zwar als Gelehrter einen sehr großen Ruf genoß, aber kein Vermögen besaß. Als sie mit achtzehn Jahren in die Welt trat, machte sie Bekanntschaft eines Studenten, der, mittellos, wie sie, und mit sehr entfernter Aussicht auf eine Anstellung, nicht daran denken konnte, ernstliche Absichten auf ihre Hand an den Tag zu legen. Ihre Mutter war längst todt, sie entbehrte also in dieser wichtigen Angelegenheit einer weiblichen Rathgeberin, und als ihr Vater von der aufkeimenden Neigung seiner Tochter hörte, von der sie ganz unbefangen sprach, erklärte er sich ganz entschieden dagegen, und erlaubte Karolinen nicht mehr, Bälle und Gesellschaften zu besuchen. Dieses strenge Verbot brachte aber gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor, die von dem wohlmeinenden Vater beabsichtigt worden war. Er hatte nämlich die Hartnäckigkeit und Entschiedenheit des Characters seiner Tochter außer Berechnung gelassen, und diese setzte sich nunmehr fest in den Kopf, ihren Alfred, und keinen andern Mann, zu heirathen, während vielleicht, wenn der Vater sie hätte gewähren lassen, das Ganze als eine Jugendthorheit von ihr vergessen worden wäre, da offenbar mehr ihre Phantasie, als ihr Herz erregt worden war. Wußte sie doch nicht einmal, ob Alfred sie überhaupt wieder liebe, denn er hatte sie nur vor Andern ausgezeichnet und im Allgemeinen vom Glück eines Ehebundes, den Liebe und nicht blose Convenienz schließe, gesprochen. Das Feuer loderte daher erst von dem Angenblick an heftiger auf, als der Vater den Machtspruch gethan hatte; und als die beiden jungen Leute sich nach diesem einmal zufällig an einem dritten Orte getroffen hatten, fand eine Art Austausch zärtlicher Gefühle statt, bei dem es aber auch sein Bewenden hatte, da sie sich nachdem nie wieder sahen. Alfred Werner verließ nämlich kurz darauf die Universitätsstadt, da auch er, ergriffen von den damals schwunghaften Freiheitsideen, sich verpflichtet hielt, die Waffen zu ergreifen, um die deutsche Reichsverfassung zur Wahrheit machen zu helfen. Diesen kurzen Traum mußte er, gleich so vielen Andern, durch klägliche Enttäuschung und Flucht aus dem deutschen Vaterlande büßen, dem er den Rücken wandte, um in dem freien Amerika seinen Schmerz zu begraben und sich ein neues Dasein zu gründen.

Diese Trennung und freiwillige Verbannung hatte Karolinens Phantasie noch mehr als je erhitzt, und der Gedanke, daß sie nur durch und mit Alfried glücklich werden könne, setzte sich in ihrem Kopfe so fest, daß sie sich im Stillen das Gelöbniß ablegte, ihm oder keinem andern Manne je anzugehören, wenn sie in die Lage kommen sollte, Alfred mit ihrer Hand auch zugleich eine Existenz anbieten zu können, wozu allerdings im Jahre 1849 die Aussicht für sie sehr weitaussehend war.

Damals lebte ihr noch eine Pathin, welche sie oft versichert hatte, sie werde sie in ihrem Testamente bedenken; bei Lebzeiten war aber von dieser Nichts zu erhalten, weil sie sehr geizig war; auch stand sie in einem Alter, vermöge dessen sie noch zwanzig und mehr Jahre hätte leben können. Diese hatte aber die unerbittliche Cholera zu Ende des Jahres 1852 rasch hinweggerafft, und bei Eröffnung des Testamentes fand man Karoline als ihre Universalerbin mit 50,000 Gulden verzeichnet.

Diese war nun reich geworden, und da ihr Vater unterdessen ebenfalls gestorben war, und Niemand mehr ihren phantastischen Grillen in den Weg trat, so faßte sie den Entschluß, nach Amerika auszuwandern und dort die irdische Vorsehung für Alfred zu spielen, den sie sich nicht anders, als im tiefsten Elend vorstellte, indem sie ihn mit ihrer Hand und ihrem Vermögen zu beglücken beschloß. Durch eine alte Verwandte Alfreds, die in Karolinens Vaterstadt wohnte, hatte sie nämlich erfahren, daß es dem jungen Manne herzlich schlecht gehe, und daß er gerne nach Deutschland zurückkehren würde, wenn es ihm hiezu

nicht an Mitteln gebräche. In diesem Sinne hatten wenigstens seine Briefe gelautet, die während der ersten zwei Jahre seiner Abwesenheit eingetroffen waren. Von da an hörte Karoline Nichts mehr von ihm, denn die alte Tante war unterdessen weggezogen; seitdem waren aber wieder zwei Jahre verflossen, und es fragte sich, ob er überhaupt noch am Leben sei. Karoline zweifelte daran nicht im Mindesten, denn sie hatte sich ja in den Kopf gesetzt, ihn zu heirathen. Es handelte sich also blos darum, zu erfahren, in welchem Theile von Amerika Alfred sich aufhalte. Dies konnte sie ohne Zweifel von dem Notar Brown in Neuyork am sichersten erfahren, auf dessen Bureau Alfred als Tagschreiber gearbeitet hatte, wie sein letzter Brief meldete. Ihr Entschluß war daher rasch gefaßt, indem sie beschloß, nach Neuyork zu reisen und dort nähere Erkundigungen einzuziehen. Im schlimmsten Falle konnte sie ja wieder unverrichteter Dinge nach Hause reisen.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
So thu', als hättest du's nicht gezählt;
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

Hoffe nichts und fürchte nichts auf Erden
Mit Leidenschaft, und du wirst glücklich werden,
So glücklich als es Menschen sind;
Denn Glück, unwandelbar und ungestöret,
Das selbst der Neid mit stummer Achtung ehret,
Blüht für kein Menschenkind.

Verschiedenes.

Paris bewundert jetzt das Schmuckkästchen einer ägyptischen Königin, welches Herr Mariette in einem Königsgrabe Aegyptens gefunden hat. Die Arbeit des Goldschmuckes wird von dem Schönsten, was unsere Goldarbeiter liefern, nicht übertroffen, so originell schön ist die Zeichnung, so meisterhaft die Ausführung. Besonders ausgezeichnet ist eine goldene Krone als Haarschmuck, eine sechs Fuß lange, einen Finger dicke Kette und eine bewunderungswerth ziselirte Goldplatte mit einem männlichen Bildnisse, wahrscheinlich dem des Gemahls der Königin.

Aus Wien schreibt man der Karlsruher Zeitung: Auf den Umschlägen von zur Post gelangenden Briefen sieht man jetzt als Zierrath einen breiten Rand von Inseraten, wie dies schon längst in England üblich ist.

In Putbus ist bei der Marmorstatue des verstorbenen Fürsten ein Polizeidiener als Wache aufgestellt, der zugleich die Erklärung der allegorischen Figuren auf dem Sockel der Statue übernimmt. Auf die Frage eines Fremden, weßhalb die weibliche Figur auf der vordern Fronte, welche eine Minerva vorzustellen scheint, eine Fackel trage, antwortete der Erklärer, die Fackel bedeute, daß Se. Durchl. Kanzler der „Fackeltät" in Greifswald gewesen.

Nicht in England allein, auch in Preußen werden seltsame Wetten gemacht. So wettete jüngst in Breslau Jemand, daß er im Stande sei, auf einem gesattelt stehenden Pferde 24 Stunden hindurch rittlings sitzend auszuhalten. Die Wette galt 300 Thlr. Dem Wettenden wurden jedoch nach 17½ Stunden die Beine so schlaff, daß er vom Rosse herabsteigen mußte und sich drei Tage lang nicht auf den Beinen halten konnte.

Seine eigene Größe hat wohl Keiner mit so viel Selbstbewußtsein und Bescheidenheit bezeichnet, als der große Philosoph Kepler, wenn er sagt: „Darf es mir wohl schwer ankommen, wenn die Menschen von meiner Entdeckung (die bekannten Kepler'schen Gesetze) Nichts wissen wollen? Wenn der allmächtige Gott sechstausend Jahre auf einen Menschen gewartet hat, welcher sieht, was er geschaffen, so kann ich wohl auch zweihundert Jahre auf einen warten, welcher versteht, was ich gesehen."

Auflösung der Charade in Nro. 125:
Erstes Wort: Freundeskuß. Zweites Wort: Judaskuß.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 127. Samstag, den 22. October **1859.**

Der lachende Trinker.

Gegenstück zu „Der weinende Trinker".

Es kam im achtundfünfz'ger Jahr
Der Winter, eh' gekeltert war,

Die Traube hing im Schnee und Eis,
Am Ofen sitzend lacht ein Greis,

Hielt in der Hand ein Glas mit Wein,
Und Freudenthränen tropfen d'rein.

„Was lachst Du, guter alter Mann?
Hat Liebes Dir ein Freund gethan?"

„Kein Freund mir eben Liebes that;
Ich lache, weil der Winter naht."

„Sprichst wie ein Kind, ob hochbetagt!
Wer lacht denn, wenn ihn Kälte plagt?"

„Auch lach' ich, weil der Wein so gut,
Gar köstlich schmeckt dies Traubenblut."

„So ging Dir Dein Verstand wohl aus,
Der Frost brach ja in's Kelterhaus;

Verkümmert so der edle Wein,
Soll man betrübt von Herzen sein."

Worauf der Alte schmunzelnd spricht:
„Das, lieber Freund, versteht Ihr nicht:

Im Faß behaglich gohr mein Most,
Weil er hineinkam vor dem Frost;

Daß ich zur Zeit gelesen han,
Darüber lach' ich alter Mann."

Ein Billet zur ersten Klasse.
(Fortsetzung.)

Mathildens Ehrgefühl empörte sich gleich sehr gegen diese gemeine Verleumdung, wie gegen die Rolle einer unfreiwilligen Horcherin, und sie kehrte auf ihr Stübchen zurück, einen weitern bitteren Stachel im Herzen. Sie begriff, welch demüthigende Stellung ihr im Hause ihrer Tante angewiesen war, wenn die Dienerschaft sich erlauben durfte, ihre Schritte zu belauern und beliebig zu mißdeuten; sie sah, daß sie kaum geduldet war, und daß die Dienstboten des Hauses dieß ebenso deutlich fühlten, wie sie selbst. Aber auch andere Gedanken erweckten die jüngsten Ereignisse in ihr: was mußte der Major von ihr denken, wenn er jetzt erst, und mit einem kühlen, höflichen Schreiben der Tante, seinen so zuvorkommend geleisteten Vorschuß zurückempfing? Mußte er nicht jetzt erst daran erinnert werden, daß sie schon damals so taktlos ohne Dank und Abschied von ihm und seiner Schwester hinweggelaufen war? Mußte er sie nicht für ebenso undankbar als unhöflich halten, zumal, da sie nach beinahe Monatsfrist die Rückgabe nicht einmal mit einer einzigen Zeile begleitete? Der Gedanke, von Herrn v. Reigersberg und seiner Schwester verkannt zu werden, war ihr weit schmerzlicher, als die lieblose und argwöhnische Beurtheilung, welche sie von Seite ihrer Tante und Cousinen erfahren hatte. Von diesen erwartete sie keinerlei wohlwollende Theilnahme mehr; daher wünschte sie nichts sehnlicher, als recht bald in den Stand gesetzt zu sein, durch ihre eigenen Kenntnisse und Fertigkeiten eine entsprechende Unabhängigkeit zu erlangen.

Die heftigen Gemüthsbewegungen in Folge dieser verschiedenen Auftritte hatten Mathilden einen heftigen Kopfschmerz verursacht, welcher ihr zwar einen willkommenen Anlaß gab, von der gemeinsamen Mittagstafel wegzubleiben, zugleich aber auch sie dem Verdachte

von Seiten ihrer Verwandten aussetzte, daß sie diesen Schmerz nur erheuchle und damit nur einen gewissen Groll und Trotz gegen ihre Tante bethätigen wolle, die in dieser Angelegenheit gar nicht zu strenge verfahren zu sein und alles Recht auf ihrer Seite zu haben glaubte.

3.

Es waren nun mehr als vier Monate vergangen, seit Mathilde in Ulmenau lebte, allein die Wochen und Monate waren gekommen und vergangen, ohne besondere Veränderungen in ihrer Lage mit sich zu bringen. Dasselbe Tagewerk von Studien am Morgen, von Spaziergängen am Nachmittag in Begleitung von Roland, füllte noch immer ihre Zeit aus wie in den ersten vierzehn Tagen nach ihrer Ankunft. Nur ihre Abende waren seit einigen Wochen auf eine etwas verschiedene und im Ganzen genußreichere Weise in Anspruch genommen. Die Muhme und die Cousinen hatten nämlich die Trauer abgelegt, welche sie um eine andere Verwandte trugen, und waren wieder zu der Welt und ihren Erholungen und Freuden zurückgekehrt, welche sie während der Trauerzeit Anstands halber hatten meiden müssen; und nun verging selten ein Tag, der Frau v. Lonthal und ihre Töchter nicht zu irgend einer Abendgesellschaft entführte, oder einen Kreis von Befreundeten, meist eleganten Damen und jüngeren Herren, im Schlößchen zu Ulmenau versammelte.

Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß Mathilde ihre Verwandten nur selten zu derartigen Parthieen auswärts begleitete, und noch weniger irgend einen Wunsch in dieser Hinsicht hegte. Hatte sie ja doch nicht einmal die Hoffnung, ihren Freund, den Major, oder dessen Schwester in einem dieser Kreise zu treffen, denn sie hatte schon zu Neujahr zufällig aus dem Munde einer Dame, welche nach Ulmenau zum Besuch gekommen war, erfahren, daß Herr v. Reigersberg und seine Schwester schon am Tage nach Weihnachten von Erlenbach abgereist seien; auch hatte Mathilde in Erfahrung gebracht, daß Beide seither noch nicht wieder auf ihr Gut zurückgekehrt seien, und man ihren Aufenthalt nicht kenne; allein von einer Verheirathung des Majors war nichts weiter bekannt geworden. — Mathilde hatte also ihre Abende meist ganz für sich allein, und konnte lesen und studiren, wie und was sie wollte, und sie machte sich diese Muße trefflich zu Nutze.

Nur wenn Frau v. Lonthal Gesellschaft gab, mußte Mathilde auf den Wunsch der Tante dabei erscheinen. Zwar kümmerte sich Niemand um sie, denn sie war ja nur „die arme Nichte des Hauses," allein Frau v. Lonthal meinte: sie solle nur ihre Stellung als Kind beibehalten und dennoch anwesend sein, denn es sei für sie eine vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit, zu ihrem eigenen Besten die Manieren und das Benehmen Derer zu studiren, welche sich in wirklich guter Gesellschaft bewegten. Da es aber im Grunde weder angenehm noch unterhaltend ist, in einem größern Zirkel unbeachtet in einer Ecke zu sitzen und nur zur stummen Zuschauerin verdammt zu sein, so waren Mathilden die einsamen Abende auf ihrem Stübchen, in Gemeinschaft mit irgend einem guten Buche aus der ziemlich zahlreichen Bibliothek des verstorbenen Oheims, weit lieber, als die Abende, wo Frau v. Lonthal für ihre Freunde und Bekannten „zu Hause" war.

(Fortsetzung folgt)

Des Schicksals Stimme.

(Fortsetzung)

Anna's Lage war nicht so glücklich, wie die ihrer Freundin. Sie war die älteste Tochter eines wackern Landgeistlichen, dessen Einnahmen gerade nur hingereicht hatten, seinen vielen Kindern eine gute Erziehung zu geben. Nach seinem vor etwa einem halben Jahre erfolgten Tode waren die jüngeren Kinder theils bei menschenfreundlichen Verwandten, theils im Waisenhause untergebracht worden, während die älteren Geschwister sich auf ihren eigenen Verdienst angewiesen sahen. Auf Anna's Wunsch wurde ihr das in einigen hundert Gulden bestehende elterliche Vermögen ausgefolgt, und mit diesem beschloß sie in der neuen Welt als Erzieherin, Haushälterin, oder was sich sonst für den weiblichen Wirkungskreis darbiete, ihr Heil zu versuchen. Das Leben kannte sie nur wenig, denn von ihrem vier-

zehnten Jahre an hatte sie sich der Pflege und Erziehung ihrer jüngeren Geschwister gewidmet und die Haushaltung ihres verwittweten Vaters führen müssen. Ihre in der That blendende Schönheit blieb deßhalb auch unbekannt; denn in der Residenz, oder in den größeren Provinzialstädten, wo es ihr sicher nicht an Freiern gefehlt hätte, wenn sie dort aufgetreten wäre, hatte man keine Ahnung von der seltenen Blume, die in dem einsamen Pfarrdörfchen blühte. Sie war von Niemand bemerkt worden, als von dem jungen Vikar ihres Vaters, der aber schüchtern, wie sie selbst, und ohne alle Aussicht, ihr eine Existenz bieten zu können, die in seinem Innern aufkeimende Neigung aus Leibeskräften zu bekämpfen suchte. Anna gefiel zwar sein stilles bescheidenes Wesen, und sie faßte ebenfalls eine gewisse Neigung zu ihm; aber da die jungen Leute sich niemals gegen einander aussprachen, sondern nur zuweilen wohlgefällig die Blicke aufeinander ruhen ließen, so hatte die Sache auch dabei ihr Bewenden, und als Anna's Vater starb, verlor Albert Wagner, so hieß der Vikar, seine seitherige Stelle und verließ den Ort, um sich nach einem andern Unterkommen umzusehen. Seitdem hatte Anna Nichts mehr von ihm gehört, und nur dann und wann stahl sich eine Thräne der Erinnerung an ihn in ihr Auge, die aber eben sowohl dem stillen häuslichen Glück während ihres Vaters Lebzeiten, als dem Andenken an den jungen Mann gelten konnte. Anna selbst war sich darüber nie klar geworden, ob sie Wagner geliebt oder sich blos zu ihm hingezogen gefühlt habe, weil er der erste und einzige junge Mann gewesen war, der Sympathie für sie an den Tag gelegt hatte. Schwärmerische Gemüther, wie das ihrige, täuschen sich überhaupt da, wo das Herz ins Spiel kommt, sehr leicht, weil sie mehr wie flatterhafte Geister der Theilnahme bedürftig sind, und daher bei Entgegenkommen von männlicher Seite leicht ein Funke sich in ihnen entzündet, der aber schnell wieder erlischt, wenn er nicht genährt wird, um bald wieder an anderer Stelle aufzuflackern, und der nur dann in helle Flammen auflodert, wenn er derselben Gluthwärme von männlicher Seite begegnet, dann aber auch bis zur Asche abbrennt und das arme Herz verzehrt, wenn es getäuscht worden ist.

Während der Ueberfahrt hatten, wie gesagt, die beiden jungen Mädchen ihre Erlebnisse und Empfindungen genügend gegenseitig ausgetauscht, und obgleich ihre Gefühlsrichtung und Denkweise, namentlich im Punkte der Liebe, sehr wesentlich von einander abwich, so hatten diese offenen Bekenntnisse doch sehr zur Befestigung ihrer Freundschaft beigetragen, wenn ihre Gespräche darüber gleich nicht immer zur Verständigung führten. So konnte Karoline nicht begreifen, wie ein paar junge Leute, die sich zu einander hingezogen fühlen, Jahr und Tag unter einem Dache wohnen konnten, ohne daß es zu einer Erklärung komme, und eben so wenig wollte es Anna einleuchten, wie es möglich sei, daß ein junges Mädchen nach jahrelanger Trennung, und ohne wenigstens in brieflicher Verbindung mit dem Gegenstand ihrer Wahl geblieben zu sein, an ihn noch denken und ihm sogar nachreisen könne. Karoline blieb aber dabei, daß ein Weib eben so ein festes Ziel verfolgen könne, wie ein Mann, der sich vorgenommen habe, eine gewisse Carriere zu machen. Dies sei bei ihr der Fall, und sie werde, so weit es in ihrer Macht stehe, jedes sich ihr entgegenthürmende Hinderniß zu beseitigen wissen, um an ihr Ziel zu gelangen. Sie folge dabei dem Zuge ihres Herzens, denn dieser sei des Schicksals Stimme. Und als Anna meinte, sie folge dabei mehr ihrem Kopfe, in dem sich der Gedanke festgesetzt habe, sich mit Alfred Wanner zu verbinden, versicherte sie Karoline ganz ernsthaft, sie werde, und wenn sie ihm zufällig das erste Mal unter Tausenden von Menschen begegnete, sogleich seine Nähe durch ein sympathetisches Gefühl empfinden, und sicher werde es ihm eben so ergehen, wenn sie nicht an seiner Liebe zu ihr überhaupt zweifeln müsse.

„Vier Jahre der Trennung sind bei Männern eine gar lange Zeit,“ meinte Anna, „und wer weiß, was sich indessen mit ihm zugetragen hat.“

„Wenn er nicht unverbrüchlich treu an mich gedacht hat,“ erwiederte hierauf Karoline fast entrüstet, „dann bin ich für ihn verloren, und —“

„Du schenkst deine Hand einem Andern,“

ergänzte Anna lächelnd, um einem Streit ein Ende zu machen, der jetzt zu Nichts führen konnte und in nächster Zukunft entschieden werden mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, d'rum
Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind
Nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten.

— Das Gebiet des Denkens
Kennt keine Schranken, wie die Sinnlichkeit,
Erschöpft sich nicht durch des Genusses Freuden,
Ist unbegrenzt so wie die Ewigkeit.

Verschiedenes.

(Geistesgegenwart eines Diebes.) In der Gegend von Worlik in Mähren hatte sich ein 18jähriger Bursche in ein Bauernhaus eingeschlichen, um zu stehlen. Schon hatte er die geraubten Kleider und Betten in einen Pack zusammengebunden und wollte sich damit entfernen, als der vom Felde heimkehrende Bauer in die Stube eintrat. „Wirst Du's gleich niederlegen, Bösewicht!" donnerte der Bauer dem ertappten Diebe entgegen. „Ich lege es schon nieder," erwiederte anscheinend kleinlaut der Dieb, „aber mein Kamerad bindet Euch im Stalle die Kuh los." Hastig eilte der Bauer nach dem Stalle, Niemand war da. Als er aber in die Stube zurückkehrte, war der lose Vogel bereits ausgeflogen.

Ein Censor in Warschau strich in einem Handbuch der Chemie den lateinischen Namen der Blausäure: Acidum borussicum (preußische Säure), weil es sich nicht gezieme, ein Gift mit dem Namen eines Staates zu bebezeichnen, der mit Rußland verschwägert sei. Das Geschichtchen ist wahr und ziemlich jung.

Die deutschen Einwohner Moskau's haben beschlossen, das Andenken an Fr. v. Schiller dadurch zu ehren, daß sie zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages, am 10. November 1859, ein Stipendium von 600 Silberrubeln jährlich, für welches alljährlich ein Student der Moskauer Universität, deutscher Abkunft und russischer Unterthan, der eine Facultät cum laude absolvirt, im Auslande reisen soll. Außerdem wird der Geburtsstadt Schillers, Marbach, eine in Moskau gegossene Glocke, mit Bezug auf Schillers gleichnamiges Gedicht, mit entsprechenden Emblemen versehen und der Form nach der im Moskau'schen Kreml befindlichen Glocke gleich, geschenkt werden.

Bücher und Zeitungen haben sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika so vervielfältigt, daß zuweilen, wie bei uns, eine wahre Papiernoth eintritt. 700 Papiermühlen mit 2000 Maschinen sind Tag und Nacht beschäftigt, um den nöthigen Bedarf zu decken. Diese Mühlen lieferten im vorigen Jahre 270 Millionen Pfund Papier im Werthe von beiläufig 67 Millionen Gulden. Da 1¼ Pfund Lumpen zu 1 Pfd. Papier nöthig sind, so wurden in dem gedachten Zeitraum 340 Millionen Pfund von diesem Material verarbeitet.

Man liest in den Anzeigen eines Münchener Blattes: „Ein braver junger Mann, der gern zu Hause bleibt, wünscht einen Platz als Ausgeher."

In einem der ersten Gasthöfe zu Baden-Baden werden auf einem in den Zimmern angehefteten Zettel die Fremden ersucht: „Nichts aus dem Fenster zu werfen". Ein Kurgast schrieb darunter: „Ausgenommen sein Geld."

Räthsel.

Die Erde war's, die mir das Leben gab;
Mein Haupt stieg in die Luft und wuchs von Jahr zu Jahre;
Das Eisen war mein Tod, das Wasser meine Bahre;
Das Feuer ist mein Grab.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 128. Dienstag, den 25. October 1859.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Inzwischen war Mathilde in der Gunst ihrer Verwandten ein wenig, aber auch nur ein klein wenig gestiegen. Ihr Fleiß und ihre Dienstfertigkeit, ihre Bescheidenheit und stille Zurückgezogenheit, sowie auch ihr Mangel an allen Ansprüchen auf die Vorrechte der jungen Dämchen ihres Alters, blieben auch auf ihre Verwandten nicht ohne Wirkung, so wenig diese auch geneigt waren, der armen Waise dieß zu erkennen zu geben. Ihre Billigung sprach sich weit mehr durch den Mangel an Tadel, als durch ein freundliches Entgegenkommen aus. Hiezu trugen hauptsächlich einige bescheidene Talente bei, welche Mathilde besaß, nämlich Geschmack und Gewandtheit im Kleidermachen und in feineren Damenputz-Arbeiten, welche sie von ihrer Mutter erlernt, weil sie diese in ihren Arbeiten um's Geld schon von ihrem zwölften Jahre an unterstützt hatte. Beide Cousinen und die Tante waren eitel und fashionabel, und doch wiederum so haushälterisch, daß sie auch für diese Befriedigung ihrer Eigenliebe keine allzu großen Opfer brachten. Daher war die Entdeckung, daß Mathilde beinahe ebenso gut als die Modistin in B. Hauben und Hüte anzufertigen und zu garniren, und Damenroben zuzuschneiden verstand, eine höchst willkommene, und es verging keine Woche, wo Mathildens Fähigkeiten, Geschmack und Rath in derlei Dingen nicht in Anspruch genommen und sie mit dem neuesten Modenjournal in der Hand zu Rathe gezogen wurde. Es war für Mathilden ein wohlthuendes Bewußtsein, auf diese Weise sich der Tante und den Cousinen nützlich machen zu können, und sie opferte oft halbe Nächte, um noch recht schnell für irgend eine Gesellschaft eine Robe zu verändern oder einen neuen Kopfputz zu verfertigen. Es war ein angebornes, besonderes Talent Mathildens, hierin nicht nur Alles kopiren zu können, was sie einmal gesehen, sondern auch selbst zu erfinden.

In Folge dieser häufigen Veranlassungen, die Geschicklichkeit der Waise in Anspruch zu nehmen, blickte Eleonore nun von ihrer überlegenen Höhe nicht mehr mit solchem zerschmetternden Stolze auf Mathilden herab, sondern geruhte zuweilen, sich nach ihren Fortschritten im Englischen zu erkundigen oder nach dem Componisten eines Musikstücks zu fragen, welches Mathilde gespielt hatte; sie gab sich aber das Ansehen, als ob Mathilde noch ein blödes, unerfahrenes Kind vom Lande sei, mit dem man über nichts Anderes sprechen könne. Marie dagegen erlaubte sich zwar bisweilen noch immer, die kleine Cousine zum Stichblatt von Neckereien und Sarkasmen zu machen, zumal wenn ihre Mutter nicht anwesend war, ging aber anderseits so weit, Mathilden in sofern als gleichgestellt zu betrachten, als sie sie hie und da Morgens in ihrem Stübchen aufsuchte, um mit ihr über ihre Tänzer vom vergangenen Abende oder ihre kleinen Koketterien mit denselben zu plaudern oder ein wenig mit den Eroberungen zu prahlen, welche sie bei dieser oder jener Gelegenheit hätte machen können, wenn sie nur gewollt hätte. Mathilde legte übrigens keinen großen Werth auf eine derartige Vertraulichkeit, denn sie wußte, daß Pauline, die Kammerjungfer oder Kammerfrau der Tante, wie sie sich lieber nennen hörte, diese confidentielle Stellung mit ihr theilte. Eines aber war Mathilden ganz klar: sie ward von der Familie v. Lonthal sozusagen

nur geduldet und konnte sich nicht auf die Dauer auf dieses Verhältniß verlassen. Sie ahnte, daß die ihr bewiesene Neutralität und Gleichgültigkeit alsbald in einen Zustand von Feindseligkeit von Seiten der beiden Cousinen übergehen würde, sobald sie nur irgendwie Miene machte, die Ansprüche und Empfindungen einer Erwachsenen zu zeigen und den Cousinen auf dem Gebiet der Huldigungen Concurrenz zu machen. Sie hatte es nie über sich gewonnen, in Ulmenau eine Heimath zu sehen. Gleichwohl versuchte sie, und zwar mit Erfolg, der Tante dafür dankbar zu sein, daß sie sich ihrer angenommen und ihr eine Freistätte in ihrem Hause gegönnt hatte; allein nichtsdestoweniger befestigte sich bei ihr je länger desto mehr der Plan, lieber um jeden Preis nach einer wenn auch dürftigen und mühevollen Unabhängigkeit zu trachten, als auf die Dauer das Gnadenbrod Derer zu essen, die ihr nicht zugleich auch etwas Liebe zu bieten vermochten. Sie selber konnte außer ihren kleinen Diensten den Verwandten nichts bieten, als liebevolle Anhänglichkeit, und daß diese nicht angenommen, d. h. weder gesucht noch geschätzt wurde, war eben ihre schwerste Prüfung.

Mathilde hatte bereits an Frau Bart geschrieben und ihr sowohl ihren Entschluß, Ulmenau zu verlassen, mitgetheilt, als ihren Rath bezüglich der Ausführung dieses Entschlusses und ihre Erlaubniß erbeten, sich bei ihr so lange aufhalten zu dürfen, bis sie eine Stellung als Gouvernante oder Kammerjungfer gefunden habe, — da sollte dieser Plan auf Einmal durchkreuzt werden. Als sie nämlich an einem freundlichen Märzmorgen um die gewohnte Stunde in das gemeinsame Wohnzimmer — oder den Morgensalon, wie er auf Ulmenau hieß — trat, wo sie einen Brief der Frau Bart vorzufinden hoffte, fand sie die Tante und die beiden Cousinen wie in einer angelegentlichen Berathung am Fenster beisammen stehen. Auf dem Tische lag ein prächtiges, umfangreiches Bouquet der schönsten Treibhauspflanzen und dabei ein kleines Billet.

Als Mathilde einen freundlichen „guten Morgen" bot, drehten sich die drei Damen nach ihr um, und sie las in ihren Zügen und in dem besondern Ausdruck ihrer Gesichter, daß es hier etwas Ungewöhnliches gebe. Sie durfte auch in der That nicht lange auf eine Erklärung warten, denn während Frau v. Lonthal zum Tische trat und mit einem wichtigthuenden Räuspern das Billet zur Hand nahm, sprang Marie mit dem Bouquet in der Hand auf sie zu und rief:

„Ah, Fräulein Selden! man kann Ihnen in der That zu Ihrer Eroberung Glück wünschen! Solch' eine Auszeichnung widerfährt Einem nicht alle Tage!"

„Wie meinen Sie das, Fräulein Marie?" fragte Mathilde verwundert; aber Frau von Lonthal verwies Marie zur Ruhe, nahm ihr das Bouquet aus der Hand und sagte in ihrer gewohnten kalten Weise:

„Dieser Blumenstrauß und dieses Billet, Mathilde, sind soeben durch einen Diener des Herrn Majors v. Reigersberg hier für Dich abgegeben worden, und das Billet ist, wie Du siehst, an Dich adressirt. Ich verhehle Dir auch gar nicht, dies hat mich sehr überrascht," fuhr sie in einem Tone fort, durch welchen unwillkürlich ein gewisser Unmuth hindurchklang, — „daß Du eine derartige Aufmerksamkeit von einem Herrn erhältst, mit welchem wir nur sehr oberflächlich bekannt sind und keinen Umgang haben, — und um so mehr, als Du noch ein bloßes Kind bist. Als Deine zeitweilige Vormünderin und Pflegemutter hielt ich es für meine Pflicht und mein Recht, das an Dich gerichtete Billet zu erbrechen; allein Du kannst seinen Inhalt nun kennen lernen!"

(Fortsetzung folgt.)

Des Schicksals Stimme.

(Fortsetzung.)

Gleich den Tag nach ihrer Ankunft begaben sich die beiden Freundinnen zu dem Notar Brown: Karoline, um über Alfred Wanner Erkundigung einzuziehen; Anna, um durch ihn die nöthigen Schritte wegen der von ihr gesuchten Stelle zu thun. Mr. Brown hatte nämlich neben seinem Geschäft als Notar auch eine Art von Commissionsbureau. Die Hoffnung Karolinens, Alfred Wanner noch auf dessen Schreibstube zu finden, erfüllte sich zwar nicht, doch konnte ihr Mr. Brown soweit beruhigende Auskunft gewähren, als er ihr mit-

zutheilen im Stande war, daß dieser von ihm aus, nachdem er ihn nicht mehr hatte beschäftigen können, sich nach Buffalo gewendet habe, wo er bei einem seiner Geschäftsfreunde, dem Notar Green, eine Anstellung gefunden habe, und er zweifle im Mindesten nicht, daß er noch am Leben sei, da ihm sein College in Buffalo gewiß mitgetheilt hätte, wenn Mr. Wanner gestorben wäre. Darüber könne er sich aber bald Gewißheit verschaffen, wenn er an Mr. Green schreibe. Karoline verlangte aber, er solle dahin telegraphiren lassen, denn sie möchte je eher, je lieber Gewißheit erlangen. Mr. Brown versprach dies, indem er hiezu ein Notabene in sein Notizbuch machte.

Als die Reihe an Anna's Anliegen kam, schlug Mr. Brown in seinem Journal unter der Rubrik: **wanted a governes — a housekeeper** &c. nach und fand richtig einige Vormerkungen von Familien, die Leute zu der einen oder der andern Stelle dieser Art suchten. Er hoffte deßhalb auch Anna's Wünschen entsprechen zu können, und erbat sich die Adresse der beiden jungen Damen, um sie, sobald er Etwas erfahre, avertiren zu können. Sie sagten ihm, daß sie Beide zusammen auf dem Zimmer Nr. 57 im zweiten Stocke von Prescott-House in Broadway wohnten. Damit war das Geschäft zu Ende und Mr. Brown bemerkte nur noch gegen Anna, sie möchte sich auf etwaige Besuche von Ladies oder Gentlemen gefaßt machen, die er in Betreff ihrer Angelegenheit ihr zusenden werde.

Es verflossen einige Tage, ehe Mr. Brown Etwas von sich hören ließ, während welcher Zeit Karolinens Ungeduld immer mehr zunahm, so daß Anna ihre ganze Beredtsamkeit aufbieten mußte, um sie etwas herab und ruhiger zu stimmen. Bald meinte sie, Alfred sei entweder todt oder unauffindbar, also für sie so gut wie verloren. Bald klagte sie ihn wieder der Untreue an, und wollte sich durchaus nicht ausreden lassen, daß er sich absichtlich allen Nachforschungen entziehe. Anna hatte ihre liebe Noth mit ihr und vergaß darüber beinahe ihre eigenen Sorgen, da ihr Schicksal, so lange sie keine Anstellung gefunden, sehr ungewiß war.

Endlich, am Abend des dritten Tages kam ein kurzes Billet von Mr. Brown an Karoline, worin dieser schrieb:

„Mein College Green meldet mir, daß der von ihm gesuchte Gentlemen sich wohlauf und in der Nähe von Buffalo befindet. Von Mr. Green können Sie Näheres über ihn erfahren, wenn Sie sich an diesen wenden wollen.“

Karoline hatte kaum dieses Billet gelesen, als sie ihrer Freundin erklärte, daß sie morgen mit dem ersten Bahnzuge nach Buffalo reisen werde, und welche Vorstellungen auch Anna dagegen machte, so blieb Karoline fest dabei, persönlich bei Mr. Green Erkundigungen einzuziehen und dann sogleich ihren Alfred aufsuchen zu wollen. Anna hatte ihre Freundin zu gut kennen gelernt, als daß sie nicht sogleich eingesehen hätte, daß Abmahnung sie nur noch mehr in ihrem Vorsatze bestärken würde, und so ließ sie sie gewähren.

Am folgenden Morgen machte sich Karoline richtig auf den Weg, begleitet von Anna's besten Wünschen, die sich jetzt erst recht einsam und verlassen in dem fremden Welttheile fühlte, nachdem sie die Anlehnung, die ihr zur andern Natur geworden war, und weßhalb sie sich so schnell zu der resoluten Karoline hingezogen gefühlt, verloren hatte. Fast den ganzen Tag flossen ihre Thränen, denn sie meinte, auch hier zeige sich wieder der Unterschied zwischen Menschen, die zum Glück oder Unglück bestimmt seien, indem ihre unabhängige und fremder Menschen so wenig bedürftige Freundin so schnell an das Ziel ihrer Wünsche gelangt sei, wogegen sie vergessen bleibe und am Ende gar nicht den Zweck erreiche, der sie nach Amerika geführt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Das Pferdefleisch wird jetzt in Frankreich sehr häufig als Geflügelfutter verwendet. Das Fleisch wird hiezu in kleine Streifen geschnitten. Dieses Futter soll ganz besonders auf das Eierlegen Einfluß haben, und zwar nicht nur größere Eier bewirken, sondern auch ein regelmäßiges Legen, was im Winter schwächer ist oder ganz aufhört, auf das ganze Jahr ausdehnen. In dieser Beziehung äußert also Fleischfutter besonders seinen Einfluß während des Winters, wo sich Geflügel weniger im Freien durch Scharren animalische Nahrung

in Form von Würmern &c., wie es im Sommer möglich ist, verschaffen kann. Gleich gute Wirkung zeigt sich auch bei Mästung von Geflügel, wenn Fleisch in Verbindung mit passendem vegetabilischen Futter gegeben wird, wobei jedoch auch, wie bei den Schweinen, in den letzten Wochen, ehe man das Geflügel zu Markte bringt, mit dem Fleischfutter ganz abgelassen wird und meist nur Körner gegeben werden, um hierdurch dem Geflügelfleisch feineren Geschmack zu verschaffen. Als ein Beispiel der großartigen Verwendung, welche mit diesem Material zur Geflügelzucht gemacht wird, diene das Geschäft des Hrn de Sora, einige Meilen von Paris gelegen. Es werden darin jährlich ungefähr 100,000 Hühner vorherrschend mit Fleisch ernährt. Den großen Bedarf davon bezieht Hr. de Sora aus den abgängigen Pferden der französischen Hauptstadt, von denen er jährlich mehrere Tausend ankaufen und in einer eigenen in Paris befindlichen Abdeckerei schlachten läßt. Das Fleisch wird mittelst einer Maschine in kleine Stücke zerhackt, leicht eingesalzen in Tonnen gepackt, und in dieser Form auf den Geflügelhof geschafft, um verwendet zu werden. Bei der Fütterung soll eine kleine Zugabe von feinem schwarzen Pfeffer dem Geflügel sehr zuträglich sein. Dieses Geschäft, das noch vor wenigen Jahren nur 300 Hühner zählte, ist in dieser kurzen Zeit auf diese Größe gestiegen, welcher Erfolg ganz besonders diesem eigenthümlichen, sonst ziemlich verachteten Futtermaterial zuzuschreiben ist.

Denksprüche.

Selig, wer nicht aus den Schranken
Der bescheid'nen Menschheit dringt,
Nie mit schwindelnden Gedanken
Aus des Wissens Grenze springt,
Nicht den Vorhang wagt zu heben
Zwischen Geist und Körperwelt,
Sondern g'nügsam dieses Leben
Für des künft'gen Schule hält.

Verschiedenes.

So sehr das Barttragen sonst in England verpönt war, so sehr hat die Lust daran zugenommen, seit die zahlreichen Fremden die Londoner davon überzeugten, daß der Bart dem Manne sein natürliches Ansehen gebe. Die Commis in verschiedenen Geschäften fangen schon an, Bärte zu tragen, stoßen dabei aber begreiflicher Weise noch auf das alte Vorurtheil. Als kürzlich ein Bankier in Newcastle bemerkt hatte, daß eine Anzahl seiner Klerks der Bartlust fröhne, ließ er diese zu sich rufen und hielt ihnen folgende Rede: „Ich habe Nichts dagegen, meine Herren, daß Sie sich außer den Geschäftsstunden so viel Vergnügen machen und so viel Narrenpossen treiben, als Ihnen beliebt; während der Geschäftszeit muß ich mir diese jedoch verbitten. Nach 5 Uhr können Sie demnach Ihre Bärte tragen, bis dahin aber muß ich bitten, daß Sie so wie bisher rasirt erscheinen.“

Der berühmte Naturforscher Agassiz, Professor zu Cambridge in Massachusetts, hat vor Kurzem den Vorsatz ausgesprochen, eine naturgeschichtliche Beschreibung des ganzen westlichen Theiles von Amerika zu unternehmen. Dieses Werk soll mit aller nöthigen Ausführlichkeit durchgeführt werden und wird nach dem Plane des vorzüglichen Gelehrten einen Umfang von nicht weniger als zehn Bänden einnehmen, uneingerechnet die Tafeln. Um aber die enormen Kosten der Herausgabe dieses Werkes zu decken, genügte der Absatz von 500 Exemplaren, jedes zu 120 Dollars. Kaum war sein Plan allgemein bekannt, als 3000 Subscribenten ihm eine Summe von 360,000 Dollars zur Verfügung stellten. Das ist in der That ein Beweis von großem Patriotismus, und wir empfehlen diese Thatsache dem staunenden Europa zur verhältnißmäßigen Nachahmung.

Auflösung des Räthsels in Nr. 127:

Das Flößholz.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 129. Donnerstag, den 27. October 1859.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Mathilde erglühte, jedoch weniger vor Beschämung als vor Unwillen, und überflog die wenigen Zeilen des Billets, wiewohl mit dem Bewußtsein, daß die Augen ihrer Tante dabei forschend auf ihr hafteten. Das Billet lautete:

„Mein Fräulein!

„Verstatten Sie mir, das Versprechen zu lösen, welches ich Ihnen bei Eröffnung unserer Bekanntschaft gemacht habe, und geruhen Sie, diese Einladungskarte zum Ball der Landwehr-Offiziere der —sten Brigade, der am 18. d. in der „Ressource“ in B. stattfinden wird, sowie folgendes Bouquet von mir anzunehmen.

„Die Einladungskarte wäre schon früher überschickt worden, hätte ich nicht erst gestern bei meiner Rückkehr von einer längern Reise erfahren, daß der Name des Fräuleins Selden sich nicht auf der Liste der Damen befand, an welche von Seiten des Ballcomité's Einladungen ergangen waren.

„Sie werden mich sehr erfreuen, wenn Sie unsern Ball durch Ihren Besuch verschönern wollen.

Mit aufrichtigster Hochachtung
Curt Reigersberg.“

Mathilde erröthete vor Vergnügen, als sie diese Zeilen durchgelesen und daraus ersah, daß der Major sie nicht vergessen hatte, und in ihrer Freude darüber vergaß sie nicht nur die Beschämung, die ihr die Indiscretion der Tante verursacht hatte, sondern auch die Wirkung, welche ihre Genugthuung über die erhaltene Auszeichnung möglicherweise in Anderen hervorrufen mußte. Sie legte das Billet auf den Tisch, griff rasch nach dem Briefcouvert und suchte nach der Einladungskarte; sie war nicht darin, sondern ihre Tante behändigte ihr dieselbe mit steifer Würde über den Tisch herüber und sagte:

„Du wirst natürlich gemeint sein, sowohl diese Einladungskarte als das Bouquet zurückzugeben, Mathilde! Ich bin erbötig, es an Deiner Stelle zu thun, habe aber nichts dagegen einzuwenden, wenn Du vielleicht diesmal selbst an den Major schreiben willst. Ich will Dir in diesem Fall einen passenden Brief in die Feder dictiren!“

Frau v. Lonthal hatte eine vollständige und augenblickliche Zustimmung der Nichte zu dem gemachten Vorschlage erwartet, weil sie die Waise bisher in allen Stücken so nachgiebig und unterwürfig gefunden hatte. Um so mehr war sie überrascht, als Mathilde all ihren Muth zusammennahm und bescheiden aber bestimmt erwiderte:

„Um Vergebung, liebe Tante, ich möchte weder das Bouquet noch die Einladungskarte zurücksenden, sondern von beiden Gebrauch machen; mich dünkt, es wäre von mir sehr undankbar und unartig, wenn ich Herrn von Reigersberg für so viele Güte durch eine abschlägige Antwort kränken würde!“

Unsere Leser können sich leicht vorstellen, was für einen Eindruck diese, für ein Mädchen in der Lage unserer Heldin so kühne Sprache auf Frau v. Lonthal und ihre Töchter machen mußte. Die Tante schaute drein, als sei sie ob der Vermessenheit ihrer Nichte ganz versteinert; Fräulein Eleonore gab ein Lächeln voll stolzer Verachtung über eine derartige Anmaßung zum Besten, und Marie zog abwechselnd die Augenbrauen in die Höhe und zuckte die Achseln. Während einer ganzen

Minute, die hierüber verstrich, stand Mathilde ganz ruhig und gefaßt, harrte der weiteren Dinge, die noch kommen sollten, und war entschlossen, ihre Absicht fest wiewohl ehrerbietig zu behaupten. Marie brach, wie gewöhnlich, zuerst das Schweigen und rief ihrer Cousine lachend zu:

„Der galante Major kann unmöglich im Ernst gemeint sein, Dich auf dem Ball erscheinen zu sehen, oder er müßte Dich für eine wahre Aschenbrödel halten, die nur an einem Bäumchen zu schütteln braucht, um ihre Balltoilette zu bekommen! Der Ball findet ja schon morgen Abend statt, und woher willst Du bis dahin noch ein Ballkleid erhalten?"

Frau v. Lonthal und Eleonore blickten erwartungsvoll auf Mathilden und schienen es für ausgemacht zu halten, daß sie nach diesem unwiderlegbaren Beweise sich nun ohne Weiteres in das Ansinnen ihrer Tante ergeben werde. Allein abermals harrte ihrer ein Aerger und eine Enttäuschung.

„Ich habe ein weißes Mollkleid in meinem Schranke, welches mir mein lieber Onkel vor einem Jahre anfertigen ließ, als ich zur Hochzeit einer jungen Freundin geladen war," entgegnete Mathilde bescheiden. „Ich brauche nur den Leib etwas abzuändern, so wird der bescheidene Ballstaat, welcher sich für meine Lage ziemt, schon fertig sein, denn ich würde in keinem andern Kleide gehen, wenn ich auch ein weit kostbareres hätte!" . . .

„Unmöglich, Mathilde! das geht nicht! der Ball ist ein sehr glänzender!" fiel ihr Marie in's Wort, allein die Tante unterbrach sie sogleich mit der Bemerkung:

„Laß sie gewähren, Marie! Es wäre vergebliche Mühe, weitere Worte über diesen Punkt an eine Person zu verschwenden, welche von so hartnäckigem Eigensinn ist, wie Deine kleine Base. Ich werde mich nicht weiter in diese Sache legen, sondern sie vollkommen gewähren lassen. Man soll nicht sagen, ich habe Mathilden um das Vergnügen, welches sie sich verspricht, bringen wollen; und was ihre Kleidung anbelangt, so halte ich es für das Beste, wenn sie so einfach und kindlich wie möglich sich trägt!"

Mathilde war sehr dankbar darüber, daß die Tante sich ihren Wünschen nicht entschiedener wiedersetzen wollte, und ertrug deßhalb geduldiger, als sie sonst gethan haben würde, die bitteren Bemerkungen und beißenden Anspielungen, worin ihre Verwandten sich während des Mittagessens ergingen, und die, wenn auch nicht direct an sie gerichtet, so doch auf sie gemünzt waren und nicht mißverstanden werden konnten.

Es war Mathilden unsäglich angenehm, als das Mittagsmahl vorüber und sie wieder in ihrem Stübchen war, wo sie alsbald das schöne Bouquet in's Wasser setzte und dabei mit innigem Danke seines Gebers gedachte, der ihr dadurch wieder einen neuen Beweis seines Wohlwollens gegeben hatte. Dann aber machte sie sich emsig und mit freudigpochendem Herzchen daran, ihren einfachen Ballstaat herzurichten, und konnte vor fröhlicher Aufregung kaum den andern Abend erwarten.

Ein erster Ball! wie viel liegt in diesen Worten für ein junges Herz! Furcht und Hoffnung, Befangenheit und Entzücken, tausenderlei Ahnungen füllen das Köpfchen und schwellen die Brust! O, wie schön muß es doch sein, so beim Glanze der Lichter, bei den Klängen der Musik durch den festlich geschmückten Saal auf den Fittichen des Tanzes zu schweben!.... Mathilde hatte schon oft ihre Cousinen zum Balle schmücken helfen, aber sie konnte sich natürlich nicht so herausputzen. Eine einfache, weiße Robe umfing ihre tadellosen Formen, ein blühender Zweig von scharlachrothem Geranium stack in ihrem dunkeln, glänzenden Haar, das Haararmband an ihrem Handgelenke und der prächtige Strauß waren ihr einziger Schmuck, und dennoch war sie eine gewinnende, von Frische und Anmuth strahlende Erscheinung, als sie in diesem Aufzug der Tante und den Cousinen in den Wagen folgte, der sie in ungefähr einer Stunde vor der Thüre des Ballokals absetzte.

(Fortsetzung folgt.)

Des Schicksals Stimme.

(Fortsetzung.)

Fast zur selben Zeit, als die beiden jungen Mädchen die Bausteine zur Gründung ihres Glückes in Neu-York zusammentrugen, saßen in William-Farm, am Eriesee, zwei junge Männer in traulichem Gespräche beisammen,

in welchem sie sich von Vergangenheit und Zukunft unterhielten. Der Eine, den ein von Zeit zu Zeit ins Zimmer tretender alter Neger Master William nannte, mochte etwa 25—26, der Andere, den dieser mit Namen Albert anredete, 28—29 Jahre zählen. William, der Jüngere, war eben daran, seinem ältern Freunde, der still und in sich gekehrt da saß, die Sorgen, die er sich wegen seiner Zukunft machte, auszureden und ihm einen Lebensplan vorzuzeichnen.

„Ich ließ mir dein trauriges, melancholisches Wesen gefallen, als ich dich vorige Woche ganz zufällig in Buffalo traf, wo du, an dir und deiner ganzen Zukunft verzweifelnd, offenbar mit selbstmörderischen Absichten umgegangen bist. Damals hatte deine Melancholie einen Sinn, den sie aber jetzt, nachdem du deinen alten Universitätsfreund und Bruder gefunden hast, der dich sicher nicht im Stiche läßt, nicht mehr hat."

„Du hast gut reden," erwiederte der Andere, „denn du hast dein Schäfchen im Trockenen; ich aber befinde mich noch immer auf offener See, auf der jeder Windstoß mich an eine unwirthbare Küste verschlagen kann."

„Laß jetzt diese Grillen und vertraue dich mir; ich sorge für dich und verschaffe dir entweder eine einträgliche Farm zum Pacht, oder eine reiche Frau, die dir sonst vom Himmel fallen müßte, da du vor lauter Blödigkeit zu keiner Wahl kämst. Bis dahin bist du bei mir unvertrieben, und bleibst in der Cottage wohnen, wo wir uns wirklich befinden, bis William-House, das ich gegenwärtig erweitern lasse, ausgebaut ist."

„Wie kann ich dir genug danken, was du für mich thust?" erwiederte Albert, seinem Freunde die Hand drückend; „was aber deinen Heirathsplan anbelangt, so bist und bleibst du der Alte, der schnell über alle Hindernisse sich hinwegsetzt und Alles von der leichten Seite nimmt."

„Nun, du siehst an mir selbst, daß es in Amerika eben kein Hexenwerk ist, zu einer Frau zu gelangen und dadurch seine Lage zu verbessern. Ich selbst war vor zwei Jahren um kein Haar besser daran, als du. Nachdem ich schon alles Mögliche probirt hatte, um mich wenigstens vor dem Verhungern zu schützen, kam ich auf den Gedanken, mich als Erzieher für junge Leute öffentlich anzubieten. Eine Wittwe, die einen halberwachsenen Sohn hatte, mit dem sie nicht fertig werden konnte, nahm mich in ihr Haus auf, verliebte sich in mich und bot mir ihre Hand nebst dem ihr persönlich zugehörigen Vermögen an. Sie war nicht mehr jung und oft sehr unangenehm, aber was thut man nicht zur Erhaltung des Lebens? und so schlug ich ein. Ich heirathete sie und wurde Mitbesitzer der schönen Farm, die nach dem Tode meiner Frau, der anderthalb Jahre darauf erfolgte, mein ausschließliches Eigenthum wurde. Für den Sohn, der zum Voraus mit seinem väterlichen Vermögen abgefunden worden war, hatte ich nicht zu sorgen, und es lebt dieser nach Landessitte, unbekümmert um seinen Stiefvater, in New-Orleans, woher seine Mutter gebürtig war. Diese kurze Ehestandsepisode hat bei mir keine weitere Veränderung, als die meines Namens zur Folge gehabt. Meine verstorbene Frau konnte nämlich meinen Vornamen Alfred nicht leiden und taufte mich in William um, was ich mir leicht gefallen lassen konnte. Man kennt mich nun allgemein unter dem Namen Mr. William; Niemand denkt daran, mich anders zu benennen, und außer ein paar Geschäftsfreunden und dem alten Neger John weiß man nicht, daß ich ein deutscher Einwanderer bin und als solcher Wanner heiße. Du siehst also, daß das Glück mir förmlich im Schlaf gekommen ist."

„Ich fürchte nur, daß ich nicht unter dem gleichen Sterne, wie du, geboren bin," sagte Albert.

„Man muß an Nichts verzweifeln und nur die Geduld nicht verlieren. Du bist nicht, wie ich, an die Einsamkeit gewöhnt, und daher kommen diese Grillen. Allein dies soll jetzt anders werden, wenn nur erst einmal weibliche Gesellschaft die Farm freundlicher macht. Ich habe die Wirthschaft mit meinem John, der seit meiner Frau Tode meinen Haushofmeister, Koch, Kellermeister, Kammerdiener und Alles, was ein Mensch bedarf, in einer Person vorstellt, herzlich satt und mich deßhalb schon vor einigen Wochen an meinen Geschäftsfreund Mr. Green in Buffalo gewendet, daß er durch seine Verbindung in New-York mir unter den vielen dort lebenden deutschen Frauenzimmern eine Haushälterin

verschaffe, die aber nicht allein dem Hauswesen vorzustehen im Stande sein, sondern auch so viele Bildung besitzen muß, daß man ein vernünftiges Wort mit ihr reden kann. Unter weiblicher Aufsicht und Pflege nimmt gleich Alles eine viel anmuthigere Gestalt an, und auch du wirst dem Leben wieder eine freundlichere Seite abgewinnen, wenn wir zu Drei Abends beim Thee, von des Tages Last und Mühe ausruhend, im Gespräche uns ergehen oder abwechslungsweise etwas Unterhaltendes lesen."

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Selig, wer nicht aus den Schranken
Der bescheidnen Menschheit dringt,
Nie mit schwindelnden Gedanken
Aus des Wissens Grenze springt,
Nicht den Vorhang wagt zu heben
Zwischen Geist und Körperwelt,
Sondern g'nügsam dieses Leben
Für des künft'gen Schule hält.

Verschiedenes.

Der jüngst gestorbene Kaiser von Fez und Marokko, Muley Abderrhaman, war 1778 geboren, und hatte demnach ein Alter von 81 Jahren erreicht. Als sein Vater 1794 starb, bemächtigte sich sein Oheim, Mulei Soliman, ein Ungeheuer in Menschengestalt, des Thrones, auf dem er bis zu seinem 1822 erfolgten Tode saß. Er erfand Todesstrafen und Torturen, die vor ihm unbekannt waren. So oft er zu Pferde stieg und im Sattel saß, zog er ein Pistol aus dem Halfter und jagte dem Sklaven, der ihm das Pferd vorgeführt hatte, eine Kugel durch den Kopf. Sein Lieblingsvergnügen war der sogenannte Mauertod. Er ließ nämlich um eine Anzahl Sklaven eine Mauer aufführen, die ihnen bis an die Köpfe reichte, hierauf die Gesichter der Unglücklichen mit Honig bestreichen, die dann von den Fliegen und Insecten aufgezehrt wurden, und belustigte sich an den Qualen dieser Opfer. Vor seinem Tode setzte er fest, daß sein Neffe, dem er bisher den Thron vorenthalten hatte, ihm nachfolgen sollte. Dieser zeigte sich sehr menschlich und war ein geschickter Regent. Er hat siebenzehn Kinder hinterlassen, von denen sein ältester Sohn, Sidi Mahomed, jetzt 56 Jahre alt ist. Derselbe gilt für einen energischen Charakter.

Der Genius der deutschen Nation, welcher ihr Schiller geschenkt hat, scheint es auch veranlaßt zu haben, daß die Säcularfeier seiner Geburt in dieses Jahr fällt, in die Zeit, da vorherrschender Realismus, der in widerwärtigster Weise bis in die Literatur gedrungen ist, doppelt nothwendig macht, daß man sich der idealen Besitzthümer bewußt werde; in ein Jahr, welches für die deutsche Entwicklung, wenn nicht ein verhängnißvolles, doch jedenfalls ein denkwürdiges sein wird. Wir möchten darum an das herrlichste Gedicht erinnern, welches der große Todte jemals in der Brust eines anderen Dichters erweckte, wenn man Goethe's unvergleichlichen Nachruf ausnimmt. Es ist das Gedicht, das Anastasius Grün vor etwa zwanzig Jahren schon in das Schiller-Album spendete. Und wie es dem Denkmal Schiller's gewidmet ist, das als „Memnon Germaniens" begrüßt wird, sollte es nun überall gesungen werden, wo man eine Büste, ein Standbild Schiller's aufstellen wird. Denn wenn der Dichter jemals ein Prophet war, so war es Anastasius Grün, als er das Erzbild Schiller's im Geiste vor sich sehend den feurigen Ruf sang:

„— in der Zwietracht
Düsteren Tagen
Weit soll es tönen,
Laut soll es sagen:

Lodert ihr deutschen
Herzen in Flammen,
Schlaget zu Einem
Brande zusammen."

Logogryph.

Mich verzehret
Ochs und Kuh.
Umgekehret
Dient's zur Ruh.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.


Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 130. Samstag, den 29. October **1859.**

Johann Casimir in Neustadt 1597.

Der Rathhaussaal von Neustadt erglänzt im Kerzenschein
Im Sommer fünfzehnhundert und siebenzig und neun.
Heut' gilt es zu bewirthen wohl einen selt'nen Gast:
Casimir Johann, Pfalzgraf, will heute halten Rast.
Des hohen Rathes Gliedern, im festlichen Gewand,
Hat sich die Gunst des Fürsten so huldreich zugewandt.
Ob sie um diese buhlten? Nicht kann ich dies erschaun,
Gar schlimm hat man gehandelt am heiligsten Vertrau'n. —
Süß duftet auf der Tafel der edle Firnewein,
Den schämiglich kredenzen die hold'sten Mägdelein.
Als ob sie alte Brüder, beim Zechgelag ergraut,
Den Pfalzgraf in der Mitte des weisen Raths man schaut,
So freundlich und gewogen, als man ihn nie gedacht,
Drum leert man keck die Becher fort bis um Mitternacht.
Es war des Weines Feuer, wie man wohl glauben kann,
Zu Kopfe schon gestiegen etwelchem Bürgersmann.
Denn plötzlich küßt ein Rathsherr die kurfürstliche Hand:
(Warum doch ist der Edle der Nachwelt nicht genannt?)
„Verzeihet, Eure Gnaden, tragt uns mit Zorn nicht nach,
„Daß Eure tapfre Schaaren man hier einmal nicht mag.
„Wir sind genug uns Männer zu schützen uns're Stadt,
„Die obendrein der Gräben und Mauern reichlich hat;
„Will 's Gott, daß wir verbleiben an Euch in Ewigkeit,
„So unser Bürgername geehret weit und breit."

Wie sinnend auch der Pfalzgraf vernimmt des Bürgers Wort
Und ob der stolzen Rede Vergebung winkt sofort:
Wurmt's doch ihn tief im Innern — wahr' dich, du Rath so klug,
Schon oft man deine Weisheit in enge Fesseln schlug.

„„Habt Dank, Ihr biedern Männer", der Fürst nun gnädig sprach,
„„Noch kenn' ich meine Braven von altem Schrot und Schlag;
„„Daß längst ich dies vergessen, bezeugt Euch mein Besuch,
„„Zu meinen Liebgetreuen mich heiße Sehnsucht trug.""

Da trafen sich die Becher, es tönt des Jubels Schrei,
Bis längst die Geisterstunde gestrichen war vorbei,
Da sprach der Pfalzgraf lächelnd und mit beredtem Mund,
Indeß in seinem Auge doch that der Schelm sich kund:

„„Laßt nun des Schlafs uns pflegen, ihr Bürger, setzt zur Ruh!
„„Schon wehet uns aus Osten der kühle Morgen zu.
„„Doch, jetzt in solcher Frühe, zu pürschen in dem Thal,
„„Zu schweifen in den Bergen nach solchem reichen Mal:
„„Ist königlich's Vergnügen, ist königliche Lust.
„„Ha! Laßt mich 'naus ins Freie, zu kühlen meine Brust!
„„Hab' auch am heut'gen Tage entdeckt des Hirsches Färth',
„„Doch schade, ihn zu fällen bin ich so unbewehrt.
„„Wer reicht mir eine Waffe, wer öffnet mir die Pfort'?
„„Den Hirschen zu erlegen zieht's mich zum Walde fort!""

Nach langem Zögern endlich gibt man die Waffe blank,
Gar höflich er dann stammelt den tiefgefühlten Dank.
Man g'leitet ihn zum Thore, dem Wächter kündet 's man,
Hinaus tritt leichten Schrittes der schmucke Jägersmann,

„„Liegt ihr im Morgentraume noch süß, ihr Freunde mein,
„„Stell ich zum Morgenimbiß gewiß mich wieder ein.""

Noch war es in den Straßen so heimlich, noch so still,
Und von den alten Rathsherrn erwachen keiner will,
Und hinter fernen Bergen blitzt schon die Sonn' hervor —
Als auch der Pfalzgraf pochend schon harrt am Thalesthor.

Der Wächter reibt die Augen, öffnet dem hohen Herrn,
Ihm war's, als hört' er Klirren von Waffen in der Fern.
„Laß auf das Thor ein Weilchen, ich hatte gute Pürsch.
„Sieh' da, schon bringen Träger den mir bescheerten Hirsch!"

Da brechen wie Meeresfluthen, wie riesige Stromeswellen,
Zum Thore herein viel Hundert wildbärtige Kriegsgesellen,
Sie treten so flink die Straße, schau'n kühn unterm Eisenhute,
An ihrer Spitze der Pfalzgraf herschreitet mit keckem Muthe.

Dort auf des Marktes Mitte steht still das kleine Heer,
Es glänzt im Morgenstrahle so Helm als Schwert und Speer,
Die Fähnlein flattern lustig im frischen Morgenwind:
„Ihr Herrn vom Rath, den Imbiß bereitet jetzt geschwind!"

Was soll ich weiter sagen? Nicht braucht man Gegenwehr,
Man war ja nicht gerüstet, es ging auch sichtlich schwer,
Ob's auch die Herrn verdrossen, kam's darum nicht zur Schlacht,
Endlich zum bösen Spiele man gute Miene macht.
Und zu dem Rathhaussaale tritt wieder Casimir,
Für seine Schaar gibt willig und gern man jetzt Quartier,
Die ob der guten Mannszucht bald wohlgeduldet war,
So, daß nach einem Jahre vermählt ward manches Paar.
Nach dreizehn Sommern plötzlich erfährt man trübe Mähr',
Sie lastet auf den Herzen, sie ist gar inhaltschwer,
Man will es fast nicht glauben: es wurde diese Nacht
Casimir Johann, Pfalzgraf, zur ew'gen Ruh gebracht.

Neustadt, 1859.

Hans Freimund.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Die Damen von Ulmenau waren natürlich spät aufgebrochen; sie fanden daher den Ballsaal schon ziemlich gefüllt, und das Erscheinen von Frau v. Lonthal's Nichte erregte einiges Aufsehen, als die Damen in einer der Pausen des Tanzes den Saal durchschritten, um nach einigen freien Sitzen sich zu begeben. Vieler Augen waren auf Mathilden gerichtet und viele der jüngeren Tänzer fragten, wer denn die allerliebste Kleine sei. Und in der That erschien Mathilde hier in dieser hellen Beleuchtung noch unendlich vortheilhafter als zu Hause; die gesunde Frische ihrer Wange, noch gehoben von der erwartungsvollen, scheuen Aufregung, die Feinheit und Regelmäßigkeit ihrer Züge, die durchsichtige Haut und zarte Färbung, vor Allem aber die eigenthümliche Schönheit ihrer braunen, sprechenden, seelenvollen Augen — dieß Alles waren Eigenschaften, welche das schmucke Kind um so mehr vor vielen anderen hübschen Mädchen auszeichneten, als die ungesuchte Einfachheit ihrer Toilette sich sehr augenfällig von dem reichen Putze der übrigen Damen abhob.

Mathilde machte Glück auf dem Balle. Ehe sie sich's versah, hatten sich ihr verschiedene Tänzer vorstellen lassen, und obschon sie in ihren Kinderjahren viel und gerne getanzt, so trat sie doch mit einer gewissen Befangenheit zur ersten Tour an. Allein sie hatte einen flinken Lieutenant zum Cavalier, und der brachte sie so in den Tanz hinein, daß alle ihre Befangenheit schwand, und ihr Walzen sogar Bewunderung erregte.

Ich brauche wohl kaum zu versichern, daß Fräulein Eleonore und Marie, die noch sitzen blieben, als Mathilde schon mehrere Touren getanzt hatte, kein Auge von dem „Kinde" abließen und sich weidlich über den Erfolg der Kleinen ärgerten.

„Die kleine Heuchlerin!" flüsterte Eleonore ihrer Mutter zu, „sie tanzt mit Grazie und Temperament; mich soll sie nicht glauben machen wollen, daß dieß ihr erster Ball sei! Und wie sie sich amüsirt!"

„Sie hat ihre Tücke hinter den Ohren!" sagte Marie nicht ohne Neid; „wer hätte das hinter ihr gesucht? Sie wählt immer die besten und reichsten Tänzer! Kein Wunder, daß sie so auf diesen Ball erpicht war!"

Allein die Cousinen thaten der armen Mathilde hierin eigentlich Unrecht; das gute Kind war nicht halb so vergnügt als jene glaubten;

es that ihrem gütigen Herzen wehe, die Cousinen sitzen bleiben zu sehen, denn sie wußte, wie sehr dieß ihnen unwillkommen war. Die Schmeicheleien und Artigkeiten ihrer Tänzer fanden nicht den Weg zu ihrem Herzen, denn es lag ihr wenig an ihrem erfolgreichen Auftreten auf dieser Bühne des Vergnügens und der Mode; sie hatte kein Auge für die jungen Herren, denn ihre Blicke suchten nur den Einen, welchen hier zu sehen und wieder zu sprechen ihre hauptsächlichste Hoffnung und der vornehmste Beweggrund ihres Besuchs dieses Balles gewesen war; allein vergebens durcheilten ihre Blicke den ganzen Raum, sie konnte ihn nirgends sehen!

Mehre Stunden vergingen und Mathilde war etwas ermüdet und enttäuscht; sie lehnte daher vorerst weitere Einladungen zum Tanze ab und setzte sich zu der Tante, welche mit einer anderen älteren Dame von allerlei Ereignissen und Neuigkeiten in der Stadt und Umgegend klatschte — Dinge, welche für Mathilden um so weniger Interesse hatten, als sie weder die abgehandelten Personen kannte, noch überhaupt derartige Gespräche liebte. Zwischenhinein schenkte sie den thörichten Koketterien ihrer Cousine Marie, welche gerade vor ihr in einer Française tanzte, einige Aufmerksamkeit.

Plötzlich trat eine Gruppe von Herren unweit von Mathilden aus einer Thüre und ging ganz in ihrer Nähe vorüber; sie erkannte in einem derselben die hochgewachsene Gestalt und das schöne, männliche Antlitz des Majors. Er war in ein angelegentliches Gespräch mit seinen Begleitern verwickelt und schien sie entweder nicht zu bemerken oder keine Notiz von ihr zu nehmen. Es ging Mathilden wie ein Stich durch das Herz, als er im Gedränge verschwand, und ihre Enttäuschung und Beklommenheit wuchsen noch, als sie bemerkte, daß ihre beiden Cousinen, die einander vis-à-vis tanzten und nahe genug waren, um den ganzen Auftritt zu bemerken, einen schadenfroh triumphirenden Blick wechselten und dann sie spöttisch ansahen. Gleich darauf ging die Tour zu Ende und die Cousinen kehrten zu ihren Sitzen zurück. „Blicke doch nicht so wehmüthig drein, Kind!“ flüsterte Marie ihr zu; „ich versichere Dich, Du siehst aus wie eine Niobe, wie wenn Dir das Herz gebrochen wäre! Die ganze Gesellschaft sieht ja, daß Du verliebt bist! Du wirst Dir doch nicht eingebildet haben, der Major werde mit Dir tanzen? da möchtest Du lange warten dürfen! Ich rathe Dir, auf jeden Fall eine derartige thörichte Hoffnung aufzugeben und einstweilen Keinen zu beleidigen, der mit Dir tanzen will!“

Mathilde war nicht in der gleichmüthigen, gelassenen Stimmung, eine solche Stichelei ruhig hinzunehmen, und diese Reden trieben ihr das Blut in die Wangen. Sie befolgte daher den höhnisch gegebenen Rath, jedoch mehr um Mariens weiterem Spott zu entgehen, und es fehlte ihr nicht an Tänzern, bis es zum Souper ging.

Als sie am Arm ihres letzten Tänzers, eines ältlichen, etwas schwerhörigen Herrn die Treppe hinabstieg in den Speisesaal zum Souper, bebte sie zusammen, weil eine wohlbekannte, volltönende Stimme hinter ihr die Worte flüsterte: „Nun, Fräulein Selden, Sie sind doch hoffentlich recht vergnügt?“ Sie wandte sich um und blickte dem Major in seine großen, sprechenden Augen; er hatte eine fremde Dame am Arme, und sie gewann nur so viel Zeit, ihm flüchtig für das schöne Bouquet und die freundlichen Zeilen zu danken. Sein Auge haftete mit einem Ausdruck auf ihr, welchen sie sich nicht zu erklären vermochte, und beim Eintritt in den Speisesaal wurde sie von ihm getrennt. Bei Tische saß sie weit von ihm getrennt, beinahe am Ende der Tafel, aber sie begegnete zuweilen seinem Blick, den er auf sie geheftet hatte, und hörte hie und da seine Stimme zu ihr herunterschallen, während er sich mit seinen Nachbarn frei und ungezwungen unterhielt. Allein das Souper endigte, ohne daß Herr v. Reigersberg sie wieder aufsuchte, und auch nachher erschien er nicht wieder im Ballsaale, sondern schien ganz weggegangen zu sein. Sie bemerkte, daß Cousine Eleonore sie halb spöttisch und halb mitleidig anblickte, daß Marien eine sarkastische Bemerkung auf den Lippen brannte, und so nahm sie die Aufforderung des ersten besten Tänzers zu einer neuen Tour an, um nur ihren Cousinen auszuweichen.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Die englische Grabgabel, welche in der Gerätgefabrik zu „Königshuld" bei Oppeln sehr solid und bestconstruirt angefertigt wird, verdient die schnellste Verbreitung, da ihre Vorzüge dem Spaten gegenüber von jedem Arbeiter willig und gern anerkannt werden. Die englische Grabgabel hat 5 Zinken und sticht mit weit geringerer Kraftäußerung als der Spaten in den Boden 12—14 Zoll tief, während letzterer unter gleichem Verhältniß 8—10 Zoll tief eindringt. Bei dem Herausheben ist der Boden gleichzeitig zerbröckelt, man erspart das Harken, und Quecken und andere Unkrautwurzeln liegen entblößt nach oben, da sie an den Zinken hängen geblieben sind. Durch allgemeine Einführung der englischen Grabgabel wird der Spatencultur der größte Verschub geleistet, und wird kein Gartenbesitzer bei ihrem Kennenlernen fortan mehr ohne diese sein wollen.

Denksprüche.

Wenn die Lieb' ist eifersüchtig, so bekommt sie hundert Augen,
Doch es sind nicht zwei darunter, die grad' aus zu sehen taugen.

Die Achtung ist nicht die Wurzel, aus welcher die Rebe der Liebe erwächst; aber sie ist die Ulme, an der jene sich aufrankt und ihre köstlichen Früchte reift.

Verschiedenes.

Es ist eine allgemeine Klage, daß die Goldfische, die man in Glasgefäßen in den Zimmern hält, so häufig hinsterben. Man wechselt regelmäßig das Wasser, hält das Gefäß sorgfältig rein, beschattet es gegen die heißen Sonnenstrahlen, und dessenungeachtet gehen die Fische nach kürzerer oder längerer Zeit immer wieder zu Grund. Die Ursache dieser Sterblichkeit liegt gewöhnlich in dem Mangel an Nahrung. Die Behauptung, daß diese Fischchen von Infusorien leben, ist ein Unsinn. Man gebe ihnen wöchentlich zwei Mal kleine Erdwürmer, solche, wie man sie zum Angeln verwendet, beuge der Nothwendigkeit des häufigen Wasserwechsels dadurch vor, daß man Etwas von einer Wasserpflanze in das Gefäß thut, und die Fische werden gedeihen und groß werden. Wir haben mehrere solche seit fünf Jahren in unserm Besitz, die seit dieser Zeit dreimal so groß geworden sind, als sie anfangs waren.

Gustav Schwab nahm nach Auszügen aus dem Taufregister, in welchem der 11. November verzeichnet war, dieses Datum als den Geburtstag Schiller's an. Schon der Umstand, daß Schiller und seine Familie stets den 10. November feierten, machte diese Annahme zweifelhaft. Scherr in seinem vor Kurzem erschienenen Werk „Schiller und seine Zeit", S. 623, citirt verschiedene Briefe Schiller's an seine Freunde, in denen er den 10. November als seinen Geburtstag angegeben. Auch Boas „Schiller's Jugendjahre", I. 47, hat darauf hingewiesen, daß, als Schiller 1793 sein Geburtsfest in der Heimath inmitten seiner Familie beging, dies am 10. November geschah. Hoffmeister hat in seinem größeren biographischen Werke über Schiller ebenfalls den 10. November, wogegen in dem kleineren, von Viehoff herausgegebenen, Schwab's Angabe adoptirt ist. Scherr bemerkt, daß die Kirchennotiz doch den angezogenen Zeugnissen gegenüber nur beweisen kann, daß der Dichter am 11. November getauft wurde. Diese Vermuthung wird in Palleske „Schiller's Leben und Werke", B. I., S. 16 bestätigt. Die Taufregister, schreibt Palleske, verzeichnen oft nur den Tag der Taufe, welche in der Regel am Tage nach der Geburt vollzogen wurde. Was aber allen Zweifel beseitigt, ist ein keinem der bisherigen Biographen Schiller's bekannt gewesenes Aktenstück, ein von Schiller's Vater eigenhändig geschriebenes, Solitude, den 17. Mai 1789 datirtes, Curriculum vitae meum mit dem Verzeichniß der Geburtstage seiner Kinder. Hiernach ist Schiller am 10. November geboren. Vgl. Weimarisches Jahrbuch, Bd. 6, S. 221.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 129:
Gras — Sarg.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 131. Dienstag, den 1. November **1859.**

Am Allerseelentag.

Wenn gelb die Blätter fallen,
Die Blumen sind verblüht,
Nur matten, fahlen Scheines
Der Sonnenball noch glüht;

Wenn seine letzte Ernte
Der Landmann heimset ein,
Bricht mit Novemberstürmen
Ein ernster Tag herein. —

Ein Tag, geweihet Denen,
Die fielen gleich dem Blatt,
Verblühten wie die Blumen,
Und Hein geerntet hat.

Schon Morgens, wenn der Nebel
Noch wie ein Leichentuch
All' das Gestorb'ne decket,
Wird zahlreicher Besuch

Dem stillen Gottesgarten,
Dem Friedhof, wo in Ruh'
Des ew'gen Frühlings warten
So Viele, einst auch — Du! —

Sieh', wie die Schaaren wallen
Zum Friedhofshügel dort,
Die Trauer an dem Kleide,
Im Herzen und im Wort.

Am Arme hängt ein Kränzlein,
Die Hand hält einen Strauß,
So zieh'n zu lieben Gräbern
Die Liebenden hinaus,

Und schmücken Kreuz und Steine,
Und zieren Gruft und Grab;
Und auf die Blumen rinnet
Manch' heiße Thrän' hinab. —

's ist doch 'ne schöne Sitte,
Die Jeden zieren mag,
Dies Wallen zu den Todten
Am Allerseelentag! —

Da sollte Niemand fehlen,
Der dort ein Herz verlor;
Denn wie mit Geistesstimmen
Tönt's aus dem Grab hervor:

„Dreihundert vierundsechzig
„Der Tage Gott dir bot
„Für Lebende, für's Leben:
„Weih' einen Dem, was todt!"

D'rum, Freund, laß auch uns folgen
Den Trauernden hinaus,
Ein uns hochtheures Wesen
Es ruht ja auch da draus.

Die letzten frischen Blumen,
Die noch der Herbst gewährt,
Sei'n uns'rer „todten Blume"
An diesem Tag beschert. —

Welch reges Leben heute
Auf weitem Todtenfeld!
Hier trifft sich mit der Armuth
Die vornehm-reiche Welt.

Die Menschen, die im Tode
Ganz gleich erst werden sein,
Zum gleichen Gange ladet
Der gleiche Schmerz sie ein.

Ja, ja, der Schmerz verbindet,
Wie Freude gar oft trennt;
Und nur der Schmerz hilft Manchem
Zu einem sel'gen End'.

Was mögen durch die Herzen,
Die zu den Gräbern hin
Der Stü[illegible]ben Fülle bringen,
Ach! für Gedanken zieh'n!

Gedanken und Gefühle! —
Sieh' nur das fromme Kind
Da, wo nur schlichte Kreuze
Von Holz errichtet sind!

Die hellen Thränen rollen
Der lieben Maid herab;
Und jetzt — o gute Seele! —
Jetzt küßt sie gar das Grab.

Die heiße Stirne drücket
An's kalte Kreuz sie fest,
Von dem, ihr Haupt zu kränzen,
Sich niederranken läßt

Auf's helle Gold der Locken
Des Epheu dunkles Grün. —
Mit diesem schönen Bilde
Laß, Freund, uns weiter zieh'n.

Geh'n wir zu „unserm" Grabe
Still betend in Geduld:
„Der Du die Herzen prüfest,
„Vergib uns uns're Schuld!

„Füg' einst in Lieb' zusammen,
„Was noch getrennt hier lag,
„Daß jenseits Allerseelen
„Sei Allerfreudentag!" —

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Mathilde fühlte sich müde und übersättigt; daher war sie froh, als endlich Frau v. Lonthal's Wagen gemeldet wurde, und man sich zur Heimkehr anschickte. Schweigend und in ihren Erwartungen getäuscht, drückte sie sich in eine Wagenecke, während die Cousinen und die Tante sich in einer nicht gerade immer nachsichtigen Kritik des Anzugs, der Aeußerungen und des Betragens ihrer Bekannten auf dem Balle ergingen. Mathilde selber blieb natürlich nicht verschont, und einige Bemerkungen, namentlich über ihr angebliches Verhältniß zu Herrn v. Reigersberg, waren so verletzend und beißend, daß Mathilde, die, ohnedem aufgeregt, sich um so mehr einer Erwiderung enthalten mußte, als sie wohl fühlte, daß sie in jeder Antwort weiter gehen würde, als es für ihre Lage verträglich und rathsam war, im Gefühle der drückenden Ohnmacht in Weinen ausbrach, was nur die Schadenfreude der Cousinen mehrte und die Muhme zu einer herben Rüge ihrer kindischen Empfindlichkeit, sowie ihres ganzen Betragens vom heutigen Abend veranlaßte.

„Ich bin mir keines Verstoßes gegen Schicklichkeit und Sittsamkeit bewußt, liebe Tante," entgegnete Mathilde, die sich nicht länger halten konnte; „allein ich fühle wohl, daß ich Ihnen zur Last bin, und würde es Ihnen danken, wenn Sie mir erlaubten, Ulmenau wieder zu verlassen und so bald als möglich zur Frau Bart zurückzukehren!"

„Unerhört!" rief Frau v. Lonthal in wortloser Entrüstung, denn auf eine solche Aeußerung des „Kindes" war sie nicht gefaßt gewesen.

„Abscheulich! welch ein schnöder Undank von einem solchen Jüngferchen!" rief Eleonore.

„Wohlan, Mamsell!" setzte Frau v. Lonthal endlich mit mühsamer Fassung hinzu, „morgen früh, wenn wir ruhiger geworden sind, wollen wir weiter darüber reden! . . ."

„Nicht doch, Mama, das würde sich nicht der Mühe lohnen!" fiel ihr Marie mit ihrer gewohnten vorschnellen Weise in's Wort; „wenn Mathilden so viel daran gelegen ist, uns zu verlassen, so dünkt mich, wir sollten sie nicht halten!"

„Das ist auch meine Ansicht, Mama," setzte Eleonore hinzu; „wäre ich übrigens an Mama's Stelle, so würde ich das Kind noch in eine Pension geben, um es Lebensart zu lehren und ihm die romanhaften Ideen aus dem Kopfe zu vertreiben!"

Kalt und gegenseitig unzufrieden trennte man sich bei der Heimkehr. Die Cousinen hatten ebenso gut gemerkt als die Muhme, daß sie bei dieser Gelegenheit von der kleinen Mathilde ganz verdunkelt und in den Schatten gestellt worden waren; und bei Frau v. Lonthal war es schon beschlossen gewesen, daß dieß Mathildens erstes und letztes Erscheinen in der Oeffentlichkeit sein sollte, denn sie hatte nicht erwartet, in der armen Waise eine Nebenbuhlerin ihrer eigenen Töchter zu sehen, und konnte ihr diese paar Triumphe nicht vergeben. Namentlich Marie war sehr erbittert gegen ihre arme Base, denn ein junger Gutsbesitzer von Adel aus der Umgebung, der ihr schon seit einiger Zeit Aufmerksamkeiten erwies, und dem Marie sehr gewogen war,

hatte mit ihr nur ein einziges Mal getanzt und dabei von nichts Anderem gesprochen, als von dem schönen Fräulein Selden, die er nicht weniger als drei Mal engagirte und mit Elogen überhäufte. In den Augen der beiden Schwestern war sie daher fürder eine gefährliche Rivalin und unholde Hausgenossin geworden, und Mathildens eigener Wunsch, Ulmenau zu verlassen, kam den Fräulein v. Lonthal sehr gelegen, so daß sie noch in später Nacht, nachdem Mathilde sich nach ihrem Stübchen begeben hatte, in die Mutter drangen, die tückische, kleine Waise ziehen zu lassen. Es kostete wenig Mühe, Frau v. Lonthal hiefür zu gewinnen, denn ein Mal hatte Mathildens Erklärung den Stolz der Tante sehr verletzt, und dann sah die Letztere auch ein, daß es ihren Freunden und Bekannten sehr auffallen müßte, wenn man Mathilden, nachdem sie einmal auf einem Ball erschienen war, fortan von allem geselligen Umgang ausschließen würde, und Frau v. Lonthal mied mit umsichtigster Sorgfalt allen bösen Schein.

Mathilde fand am andern Morgen nur finstere Gesichter; um Mittag aber traf mit der Postbriefkapsel ein Brief für sie ein, welcher für Mathildens Entschluß entscheidend war, denn er schien die Tante aller Verantwortung für die zukünftigen Schicksale ihrer Nichte zu entlasten, welche Mathilde ihr auch vorzuenthalten für passend hielt. Der Brief kam, wie aus den ersten Zeilen hervorging, von einer Jugendfreundin und innigen Vertrauten ihrer verstorbenen Mutter, einer Frau v. Sacken, von welcher Mathilde ihre selige Mama oft in Ausdrücken der innigsten Zärtlichkeit als der Busenfreundin ihrer Jugend hatte reden hören. Frau v. Sacken war bei dem Grundherrn des Dorfes, woselbst Mathildens Großvater mütterlicherseits Pfarrer gewesen, erzogen worden, hatte später einen jungen Artillerie-Offizier geheirathet, der als Instructor nach Rußland ging, und beide Freundinnen hatten sich von diesem Zeitpunkte an nicht mehr gesehen, wohl aber in den ersten Jahren ihrer Ehen noch zuweilen Briefe gewechselt. Frau v. Sacken schrieb nun, sie habe mit großem Bedauern und herzlicher Theilnahme Mathildens traurige Lage erfahren und vernommen, daß sie die Freistätte im Hause der Frau von Lonthal mit einer Gouvernantenstelle vertauschen wolle. Sie selbst sei im Falle, eine Erzieherin für ihre Kinder anzunehmen, sei aber Wittwe und nicht in der Lage, einen großen Gehalt zu reichen; wenn es aber Mathilden um liebevolle Behandlung, stille Zurückgezogenheit und den Rath und Umgang einer mütterlichen Freundin zu thun sei, so dürfte sie auf dem kleinen Gütchen, welches Frau v. Sacken bewohnte, alle ihre Ansprüche befriedigt finden. Sie möge sich daher den Vorschlag überlegen und womöglich ohne vorhergehende Antwort lieber gleich selber kommen.

Dieser Antrag versetzte Mathilden in die freudigste Rührung; es war für sie sozusagen ein providentieller Akt, denn sie fühlte, daß sie nach der gestrigen Erklärung nicht mehr bleiben konnte. Aus dem ganzen Briefe sprachen ein so gewinnendes Wohlwollen und eine so herzliche Theilnahme und Zärtlichkeit, daß sie sich kaum enthalten konnte, ihre Freude zu verhehlen, als sie der Tante das Schreiben überreichte. Frau v. Lonthal schien von dem Inhalt desselben überrascht, durchlas ihn mehrmals, legte alsdann den Brief nieder und sagte: „Ich habe zwar nicht die Ehre, diese Frau Oberst v. Sacken zu kennen, allein wenn sie die Wittwe eines höhern Offiziers und eine Jugendfreundin Deiner Mutter ist, wie sie behauptet, so ist sie jedenfalls eine respectable Dame. Wenn Du es daher bei ihr versuchen willst, so habe ich nichts dagegen einzuwenden; jedenfalls ist der Aufenthalt unter ihrem Dache passender für Dich, als der bei einem früheren Dienstboten!"

Mathilde begnügte sich mit diesem, wenn auch etwas ungraziösen Bescheid, und meldete Frau v. Sacken, daß sie ihr Anerbieten dankbar annehme und binnen drei Tagen eintreffen werde. Das Gut der Frau v. Sacken, der Braune-Hof, lag ungefähr drei Meilen von Ulmenau und war mit dem Eilwagen von B. nach N., der in der Nähe jenes Gutes vorüberfuhr, leicht zu erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Vertilgung der Erdflöhe.) Das landw. Wochenblatt für Neupommern enthält folgende Notiz: „Ein Rapsbauer fand nach

gutem Auflaufen des Rapses nach zwei Tagen die Erdflöhe in solcher Masse an den aus zwei Blättern bestehenden Pflänzchen, daß nicht eines davon kommen zu können schien. Er präparirte hierauf ein Streumittel von 1 Theil Guano, 1 Theil Gyps und 4 Theilen Holzasche, vorher mit einem Absud von klein zerhacktem Wermuth übergossen und dann wieder getrocknet, und bestreute damit die schon gelichteten Rapsreihen. Nach einigen Stunden sei der Rapsacker frei von Erdflöhen gewesen, und nur eine kleine Parcelle, wohin das Streumittel nicht reichte, habe ausgepflanzt werden müssen." — In diesem Frühjahre sind die jungen Kohlpflanzen in den Mistbeetkasten sehr stark von den Erdflöhen befallen worden. Ein wenig auf die Pflanzen gestreutes Insectenpulver vertrieb sämmtliche Erdflöhe in Zeit von einigen Stunden.

Denksprüche.

Zur Höhe mußt du frommen Blickes schauen,
Wenn Nacht und Grauen deinen Pfad umhüllt,
An's Vaterherz mußt du dich kindlich wenden,
Wenn tiefer Kummer deine Brust erfüllt.
Nur Gott allein kann jedes Leiden enden,
Und jede Klage wird von ihm gestillt;
Drum, ob es Nacht sei, ob der Morgen tage,
Das Aug' empor, in Wonne und in Klage!

Verschiedenes.

Die vierte Deputation des Criminalgerichts zu Berlin verhandelte am 15. d. M. eine Anklage gegen den Kaufmann A. H. Ramlow, deren Thatbestand wohl einzig in seiner Art dastehen dürfte. Der Angeklagte fungirte als Reisender für eine Berliner Glaswaarenhandlung, ist verheirathet und Vater von fünf Kindern. Während einer mehrtägigen Anwesenheit in Minden im vergangenen Jahre knüpfte er mit der Tochter eines Ober-Postsecretärs in Bielefeld ein näheres Verhältniß an, welches er so weit trieb, daß er sowohl der sehr achtbaren jungen Dame, wie auch deren Vater einen Heirathsantrag machte, unter der Angabe, daß er Wittwer sei und 3 Kinder habe. Er ließ sogar die Verlobung vollziehen und die Karten vertheilen, bestimmte die Zeit der Hochzeit und richtete an die betrogene junge Dame von Berlin aus noch mehrere liebeathmende Briefe. Während er den letzten Brief an die Dame geschrieben, hatte er bereits wiederum in Berlin ein ganz ähnliches Verhältniß mit einer jungen Dame angeknüpft, und außerdem brachte die Anklage noch ein drittes Liebesverhältniß zur Sprache, welches er bei seiner Anwesenheit in Tiegenhoff angeknüpft hatte. Dieses letztere Verhältniß nahm einen tragischen Ausgang, denn die betrogene junge Dame wurde zur Selbstmörderin, ob in Folge des ihr gespielten Betruges, war nicht festgestellt. Der Ober-Postsecretär in Bielefeld hatte sich und seine Tochter durch das Benehmen des Angeklagten für beleidigt erachtet und die Bestrafung desselben beantragt. Der Gerichtshof erkannte auf eine Gefängnißstrafe von drei Monaten und sprach den Beleidigten das Recht zu, das Urtheil durch die „Vossische Zeitung" bekannt zu machen.

Räthsel.

Ein kleines Wort, doch vielbedeutend
Ist dieses Wort in seinem Sinn.
Es wirkt im Leben oft entscheidend
Und führt uns rasch zum Ziele hin.
Ein Feldherr kann es nicht entbehren,
Wenn er den Feldzug unternimmt,
Es muß ihn lenken, leiten, lehren,
Wie er den Sieg für sich gewinnt.
Im Baufach zieht man es zu Rathe,
Deßgleichen in der Mechanik;
Der feine, schlaue Diplomate
Benützt es auch zur Politik.
Der Speculant führt oft verwegen
Durch es ein Unternehmen aus.
Bald bringt es Glück und reichen Segen,
Bald Noth und Elend in das Haus.
Nun, Leser, willst du Letztres miden;
Dann faß es klug und mit Geschick.
Verfasser dies' meint selbst bescheiden,
Verkehrte bringen selten Glück.
L. —et.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 132. Donnerstag, den 3. November 1859.

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Fortsetzung.)

Zwei Tage später stand Mathilde abermals in Reisekleidern mit Koffer und Hutschachtel und Reisesack zum Wegfahren gerüstet und wartete auf den Eilwagen, der bald nach Mittag hart vor Ulmenau vorüberkommen mußte. Das Posthorn klang schon aus der Ferne, darum lud David den Koffer auf die Schulter und trug ihn hinunter an die Landstraße. Mathilde ging hierüber in den Salon, sich bei der Tante zu bedanken und zu verabschieden. Frau v. Lonthal legte zwei Finger in die Hand ihrer Nichte, drückte ihre kalten Lippen auf Mathildens Stirne und sagte: „Ich will ohne Groll von Dir scheiden, obschon Du mich sehr beleidigt hast; hoffentlich wirst Du, wenn wir uns wieder einmal begegnen, zu einem klareren Bewußtsein Deiner Pflichten gekommen sein!" — Fräulein Eleonore blickte von ihrer Stickerei auf, reichte Mathilde mit der Grandezza einer Königin die Hand und sagte: „Ich wünsche Ihnen, meine kleine Base, daß Sie mit den Jahren auch vernünftiger und weniger romantisch werden mögen, sonst wird es Ihr Unglück sein!" — Marie dagegen schien erst jetzt in der Abschiedsstunde weich zu werden; sie begleitete Mathilden bis an's Thor herunter, küßte sie zärtlich und wünschte ihr herzlich Glück, obschon sie sich in ihrem Muthwillen nicht enthalten konnte, den Wunsch auszusprechen, Thildchen möge auch auf dieser Reise wieder einen galanten Major zum Begleiter haben!

Mathilde fand den Eilwagen schon wartend und von den Dienstleuten des Hauses umringt, welche ihr das Geleit geben wollten. Schon hatte sie den Fuß auf den Wagentritt gesetzt, als noch Einer herbeigesprungen kam, der eigentlich ihr allerbester Freund gewesen war, nämlich Roland, der Neufundländer Hund, der sie aus dem Schlößchen gehen gesehen, und um sie nun gewohntermaaßen auf ihrem Spaziergang zu begleiten, sich von der Kette losgerissen hatte. Mathilde vergoß unwillkürlich einige Thränen, als sie sich von dem treuen Thiere verabschiedete, dessen stumme Liebkosungen sie zurückhalten zu wollen schienen. Dann stieg sie in den Wagen, dessen Fond sie allein einnahm, und das Viergespann entführte sie bald aus dem Weichbild von Ulmenau.

Drei Stunden später setzte der Schirrmeister Mathilden am Eingang des hübschen Dörfchens Gräfenwerth ab, wo eine einspännige Droschke sie erwartete. Zehn Minuten später sah sie das Ziel ihrer Reise, den „Braune-Hof", mit seinem hübschen Wohngebäude aus Tuffsteinen, an dessen Mauern herrliches Epheu sich emporrankte, und kaum fuhr der Wagen am Thorwege an, so flog Mathilden eine Frau in Halbtrauer entgegen und schloß sie in ihre Arme. Zu ihrem Erstaunen erkannte sie in dieser Frau die Schwester des Majors von Reigersberg, ihre einstige Reisegefährtin von der Eisenbahn.

„Wie, Madame, Sie wären wirklich . . ."

„Ja, meine Liebe, ich bin Auguste v. Sacken, die Jugendfreundin Ihrer Mutter!" versetzte diese und drückte Mathilden auf's Wärmste die Hand. „Aber kommen Sie nun! Nachher will ich Ihnen Alles aufklären, — auch Dasjenige, was Ihnen in dem Betragen meines Bruders seither unerklärlich erschienen sein möchte. Alles freilich kann ich Ihnen nicht sagen, denn ich muß ihm selber noch Zeit und Gelegenheit zu seiner eigenen Rechtferti-

gung lassen. Ich erwarte ihn nämlich heute Abend auf Besuch!" Damit nahm sie Mathildens Arm und führte sie den Gartenweg hinan nach dem Hause.

Mathilden war Alles wie ein Traum; ihre Wange glühte, und seltsamer Weise vermochte sie es nicht über sich, der mütterlichen Freundin zu gestehen — was doch schon die Artigkeit erfordert hätte — daß sie sich freue, ihren Freund wieder zu sehen. Frau v. Sacken aber schien sehr zufrieden mit ihrem Stillschweigen, und in der nächsten halben Minute sah sich Mathilde aus ihrer Verlegenheit erlöst, denn die drei Kinder ihrer Freundin, ein Knabe von dreizehn und zwei Mädchen von eilf und neun Jahren, traten ihr unter der Hausthüre entgegen, um sie zu begrüßen.

„Dieß ist mein wilder, feuriger Alexis!" sagte Frau v. Sacken. „Komm, Alex, begrüße meine Freundin, Fräulein Selden! es ist die junge Dame, von welcher Onkel Kurt Dir erzählte, daß sie mit ihm und Mama von Berlin im gleichen Eisenbahnwagen gefahren sei!"

„Ah, ich erinnere mich," versetzte Alexis rasch und reichte Mathilden die Hand, „der Onkel hatte ganz Recht, als er behauptete, seine Reisegefährtin sei sehr hübsch gewesen: Fräulein Selden ist wirklich schön!"

„Ei, Du böser Wildfang!" schalt die Mutter und stellte nun der künftigen Gouvernante ihre beiden Zöglinge, Elisabeth und Olga, vor — sanfte, hübsche Mädchen mit sehr verständigen Physiognomieen.

Mathilde fühlte sich bald heimisch, und als der Thee eingenommen war, welcher sie erwartet hatte, wies Frau v. Sacken ihrer neuen Hausgenossin ihr freundliches Zimmer an, das schon erwärmt war. Frau v. Sacken setzte sich zu Mathilden auf das Sopha und gab ihr nun folgende Erläuterungen:

„Als wir uns damals zum ersten Male auf der Eisenbahn begegneten, hatte mich mein Bruder so eben von Königsberg abgeholt, wo ich seit meiner Rückkehr aus Rußland nach dem Tode meines Gatten bei seiner jüngern Schwester wohnte. Es galt, für mich und meine Kinder dieses Gütchen hier zu kaufen, damit ich in Zukunft mehr in der Nähe meines Bruders wohnen könne. Ich hatte das traurige Schicksal Ihrer lieben Mutter, meiner Busenfreundin, noch nicht erfahren gehabt, und erkannte auch Sie, meine Liebe, nicht als die Tochter meiner herrlichen Louise, theils weil Sie keine sehr ausgesprochene Aehnlichkeit mit Ihrer seligen Mutter haben, theils weil Sie in der Schilderung Ihrer Erlebnisse und Familienverhältnisse uns keinen Namen genannt hatten. Ohnedem hatte ich ja meine Freundin als die Gattin eines sehr wohlhabenden Kaufmanns verlassen — wie hätte ich da ahnen sollen, daß ihr ein so fürchterliches Loos zu Theil geworden war? Gleichwohl fühlte ich mich von dem ersten Anblick an auf eine eigenthümliche Weise zu Ihnen hingezogen, ohne im Mindesten zu ahnen, wie nahe mir damals die verlassene Tochter meiner besten Jugendfreundin war.

„Als Sie uns den Namen Ihrer Tante und deren Gut als Ihren künftigen Aufenthalt nannten, gab mir mein Bruder einen Wink, Ihnen unsere Namen und Stand zu verschweigen, — eine Laune, über deren Motiv er Ihnen selber Rechenschaft geben muß. Wir erschracken aber ordentlich, als wir Sie auf dem Bahnhofe in B. vermißten, bis wir von einem der Diener meines Bruders erfahren, daß die Dienstleute der Frau v. Lonthal Sie fast mit Gewalt entführt hatten! Jener Diener äußerte in seiner Weise, die Kammerfrau Ihrer Tante habe Sie just wie ein Kind behandelt und gehofmeistert, und hieraus entnahmen wir, daß Sie nicht die Schuld an der jähen Trennung ohne Abschied trugen. — Mein Bruder nahm mich mit nach Erlenbach, wo ich übrigens nur wenige Tage blieb, um dann hieher zu reisen und mit seiner Hülfe dieses Gütchen anzukaufen. Sobald dies geschehen war, reiste ich wieder zu meinen Kindern nach Königsberg zurück, und so kam es denn, daß Sie mich aus dem Gesichte verloren und ich von meinem Bruder nichts weiter über Sie erfuhr, als daß er Sie einmal flüchtig auf der Landstraße gesehen habe, — vermuthlich in Begleitung einer Ihrer Cousinen.

(Schluß folgt.)

Des Schicksals Stimme.

(Fortsetzung.)

Während die beiden Freunde auf diese Weise sich die Zukunft ausmalten, der William die rosigste Seite abzugewinnen wußte, so daß

selbst Albert nach und nach heiterer gestimmt wurde, kam John mit einem Briefe in das Zimmer. Derselbe war von Mr. Green an William und der Inhalt kurz folgender:

„Mr. Brown in Neu York fragt im Auftrage einer Dame telegraphisch nach Ihnen bei mir an. Aus dem lakonischen Inhalt der Depesche vermag ich keinen sichern Schluß zu ziehen, und deßhalb bitte ich um Ertheilung von Verhaltungsmaßregeln."

„Da haben wir schon die gesuchte Haushälterin!" rief William, „denn ich wüßte nicht, welches weibliche Wesen sonst in Neu-York sich für mich interessiren sollte. Die Sache ist am schnellsten abgemacht, wenn ich morgen selbst dahin reise; ich kann mir dann die Person ansehen. Wenn sie die entsprechenden Eigenschaften besitzt, so bin ich in einigen Tagen wieder hier, und schon nach dieser kurzen Frist nimmt die heitere Zukunft ihren Anfang, welche ich mir eben noch in unbestimmter Ferne dachte. Du hütest während meiner Abwesenheit die Farm und bist währenddem der gebietende Herr hier. Dies merke namentlich du dir, John," setzte er, gegen den Neger gewendet, hinzu, der ehemals Sklave gewesen, und seitdem er ein freier Mann geworden, nur seinem Brodherrn Gehorsam zu leisten gewohnt war und von keinem Anderen Befehle annehmen wollte. „Du betrachtest Mr. Albert Wagner, so lange ich abwesend bin, als deinen Herrn, denn ihm gehört während dieser Zeit die Farm mit Allem, was darin ist."

John gab durch ein stummes Kopfnicken zu verstehen, daß er gehorchen werde.

Früh am andern Tage machte sich William auf den Weg nach Buffalo, um von dort auf der Eisenbahn nach Neu-York zu fahren. Ehe er sich aber in Buffalo auf den Bahnhof begab, verfügte er sich noch zu Mr. Green. Dieser wiederholte ihm, was er ihm schon geschrieben, setzte jedoch geheimnißvoll hinzu, daß es sich wohl schwerlich um eine Haushälterin handle, indem sein Freund Brown am Schlusse der telegraphischen Depesche noch das Wort: „Herzensangelegenheit" hinzugefügt habe.

„Sollte es denn in Amerika auch Liebesintriken gegeben, wie in Europa," dachte William, als er mit dem Bahnzug nach Neu-York hinrollte, „in Amerika, im Vaterlande des Materialismus, wo Alles sich nur um Geld und Gelderwerb dreht!" Wie sehr er sich aber auch den Kopf zerbrach, wo und auf welche Weise er auf eine Dame, die jetzt in Neu-York lebe, habe einen Eindruck machen können, so gelang es ihm doch nicht, mit sich darüber ins Klare zu kommen. Seine Neugierde war dadurch so sehr erregt worden, daß er beschloß, stehenden Fußes, sobald er ankomme, sich sogleich nach Prescott-House, wo die Geheimnißvolle nach Mr. Green's Angabe wohne, zu begeben, ohne zuvor bei Mr. Brown einzusprechen, wozu es nachher noch immer Zeit sei. Etwa auf der Hälfte des Weges fuhr der von Neu-York kommende Zug, in welchem Karoline saß, an dem seinigen vorüber, ohne daß die Stimme des Herzens des Einen oder des Andern ein Wort gesprochen hätte. In William's Herzen war ohnehin die Erinnerung an Europa, und somit an Das, was er wahrscheinlich eine Studentenliebelei genannt haben würde, wenn darauf die Rede gekommen wäre, längst ganz in den Hintergrund gedrängt worden.

In Neu-York angekommen, stieg er in Prescott-House ab, und nahm sich kaum Zeit, seine Toilette etwas zu ordnen, worauf er sogleich bei dem Hausmeister nach der deutschen Dame auf Zimmer Nr. 57 im zweiten Stocke sich erkundigte. Dieser sagte ihm, daß sie zu Hause und seines Besuchs gewärtig sei, indem er dabei seiner Instruction gemäß handelte, weil Anna ihm gesagt hatte, daß sie eine Stelle suche. William zweifelte nun keinen Augenblick länger, daß es sich um eine Liebesintrike handle, und die Frage, mit der er sich auf dem Wege nach Zimmer Nr. 57 beschäftigte, drehte sich einzig darum, ob die Dame, die sich für ihn interessire, schön oder häßlich, jung oder alt sei. Seine Vernunft ließ ihn das Letztere befürchten, da eine junge und hübsche Dame sich keiner Vermittlung und keiner Umwege zu bedienen pflegt.

Williams Erstaunen und Entzücken war daher groß, als er sich Anna gegenüber befand, die sanft erröthend in der vollendetsten Schönheit und Lieblichkeit von ihrem Stuhle aufstand und ihm entgegenkam. Das Ungewohnte, einen fremden, und dazu noch einen jungen Herrn bei sich empfangen zu müssen, hatte ihr das Blut in die Wangen gejagt; doch faßte sie sich

schnell, denn Mr. Brown hatte sie ja darauf vorbereitet, daß sie Ladies und Gentlemen bei sich zu empfangen habe, welche sich nach landesüblicher Umständlichkeit nach allen ihren Verhältnissen genau erkundigen würden, bevor sie ihr einen Antrag als Gouvernante oder Haushälterin, oder als was sie sonst engagiren möchten, stellen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Man erzählt sich in Breslau folgende Geschichte von einem sehr ehrlichen Liebhaber. Ein sehr wohlhabender Mann trug die Hand seiner Tochter einem jungen Menschen an, in welchen sich das 17jährige hübsche Mädchen in Folge einer Salonbekanntschaft verliebt hatte. Die Freunde ihres Vaters riethen ihm zwar ab, aber er sagte, er wolle seiner Tochter einen Mann nach ihrer Wahl geben. Da erhält er plötzlich folgenden Brief von seinem zukünftigen Schwiegersohn: „Mein Herr! Ihr Antrag ist für mich sehr schmeichelhaft, doch muß ich ihn zurückweisen. Ihre Tochter ist in mich verliebt; dies ist schön, aber leichtsinnig von ihr. Ich bin kein Mann für eine Frau und wüßte nur das Vermögen todt zu schlagen. Wenn Sie mir nicht glauben, so fragen Sie die Welt; sie wird Ihnen sagen, ich sei ein Taugenichts; aber antworten Sie der Welt, ich sei ein ehrlicher Taugenichts. Ihr ergebener ꝛc.“

Vor einer Reihe von Jahren brannte in M. ein großer Pallast ab. Da es Winter war, so waren die Brunnen eingefroren, die Leute scheuten die Kälte und um des Wassers willen war große Noth. Unter den Zuschauern, deren gar viele da waren, stand auch ein dicker Herr mit einem großen Muff vor und einem dicken Haarbeutel hinter sich, dem Feuer wie einem prächtigen Schauspiele gemüthlich zuschauend. — „Alter Herr!“ rief aus der Kette der Wasserträger einer dem Dicken zu, „was stehen Sie hier und haben Maulaffen feil? helfen Sie Wasser tragen!“ — „Ich bin der Hofrath R.,“ sprach vornehm der Herr mit dem Muff. — „Und ich bin der Herzog von K.!“ antwortete der Wasserträger und stürzte dem Hofrath einen Eimer Wasser über den Kopf.

In Worms ist nunmehr die Herstellung des ehrwürdigen Doms, eines stattlichen Werks des elften Jahrhunderts, in Angriff genommen worden. Gegenstand der Restauration ist zunächst die östliche Kuppel, welche nach der schweren Katastrophe des Jahres 1689, wo die die Stadt verzehrende Gluth das Bleidach zerschmolz, sehr geschmacklos wieder hergestellt und seitdem wieder sehr schadhaft geworden war. Seit Anfang Septembers steht das über 100 Fuß hohe Gerüste, an welchem mehrere Wochen lang gebaut worden war, vollendet da. Die Kuppel soll wieder ihre ursprüngliche achteckig-geradlinige Form erhalten. Gleichzeitig ist eine zweite Arbeit zur Erhaltung des Doms begonnen worden, die Verankerung der gewichenen Säulen des Mittelschiffs. Beide Werke sollen noch in diesem Jahre vollendet werden. Bekanntlich versuchten die Franzosen, als sie nach Herbeiführung jener Katastrophe zum Rückzug genöthigt wurden, den herrlichen Bau in die Luft zu sprengen, ein Versuch, der glücklicherweise an der Festigkeit der Kirche scheiterte. Indessen wurden dadurch doch Beschädigungen herbeigeführt, deren Folgen sich im Laufe der Zeit als nachtheiliger erwiesen, als man anfangs glaubte. Eine umfassende Restauration ist erforderlich. Bis jetzt sind nur 20,000 Gulden verfügbar, während die Kosten sich auf 100,000 Gulden berechnen.

Am Ufer eines kleinen Flusses in der Grafschaft Cavan in Irland steht ein Stein mit folgender Inschrift: „Notabene, wann dieser Stein nicht sichtbar ist, so ist es nicht sicher, durch die Furt den Fluß zu passiren.“ — Eine andere noch merkwürdigere Dummheit stand noch vor einigen Jahren auf einem Wegweiser in der Grafschaft Kent, nämlich: „Fußweg nach Feversham. Wer nicht lesen kann, thut besser, auf der Landstraße zu bleiben.“

Auflösung des Räthsels in Nr. 131:
Der Plan.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 133. Samstag, den 5. November **1859.**

Ein Billet zur ersten Klasse.

(Schluß.)

„Curt erhielt seiner Zeit pflichtlich die unbedeutende Summe, welche er Ihnen damals vorzuschießen so glücklich gewesen war, sammt einem sehr artigen aber förmlichen Billet Ihrer Tante. Allein Sie haben keinen Grund, hierüber verlegen zu werden, meine Liebe! Curt begriff wohl, daß Sie selber damals nicht an ihn schreiben d u r f t e n! Er kannte Frau von Lonthal bereits, wiewohl mehr von einer negativen Seite, und daraus müssen Sie sich erklären, warum er Sie niemals auf Ulmenau besuchte, obwohl Sie doch einigen Anspruch auf seine Freundschaft hatten. Er hatte gehört, daß Ihre Tante Sie als ein wahres Kind behandelte und von allem Umgang möglichst fern hielt. Außerdem hatte er aber auch noch einen andern Grund, Ulmenau nicht zu betreten. Curt hat vor ungefährt drei Jahren unsern Oheim beerbt mit der Bedingung, seinen Namen anzunehmen und seine beiden Güter selbst zu verwalten; er schied deßhalb aus dem Militärdienste und wählte sich das Gut Erlenbach um seiner hübschen Lage willen zu seinem Wohnsitze. Kaum dorthin übersiedelt, fand er namentlich von Seiten der Frau v. Lonthal das artigste Entgegenkommen, obschon er sich nicht sonderlich von dieser Familie angezogen fühlte. Gleichwohl setzte irgend eine lose Zunge der Nachbarschaft das Gerücht in Umlauf, es sei eine Heirath zwischen Curt und Fräulein Eleonore im Werke. Mein Bruder aber fühlte nicht das mindeste Interesse für Ihre ältere Cousine, und jenes Gerücht war ihm daher nicht sobald zu Ohren gekommen, als er, auf's Unangenehmste davon berührt, fortan geflissentlich vermied, mit den Bewohnerinnen von Ulmenau in nähere Berührung zu kommen. Diese waren deßhalb auch nichts weniger als freundlich auf ihn zu sprechen. — Und nun werden Sie begreifen, meine Liebe, warum Curt neulich auf dem Balle sich Ihnen nicht nähern konnte; er hätte Ihnen nicht die geringste Aufmerksamkeit zu erweisen vermocht, ohne zu der gleichen auch gegen Ihre Cousinen verpflichtet zu sein, — was ihm aber sehr contre coeur gewesen wäre. Er zeigte sich daher möglichst wenig im Ballsaal und fuhr sehr frühe nach Hause.

„Vor etwa Monatsfrist reiste ich mit meinen Kindern hieher; die Winterkälte nöthigte zu sehr kurzen Etappen, und so kamen wir auch nach S., dem frühern Wohnorte Ihrer guten Mutter, meine liebe Mathilde. Hier erkundigte ich mich nach meiner Jugendfreundin und erfuhr das entsetzliche Unglück, welches die Gute verfolgt hatte; ich erfuhr nun erst, daß ich damals durch einen Zufall die Tochter meiner theuren Freundin auf der Eisenbahn kennen gelernt hatte, ohne es zu wissen, und daß ich diese jetzt in Ulmenau, in der Nähe meines künftigen Wohnortes, treffen würde. Ich theilte diese Entdeckung sogleich Curt mit, der in Berlin mich erwartete, und wir kamen überein, daß ich Sie zu mir einladen und bei mir zum Besuch behalten sollte, sobald meine häusliche Einrichtung getroffen sei. Curt brannte vor Begierde, Ihnen eine Erklärung seiner anscheinenden Unhöflichkeit und Gleichgültigkeit zu geben, und doch zweifelten wir Beide immer, daß Ihre Tante Sie zu mir kommen lassen werde, wenn sie nur entfernt ahne, in welchem Verhältnisse ich zu dem Major von Reigersberg stehe. Endlich meldete mir aber Curt, er habe aus zuverlässiger Quelle ver-

nommen, daß Sie eine Gouvernanten-Stelle suchten, und nun hatten wir erst den Muth, uns an Sie zu wenden, ohne gerade den Argwohn der Frau v. Lonthal allzu sehr wachzurufen. Curt bedung sich nur aus, daß mein Brief an Sie erst am Ballabende zur Post gegeben werde, damit Sie noch den Ball mitmachen könnten. Er hoffte, Ihnen vielleicht dort schon die Aufklärungen geben zu können, welche ihm so sehr am Herzen lagen, obwohl ich ihn immer necke, er brauche sich deßhalb nicht so sehr zu bemühen, denn ich glaube kaum, daß Sie sich seiner noch erinnern oder an ihn denken würden, wo so zahlreiche Huldigungen der schmuckſten jungen Leute seine schlichte Persönlichkeit so sehr in den Hintergrund drängen würden! . . .“

Frau v. Sacken bemerkte glücklicherweise Mathildens holde Verlegenheit bei diesen Worten nicht, denn Alexis rief in diesem Augenblick die Treppe herauf: „Mama, Onkel Curt kommt! Ich sehe ihn schon vom Dorfe heraufreiten! Ich will ihm entgegen springen!“

„Wollen wir ihm nicht ebenfalls entgegen gehen und ihn bewillkommnen?“ fragte Frau v. Sacken, umschlang Mathildens Nacken und küßte sie herzlich.

Mathilde war natürlich gerne bereit, allein die beiden Damen hatten kaum die Hausthüre geöffnet, so sprang ihnen der Major schon entgegen, umarmte rasch und herzlich seine Schwester, ergriff dann Mathildens Hand, schaute ihr mit einem unbeschreiblich zärtlichen Blick in die Augen und rief seelenvergnügt: „Endlich, meine kleine Freundin! endlich treffen wir uns also hier?!“

Fünf Minuten später kam Onkel Curt, der seiner Toilette ein Wenig aufgeholfen hatte, in den Salon herunter, wo die beiden Damen ihn zum Abendbrod erwarteten. Frau v. Sacken schien aber noch mancherlei in der Wirthschaft zu ordnen zu haben, denn sie verließ das Zimmer mit einer Entschuldigung, und bat ihren Bruder, einstweilen den lieben Gast zu unterhalten. Das that er denn auch auf sehr erfolgreiche Weise, denn eine volle Stunde verging, ohne daß Mathilde die Abwesenheit ihrer Wirthin bemerkte. Und als Frau von Sacken endlich in's Zimmer trat, sah sie, daß der Major Mathilden an sein Herz drückte und eben den Verlobungskuß mit der armen Waise wechselte.

„Schwester!“ rief er, „nun ist Alles in Ordnung! Wünsche uns Glück — wir sind ein Paar!“

„So schnell schon?“ fragte Frau v. Sacken und suchte eine recht mißbilligende Miene zu machen; „das ist ja gegen alle Schicklichkeit!“

„Ei was!“ rief der Major, „wozu denn um des thörichten Anstandes willen Etwas verschieben, was doch unausbleiblich kommen mußte! Hier, meine liebe Schwester! begrüße in Mathilden Deine Schwägerin, und gönne ihr in Deinem Herzen einen Platz erster Klasse!“

Des Schicksals Stimme.

(Fortsetzung.)

Es trat eine augenblickliche Pause ein, während welcher Anna ihren Besucher mit schüchtern fragendem Blick ansah. William wußte nicht recht, was er sagen sollte, denn auf eine Erscheinung dieser Art war er nicht gefaßt gewesen. Endlich raffte er sich aber auf, indem er durch die Frage der Verlegenheit ein Ende machte:

„Sie sind also die Dame, für welche Mr. Brown —“

„Den Auftrag hat, eine Versorgung zu suchen,“ erwiederte Anna unbefangen.

„Eine Versorgung?“ fragte William stutzend.

„Allerdings; deßhalb kam ich ja nach Amerika.“

„Und deßhalb wandten Sie sich an Mr. Brown?“

„Ja, er ist mir recommandirt worden.“

„Wußten Sie denn, daß er mich kenne?“

„Nein.“

„Wie kommen Sie aber dann auf die Idee der Versorgung?“

„Nun, ich muß doch für meine Zukunft sorgen, und in einem Lande, wo ich gänzlich fremd bin, muß mir jede Stelle, die meinen Fähigkeiten und Kräften angemessen ist, genehm sein.“

„Sie haben also Ihr Augenmerk dabei nicht auf eine specielle Person gerichtet,“ sagte William, dem es anfing klar zu werden, daß hier ein Mißverständniß obwalten müsse.

„Gewiß nicht," erwiederte Anna, „und ich nehme eben so gerne die Stelle einer Gouvernante wie einer Haushälterin an, da ich der einen wie der andern vorstehen zu können glaube, auch ist es mir gleichgiltig, bei welcher Familie und in welcher Gegend es ist."

William war nun froh, Nichts gesagt zu haben, was seine vorgefaßte Vermuthung hätte verrathen können, denn es war klar, daß er war klar, daß er Niemand anders als die von ihm gesuchte Haushälterin vor sich habe. Er war nahe daran, über Mr. Brown recht ärgerlich zu werden, der ihn durch den Nachsatz seiner telegraphischen Depesche bald veranlaßt hätte, irgend Etwas zu äußern oder zu thun, was ihn in den Augen der jungen Dame hätte lächerlich machen können, als ihm noch zu rechter Zeit einfiel, daß der alte geriebene Geschäftsmann gerade durch das Wort: „Herzensangelegenheit" ihn habe aufmerksam machen oder gar warnen wollen, sein Herz gegen diese Schönheit zu wappnen. Dieser Gedanke zündete in ihm wie ein Blitz. „Sollte nicht des Schicksals Stimme hier sprechen?" sagte er zu sich, „und ich statt einer Haushälterin eine Lebensgefährtin finden? Ich bin ja frei und Herr meiner Wahl; sie ist schön wie ein Engel, und wenn sie eben so gut und verständig ist, so könnte ich keine bessere Wahl treffen."

Mit dieser Eingebung beschäftigt, sagte er zu Anna: „Ich bin ermüdet von der Reise, erlauben Sie mir daher, mich ein wenig zu setzen, wir können dann um so ungestörter von Geschäften sprechen."

Anna gewährte ihm diese Bitte gern, denn es gereichte ihr zu wahrem Trost, mit einem deutschredenden Menschen zu verkehren, der noch überdies in der Absicht gekommen war, ihren sehnlichsten Wunsch, möglichst bald ein Unterkommen zu finden, zu erfüllen. Daß der hübsche junge Mann, der an ihrem Schicksal Antheil zu nehmen schien, sie interessirte, mochte sie vielleicht kaum sich selbst gestehen.

William fragte sie nun über ihre früheren Verhältnisse in Europa, ihre Heimath, ihre Eltern und ihre seitherige Lebensrichtung aus, und Anna theilte ihm einfach und klar ihren ganzen Lebenslauf bis zur heutigen Stunde mit, so daß, noch ehe sie ganz damit zu Ende war, die Ueberzeugung in ihm feststand, er könnte sich keine schönere, verständigere und liebenswürdigere Lebensgefährtin, als Anna, wählen. Er war dabei so warm geworden, daß er seinen Stuhl immer näher an den ihrigen gerückt, und ihr ein Mal um das andere die Hand gedrückt hatte. Ja, es waren ihm sogar Thränen des Mitleids in die Augen getreten, als Anna auf den Tod ihres Vaters, der ihre einzige Stütze gewesen, und ihr Verlassensein nach diesem Hinscheiden zu sprechen kam. Anna war seine Rührung und sein Mitleid nicht entgangen, und ihr der Empfindsamkeit nur zu leicht zugängliches Herz zog sie schnell zu dem gefühlvollen Fremden hin. Als nun William auch ihr einen kleinen Umriß seiner Lebensereignisse mittheilte, wobei er seine glücklichen Jugend- und Universitätsjahre aus dem Spiele ließ, und erst mit dem Zeitabschnitt begann, in welchem er Deutschland hatte verlassen und sein Brod mühsam in Amerika erwerben müssen, wurde auch ihr Auge feucht, und sie erwartete nun mit klopfendem Herzen das Resultat der Unterredung, da ihr bis dahin nicht hatte klar werden können, welchen Vorschlag der Fremde ihr eigentlich zu machen habe.

William war nachdenklich in seinen Stuhl zurückgesunken und kämpfte sichtbar mit einem mächtig sich ihm aufdringenden Gedanken. Anna blickte verlegen zu Boden und so saßen sich Beide einige Minuten schweigend gegenüber. Endlich sprang William auf, stellte sich vor Anna hin und sagte:

„Mag es darum sein, und mögen Sie mich vielleicht auch verlachen, aber ich kann nicht anders. Ich kam hieher in der Absicht, eine Haushälterin zu engagiren, die ich für mein Hauswesen bedarf. Eine bessere, wie Sie, könnte ich nicht finden; aber ich, ein junger Mann, kann Ihnen diesen Vorschlag nicht machen, denn Sie würden ihn zurückweisen. Es gibt also nur ein Mittel, Sie für mein Haus zu gewinnen, und dies ist, — indem Sie mir die Hand reichen. Es ist heraus, und nun lachen Sie — oder schlagen Sie ein."

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(**Großer Werth eines lästigen Unkrauts.**) Im Jahre 1811 hat Levi in einer

Denkschrift nachgewiesen, daß die Quecke (Triticium repens) ein Viertel ihres Gewichts Syrup liefere und aus einer Pinte dieses Syrups eine Pinte Branntwein von 21 Grad gewonnen werden könne, daß 100 Pfund Quecken 10 Pinten Branntwein von 21 Grad geben, d. h. doppelt so viel Spiritus als 100 Pfund Rüben. Der von Lervi bereitete Queckenbranntwein ist besser als der gewöhnliche Kornbranntwein, hat Aehnlichkeit mit Kirschwasser und gibt, mit Syrup gemischt und gewürzt, einen vortrefflichen Liqueur. Das Queckenmehl in Mischung mit Milch gibt einen sehr guten Brei und mit Weizenmehl vermischt ein sehr gutes, für sich allein aber immer noch genießbares Brod. In der Quecke ist also Syrup, Zucker, Branntwein, Liqueur, Mehl und Brod zu finden. Die Lervi'sche Entdeckung war vielleicht in Folge der damaligen unruhigen Zeitläufte der Vergessenheit verfallen, bis man vor Kurzem wieder daran erinnert ist, als ein Apotheker, Hofmann zu Paris, der Société d'encouragement eine Schrift über Bereitung von Alkohol aus Quecken überreichte. Noch früher als Lervi verwendete Neuenhahn in seiner Brennerei zu Nordhausen die Quecke und theilte 1798 deren Eigenschaften in seinem Werke „das Ganze der Branntweinbrennerei" mit. Sollen abermals 60 Jahre vergehen, ohne daß man auf die Quecke achtet? Abgesehen von dem erheblichen Gewinne, den, wie gezeigt, die Quecke liefert, ist ihre Verwerthung jedenfalls das wirksamste Mittel, dies übrigens lästige, stark wuchernde Unkraut auszurotten. Die deutsche Gewerbezeitung fordert, da nicht in jedem Dorfe eine Brennerei ist, auf zur Organisirung der Queckenbrennerei; sie fordert intelligente Brennereibesitzer auf, sich durch eigene Versuche vom Werthe der Quecken zu überzeugen und demgemäß die lufttrockenen Quecken anzukaufen; mit Sammeln würde sich mancher Arme ernähren können. Das Sammeln könnte auf alle Arten von wildwachsenden, nicht giftigen Beeren ausgedehnt werden, da sie sämmtlich bessern Branntwein als die Kartoffeln geben. Möge diese kurze Mittheilung die Aufmerksamkeit der Landwirthe, oder noch besser der landwirthschaftlichen Vereine erregen.

Verschiedenes.

Bei der preußischen Regierung ist das Gesuch eines Todtengräbers eingegangen, welcher um Verleihung eines Titels bittet. Er meint, er diene jetzt so lange wie Dr. R., der neulich zu seinem Jubiläum „Sanitätsrath" geworden ist, und wünsche daher „Versenkungsrath" zu werden.

Ein Engländer, Hr. Skaife, hat einen photographischen Apparat erfunden, welcher in der Aufnahme der Bilder an Schnelligkeit alle bisherigen übertrifft. Die Operation ist fast augenblicklich vollendet. Er hat seinen Apparat „Pistol-Camera" genannt.

Die „Fr. Familienblätter" bringen folgenden Scherz:

Nicht mehr wahr.

„Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar;" —
Seit die Crinoline Sitte,
Ist der Satz doch nicht mehr wahr.

Dreisilbige Charade.

Nimm das Haupt von ersten Beiden,
Und als Rest bleibt noch ein Schwein,
Das uns rückwärts spendet Freuden,
Denn es schenket uns den Wein.
Meine Dritte schmeckt gebraten
Ganz vortrefflich deinem Mund,
Und man zählt sehr viele Arten,
Aber alle sind sie rund.
Rund, mit feinem Flor bekleidet,
Von geübter Hand bereitet
Wird das Ganze aus dem Thier
Und schmeckt herrlich uns beim Bier.
Feindlich ist des Mannes Streben,
Der das Ganze uns erschuf.
Ochsen gebt er selbst an's Leben,
Quälen ist stets sein Beruf.
Doch was kümmern dich die Schmerzen,
Die ein armes Thier erlitt,
Wenn du mit vergnügtem Herzen
Und bei gutem Appetit
In den Restaurationen
Von dem Ganzen tilgst Portionen.

L. —el.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 134. Dienstag, den 8. November 1859.

Des Schicksals Stimme.

(Fortsetzung.)

Anna war zu überrascht, als daß sie sogleich eine Antwort hätte finden können, und schwieg verlegen still. William faßte leidenschaftlich ihre Hand, die sie ihm nicht entzog, indem er fortfuhr:

„Wenn ich nicht im Stande wäre, Ihnen eine sorgenfreie Existenz zu bieten, so würde ich mir diesen Antrag nicht erlaubt haben. Dies wird Ihnen nicht genügen, sondern Sie werden auch den Charakter des Mannes, der sich Ihnen zum Gatten anbietet, kennen lernen wollen. Mr. Brown, bei dem ich zwei Jahre arbeitete, wird Ihnen darüber, über meine Vermögensverhältnisse aber Mr. Green, dessen Geschäftsfreund in Buffalo, genügende Auskunft geben. Ich verlange jetzt keine entscheidende Antwort; überlegen Sie sich die Sache bis morgen. Ich komme dann wieder, um Ihre Entscheidung mir zu holen. Bis dahin leben Sie wohl!“

Mit einem herzlichen Händedruck, den er kaum bemerkbar erwiedert glaubte, was er als eine glückliche Vorbedeutung auslegte, verließ er Anna's Zimmer, die noch lange, nachdem er weg war, regungslos den Fleck betrachtete, wo er gestanden hatte, bis ein warmer Thränenstrom den Gefühlen ihres übervollen Herzens Luft machte und sie zu sich sprach: „Des Schicksals Stimme muß man nicht zurückweisen.“ Dann machte sie sich auf den Weg zu Mr. Brown, der ihr die erfreulichste Auskunft über Mr. William ertheilte.

Als William am folgenden Tage versprochenermaßen und zwar zeitig sich einstellte, stand Anna's Entschluß fest, und ihre lächelnde Miene sagte ihm, daß sie ihn als Braut empfange. William war überglücklich und schloß sie entzückt in seine Arme, als sie ihm verschämt ihr Ja zugeflüstert hatte.

„Nun aber wollen wir es wie echte Kinder Amerika's machen und uns heute noch trauen lassen, denn ich muß sogleich wieder nach William-Farm am Eriesee zurückkehren. Als Braut kann ich Sie in der fremden Stadt nicht zurücklassen und so müssen Sie sich schon über die europäische Sitte hinwegsetzen, welche mindestens einen vierwöchigen Brautstand verlangt.“

Anna war zu vernünftig, um nicht einzusehen, daß William Recht habe, und so willigte sie ein. Sie begaben sich deßhalb sogleich zu Mr. Brown, erklärten vor diesem und einigen herbeigerufenen Zeugen, daß sie sich ehelich angehören wollen, und so wäre die Ehe eigentlich geschlossen gewesen, wenn nicht Beide den Wunsch gehabt hätten, ihren Bund, wie es in Europa Sitte ist, durch einen Geistlichen eingesegnet zu wissen. Dieser war bald aufgefunden und sprach in der Sacristei einer benachbarten Kirche den Segen über das junge Paar aus, das nun überglücklich unmittelbar darauf die Reise nach Buffalo antrat.

* * *

Karoline war indessen in William-House angekommen. In Buffalo hatte sie sich nicht weiter aufgehalten, als nöthig war, um bei Mr. Green die Adresse von Alfred Wanner zu erfragen, der sie nach seinem jetzigen Wohnsitze wies, ohne sie zuvor von seiner Namensveränderung in Kenntniß zu setzen. Sie dachte daher nicht entfernt daran, daß William-Farm Alfred's Eigenthum sei, sondern stellte sich ihn in irgend einem untergeordneten Verhältnisse daselbst vor, und freute sich daher schon im

Voraus auf sein Entzücken, wenn sie ihm mit ihrer Hand zugleich Wohlstand und Unabhängigkeit bringe. Den Gedanken, daß er möglicherweise verheirathet sein könne, ließ ihre Eigenliebe oder, besser gesagt, ihr Eigensinn gar nicht zu. Unter der Thüre des Farmhauses stieß sie auf John, dem sie nur flüchtig die Frage hinwarf: „Ist Mr. Alfred Wanner zu Haus?" Dem guten John, dessen Ohr für europäische Sprachlaute nicht die feinste Empfänglichkeit hatte, klang dieser Name wie Albert Wagner, und so erwiederte er, in gutem Glauben die rechte Auskunft zu ertheilen, in der ihm eigenthümlichen Sprachmengung: „Yes, Madame, Massa ist oben in sein Stub'."

Karoline, welche es auf eine große Ueberraschung abgesehen hatte, eilte John auf dem Fuße nach, der die Zimmerthüre aufriß und hineinrief: „Herr, neu' Housekeeper angekommen."

Albert, der in der Lectüre eines Buches vertieft dasaß, stand auf dieses hin auf, denn in demselben Augenblick kam Karoline, rasch in das Zimmer tretend, und wollte schon die Arme ausbreiten, um den selig überraschten Alfred, wie sie sich einbildete, darin aufzunehmen. Zum Glück bemerkte sie noch zu rechter Zeit den Irrthum und sagte schnell gefaßt:

„Entschuldigen Sie, ich suchte Herrn Wanner."

„Ah so!" erwiederte Albert. „Sie sind die erwartete Haushälterin?"

Karoline hielt für's Gerathenste, den fremden Herrn auf diesem Glauben zu lassen und, ohne eine direkte Antwort zu geben, fragte sie: „Kann ich Herrn Wanner sprechen?"

„Er ist nicht hier, wird aber in zwei bis drei Tagen eintreffen."

„Wie fatal," dachte Karoline, die eine Abwesenheit Alfreds entfernt nicht in Rechnung genommen hatte; gewöhnt jedoch, sich schnell in jede Situation zu finden, beschloß sie, aus diesem Umstand wenigstens den Vortheil zu ziehen, gelegentlich über seine Verhältnisse, seine Lebensweise, und was überhaupt auf ihre Beziehungen zu ihm von Interesse war, nähere Erkundigungen einzuziehen.

Weil Albert keine Miene machte, Karoline zum Sitzen einzuladen, sondern verlegen und schüchtern vor ihr stehen blieb, so ließ sie sich von selbst auf ein Kanapee nieder, indem sie ihm durch ein Zeichen mit der Hand zu verstehen gab, daß er sich neben sie setzen könne, was er auch mit einem tiefen Bückling that.

„Sie kennen also Herrn Wanner?" fuhr sie nach einer Pause fort.

„Ob ich ihn kenne? Er ist mein bester Freund und Helfer in der Noth."

„Wie so?"

„Indem er mich in meiner bedrängten Lage, die mich an den Rand der Verzweiflung brachte, in sein Haus und seine Farm aufnahm."

„Wie! Dieses schöne Besitzthum ist Herrn Wanner's Eigenthum?"

„Allerdings. Wem sollte es sonst gehören?"

„Sie haben Recht. Meine Frage galt auch mehr der Vergangenheit; denn so viel ich hörte, kam Herr Wanner ohne Vermögen nach Amerika; er muß also sehr fleißig gewesen sein, daß er in kurzer Zeit sich so viel erwerben konnte."

„Allerdings war er das; doch hat ihm auch das Glück ganz besonders wohl gewollt."

„In wie fern?"

„Es gelang ihm, eine reiche Heirath zu schließen."

„Was! Herr Wanner ist verheirathet?" rief Karoline, indem sie vom Kanapee aufsprang und an's Fenster eilte, um ihre Purpurröthe, die eben so schnell wieder in Todtenblässe überging, vor ihrem Gesellschafter zu verbergen, der, wenn er nicht die unbefangenste Seele von der Welt gewesen wäre, und auch nur etwas Menschenkenntniß besessen hätte, sogleich hätte bemerken müssen, was in der Seele der Fremden vorging. Albert war aber eine so primitive Natur, daß er Nichts merkte und ganz gemüthsruhig sagte:

„Er war verheirathet und ist jetzt Wittwer; deßhalb sucht er eine Haushälterin."

„Also hat er sich verheirathet und mich gänzlich vergessen," dachte Karoline. „O, es ist schändlich! So sind aber die Männer! Ich werde ihn auch zu vergessen wissen; doch will ich mir die näheren Umstände erzählen lassen." Damit hatte sie ihre Fassung wieder gewonnen, und ihren Sitz auf dem Kanapee wieder eingenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Zu Schiller's Jubelfeier.

Die Deutsche Schillerstiftung an die Deutschen.

Am heutigen Tage hat sich die Deutsche Schillerstiftung constituirt zu dem in § I der Satzungen ausgesprochenen Zwecke:

„Deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hülfe und Beistand darbietet.“

„Sollten es die Mittel erlauben, und Schriftsteller oder Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämmtlich zutreffen, zu Hülfe und Beistand empfohlen werden, so bleibt deren Berücksichtigung dem Emessen des Verwaltungsrathes überlassen.“

Die Constituirung dieser Stiftung fällt nahe zusammen mit dem hundertjährigen Geburtsfest des unsterblichen Dichters, zu dessen würdiger, nationaler Feier, so weit die deutsche Zunge klingt, die großartigsten Vorbereitungen getroffen werden.

Deutsche! Bei dem festlichen Klang jener Glocke, die in ewiger Höhe tönt, sammelt Euch, nicht blos um zu seinen Ehren ein begeistertes Gedächtnißfest zu begehen, sondern auch um ein bleibendes Denkmal werkthätiger Liebe für unsern volksthümlichsten Dichter auf alle Zeiten zu stiften.

Wie er selbst gesungen:

Göttern kann man nicht vergelten;
Schön ist's ihnen gleich zu sein.
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreue'n, —

so können wir auch ihm selbst nicht vergelten, wohl aber durch die mit seinem Namen geschmückte Stiftung den Dank seines Volkes dadurch abtragen, daß wir geistig Strebende, die von schwerer Lebenssorge heimgesucht sind, durch Beistand und Hülfe ehren.

Deutsche! Keinen Ort gibt es im Vaterlande, so abgeschieden von den großen geistigen Besitzthümern unseres Daseins, daß nicht Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen darin lebten, in denen die Dankbarkeit glüht für das, was Schiller uns Allen geworden. In der Fremde lebt kein Deutscher, dem nicht der Name Schiller ein heiliger Heimathsruf ist, so daß in diesem Namen eine Weihestimmung, einzig in ihrer Art, und ein Gesammtbewußtsein, auf so vielen Gebieten des öffentlichen Lebens schmerzlich vermißt, zur erhebenden Erscheinung kommt.

So tretet denn am 10. November zur Bildung von Schillerstiftungen überall zusammen; wo eine solche sich nicht gründen läßt, sammelt Beiträge; wo sich frohe Herzen zum Festmahle vereinigen, verkündet diese unsere Worte und laßt nach dem Festgruß für den Dichter durch die Hände Eurer Frauen und Jungfrauen Spenden der Liebe in Empfang nehmen. Wo Gesangvereine und Liedertafeln, wo Kapellen und Theater seinem Andenken huldigen, opfert ihm den Ertrag seines Ehrentages.

Und du, deutsche Jugend, in deren frische Herzen er die ersten Keime edler Begeisterung senkt, fehle auch du nicht in den Reihen der Opfernden. Die kleinste Gabe ist willkommen.

Auf, Deutsche! Lasset uns ein Beispiel geben zur Ehre für uns und unsere Nachkommen, daß der Freude schöner Götterfunken, der Begeisterung Flamme, nicht wirkungslos verlodere, sondern daß die hundertjährige Jubelfeier von Schiller's Geburt als der Geburtstag der in seinem Namen gegründeten Stiftung ein Lichtpunkt sei und bleibe, tröstlich hineinleuchtend in die Nacht der Sorge und der Noth.

Die bis jetzt bestehenden Schillerstiftungen befinden sich in: Berlin, Breslau, Coburg, Darmstadt, Dresden, Frankfurt a. M., Gratz, Hamburg, Leipzig, München, Nienburg, Nürnberg, Offenbach, Stuttgart, Weimar (als Vorort für die nächsten fünf Jahre gewählt), Wien.

An eine derselben wollen die Beiträge für die Stiftung eingesandt werden.

Dresden, den 10. October 1859.

Die constituirende Versammlung der Deutschen Schiller-Stiftung:

Dr. Berthold Auerbach aus Dresden. Dr. Ludwig Blum aus Stuttgart. Dr. Ludwig Braunfels aus Frankfurt a. M. Heinreich Brockhaus aus Leipzig. Geh. Medicinalrath Dr. Karl Gustav Carus aus Dresden. Generalintendant Dr. Franz

Dingelstedt aus Weimar. Dr. Johann Georg Fischer aus Stuttgart. Dr. Ernst Förster aus München. Advocat Adolar Gerhard aus Leipzig. Dr. Karl Gutzkow aus Dresden. Professor Dr. Friedrich Haase aus Breslau. Dr. Julius Hammer aus Dresden. Dr. Gustav Haubold aus Leipzig. Graf Stanislaus Kalkreuth aus Weimar. Dr. Moritz Lazarus aus Berlin. Generalconsul Ernst Merck aus Hamburg. Hoftheaterregisseur Ferdinand Pirscher aus Darmstadt. Karl Rick aus Wien. Major Serre auf Maxen aus Dresden. Karl Voigt aus Weimar. Staatsminister a. D. Dr. Ernst von Wietersheim aus Dresden. Dr. Friedrich Zabel aus Berlin. Dr. Georg Zimmermann aus Darmstadt.

Denksprüche.

Vom wilden Lärm der Städte fern,
Im kühlen Hain weht Geist vom Herrn:
Es ist der Andacht stiller Geist,
Der uns dem Weltgewühl entreißt,
In heil'ger Glut die Herzen läutert,
Und der Gedanken Kreis erweitert.
Wer Einsamkeit, die hehre, scheut,
Wen eitler Thorheit Glanz erfreut,
Wen nimmer die Natur entzückt,
Wer keinen Freund an's Herz gedrückt:
Für den ist Gottes Geist verloren,
Er ward der Erde nur geboren.

An der Braut, die der Mann sich erwählt, läßt sich erkennen, welches Geistes er ist, und ob er den eigenen Werth fühlt.

Verschiedenes.

Eine Anecdote, die auch anderswo passirt sein könnte, wird aus einer schlesischen Provinzialstadt mitgetheilt. Der Kaufmann B. war in Concurs gekommen und beanspruchte aus der Concursmasse eine Unterstützung zu seinem und seiner Familie Unterhalt. In dem Termine, der zur Verhandlung hierüber entstand, schilderte der Gemeinschuldner den Gläubigern seine Lage als eine sehr traurige und schloß mit den Worten, daß er nicht wisse, wovon er morgen leben solle. Der Concursverwalter bemerkte: „Den Klagen des Gemeinschuldners gegenüber halte ich mich für verpflichtet, der Gläubigerschaft mitzutheilen, daß Herr B. vor einigen Tagen ein großes Frühstück gegeben, bei welchem der Champagner in Strömen geflossen ist.“ — „Habe ich ihn etwa bezahlt?“ erwiederte der Gemeinschuldner entrüstet.

Eine junge Frau saß am Fenster und nähte; ihr kleines, fünfjähres Töchterchen spielte mitten im Zimmer an einem mit Porcellansächelchen bedeckten Tischchen. Das Zimmer lag nach dem Hofe zu und man hörte keinen Laut außer dem Plaudern des Kindes. Plötzlich sprang das Kind auf und kletterte auf das Fensterbrett: „Hörst Du, Mutter, eben rief es: Tonchen! gewiß war das mein lieber Papa, er will mich sehen!“ — Die Frau sah hinaus, es war aber Niemand auf dem Hofe, und sie erstaunte, denn sie hatte keinen Ruf gehört. — Das Kind spielte weiter, da sprang es wieder auf und behauptete abermals, man hätte: Tonchen! gerufen. Die Mutter hatte auch diesmal nichts gehört und kein Mensch war weit und breit zu sehen. Eben wollte das Kind zu seinem Tischchen zurückkehren, da fiel der Kronleuchter klirrend von der Decke nieder, zerschlug Tisch, Stühlchen und Porcellanspielzeug und die Glasverzierungen flogen weit umher. — Mutter und Tochter sahen entsetzt der Verwüstung zu. Erstere drückte dann ihr Kind sprachlos an's Herz, und dieses sagte ernsthaft: „Da hat mich gewiß ein Engel aus dem Himmel angerufen, liebe Mutter!“

Bei einer Auction geriethen die Trödler vor Eröffnung derselben in einen Streit, der zu Thätlichkeiten überging. Da trat der Auctionator ein und rief mit kräftiger Stimme: „Wie kann man hier zuschlagen, bevor ich da bin?“

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 133:
Leberwurst.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 135 & 136. Donnerstag, den 10. November 1859.

Zum

Schiller-Jubiläum

am 10. November 1859.

Seit der ersten Schöpfungsstunde
Folgt das Weltall seinem Lauf,
In der Jahre stetem Runde
Wächst der Tag und höret auf,
Sinkt in der Vergangenheit
Unerforschte Ewigkeit.

Laßt ihn sinken, den gemeinen,
Der kein bess'res Werk vollbracht,
Mag ihm kurz die Sonne scheinen,
Seine Erbschaft ist die Nacht.
Nachwelt denket seiner nicht,
Weiht ihm kein Erinn'rungslicht.

Aber heute jubelt, Welten!
Alle Guten, singet Preiß!
In den hohen Himmelszelten
Singt der Engel reinster Kreis,
Singet Lob vor Gottes Thron,
Dank für dieses Tages Sohn.

Hundert sind es heut an Jahren,
— Geisterchöre tönten tief —
Als der Herr vor seinen Schaaren,
Schiller, Dir das „Werde" rief.
„Werde Licht!" das Licht erstand,
Strahlet klar im deutschen Land.

Was sie fühlten und empfanden
Jener Engel reine Schaar,
Herrlich ist's durch Dich erstanden,
Vater Schiller! hehr und wahr.
Wir sind stolz auf Deinen Ruhm,
Deutschlands theures Heiligthum.

Deiner Lieder Himmelsklänge
Füllen jede deutsche Brust,
Deiner Werke Hochgesänge
Mildern Weh und mehren Lust;
Weit wie deutsche Zunge singt,
Deiner Seele Ruf erklingt.

Einzig in dem Reich der Geister
Stehst Du hoch für alle Zeit,
Alles Schönen Herr und Meister,
Meister für die Ewigkeit,
Kämpfer stark für Recht und Licht,
Freiheit, Tugend, Ehr' und Pflicht!

Deine Saat, die Du gestreuet
Als des Volkes Eigenthum,
Ewig keimend sich erneuet,
Ewig grünend um und um.
Was prophetisch Du geschaffen,
Nimmer wird's im Geist erschlaffen.

Könnten wir Dir liebend lohnen,
Was Du für die Menschheit littest,
Kronen reichten wir Dir, Kronen,
Die Du Dir im Geist erstrittest.
Seele Schiller's! schau' von drüben,
Wie Dich gute Herzen lieben!

Schaue, wie nach Deinem Herzen
Wir, in treuer Lieb' vereint,
Theilen Freuden, theilen Schmerzen:
Ungestillt kein Auge weint.
Hör' in Ost und West es schallen,
Süd und Nord es wiederhallen.

„Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder! Ueberm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen."
Schiller's Seele, ihm zur Seite,
Fried' und Freud' der Welt bereite!

Edenkoben. Julius Loeb.

Friedrich von Schiller *).

— So feiert ihn! Denn, was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.
Göthe.

Da sich Schiller um den geistigen Fortschritt des deutschen Volkes so unsterbliche Verdienste erworben, der Liebling seiner Nation in einem Grade geworden ist, wie es noch keinem Dichter gelungen, so finden wir es auch ganz natürlich, daß gegenwärtig nur **ein** Gefühl der Begeisterung in allen Gauen Deutschlands herrscht, den Schillertag als Nationalfeiertag zu begehen. Ja, die ganze gebildete Welt in allen Erdstrichen theilt diese Gluth der Begeisterung in eben so großartiger als herzlicher Weise. Es sei uns gestattet, heute, an dem 100jährigen Geburtstage des gefeierten Dichters, aus dem vielbewegten Leben desselben die Hauptzüge hervorzuheben.

Johann Christoph **Friedrich** v. Schiller wurde am 10. Nov. 1759 zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen am Neckar, geboren. Sein Vater machte als Wundarzt den öster. Erbfolgekrieg, sowie den 7jährigen Krieg mit und war ein einfacher, biederer Mann, seine Mutter eine vortreffliche und äußerst gemüthliche Hausfrau. Er hatte fünf Schwestern, von denen nur zwei ihren großen Bruder überlebten. Von seinen Eltern wurde er strenge und sehr religiös erzogen, weßhalb er frühe Neigung zur Theologie zeigte. Seinen ersten Unterricht erhielt er von Pfarrer Moser in Lorch, woselbst seine Eltern seit 1765 wohnten. Im Jahr 1772 wurde er von Herzog Karl von Würtemberg in die militärische Pflanzschule auf der Solitude aufgenommen, in welcher Anstalt er sich anfangs für das juristische, später aber für das medicinische Studium entschied. Unerträglich war ihm die militärische Strenge, mit der die Zöglinge der Karlsschule, unter welchem Namen die Anstalt unterdessen nach Stuttgart verlegt worden war, behandelt wurden. Je tiefer er aber diesen Druck empfand, desto mehr lebte er in der Ideenwelt. Leidenschaftlich las er darum die Werke von Klopstock, Gerstenberg, Göthe, Lessing, Shakspeare, Luther's Bibelübersetzung, von denen er Manches 12 bis 20 Mal las. Von 1777—1780 schuf der 18jährige Jüngling seine „Räuber", welchem Schauspiel er ursprünglich den Namen „der verlorene Sohn" geben wollte. Zeit und Licht mußte er sich unter dem Vorwande des Krankseins dazu stehlen. Später äußert er in einem Brief: „Die Räuber sind mein theuerstes Stück; sie kosteten mich Familie und Vaterland." 1780 verließ er die Karlsschule und wurde mit 15 fl. monatlichen Gehaltes als Regimentsarzt angestellt. Für seine „Räuber" konnte er keinen Verleger finden, darum übernahm er den Selbstverlag. 1782 wurden sie zuerst in Mannheim aufgeführt. Seine Anwesenheit mußte Schiller mit 14 Tagen Arrest büßen, da er ohne Urlaub fortgegangen war, und erhielt außerdem von Herzog Karl die Weisung, nichts mehr außer medicinische Schriften in Druck zu geben. Um aus solch gedrückter Lage zu kommen,

*) Eine sehr gediegene Beschreibung des Schillerschen Lebens ist soeben von **Ign. Lehmann** im **Gottschick'schen** Verlag erschienen. Wir glauben sie dem Publikum bestens empfehlen zu sollen.

entfloh er, nachdem er von seiner Familie Abschied genommen, 1782 heimlich unter dem Namen Dr. Ritter mit seinem Freund Streicher, als Dr. Wolf, aus Stuttgart — wo seit 1839 sein Monument steht! — nach Mannheim. Um sicherer zu sein, reiste er nach Frankfurt. Er lebte hier in äußerst hülfloser Lage, als Flüchtling in fremdem Lande umherirrend, stets die Rache seines Herzogs und das traurige Schicksal Schubart's auf der Bergfeste Hohenasperg fürchtend, unbekannt, ohne Geld, verlassen, hatte blos seinen Freund Streicher, der jedoch die kärgliche Unterstützung, die ihm von seiner armen Mutter zukam, brüderlich mit ihm theilte. Auf der Mainbrücke sollen ihm die Worte entfallen sein: „Was ist tiefer, dieses Wasser oder meine Leiden?" welche er später seiner Lady Milford in „Kabale" in den Mund legt. Trotz all dem wurde Schiller nicht muthlos, „die Qual erlahme an meinem Stolz, ich will's dulden." Nach kurzer Zeit kehrten unsere beiden Freunde wieder zurück und wohnten in Oggersheim, woselbst Schiller seinen „Fiesko" beendete und „Kabale und Liebe" anfing. Ersteres Stück verkaufte er den Bogen für einen Louisd'or an Buchhändler Schwan in Mannheim und bezahlte seine Schulden, letzteres beendete er zu Bauerbach bei Meiningen auf einem Gute der Frau v. Wolzogen, mit deren vier Söhnen er sich auf der Karlsschule befreundet hatte und wohin er sich von Oggersheim aus begab, November 1782.

Auf Betreiben des Theaterdirectors Dalberg wurde unser Schiller 1783 mit jährlich 500 fl. Gehalt zum Theaterdichter in Mannheim angestellt. Mancherlei Unannehmlichkeiten veranlaßten ihn aber, diese Stelle 1785 wieder aufzugeben und nach Leipzig zu gehen. In C. G. Körner, Vater des Dichters Theodor Körner, und Huber fand er daselbst treue Freunde, mit denen er noch in demselben Jahre nach Dresden übersiedelte. In einem Landhause Körners beendete er hier seinen „Don Karlos", 1786. Die schönsten Tage verlebte Schiller an der Seite seiner beiden Freunde. Auch entstand in dem nahen Dorfe Gohlis das „Lied an die Freude". Im Jahr 1787 ging er nach Weimar, wo ihn Herder, Wieland und später Göthe freundlich aufnahmen. Er fühlte sich ungemein wohl und glücklich, obgleich seine Existenz zuweilen an Mangel grenzte, denn immer noch lebte er blos vom Ertrag seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Um diese Zeit erschien sein „Geisterseher", wozu der damalige Abenteurer und Magier Cagliostro, der in Mitteldeutschland sein Wesen trieb, die äußere Veranlassung gab.

Erst 1789 erhielt er durch Göthe's Vermittlung einen Ruf als Professor der Geschichte an die damals sehr berühmte Universität zu Jena. Schiller nahm ihn bereitwillig an und war, so lange er hier wirkte, stets der Abgott der daselbst studirenden Jugend. Hier entsprossen seine verschiedenen Geschichtswerke, die alle in vortrefflicher und edler Sprache geschrieben sind. Im J. 1790 verehelichte er sich mit Charlotte v. Lengefeld, einer sehr gutmüthigen, sanften und geistreichen Dame aus Rudolstadt. Ihre 15jährige Ehe war eine überaus glückliche.

Sowohl im In- als auch im Ausland glänzte Schiller bereits als Stern erster Größe am wissenschaftlichen Himmel. Die französische Republik ertheilte ihm 1798 das Bürgerrecht, 1802 erhob ihn der deutsche Kaiser in den Reichsadelstand; der Großherzog von Weimar, Karl August, Göthe, Wilhelm und Alexander v. Humboldt, Wieland, Herder ꝛc. bildeten den engern Gelehrtenzirkel, in dem er sich so wohl befand. Allein durch das viele nächtliche Studiren, wohl auch durch mancherlei Sorgen hatte er sich indeß seine Gesundheit untergraben. Von einer gefährlichen Brustkrankheit erholte er sich nur langsam. Um ihn in eine sorgenfreiere Lage zu versetzen, bei der er sich schonen könne, wirkte ihm sein Freund Baggesen bei dem Prinzen von Augustenburg und dem Grafen von Schimmelmann einen Jahrgehalt von 1000 Thlrn. auf drei Jahre aus, während welcher Zeit er sein geliebtes Schwabenland mit seiner Frau besuchte, ohne von seinem gefürchteten Herzog gestört zu werden. Er schrieb hier seine „Briefe über ästhetische Erziehung."

Nach seiner Zurückkunft arbeitete er unausgesetzt neben seinen größern dramatischen Werken an seinen kleinern prosaischen und poetischen Schriften, die er in verschiedenen Zeitschriften erscheinen ließ, und unterhielt außerdem den geistreichen Briefwechsel mit Göthe und W. v. Humboldt. So erschienen 1795 gegen 40 kleinere und größere Gedichte, seine Xenien

und Epigramme, 1797 seine Balladen, 1799 sein Wallenstein, wovon die erste Auflage von 3500 Exemplaren à 2 Rthlr. schon in einem Jahre vergriffen war. 1808 äußerte Göthe über denselben: „Es ist mit diesem Stück, wie mit ausgelegenem Weine, je älter es wird, desto mehr Geschmack findet man daran." Das „Lied von der Glocke" erschien 1799. Dasselbe ist ein höchst kunstreiches Lebensgemälde, welches die ganze Tonleiter aller menschlichen Empfindungen durchläuft. Um bei demselben möglichst wahrheitsgetreu zu schildern, besuchte er eigens benachbarte Glockengießereien. Seine „Maria Stuart" beendete er i. J. 1800. Bei der ersten Aufführung derselben in Weimar war der Zudrang des Publikums so erstaunlich, daß einzelne Billets um 3 Thlr. bezahlt wurden und über 200 Personen aus Mangel an Raum abgewiesen werden mußten. Von seinen übrigen Meisterstücken erschien die „Jungfrau von Orleans" 1801, die „Braut von Messina" 1803 und „Wilhelm Tell" 1804. Die „Huldigung der Künste" schrieb er in vier Tagen! Außerdem bearbeitete er für die deutsche Bühne Shakspeares „Macbeth", Racine's „Phädra", die französischen Lustspiele der „Neffe als Onkel", und „Parasit", sowie Gozzis „Turandot". Da in letzterem Stück drei Räthsel vorkommen, so entstanden durch die fünfmalige Aufführung desselben bei Schiller's Lebzeiten 14 Räthsel, zu denen Göthe das 15. bearbeitete.

Durch seine zahlreichen Schriften hatte Schiller schon solchen Ruhm erlangt, daß aus allen Ländern sich Menschen herbeidrängten, um den hochgefeierten Schriftsteller, der Göthe zu verdunkeln schien, zu bewundern. Auch befand er sich um diese Zeit durch den Ertrag seiner Schriften in ziemlich angenehmen Verhältnissen, weßhalb er das großmüthige Anerbieten des Königs von Preußen, mit einem Gnadengehalte von 3000 Thlrn. seinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen, ausschlug.

Indessen schwanden seine Körperkräfte durch das anhaltende Arbeiten immer mehr. Zu seiner seitherigen Kränklichkeit kam noch ein böser Choleraanfall. Jedoch all diese Leiden konnten ihm keine Klage, kein Wort des Unwillens entlocken. Er ertrug Alles in Ruhe und Geduld. Eben war er dem Anscheine nach wieder genesen, als er am 9. Mai 1805 unerwartet in einem Alter von nicht ganz 46 Jahren starb. Als die Trauerbotschaft Göthe gebracht wurde, äußerte er weinend: Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig. Auf dem Friedhofe zu Weimar wurde er beerdigt. 1826 wurden jedoch seine Gebeine in der großherzoglichen Gruft beigesetzt. An seiner Seite ruhen seit 1828 der Großherzog Karl August und seit 1832 auch Göthe. In jüngster Zeit wurde in Weimar das Schiller-Göthe-Denkmal aufgestellt.

Selten wohl hat der Tod eines Dichters eine allgemeinere Trauer hervorgerufen, als Schiller's frühes Hinscheiden. Deutschland wußte, was es an ihm hatte und — was es in ihm verlor. Neben seinen seltenen Geistesgaben bewahrte er sich einen edlen fleckenlosen Charakter, eine unversiegbare Begeisterung für alles Wahre und Schöne; sein stets schaffender Geist wußte nichts von Stolz, von Geltendmachung, und so hat er sich die vollste Hochachtung von Fürsten und Völkern bei Mit- und Nachwelt erworben. Unstreitig ist er der mächtigste Hebel der deutschen Nationalbildung. Das haben Deutschlands Großgeister längst anerkannt. Der geniale Geschichtschreiber Joh v. Müller nennt ihn den deutschen Shakspeare sein Freund Göthe stellt sich ihm ganz ebenbürtig zur Seite, wenn er sagt: „Die Deutschen sollen Gott danken, daß sie so zwei Kerle haben, wie Schiller und mich." Bei einer anderen Gelegenheit äußert er: „Schiller hat als ein Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen; der Nachwelt wird er als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger erscheinen." König Ludwig sagt von ihm: „Schiller hat sich durch seine ausgezeichneten Schriften seltene Verdienste um die deutsche Literatur und um die Veredlung der Geistes Cultur des deutschen Volkes erworben." Dr K. Hoffmeister, Schiller's geistvollster Biograph „Schiller's Schriften sind musterhaft, unübertrefflich; so kann nur ein Mann schreiben den die Dichtkunst beseelt und der mit einem großen poetischen und philosophischen Talent das noch seltnere Genie des sittlichen Charakters verschwistert." Außerdem zollten ihm Herder, Wieland, die beiden Humboldt, Kotzebue ihre vollste Hochachtung. „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten," sagt unser Held selbst in seinem Prolog zu Wallenstein.

Erwägt man, wie Schiller bei seinen dramatischen, poetischen und historischen Werken, ei seinen Uebersetzungen und nachgelassenen Entwürfen mit seinem Genius alle Länder urchstreifte, so erscheint er selbst in geographischer Hinsicht universal. Daß er, wie Manche ihm nachsagen, beim Arbeiten viel eistige Getränke trank, ist entschieden unwahr; m Gegentheil lebte er äußerst nüchtern und äßig. Bei Erschlaffung trank er oft Kaffee, llein blos zur Ermunterung.

Einige Tage vor der Schlacht bei Jena 805 wallfahrteten 22 preuß. Offiziere an in Grab und ein Major ließ vor seinem haus von seinem Bataillon Wallenstein's Marsch pielen. Solche Züge des Antheils mußten ie trost- und hoffnungslose Wittwe tief begen. Ueberdies erhielt sie aus allen Gegenen Deutschlands unzählige Beweise der Theilahme an ihrem unersetzlichen Verluste. Sie arb 1826 in Bonn.

Schiller hinterließ vier gutgeartete und talentolle Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter. Dem Vernehmen nach wird die einzig noch bende Tochter des großen Dichters, Emilie reifrau v. Gleich-Rußwurm und deren Geahl Adalbert v. Gleichen dem Schillerfest Stuttgart beiwohnen, ebenso der einzige nkel, der seinen Namen trägt, Friedrich Ludwig rnst Freiherr v. Schiller, Rittmeister in öster. Diensten; dagegen wird sich der Enkel Freierr Ludwig v. Gleichen bei dem Jubiläum Weimar betheiligen.

Lambrecht, den 10. November 1859.

H.

Schiller als Confirmant.

In der Plahn'schen Buchhandlung in Berlin t ein Brief des $12^1/_2$jährigen Knaben Friedich Schiller an seine Pathin genau nach em Original in Facsimile (ganz ähnlich er Handschrift) gedruckt erschienen und in llen Buchhandlungen für 2 Sgr. zu haben. Der Text desselben lautet folgendermaßen:

A Madame, Madame la Capitanie Stoll, née Sommer à Louisburg.

Wohlgebohrne Frau,

Inbesonders hoch zu Ehrenste theuriste Frau Pathin!

Da ich durch Gottes Gnade in Erkenntniß unserer selig machenden Religion nunmehro soweit gekommen, daß ich bis nächsten Sonntag Quasimodogeniti mein Glaubens Bekenntniß öffentlich ablegen — und den Bund meiner Tauffe aus eigenem Munde mit Gott bekräfftigen solle: so ist es meine Pflicht, Euer Wohlgebohren hievon die gehorsamste Anzeige zu machen, und Ihnen zugleich sowohl für die Liebe der ehmals gütig übernommenen Pathin-Stelle, als auch für alle mir seithero erwiesene Wohlthaten den verbindlichsten Dank abzustatten. Hören Sie nicht auf, Theuriste Frau Pathin! mir und denen Meinigen fernerhin Dero Gewogenheiten zu schenken, und besonders bitte ich Sie, mich bei der bevorstehenden Confirmations-Handlung in Ihr Gebet einzuschließen, daß mich Gott durch seine Gnade und guten Geist stärken wolle, damit ich diejenige Pflicht, die ich nun selbst übernehme, mit allem Fleiß erfüllen — und zum Wohlgefallen Gottes; meiner Eltern; Pathen und Anverwandten, im Guten je mehr und mehr zunehmen möge. Ich meines wenigen Orts werde niemals ermangeln, mich dahin zu bestreben, daß ich Euer Wohlgebohren fernern hohen Gewogenheit würdig werden möge, unterdessen aber will ich Gott bitten, daß er Ihnen alle Liebe und Freundschaft, die Sie mir und den Meinigen so vielfältig erweisen, mit vollem Seegen belohnen wolle. Meine Eltern und Geschwistrigte empfehlen sich mit mir gehorsamst, und ich bin lebenslang in der vollkommensten Verehrung

Euer Wohlgebohren
Unterthäniger Diener
Johann Christoph Friedrich Schiller.
Ludwigsburg, den 21. April: 1772.

Toast auf Friedrich v. Schiller.

Wem, Freunde, gilt die frohe Stunde,
Der hehren Freude Götterstrahl,
Der uns vereint zur Tafelrunde
Bei süßem Spiel und frohem Mahl?
Wem glühet heut die hehre Lust,
Das Hochgefühl in unsrer Brust?

Ist's Ceres, die mit gold'nen Aehren
Auch heuer Flur und Au geschmückt,
Zu der mit heißen Dankes Zähren
Verkläret heut das Auge blickt?

Vereinigter Dienst

der k. pr. Saarbrücker Eisenbahn, der k. b. pf. Ludwigsbahn und der grh. hess. Ludwigsbahn,

Pfälz. Maximiliansbahn.

Fahrplan für den Winterdienst,

vom 1. Nov. 1859 angefangen.

In der Richtung von Forbach nach Ludwigshafen (Mannheim), Speyer und Mainz.

Pfälz. Maximiliansbahn. A. Von Weißenburg ab.

		Personenzüge					Güter-Zug
		3. Kl.	2. Kl.	3. Kl.	3. Kl.	3. Kl.	
		morg	morg	mittgs	mittgs	abends	Mtgs.
Weißenburg	Abg.	6 15	*9 35		2 35	6 45	1 20
Schaidt	"	6 42	9 57		3 —	7 10	2 —
Winden	"	6 54			3 11	7 21	2 23
Rohrbach	"	7 4	10 12		3 21	7 31	2 58
Landau	"	7 20	10 23	12 25	3 35	7 45	3 40
Knöringen	"	7 30		12 35	3 45	7 55	3 55
Edesheim	"	7 37		12 42	3 52	8 2	4 4
Edenkoben	"	7 43		12 48	3 58	8 8	4 16
Maikammer-Kirrweiler	"	7 50		12 55	4 5	8 15	4 28
Neustadt	Ank.	8 —	10 47	1 5	4 15	8 24	4 45

(* Courierzüge mit erhöhten Fahrpreisen.

In der Richtung von Mainz nach Ludwigshafen (Mannheim), Speyer und Forbach.

Pfälz. Maximiliansbahn. B. Von Neustadt ab.

		Personenzüge					
		morg	morg	morgs	mittgs	abends	morgs
Neustadt	Abg.	6 40	9 15	11 15	*2 15	5 50	8 10
Maikammer-Kirrweiler	"	6 52	9 27	11 27		6 2	8 29
Edenkoben	"	6 59	9 34	11 34	2 29	6 9	8 43
Edesheim	"	7 5	9 40	11 40		6 15	8 52
Knöringen	"	7 12	9 47	11 47	2 38	6 22	9 2
Landau	"	7 22	9 57	11 55	2 47	6 32	10 21
Rohrbach	"	7 36	10 11		2 59	6 46	10 46
Winden	"	7 46	10 20		3 10	6 56	11 4
Schaidt	"	7 59	10 31		3 21	7 15	11 40
Weißenburg	Ank.	8 15	10 45		3 34	7 30	12 5

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 137. Dienstag, den 15. November 1859.

Prolog,

gesprochen bei der Feier des Schiller-Jubiläums in Neustadt
von
Fräulein Streuber,
verfaßt von
Herrn Studienlehrer Streuber.

Was ist des Menschen höchstes, schönstes Gut?
Was spornet ihn zu Ruhm und edeln Thaten?
Was flammt in ihm, mit unverdross'nem Muth
Zu klimmen auf der Tugend steilen Pfaden?

Es ist das Herz mit seinen hehren Trieben,
Mit gottgeweihtem, festem, reinem Willen,
Was gut ist, stets zu lieben und zu üben,
Des Lebens Pflicht getreulich zu erfüllen.

Das Herz, das hehre Wissen, der Verstand,
Das sind die Kräfte, die durch's Leben walten;
Durch sie allein im innigsten Verband
Des Lebens Frucht und Blüthe sich entfalten.

Heil Dem, der, wo er kann, des Guten Saat
Aus seines Herzens gold'nem Borne streut,
Der freudig, wo ihm Raum für Wort und That
Sich beut, der Hülfe seine Kräfte leiht.

Dem Fürsten, der mit weiser, kräft'ger Hand
Des Staates Schiff durch Riff und Brandung lenkt,
Der dem ihm heiß vertrauten theuern Pfand
Des Lebens volle Kraft und Liebe schenkt!

Dem Helden Heil, der mit des Schwertes Wucht
Wie Wetterstrahl sich auf die Feinde schwingt,
Und schmetternd sie zur schmachbedeckten Flucht
Des Sieges Glanz um seine Fahnen schlingt.

Dem Weisen, der mit seines Geistes Kraft
Und Licht uns aus des Wahnes Irrbahn leitet,
Der aus dem hehren Born der Wissenschaft
Rings Fried' und Freud' und Klarheit um uns breitet

Den Edeln Heil! — Doch dir, du Sonnenaar,
Der bis zum Sonnentempel du gedrungen,
Dem, was da ist, was sein wird und was war,
Der Gott in tausend Liedern vorgesungen;

Der du auf deinem großen hehren Flug
Den Punkt erschaut, der Gott und Menschheit scheidet,
Und was in Gottes heil'gem Busen schlug,
Du in des Hymnus Sphärensang gekleidet;

Der du der Schöpfung weisen Plan gelehrt,
Die Kraft gezeigt, die in dem Menschen lebt,
Die ihn vor Allem adelt, die ihn ehrt,
Und seinen Geist zur Göttlichkeit erhebt;

O laß dein Auge, königlicher Aar,
Voll Huld heut ob dem Vaterlande schweben,
Und mitten schau des Dankes Hochaltar
Aus tiefstem Grund des Herzens sich erheben!

Heil dir! o drei Mal Heil dir, Phöbussohn!
Fleug nieder heut aus sternbesäter Bahn
Und nimm des Dankes Zoll, der lange schon
In unsern Herzen glühte, huldvoll an!

Epilog zur Bekränzung der Schiller-Büste.

Gesprochen von Fräulein Auguste Ruby,
verfaßt von Hrn. G. Abel.

I.

Vor hundert Jahren ward ein Kind geboren: —
Das Mutter-Auge strahlte Lust und Wonne,
Prophetisch ahnend, welche Geistessonne
Der Welt durch Gottes Liebe ward erkoren.

nun wohl einsah, daß keine Zeit zu einem entscheidenden Schritt zu verlieren sei und daß sie deßhalb die der Weiblichkeit gesteckten Gränzen entweder überschreiten oder sogleich abreisen müsse. Aber wohin? Nach Europa zurück, dazu verspürte sie keine Lust; aber eben so wenig wollte sie allein und auf gut Glück in Amerika bleiben. Alfreds, oder, wie sie jetzt wußte, Williams abermalige Verheirathung hatte vollends den letzten Rest der Neigung, die sie für ihn zu haben wähnte, verwischt; ihr gegenüber befand sich ein wackerer junger Mann, der noch überdies gerade in der Lage sich befand, in welcher sie für diesen die irdische Gottheit werden konnte, wie sie es mit seinem Freunde beabsichtigt hatte. Sie hatte offenbar Eindruck auf ihn gemacht; er hatte ihr nicht mißfallen. Seine Ansicht über die Ehe fand ihren vollsten Beifall und sie meinte, ihre beiderseitigen Charaktere paßten in so fern zusammen, als sie an Energie ergänzen könne, was ihm daran gebreche. Sein weiches, fast blödes Wesen ließ sie auf eine Lenksamkeit hoffen, wie sie Frauen ihrer Art bei Männern sehr lieben; wenn sie ihn also zu einer Erklärung bringen konnte, so gewann sie mehr beim Tausche, als sie verloren hatte. Dies mußte aber rasch und ohne Verzug geschehen. Karoline stand deßhalb wie zum Fortgehen auf, indem sie sagte:

„Wenn Mr. William eine junge Frau mitbringt, so ist eine Haushälterin völlig überflüssig, wie mir scheint."

„Ich kann darüber weder mit Ja noch mit Nein antworten," versetzte Albert, „und möchte die Entscheidung meinem Freunde überlassen, der es gewiß bedauern würde, wenn er Sie nicht zu Gesicht bekommen sollte."

„Wer weiß," erwiderte Karoline mit Betonung; „nach meiner Ansicht aber bin ich hier wenigstens überflüssig." Zugleich machte sie einen Schritt, als wenn sie das Zimmer verlassen wollte.

„Wollen Sie denn wirklich uns auf Nimmerwiedersehen verlassen?" rief Albert bestürzt.

„Stellen Sie diese Frage nur im Interesse Ihres Freundes?" fragte Karoline mit anmuthiger Koketterie, indem sie ihn zugleich fest fixirte.

„Nicht so ganz allein," brachte endlich Albert mühsam hervor, der wohl fühlte, daß er mit seiner allzugroßen Blödigkeit eine alberne Rolle spiele.

„Also wünschten auch Sie, daß ich bliebe?"

„Ach ja."

„Aber gewiß nur in einer Stellung, wie sie sich für mein Geschlecht ziemt," fuhr Karoline fort, da Albert immer verlegener wurde und sich sichtbar abmühte, Das, was er gern erwidert hätte, in passende Worte zu kleiden. „Als Haushälterin, das habe ich Ihnen schon gesagt, würde ich nicht bleiben; es gäbe also keinen andern Ausweg als —"

„Nun, als —?" rief Albert, sie mit fast flehender Miene anblickend.

„Als daß ich mich hier verheirathete," sagte Karoline lächelnd.

„Das müßte aber ja — mit mir sein, — da sonst Niemand hier ist —."

„Außer dem alten John, wenn Sie glauben mögen, daß ich mich dazu entschließen könnte, diesem meine Hand zu reichen," ergänzte Karoline, der es eine Art Vergnügen zu machen schien, den blöden Schäfer ein wenig zu quälen.

„Von John kann wohl keine Rede sein; aber sollte ich hoffen, träumen können, daß Sie dabei an — mich denken?" fragte Albert zögernd.

„Wäre denn dies so ganz undenkbar?"

„Ach, mein Gott!" rief Albert fast erschrocken, „wie können Sie nur so grausam scherzen!"

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich scherze?"

„Ist es denn Ihr Ernst? Ihr wirklicher Ernst?" forschte Albert mit beklommener Stimme, da sein Herz mächtig pochte, während seine Augen vor Freude strahlten.

„Mein vollkommenster Ernst," erwiederte Karoline in so gemessenem Tone, daß Albert nicht länger zweifeln konnte.

„Sie willigen also ein, mir — ganz allein nur anzugehören?" fragte er noch immer nicht ganz beruhigt.

„Ich willige ein, in der Ueberzeugung, mein zukünftiges Lebensglück einem wackern Mann anzuvertrauen."

„So bin ich der glücklichste Mensch auf Erden, indem sich dadurch mein seligster Traum, eine Braut zu besitzen, verwirklicht. Aber halt!" rief er, mit der Hand nach der Stirne fahrend, „darf ich Ihre Hand auch annehmen? Welche Zukunft kann ich Ihnen bieten, da ich ganz mittellos bin."

„Darüber seien Sie ohne Sorgen. Ich besitze glücklicher Weise so viel, daß wir uns über die nächste Zukunft hinüber helfen können, und dann wollen wir schon weiter sehen, wie es geht.“

„An Fleiß und Sparsamkeit soll es bei mir nicht fehlen, um meiner lieben, guten Frau das Dasein so angenehm als möglich zu machen. Ach Gott! wie mich der Gedanke beglückt, von meiner Frau sprechen zu können, ich, der ich noch vor einer Stunde mich so einsam und verlassen auf der Welt fühlte und so traurig war, seit mein Freund von hier abwesend ist.“

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Die Franzosen werden in kurzer Zeit eine neue vollständige Uebersetzung von Schiller erhalten. Die bis jetzt vorhandenen sind weder vollständig, noch sehr gelungen, so daß unser unsterblicher Dichter jetzt erst in seiner ganzen Größe der französischen Nation bekannt wird. Die Uebersetzung verdankt man der jahrelangen Arbeit des Herrn Adolf Regnier, Mitglied des Instituts und Erzieher des Grafen von Paris. Er hat mit der Herzogin von Orleans mehrere Jahre in Eisenach zugebracht und sein Name ist in Deutschland wie in Frankreich durch viele wissenschaftliche Leistungen ehrenvoll bekannt. Bereits sind der 2., 3. und 4. Band, die sämmtliche dramatischen Werke erhalten, gedruckt, der erste, welcher die Dichtungen und eine ausführliche Biographie Schiller's aus der Feder des Herrn Regnier enthält, ist unter der Presse. Die vier Bände erscheinen im Verlage von Hachette in den ersten Tagen des November. Man hat absichtlich diese Zeit zur Veröffentlichung gewählt, um das Werk gleichsam als eine Festgabe Frankreichs an dem großen Ehrentage darbringen zu können.

Bei der Schillerfeier dürfte die Bemerkung von Interesse sein, daß der Componist der Glocke, Kapellmeister Andreas Romberg, Doctor der Musik, gerade am 10. Nov. 1821 gestorben ist. Seine 78jährige Wittwe lebt noch in ihrem Geburtsorte Hamburg. Andreas Romberg war ein Vetter, nicht Bruder, des berühmten Cellisten Bernhard Romberg, dessen Enkel, Hildebrand Romberg, in Berlin geboren und tüchtiger Cellist, mit der Austria sein Leben verloren.

König Ludwig soll der Münchener Deputation, die ihn zum Schillerfeste einzuladen kam, und die äußerst huldvoll empfangen wurde, u. A. geäußert haben: Von Kindesbeinen an war ich ein großer Verehrer Schiller's, und es schmerzt mich mein Leben lang, daß ich nichts für ihn thun konnte. Ich war gerade auf meiner ersten italienischen Reise in Rom, und hatte im Sinn, endlich einen lange gehegten Entschluß auszuführen — Schiller mit seiner Familie nach Italien einzuladen, wo er sich hätte erholen und uns noch viel Herrliches schenken können. Da kam Maler Müller zu mir auf die Villa, und brachte mir die Nachricht seines Todes; ich versichere Sie, meine Herren, ich war wie vom Blitz gerührt, das Blatt fiel mir aus den Händen.

Wenn bei dem Stamme der westindischen Babnies oder Dicklipper am Fraserflusse ein verheiratheter Mann stirbt, muß seine Frau selbst das Feuer schüren, auf welchem er verbrannt wird. Sobald dies geschehen, wird seine Asche in einem Schlauche der Wittwe auf den Rücken gebunden; während dreier Jahre wird dieser Schlauch nicht abgebunden, die Wittwe darf sich nicht waschen und kämmen. Hierauf wird der Schlauch an die Spitze eines Pfahls gebunden, die Wittwe mit Fischöl bestrichen und mit weißen Federn bestreut. Wenn sie in dieser Verfassung um die Asche ihres Mannes herumgetanzt hat, ist sie endlich „frei“ und darf wieder heirathen.

(Menge der Fischeier.) Nach den Forschungen des Prinzen Lucian Bonaparte soll ein mittlerer Barsch 69,000, ein zwanzigpfündiger Hecht 160,000, ein Karpfen 187,000, ein Stör 1,400,000, ein Kabliau aber 3,316,000 Eier haben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.


Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 138. Donnerstag, den 17. November 1859.

An Schiller.

Jahre kommen, und die Jahre schwinden,
Immer doch erneuert sich der Schmerz,
Den um deinen Heimgang wir empfinden,
Dauerhafter ist er als geprägt in Erz.

Fühlen lassen die empfangnen Gaben,
Was dein läng'res Leben hätt' ertheilt,
Schöne Hoffnung, die mit dir begraben,
Die so frühe leider schon enteilt.

Deutsch bist du, o Schiller, deutsch vor Allen!
Deine Worte dringen zum Gemüth,
In des Volkes Herz sie wiederhallen,
Das für seinen Schiller ewig glüht.

Einmal nur, und niemals, niemals wieder
Einem Volk das Ideal sich zeigt,
Nie auf's Neue tönen solche Lieder,
Ewig bleibest du uns unerreicht.

König Ludwig von Bayern.

Des Schicksals Stimme.

(Schluß.)

Albert war mit einem Mal ein ganz anderer Mensch geworden; seine Schüchternheit war von ihm gewichen und er entwickelte die ganze Liebenswürdigkeit seines Herzens und den Reichthum seines Geistes, so daß Karoline sich aufrichtig zu ihrer Wahl Glück wünschte. Er wurde so gesprächig, daß Karoline seinem Redefluß dadurch ein Ende machen mußte, daß sie seine Gedanken von der Zukunft, die er sich mit so herrlichen Farben ausmalte, auf die Gegenwart lenkte, indem sie ihn auf die delikate Lage, in welcher sie sich ihm gegenüber befinde, aufmerksam machte. Daran hatte Albert in der Einfalt seines Herzens gar nicht gedacht und es fiel ihm jetzt centnerschwer auf die Seele, daß sich Karoline doch von ihm trennen würde, wenn auch nur auf kurze Zeit, wenn nicht eine rasche Trauung ihren Besitz ihm sogleich sichere.

„Wissen Sie, was aller Verlegenheit sogleich ein Ende machen könnte?" rief er, nach kurzem Besinnen zu einem energischen Entschluß sich aufraffend.

„Und was wäre dies?"

„Wenn wir uns sogleich nach Buffalo auf den Weg machten und uns dort trauen ließen. Es wäre dies ganz köstlich, denn wir könnten dann dort William und seine junge Frau erwarten und meinem Freunde zugleich eine Ueberraschung bereiten, der wohl eher von des Himmels Einfall, als von dem Gedanken träumt, mich an der Seite einer Gattin und dazu noch einer so schönen und liebenswürdigen zu finden."

Es bedurfte keiner großen Ueberredungskraft, um Karoline zu einem Schritt zu bewegen, zu dem sie in Europa nimmer ihre Einwilligung gegeben haben würde, dessen Nothwendigkeit aber durch die Umstände dringend geboten war, und so bestieg das Brautpaar das nächste vorüberfahrende Dampfboot, in dem es schon Nachmittags Buffalo erreichte. Mr. Green übernahm hier dieselbe Function, wie sein College Brown in New-York, und nachdem der bürgerliche Akt vorüber war, bei welchem Albert mit Erstaunen erfuhr, daß seine Frau ein Vermögen von 50,000 Gulden besitze, fand, europäischer Sitte gemäß, die kirchliche Einsegnung durch einen dortigen Geistlichen statt.

Der telegraphischen Depesche gemäß mußte William mit seiner jungen Frau mit dem Abendzug, der um sechs Uhr eintraf, von New-York

ankommen. Albert und Karoline begaben sich daher des folgenden Tages um diese Stunde auf den Bahnhof. Dieser hatte zwei Ausgänge; um die Ankömmlinge nicht zu verfehlen, beschlossen sie, daß das Eine auf dieser, das Andere auf der andern Seite warten solle. Der Zug kam an, die Wagen entleerten sich, allein William schien nicht unter den Angekommenen zu sein. Und doch war er dabei; er war aber an Karolinen vorübergegangen, ohne daß er sie oder sie ihn erkannt hätte; das sympathetische Gefühl, von welchem Karoline geträumt, hatte gänzlich geschwiegen. Seine Frau hatte er im Wartsaale zurückgelassen, um sie abzuholen, sobald er das Gepäck auf das Dampfboot geschafft habe, das sie noch denselben Abend nach William Farm bringen sollte. Als Niemand mehr erschien, wollte Karoline ihren Mann aufsuchen und schlug dabei den Weg durch das Bahngebäude ein, der sie an dem Wartsaal vorüber führte. Unwillkürlich blickte sie hinein, und man kann sich ihre Ueberraschung denken, als sie ihre Freundin Anna ganz gemüthsruhig darin sitzen sah. Mit einem Schrei des Erstaunens eilte sie mit ausgebreiteten Armen auf sie zu, indem sie ausrief:

„Welch glückliches Ungefähr führt dich hieher? Hast du schon eine Versorgung gefunden?"

„Allerdings, und zwar eine für die ganze Lebenszeit. Ich bin verheirathet."

„Verheirathet? Und wie heißt denn dein Mann?"

„Mr. William von William-Farm."

Glücklicherweise war Anna zu freudig bewegt über das unverhoffte Wiederfinden ihrer Freundin, so daß sie den Wechsel in deren Gesichtszügen nicht bemerkte. Diese hatte sich aber bei dem Gedanken an die eigenthümliche Wendung ihres eigenen Geschickes rasch wieder gefaßt und ihre angeborene Geistesgegenwart verschaffte ihr schnell die gewohnte feste Haltung wieder.

„Das trifft sich ja herrlich," sagte Karoline, „denn auch in mir siehst du eine junge Frau."

„Dein Glaube an den Zug des Herzens hat dich also nicht getäuscht, und er war wirklich des Schicksals Stimme? Ach, wie sehr freut mich dies für dich!"

„Gewiß hat er mich nicht getäuscht, nur geschah es in anderer Weise, als ich vermuthet hatte."

„Und wie heißt denn dein Mann?"

„Hier kommt er so eben, um mich abzuholen. Wir erwarteten dich und deinen Mann, Jedes auf einer andern Ausgangsseite des Bahnhofs."

„Das ist ja Herr Albert Wagner, der ehemalige Schüler meines Vaters," sagte Anna, dem unterdessen näher Gekommenen freundlich, aber ganz unbefangen die Hand reichend. Und als währenddem William von der andern Seite herbeikam, setzte sie hinzu:

„Und hier stelle ich dir meinen Mann vor."

William sah die junge Frau prüfend an, wie um eine dunkle Erinnerung sich klar zu machen. Endlich rief er aus: „Das ist ja Fräulein Karoline Werner!"

„Seit gestern aber die Frau Ihres Freundes Wagner."

Noch ehe William von seinem Erstaunen über den heroischen Entschluß Alberts sich aussprechen konnte, fragte ihn dieser:

„Du kennst also meine Frau? Und woher? Wie glücklich sich das trifft!"

„Von Heidelberg, wo ich bei ihrem Vater Collegien hörte. Ich erzähle dir dies ein ander Mal."

„Allerdings hat sich Alles recht glücklich gefügt," sagte Karoline in mildem, aber ernstem Tone, indem sie dabei Anna anblickte. „Die Fügungen des Geschickes sind wunderbar, indem es die Freundin, mit der ein glückliches, von der Vorsehung geleitetes Ungefähr mich auf der Reise von Europa hieher bekannt machte, den Freund meines Mannes zum Gatten finden ließ. Betrachten wir es als die wahre Stimme des Schicksals und als einen Fingerzeig zu einer unauflöslichen Freundschaft, die uns beide Paare bis an unser Lebensende verbinden soll."

„So sei es!" rief Anna, und die beiden Männer stimmten ein, indem sich alle Vier wie zum feierlichen Gelöbnisse die Hand reichten.

In der heitersten Stimmung wurde nun die Rückfahrt nach William-Farm angetreten, und wenige Tage darauf kaufte Albert auf Karolinens Wunsch ein hart an William-Farm stoßendes feiles Grundstück, das nach einem im Familienkreise gefeierten Feste den Namen „Karolinen-Farm" erhielt.

Die Hafen- und Handelsstadt Tanger in Marokko.

Das Kaiserthum Marokko, dessen Streitigkeiten mit Spanien in diesem Augenblicke die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen, ist ein großer Küstenstaat von Nordafrika und bildet die nordwestliche Spitze dieses Welttheils. Auf seiner 120 Meilen langen Küstenlinie, die auf 40 Meilen vom Mittelmeere und auf 80 vom atlantischen Ocean bespült wird, besitzt es zahlreiche Häfen, deren hauptsächlichste und von Europäern am meisten besuchte Tanger, Mogador, Tetuan, Rabat, Saffi und El-Araisch (Larache) sind.

In politischer Beziehung steht Tanger — eigentlich Tandscha, von den Europäern gewöhnlich Tandscher ausgesprochen — obenan. Diese Stadt ist die Residenz der europäischen Konsuln, die hier sämmtlich einen diplomatischen Charakter haben und die Beziehungen des Auslandes direct mit der marokkanischen Regierung vermitteln. Letztere wurde in den letzten fünfzehn Jahren durch einen gewissen Sidi Mohammed El-Khatib vertreten, der von dem kürzlich verstorbenen Kaiser Abd-ur-Rhaman vom Gewürzkrämer zum Minister des Auswärtigen erhoben worden war. Dieser Mann versah den äußerst schwierigen Posten mit bewunderungswerther Geschicklichkeit, ohne die verhängnißvolle Tasse Kaffee trinken zu müssen, die unter Abd-ur-Rhaman mißliebigen Großen gegenüber die Stelle der einst im Orient so bekannten seidenen Schnur vertrat. Es war wirklich keine Kleinigkeit für den Minister, zwischen den Forderungen so vieler anmaßenden Consuln, die stets ein Bombardement oder dergleichen im Hintergrunde schimmern ließen, und dem Zorne des äußerst mißtrauischen und den Nazarenern so feindselig gesinnten Kaisers sich durchzuwinden; Sidi Mohammed El-Khatib verdient deßhalb alle Achtung. So lange er am Ruder war, seit 1845, ist Marokko in keine Collision mit dem Ausland gerathen. In treuer Befolgung des ihm von Abd-ur-Rhaman vorgezeichneten Programms hat Sidi El-Khatib die Ohren seines Herrn vor Allem behütet, was ihn an die verhaßten Christenhunde erinnern konnte, und wenn es jetzt wirklich zum Kriege mit Spanien oder Frankreich gekommen, so hat der ehemalige Gewürzkrämer entweder seinen Einfluß verloren, oder der neue Kaiser verfolgt wider alles Vermuthen eine neue Politik, die jedoch nur dazu führen kann, das Zusammenbrechen seines morschen und innerlich verfaulten Reichs mehr und mehr zu beschleunigen.

Tanger liegt an dem westlichen Eingange der Meerenge von Gibraltar unweit des Kap Spartel, der Nordwestspitze Afrika's. Die Stadt besitzt keinen eigentlichen Hafen, sondern nur eine sehr schöne Rhede. Der Hafen ist vollständig versandet, und unter dem verstorbenen Kaiser ist nicht das Geringste zu seiner Verbesserung gethan worden; einige marokkanische Handelsfahrzeuge liegen theils ganz, theils halb verfault auf den vom Meere heraufgespülten Sandbänken, und verkünden, daß die Stadt einst Rhederei besaß. Die Rhede oder Bucht von Tanger erstreckt sich halbkreisförmig zwischen zwei Punkten, die den Namen der Malabata- und Tangerspitze führen, und von denen jeder sich als Felsenriff seewärts erstreckt. Die Rhede hat 40 bis 50 Fuß Wassertiefe und gewährt einen geräumigen Ankerplatz für die größten Schiffe.

(Schluß folgt.)

Schiller's Leichnam.

Schiller, unser größter vaterländischer Dichter, starb am 9. Mai 1805; sein Leichnam wurde ohne allen Leichenconduct in der Nacht vom 11. bis 12. Mai in dem Landschaftscassengewölbe zu Weimar auf dem Jacobskirchhofe beigesetzt.

Einundzwanzig Jahre später (1826) ließ Schiller's ehemaliger Hausgenosse, der Hofrath und Bürgermeister Schwabe, das Gewölbe öffnen, und siehe da, man erblickt einen Haufen Gebeine aus den zusammengebrochenen Särgen, an der Zahl eilf. Schwabe läßt die Schädel allesammt aussuchen und in sein Haus bringen. Die Schädel werden sämmtlich nummerirt: alle alte Bekannte Schiller's aus der Stadt und Umgegend läßt Schwabe nach und nach zu sich einladen, legt ihnen die eilf nummerirten Schädel vor und Jeder muß einzeln dieselben untersuchen und seine Stimme geheim, d. h. schriftlich abgeben, welches Schiller's ehemaliges Haupt sei. Merkwürdig, Alle ent-

schreiben sich für Eine Nummer. Das Urtheil wird auch von Schiller's früherem Diener Rudolph, dem ein Zahn seines ehemaligen Herrn noch ganz besonders kenntlich war, und auch von Göthe bestätigt.

Nun wird der berühmte Anatom, Prosector und Professor Schröter aus Jena herbeigeholt, der aus dem Knochenhaufen die übrigen zum Schädel Schiller's gehörigen Gebeine aussucht und das Skelett zusammenstellt, bis auf ein einzelnes Gelenkknöchelchen, das nicht aufzufinden war.

Seit dem 16. September 1820 wurden die Gebeine in die großh. Gruft auf dem neuen Kirchhof gebracht, sein Schädel aber in dem Postamente seiner Büste von Dannecker aufbewahrt, welche sich auf der Bibliothek zu Weimar befindet. Jedoch König Ludwig von Bayern setzte es durch, daß Schiller's ganzer ehemaliger Geistesträger am 16. Sept. 1837 in der Fürstengruft neben Göthe und Karl August beigesetzt wurde.

Verschiedenes.

„Während der Schlacht bei Solferino", so erzählte ein prahlerischer Zuave, „erhielt ich eine Kugel in den Arm; ich hatte Geistesgegenwart genug, sie wieder herauszuziehen, in meine Büchse zu laden und den Feind damit zu erschießen, der sie mir gesandt hatte." — „O, das ist gar nichts," versetzte ein Voltigeur; „ich zerbiß jede Kugel, die mich traf, in zwei Theile, und da mich zwanzig trafen, so habe ich damit vierzig Feinde erlegt."

Vor ein paar Tagen wurde ein Mann mit Namen Hénault vor das Zuchtpolizeigericht in Paris gebracht, weil er von zwei Polizeiagenten gerade in dem Augenblick erwischt worden war, als er im Jardin des Plantes einer Bauernfrau die Tasche abschneiden wollte, während er der Arglosen eine Vorlesung über die Naturgeschichte des Nilpferdes hielt. Die Verfahrungsweise des gelehrten Professors wird von den Agenten, die ihn verhafteten, also beschrieben: — Madame, sagte der Naturforscher zu seiner Zuhörerin, dieses Animal, welches auch unter dem Namen des Seerosses bekannt ist, sucht nicht sonderlich die Gesellschaft des Menschen auf; es amüsirt sich im Wasser und in sumpfigen Gegenden und wird dort so dick wie Sie oder ich. Im Leben frißt es Klapperschlangen, Melonen und manchmal auch seine eigenen Jungen, wie Sie es neuerdings in den Pariser Blättern können gelesen haben. (Hier zog der Professor sachte eine Scheere aus seiner Tasche.) Die Wilden machen aus dem Fleisch Roastbeef, aus der Haut Winterstrümpfe und Abziehriemen zum Rasiren, und aus dem Schwanz verfertigen sie Anläuter für ihre Häuser. (Hier legte der Professor, indem er in der Rechten die Scheere hielt, seine Linke ganz leise an die Tasche der Frau.) Nach ihrem Tod werden sie ausgestopft, wovon Sie zum Beweise in dem naturgeschichtlichen Museum dahier mehrere Exemplare sehen können." Hier wurde die Vorlesung plötzlich abgebrochen, weil der Professor gerade in dem Augenblick, als er die Tasche abschneiden und seinen „Coup" ausführen wollte, von den Agenten gepackt wurde. Die Frau kam um den Schluß der Erklärung, behielt aber ihr Geld. Hénault sagte bei seiner Vertheidigung, er pflege sich der Scheere zum Nägelabschneiden zu bedienen. Indessen wurde er zu 1 Jahr Einsperrung und 5 Jahren Ueberwachung verurtheilt.

Restaurationliches aus den Provinzen der Centralbahn. Reisende (treten rauchend in den Wartsaal 1. Klasse): „Herr Wirth, eine Flasche Wasser." Wirth: Soll sogleich kommen. Uebrigens ist den Herren verboten, hier zu rauchen. Gäste (rauchen fort, bis die Flasche Wasser anrückt): „Hr. Wirth, bringen Sie jetzt eine Flasche Wein." Wirth: „Sogleich, rauchen Sie aber so, daß es Niemand bemerkt." Gäste (rauchen wieder, bis der Wein kommt): „Hr. Wirth, eine Flasche Champagner." Wirth: „Sogleich, rauchen Sie nur ungenirt."

Nach den neuesten officiellen Angaben beträgt die Zahl der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika noch lebenden Indianer nur noch 314,000 Seelen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 139. Samstag, den 19. November 1859.

Judas.

> Bekehret Euch zu mir von ganzem Herzen mit Fasten, mit Weinen, mit Klagen. Zerreißet Eure Herzen und nicht Eure Kleider.
>
> Prophet Joel.

An einem Fenster in der Gaststube eines kleinen Wirthshauses stand ein Mädchen in Reisekleidern und hielt weinend einen erbrochenen Brief in den Händen. Vor ihr in derselben Fensternische lehnte sich ein junger Mann, etwa 30 Jahre alt oder noch jünger, mehr mißmuthig als kummervoll dreinschauend, gegen die Wand. Auch ihn mußte der Inhalt des Briefs nahe berühren, denn schweigend nahm er ihn seiner Gefährtin aus der Hand und las ihn wiederholt aufmerksam durch. Dann standen Beide eine lange Weile stumm und ohne sich nur anzublicken am Fenster.

„Und nun, Georg? Was werd' ich nun beginnen?" fragte endlich, nicht ohne Befangenheit, das junge Mädchen ihren Begleiter.

„Weiß ich es selbst noch, Christine?" erwiederte dieser etwas heftig, setzte aber rasch in sanfterem Tone hinzu: „Ich denke, wir beeilen uns nicht mit einem Entschluss. Es ist ein verdrießlicher Zwischenfall, der Tod deiner Pathe. Hatte sie eine solche Reihe von Jahren glücklich zurückgelegt, so konnte sie wohl noch einige Monate am Leben bleiben, um dir ein kurzes Asyl in ihrem Hause zu gewähren. Leider hab ich ja selbst keine bekannte Seele hier zu Lande, der ich dich mit gutem Gewissen anvertrauen könnte. Und eine andere Stelle für dich wird sich nicht sofort finden, zumal da ich wählerisch sein müßte, mein liebes Kind, und mich genau überzeugen. Nun könnt' ich dich zwar mit mir in die Hauptstadt nehmen und dort für ein Unterkommen sorgen. Aber ich weiß, das wünschest du nicht, und mir selbst wäre es lieber, wenn ich dich seiner Zeit erst feierlich einholen und dir das hoffentlich gelobte Land mit einem Male erschließen könnte. Also Geduld, Geduld, mein Kind; ich verzweifle nicht daran, einen Ausweg zu finden. Aber laß vor Allem das Weinen. Mir nimmt es den Muth, und dir verdirbt es die lieben herzigen Augen."

Christine trocknete ihre Thränen und blickte den geliebten Mann mit neuer Fassung an.

„Du hast Recht," sagte sie, „es ist kindisch, sich übermäßig zu grämen. Ich habe schon so viel gewagt, daß es auf ein kleines Wagniß mehr nicht ankommen darf. Also Frist zur Ueberlegung — und damit wir diese gewinnen, laß den Kutscher ausspannen, Georg. Wohin sollen wir denn auch fahren? Wir befinden uns ja eben am Scheidewege!"

Die Pferde wurden ausgespannt und Georg bestellte für seine Begleitung vor Allem ein Zimmer zum Ausruhen. Er selbst gedachte in der Gaststube zu bleiben.

„Hast du Nichts zu lesen für mich, Georg?" fragte Christine, ehe sie sich auf ihr Zimmer begab; „es kann sein, was es will. Ich komme dann am ehesten auf andere Gedanken."

Georg sah nach seinem leichten Gepäck und reichte dann, halb lächelnd, dem Mädchen eine kleine Bibel hin, welche sich darunter befand.

„Da hast du Etwas, Christine," sagte er, „das Buch der Bücher ist das einzige Buch, welches ich bei mir führe. Und doch bin ich keine fromme Seele, die ohne dieses Vademecum nicht existiren könnte. Ich trockene Pflanzen darin, wie du sehen wirst, und deßhalb bitte ich dich, gehe vorsichtig mit den Blättern um, damit meine Schätze keinen Schaden nehmen."

Das Mädchen entfernte sich mit dem Buche

und meinte im Abgehen: „Wer weiß, was ich herauslese aus deiner Bibel, Georg! Schon manchem bedrängten Herzen hat sie Trost und Labung gebracht und mit einem guten Spruch auf den rechten Weg geholfen, wenn sie vertrauensvoll um Rath gefragt wurde. Fromm bin ich ja auch nicht in dem Sinne, wie Ueberspannung oder Heuchelei es will, aber ein lieberes Buch konntest du mir nicht in die Hände geben, als deine Bibel."

Georg ließ sich nachdenklich auf dem Sopha in der Ecke des Zimmers nieder. Es war allerdings eine peinliche Lage, in der er sich augenblicklich befand, um so peinlicher, als er sich nicht ganz frei von Schuld wußte, und Christinen, seiner Braut, gegenüber eine große Verantwortung übernommen hatte. Diese einzige Nachricht von dem schon erwähnten Todesfalle durchkreuzte alle seine Pläne auf das Verdrießlichste. Es ist nothwendig, daß wir vor Weiterem mit den Verhältnissen unserer beiden Reisenden näher bekannt werden.

Georg kehrte eben aus Amerika zurück. Seinem Berufe nach Maler, zugleich aber auch Sammler und Naturforscher, war er vor einigen Jahren mit dem Reste seines elterlichen Vermögens dorthin gegangen, um das Land zu durchstreifen und seine Ausbeute später nach Belieben zu verwerthen. Die letztere war in jeder Hinsicht reich ausgefallen, und Georg, ein begabter und talentvoller Kopf, durfte sich die schönsten Erfolge versprechen, zumal da er schon, ehe er seine Reise antrat, die nöthigen Verbindungen vorsorglich angeknüpft und daher nicht zu befürchten hatte, daß ihm auch nur ein Theil des angesammelten Materials als todter Schatz werde liegen bleiben.

Auf einer seiner letzten Stationen, in einer bedeutenden Stadt der westlichen Staaten Nordamerika's, wo Georg einen längeren Aufenthalt nahm, lernte er Christine Hagen kennen, eine junge Deutsche, welche dort in einer reichen Kaufmannsfamilie die Stelle einer Gesellschafterin und Gehilfin der ebenfalls aus Deutschland gebürtigen Hausfrau bekleidete. Arm und ohne sonstige Aussichten, namentlich auch elternlos, hatte sich Christine schon seit ihrem vierzehnten Jahre unter fremden Menschen forthelfen müssen, und war nach einigen Lehrjahren in der Heimath endlich in den fernen Westen verschlagen worden, wo sie übrigens eine Stellung fand, die allen ihren billigen Wünschen entsprach. Georg, an die Familie empfohlen, welcher Christine in ihrer untergeordneten Weise angehörte, faßte eine lebhafte Neigung zu der jugendlichen und doch schon so ernsten, in der Schule des Lebens geprüften Landsmännin, und nach einigen Wochen näheren Verkehrs, der ihm von der dem Mädchen sehr wohlwollenden Hausfrau sichtbar erleichtert wurde, trug er derselben seine Hand an und bat sie, sofort mit ihm nach Europa zurückzukehren, wohin er damals binnen kürzester Frist aufzubrechen gedachte. Christine zögerte Anfangs und war nicht ohne Bedenken, obschon Georg mit seiner offnen, treuherzigen Weise gar bald ihre Liebe gewonnen hatte. Aber von Jugend an daran gewöhnt, ruhig und verständig zu denken, und eben deßhalb auch ihre angenehme Stellung im Kreise einer gebildeten Familie, welche sie mehr als Freundin, denn als Dienerin behandelte, wohl würdigend, beirrte sie nicht allein Georgs rascher Entschluß, sondern vor Allem dessen ziemlich unsichere Lage bei seiner Rückkehr nach Deutschland, die wenigstens äußere Bürgschaften für eine sorgenfreie Existenz nicht darzubieten schien. Auch störte sie der Gedanke, allein unter Georgs Schutz die Rückreise nach Deutschland antreten zu sollen, zumal da sie dort für die Zwischenzeit ein passendes Unterkommen für ihre Person so wenig wußte, wie Georg, der ebenfalls ohne nähere Freunde und Verwandte im Vaterlande dastand. Doch das war freilich Nebensache. Was aber ihren Entschluß über die wichtigste Frage betraf, so bestimmte sie endlich das ernste und eindringliche Zureden der Frau vom Hause, auf Georgs Wünsche unbedenklich einzugehen. Auf die Stimme dieser wahren Freundin legte sie großes Gewicht, um so größeres, als sie ja nach Allem überzeugt sein durfte, daß diese sie ungern genug verlor und ihr deßhalb wider ihr eignes persönliches Interesse zuredete. So gab denn Christine endlich nach und sagte sich Georg zu, versprach ihm auch, ihn sofort nach Deutschland zu begleiten, wo sie nach längerer Ueberlegung eine vorläufige Unterkunft für sich bei ihrer Pathe, einer Kaufmannswittwe in einer Provinzialstadt im Inneren Deutschlands, aus-

findig gemacht hatte. An diese Letztere wurde nun sofort geschrieben, und als sich dieselbe bereit erklärt hatte, Christine bis auf Weiteres in ihrem Hause aufzunehmen, die Reise angetreten.

Es war ein schmerzlicher Abschied für das junge Mädchen, diese Trennung von ihrer älteren Freundin, in deren Nähe sie oft vergessen hatte, daß sie nur eine Fremde war. Elisabeth Belroom, dies war ihr Name, galt Christinen als das Muster einer Frau und sie hieng deßhalb an ihr mit einer schwärmerischen Verehrung, welche von der andern Seite mit einer aufrichtigen Liebe erwiedert ward. Es war nicht allein der Verein einer Menge von Eigenschaften, welche Elisabeth als Gattin und Mutter und Freundin auszeichnete; die größte Anziehungskraft auf Christinens sinniges und tiefes Gemüth übte die ernste Weihe eines bewegten und im Ganzen wohl beglückten, aber doch von einem großen Schmerze heimgesuchten Lebens, welche sich in dem Wesen der vielleicht doppelt älteren Freundin abspiegelte. Elisabeth hatte sich niemals näher über ihr Schicksal geäußert, aber vielmals durchblicken lassen, daß sie ein Unrecht auf dem Gewissen habe, dessen Erinnerung sie nicht überwinden könne und wolle, und war dann, gewissermaßen als Lehre aus ihren eigenen Erfahrungen für die jüngere Freundin, immer darauf zurückgekommen, daß man Vertrauen, offenes ehrliches Vertrauen zu den Menschen haben müsse, um glücklich zu werden und glücklich zu machen. Christine war bescheiden genug, um nicht weiter zu fragen, so innig sie auch eine rückhaltslose Mittheilung der verehrten Frau, der sie sich in vielen Stücken innerlich so verwandt fühlte, erfreut haben würde. Als sie aber nun von einander schieden, da versprach ihr Elisabeth aus eigenem Antriebe, daß sie ihr sicher im Laufe des verabredeten Briefwechsels Dasjenige aus ihrem Leben noch mittheilen wolle, was sie mündlich mitzutheilen sich immer außer Stand gefühlt habe. Und mit dieser tröstenden Aussicht schieden die befreundeten Herzen von einander.

Georg gedachte, sich in der Hauptstadt seines engern Vaterlandes als Maler niederzulassen, und sobald seine erste Einrichtung vollendet sein würde, Christine als Gattin heimzuführen. Bis dahin sollte sie, wie schon bemerkt, bei ihrer Pathe untergebracht werden. Einige Monate mindestens waren nach seiner Ansicht erforderlich, um sich nicht nur eine Häuslichkeit herzustellen, sondern vorzugsweise einen Wirkungskreis zu gestalten, wie er zum heitern und zuversichtlichen Beginne des neuen Lebens unbedingt nöthig war. Denn Georg besaß zwar einen frischen gesunden Lebensmuth, der sich über manche Zweifel und Bedenken getrost hinwegsetzte, aber alles Ungeordnete und Abentheuerliche war ihm fremd, und es bedurfte in dieser Hinsicht nicht erst der besondern Rücksicht auf das Zartgefühl und den feinen Takt seiner Braut. Man kann sich deßhalb leicht vorstellen, wie unangenehm Georg soeben von der Todesnachricht überrascht worden war, welche ihn, seine nächsten Pläne durchkreuzend, nebst andern gleichgiltigen Botschaften auf dem Postamte des kleinen Städtchens, wo wir die Reisenden getroffen, erreicht hatte. Diese Nachricht traf ihn ohnehin in einer, durch die Reise mit seiner Braut unter so eigenthümlichen Verhältnissen gereizten Stimmung. Denn es hatte ja nicht ausbleiben können, daß sich die Ansichten Georgs und Christinens unterwegs nicht überall begegnet und auf diese Weise Meinungsverschiedenheiten hervorgetreten waren, die zwar Christine für ihren Theil natürlich und ohne wesentliche Bedeutung, der ungeduldige und leicht verstimmte Georg aber oft schwer erträglich fand. Und mußte er sich nicht eingestehen, daß er Vieles hätte voraussehen und darum vermeiden können, und daß das Meiste von Dem, was ihn jetzt störte, nur eine Folge der unbedingten Erfüllung seiner eigenen Wünsche war?

Diese und ähnliche Gedanken verfolgten Georg auch jetzt während seiner Ruhe in der Gaststube, und der neugierige, kleinstädtische Wirth, welcher aus seinem Versteck hinter dem Schenktische hervor den Gast beobachtete, und sich den beschränkten Kopf mit Vermuthungen über die Verhältnisse der beiden Reisenden zerbrach, hatte viele Gelegenheit, das düstre Mienenspiel des jungen Mannes zu bewundern, der keine Veranlassung fand, seine Stimmung äußerlich zu verbergen; war ihm doch seine Braut, so sehr er sie zu lieben glaubte, für den Augenblick eine schwer drückende Last geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Großer Futterwerth der Malzkeimen.) Gewöhnlich beurtheilt man den Nahrungswerth eines Futtermaterials nach der Menge der darin enthaltenen bluthildenden Bestandtheile. Es sind dies die sogenannten Eiweißstoffe. Nach einer Untersuchung des Prof. Stöckhardt in Tharand stellen sich bei 100 Pfund trocknen Malzkeimen 62 Pfd. Eiweißstoffe heraus. Um diese 62 Pfd. Eiweißstoffe in andern Futtermitteln zur Verwendung zu bringen, wären erforderlich: 430 Pfd. Heu von gedüngten Wiesen, oder 430 Pfd. Gerste, oder 1120 Pfd. ausgebraute Malztreber. Hiernach läßt sich der Futterwerth der Malzkeimen dann leicht berechnen.

Denksprüche.

O, wie tiefer schmerzet uns der Unfall,
Wenn uns süße Worte schlau betrogen,
Wenn uns Freundesdienst in's Unglück lockte,
Wenn uns Hoffnung, Glaub' und Treue täuschten! —
Mutter Erde, kannst du Menschen tragen,
Die, wenn Unschuld ihnen sich vertraute,
Sie mit süßer Freundschaft Milch vergiften?

Verschiedenes.

Mit jedem Tage nimmt in London der Gebrauch des Eises zu. Man baut ungeheure Eiskeller. Dieser Tage kamen für den Eislieferanten der Königin kolossale Blöcke Eis aus Norwegen an, die sich durch ihre Durchsichtigkeit eben so wie durch ihre Massenhaftigkeit auszeichnen. Einer derselben ist sieben Tonnen (eine Tonne = 2240 Pfund) schwer und so klar und hell, daß man durch den Block lesen kann.

(Wie sich zwei Neustadter Weiber von der Menagerie unterhalten.) „Geh'schte morje aach in die Menascherie?" — „Ne, ich färcht' mich devor." — „Ah, die Menascherie wär nit so gefährlich, wann de Diere net drin wären."

Kürzlich ist ein ungetreuer Lohnkellner auf eine eigenthümliche Weise bestraft und beschämt worden. In einem Berliner Hotel war ein großer Hochzeitsschmaus hergerichtet worden, bei welchem zur Bedienung der Gäste, wie dies gewöhnlich geschieht, mehrere Lohnkellner engagirt waren. Als bei dieser Gelegenheit einer der Kellner eine dampfende Schüssel mit Rebhühnern zum Präsentiren für die Gesellschaft erhalten hatte, vermochte er dem Gelüste nach diesem Leckerbissen nicht zu widerstehen, wickelte auf dem Gange eiligst ein Hühnchen in Papier und practicirte dasselbe in die hintere Tasche seines saubern Fracks. Aber sein Unstern wollte, daß der Hotelbesitzer dies Manöver durch eine halbgeöffnete Seitenthür vollständig bemerkt hatte. Derselbe folgte daher dem Kellner sofort nach dem Saale, nahm eine gefüllte Sauciere und leerte dieselbe in die Tasche des servirenden Diebes mit den lakonischen Worten: „Lieber Freund, damit Sie das Huhn nicht so trocken herunterwürgen, habe ich Ihnen etwas Sauce dazu gegeben." Natürlich folgte dieser Scene ein schallendes Gelächter der anwesenden Gäste, welches den untreuen Kellner bewog, den Saal schleunigst zu verlassen, und von da ab das Hotel zu meiden.

Bonn, 10. Nov. Charlotte v. Lengefeld, die seit 1790 mit Schiller verbunden gewesene Gattin, und der bei seinem Tode 1805 erst 9 Jahre zählende Sohn Ernst v. Schiller sind der Gräberruhe unseres Friedhofes anvertraut. Am grauen Staar erblindet, suchte die Wittwe 1826 in Bonn Hülfe bei unserem damaligen berühmten Mitbürger Philipp von Walther. Am Nachmittage des 8. Juli ward die Operation in der Wohnung der Kranken, Fürstenstraße Nr. 52, vollzogen, und sie gelang über alles Erwarten glücklich. Aber die freudige Aufregung der Sehenden war zu groß und rief in der Nacht einen Nervenschlag hervor, der über das wiederum das Licht schauende Auge den mächtigen Schleier des Todes herabsinken ließ. Am 9. Juli 1826 starb Charlotte v. Lengefeld hierselbst. Ihr Sohn Ernst von Schiller ward in unserer Gegend heimathlich durch seine Heirath mit einer Fräulein Pfingsten zu Villich. Er starb daselbst am 29. Mai 1841 und ist auf seinen Wunsch im Grabe seiner Mutter bestattet worden.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.


Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 140. Dienstag, den 22. November 1859.

Judas.

(Fortsetzung.)

Es mochte über eine Stunde verflossen sein, als Christine wieder in das Zimmer trat, Georgs kleine Bibel auf den Tisch legte und sich neben diesem niederließ. Jede Spur von Thränen war aus ihren blauen Augen verschwunden; sie blickte heiter und zuversichtlich darein, gleich als ob nichts Unangenehmes sie berührt hätte.

„Bist du auf eine Idee gekommen, Georg?“ fragte sie freundlich, indem sie die Hand auf seine Schulter legte, und auch Georg sich Mühe gab, den Ausdruck der Verstimmung aus seinem Antlitz zu verbannen.

„Leider noch nicht, meine Liebe!“ — erwiederte Georg leichthin, obschon es ihm schwer genug fiel, seine Rathlosigkeit einzugestehen — „aber du, du hast ja die Bibel zur Hand gehabt und hofftest, Etwas aus ihr herauszulesen; wie steht es nun mit deinen Entdeckungen?“

Christine schüttelte den Kopf und meinte:

„Nichts, nichts! Zwar bin ich kindisch genug gewesen und habe den Herrenhutern nachgeahmt, von denen ich drüben in Amerika hörte, daß sie, wenn sie sich in Verlegenheit befinden, wie sie handeln sollen, die Bibel aufs Gerathewohl aufschlagen, und sich die erste beste Stelle, auf die ihr Blick fällt, zur Richtschnur nehmen. Mir wollte es aber nicht glücken mit diesem Orakel. Die erste Stelle, auf die mein Auge gerieth, handelte von Judas, dem Verräther Christi, und enthielt keinen einzigen tröstlichen Gedanken. Es fiel mir nur auf, daß der Name Judas schwarz unterstrichen war, und als ich weiter blätterte, fand ich auch überall einen schwarzen Strich unter diesem Namen. Hast du dabei einen Zweck gehabt, Georg?“

„Bewahre mich der Himmel,“ — erwiederte dieser — „daß ich die heilige Schrift jemals, wenn auch nur mit schwarzen Strichen, glossirt hätte. Aber wart einmal, Christine. Von wem habe ich doch das Buch eines Tags mitgenommen, weil es mir so bequem war zum Trocknen kleiner Blätter und Blüthen? Ja — war das nicht der Onkel Severin in Böland, als ich ihm dereinst einen Ferienbesuch abstattete, wo er mich zum Schlusse ganz offenherzig bat, ihn, wenn ich seiner nicht gerade bedürfe, künftig nicht wieder mit meinem Kommen zu erfreuen? Ganz richtig, da stammen auch die Judasstriche her, denn der Onkel Severin, ein gewaltiger Melancholikus, hielt sich seiner Zeit für einen Missethäter und zweiten Judas Ischarioth nur deßhalb, weil er einmal Menschen, die ihn am Narrenseile zu führen gedachten, tüchtig die Zähne gewiesen hatte, nachmals aber es zu bereuen anfing. Ja, ja, das Buch stammt vom Onkel Severin Werner, dem Bruder meiner Mutter und einem der wunderlichsten Menschen, welche jemals die Erde getragen hat.“

Georg schien das Andenken an den Verwandten ordentlich zu belustigen, wie es ja nicht selten geht, daß irgend eine lebendige Erinnerung aus vergangenen Tagen augenblicklich den Trübsinn der Gegenwart verscheucht, zumal bei Menschen, deren Selbstgefühl sich gern an den Eigenheiten Anderer weidet.

„Du hast mir noch nie von diesem Oheim erzählt, Georg,“ sagte Christine, nicht ganz einverstanden mit der Art und Weise, wie sich dieser über den Verwandten ausließ; „ist er schon lange verstorben?“

„Verstorben, Christine?“ antwortete Georg lächelnd, „warum soll er verstorben sein? Es ist eben so wohl möglich, daß er noch am Leben ist. Menschlicher Berechnung nach ist dies sogar wahrscheinlicher, denn der Onkel Severin würde jetzt etwa erst 50 Jahre alt sein. Ich habe aber seit meiner Abreise aus Europa, und wohl noch mehrere Jahre darüber Nichts von dem Alten vernommen. Es ist auch Nichts mit ihm anzufangen; er ist ein eingerosteter Grillenfänger, den ich für meine Person längst aus der Reihe der Lebendigen gestrichen habe.“

„Das war wohl nicht recht gehandelt,“ meinte Christine, „daß du dich gar nicht wieder um den so nahe verwandten Mann bekümmertest. Bedurftest du auch seiner nicht, wäre es doch denkbar gewesen, daß er deiner bedurft hätte, selbst ohne es gestehen zu wollen. Man soll so bedauernswerthe einsame Menschen nicht mitleidslos ihrer Einsamkeit überlassen. Und sieh' nur an! Jetzt wär' es uns doch vielleicht recht willkommen, wenn wir uns an den Oheim wenden und ihn um Rath und That angehen könnten. Und so belohnte sich vielleicht eine kleine freundliche Rücksicht von damals jetzt doppelt und dreifach.“

Georg sann eine Weile nach. Christine hatte nicht ganz Unrecht. War der Onkel Severin noch am Leben, so lohnte es sich auch jetzt noch der Mühe, wenigstens den Versuch zu wagen, ihn in das Interesse zu ziehen. Er konnte am Ende doch nützlich werden. Es kam hinzu, daß Böland höchstens eine Tagereise von dem Orte des jetzigen Aufenthalts der Reisenden entfernt lag, mithin ohne alle Schwierigkeit erreicht werden konnte. Georg liebte den Oheim eigentlich nicht; soweit er sich überhaupt seiner entsann, war er ihm stets zu ernst und gemessen, um so zu sagen, zu feierlich gewesen, und das sagte dem leichten Naturell Georgs gar wenig zu. Indessen Noth bricht Eisen, und Georg beschied sich bald, daß ein Versuch unter allen Umständen Nichts schaden könne.

„Gut denn, mein Kind,“ sagte er deßhalb nach längerem Zögern zu Christine, „du sollst nicht vergebens in der Bibel gelesen, und nicht umsonst mir eine kleine Strafpredigt gehalten haben. Wir wollen uns über Versäumtes nicht weiter grämen, und zusehen, was sich noch jetzt den Verhältnissen abgewinnen läßt. Laß uns in Gottes Namen als Hilfsbedürftige und Bittende zu dem Oheim nach Böland pilgern. Ist er todt oder verschollen, oder will er Nichts von uns wissen: gleichviel! Der Versuch wird gemacht, schon deinetwegen, Christine, die du den Todten wieder auferweckt hast!“

Christine war sichtlich erfreut und völlig einverstanden. Der Gedanke that ihr so wohl, vielleicht noch außer Georg und zu dessen eignem Frommen einen Halt- und Stützpunkt zu finden für das neue Leben, dem sie entgegenging, und sie zweifelte keinen Augenblick, daß Georgs Anverwandter schon um ihretwillen noch unter den Lebendigen weilen müsse.

Nach einer halben Stunde wurde die Reise nach Böland fortgesetzt. Es war gegen Mittag des nächstfolgenden Tages, als Georg und Christine dort ankamen. Ihre erste Frage im Gasthof war nach Severin Werner, — einen Stand des Gesuchten konnte Georg nicht angeben, denn er wußte, daß der Oheim, obschon Jurist von Beruf, sich nachmals ganz von den Geschäften zurückgezogen und als Privatmann gelebt hatte. Der Wirth erwiederte, ein Mann dieses Namens wohne allerdings in einem Landhause dicht bei der Stadt an der Straße nach Ebenheim; er lebe aber so zurückgezogen von aller Welt, daß er irgend eine nähere Auskunft über dessen Person und Verhältnisse zu ertheilen außer Stande sei. Georg wollte nun keine Zeit verlieren und den Oheim aufsuchen, Christine aber einstweilen im Gasthofe zurücklassen, um dieselbe dann genehmigenden Falles zu dem Verwandten nachzuholen und diesem vorzustellen. Christine war indessen hiermit nicht einverstanden und bat Georg, ihn sofort begleiten zu dürfen, indem sie noch dazu überzeugt sei, daß das Wiedersehen der beiden Verwandten nach so langer Zeit durch die Gegenwart einer dritten ferner stehenden Person an Peinlichkeit verlieren werde. Georg konnte dies nicht bestreiten, und so wanderte er nach wenigen Vorbereitungen gemeinschaftlich mit Christine dem ihm bezeichneten Hause zu.

Dieses Haus lag auf einem mäßigen Hügel vor dem Landstädtchen, rings von einem geräumigen Garten umgeben. Der letztere war von einer hohen steinernen Mauer eingefaßt,

die von dem inneren Raum Nichts weiter sehen ließ, als die Gipfel der Bäume und das schwerfällige Schieferdach des Wohngebäudes. In der Mauer befand sich eine einzige, mit einer eisernen Thüre geschlossene Pforte. Nach dieser Pforte schlängelte sich ein schmaler und sichtlich wenig betretener Pfad von der Landstraße hinauf, den jetzt auch Georg und seine Verlobte einschlugen, da sie über das Ziel nicht im Ungewissen sein konnten. Auf dem Fuße folgte ihnen aber, ebenfalls von dem Städtchen her kommend und eine Flasche mit Medicin in den Händen tragend, ein kleiner ältlicher Mann in anständiger, aber die dienende Klasse verrathender Kleidung, dessen lebhaftes listiges Gesicht über die Richtung, welche die vor ihm gehenden beiden Personen einschlugen, keine geringe Neugierde verrieth. Eine Weile folgte er stillschweigend hintendrein. Als jedoch Georg und Christine ihren Weg beharrlich fortsetzten und vielleicht nur noch fünfzig Schritte von dem Eingangspförtchen entfernt waren, drängte sich der Mann an ihnen vorbei und sagte, die Mütze abziehend, mit kriechender Höflichkeit:

„Um Entschuldigung, meine Herrschaften, aber Sie gehen hier fehl in der großen Hitze. Es führt auf der andern Seite kein Weg vom Hügel herunter, und der Garten dort oben ist Privateigenthum und für die geehrten Reisenden nicht zugänglich. Ist auch Nichts darin zu sehen, nur für das Haus bestimmt, eine ganz gewöhnliche Anpflanzung.“

Georg maß den vorlauten Sprecher mit einem wenig freundlichen Blicke, so daß dieser es vorzog, rasch einige Schritte weiter zu eilen und in dieser mehr gesicherten Stellung Georgs Antwort zu erwarten.

Diese war lakonisch genug:

„Danke für die Auskunft, guter Mann. Bemühen Sie sich indessen nicht weiter. Wir wissen Alles.“

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

In der Centralversammlung des landwirthschaftlichen Vereins für Bayern wurde die im vorigen Jahre stattgehabte Aufstellung von Ackerbautechnikern und die Wirksamkeit der ackerbau-chemischen Station besprochen, welche sämmtlich von wohlthätigem Einfluß waren. Im nächsten Jahre wird der Verein sein fünfzigjähriges Bestehen feiern und dazu eine Darstellung des Standes der Landwirthschaft in Bayern liefern. Die Zahl der Mitglieder des landwirthschaftlichen Vereines hat sich 1858 um 2095 vermehrt. Bezüglich der Dienstbotenfrage wurden sehr verständige Ansichten laut. Entgegen den früheren Beschwerden über die Schlechtigkeit der dienenden Klasse äußerte ein Landwirth aus Niederbayern, daß es auch an den Dienstherren oft liege, die ihren Leuten wenig Theilnahme zeigten und sie schlecht behandelten. Bei ihm selbst sei das Arbeiten an abgewürdigten Feiertagen, worüber auch geklagt wurde, Bedingung, und Niemand weigere sich, allein er zahle auch höheren Lohn und sei deßhalb mit seinen Arbeitern immer zufrieden. Graf Hegnenberg bemerkte ferner sehr richtig, daß durch Maßregeln der Regierung dem Mangel an Arbeitern nicht abgeholfen werden könne. Das sei einfach Sache der Nachfrage und des Angebotes. Bei der Frage der Verkoppelung und Arrondirung von Gütern theilte Ministerialrath Wolfanger mit, daß ein Gesetz darüber zur Berathung vorbereitet sei. Ein Antrag, der vom bureaukratischen Standpunkte aus eine Einwirkung der Beamten auf die Landwirthschaft wünschte, wurde mit Recht abgelehnt, da das Streben der Neuzeit auf Selbstständigkeit und nicht auf größere Bevormundung gerichtet sei. Im Kreisverein für Oberbayern wurden die großen Entsumpfungen bei Aibling und Freising besprochen, die sich für Letzteres allein auf 11,000 Tagwerke erstrecken. Ein Versuch, dem Mangel an Gärtnern durch Wandergärtner abzuhelfen, ist nicht gelungen. Man empfahl daher, die Schullehrer für die Obstzucht zu gewinnen, um dem Volk von unten herauf Geschmack daran beizubringen, wobei sich eine Erhöhung der Lehrergehalte als wünschenswerth herausstellte. Der Kreisverein beschäftigte sich ebenfalls ausführlich mit der Arbeiterfrage und brachte dabei ein Haupthinderniß zur Sprache, die Schwierigkeit der Niederlassung und Ansässigmachung. Diese führt gerade die tüchtigsten Arbeiter, weil ihnen jede Aussicht auf eine sichere Zukunft, noch dazu bei der Ge-

schlossenheit der Güter, fehlt, anderen Gewerben und dem Auslande zu. Als ein praktisches Beispiel führte ein Mitglied an: Während der Eisenbahnarbeiten bei Donauwörth sei dort für die Arbeiter eine Sparkasse gebildet worden, deren Einlagen nach Vollendung der Bahn sich auf 30,000 fl. beliefen, die an die Arbeiter ausbezahlt wurden, und die meisten derselben seien mit dem angesammelten kleinen Kapitale nach Amerika gegangen, weil man ihnen die Aussicht benommen, es im Vaterlande durch Begründung von eigenen Familien zu verwerthen. So seien durch die Wirkungen dieses Gesetzes das Kapital und die Arbeiter aus dem Lande getrieben worden, und die Landwirthschaft verliere ihre tüchtigsten Arbeiter durch die Furcht der Gemeinden vor ihrer Vermehrung. Man sprach sich deßhalb dahin aus, daß das Niederlassungsverbot den Gemeinden zu nehmen, dafür aber auch die Pflicht der Armenverpflegung aufzuheben sei, weil diese nach allen darüber gemachten Erfahrungen in England, Belgien und der Schweiz die Armuth nur vermehre.

Denksprüche.

Wohl mag auf Erden Großes nicht bestehen,
Doch in sich selbst nur soll es untergehen;
Groß, wie des Tempels wohlgefügter Bau,
Der früher nicht, bis Grund und Länder wanken
Und die Gebrechlichkeit sich stellt zur Schau,
Zusammenbricht in seines Umfangs Schranken.

Verschiedenes.

Die Kaiserin der Franzosen soll den Wunsch ausgesprochen haben, daß alle nach Compiegne eingeladenen Damen durchaus ohne Crinoline erscheinen und für die Promenaden und gewöhnliche Toilette nur Wollenkleider tragen möchten. Die Kleider sollen auch nicht mehr lang und schleppend, sondern so kurz sein, daß man ein wenig die Strümpfe sieht.

Als Curiosum wird dem „Münchener Boten" aus Schongau mitgetheilt, daß beim dortigen Landgerichte ein Söldner S. selbst die Bitte stellte, man möchte ihm auf ein Jahr den Wirthshausbesuch verbieten, „weil er sich sonst zu häufig betrinke und dann seine Schmähungen nicht bemeistern könne." Seiner Bitte soll von Gerichtswegen auch entsprochen worden sein.

Zu einem englischen Missionär in Australien kam vor einiger Zeit ein Eingeborener mit der Bitte, ihn zu taufen. Wie viel Frauen hast Du? — Zwei. — So kann ich Dir die Taufe nicht geben; Du darfst nur eine Frau haben. — So werde ich die ältere abschaffen. — Nach einer Woche kommt der Wilde wieder und sucht die Taufe nach, da er seine zweite Frau abgeschafft habe. Wo ist sie geblieben? Nun, sagte der Wilde mit arglosem Lächeln, ich habe sie — aufgegessen.

Aus Port-Louis auf der Insel Mauritius meldet ein dort erscheinendes Blatt unterm 6. Sept.: „Eine in den Annalen dieses Landes beispiellose Ungezogenheit hat sich der Bürgermeister hiesiger Hauptstadt zu Schulden kommen lassen. Herr Charon hat gestern am 5. Sept. das Publikum, welches im Theater beisammen war und einem ihm, nämlich Herrn Charon, mißliebigen Schauspieler Beifall spendete, ohne Weiteres durch schnell requirirte Feuerspritzen überschwemmen und einweichen lassen, während er selbst aus seiner Loge dieser Sündfluth zusah. Wer fliehen wollte, wurde an den Thüre von den Polizeiagenten zurückgestoßen. Natürlich hat man sich über diesen diluvianischen Machthaber beim Gouverneur beschwert."

Zweisilbige Charade.

Die erste der Silben schreibt Füchsen man zu,
Oft auch Menschen und andern Thieren;
Die zweite, mein Leser, hast wirklich auch Du —
Verloren sind die, die sie verlieren.
Mit dem Ganzen, o Leser, wird der nur benannt,
Dem die erste der Silben ist wohlbekannt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 141. Donnerstag, den 24. November 1859.

Judas.

(Fortsetzung.)

Der Kleine zeigte jetzt eine so klägliche Miene über die erhaltene Abfertigung, daß Christine einiges Mitleid empfand und ihn mehr deßhalb als aus wirklicher Neugierde fragte, ob er denn für seine Person in das Haus vor ihnen gehöre, und ob die Medicin für Jemand von den Bewohnern desselben bestimmt sei.

„O mein gütiger Himmel," antwortete jetzt der Mann, indem sein Gesicht einen noch erbarmungswürdigeren Ausdruck als vorher annahm, und seine Stimme in ein förmliches Wimmern überging. „Freilich, freilich! Es ist mein Principal, der Besitzer dieses Hauses, mit Namen Herr Severin Werner, ein ungewöhnlicher Vorname, Severin, sehr selten, findet sich aber allerdings im Kalender, wie ich mich selbst überzeugt habe, — und dieser, mein Herr Principal — ein vorzüglicher und bewundernswerther Mann, nur leider! nicht sehr für neue Bekanntschaften eingenommen — liegt todtsterbenskrank darnieder. Der Herr Doctor, zugleich Hofrath und Physikus, ganz neuerlich wieder mit dem Hausorden zweiter Klasse decorirt, der erste Arzt in einem Umkreise von zehn Meilen, hat ihn so gut wie aufgegeben, aber er sagte zu mir, als er mich nach der Arznei schickte: Wir wollen ihm wenigstens den Tod leicht machen, Mackwitz; das Leben konnten wir ihm doch nicht erleichtern. Wer weiß, ob ich ihn noch am Leben finde, den guten prächtigen Herrn!"

Georg wechselte mit seiner Begleiterin einige leise Worte.

„Das ist schlimm, Christine," sagte er, „was sollen wir am Ende bei dem Todtkranken? Und sieht mein Erscheinen hier unter solchen Verhältnissen nicht ganz wunderlich aus, da ich wahrscheinlich der nächste Erbe bin? Ich denke doch, wir kehren einstweilen um und ziehen erst bei dem Arzte Erkundigung ein."

„Nicht doch, Georg," meinte Christine, „vielleicht übertreibt der Alte, um uns abzuschrecken, wenn er irgend einen Zweck unseres Kommens vermuthet. Sagt er indessen die Wahrheit, so überzeugen wir uns auch lieber an Ort und Stelle und scheuen keine Mißdeutung. Der arme Mann! Er stirbt vielleicht unter lauter fremden gleichgiltigen Menschen ohne ein tröstendes Wort, einen theilnehmenden Blick. Wir müssen ihn sicher noch sehen, Georg, und wenn sich Alles wider uns verschwören sollte. In wie kurzer Zeit kann Alles zu spät sein!"

Sie waren jetzt an der Pforte angekommen. Ihr Begleiter hatte dieselbe mit einem Schlüssel, den er bei sich führte, rasch aufgeschlossen und wollte sich jetzt eben mit einer höflichen Verbeugung gegen die Reisenden hinter dieselbe zurückziehen, als ihm Georg, dem Wunsche Christinens auch hier nachgebend, ganz bestimmt erklärte, daß sie zugleich mit ihm hier eintreten und ihren Oheim, Herrn Severin Werner, in seiner Krankheit besuchen würden.

„Bedaure sehr," erwiederte indessen der Kleine, welcher auf diese Wendung des Gesprächs nicht unvorbereitet sein mochte, „bedaure unendlich, Niemand vorlassen zu dürfen; ist gegen die ausdrückliche Anordnung des Herrn Hofraths, dem ich unbedingt gehorsamen muß. Werde aber nicht verfehlen, meinem Herrn Principale von der freundlichen Absicht der werthen Herrschaften Meldung zu thun, sobald er wieder seine Besinnung hat. Darf

ich um die werthesten Namen und sonstige Adresse bitten?“

Georg, aufgebracht über diese Hartnäckigkeit, gab keine Antwort, sondern trat entschieden auf den Eingang zu, um sich diesen im schlimmsten Falle zu erzwingen. Allein der Cherub an der Pforte kam ihm dennoch zuvor und die Thüre schlug vor den beiden Eindringlingen heftig zu.

Was nun beginnen? Sollte die Unverschämtheit des Alten, dem an einem Besuche offenbar Nichts gelegen war, obsiegen, und sollten sie unverrichteter Sache von dannen ziehen, oder durften sie vor dem Hause des doch vielleicht gefährlich kranken Mannes Lärm machen, und sich am Ende gar mit einer offenbaren Störung des Hausfriedens einführen?

Beide entschieden sich, um nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, für das Letztere, und so zog denn Christine, die heute eine ganz besondere Energie zeigte, kräftig an dem Klingelgriffe, welcher sich neben der Pforte befand.

Laut und wiederholt schallte auch der Ton der Klingel vom Hause her, ohne daß sich irgend Etwas hinter der Pforte regte. Wenn der alte Diener vielleicht der einzige Hausgenosse des Oheims war, so lag freilich wenig Hoffnung vor, in das Heiligthum zu gelangen. Doch nein. Jetzt hörte man eine kräftige Männerstimme drinnen im Garten sprechen und deutlich vernahm man die heftig hervorgestoßenen Worte:

„Ich sage Ihnen, Mackwitz, das geht nicht an. Ich übernehme keine Verantwortung und dulde keinen Skandal. Gleich öffnen Sie die Pforte und lassen die Leute herein. Das Uebrige findet sich und ist meine Sorge.“

Darauf näherten sich Schritte im Sande und Mackwitz, wie er sich genannt hatte, öffnete mit unterdrücktem Grolle die Pforte und fragte, gleich als ob er noch von gar Nichts wüßte, nach dem Begehren der Eintretenden.

Georg würdigte ihn keines Blickes und ging, Christine am Arme führend, sofort auf den zweiten, jüngeren Herrn zu, der unbedeckten Hauptes auf der niedrigen Freitreppe des Hauses stand und die Ankömmlinge neugierig musterte. Georg vermuthete in diesem Herrn den Arzt, und hierin hatte er sich auch nicht getäuscht.

„Mein Herr,“ — wandte er sich an diesen — „ich werde hier am Eingange zum Hause meines Oheims, den ich auf der Durchreise mit meiner Braut zu besuchen komme, auf die seltsamste und unschicklichste Weise von der Welt behandelt. Noch weiß ich nicht, mit wem ich zu sprechen die Ehre habe. Allein ich muß voraussetzen, daß Sie in irgend einer Beziehung zu diesem Hause stehen, und deßhalb bitte ich Sie vor Allem, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und uns genaue Auskunft zu geben, ob wir in der That unsern Oheim nicht sehen können.

Der also Gefragte, der inzwischen durch eine fortgesetzte Beobachtung der beiden Fremden und namentlich der liebenswürdigen Erscheinung Christinens zu einem für Beide günstigen Resultate gelangt sein mochte, antwortete in einfach höflicher Weise:

„Allerdings hab' ich hier ein Wort mit darein zu sprechen, mein Herr, denn ich bin der Hausarzt des schwer erkrankten Herrn Werner. Als solcher hatte ich allerdings die Weisung dazu gegeben, Niemand vor den Hausherrn zu lassen, ohne meine besondere Genehmigung. Allein Mackwitz war natürlich sehr im Unrecht, als er Ihnen geradezu den Eintritt hier verweigern wollte, und ich habe ihm deßhalb bereits meine Ansicht gesagt. Sie sind Verwandte des Herrn Werner?“

„Er ist mein Oheim von mütterlicher Seite,“ — erwiederte Georg, den forschenden Blick des Arztes ruhig aushaltend — „und mein Name ist Georg Felder. Vielleicht hat mein Oheim zufällig einmal meiner erwähnt, obschon ich es nicht gerade erwarten darf, da ich seit mehreren Jahren in Amerika gelebt habe und eben jetzt erst daher zurückgekehrt bin.“

„Herr Werner ist sehr verschlossen,“ meinte der Arzt hierauf; „er spricht äußerst selten von ferner liegenden Fragen, und deßhalb entsinne ich mich auch nicht, Ihren werthen Namen je aus seinem Munde gehört zu haben. Doch gleichviel. Jeder Zweifel an Ihrer Eigenschaft als Verwandter des Hausherrn ist mir fremd. Nur muß ich Ihnen leider bekennen, daß wenig Hoffnung vorhanden ist, Herrn Werner dem Leben zu erhalten. Schon seit mehreren Tagen liegt er bewußtlos darnieder; nur höchst selten treten lichte Augenblicke ein, und menschliche Kunst scheint mir

in diesem Falle ihre Gränze erreicht zu haben. Ein hitziges Fieber hat den sonst kräftigen Mann mit aller Gewalt gepackt, und seine höchst beklagenswerthe Gemüthsstimmung hat das Ihrige hinzugefügt. Doch kommen Sie in Gottes Namen mit herauf in das Zimmer des Kranken, wenn Sie sich nicht scheuen. Es ist mir nur erwünscht, wenn Sie ihn selbst sehen, und eine Gefahr für den Kranken selbst liegt bei dessen gegenwärtigem Zustande nicht vor. Ich zweifle, daß er mehrere Stunden hindurch aus seinem Halbschlummer erwachen wird, und sollte es ja geschehen, so erkennt er doch Niemand."

Mackwitz, der in der Nähe stand, krümmte sich vor Verdruß über die Nachgiebigkeit des Arztes, wagte aber nicht zu widersprechen und ging die Treppe voran. Georg und Christine folgten; der Erstere ziemlich ungern, denn er war ein abgesagter Feind von Krankenzimmern und hatte an der glaubwürdigen Versicherung des Arztes genug; desto leichteren Herzens aber Christine, die an dem Kranken ein ihr selbst fast unerklärliches Interesse nahm und ihn, wenn auch nur flüchtig, gesehen haben mochte. Der Arzt, welcher zuletzt ging, äußerte sein Erstaunen über Christinens Entschluß, denn er hatte bei seiner Aufforderung nur Georg im Sinne gehabt und verhehlte ihr nicht, daß kein tröstlicher Anblick ihrer harre. Allein das Mädchen ließ sich nicht beirren und trat mit den Andern in die Stube ein, wo der Kranke lag, jetzt nur von einer Wärterin gehütet, die zu den Füßen seines Bettes saß.

Es war ein hohes und weites Gemach im ersten Stockwerke des Hauses. Und dennoch schien es ein beklemmender Aufenthaltsort. Daran waren nicht allein die schweren Gardinen schuld, welche das volle Tageslicht ausschlossen und eine matte Dämmerung im Zimmer verbreiteten; die dunkeln, steif geometrisch gemusterten Tapeten, die alten schwerfälligen und unbequemen Möbel, die ernsten, meist der biblischen Geschichte entlehnten Bilder an der Wand in breiten schwarzen Rahmen: Alles wirkte zusammen, um Andere gleich darauf hinzuweisen, daß heiterer Lebensgenuß hier nicht einheimisch werden solle. Und hiezu paßte vollkommen die lange hagere Asketengestalt des Kranken, wie sie durch dessen Antlitz und einen Theil des Oberkörpers angedeutet wurde.

Georg und der Arzt, sowie der alte Diener traten dicht an das Bett heran, Christine blieb in einiger Entfernung nahe bei der Thüre stehen; sie verwendete indessen keinen Blick von dem Gesichte des Kranken. Dies war von dem Fieber nicht im Mindesten entstellt. Es war blaß und unruhig. Eine hohe Stirn, eine edelgebogene Nase und ein sehr kleiner Mund, der ein wenig schwächlich verzogen schien, kennzeichneten es besonders; das dünne schwarze Haupthaar war hier und da mit Grau vermischt, die Augen, über denen sich starke Augenbrauen rollten, geschlossen. Die Arme des Kranken lagen über einander geschlagen auf dessen Brust, wie die eines Büßenden. Es war ein lebendes Bild aus dem noch strengen und ernst gemeinten Klosterleben.

Christine und Georg hatten Beide sich den Oheim weit älter vorgestellt. Dieser Mann konnte ja kaum noch an den Gränzen der vierziger Jahre angelangt sein. Georg empfand aufrichtige Theilnahme bei seinem Anblicke, Christine aber das innigste Mitleid. Sie — aufgewachsen unter fremden Menschen und doch der liebenden Annäherung so bedürftig — fühlte, ohne daß sie die Lebensgeschichte des Mannes genauer kannte, aus den wenigen Andeutungen Georgs, aus diesen Umgebungen, und vor Allem aus diesem Antlitz selbst heraus, welche heiße Qual mit einsamer Reue verknüpft sein und welch ein eiserner Wille dazu gehören möge, um fortzuleben, ohne vergessen zu wollen.

Jetzt legte der Arzt seine rechte Hand auf die Schläfe des Kranken, um sich von dem augenblicklichen Grade der Fieberhitze zu überzeugen. So leise dies aber auch geschehen mochte, so unterbrach es doch den Halbschlummer des Patienten, und dieser öffnete plötzlich die großen dunkeln Augen, richtete sich ein wenig auf dem Lager in die Höhe und ließ seine Blicke anfänglich stier und ausdruckslos durch das ganze Zimmer schweifen.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Erwärmung mittelst Eis.) Folgende ganz neue Erfindung verdient die Aufmerksamkeit aller Derer, welche keine Treibhäuser besitzen, sich aber mit der Cultur von Pflanzen beschäftigen, die sehr empfindlich gegen Frost sind. Es handelt sich um das System der Erwärmung mittelst Eis, welches man Herrn Lecop von Clermont-Fernand verdankt. Lecop hat beobachtet, daß es, um eine Pflanze vor dem Erfrieren zu bewahren, genüge, einige Gefäße voll Wasser um dasselbe herum zu setzen. Das Wasser gefriert und entwickelt während des Ueberganges zum festen Zustande eine hinreichende Menge von Wärme, welche die Temperatur der zunächst befindlichen Körper nicht unter 0⁰ herabsinken läßt. Wenn man weiß, daß ein Kilogr. Wasser beim Uebertritt aus dem flüssigen in den festen Zustand 75 bis 80% Wärmeeinheiten verliert, so hat man das Geheimniß des neuen Erwärmungssystems. Natürlich darf der Ort, wo die Pflanzen sich befinden, keinem Durchzuge ausgesetzt sein.

Denksprüche.

Genüge dir und bettle nicht
Um Gunst und eitles Brod,
Und tauche nie dein Angesicht
Vor Großen in den Koth.

Verschiedenes.

Withe war Caplan bei Cromwell und warb um das Herz der schönen Miß Franziska, der jüngsten Tochter Cromwells, welche mit dem Könige hatte vermählt werden sollen. Franziska vernahm die geheimen Seufzer des einschmeichelnden Kaplans, ohne sich dadurch beleidigt zu fühlen. Aber dieses halbe Einverständniß der Liebenden blieb den Augen eines Cromwell nicht verborgen. Einst kam er unerwartet auf das Zimmer seiner Tochter, als er Withe bei ihr vermuthete, und erblickte seinen Caplan, wie dieser eben zu Füßen Franziska's lag und ihre Hand an seine Lippen drückte. Ohne irgend wie verlegen zu werden, wandte sich Withe vielmehr mit der größten Geistesgegenwart zu Cromwell um und flehte ihn an: „O Sire, Schutzgeist Großbritanniens, stehen Sie mir jetzt bei, — helfen Sie mir Ihre Tochter bewegen, daß sie mir ihre Kammerjungfer abtritt, in die ich sterblich verliebt bin!“ Für eine so schöne Art, sich aus einer Verlegenheit zu ziehen, verzieh ihm Cromwell, ließ aber auch auf der Stelle Franziska's Kammerjungfer und einen Geistlichen holen und die erbetene Verbindung vollziehen.

Macht der Liebe! Unter diesem Artikel erzählt die Brünner Zeitung folgendes Stadtgeschichtchen: Eine reiche Wittwe hatte die Grille, während sie schon 52 Winter zählte, noch einmal zu heirathen, und zwar einen hübschen jungen Mann von 25 Jahren. Die ersten 6 Wochen dieser glücklichen Ehe ging Alles gut — allein kaum waren die Flitterwochen vergangen, so fielen dem Gatten die 52 Jahre auf's Herz, er floh das Haus, in welchem seine theure Ehehälfte hauste, und quartierte sich dafür in Wirths- und Kaffeehäusern ein. Die gekränkte Gattin machte Vorstellungen — es half nichts. Der junge Gemahl ging täglich um 8 Uhr Morgens aus dem Hause und kam erst nach Mitternacht heim. Das Nothwendigste, welches nun die Frau zu verfügen hatte, war, ihm kein Geld mehr zu geben. Auch dieses half nichts. Die liebende Ehehälfte kam nun auf die Idee, ihn durch Geldprämien in ihrem Hause festzuhalten. Speist er zu Hause, bekommt er 2 fl., kommt er um 8 Uhr Abends nach Hause, 3 fl., geht er aber nicht aus, 10 fl., und geht er nur in ihrer Gesellschaft zu Bekannten und Freunden und führt er sie etwa gar ins Theater, noch insbesondere 5 fl. Diese Galanterien haben den jungen Mann ganz verändert. Größtentheils bleibt er zu Hause und sammelt Zehn-Gulden-Banknoten. Er soll schon ein hübsches Sümmchen beisammen haben. Auch sieht man ihn häufig mit seiner Theuren auf Sperrsitzen im Theater und im Circus. Was die Liebe — nicht Alles vermag.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro 140:
Schlaukopf.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzfelder jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 142. Samstag, den 26. November **1859.**

Hymne an Schiller *).

Verfaßt und vorgetragen bei der Schillerfeier in Neustadt
von
G. Deisinger.

Blick, o Genius holder Musen, nieder,
Schweb' herab von des Olympus Höh'n,
Weih' dies Angedenken, hör' die Lieder
Bei dem Feste, das wir heut' begeh'n.
Ein Jahrhundert ist dahin geschieden,
Endigt heut' am Himmel seinen Lauf,
Als des Lebens erster Tag hienieden
Deinem Liebling ging im Osten auf.

Deinem Liebling! der ein Liebling Allen,
Die, frei im Geist, die Poesie beseelt.
Schiller, der die deutschen Dichterhallen
Mit dem Licht der Weisheit hat erhellt,
Der hinab stieg in des Denkens Tiefen,
Wo die Wunder uns verborgen sind,
Brachte Schätze, die verhüllet schliefen,
Aus des Chaos dunk'lem Labyrinth.

Dank mußt dafür, deutsches Volk, du bringen,
Danken will ihm heut' die halbe Welt,
Ihm zur Ehre wird man Lieder singen
Vom Strand der Seine bis zum Belt;
Ueberm Ocean, auf fremder Erde,
Wo auch and'rer Völker Sprache klingt,
Wird ihm heute dieser Festtag werden,
Den man dem Verdienst als Krone bringt.

Selbst di. Natur ehrt dieses Tages Feier:
Die Elemente, die kürzlich noch gegrollt,
Sie ruhen, und die trüben Schleier
Sind am schönen Azur abgerollt.
Der Himmel zeigt sich in dem blauen Kleide,
Und Apollo schaut vom glanzumstrahlten Thron,
Lächelt wohlgefällig mit der Götter Freude
Zum Jubiläumstag dem großen Sohn!

Schiller! deine Saaten auf der Erde
Grünen ewig jung durch's Leben fort,
Und wir hoffen, daß es Wahrheit werde
Deines edlen Geistes schönes Wort:
„Holder Frieden, süße Eintracht, weilet!"
O weilet in unserm deutschen Land,
Damit Einheit jene Wunden heilet,
Die die Zwietracht schlug mit feiler Hand.

*) Auf vielfachen Wunsch nachträglich hier abgedruckt.

Judas.

(Fortsetzung.)

Mackwitz eilte sofort mit der Medicinflasche herbei, der Arzt winkte ihm aber zurück und Alle beobachteten lautlos das Gebahren des Kranken. Dessen Auge haftete nämlich plötzlich mit einem ganz merkwürdig belebten oder richtiger verklärten Ausdruck auf Christine, die, wie schon bemerkt, mehr im Hintergrunde st.hen geblieben war. Auch die Blicke der Uebrigen richteten sich jetzt unwillkürlich auf das junge Mädchen. Ein heller Sonnenstrahl, der sich durch eine Lücke der Gardinen hindurch in das Zimmer stahl, beleuchtete strahlend ihre licht gekleidete, jugendliche Gestalt, besonders ihr unschuldiges, reines Antlitz mit seinen prächtigen blonden Haarflechten und den treu blickenden blauen Augen, die jetzt von stiller wehmuthsvoller Theilnahme getrübt waren. So stand sie allerdings dort in dem sonst so düstern Zimmer wie eine freundliche Eng lserscheinung, gekommen, um den hartgeprüften Dulder zu trösten und zu laben.

So mochten auch die nur halb klaren Gedanken des Kranken Christinens Bild auffassen, denn mit einem milden Lächeln streckte er beide Arme nach der Gegend aus, wo Jene stand, und fragte kaum hörbar: „Wer ist Diese?"

Erschüttert von dieser unerwarteten Wendung, antwortete das Mädchen mit sanfter, gedämpfter Stimme: „Christine Hagen." Jeden weiteren Zusatz hielt sie für vergeblich, da der Kranke ja doch den Zusammenhang nicht fassen konnte.

„Christine — Christine" — sagte dieser aber leise vor sich hin, und das befriedigte Lächeln umschwebte noch immer seinen Mund — „ein guter Name im Himmel und auf Erden." Und darauf schlossen sich wieder seine Augen, und er sank schlummernd auf das Lager zurück.

In dem Zimmer herrschte noch immer lautloses Schweigen. Georg und selbst der Arzt hatten sich eines tiefen Eindrucks dieses Auftritts nicht entwehren können, obschon Beide Alles in sich verschlossen. Das wunderlichste Schauspiel aber für einen Beobachter bot jedenfalls das alte Factotum mit Namen Mackwitz, denn hatte sich derselbe bis jetzt offenbar in einem Zustande nur mühsam zurückgehaltenen Unmuths befunden, und dies durch sein ganzes äußeres Benehmen, namentlich aber durch sein sehr bewegliches Mienenspiel kundgegeben, so war er jetzt, nachdem er Zeuge der auffallenden Wirkung von Christinens Erscheinung geworden, dem jungen Mädchen gegenüber in das Stadium einer bewunderungsvollen Verehrung übergegangen, und bemühte sich, allerdings mit wenig Erfolg, dies gegen Christinen selbst an den Tag zu legen. Er war möglichst nahe, aber in respectvoller und unterwürfiger Stellung, an sie herangetreten und harrte mit Spannung auf den Augenblick, wo sich irgend ein Anlaß zu einer Dienstleistung für sie finden würde. Zum Glück für ihn ließ sie das Taschentuch fallen. Mackwitz hob dasselbe mit stürmischer Hast vom Boden auf, betrachtete es mit einer Miene, als ob er es am liebsten als heilige Reliquie für sich bei Seite geschafft hätte, und überreichte es dann mit einer tiefen Verbeugunng der Eigenthümerin, die so in wichtigen Gedanken versunken war, daß sie beinahe zu danken vergaß.

Endlich unterbrach der Arzt die Stille.

„Mein Herr Felder," wandte er sich an Georg, „ich halte es offen gestanden für das Beste, wenn Sie, als naher Verwandter meines Patienten, bis auf Weiteres hier am Orte, in der unmittelbaren Nähe des Kranken, bleiben könnten, vorausgesetzt, daß es Ihre Verhältnisse irgend gestatten. Ich bin mir über den Zustand Ihres Oheims nicht völlig klar. Vor kurzer Zeit hatte ich ihn so gut wie aufgegeben. Ich schöpfe aber heute, und namentlich in diesem Augenblick neue Hoffnung. Diese Theilnahme an seinen Umgebungen, diese offenbare Erregung oder mindestens Anregung seines Gemüthslebens, die wir soeben an dem Kranken beobachtet haben, ist gerade in diesem Falle ein überaus günstiges Zeichen. Ihr Oheim ist gefährlicher Patient, nicht wegen der Krankheit, die ihn erfaßt hatte, der aber seine Constitution an sich völlig gewachsen ist, sondern wegen seines übrigen Gemüthszustandes, eines freudlosen, brütenden, und selbstquälerischen Dahinlebens, das jede kräftige Reaction gegen die Gewalt der Krankheit ausschließt. Doch welches auch der Ausgang der Sache sein möge, Ihre Nähe bleibt immer wünschenswerth. Tritt der Tod ein, so sind Sie jedenfalls als Erbe betheiligt; es liegt, so viel ich weiß, nicht einmal ein Testament vor. Erfolgt aber die Genesung, so ist es leicht denkbar, daß gerade eine Veränderung in den Umgebungen des Kranken auf letzteren wohlthuend einwirkt und die Heilung unterstützt. Sie stehen doch sicher in den freundschaftlichsten Beziehungen zu Ihrem Verwandten. Mackwitz und die Wirthschafterin thun vollkommen ihre Pflicht, das muß ich Beiden rühmend nachsagen. Aber es schließt dies keineswegs aus, daß ich sehr dringend bei meinem Wunsche stehen bleibe, nachdem Sie nun einmal vom Schicksal zur kritischen Zeit hierher geführt worden sind. Man müßte doch wohl blind sein, wollte man in diesem Zusammentreffen nicht einen beachtenswerthen Wink des Zufalls erkennen."

„Und wann meinen Sie," fragte Georg nachdenklich, „daß die entscheidende Krisis eintreten werde?"

„Mein Gott, das läßt sich freilich nicht bestimmen," erwiederte der Arzt; „ich habe Ihnen schon gesagt, daß derartige Zustände, wo zugleich das Gemüthsleben in hauptsäch-

liche Frage kommt, fast unberechenbar sind. Wenigstens ich für meine Person getraue mir darüber einen festen Ausspruch nicht, und müßte Sie im Voraus auf einige Wochen Verzug gefaßt machen."

„Dann muß ich doch wohl darauf verzichten, die Krisis abzuwarten," sagte Georg nach einigem Zögern. „Meine Rückkehr drängt, eine Menge Arbeiten sind in Gang zu bringen und zu erledigen, namentlich meine Sammlungen zu ordnen, und vor Allem darf ich es nicht verzögern, mich häuslich einzurichten. Denn — Georg fügte diese Worte mit einiger Verlegenheit hinzu — ich bin mit meiner Braut unter ganz eigenthümlichen Verhältnissen nach Europa zurückgekehrt. Sie ist eltern- und verwandtenlos; eine bekannte Dame, die sie einstweilen aufnehmen wollte, ist kürzlich verstorben. Ich habe mich demnach zu beeilen, meiner Braut ein eigenes Obdach zu gründen, denn leider! muß ich sie zunächst fremden Händen anvertrauen."

Der Arzt warf einen langen prüfenden Blick auf das junge Mädchen, welches demselben, wenn auch ein wenig erröthend, doch mit festem und ruhigem Auge begegnete. Dann blickte er Mackwitz an, und als er bemerkte, wie dieser, seine Gedanken wohl bereits errathend, ihm schmunzelnd zunickte, sagte er zu Georg:

„So lassen Sie doch Ihre Braut einstweilen statt Ihrer hier, wenn sich das Fräulein dazu entschließen kann. Das Obdach ist nicht schlechter als anderswo; es gibt im Hause noch mehrere leidlich bequeme Zimmer. Die Wirthschafterin, Frau Reich, die ich Ihnen dann vorstellen werde, ist eine ganz zuverlässige ordentliche Person. Mackwitz hab' ich Ihnen gleichfalls bereits empfohlen und Sie dürfen ihm seine vorigen Eigenheiten nicht nachtragen. Ich bürge für seine brave Gesinnung diesem Hause gegenüber. Und sodann, mein Fräulein — wandte er sich mit vertraulichem Ausdrucke an Christine selbst — etwa zehn Minuten von hier liegt mein eigenes Gartenhaus. Dort würden Sie bei meiner Frau jederzeit Ansprache und Beistand finden, wofern Sie geneigt sein sollten, bis auf Weiteres in diesem Hause die Stelle Ihres Herrn Bräutigams zu vertreten."

Georg war nicht sogleich entschlossen und blickte Christine fragend an. Diese aber antwortete rasch gefaßt:

„Ich denke, Georg, daß dieser Vorschlag ganz zweckmäßig ist, und bin gern bereit, darauf einzugehen, wenn nur der Herr Doctor dafür einsteht, daß mein Verbleiben von dem Hausherrn später gutgeheißen wird. Vielleicht kann ich auch ein wenig nützlich sein, wenn die Besserung, wie wir hoffen wollen, fortschreitet. Ach, das Krankenbett ist mir kein unbekanntes Feld geblieben und ich hoffe, dabei Etwas gelernt zu haben. Ihr Anerbieten aber, Herr Doctor, nehm' ich mit größtem Danke an. Wer von Jugend auf unter fremden Menschen gewesen ist, wie ich, weiß solche Güte recht hoch zu schätzen."

Alle ihre Worte klangen so innig, so wahr und so bescheiden, daß sich nun auch der Arzt von der Weise dieses Mädchens auf das Angenehmste berührt fühlte und ihr zum Zeichen seiner freundschaftlichen Gesinnung treuherzig die Hand reichte, in welche Christine unbedenklich einschlug. Und das glückliche Gesicht, welches Mackwitz zeigte, der vorher so ingrimmige und verbitterte kleine Mann, als diese Wendung der Dinge eintrat, Georg nun seines Weges ziehe, das junge Mädchen dagegen zurückbleiben wollte! Strahlenden Blickes und des kranken Hausherrn auf kurze Zeit vergessend, noch immer aber die Medicinflasche in der Hand, eilte er jetzt hinaus, um gemeinschaftlich mit der Wirthschafterin das Nöthige für Christinens Beherbergung vorzubereiten.

Auch Georg kam nach einigem Sinnen zu dem Schlusse, daß diese Wendung der Dinge im Grunde eine ganz erwünschte und passende sei. Er erreichte hierdurch einen doppelten Zweck. Einmal fand Christine auf diese Weise eine vorläufige Zufluchtsstätte, um deren Beschaffung er sich außerdem mit zweifelhaftem Erfolge anderweit hätte bemühen müssen. Sodann aber erfüllte er durch das Mädchen gewissermaßen seine eigenen Pflichten gegen den so lange vernachlässigten Oheim, und auch dies konnte ihm für alle Fälle nur von Nutzen sein. Starb der Kranke, so rechtfertigte ihn dieser letzte Liebesdienst, Angesichts einer doch wohl zu erwartenden größeren oder kleineren Erbschaft, der Welt und seinem eigenen Gewissen gegenüber. Genas aber der Erstere, so war hiermit die Brücke geschlagen zu einem

künftigen freundschaftlichen Verkehr mit dem wunderlichen Manne, einem Verkehre, der dem praktisch denkenden Georg jetzt doch auch nicht zu verachten schien. Denn was er bisher von dem Hauswesen des Oheims zu sehen bekommen, machte ihm den Eindruck einer unerwarteten, wenn auch wegen sonderbarer Lebensansichten nicht zur vollen Blüthe gediehenen Wohlhäbigkeit, welche mit den früheren eingeschränkten Verhältnissen seines Verwandten, deren er sich recht wohl noch erinnern konnte, nicht wenig contrastirte. Und doch war ihm bekannt, daß Severin Werner seit einer geraumen Reihe von Jahren als bloser Privatmann lebte und allen eigentlichen Geschäften völlig entsagt hatte. Sollten hier außerordentliche Glücksumstände eingetreten sein? Kaum konnte eine andere Vermuthung Platz greifen.

(Fortsetzung folgt.)

E Wildsau unn e Schof.

Zu Ungschdä iß e Spaß bassirt;
S'is werrlich zum Erstaune.
Do kummt dr e Wildsau hermarschirt,
In ganze gute Laune.

Die Kerchgaß' is se nunner gang,
Unn, wie se war ganz unne,
Hot se sich b'sunne gar nit lang
Sie hot de Wek gefunne —

De Wek grad in e Keller nei.
Was sinn die Leid verschrocke!
Sie henn gement, 's gingt an de Wei,
Doch blieb se lang nit hocke.

Sie springt fort in e annere Hof,
Unn dort bleibt fescht se sitze.
Do kummt uff e mol her e Schof*)
Geloff' in ener Hitze.

Was willt Du Schof mit dieser Sau?
Mit diesem großen Ewer?
Der Hammel secht ganz fei unn schlau:
„Ich will der Sau ehr Lewer!"

Die Lewer is gar gut unn fei,
Vor Lewerknöpp se mache.
Derzu brav 59er Wei:
Deß sinn zwee gure Sache. —

Druff stellt des Schof sich uff de Schopp
Unn duhr' mol noch er schieße.
Es trifft se, glaw ich, an de Kopp,
Do duht des Blut gleih fließe.

Doch war die Wildsau dot noch nit,
Noch zwee mol loßt er's knalle.
(Er steht dervor mit festem Tritt.)
Plumps! is des Dier gefalle.

O Schof, des hoschde gut gemacht,
Daß Du den Ewer g'schosse.
Drum werschde aach nit ausgelacht
Unn bischd aach nit verdrosse.

Zum Schluß e gure Appetit
Zu Lewerknöpp unn Brare,
Unn, liebes Schäfchen, wann de witt:
Duh mich derzu eilare*).

Ungstein, den 18. November 1859.

......r.

*) Christian Schaaff von Ungstein.

*) Wird wohl zu spät kommen; allein der Abdruck war nicht eher möglich. Ich würde es doppelt bedauern, wenn Sie deßhalb um den Braten kämen. D. Red.

Verschiedenes.

Der Name Casino ist nach Otto Speyer in seinen „Bildern italienischen Landes und Lebens" florentinischen Ursprungs. In Florenz kam nämlich zuerst die Sitte auf, daß Diejenigen, die nicht eigene, meist in den Vorstädten gelegene Häuschen (casini) besaßen, um daselbst ohne den Zwang der Etikette ihre Bekannten zu versammeln, sich mit Freunden vereinigten, um mit ihnen gemeinsam ein derartiges Häuschen zu geselligen Zwecken zu miethen.

(Der gute Wille.) Richter: „Aber, Christian, hätte ich doch nie gedacht, daß Ihr Euren eigenen Bruder bestehlen würdet!" — Christian: „I nu, Herr Richter, wenn mer nur den guten Willen hat, dann geht schon Alles."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 143. Dienstag, den 29. November **1859.**

Zur Säcularfeier
Friedrich's von Schiller,
des deutschen Dichters und Propheten,
am 10. November 1859 in Oggersheim *).

Den deutschen Barden, der gesungen
Von hoher Männerwürdigkeit,
Den starken Helden, der gerungen
Um freies Wort mit Dürftigkeit,
Deß hoher Sang uns erst verkündet
Die Geistesmacht in deutschem Wort,
Deß Fackel jedes Herz entzündet
In deutschen Landen fort und fort;

Deß Stimm', als Deutschland lag gebunden,
Den Sang vom freien Tell erhob,
Von deutschem Ohr allein empfunden,
Prophetisch unsre Fahnen wob;
Der gleich Prometheus aus der Sonne
Die Himmelsglut Begeisterung
Entwendet, dessen Lied mit Wonne
Noch heut durchschauert Alt und Jung;

Den Mann, der, frei als Mann zu leben,
Das Leben selbst darangesetzt,
Den soll heut mein Gesang erheben,
Wie sein Gesang mich oft geletzt!
O, habe Dank für deine Gaben,
Du edler Geist in Himmelshöh'n!
So lang uns deine Lieder laben,
Wird Deutschland nimmer untergeh'n.

Zwar ringsum Feindeswaffen rauschen,
Und Deutschland ist noch stets getheilt;
Doch wenn wir deinen Liedern lauschen,
Wird aller Wunden Schmerz geheilt:
Denn von dem Rhein zur Donau nieder,
Und von der Donau bis zum Belt
Sind deine Weisen, deine Lieder
Das Band, das uns zusammen hält.

O, komm' herab, erhab'ner Schatten,
Bewach' als Cherub unsern Fluß!
Es sind die Fluren noch, die Matten,
Die einst betreten hat dein Fuß.
Und gleich als wie in deinen Tagen,
Fehlt uns der Eintracht starkes Band:
Daß wir in Kleinmuth nicht verzagen,
Durchrausch' dein Geistesflug das Land!

Laß tönen noch ein Mal das Wetter
Von deiner Schlacht in unser Ohr!
Laß aufersteh'n den Tell, den Retter!
Auch der Oranier trete vor!
Und haben mannhaft wir gerungen,
Dann töne deiner Freude Sang!
Dann werd' dem Himmel Dank gesungen
Bei deiner hohen Glocke Klang!

Wer je in Freuden, je in Schmerzen
Des Sängers hohem Lied gelauscht:
Erhebt ihn, alle deutschen Herzen,
Die je sein Genius umrauscht!
Ihr deutschen Männer in der Runde,
Von Schillers deutschem Lied entzückt,
Vereinigt euch zum großen Bunde,
Der Deutschland fremdem Dienst entrückt!

Ihr deutschen Töchter, deutschen Frauen,
Die sein Gesang so hoch erhebt,
Sollt ihm den schönsten Altar bauen,
Von Liebesrosen hell umwebt!
An seiner Sprache hehren Tönen
Uebt euer Ohr, stärkt euer Herz!

---

*) Zum hohen deutschen Festtag schickt aus der Fremde seinen Freunden ein Sohn der Pfalz diesen Gruß, und legt ihn dankbar nieder auf den Altar des Vaterlandes. (Auf besonderen Wunsch nachträglich hier abgedruckt.)

Was wollt ihr stets dem Wälschen fröhnen,
Dem Treue Lug und Wahrheit Scherz?"

Ja, feiert ihn in frohen Liedern,
Wem heut noch frisch das Leben blüht!
Denn, ach, nicht Alle kehren wieder:
Manch Aug die Heimath nicht mehr sieht!
Doch lasset froh die Becher klingen!
Sein Geist wird heute auferstehn.
So lang wir Schillers Lieder singen,
Wird Deutschland nimmer untergeh'n.

Judas.

(Fortsetzung.)

So wurde denn zwischen Georg, Christine und dem Hausarzte noch das Erforderliche verabredet, und nachdem der Erstere sich von den künftigen Umgebungen Christinens des Näheren überzeugt und nirgends eine Veranlassung zum Mißtrauen gefunden hatte, reiste er noch am Abend desselben Tages nach der vielleicht zehn Meilen entfernten Hauptstadt ab, wo er von jetzt ab seine bleibende Wohnstätte aufzuschlagen gedachte. Sein Abschied von Christine war nicht allzu schmerzlich. Es war ja nur eine kurze Trennung, die Beiden bevorstand; eine briefliche Nachricht von ihr konnte ihn in einem Tage erreichen, und überdies versprach er auch, sie dann, wenn ihr hiesiger Aufenthalt von längerer Dauer werden sollte, von Zeit zu Zeit zu besuchen und sich von ihrem Befinden persönlich zu überzeugen. Im Uebrigen empfand Georg, wie schon bemerkt, eine gewisse Erleichterung, daß er seine Braut für den Augenblick untergebracht wußte, und Christine ihrerseits, welche das Peinliche und Abenteuerliche ihrer bisherigen Reise mit Georg fortwährend und ganz besonders seit der erhaltenen Nachricht vom Tode ihrer Pathe innerlich gestört hatte, obschon sie sich in das Unvermeidliche verständig zu schicken wußte, fühlte sich noch befriedigter über diese Wendung der Dinge, und als sie nach Georgs Abreise am Abend in das freundliche Stübchen im zweiten Stockwerke des Hauses eintrat, welches ihr Mackwitz zur Wohnung angewiesen und mit einem prächtigen großen Blumenstrauß geschmückt hatte, und aus dem Fenster herunterblickte auf den bereits dämmernden Garten mit seinen hohen Laubgängen und zahlreichen Obstbäumen, war es ihr so froh und so heimisch um das Herz, wie noch nie seit ihrer Abreise aus dem befreundeten Hause im fernen Westen.

Lange, lange Zeit stand Christine sinnend am Fenster; es war endlich einmal ein Moment der Ruhe und des inneren Abschlusses, und war er vielleicht noch so flüchtig und vorübergehend, und mußte sie schon morgen den Fuß zur Wanderung weiter setzen, — der Augenblick selbst war erlebt and genossen. Sie zündete sich Licht an und besah das Zimmer noch näher. Ueber dem Nähtische, den man ihr aufmerksam herbeigeschafft und an eines der Fenster gestellt hatte, hing ein kleines Porträt in goldnem Rahmen, — der einzige Rahmen dieser Art, den sie im ganzen Hause bemerkt hatte. Es stellte den Hausherrn dar, wenn auch vielleicht zehn Jahre jünger, als er jetzt sein mochte. Es war ein freundliches sprechendes Bildniß. Ernst und sinnend, aber doch zuversichtlich und hoffnungsvoll blickte dieses Antlitz darein, und wie unendlich wohlwollend hafteten die großen Augen auf Christine, als diese das Porträt mit dem Lichte in der Hand beleuchtete! Sie schienen ihr das „Willkommen im Hause!" entgegenzurufen, welches der Kranke selbst nicht auszusprechen vermocht hatte. Aber auch er hatte es mittelbar gethan, denn sagte er nicht: „Christine — ein guter Name im Himmel und auf Erden." — O daß er sich zuerst auf Erden an ihr bewähren möchte, denn sie war noch so jung, und wohl noch eine lange Erdenpilgerfahrt lag vor ihr! — —

Das günstige Vourtheil, mit welchem Christine das Haus betreten hatte, bestätigte sich vollkommen. Nach wenig Tagen bereits war es ihr, als hätte sie schon Monate lang in diesen Umgebungen gelebt. Mackwitz vorzugsweise, aber auch die Wirthschafterin begegnete ihr mit der auserlesensten Zuvorkommenheit, gleich als ob sie die wirkliche Stellvertreterin des Hausherrn wäre, und der Arzt, der den Kranken täglich mehrmals besuchte, ließ es an höflicher Aufmerksamkeit dem jungen Mädchen nicht fehlen. Christine hätte nur gewünscht, daß ihr mehr Gelegenheit geboten worden wäre, sich nützlich zu zeigen. Aber diese war vorläufig nur in sehr beschränktem Maße ge-

geben und bestand fast allein in einem Ab- und Zugehen im Krankenzimmer, weil der Hausherr seit dem von uns geschilderten lichten Augenblicke fortwährend besinnungslos gelegen hatte, und sich im Uebrigen nunmehr vier Personen in die eigentliche Pflege und Wartung desselben theilten. Dessenungeachtet gewann der Arzt mehr und mehr die Ueberzeugung, daß der Kranke dem Tode entgehen werde, besonders wenn es bei wiedergekehrter Besinnung gelingen würde, in irgend einer Weise kräftig anregend auf sein Gemüthsleben einzuwirken. Und wir können nicht verschweigen, daß sich der Arzt gerade in dieser Beziehung von Christinens Persönlichkeit einen wohlthuenden Einfluß versprach.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hafen- und Handelsstadt Tanger in Marokko*).

(Schluß.)

Die Stadt Tanger ist amphitheatralisch an der westlichen Seite der Bucht erbaut und bietet in der Ferne einen prachtvollen Anblick. Sobald man jedoch ihr Inneres betritt, verschwinden alle Illusionen. Der Beschauer erhält in ihr ein treues Bild von dem verrotteten Zustande des Landes, das im Alterthume blühende Culturſitze aufwies, jetzt aber durch Despotismus, Sklaverei und Sittenlosigkeit in tiefster Barbarei liegt und als Reich seiner Auflösung mit schnellen Schritten entgegeneilt. Eine einzige Straße, welche die Stadt Tanger von Osten nach Westen durchschneidet, ist breit genug, um eine einigermaßen ungehinderte Passage zu gestatten; die übrigen Straßen sind so eng, daß sich kaum drei Personen nebeneinander bewegen können. Nur wenige der Gassen sind gepflastert. Der Schmutz liegt fußhoch und verbreitet einen pestillenzialischen Gestank, in dem sich eine eben so schmutzige und elende Bevölkerung bewegt, die in dumpfer Knechtschaft hinbrütend, die Schmach ihres Zustandes in den Gesichtszügen ausgeprägt trägt, aber in ihrer Indolenz und Verkommenheit das Traurige ihrer Lage kaum mehr fühlt. Die Häuser sind fast alle einstöckig, niedrig und haben platte Dächer. Sie sind weiß angestrichen, haben jedoch nichts Freundliches, da die Fenster nicht nach der Straße, sondern, nach maurischer Sitte, in den Hof hinaus führen.

Das Traurige des Eindrucks wird noch durch den verfallenen Zustand der Gebäude, öffentlicher sowohl als privater, erhöht. Niemand denkt daran, ein Haus oder Mauerwerk auszubessern, wenn es den Einsturz droht; Niemand baut es wieder auf, wenn es eingestürzt ist. Gar oft begraben die Trümmer der einfallenden Gebäude ganze Familien, aber weder vom Staate noch von der Gemeinde geschieht Etwas, dem vorzubeugen. In fatalistischer Indolenz spricht der Maure: „Es stand geschrieben!" und wie seine Städte dem Ruin, so geht auch er unaufhaltsam seinem Untergange entgegen. Was von den Häusern zu sagen, gilt auch von den Mauern, welche die Stadt umgeben. Sie haben runde und viereckige Thürme und wurden von den Portugiesen erbaut, als diese Tanger in Besitz hatten; seit zwanzig Jahren geschieht jedoch nichts zu ihrer Unterhaltung, und sie zerfallen in Trümmer.

Die eigentliche Vertheidigung der Stadt besteht in sechs Batterien, die sämmtlich an der Seeseite nahe dem Strande angelegt, ihr Feuer ziemlich gut kreuzen und, wenn sie von tüchtigen Officieren befehligt, von tapfern Truppen vertheidigt würden, wohl einem andringenden Feinde ernste Schwierigkeiten bereiten könnten. Die Batterien sind auch vor Kurzem mit Geschützen schweren Kalibers bewaffnet worden; allein die Bombardements von Tanger, Mogador und die Schlacht am Isly im Jahre 1844 haben gezeigt, daß die Mauren von ihren Voreltern auch nicht einmal deren sprichwörtlichen Muth und die Tapferkeit geerbt haben, sondern erbärmliche Feiglinge sind, die bei den ersten Schüssen das Feld räumen. In der Schlacht am Isly, wo der jetzige Kaiser Sidi Mohamed befehligte, ergriff das Heer mit seinem Führer auf das Schmählichste die Flucht, ohne nur den geringsten Widerstand zu leisten.

Tanger wird durch ein altes Schloß, Kasbah (Festung) genannt, beherrscht, das im Jahre 1350 von den Mauren erbaut wurde, jetzt jedoch unbefestigt ist und die Residenz des

*) Den Anfang siehe Nr. 138.

Gouverneurs bildet. Ueberhaupt hat die Stadt auf der Landseite gar keine Vertheidigungswerke, und bei Ceuta landende und auf Tanger marschirende Spanier würden es ohne Weiteres nehmen können.

Die Hauptmoschee ist ein sehr schönes und altes Gebäude: leider zerfällt aber auch sie wie alles Uebrige, und man begnügt sich, die Löcher der herausfallenden Steine mit etwas Lehm zuzustopfen und zu überweißen. Sie wurde von einem Nachkommen des berühmten Khalifen Almansor im Jahre 1025 erbaut. Ihr Minaret von 110 Fuß Höhe ist, wie der Fußboden der Moschee, mit Mosaik belegt. Im Mittelpunkte des Vorhofs befindet sich ein Brunnen, dessen Wasser der Volksglaube eine eigene Wirkung zuschreibt. Wenn nämlich eine Frau im Verdacht steht, vom Pfade der Tugend abgewichen zu sein, so läßt man sie aus diesem Brunnen trinken, dessen Wasser sich im Falle ihrer Schuld vor ihrem Munde schwarz färben soll.

Die Einwohnerzahl von Tanger beläuft sich auf 10,000 Seelen. Die Bevölkerung besteht aus Mauren, Negern, Juden und Europäern. Die beiden übrigen Volksstämme von Marokko, Araber und Berber, kommen nicht in die Städte. Erstere leben als Nomaden und in Zeltstädten auf dem flachen Lande, letztere hausen als Amazirgh, freie Männer, wie sie sich selbst nennen und in Wahrheit auch sind, in den Gebirgen, Wäldern und den unzugänglichen Klippen der unter dem Namen des Riffs bekannten Provinz, die sich von Tanger bis zur Gränze der französischen Provinz Oran erstreckt, und deren Bewohner als freche Seeräuber berüchtigt sind.

Tanger treibt ziemlich starken Ausfuhrhandel; namentlich aber versieht es Gibraltar mit Schlachtvieh und sonstigen Lebensmitteln, das ohne diese Zufuhr nicht existiren könnte. Deßhalb ist auch England so sehr dabei interessirt, daß die Spanier, die den Verlust des durch schmählichen Verrath (1704) ihnen entrissenen Gibraltar noch immer nicht verschmerzen können, sich nicht in Marokko festsetzen und in Kriegszeiten die so nothwendige Zufuhr abschneiden.

Die Stadt Tanger soll auf den Trümmern des römischen Tingis erbaut sein. Ihre Gründung indeß reicht über die römische Epoche hinauf. Zur Zeit der Römer war sie Hauptstadt der Provinz Tingitana oder des westlichen Mauritanien. Als Spuren dieser Epoche sieht man noch im südlichen Theile der Bucht eine römische Brücke und andere Ruinen römischer Bauwerke.

Verschiedenes.

Ein sehr geiziger Ehemann schenkte seiner Frau zu ihrem Geburtstage einen Sonnenschirm, sogenannten Knicker. Ueberrascht sich stellend sagte die Frau: „Aber liebes Kind, wozu die unnütze Ausgabe? — Ich bin ja vom ersten Tage meiner Verheirathung an schon mit einem Knicker versehen.“

In einem Schauladen B.'s, in welchem ein Photograph seine Probearbeit ausgestellt hat, hing noch vor wenigen Tagen ein Bild, das Porträt einer jungen hübschen Dame. Da geht ein junger Mann aus der Provinz vorbei, dem das Porträt gefällt. „Die wird geheirathet!“ denkt er und eilt in das Atelier des Künstlers, um sich nach Namen und Stand der Dame, natürlich unter dem heiligsten Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit, zu erkundigen. Dies zu erfahren, zu ihr zu eilen und zu Füßen zu stürzen, war das Werk einer Stunde. — Der Roman ist zu Ende — die Verlobung ist geschehen und Beide sind glücklich! Wahrscheinlich werden die Photographen jetzt viele Damenporträts für ihre Schaufenster zu fertigen haben.

Die Republik Mexiko wird Alexander von Humboldt ein Denkmal errichten. Eine Marmorstatue des um das Land so hochverdienten Naturforschers soll im Innern der Bergbauschule aufgestellt und am Piedestal die Inschrift angebracht werden: Alexander von Humboldt das dankbare Mexiko.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 144. Donnerstag, den 1. December 1859.

Judas.

(Fortsetzung.)

Etwa nach Verlauf einer Woche erhielt Christine einen Brief von Georg, worin derselbe ihr meldete, daß er sich in der Hauptstadt bereits oberflächlich eingerichtet und mit dem, bis jetzt zur Verfügung stehenden kleinen Theile seiner Sammlungen und Skizzen eine überraschend günstige und hoch erfreuliche Aufnahme gefunden habe. Namentlich sei der Prinz Alexander, selbst ein bedeutender Sammler und geübter Tourist, von diesen Reiseergebnissen ganz entzückt und deßhalb sein täglicher Gast, habe ihm auch bereits die freundlichsten Anerbietungen gemacht und seine entschiedene Protection für die beabsichtigten Veröffentlichungen zugesichert.

„Du magst Dir vorstellen, Christine," — hieß es unter Anderem in diesem Briefe, — „wie mich eine so huldvolle Theilnahme äußerlich und innerlich aufrichtet. Nun erscheint mein Thun und Beginnen mir selbst in einem andern günstigern Lichte. Ich glaubte, nicht genug vollbracht zu haben, und sehe jetzt doch ein, daß ich in vielen Stücken weiter gekommen bin, als Andere vor mir, denen sogar mehr Hülfsmittel zur Seite standen. Der Prinz gedenkt binnen Kurzem eine große Reise anzutreten. Er geht zunächst nach England, und von dort nach Süd-, wohl auch Centralamerika, zum Theile also nach Gegenden, die ich schon bereist habe. Natürlich nimmt er Begleiter mit, und seine Bedingungen mögen günstig genug sein. Er spielte auch darauf an, ob ich nicht selbst geneigt wäre, nochmals das Reiseglück zu versuchen. Davon kann ja aber natürlich keine Rede sein. Ich denke, den Wanderstab zur Genüge geführt zu haben, und kenne kein anderes Ziel meines Handelns. Kennst du es auch, meine Liebe? Warum kommt doch so Vieles im Leben post festum, das ist, zu Zeiten, wo es in der Hauptsache Werth oder Interesse verloren hat? Eine solche Reise in großem Maßstabe hätte mir in früheren Jahren geboten werden sollen!"

In diesen Aeußerungen lag Etwas, was Christine beunruhigte und störte. Es klang ihres Bedünkens eine versteckte Reue hindurch, daß Georg nicht mehr frei, daß sein Lebensloos mit einem andern verkettet, und ihm hiedurch eine verlockend glänzende Bahn verschlossen sei. Wußte sie sich auch völlig schuldlos, denn Georg hatte sie ja aus freiem Antriebe erkoren und fast zur raschen Ertheilung ihres Jaworts gedrängt, so blieb es ihr doch immer ein drückender Gedanke, ein Hemmniß, eine Last zu sein, und die Erinnerung an ihre früheren eignen, von der Freundin aber damals verscheuchten Zweifel über Georgs Werbung stieg lebhaft und verstimmend in ihr empor, so sehr sie auch dagegen ankämpfte. Denn jetzt war es doch zu spät, nachdem sie um Georgs willen den sicheren Hafen verlassen hatte und mit ihm weit draußen steuerte auf der offenen See des Lebens. Und liebte sie nicht auch ihren Verlobten mit voller Hingebung?

Diese ernste Frage sollte bald auch von außen eindringlich an das junge Mädchen herangebracht werden.

An demselben Tage, wo sie den erwähnten Brief empfangen hatte, betrat sie Abends, wie gewöhnlich, noch ein Mal das Krankenzimmer, um nachzusehen, wie es mit dem Hausherrn gehe. Sie fand dort die gemiethete Krankenwärterin — es war ausdrücklicher Wille des

Arztes, daß diese sonst geschickte und zuverlässige Person zu den vorkommenden Dienstleistungen mit verwendet werden solle — schlummernd neben dem Bett sitzen. Aufgeweckt und zur Rede gesetzt über diese Saumseligkeit, entschuldigte sich die Frau mit dem Umstande, daß ihre eigenen Kinder krank darniederlägen und Tag wie Nacht ihrer Pflege bedürften, so daß sie schon tief ermüdet an die Erfüllung ihrer Pflichten außer dem Hause gegangen sei. Sie bat dringend, ihr nur dieses Mal nachzusehen und dem Herrn Doctor Nichts von dem Vorfalle zu sagen. Denn von dessen Wort und Urtheil hänge ja ihr bester Verdienst ab.

Christine beruhigte die arme Frau, aus deren Rede die Wahrheit herausleuchtete, schickte sie aber für heute nach Hause und erklärte, während der ersten Hälfte der Nacht ihre Stelle vertreten zu wollen. Von Mitternacht ab sollte ja dann ohnedies die Wirthschafterin an die Reihe kommen. Jene ließ sich das gern gefallen und entfernte sich unter einer Fluth von Danksagungen, Bitten und Selbstvorwürfen.

Christine nahm den Platz der Wärterin ein. Der Kranke neben ihr schlief anscheinend sanft und ruhig; kaum, daß er dann und wann Kopf oder Hand bewegte. Das junge Mädchen betrachtete auch heute lange und theilnahmevoll sein Antlitz, die Krankheit hatte es gänzlich mit dem Stempel des Abschreckenden verschont. Nichts Anderes lag darin ausgeprägt, als Entsagung. Sie fragte sich leise, ob auch sie die Kraft und den Muth haben werde, ein ganzes Leben hindurch auf Glück und Freude zu verzichten, nur, um sich selbst gerecht zu werden? Denn in dieser Weise faßte sie ahnungsvoll die Lebensgeschichte dieses Mannes auf. Aber sie getraute sich nicht, eine solche Frage zu beantworten, und war hierzu auch sicherlich außer Stande, da ja ihr reines Gemüth bis jetzt jeder Schuld fremd geblieben war, die eine eigene Sühne verlangt hätte.

So verlor sie sich in dem stark dämmernden Zimmer in tiefes Sinnen. Ihre kleinen Hände lagen zusammengefaltet in ihrem Schooße, ihre Blicke hatten kein bestimmtes Ziel.

Da fühlte sie sich plötzlich leise berührt, eine kalte Hand legte sich auf ihre warme, lebensvolle Rechte. Sie schrack zusammen und fuhr von dem Sessel in die Höhe. Der Kranke war nämlich vor mehreren Minuten erwacht, hatte das neben seinem Lager sitzende, ihm nicht mehr unbekannte Mädchen schon längere Zeit aufmerksam von der Seite betrachtet, und endlich, um sich bemerkbar zu machen, dieses Lebenszeichen von sich gegeben.

Jetzt sagte er mit schwacher, aber tiefer und wohlklingender Stimme:

„Ich bitte Sie um Licht und Wasser, Christine!“

Den letzten Namen sprach er langsam und mit Nachdruck aus, gleich als ob es ihm zur freudigen Genugthuung gereiche, ihn unerwarteter Weise noch zu kennen.

Christine sammelte sich, zündete die grün verhängte Lampe in einer Ecke des Zimmers an und reichte dem Kranken einen Becher Wasser.

Er trank mit Begierde und zeigte dann auf den Stuhl neben seinem Lager, Christine hiedurch einladend, ihren früheren Platz wieder einzunehmen. Auch dieser Aufforderung entsprach das Mädchen, wenn auch mit einigem Zögern.

Jener mochte dies bemerkt haben, denn er fragte: „Scheuen Sie sich vor mir, liebe Christine?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf, ein „Nein“ vermochte sie aber nicht über ihre Lippen zu bringen, denn wenn sie recht ehrlich sein wollte, war sie dem jetzt vollkommen wachen und geistig klaren Kranken gegenüber doch nicht ohne Befangenheit.

Der Letztere fuhr fort:

„Es freut mich, daß Sie noch hier sind. Mein Neffe Georg ist sicher abgereist. Es gefällt ihm nicht bei dem gesunden, geschweige bei dem kranken Oheim. Ich kenne ihn. Kennen Sie Georg?“

„Es ist mein Bräutigam,“ erwiederte Christine bestimmt und zuversichtlich; „er war es, der mich in dieses Haus gebracht, wo ich als eine Fremde Nichts zu suchen hatte. Er und der Herr Doctor mögen es auch verantworten, wenn Etwas nicht recht geschehen ist.“

„Georg — Ihr Bräutigam,“ meinte langsam und halb mit sich selbst sprechend der Kranke, „Ihr Bräutigam also? Lieben Sie Ihren Bräutigam, Christine?“

Die also Gefragte erröthete, war es aus

Unwillen oder bloßer Verlegenheit über die seltsame Frage. Allein sie sah ein, daß sie dem kranken Hausherrn, dem Anverwandten ihres Verlobten, in jedem Falle anders antworten müsse, als einem fremden oder doch unberufenen Frager.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eierkuchen der Kaiserin.

Die Einfachheit der zweiten Gemahlin Napoleons I., Marie Luise, ist bekannt, und diese liebenswürdige Einfachheit, eine Frucht ihrer Erziehung, begleitete sie in den Tuilerienpalast. Sie hatte die beneidenswerthe, bei fürstlichen Frauen gewiß seltene Eigenschaft, sich am Kleinen zu erfreuen, und ihre Natürlichkeit und Unschuld waren Vorzüge, welche nicht nur ihren kaiserlichen Gemahl, sondern Jeden, der ihr nahe treten durfte, bezauberten.

Eines Tages fiel es der Kaiserin ein, einen Eierkuchen zu backen. Diese Freude an kochkünstlerischen Versuchen ist übrigens eine Eigenschaft, die Marie Luise mit vielen anderen bedeutenden Personen theilte, z. B. mit Condé, Vendôme und Ludwig XV.

Marie Luise ließ sich also das zu ihrem Vorhaben nöthige Geräth in den Salon bringen, wo im Kamin das Feuer brannte. Mit ihren rosigen Fingern schlug sie die Eier in einen silbernen Napf, und ihr blaues Auge strahlte vor Freude bei dem Gedanken, selbst einen Eierkuchen zu backen. (Beiläufig gesagt, die Eier waren von Malmaison; Josephine pflegte dem Kaiser stets von dort solche zu schicken.) Marie Luise schlug die Eier mit einer Anmuth ein, welche die Mehrzahl bürgerlicher Hausfrauen beschämt hätte, und ein reizendes junges Mädchen, Fräulein v. R., die der Kaiserin von Wien hieher gefolgt, stieß unterdessen Zucker in einem Mörser.

Die Vorkehrungen waren nun beendet; die Butter ward in die Pfanne gethan, sie begann zu kreischen und zu steigen, die Kaiserin goß die Eier hinein, und im Salon verbreitete sich jenes Küchenparfüm, welches einen Magen, der noch nicht das Mittagsmahl eingenommen, so überaus angenehm berührt. Da trat der Kaiser plötzlich unangemeldet herein. Marie Luise, über die Pfanne im Kamin gebeugt, erschrack, und suchte dieselbe zu verbergen, wie eine Schülerin, die vom Lehrer bei verbotenen Vergnügungen ertappt wird.

„Was treibt man denn hier?“ fragte der Kaiser; „es ist ein eigenthümlicher Geruch, wie nach Gebäck.“ Dann sich der Kaiserin nähernd, entdeckte er die über den Kohlen stehende Pfanne im Kamin.

„Wie, Sie backen einen Eierkuchen?“ rief er, „davon verstehen Sie ja nichts. Ich will Ihnen zeigen, wie man das macht.“

Der Kaiser schickte nun Fräulein v. R. nach einer Küchenschürze, band sich diese um und vollendete den von der Kaiserin begonnenen Eierkuchen. Doch leider war derselbe durch die Vernachlässigung einiger Minuten an die Pfanne festgeklebt und wollte sich gutwillig nicht ablösen lassen. Napoleon schnallt seinen Degen los, fährt mit der Spitze desselben unter den hartnäckigen Eierkuchen, und gibt diesem dann — so sehr fühlt er sich Meister — den üblichen Stoß mit der Pfanne. — Aber ach, der Kunstgriff mißlang. Eine Stelle des Eierkuchens hatte der Degen nicht von der Pfanne gelöst und das kochkünstlerische Werk flog, statt in die Luft, auf die Erde. Die Kaiserin und Fräulein v. R. begrüßten dieses Unglück mit Lachen und Napoleon stimmte mit ein.

Jetzt ward ein junger Officier, Herr R. . . ., gemeldet, der mit einer Depesche von Hrn. v. Caulaincourt, dem Gesandten in Rußland, beauftragt, den Kaiser augenblicklich zu sprechen begehrte. Die Depesche war sehr wichtig, und Herr v. Caulaincourt hatte seinem Courier die möglichste Eile empfohlen. Der arme junge Mann, den empfangenen Instructionen auf's Gewissenhafteste nachkommend, hatte an der Grenze den Wagen verlassen, sich auf's Pferd geworfen, um rascher fort zu kommen, und war nun zwar am Ziele, doch seit vier und zwanzig Stunden ohne Nahrung.

Napoleon ließ den Courier eintreten, trotz dem seltsamen Schauspiel, welches ihn hier erwartete, ja vielleicht sogar, um sich an der Ueberraschung des jungen Mannes zu ergötzen. Dieser war in der That nicht wenig erstaunt, die höchsten Herrschaften in vollster Küchenbeschäftigung, den Kaiser mit der großen weißen Schürze zu sehen. Er übergab die

Depesche mit tiefer Verbeugung, dabei einen sehnsüchtigen Blick auf den am Boden liegenden Eierkuchen werfend. Napoleon brach hastig das Siegel und eine Wolke zog über seine Stirn, indem er die Schrift überflog; doch mit der ihm eigenen Kraft, sich aus der ernstesten Stimmung plötzlich in eine heitere zu versetzen, kehrte er sogleich wieder zu seinem Eierkuchen zurück, nahm ihn mit dem Spaten vom Boden auf und legte ihn umgewendet in die Pfanne.

„Sire," sprach Herr R....., „Herr von Caulaincourt hat mir aufgetragen, die Antwort in möglichst kurzer Frist zu überbringen."

„Herr v. Caulaincourt fordert wirklich zu viel," antwortete der Kaiser heiter. „Wir können doch unsern Eierkuchen nicht verderben lassen. — Da ist er fertig. Setzen Sie sich ans Bureau, mein Herr, ich werde Ihnen die Antwort dictiren."

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Mittel wider die Raupen.) Ein kleines Insect, welches die Natur selbst zur Vertilgung der Raupen bestimmt zu haben scheint, ist die gesellschaftliche Schlupfwespe (Ichneumon glomerátus, L.). Sie legt ihre Eier vermittelst des Legestachels in die Raupe. Die erwachsenen Larven kriechen alsdann aus der Raupe, spinnen sich in gelbe Hüllchen ein und verbinden solche in Klümpchen zusammen. Ueber diesen findet man oft eine schon todte oder dem Tode nahe Raupe hängen, hält aus Unkunde die Hüllchen für Raupeneier und zerstört sie. — Eben dieses Insect tödtet auch viele der Insecten der Kohlweißlinge. An den Wänden der Häuser findet man daher oft viele von jenen gelben Klümpchen, worüber eine gelbe Kohlraupe hängt. Um also ein Mittel mehr zur Vertilgung dieser den Bäumen und dem Kohle so schädlichen Raupen zu haben, schone man die Brut des genannten Insectes.

Verschiedenes.

„Macht's Ihnen nichts, wenn ich rauche?" fragte ein junges, kaum 16jähriges Herrchen einen ältern Herrn, mit dem er im Eilwagen von Tübingen nach Stuttgart fuhr. „Mir nicht — wenn's nur Ihnen nichts macht," war die sarkastische Antwort des Gefragten.

Literarisches Schiller-Denkmal. Die Verlagsbuchhandlung von Riegel in Berlin hat sich entschlossen, alle der Aufbewahrung werthen Festreden, Gedichte und Urkunden zur Feier des 10. Novembers, gleichsam den gesammten geistigen Inhalt des Schiller-Jubel-Festes selbst, in einem Schiller-Denkmale zu concentriren. Sie hat die Redaction kundigen Händen anvertraut, und ersucht daher alle Festvorstände, Festredner, Redactionen, Theater-Directoren, Verleger, Gelehrte, Schriftsteller, Dichter u. s. w., ihr möglichst umgehend (unter Kreuzband) ihre gedruckten und ungedruckten literarischen Festgaben zuzusenden. Die Verlagshandlung beabsichtiget, die allgemeine Schillerstiftung an einem möglichen Gewinne in ausgedehnter Weise theilnehmen zu lassen.

Zweisilbige Charade.

Wenn stürmet des Nordens Gebrause,
Dann bleiben wir gerne zu Hause,
Weil fällt uns die Erste oft schwer.
Du findest sie wohl nicht im Süden,
Dort läßt sie die Leute zufrieden,
Doch zieht sie im Norden umher.

Und wer da hat leicht und stets heiter
Durch's Leben die zweit' zum Begleiter,
Den drücket der Kummer nicht schwer,
Ist ihm auch kein Mammon beschieden,
Ist er doch gewöhnlich zufrieden
Und schreitet vergnüglich einher.

Doch aber das Ganze ertödtet,
Erstarret das Herz und verödet,
Zerstört oft des Liebenden Glück.
Es kennt nichts von edlen Gefühlen
In starrender Brust, in der kühlen,
Weil Edelmuth nie es entzückt.

Elmstein. B...r.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 145. Samstag, den 3. December 1859.

Judas.

(Fortsetzung.)

„Wann ich Ihnen später Alles erzählen werde, Herr Werner," sagte sie sanft und bescheiden, „wie wir, Georg und ich, uns zusammengefunden haben, so werden Sie an meiner aufrichtigen Neigung für Georg nicht zweifeln. Und schon jetzt trauen Sie mir wohl nicht zu, daß ich mich ohne Liebe an einen Mann gefesselt haben würde. Ich bin Ihnen noch ganz fremd, aber gewiß, Sie urtheilen über keinen Menschen so absprechend, bevor er Ihnen Grund dazu gegeben hat."

„Georg ist sehr glücklich," erwiederte jener kurz; „möge er sein Glück verdienen!"

Und mit diesen Worten legte der Kranke seinen Kopf auf die andere Seite und das Gespräch war zu Ende. Christine war durch dasselbe nicht beruhigter geworden; bei dem günstigen Vorurtheile, welches sie nun einmal für die Person des Hausherrn hegte, empfand sie schmerzlich dessen Mißtrauen gegen den Neffen, das aus den eben vernommenen Aeußerungen doch ziemlich unverkennbar hervorleuchtete. Daß freilich Georg in seiner leichten unbesorgten Weise hiezu auch reichlichen Anlaß gegeben hatte, — das wußte sie bereits. —

Wir überspringen jetzt einen Zeitraum von mehreren Wochen, in deren Verlauf nichts Wesentliches geschah, die fortschreitende Besserung und endliche Genesung des Kranken ausgenommen. Georg hatte in dieser Zeit ziemlich regelmäßig an seine Braut geschrieben, war auch bereits zwei Mal selbst gekommen, um sie und den Oheim zu begrüßen. Das Erstere hatte er natürlich erreicht, den Oheim aber nicht gesehen und gesprochen, da dieser, obschon der völligen Wiedergenesung damals bereits sehr nahe und in seinen Wünschen durch ärztliche Vorschriften kaum noch beschränkt, es kurz und entschieden ablehnte, den Neffen vor sich zu lassen, indem er sich vor der Aufregung eines solchen Wiedersehens noch immer scheue. Christine betrübte sich hierüber gar sehr, denn sie empfand nur zu deutlich, daß der Oheim eine mehr als oberflächliche Abneigung gegen ihren Bräutigam hege, und dennoch getraute sie sich nicht, diesem Verhältnisse auf den Grund zu gehen und eine unmittelbare Fürbitte für Georg einzulegen. Sie war in einer eigenthümlichen Lage: den Letzteren liebte, den Oheim verehrte sie. Um diesen nicht zu verstimmen, mußte sie von jenem schweigen; der einzige fehlgeschlagene Versuch, den sie deßhalb gewagt, hatte sie hierüber gründlich belehrt und jede andere Hoffnung aufgeben lassen, als die, daß der überall so edel und großmüthig denkende Mann im Verlaufe der Zeit und bei mehr und mehr verminderter krankhafter Reizbarkeit seines Widerwillens allmählig Meister werden und auch Georg gegenüber billiger denken lernen werde.

Sie selbst — für ihre Person — durfte über Nichts klagen. In diesem Hause war sie die Hauptperson, in dem Sinne wenigstens, wie es ein lieber, gerngesehener Gast ist, dem Alles zu gefallen strebt, und sie war es um so gewisser, je weniger sie es sein wollte, je eifriger sie sich bemühte, nur untergeordnet und dienend zu erscheinen. Auch in der Hinsicht genoß sie das Vorrecht einer, man möchte sagen nur den früheren Zeiten eigenthümlichen Gastfreundschaft, daß sie Niemand fragte, wer sie denn eigentlich sei, woher sie gekommen, wann und wohin sie zu gehen gedenke? Alle, den Hausherrn an der Spitze, begnügten sich

mit Demjenigen, was sie ungefähr wußten, und mit der so wohlthuenden und erfreulichen Gegenwart. Und hätte es Christine nicht für ihre Pflicht gehalten, dem Oheim Georgs aus eigenem Antriebe von ihrem Lebensschicksale zu erzählen und im Zusammenhange damit von ihren nächsten Zukunftsplänen zu sprechen, so wäre dies wahrscheinlich gänzlich unterblieben.

Schwer ist es überhaupt, das Verhältniß zu schildern, welches zwischen Christine und dem Hausherrn stattfand. Dem jungen Mädchen selbst war es das größte Räthsel. Sie waren einander so fremd, und doch verstanden sie sich. Es war, als gehörten sie zu einander, gewissermaßen als Glieder einer und derselben Familie, und dennoch durfte die dritte Person, welche sie eigentlich allein in Verbindung brachte — Georg — in ihrem gegenseitigen Verkehre nicht erwähnt werden. Sie fühlten offenbar Beide das Bedürfniß, sich einander zu nähern und von einigem Werth zu sein, und doch mußten sich Beide gestehen, daß dieses Verhältniß täglich sein Ende erreichen könne.

Christine hatte in der letzten Zeit der Krankheit dem Hausherrn mannigfache Dienste geleistet. Es waren dies nicht nur wirkliche Handreichungen, obschon auch diese von ihm mit sichtbarem Wohlgefallen wahrgenommen wurden; ein besonderes Verdienst hatte sich Christine durch Vorlesen erworben, eine Kunst, auf die sie sich trefflich verstand. Und wenn sie auch der Gegenstand der Lectüre nicht vollkommen fesselte, oder wenn sie sogar den behandelten Stoff nicht genügend begriff, so daß sie den anziehenden Ton des Verständnisses in ihren Vortrag zu legen außer Stande war: so besaß doch ihre Stimme einen so lieblichen, tief metallreichen Klang, daß man ihr nicht ohne Freude zuhören mochte. Das hatte auch der Reconvalescent dankbar empfunden, denn nie war er befriedigter gewesen, als wenn ihm das junge Mädchen aus seinen Lieblingsbüchern religiösen, philosophischen und wohl auch naturwissenschaftlichen Inhalts — andere Lectüre schien bei ihm verpönt — vorgelesen hatte, wo es denn auch nicht selten geschah, daß Mackwitz an der Thüre stehen blieb und Viertelstunden lang der Leserin, nicht dem Gelesenen zuhörte.

Als dann später der Hausherr täglich einen Gang durch den Garten machen durfte, begleitete ihn Christine fast regelmäßig in Gesellschaft von Mackwitz, an dessen Arm sich der noch schwache Mann führte. Ihren Arm nahm er nicht an, obschon sie ihm denselben zu wiederholten Malen freundlich anbot und dabei versicherte, daß sie sich stark genug fühle, seine Führerin zu sein. Er dankte dann mit kurzen Worten, und sie bemerkte kaum, wie schmerzlich das Lächeln war, welches diesen Dank begleitete. Zu Mittag und am Abend speiste sie mit ihm auf seinem Zimmer, wozu er sie jedes Mal besonders einladen ließ. Ihr eigenes Zimmer betrat er niemals, aber wie oft ließ er sich von ihr versichern, daß es ihr dort an keiner Bequemlichkeit fehle! Sein ganzes Benehmen gegen sie war eine Mischung von väterlichem Wohlwollen, wie es ihr schien, und hochachtungsvoller Verehrung, und von diesem, ihn beherrschenden Gefühle verklärt, konnte Severin Werner weder als ein Menschenfeind, noch als ein Grillenfänger, sondern fast nur als ein excentrischer Freund beschaulicher Einsamkeit erscheinen.

Es war im Spätsommer, als Severin — wir wollen unsern Einsiedler nunmehr beim rechten Namen nennen — und Christine eines Abends zusammen durch den Garten gingen. Severin bedurfte jetzt keines Begleiters; er ging, lediglich auf seinen Stock gestützt. Christine schien nicht ganz glücklich gestimmt zu sein, sie war offenbar unruhig und zerstreut. Ihrem Begleiter fiel ihr Zustand gar bald auf; seinem wachsamen Auge entging nicht leicht irgend eine Veränderung.

„Was ist Ihnen, Christine?“ fragte er nach kurzem, gleichgiltigem Gespräche. „Sehnen Sie sich weg von diesem einsamen Orte?“

„O gewiß nicht, Herr Werner,“ erwiederte rasch und lebhaft das Mädchen, „aber der gewöhnliche Brief — von Georg — ist heute ausgeblieben und mich beunruhigt dieses Schweigen. Es ist recht albern von mir, aber wer kann für seine thörichten Gedanken?“

Severins Gesicht verdüsterte sich ein wenig, wie immer, wenn das Gespräch eine solche Wendung nahm. Doch dieses Mal zerschnitt er nicht ohne Weiteres den Faden.

„Hegen Sie Mißtrauen gegen Ihren Bräutigam, Christine?“ fragte er ruhig.

„Ich habe — dem Himmel Dank! — keinen

Grund dazu und werde mich nie mit unnützen Besorgnissen quälen. Aber Georg ist bisher gewissenhaft und pünktlich im Schreiben gewesen. So kann ihn dieses Mal ein Unfall, eine Krankheit abgehalten haben."

„Es ist Nichts, Christine. Seien Sie ganz ruhig. Ihr Bräutigam hat heute an mich geschrieben und läßt Sie durch mich grüßen."

Das Mädchen blieb einen Augenblick stehen und sah ihren Begleiter betroffen an. Georg hatte an ihn geschrieben, dann mußte der Brief schon heute Morgen angelangt sein, und erst jetzt, und fast zufällig wurde der an sie gerichtete Gruß bestellt? Und weiter — warum hatte Georg nicht einige Zeilen wenigstens an sie beigefügt? So hatte sie den ganzen Tag umsonst in Unruhe geschwebt, und es wäre so ein Leichtes gewesen, ihr diese peinlichen Stunden zu ersparen. Sie begriff das Verhalten ihres Begleiters noch weniger, wie das Georgs.

Severin bemerkte dies wohl.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eierkuchen der Kaiserin.

(Schluß.)

Dem jungen Officier ward schwindelnd, die Hand zitterte, die Stimme versagte ihm; sein Magen verlangte gebieterisch die Nahrung, die ihm allzulange vorenthalten worden.

„Sire," entgegnete der junge Mann mit erschöpfter Stimme und irrem Blicke, „seit vier und zwanzig Stunden habe ich nichts gegessen; ich fühle mich sehr unwohl und zweifle, ob ich im Stande sein werde, die Befehle Ihrer Majestät zu erfüllen."

„Luise, dem Uebel können wir ja abhelfen," rief der Kaiser, lachend über den in ihm aufsteigenden Gedanken. „Wir wollen dem braven Burschen, der sich in unserm Dienst abgemüht, einen Eierkuchen backen. Leider hat dieser auf der Erde gelegen, aber wir bereiten schnell einen andern."

„Nein, Sire," antwortete der Officier, „ein Soldat nimmt dergleichen nicht so genau, und da Ihre Majestät mir so gnädig das Anerbieten machen, so ....."

Der arme Herr R.... litt wahrhafte Folterqualen vor Hunger und Erschöpfung. Augenblicklich ward ein Couvert gebracht, eine Flasche Burgunder, nebst Brod, und der junge Officier fiel mit wahrer Gier über den kaiserlichen Eierkuchen her. Blitzschnell verschwanden die Stücke vor den Augen der drei Zuschauer, die mit einer Art von Entzücken diesem Appetit zusahen und die Verkettung der Umstände priesen, die ihnen die Freude bereitete, gerade zu rechter Zeit einen so wohl angebrachten Eierkuchen zu backen.

Marie Luise, welche eigentlich durch den Kaiser in ihrem Vergnügen unterbrochen worden war, wollte nun noch einen Eierkuchen ganz allein, ohne alle Hülfe backen. Napoleon, ihre Absichten zum Theil errathend, stimmte ihr bei und sprach:

„Ja, ja, ich bin überzeugt, unser Gast bewältigt noch einen zweiten Eierkuchen, darnach zu urtheilen, wie er angefangen. Der arme junge Mann — er ist ganz erschöpft."

„Ach ja, — Sire," bemerkte der vor Hunger ganz verwirrte Officier, „ja, Sire — wenn Ihre Majestät die Gnade haben möchten, mir noch einen zu bereiten."

Napoleon lachte laut auf über die Naivetät des jungen Mannes, während die liebliche Köchin sich nach Möglichkeit beeilte mit Bereitung des zweiten Eierkuchens. Der Gedanke, ein gutes Werk zu thun, mochte ihr noch besonders dabei helfen, denn dies Mal geschah das Umwenden des Kuchens mit einer erstäunlichen Gewandtheit, die dem Kaiser ein wohlgefälliges Lächeln abnöthigte. Das Resultat der Bemühungen war ein herrlicher, appetitlicher, goldbrauner Eierkuchen, den Marie Luise mit eigener Hand auf eine Schüssel that und dem hungrigen Officier hintrug. Dieser nahm den zweiten Kuchen sogleich in Angriff und verschlang ihn mit steigendem Appetit. Die Natur sprach in ihm mit all ihrer gebieterischen Strenge, und er wäre erstickt, hätte die Kaiserin ihm nicht mehrmals zu trinken eingegossen.

„Welchen Eierkuchen finden Sie besser?" fragte Marie Luise den Officier; „den des Kaisers oder diesen?"

„Den der Kaiserin," sprach der junge Mann leise, auf den Teller sich neigend.

„Schmeichler!" rief Napoleon, nichts desto weniger durch die Antwort sehr befriedigt, denn er nahm eine Prise und hielt sie lange

an der Nase, wie er gewöhnlich that, wenn er zufrieden war. Nach beendigter Mahlzeit dictirte er die Depesche, und der Courier entfernte sich gestärkt und dankend.

Der Eierkuchen brachte übrigens dem jungen Officier Glück. Die Kaiserin erinnerte sich oft dieser Scene mit besonderem Vergnügen und plauderte darüber mit Fräulein v. N., die ihr damals beigestanden. Plötzlich kam ihr der Gedanke, Frln. v. N. mit Hrn. R.... zu verheirathen, und was eine Kaiserin will, will gewöhnlich auch der Kaiser. Napoleon unterstützte dieses Project um so lieber, da Herr R.... aus einer ehrenwerthen Familie stammte, und die Verwandten der jungen Dame also keine erheblichen Einwendungen gegen diese Verbindung machen konnten.

Die Heirath fand statt und alljährlich am Hochzeitstage figurirte auf der festlichen Tafel, an welcher die zahlreichen Freunde des jungen Paares versammelt waren, ein Eierkuchen, den die junge Frau im Beisein der Gäste selbst bereitete, und der zum Andenken den Namen erhielt:

Der Eierkuchen der Kaiserin.

Denksprüche.

Die Freundschaft ist die heiligste der Gaben;
Nichts Heiliger's konnt' uns ein Gott verleih'n!
Sie würzt die Freud' und mildert jede Pein.
Und einen Freund kann Jeder haben,
Der selbst versteht ein Freund zu sein.

Verschiedenes.

Vor Kurzem, erzählt die Wiener „Presse", war der bekannte Schauspieler K. zu einem Gastspiele in einem kleinen deutschen Städtchen eingetroffen. Die Stunde der Vorstellung rückt heran, und K. zeigt sich noch immer nicht auf der Bühne. Man entsendet Boten nach ihm in allen Richtungen und findet ihn endlich in einer Schenke, aber in einem Zustande, der es ihm unmöglich macht, sich vor dem Publikum zu zeigen. Nichts desto weniger bringt man ihn auf die Bühne, in der Hoffnung, daß ihn das Lampenlicht ernüchtern werde. Zum Glück beginnt seine Rolle damit, daß er in einem Fauteuil zu schlafen und erst gegen Ende der Scene zu erwachen hat. K. wird also in seinen Fauteil gesetzt, der Vorhang geht auf und das Stück beginnt. Endlich wird das Stichwort gebracht, auf welches K. erwachen und in den Dialog einfallen soll. Aber K. erwacht nicht, und alle Bemühungen, ihn aus seinem nur zu natürlichen Schlafe zu wecken, sind vergebens. Der Vorhang muß fallen, und jetzt erst wird K. nach vielen Anstrengungen zu sich gebracht. Der Director stellt ihm vor, daß er sich bei dem Publikum, welches von einer leicht begreiflichen Ungeduld erfaßt worden war, entschuldigen müsse, und K. erklärt sich damit einverstanden. Und wieder erhebt sich der Vorhang, und K., von zwei barmherzigen Collegen unterstützt, schreitet an den Souffleurkasten hin, verneigt sich und spricht: „Verehrtes Publikum! Sie werden einsehen, daß ein Schauspieler von meinem Range, wenn er in einer so kleinen Stadt, wie die hiesige, gastirt, entweder verrückt oder betrunken sein muß. Ich habe nun das Letztere vorgezogen!"

(Gehorsam.) Mutter: „Ich glaube gar, der Friedrich war schon wieder einmal über den Zaun gestiegen. Du weißt, daß ich den bösen Jungen nicht leiden kann!" Marie: „Es thut ja nichts." Mutter: „Er läuft dir nach und das leid' ich nicht." Marie: „Er hat mich nur ein Mal geküßt." Mutter: „So? weißt du nicht, daß du es nicht dulden sollst?" Marie: „Was soll ich thun?" Mutter: „Schreien sollst du, daß ich es höre."

Zwei Tage später:

Marie (zu Friedrich): „Ach, dort kommt schon wieder meine Mutter, schnell noch einen Kuß, ehe ich schreien muß!"

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro 144: Kaltsinn.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 146. Dienstag, den 6. December **1859.**

Judas.

(Fortsetzung)

„Vielleicht hätte ich Ihnen eher von dem Briefe sagen sollen, Christine," meinte er nach einer kurzen Pause, „ich war aber heute so zerstreut, glaubte auch nicht, daß Sie auf einen bloßen Gruß — eigentlich eine Redensart — besonderen Werth legten. Der Brief enthielt sonst nichts Interessantes. Es waren nur Geschäftssachen, von denen mir Ihr Bräutigam schrieb, lediglich Geschäftssachen, wie man sie allenfalls mit einem alten Onkel verhandelt."

Diese Worte klangen so bitter und schneidend, daß sich Christine ein Herz faßte und für Georg in die Schranken trat.

„Sie lieben meinen Bräutigam nicht, Herr Werner," sagte sie so leidenschaftslos und freundlich, als es ihr möglich war, „und ich selbst habe mir tausend Mal gestanden, daß er auf Ihre Liebe auch wenig Anspruch hat. Allein ich bitte Sie, seien Sie nicht ungerecht gegen ihn. Es ist schwer, sich nach so langer Trennung alsbald wieder in den rechten Ton zu finden. Und daran, daß die Trennung eine so lange gewesen, tragen die Verhältnisse den größten, und Sie, Herr Werner, einen kleinen Theil der Schuld. Ist es nicht wahr, was Georg mir erzählte, daß Sie bei Gelegenheit eines Besuches, den er Ihnen machte, dereinst gegen ihn geäußert, er möge nicht wieder kommen, außer wenn er Ihrer bedürfe? Und ist dies der Fall, hat er denn, oder richtiger, haben wir denn — denn einiges Verdienst beanspruche nun auch ich — nicht pünktlich Wort gehalten?"

„Georg hat eine brave Vertheidigerin," erwiderte Severin, noch immer sehr ernst und gemessen, „der ich alle Gerechtigkeit widerfahren lasse. Wollte der Himmel, daß ich meine eigenen Mängel und Fehltritte so wohl vor mir selbst vertheidigen könnte; ich wäre dann ein beneidenswerther Mann. Aber dennoch lag in meinen Worten ein ganz anderer Sinn. Hat er sie wirklich mißverstanden oder mißverstehen wollen? Ich meinte, er sollte nur dann zu mir kommen, wenn er ein Herz für mich mitbrächte, ein Herz, bedürftig nach verwandtschaftlicher Liebe und ehrlicher Mittheilung, aber nicht müßig und gedankenlos, wie die Menschen oft einander aufsuchen, nur um die Leere der Zeit auszufüllen, oder noch schlimmer, um eigensüchtiger Zwecke willen. So würden Sie, Christine, meine Worte verstanden haben, dessen bin ich überzeugt. Er aber hat sie anders verstanden und mich deßhalb vergessen."

Christine verstummte. Was sie vorzubringen wußte, war gesagt; im Uebrigen fühlte sie ja, daß Georgs Oheim, wenn auch hart, doch gerecht urtheilte. So gingen sie schweigend eine Strecke weiter.

„Noch eine Frage, Christine," unterbrach endlich Severin selbst die Stille, „wie ist Ihr Bräutigam darauf gekommen, mich mit Ihnen zu besuchen? Hat er diesen Entschluß schon damals gefaßt, als er mit Ihnen Amerika verließ?"

Christine gerieth in eine nicht geringe Verlegenheit. Es war dies dem Oheim Georgs gegenüber der bedenklichste Punkt in der Geschichte der jüngsten Vergangenheit. Bei den bisherigen freiwilligen Mittheilungen hatte sie denselben absichtlich ganz umgangen, denn sie empfand, daß die durch einen bloßen Zufall geweckte und gewissermaßen als Nothanker benutzte Erinnerung an den bis dahin nie er-

wähnten Verwandten ihrem Verlobten unmöglich zur Empfehlung gereichen und ihn in der noch kaum bemerkbaren Gunst des Oheims befestigen könne. Aber das Auge ihres Begleiters, der jetzt neben ihr stehen geblieben war und eine eben vom Stocke gepflückte Aster spielend in der Hand bewegte, haftete so ernst und eindringlich fragend auf ihr, daß sie nicht lange eine Antwort schuldig bleiben, daß sie mit der reinen ungeschminkten Wahrheit unmöglich zurückhalten konnte.

So berichtete sie denn treu der Wahrheit gemäß den ganzen Vorgang in dem Gasthofe des Landstädtchens, wo unsere Erzählung ihren Anfang genommen hat, einzig und allein mit Weglassung der von Georg damals hinzugefügten Bemerkungen über die Persönlichkeit des Anverwandten. Sie schloß ihren Bericht mit den freundschaftlichen Worten:

„Welch ein gutes Werk haben Sie nun gestiftet, Herr Werner, mit Ihrem schwarz unterstrichenen Judas! Er ist uns und vor Allem mir ein Wegweiser geworden zu dem freundschaftlichsten und liebsten Asyle, das ich finden konnte, und für Georg noch außerdem eine Mahnung und Ermunterung zum Abtragen einer alten Schuld. Da sieht man nun, wie verkehrt der Aberglaube ist! Das klingt so schrecklich, der Name Judas, und durch ihn sollte ich einen Mann kennen lernen, wie Sie, Herr Werner!“

Christine fühlte sich außer Stande, ein weiteres Wort inniger Anerkennung hinzuzufügen. Aber das Herz war ihr in diesem Augenblicke so dankbar bewegt, daß ihre Worte weit mehr andeuteten, als sie eigentlich ausdrückten, und überdies ergriff sie die Hand ihres Begleiters, um diese herzlich zu drücken. Erblickte sie doch in ihm nur den wohlwollenden väterlichen Freund, ihren Beschützer und Hausherrn.

Severin Werner hatte dem Mädchen lautlos zugehört; die Aster in seiner Hand war zu Boden gefallen und sein Auge hatte sich niederwärts gesenkt, als sie zum ersten Male den Namen Judas aussprach und die schwarzen Striche in der kleinen Bibel erwähnte. Sein Gesicht nahm dabei einen unendlich schmerzlichen Ausdruck an, gleich als ob er die ganze Geschichte seines Leidens innerlich noch ein Mal durchleben müsse. Und wie nun Christine ihre Rede mit jenen dankerfüllten und vertrauensvollen Worten schloß und seine Hand ergriff, da übermannte ihn mit einem Male die Erinnerung an die alte, noch immer nicht abgebüßte Schuld, und zugleich wohl auch das dunkle Bewußtsein, daß ihm eine neue schwere Schuld nicht fern sei, und deßhalb ließ er Christinens Rechte rasch aus der seinigen gleiten, blickte das Mädchen schmerzlich an und sagte leise:

„Sie kennen mich nicht, Christine. Urtheilen Sie nicht zu günstig, damit Sie nicht getäuscht werden. Noch immer schlummert die Judas-Natur in mir, und ich muß mir oft zurufen: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Gute Nacht, Christine. Träumen Sie von Georg. Morgen will ich an ihn schreiben. Er soll uns bald besuchen. Er soll mir willkommen sein, recht willkommen. Seien Sie davon überzeugt.“

Severin eilte den Gang hinauf nach dem Hause zu und ließ Christine allein.

Verwundert blickte ihm das Mädchen nach. Eine solche Wendung hatte sie heute am wenigsten erwartet. Diese Selbstvorwürfe und dann die plötzliche Umstimmung zu Gunsten Georgs, den Severin heute zum ersten Male beim Namen genannt hatte, diese heftige Erregung und dann der plötzliche Abschied: war in Allem ein Zusammenhang, und welcher?

Rings um Christine blühten die Astern in voller Pracht, die späten freundlichen Blumen, die den Sommer getreu bis zum Ende begleiten. Severin hatte sich eine davon gepflückt und sie dann fallen lassen. Die Blume lag noch am Boden, Christine hob sie auf. Und wie sie dieselbe lange sinnenden Blicks betrachtete, und zugleich an Denjenigen dachte, der sie verloren hatte: da dämmerte in ihr die Vorstellung von einem tiefen Zusammenhange Dessen auf, was sie in der letzten Viertelstunde erlebt hatte. Es war nur noch eine dunkle Ahnung, aber dennoch stark genug, um sie zu dem Entschlusse zu drängen, dieses gastliche Haus so bald als möglich zu räumen. Sie verließ den Garten nach kurzem Aufenthalt und setzte sich noch diesen Abend an ihren kleinen Schreibtisch, um Georg zu bitten, sich nach einem anderweitigen Unterkommen für sie umzusehen. Als sie diesen Brief verabfolgte, floß manche Thräne aus ihrem Auge. Allein sie verstand es, jedes schwache Gefühl

für sich und Andere zu bemeistern, wenn es einmal galt, dem für recht erkannten Ziele zuzusteuern. Da herrschte in ihr kein Zweifel, da gab es kein Mitleid. Immer nur Eines ist das Gute und Wahre im Leben, ein Weg allein ist der der Pflicht und fast immer der schwerste für das unverständige, Alles begehrende Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wort über den Aberglauben.

Wir leben in dem 19. Jahrhundert, in dem Zeitalter des Lichts und der Aufklärung; in den Schulen ist seit länger denn 50 Jahren dem Aberglauben entgegen und auf die völlige Beseitigung desselben hingearbeitet worden; in Schriften aller Art hat man ihn in seiner Grundlosigkeit und Lächerlichkeit dargestellt, und namentlich durch Verbreitung richtiger Ansichten von der Natur und ihren Kräften zu beseitigen geglaubt, und es ist im Ganzen sicherlich besser damit geworden; so weit sind wir jedoch noch lange nicht, daß wir diesen finstern Gesellen als einen überwundenen Feind betrachten können, — nein, er ist noch da, und zwar ist er nicht etwa nur in den untersten Schichten des Volkes zu finden, auch auf den Höhen der Gesellschaft unter den gebildeten Ständen treibt er sein Wesen. Das ist namentlich in der jüngsten Zeit bei Gelegenheit des Spuckes recht sichtbar geworden, der diesseits und jenseits des Meeres mit dem Tischrücken und Tischklopfen getrieben wurde.

Hält man aber Umschau im alltäglichen Leben, und merkt darauf, aus welchen Ursachen glückliche und unglückliche Ereignisse abgeleitet und welche Wirkungen gewissen ganz gleichgültigen Vorkommnissen beigelegt zu werden pflegen, so wird man sich überzeugen, daß der Aberglaube noch arg unter den Leuten spuckt.

Welcher Jäger erbost sich nicht, wenn ihm Jemand beim Ausmarsch auf die Jagd „Glück" wünscht? und hat er Etwas vergessen, was ihn nöthigt, umzukehren, so gilt ihm gleich von vornherein der Tag als ein Unglückstag und er bleibt lieber daheim.

Wie manche Tischgesellschaft wird durch den Umstand gestört, daß Dreizehn zu Tische sitzen!

Am stärksten ist freilich der Aberglaube in der Frauenwelt vertreten; hier sind seine Formen Legion und gegen ihn kämpften selbst Götter vergebens! Da ist z. B. der Freitag stets ein Unglückstag, eine Ehe, an ihm geschlossen, eine Reise, an ihm unternommen, ein Dienst, an ihm angetreten, muß ja unglücklich ausfallen!

Wehe, wenn Dir beim Ausgang aus dem Ort ein Schwein oder eine Düngerfuhre oder ein altes Weib begegnet! Das sind die Warnungszeichen oder die Ursachen, daß Dir ein Unglück passiren wird!

Werden in ein neues Haus nicht vor allem Anderen Salz, Brod und ein neuer Besen gebracht, so haben die Bewohner lauter Unglück darin zu gewärtigen!

Und welche Summe von Regeln ertheilt der Aberglaube den Brautleuten, den Wöchnerinnen, den Müttern bei der Auferziehung der Kinder, den Hausfrauen am Butterfaß und am Backtroge! Vielfach lacht man über sie, aber gar Manche, die lachen, glauben doch im Stillen daran, oder suchen in solchen Dingen die Ursachen späterer Erlebnisse.

Diese Geneigtheit zum Aberglauben ist auch um deßwillen bedenklich, weil sie zu manchen Zwecken einen empfänglichen und fruchtbaren Boden abgibt!

Landwirthschaftliches.

Wien, 26. Nov. Ein hiesiger Gelehrter, der k. k. Professor Herr Pleß hat eine Entdeckung gemacht, die, wenn sie sich bewährt, von unberechenbarem Nutzen für die Land- und Volkswirthschaft sein würde. Es soll ihm nämlich gelungen sein, durch ein sehr wohlfeiles und einfaches Mittel die Kartoffeln vor Fäulniß zu schützen und ihnen ihren vollen Stärkemehlgehalt und Wohlgeschmack bis zur nächsten Ernte zu erhalten. Es soll sich selbst dann noch wirksam erweisen, wenn die Kartoffeln schon in Fäulniß übergegangen sind. Die Auslagen für das Mittel sollen 2 Neukreuzer für den österreichischen Metzen nicht übersteigen. Die Wichtigkeit einer solchen Entdeckung für den Haushalt, die Landwirthschaft und besonders für die Brennerei und Stärkemehlfabrikation liegt auf der Hand. Es wäre

deßhalb sehr wünschenswerth, daß das Mittel ein Gemeingut werde. Vorläufig will es der Entdecker Jedem, der bei der Wiener Creditanstalt den Betrag von 100 fl. österr. W. hinterlegt, mittheilen. Eine aus technischen und landwirthschaftlichen Autoritäten zusammengesetzte Kommission soll es dann prüfen, und wenn es nicht erprobt gefunden wird, erhält der Einleger, der sich mittlerweile selbst von dessen Wirksamkeit überzeugen kann, sein Geld zurück.

Denksprüche.

Weine! nie entweiht die Thräne
Das erhabenste Gesicht; —
Fühlen ist der Menschheit Ehre —
Aber unterliegen nicht! —

Augenblicke gibts auch für die rauhe Brust,
Wo dunkle Mächte Melodieen wecken.

Verschiedenes.

Eine sehr komische Scene ereignete sich jüngst in einem der Berliner Gesellschaftstheater. Zwei Berliner Jünglinge, ganz ansehnlich gekleidet, hatten daselbst Eintritt gefunden und machten sich den Spaß, das allerdings nicht gute Spiel der Privatmimen durch entsprechende, nämlich schlechte Witze zu verhöhnen. Schon munkelte man von „Rausschmeißen"; doch ein Vorstandsmitglied der Gesellschaft, ein handfester Schuhmachermeister, telegraphirte durch Fingerzeige, ihm die Rache zu überlassen. Und kaum ist der Vorhang gefallen, so erhebt sich der Meister Schuster, stiefelt auf die beiden Kunstrichter los und fragt den einen mit Stentorstimme: „Sie! Wann werden Sie mir denn die schuldigen drei Thaler für die Stiefeln bezahlen?" Der also Gemahnte bittet, sich doch zu geniren, kein Aufsehen zu machen. „Haben Sie sich etwa genirt? Nicht schlechte Witze gemacht? Jetzt Geld her oder die Stiefeln zurück." — Der Schuldner, der das Pech hat, so unerwartet auf seinen Gläubiger zu stoßen, fährt mit der Hand in die Tasche, sein Freund desgleichen; aber aus beiden verbündeten Taschen fließen nicht mehr als einige zwanzig Silbergroschen. Da winkt der Meister, und wie er winkt mit dem Finger, fühlt der Jüngling sich von zwei robusten Männern gefaßt, auf einen Stuhl zum Sitzen gebracht, und trotz alles Sträubens werden ihm dort unter schallendem Gelächter die Stiefeln ausgezogen. „So", sagt der Rächer, „jetzt hab' ich meine Stiefeln wieder, und Sie, jetzt machen Sie sich auf die Strümpfe." Er mußte wirklich absocken und das Triumphgelächter der Gerächten begleitete ihn höflicher Weise bis vor die Thür.

Die auch in diesen Blättern mitgetheilte „Grabschrift Humboldt's" rührt von dem Feuilletonisten eines Wiener belletristischen Blattes her, welcher sie auf einer Bank im Tegeler Park mit Bleistift angeschrieben gefunden haben will. Eine Inschrift auf dem Grabe Humboldt's, das, nach des Verewigten ausdrücklichem Wunsche, überhaupt kein Stein drückt, ist sie nicht.

Zweisilbige Charade.

1.

Hüte dich vor der Versuchung, daß sie zu mir dich nicht leite!
Wahre dein Gut, daß ich dir nicht Schaden bereite!
Der hat die reine Jungfrau nie geliebt,
Der mich mit frecher Hand an ihr verübt.

2.

Ich bewohne das Wasser, die Luft und die Erd',
Meinem Reiche gehört, was sich freut und sich nährt,
Hier seht ihr mich niedrig im Staube hin kriechen,
Auf luftigen Schwingen zum Himmel dort fliegen.

Das Ganze.

Zittre, Wandrer! wenn einsam verloren,
Auf brennendem Sand deinen Fußtritt ich roch!
Mich hat die Natur schon grausam geboren,
Doch der Mensch mit dem Dünkel ist grausamer noch.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 147. Donnerstag, den 8. December 1859.

Judas.

(Fortsetzung.)

Während Christine schreibt — sie braucht heute lange Zeit zu ihrem verhältnißmäßig kurzen Briefe — begleite uns der Leser noch zu verschiedenen Personen, deren Geschicke mit dem Leben des jungen Mädchens eng verwachsen sind.

Zuerst zu dem Hausherrn, der eine Treppe tiefer sein Zimmer hinter sich verschlossen hat und dort, das Haupt auf einem Sessel verbergend, auf den Knieen liegt. Ja, auf den Knieen, wie ein Betender oder Büßender, und doch ist ihm Gebet und Buße in diesem Augenblick fremd. Er ringt und kämpft noch mit sich, mit seinem eigenen widersetzlichen Herzen, welches er Jahre lang bezwungen und in Schranken gehalten und das nun doch die Fahne des Aufruhrs gegen sein besseres Selbst aufgepflanzt hat. In diesen Zeiten seit seiner Genesung waren ihm Wünsche nahegetreten, an deren Wiederkehr er niemals gedacht hatte. Ein wunderbarer Zufall hatte Christine in sein Haus geführt. Ihr Bild, von dem Kranken fast ohne Bewußtsein und von dem Genesenden ohne allen Argwohn gegen sich selbst wie das einer Heiligen aufgenommen, hatte sich mehr und mehr in seinem Innern befestigt. In ihm verjüngten sich für ihn die seligsten Erinnerungen aus vergangenen Tagen, welche eine geraume Reihe von Jahren der Entsagung nicht hatten verdrängen können. Und wer war es gewesen, den ihm Christine zugeführt? — Sein Neffe Georg, ein Mensch, für den er trotz der nahen Verwandtschaft kaum noch einiges Wohlwollen empfand. Nicht wegen der von ihm erfahrenen argen Vernachlässigung allein, sondern hauptsächlich wegen der Grundverschiedenheit ihrer beiderseitigen Charactere. Der ernste, wachsame und gegen sich selbst strenge Severin mochte Nichts weniger dulden, als das leichte, egoistische und gegen sich übermäßig nachsichtige Wesen Georgs, der es vortrefflich verstand, sich in allem seinem Thun und Treiben gegen sich und Andere zu rechtfertigen. Schuldete er diesem Menschen Rücksichten, war es ein Unrecht, Christine vor Jenem zu warnen, der ihr doch sicher kein bleibendes Glück bereiten konnte, und dann — das Mädchen für sich zu gewinnen? Oder wenn dies von selbst geschah, wenn sie den älteren geprüften Mann und seinen wohlgeborgenen Erdenwinkel dem ungewissen Loose des jüngeren Abenteuers freiwillig vorzog? In diese und ähnliche Gedanken hinein, welche sich unabläßig andrängten, ertönte heute aus Christinens Munde der alte Ruf zum Kampfe: „Judas“, und doppelt mahnend, da sich Severin schon auf dem Wege glaubte, an Georgs Vertrauen zum Verräther und zugleich seinem eignen Lebensplane untreu zu werden. Deßhalb bestimmte er sich so rasch, Georg herbeizurufen, um dadurch seinen inneren Kampf zu erleichtern. Aber jetzt auf dem einsamen Zimmer warf er sich zu Boden, und einer der heftigsten Stürme, die er je im Leben erfahren, tobte in seinem Innern. — —

Vermuthet wurde es aber dennoch in diesem Hause, daß der Herr desselben heute einen schlimmen Abend habe. Mackwitz war es nicht entgangen, daß Severin das Zimmer hinter sich verschlossen hatte, und er wußte schon, daß dies ein übles Anzeichen war. Auch hatte er Christine aus dem Garten zurückkehren sehen und mit seinem aufmerksamen Auge aus ihrem Antlitz herausgelesen, daß zwischen ihr und dem Hausherrn irgend Etwas vorgefallen

sein mußte. Nun sehnte er sich herzlich darnach, seine Beobachtungen zu Tage zu fördern. Die Wirthschafterin, Frau Reich, verzehrte unten im Pärterrezimmer des Hauses in gewohnter Gemächlichkeit und Seelenruhe ihr Abendbrod, als Mackwitz aufgeregt in die Stube trat und unter heftigen Gesticulationen mit seinen ungewöhnlich langen Armen ausrief:

„Sie sind Nichts, gute Frau Reich, und ich bin Nichts. Wir können Beide von dannen ziehen, und dieses Haus geht seinen Gang fort. Aber Eine muß hier bleiben, oder ich weiß nicht, was geschieht. Ich sage Ihnen, sie muß hier bleiben, wenn es nicht schlimmer werden soll, denn jemals. Verstehen Sie mich, gute Frau? Wissen Sie, wovon ich eigentlich spreche?"

Frau Reich, über den Gedankengang ihres alten Bekannten völlig im Unklaren, nickte doch verständnißvoll mit dem Kopfe, — es war das Bequemste, was sie thun konnte, — und aß weiter.

Mackwitz aber fuhr fort:

„Es ist mir lieb, daß Sie mich verstehen, gute Frau Reich. Sehen Sie: ich hab' es von Anfang an gemerkt, daß Fräulein Christine über den Herrn oben eine Macht hat, wie kein anderer Mensch. Denken Sie nur gleich an den ersten Tag. Geschah da nicht ein förmliches Wunder an dem Kranken beim Anblicke des Fräuleins? Sehen Sie: das nennt man Magnetismus. Wenn das Fräulein ganz hier bleiben könnte, so könnte auch der arme Herr vollständig geheilt werden, versteht sich auf magnetischem Wege. Ja, ja, ich gebe Etwas auf geheime Naturkräfte. Und die stärksten von allen sind Sympathie und Antipathie."

Frau Reich, in welcher jetzt eine schwache Ahnung von Dem, was Mackwitz eigentlich sagen wollte, aufdämmerte, nickte abermals und aß weiter.

Mackwitz war mit diesem, obschon nicht gerade überraschenden Eindrucke seiner Rede doch vollkommen zufrieden, und predigte fort:

„Der sogenannte Bräutigam des Fräuleins ist ein reiner Abenteurer, ein Mensch ohne Erziehung, Bildung und Lebensart, der anständige Leute gerade so behandelt, wie Kesselflicker und Lumpenpack. Wie so ein hübsches liebenswürdiges Geschöpf doch solche schlimme Freunde finden kann! Ich wüßte einen andern Freund für das liebe Kind. Verstehen Sie wohl, Frau Reich? Es ist noch nicht aller Tage Abend, und was ich thun kann, soll geschehen. Er verdient sie nun einmal nicht, der Landstreicher, und ich traue ihm nichts Gutes zu. Deßhalb will und werde ich handeln."

Frau Reich, die jetzt wieder einmal außer Stande war, dem Gedankenfluge Mackwitz' zu folgen, nickte zum dritten Male. Mackwitz erblickte hierin eine allseitige Billigung seiner Politik in dieser wichtigen Angelegenheit und fühlte sich dadurch in seinen Entschlüssen noch mehr bestärkt. Ohne alles Bedenken und ohne eine Spur von Gewissensbissen legte er deßhalb den Brief, welchen ihm Christine am andern Morgen früh zur sofortigen Besorgung übergab, und dessen Adresse auf Georg lautete, in einen Kasten seiner Commode. Er verschloß den letztern mit einem Gefühl von wahrem Wohlbehagen und ging, wie gewöhnlich, an seine Tagesgeschäfte. Ihn wollte es bedünken, daß Zeit gewonnen, schon viel gewonnen sei. Es war dies aber derselbe kurze, doch inhaltsschwere Brief, an welchem wir Christine am heutigen Abend schreiben sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Des armen Steffe-Marte's Schillerfeier.

Ein armes Bäuerlein war am Tage des Schillerfestes fünf Stunden weit her aus dem Gebirge in die Residenz gekommen, nicht der Schillerfeier wegen, o nein, es war ihm gar nicht feierlich zu Muthe, sondern es wollte einen Tragkorb voll Kienholz zu verkaufen und ein Paar Batzen zu verdienen suchen, um seiner Frau, die erst von einer schweren Krankheit aufgestanden, eine Flasche Wein mitbringen zu können und ein Laiblein Brod und, wenn das Glück ihm recht günstig wäre, noch ein Pfündlein Kalbfleisch dazu, damit sie wieder ein wenig zu Kräften komme; denn der Doctor hatte gesagt: Eure Frau kann nicht gesund werden bei Wassersuppen und Kartoffeln, sie muß ein Tröpflein alten Wein trinken und Fleisch essen, sonst stehe ich für nichts.

Und so hatte denn der gute Mann zu seiner

Frau gesagt: ich will's probiren in Gottes Namen, und war durch die stille Mondnacht mit seinem Kienholz auf dem Rücken und ein Paar kalten Kartoffeln in der Tasche nach der Residenz gewandert, und als er gerade durch's Ettlinger Thor schritt, da schallte ihm die feierliche Choralmusik vom Rathhausthurme herab durch die frische Morgenluft entgegen, und in sein Herz zog freudige Hoffnung ein, er bekreuzte sich fromm und dachte: ist denn ein Feiertag heute? und bog in die Erbprinzenstraße ein, und rief frischen Muthes sein: Kafet se a Kienholz!

Das Glück war aber dem Bäuerlein nicht günstig, denn die Karlsruher hatten heute wichtigere Dinge zu thun, als Kienholz zu kaufen oder einem armen, müden und hungrigen Menschen eine warme Suppe zu schenken, nicht aus Hartherzigkeit, o nein, denn der Wohlthätigkeitssinn der Karlsruher ist sprichwörtlich geworden, sondern weil sie einmal heute absolut keine Zeit hatten, um wohlthätig zu sein, und den Kopf und das Herz so voll von Schillerfeier, Fahnen, Musik und lebenden Bildern, daß nichts Anderes mehr Raum darin hatte.

So war unser armer Freund von Straße zu Straße und von Hause zu Hause gewandert mit seiner schweren Bürde auf dem Rücken und seinem noch schwereren Herzen, und überall hieß es: wir brauchen heute kein Kienholz, guter Mann, kommt die nächste Woche wieder oder in vierzehn Tagen. In vierzehn Tagen, daß Gott erbarm, seufzte er und schlich weiter, in vierzehn Tagen liegt meine Alte unter dem Boden und ich auch, denn ich überlebe das Elend nicht. Meine armen Kinder!

Es war Mittag geworden und die Uhren auf der Stadtkirche und dem Rathhausthurme schlugen gerade zwölf und zwar dies Mal und ausnahmsweise zu gleicher Zeit, als wüßten sie, daß auch sie heute einig sein müßten, und die Schildwache am Rathhause brüllte eben ihr Aaabglööößt!

Da schleppte sich der arme Bauer nüchtern durch die Menschenmenge, die auf dem Marktplatze wogte, noch ein Mal rief er: Kafet se a Kienholz! und dann konnte er nimmer weiter. Der weite Weg, die schwere Last auf dem Rücken, der Kummer im Herzen und ein Hunger, der stärker war, als alles Andere zusammengenommen, es war zu viel, die Knie brachen unter ihm, und so ließ er denn seinen Bündel auf das Pflaster fallen, setzte sich darauf, legte sein Gesicht in beide Hände und durch seine rauhen Finger tropften heiße Thränen auf die Pflastersteine. Es war ein recht schweres Herz unter den tausend leichten und fröhlichen Herzen auf dem großen Platze.

Jetzt richtete er den Kopf wieder empor, und siehe, durch strömende Thränen traf sein Auge die auf hoher, blumenbekränzter Säule thronende Büste Schillers, und der Dichter da droben schien so mild und freundlich und so mitleidsvoll auf den armen Bauern herabzuschauen, daß es diesem wie Trost und Hoffnung das Herz bewegte, und er dachte an den Choral von heute Morgen und daß heute ein Feiertag sein müsse, und unwillkürlich falteten sich seine Hände, wie betend bewegten sich seine Lippen und andachtsvoll hingen seine Blicke an dem milden Antlitze des großen Dichters.

Unser kummervolles Bäuerlein war der einzige Mensch auf dem großen, weiten, menschengefüllten Platze, der keine Ahnung davon hatte, was die Büste da oben auf der Säule und was die wehenden Fahnen ringsum zu bedeuten hatten; aber unter der ganzen zahllosen Menge war gewiß Keiner, der mit tieferem Gefühle und ehrfurchtsvollerer Andacht zu der Schillerbüste empor blickte.

Niemand unter der wogenden Menschenmenge beachtete die arme, auf dem Pflaster kauernde Gestalt, höchstens brummte man über den dummen Bauern, der sich mit seinem Bündel da gerade mitten in den Weg setze, und doch war er mit seinem Kienholze und seinem Schmerze nicht ganz unbemerkt geblieben.

Mehrere Zöglinge der polytechnischen Schule, reiche junge Leute waren's, das sah man an ihren gold- und silbergestickten Mützen, an ihren feinen Kleidern und an ihrer guten Haltung, stunden in der Nähe, lachten und plauderten und schauten ringsum an den Häusern hinauf, nach den Fahnen und Blumen und nach den rosigen Gesichtern, die sich hinter den Blumen verbargen; einer aber unter ihnen hatte schon seit einiger Zeit seine Blicke von diesem reizenden Schauspiele ab-

gewendet und hatte sie beobachtend auf die Jammergestalt gerichtet, die da trotz der lärmenden Menge so einsam und verlassen auf dem Kienholzbündel saß, und so still, so andächtig und so kummervoll nach der Schillerbüste hinaufschaute, und das Lächeln auf dem hübschen Gesichte des jungen Mannes war verschwunden und hatte einem wehmüthigen und mitleidsvollen Ausdrucke Platz gemacht; denn er fühlte es, daß er ein Stück Unglück vor sich habe und der Contrast schnitt schmerzlich in sein weiches Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

— Des Menschen Hirn faßt so
Unendlich viel, und ist doch manchmal auch
So plötzlich voll von einer Kleinigkeit!

Verdammter Durst nach Geld,
Wohin bringst du die Herzen:
Und o verdammte Herzen,
Wohin bringt ihr das Geld!

Verschiedenes.

In Wien fragte gelegentlich des Schillerzuges ein Schusterjunge den andern, warum denn die Göttin der Gerechtigkeit ein Tuch vor den Augen habe? worauf jener antwortete: Weil man das Unrechte, das bei uns geschieht, mit verbundenen Augen greifen kann.

Ein Arbeiter, der im Gedränge einem Stutzer auf die Lackstiefeln trat und von diesem „Schöps" genannt ward, gab ihm Ohrfeigen. „Was war das?" rief der Stutzer betroffen. „Schöpskeule!" erwiderte trocken der Proletarier.

„Ach, lieber Mann," sagte eine junge empfindsame Frau zu ihrem Gatten, „die häßliche Angewohnheit, Schnupftabak zu nehmen, solltest du dir abgewöhnen. Wenn du es aber durchaus nicht lassen kannst, so stecke ihn wenigstens nicht in die Nase."

(Zur Geschichte des Leuchtgases.) Das Leuchtgas ist erst seit 1812 in London, seit 1820 zu Paris in Gebrauch und in London bereits so sehr Bedürfniß, daß die Röhren von einer der 14 Gasbeleuchtungs-Gesellschaften, die es in London gibt, 30 Meilen lang sind und die weiteste Gaslampe 1½ deutsche Meile von der Gasfabrik entfernt ist. London verbraucht zur Gasbeleuchtung 4 Millionen Scheffel Steinkohlen, die an 3000 Millionen Kubikfuß Gas geben.

Vor dem Ausmarsch nach Sardinien gab Giulay in Mailand den Officieren ein glänzendes Gastmahl, bei welchem er präsidirte. Es wurden mit gefüllten Gläsern verschiedene patriotische Toaste ausgebracht, und der Champagner floß reichlich. Als Alles ausgetrunken war, ergriff Giulay eine leere Flasche und sprach: „Meine Herren, wie ich diese Flasche hier zertrümmere, so lassen Sie uns die sardinische Armee zertrümmern!" Nach diesen Worten schleuderte er die Flasche in einen Winkel des Saales — aber die Flasche blieb ganz und stand aufrecht da.

Als das Eisenbad Ruhla eröffnet wurde, besuchte dasselbe auch Goethe, hauptsächlich um in den Gebirgen nach mineralogischer Beute zu suchen. Eines Tages unternahm er auch mit dem Freiherrn von Stein eine größere Wanderung nach dem alten Inselberge. Doch hatten die Wanderer kaum die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, als es anfing stark zu regnen. Obgleich Stein zur Eile trieb, so ließ sich Goethe doch nicht von seinen mineralogischen Studien abhalten. Endlich aber verlor der schon durchnäßte Stein die Geduld, und er sagte, etwas aufgebracht: „Wenn Sie durchaus Steine untersuchen wollen, so sagen Sie mir doch, zu welcher Gattung ich gehöre?" Ohne Besinnen antwortete Goethe: „Zu den Kalksteinen, denn wenn Sie naß werden, brausen Sie auf."

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro 146:
Raubthier.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 148. Samstag, den 10. December **1859.**

Am Bruderhäuschen.

Als Bruder Klausner habe ich schon oft
Mich hingedacht zum nahen schönen Thal,
Um fern zu sein des Lebens Müh' und Qual,
Zu sinnen, was die arme Seele hofft.

Und Friede rings, und Friede in der Brust,
Wie schaut' ich da hinaus in's weite Land!
Warum für Hohes ich bin glutentbrannt —
In Gottes Tempel bin ich's mir bewußt.

Am Vaterherzen lieg' ich betend stumm;
Ein Hügel wild, mit Blumen fein Altar,
Sein Lob besingt des Waldes Vögelschaar,
Ein heil'ges Weh'n geht um den Berg herum.

Ich steh' verkläret, einem Phönix gleich,
Entrückt den Klauen der Erbärmlichkeit,
Erhaben über Schutt und Schmutz der Zeit —
Ein König — arm zwar, doch an Träumen reich.

Vor seinem Dränger flieht der Hirsch geschwind
Zur Waldesnacht; ich nehm', ein scheues Wild,
Das Seelenbad, dann kehr' ich heil und mild —
Umarmen möcht' ich jedes Menschenkind.

Hanns Freimund.

Judas.

(Fortsetzung.)

Und nun verlassen wir das einfache ernste Haus auf kurze Zeit und werfen einen Blick in ein hell erleuchtetes Gemach in einem äußerlich und innerlich wohlscheinbaren Gebäude der Hauptstadt, wo Georg seine gegenwärtige Stätte aufgeschlagen hatte.

In diesem Zimmer herrschte eine ganz eigenthümliche Eleganz. Hätten sich in der Mitte desselben nicht 2 Divans gegenüber gestanden und zwischen diesen ein mit Weinflaschen und Gläsern besetzter Tisch, so hätte man beim Anblicke dieses bunten Durcheinanders von Gegenständen leicht auf den Gedanken kommen können, es sei dies ein Raum lediglich zur Aufstellung einer jetzt noch im chaotischen Zustande befindlichen Sammlung bestimmt, keineswegs aber für eine menschliche Wohnung. An den Wänden hingen unter einer Ueberfülle von Bildern und Skizzen in und außer Rahmen eine Menge Waffen in allen Abstufungen, von der rohen indianischen Keule bis zu der eleganten Jagdflinte und dem kunstvollen Revolver, neben eigenthümlichen Geweben, Netzen und Zeugen. Auf den Tischen aber, die sich — ein überwiegender Theil des Hausraths — an den Wänden hinzogen, lagen Bücher, Mappen, Fossilien, Muscheln und getrocknete Pflanzen; es standen dort Kasten, Büchsen und Gläser mit merkwürdigem Gethier in Spiritus; auch erblickte man hier und dort ein Instrument oder ein Etui, wie es der reisende Sammler und Naturforscher gebraucht, und an Einzelheiten erinnerte man sich wohl auch an den Beruf des Malers, der mit und unter diesen tausenderlei Dingen zu schaffen hatte. Herrschte nun auch im Ganzen die wildeste Unordnung in diesem Raume, so waren doch alle diese Gegenstände so bunt, so reich, so mannigfaltig, so boten sich doch dem beschauenden Auge und dem nachdenklichen Sinnen dabei eine so große Menge interessanter und überraschender Combinationen dar, daß es sich auf den schwellenden Kissen der Divans um den runden Tisch herum, der so reichlich mit labenden Getränken besetzt war, sicher ganz behaglich sitzen mußte.

Das empfanden wohl auch die drei noch jungen Männer — denn der älteste von ihnen

mochte kaum über vierzig Jahre zählen — welche die bezeichneten Plätze einnahmen. Den Einen kennen wir bereits. Es ist Georg, der Herr dieses Raumes mit seinem buntscheckigen Allerlei. Er ist heute auf das Feinste gekleidet und sein sonst etwas nachlässiges Benehmen verräth Spuren von großer Sorgsamkeit. Zu seiner Rechten sitzt ein Herr in reicher Officiersuniform, nur wenig älter als er selbst, eine durchaus edle und anziehende Erscheinung von militärisch steifer, aber doch ungezwungener Haltung. Auf dem zweiten Divan, diesen Beiden gegenüber, sitzt oder liegt vielmehr der älteste von dem Kleeblatt und gewiß auch der Vornehmste, nach seinen Bewegungen und Manieren zu schließen. Seine Kleidung ist leicht und bequem: ein weiter, nicht enganschließender dunkler Rock, bis an den Hals zugeknöpft, um den ein hellseidenes Tuch lose geschlungen ist, sonst nichts Bemerkenswerthes, seine Gestalt ist mittelgroß und gedrungen, keineswegs aristokratisch. Ein üppiges dunkles Haar und ein voller Bart umgibt das kräftige freundliche Antlitz, aus welchem zwei lebensprühende schwarze Augen kühn in die Welt blicken. Auch dieses Gesicht ist nicht im Entferntesten vornehm zu nennen, obschon es in der That dem leiblichen Vetter des Königs, dem Prinzen Alexander, angehört.

Der Prinz hatte eben sein Glas geleert und richtete seine Rede an Georg, der ihm dasselbe von Neuem füllte.

»Ihre Mittheilungen sind mir sehr erwünscht, lieber Felder. Ich werde Ihre Adressen zum größten Theile dankbar benutzen und dann stets Ihrer gedenk sein. Wie freue ich mich, bei meiner einstigen Rückkehr meine eigenen Erfahrungen mit Ihnen austauschen zu können! Daß Sie mir inzwischen nur nicht versauern, lieber Freund, und zum blosen Brodmaler herabsteigen! Ich hab' eine wahre Angst um Sie, weil ich schon an so vielen Menschen ähnliche Erfahrungen habe machen müssen. Es ist sehr zu beklagen, daß Sie jetzt nicht mehr frei sind. Wir hätten sonst wahrhaftig zusammen reisen können.«

Georg zuckte mit den Achseln und leerte sein Glas. Der Officier neben ihm aber meinte lachend: »Sie dürfen dem armen Felder nicht Angst machen, Hoheit, und ihm die Gegenwart nicht erschweren. Der Vogel flöge gewiß gern noch einmal hinaus, weit in die Fremde, wenn er nicht schon angefangen hätte, an dem eignen Neste zu bauen. So aber muß er wohl daheim bleiben und über kurz oder lang die Jungen füttern, während wir draußen herumschwärmen, frei und lustig, und endlich noch ganz andere Herrlichkeiten heimbringen, als unser armer Felder, der sich zu früh zur Ruhe gesetzt hat.«

»Sie haben gut spotten, Kapitän«, erwiederte Georg, »aber kommen Sie nur erst selbst hinaus und Sie werden sich überzeugen, daß es mit der lustigen Freiheit doch seine eigene Bewandtniß hat. Ziehen Sie ja keinen Schluß von Ihren Bivouaks und Feldlagern in Friedenszeiten, Verehrtester. Das mag recht kurzweilig und erbaulich sein, aber im Kriege ist's ein wenig anders. Und wissen Sie wohl: draußen in der Fremde herrscht Kriegszustand, da hört der Scherz auf. Eure Hoheit können das am Besten bestätigen.«

»Herr Felder hat vollkommen Recht«, sagte der Prinz. — und Sie, mein lieber Hanstein, werden sich davon selbst überzeugen. Sie sehen mir das Ding noch viel zu sanguinisch an, und darum wird Ihnen auch das Reiselehrgeld nicht erspart werden. Aber ich komme darauf zurück, lieber Felder, wär' es denn in der That nicht möglich, daß Sie Ihre Heirath noch einige Jahre hinausschöben und mich begleiteten? Freilich, ich bin egoistisch genug, um zunächst an meinen Vortheil zu denken. Allein auch Ihr Nutzen sollte darüber nicht vernachlässigt werden. Sie sind meinen Andeutungen über diesen Punkt bis jetzt absichtlich ausgewichen. Deßhalb frag' ich Sie heute geradezu, lieber Freund, und erwarte von Ihnen eine eben so offene vertrauensvolle Antwort. Können wir über diesen Punkt unterhandeln, oder können wir es nicht?«

Georg — zu seiner Ehre müssen wir es gestehen — war eben im Begriffe, eine rasche ablehnende Antwort zu ertheilen, getreu seiner bis jetzt in dieser Angelegenheit nicht ohne schmerzliche Ueberwindung behaupteten Haltung. Allein der Kapitän, dessen Gesicht von dem edlen Rheinweine schon etwas lebhafter, als sonst, geröthet war, und den der Wunsch des Prinzen nach Georgs Reisebegleitung zu einer kühnen Improvisation in dem vielleicht entscheidenden Augenblicke anfeuerte, erhob sich

jetzt von seinem Platze und sprach, das gefüllte Glas in der Rechten: »Haus und Welt — Alles zu seiner Zeit und Beides hoch in Ehren! Was aber verfrüht ist, richtet sich selbst. Wohl daher Dem, der, augenblicklicher Ermüdung oder Trägheit nachgebend und vorzeitig einschlummernd, durch einen fröhlichen lauten Ruf von außen erweckt, der da aufspringt, sein Bündel schnürt und wieder zum Wanderstabe greift, den er mit Ehren geführt hat, und noch mit größeren Ehren weiter führen wird, der da denkt: dein Haus und rechte treue Liebe wartet in Geduld auf den Heimkehrenden. Heil dem Rufenden, Heil dem Gerufenen, wenn er zu folgen versteht!«

Der Kapitän hielt sein Glas zunächst dem Prinzen entgegen, der munter und mit strahlenden Augen anstieß. Dann bot er dasselbe Georg, der einen Augenblick zögerte und — dann ebenfalls der Aufforderung entsprach, anstieß und sein Glas leerte. Sobald er dies aber gethan, und ehe noch der Kapitän, wie er beabsichtigte, auf dem gewonnenen Terrän weiter fortschreiten konnte, verließ er hastig das Zimmer und ging in das daneben befindliche kleinere Gemach, dessen Thüre er hinter sich in das Schloß drückte.

Der Prinz blickte seinen Adjutanten — diese Stelle bekleidete Kapitän v. Hanstein — verwundert an.

»Was soll das heißen, Hanstein?« sagte er halblaut, damit Georg seine Worte in dem andern Zimmer nicht vernehmen könnte; »sollte es ihn beleidigt haben, daß Sie ihm etwas derb zusetzten? Aber er hat ja mit Ihnen getrunken und Ihre Worte, dächte ich, wären nicht im Mindesten verletzend gewesen.«

(Fortsetzung folgt.)

Des armen Steffe-Marle's Schillerfeier.

(Fortsetzung.)

Er gab seinen Kameraden einen Wink, und die ganze Gesellschaft näherte sich. He, guter Freund, sagte der Student und klopfte dem Bäuerlein auf die Schulter, he, guter Freund, fehlet Euch etwas, was starret Ihr so da hinauf, kennt Ihr den da droben? Der Bauer hatte den Kopf gedreht, und als er so feine Herren vor sich stehen sah, hatte er instinktmäßig nach seinem Nebelbohrer gegriffen und hatte gemurmelt: Kienholz, saget se a Kienholz! Nun, Alter, fuhr der Student fort, leget einmal los, fehlet Euch etwas und kann man Euch helfen? Der Bauer lächelte wehmüthig, denn er meinte, die jungen Herren wollten ihren Spott mit ihm treiben; als er aber in ihre frischen und gutherzigen Gesichter blickte, und in ihren Augen einen freundlichen Strahl aufrichtiger Theilnahme glänzen sah, da ging ihm das Herz auf, und auf die nochmalige Frage: Nun, Alter, kennt Ihr den da droben? sagte er: O Ihr lieben jungen Herren, ich weiß nicht, was man heute für einen großen Feiertag hier feiert, und ich kenne den Heiligen dort oben nicht, 's muß kein katholischer sein; aber ich habe ihn doch um Fürbitte angerufen, daß mir Gott helfe in meiner Noth und mich nicht verzweifeln lasse. Und nun erzählte er den theilnahmvoll zuhörenden Studenten von seinem Elende und von seinem Kummer, und wie übel es ihm heute gegangen und wie er jetzt die Hoffnung aufgegeben habe, seiner armen kranken Frau eine Stärkung mit nach Hause bringen zu können, und schließlich erzählte er ihnen auch von seinem Hunger, und wie er es jetzt nimmer aushalten könne und ob es denn möglich sei, daß in einer solchen Stadt voll Freude und Jubel ein Mensch fast vor Hunger sterben könne, und der Jubel um ihn her sei ihm fast noch das Aergste von Allem.

„Nun, Alter,“ sagte der eine Student, ein gar hübscher junger Mann war es mit einem schwarzen Schnurrbärtchen und einem Schmisse über die linke Wange, der seinem Gesichte einen recht männlichen Ausdruck gab und Zeugniß ablegte, daß er trotz seinem weichen Herzen doch kein Leimsieder, sondern ein tüchtiger Bursche sei, „nun, Alter, Muth gefaßt, ein Heiliger ist der da droben nun gerade nicht, denn unsere irdischen Heiligen sagen, er habe den St. Bernhard einen Schuft genannt (hier bekreuzte sich der Bauer), und das können ihm die Heiligen nicht verzeihen und wollen nichts von ihm wissen; aber ein gewaltiger Herrscher ist er im Reiche der Geister, ein Geisterfürst (hier bekreuzte sich der Bauer wieder und schaute ängstlich nach der Schiller-Büste hinauf) und ein Schutzpatron ist er für Christen und Juden, nur deutsch müssen sie reden können

und das Herz auf dem rechten Flecke haben, und darum ist er auch ein Schutzpatron für Euch, guter Mann, ja für Euch ganz besonders und das sollt Ihr jetzt gleich erfahren.“ Und mit einem Blicke des Einverständnisses auf seine Kameraden faßte er den alten Mann unter den Armen und stellte ihn auf die Füße, zwei andere Studenten nahmen den Tragkorb mit dem Kienholze auf, und nachdem das schwarze Schnurrbärtchen mit seinen Kameraden etwas geflüstert hatte, worüber sie alle lachten und gar vergnügte Gesichter machten, und der Eine sagte, das gibt ein Mordgaudium, und ein Anderer, Bravo Max, das wird famos werden, und ein Dritter rannte fort und rief, ich will Alles besorgen, das gibt einen heillosen Jux, ging es quer über den Marktplatz, voraus ein halbes Dutzend Studenten, dann der Kienholzbündel, dann der Student, den eben Einer Max genannt hatte, den verblüfften Bauern am Arme führend, und zum Schlusse wieder ein halbes Dutzend Studenten, und die Menge auf dem Marktplatze theilte sich, um den sonderbaren Zug durchzulassen, und Alles schaute ihm erstaunt nach. Der Erstaunteste aber unter Allen war der Bauer selbst, er lief wie im Traume und ganz mechanisch seinem Kienholzbündel nach und warf von Zeit zu Zeit einen halberschrockenen Seitenblick auf seinen jungen Begleiter. Jetzt aber ermannte er sich und befahl seinen Beinen, stehen zu bleiben und sagte: „Aber, meine lieben jungen Herren, was haben Sie denn mit mir vor, und wo schleppen Sie mein Kienholz hin? Ach, treiben Sie keinen Spott mit einem armen, unglücklichen Menschen!“ „Was, Spott!“ rief der Herr Max und lachte dem Bauern freundlich ins Gesicht. „Sei fidel, altes Haus, dein Vertrauen zu dem Schiller dort oben, den du für einen Heiligen gehalten hast, soll nicht zu Schanden werden; denn ich sage dir, daß, wer dem Schiller vertraut und so gläubig zu ihm aufschaut, wie du es so eben gethan, der soll heute nicht Hunger leiden und dessen Kummer soll von ihm genommen werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

In der Weserzeitung wurde vor einigen Wochen in einem benachbarten Flecken von Bremen ein Haus zum Verkaufe angeboten, und kann, heißt es darin, auch zugleich eine **Braut**, die Vermögen hat, dazu gegeben werden. Wer also die Braut nimmt, bekommt das Haus in den Kauf, oder umgekehrt?

„Ja, ja, Frau Doctorin“, sprach eine Bauernfrau zu der Wittwe eines Arztes, „um den Herrn Doctor ist es grausam schade; na, Sie muß sich halter nunmehr einen Gesellen annehmen.“

Auf den schottischen Eisenbahnen sind jetzt die Locomotiven mit rauchverzehrenden Apparaten versehen, welche eine Erfindung des Ingenieurs D. K. Clark sind. Es wird dadurch nicht allein viel Brennmaterial gespart, sondern die Reisenden sind auch von einer großen Plage befreit. Diese Einrichtung verdient in Deutschland, wo durch die Locomotiven sogar schon Feuersbrünste entstanden sind, eine recht baldige Nachahmung.

Zweisilbige Charade.

Was Menschen durch Arbeit schon Großes vollbracht,
Wobei man der Helden oft rühmlich gedacht,
Verdankt man der Ersten in männlicher Kraft.
Wer's fleißig gebrauchet, viel Nutzen es schafft.
Doch nimmst Du es wieder in anderem Sinn,
Dann brachte Dein Schaffen nur wenig Gewinn.

Der Schöpfer hat Dir auch die Zweite gegeben,
Und ohne sie wäre es aus mit dem Leben.
O wohl Dem, der Sünden sich keine bewußt,
Dem birget sie Freude, dem birget sie Lust.
Wer offen und ehrlich dann spricht, wie er's denkt,
Wird Ehre, zugleich auch Vertrauen geschenkt.

Mein Ganzes, es stammet aus uralter Zeit,
Benützt ward's bei Jagden, im Kampfe und Streit.
Ein braver Schweizer, der Freiheit geliebt,
Der war im Gebrauche gar trefflich geübt.
Heut hast du's noch, Leser, ohne den Kauf,
Doch ist es als Waffe nicht mehr im Gebrauch.

Elmstein. B....

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 149. Dienstag, den 13. December 1859.

Judas.

(Fortsetzung)

Hanstein schüttelte den Kopf und erwiderte mit feinem Lächeln und in gleich vorsichtigem Tone:

„Felder ist in seinen Entschlüssen nicht fest. Er fühlt es selbst und schämt sich seiner Schwäche. Ich habe dies schon mehrfach bemerkt, mein Prinz, wenn ich mit ihm unter vier Augen über die bewußte Angelegenheit verhandelt habe. Es ward ihm schwer, Hoheit, Ihren Anerbietungen zu entsagen, und ich glaube, er bringt es gar nicht fertig. Seine Neigung für das Mädchen, welches er sich unbesonnener Weise aus Amerika mitgebracht hat, ist bei weitem zu schwach und oberflächlich, um solchen Versuchungen Widerstand zu leisten. Das Mädchen kann sich glücklich schätzen, wenn das Verhältniß in Zeiten gelöst wird, denke ich; vorausgesetzt, daß ... Doch diese Voraussetzung bestätigt sich aus der Achtung, mit welcher Felder trotz seiner inneren Unsicherheit von seiner Verlobten spricht. Unter solchen Umständen, mein Prinz, dürfen wir den Mann wohl ohne Vorwurf bestürmen und berennen, wie eine schon halb genommene Festung. Für Ihre Zwecke ist er ein offenbarer Gewinn; für seine eigenen Zwecke fragt es sich, ob er überhaupt geschaffen ist. Und heißt es nicht auch irgendwo, daß Niemand über seine Kräfte versucht werde, Hoheit?"

„Sie sind ein feiner Psycholog, lieber Hanstein," sagte der Prinz, indem er dem Kapitän freundlich auf die Schultern klopfte; „dieses Mal, glaub' ich, kommen Sie auch der Wahrheit sehr nahe, was bei den feinen Conjecturen nicht immer der Fall ist. Sie sprachen wenigstens Dasjenige aus, was ich mir ebenfalls schon gedacht habe. Und sehen Sie: so weh es mir thun würde, durch meinen Egoismus ein fremdes Glück zu stören, so wenig mache ich mir einen Vorwurf daraus, ein vielleicht schon an sich haltloses Verhältniß auf die Probe zu stellen. So lassen Sie uns denn in Gottes Namen fort operiren."

Jetzt kehrte Georg in das Zimmer zurück und nahm seinen früheren Platz wieder ein. Sein Gesicht zeigte keine Spur irgend einer Veränderung, auch verlor er kein Wort über seine plötzliche Entfernung. Die beiden Andern ahnten es aber recht wohl, daß er sich einen Augenblick hatte sammeln und seiner innern Bewegung Meister werden wollen.

„Nun, lieber Felder, wie steht's mit der erbetenen Antwort?" fragte endlich der Prinz nach einer kleinen Weile, während deren Alle, nur um Etwas vorzunehmen, an den Gläsern genippt hatten.

„Ew. Hoheit wissen bereits, daß ich Verpflichtungen auf mir habe," antwortete Georg, indem er fast ängstlich den Eindruck beobachtete, den seine Rede auf den Prinzen und dessen Begleiter machen würde, — „denen ich mich nicht ohne Weiteres entziehen kann. Das Anerbieten Ew. Hoheit aber ist auf der andern Seite so lockend für mich, die Aussichten, die es mir eröffnet, sind so innig verwachsen mit der ganzen Welt meiner Gedanken und Bestrebungen, daß ich es hinwiederum für ein Unrecht halten würde, unbedingten Verzicht zu leisten, für ein Unrecht sowohl gegen mich selbst, als gegen Diejenige, deren Schicksal in Zukunft mit dem meinigen verknüpft sein soll, gegen meine Braut. Und deßhalb, mein Prinz, will ich, nachdem ich erst heute Ihre gnädigen Gesinnungen gegen mich so unzweideutig vernommen habe, nicht sofort mit einem

Nein antworten, sondern vor Allem mit meiner Braut Rücksprache nehmen und je nach deren Ausspruche mich bestimmen. Ew. Hoheit werden auch sicher geneigt sein, auf diesen Vorbehalt einzugehen, den ich als Mann von Ehre und Gewissen stellen muß."

Hanstein's Lippen umschwebte wieder das ihm eigenthümliche feine Lächeln, und in dem raschen Blicke, welchen er mit dem Prinzen wechselte, lag der Gedanke ausgedrückt: Land, Land! Die in Aussicht gestellte Anfrage bei der Verlobten ist dem muthmaßlichen Erfolge nach eine volle Zusage!

Der Prinz antwortete in freundlichen Worten, daß er gern auf diese Bedingung eingehen und nur bitten wolle, binnen der nächsten Woche eine Entscheidung herbeizuführen, weil die Sache keinen Aufschub erleiden dürfe, und er sich sonst um eine andere geeignete Persönlichkeit — freilich eine schwere Aufgabe unter den gegebenen Umständen — bemühen müsse.

Georg versprach, mit möglichster Beschleunigung zu handeln. Der Prinz war zu wohlwollend gesinnt, um Georgs denn doch unverkennbare Verlegenheit und Unsicherheit weiter auf die Probe zu stellen. Hanstein jedoch, der Georg seinen Befähigungen nach zwar hochschätzte und ihn für die Zwecke des Prinzen sogleich gern gewinnen mochte, dem aber, als einer durchaus kernigen und positiven Natur, die innere Haltlosigkeit des Mannes wenig behagte, konnte sich nicht enthalten, das Thema der vorausgegangenen Rede Georgs nochmals aufzunehmen.

„Und wie meinen Sie, lieber Felder," sagte er scheinbar ganz harmlos, „daß Ihre Verlobte entscheiden wird? Sie kennen sie doch sicher genugsam, um darüber im Voraus eine Meinung aussprechen zu können? Es handelt sich hier um eine mehrjährige Trennung; wird sie stark genug sein, um darein zu willigen, wird sie noch Jahre lang einsam und dennoch treu bleiben wollen?"

Georg blickte den Kapitän etwas mißtrauisch an. Es war ihm schon in dem bisherigen Verkehr mit demselben nicht entgangen, daß sich Hanstein bisweilen etwas zweifelhaft und fast spöttisch gegen ihn äußerte, und seine Eitelkeit flüsterte ihm auch heute wieder zu, daß ihn Hanstein um die Gunst des Prinzen beneide und nur äußerlich den Schein annehme, als ob auch er Georgs Begleitung wünsche, während er doch im innersten Grund seiner Seele aus Eifersucht dagegen gestimmt sei. Deßhalb erwiederte er jetzt, die eignen Worte Hanstein's benutzend: „Ich denke, Herr Kapitän, die rechte, treue Liebe wartet in Geduld auf den Heimkehrenden. Waren das nicht vorhin Ihre eignen Worte?"

Der Kapitän hatte wohl eine kurze spitzige Antwort bei der Hand, allein er unterdrückte sie noch rechtzeitig in Rücksicht auf den Prinzen. Bald darauf nahmen die Gäste Abschied von Georg. Er versprach wiederholt, seinen Entschluß binnen einer Woche kundzugeben.

Auf dem Heimwege meinte der Kapitän zu dem Prinzen: „Mein Prinz, der Mann gefällt mir nicht, wenn ich offen reden soll. Die Rücksprache mit seiner Braut, welche er nehmen will, ist eine Hinterthüre, nicht für seinen Rücktritt, sondern für seine Zusage. Liegt nicht für ein wahrhaft liebendes Herz schon in einer solchen Anfrage ein innerer Zwang? Ein rechtes Mädchen, wenn es so gefragt wird, wird sprechen: Nun denn, so gehe in Gottes Namen, weil du mich so fragen kannst. Aber gehe nicht auf Jahre, sondern geh' auf immer. Wir sind geschieden. So denk' ich wenigstens. Denkt jene anders, so denk' ich nicht groß von ihr. Denn man reist nicht stracks aus Amerika heraus nach Deutschland, um hier die Rolle der Penelope zu übernehmen und Jahre lang auf den irrfahrenden Odysseus zu harren."

„Aber, lieber Hanstein," erwiederte der Prinz mit seiner gewohnten Gutmüthigkeit, „bin ich nicht selbst die Veranlassung, daß Felder irre wird an seinen Pflichten, mache ich ihn nicht zum Werkzeug meines Egoismus?"

„Der tüchtige Mann läßt sich nie zum Werkzeug herabwürdigen, mein Prinz," entgegnete hierauf der Kapitän mit schönem Selbstbewußtsein, „und wenn er es doch thut, so geschieht ihm eben recht. Ew. Hoheit dürfen sich darüber wahrhaftig keine Vorwürfe machen, und — Felder wird unterwegs ganz auf seinem Platze sein." (Fortsetzung folgt.)

Des armen Steffe-Marte's Schillerfeier.

(Fortsetzung.)

Und weiter ging's, und dem Bauer flimmerte es wieder vor den Augen, und die Kienholz-

bündel, die vor ihm hermarschirten, schienen sich in lauter Butterwecke und Leberwürste zu verwandeln und der Bauer war fest überzeugt, daß jetzt irgend ein großes Wunder geschehen müsse. Und ein Wunder geschah auch, denn das wird doch wohl ein Wunder zu nennen sein, daß unser Bäuerlein auf Einmal in einem großen prächtigen Saale stund. Spiegel an den Wänden so groß wie daheim seine Hausthüre, und Kronleuchter an der Decke, und ein schlanker, junger Herr stund vor ihm, dem bambelte eine goldene Uhrenkette über den Bauch herunter, fast so dick, wie die Hemmkette an des Bauern Mistwagen daheim, und hatte einen Scheitel hinten herunter und machte vor dem Bäuerlein ein tiefes Compliment und sagte: „Wenn's gefällig ist, le diner est servi!" Die Studenten lachten und der Herr Max führte den Bauern an das obere Ende einer langen Tafel und drückte ihn auf einen Stuhl nieder und sagte: „So, Alterle, jetzt laßt es Euch wohl schmecken." Als aber unser Bauer sich die Augen gerieben und seine fünf Sinne wieder zurecht gesetzt hatte, da sah er vor sich stehen in einer silbernen Schüssel (wahrhaftiges und leibhaftiges Silber) Suppe mit Kracherle oben drauf, recht von der Suppe Kalbsbraten und Nudeln und links von der Suppe Leberknöpfle mit zwei braunen Bratwürsten. Ah, Leberknöpfle! vor einer Stunde noch hatte er gedacht: Leberknöpfle und dann sterben, und jetzt stunden sie in Wirklichkeit vor ihm, und ein Geruch drang in seine Nase, oh! welch' ein Geruch! so muß es im Himmel riechen, dachte er. Jetzt aber flog ein Schatten über sein Gesicht, das schon anfangen wollte, in Freude aufzuleuchten, er fuhr mit der Hand in die Tasche, sah den Herrn Max fragend an und sagte wehmüthig: „Aber, lieber Herr, ich habe ja kein Geld, um —" „Thut nichts, Alter," sagte der Herr Max, „nur zugegriffen, das kostet Alles keinen Kreuzer. Versteht Ihr denn nicht, das ist ja Schiller-Suppe, und das ist Schiller-Braten und das sind Schiller-Knöpfle! Habe ich Euch nicht gesagt, daß man ihm nicht umsonst vertraut? Und hier ist noch eine Flasche Schiller-Wein, um seine Gesundheit zu trinken; jetzt aber zugegriffen, Alter, die Suppe wird sonst kalt." Ja jetzt ist's freilich etwas Anderes, das ließ sich unser Bauer denn nicht zwei Mal sagen, und nachdem er den Daumen und Zeigefinger sorgfältig an seinen Lederhosen polirt hatte, faßte er schüchtern und respectvoll nach dem schweren silbernen Löffel, stützte den rechten Ellenbogen auf den Tisch, zog die Suppenschüssel vor sich und begann dann einen wüthenden Angriff, ohne die Vermittlung eines Suppentellers für nothwendig zu halten. Und die Studenten saßen um die Tafel herum, und ein weiteres Dutzend und noch sonstige Gäste waren dazu gekommen, und Alle sahen mit Vergnügen zu, wie es dem ausgehungerten Manne da oben schmeckte, und wie er nur hie und da eine kleine Pause machte, um Luft zu schöpfen, und wie er vergnüglich vor sich hin lächelte, und dann ein kleines Schlückchen Wein zu sich nahm, ah! das war ein Wein, es fuhr ihm wie Feuer durch die Adern, und wie er dann wieder mit frischem Muthe sich an seine Vertilgungsarbeit machte.

Da stund der Herr Max von seinem Stuhle auf und sagte: „Kameraden, heute Abend haben wir zur Verherrlichung unseres großen Dichters einen Fackelzug. Alles ist bereit, an Alles ist gedacht worden, nur Eines hat man vergessen, dies Eine ist aber die Hauptsache." Die Studenten sahen den Herrn Max fragend an, dieser aber fuhr fort: „Kameraden, wie wollt Ihr heute Abend Eure Fackeln anzünden?" — „Mit einem Schwefelholz," rief der Eine; „mit einem Strohwisch," sagte der Andere. „Pfui," rief Herr Max, „Pfui, Schwefelholz und Strohwisch, die Glut, die heute Nacht zu Ehren unsers Schillers zum Himmel lodert, darf nicht verfälscht werden durch Schwefelholzflammen und Strohfeuer: ein braver deutscher Bursche wird heute seine Fackel nur anzünden mit einem Holze, das zu den stolzesten Geschlechtern der deutschen Wälder gehört und das in tüchtigem und nachhaltigem Feuer lodert, und dieses Holz — ist Kienholz!" — „Bravo, bravo, wir verstehen!" riefen die Studenten ringsum. Der Herr Max aber fuhr fort: „Nun aber die zweite Frage, Kameraden: habt Ihr Kienholz?" — „Nein, nein, woher nehmen!" schrie der Eine; „mein Philister schließt sein Kienholz in seinen Secretär ein," sagte ein Zweiter; „Kienholz ist der einzige Artikel, den der Konradin Haagel nicht hat," meinte ein Dritter; „das Holz ist vergriffen in der ganzen Stadt," schrie wieder ein Anderer. „Ich aber habe Kienholz," sagte Herr Max

und stellte den Tragkorb des Bauern auf den Tisch, „hier ist Kienholz. Ich werde dieses Kienholz versteigern und wahrhaft, ich sage Euch, die Fackeln, welche mit diesem Kienholz angezündet werden, die werden ein ächtes und wahrhaftiges Freudenfeuer gegen Himmel flammen." — „Hurrah! Bravo!" riefen die Studenten durcheinander, „Max, das hast Du gut gemacht, also los mit der Versteigerung!" Und der Herr Max hielt einen Büschel Kienholz in die Höhe und rief: „Wer bietet?" — „Sechs Kreuzer!" schrie der Eine; „was, sechs Kreuzer? mit sechs Kreuzer Holz wird keine Schiller-Fackel angezündet," schrie ein Anderer: „dreißig Kreuzer muß es gelten!" — „sechsunddreißig Kreuzer!" — „achtundvierzig Kreuzer!" — „einen Gulden!" rief einer aus dem Hintergrunde und warf seine Mütze in die Höhe. „Einen Gulden zum ersten, zum andern und zum — dritten Male. Zugeschlagen!" und ein blankes Guldenstück fiel auf den Teller. So ging die Steigerung fort unter allgemeinem Halloh und Gelächter der Studenten, das Kienholz ging reißend ab, und großes und kleines Silbergeld regnete nur so auf den Teller, und in einer Viertelstunde war der Tragkorb leer, der Teller aber voll und die Studenten setzten sich wieder, ihre Taschen mit Kienholz vollgestopft, um den Tisch und ließen ihre Gläser klingen und sangen:

„Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus!"

(Schluß folgt.)

Denksprüche.

Wer vor keinem Menschen zittert,
Der erschrickt oft vor sich selbst.

Dein Gewissen, frei von allem Tadel,
Uebertrifft den Reichthum und den Adel,
Und des Zufalls ganze Schmeichelei.

Verschiedenes.

Ein Breslauer Lebemann hatte bei einem ausgesuchten Frühstück in der Weinlaune die Behauptung aufgestellt, seine Nahrungsbedürfnisse einen Monat lang mit 1½ Thalern, also für den Tag mit 18 Pfennigen, bestreiten zu können, und dabei doch seinen Geschäften nachzugehen. Man wettete um 100 Friedrichsd'or, und der Ausübende verpflichtete sich durch Verpfändung seines Ehrenwortes, die Bedingungen der Wette im strengsten Sinn einzuhalten. Außerdem sollten zwei unparteiische Freunde während der ganzen Zeit bei ihm wohnen. Nach zwei Tagen begann die Ausführung der Wette. Während der Zeit hatte sich der Proponent die Bedürfnisse im Großen besorgt, und an dem Tag, wo die Wettzeit zu Ende, hatte er noch 1 Sgr. 7 Pf. übrig. Ein Hauptnahrungsmittel war Milch und Brod; auch hatte er Früchte und sogar Fleisch genossen. Er befand sich während der ganzen Zeit vollständig wohl, und eben so kräftig als sonst. Der Wettende, dem es mehr darum zu thun war, seine Behauptung aufrecht zu erhalten, als Gewinn zu erzielen, hat zur gewonnenen Summe noch ein Beträchtliches zugelegt und den ganzen Betrag zur Unterstützung einiger Familien „verschämter Armen" bestimmt, denen durch diese Wette ein sorgenfreier Winter bereitet worden ist.

Die Armee wird seit dem letzten Kinderraube in Paris sehr nützlich und populär. Ein Kindermädchen tröstete ihre Herrschaft: „Madame dürfen ganz ohne Sorgen sein, ich gehe nie mit den Kindern aus, ohne daß ein Sapeur, mein Landsmann, bei mir ist."

Der Ausdruck „deutscher Michel" wird sehr oft gebraucht; aber nicht Jeder, der ihn braucht, weiß, woher derselbe stammt, und wer der erste deutsche Michel gewesen ist. Der deutscher Michel genannte Mann war kein Anderer, als der Generallieutenant Johann Michel Obertraut in königlich dänischen Diensten. Er that den Spaniern besonders in den Jahren 1620 und 1622 großen Abbruch. Damals kannte man ihn allgemein unter dem Namen „der deutsche Michel". Um ihren Feind zu bezeichnen, sollen ihm die Spanier diesen Namen gegeben haben.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 148:

Armbrust.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 150. Donnerstag, den 15. December **1859**

Judas.

(Fortsetzung.)

Georg verlebte eine Nacht voll Unruhe und Zweifel. Bereits hatte er sich dem zuversichtlichen Glauben ergeben gehabt, daß er die Versuchung überwunden habe, — denn den bisherigen blosen Anspielungen des Prinzen war er allerdings ablehnend begegnet, — und heute war sie nun von Neuem und in so ganz entschiedener Weise an ihn gebracht worden. Georg war vorzugsweise Egoist. Seine Anhänglichkeit an Christine war kaum so groß, als seine wieder auferweckte Wanderlust, sein aufgestachelter Ehrgeiz und die heftig erregte Hoffnung auf glänzenden Gewinn. Wir wollen gern hinzufügen, daß sich auch ein edleres Motiv einmischte: der wissenschaftliche und künstlerische Trieb, der natürlich dem nicht ganz gewöhnlichen Reisenden eigen sein muß, und den man auch Georg nicht absprechen konnte. Seine Liebe sollte eine gefährliche Probe bestehen. Er selbst redete sich zwar ein, daß es sich ja nur um eine zeitweise, wenn auch längere Trennung, nicht um eine Auflösung des Verhältnisses handle; er sagte sich ferner, daß, wenn er für seine eigene Zukunft sorge, ja auch das Wohl Christinens gefördert werde. Und dennoch glaubte er selbst nicht recht an seine Sophismen und hatte nicht den Muth, sie Christinen mündlich vorzutragen. Aber er schrieb am andern Morgen wirklich an die Letztere, trug ihr die Sache vor und forderte sie zur Entscheidung auf. Seine Worte waren aber der Art, daß die gewünschte Entscheidung für ein hellsehendes Auge darin dictirt lag.

An demselben Tage Abends erhielt Georg einen Brief von dem Oheim. Severin bat ihn darin in freundlicher Weise um einen baldigen Besuch und sagte ihm die Erfüllung mehrerer Anliegen zu, welche Georg seiner bevorstehenden Einrichtung wegen an Jenen gerichtet hatte. Von Christine erhielt er kein Schreiben. Auch am nächsten Tage nicht und an den nächstfolgenden, obschon sein eigner verhängnißvoller Brief nun schon längst in ihren Händen sein mußte. Er hielt dies von ihrer Seite für tadelnswerthe Empfindlichkeit oder Gleichgültigkeit gegen seine wichtigsten Interessen und schrieb, unruhig und gereizt, wie er es im Bewußtsein seines eignen Urtheils doppelt war, nochmals an sie mit der dringenden Aufforderung zu sofortiger Kundgebung ihres Willens und mit der Erklärung, daß er, wofern keine umgehende Antwort erfolge, dem Prinzen beim Ablaufe der Ueberlegungsfrist eine Zusage ertheilen werde.

Die begehrte Antwort erfolgte nicht. In Gesellschaft des Briefs, welchen Christine neulich an Georg geschrieben hatte, lagen die beiden Schreiben des Letzteren in dem Commodekasten unseres Mackwitz, der seine Liebhaberei für eine derartige Briefsammlung mit seinem Gewissen, vielleicht sogar bei den Gerichten verantworten mag, wenn dieselben wider Vermuthen von seinen absonderlichen Gelüsten Kenntniß erhalten sollten. Wir selbst verantworten Nichts; aber wir wiederholen, daß der kleine bewegliche Mann mit seinem trocknen und dabei verschmitzten Gesicht im Innersten doch eine brave Natur und seinem Herrn mit aufopfernder Liebe zugethan war.

Georgs Bedenkzeit war abgelaufen. Halb unmuthig über Christinens schweigende Antwort — denn eine solche glaubte er annehmen zu müssen —, mehr noch aber befriedigt, nunmehr gewissermaßen gerechtfertigt dazustehen, —

die Unzulänglichkeit dieser Rechtfertigung fühlte er freilich selbst, — meldete Georg dem Prinzen, daß er bereit sei, mit Seiner Hoheit in weitere Unterhandlungen zu treten, und nach wenig Tagen schon war ein für Georg in der That höchst befriedigender und erfreulicher Abschluß erfolgt. Er hatte sich auf einen Zeitraum von drei Jahren als Begleiter des Prinzen auf dessen wissenschaftlicher Reise engagiren lassen. Nach seiner Rückkehr war ihm eine lohnende Stellung an der Academie und beim Museum mittelst königlichen Erlasses schon zugesichert. Seine Zukunft war geborgen.

Als alle diese Angelegenheiten geordnet waren, schrieb Georg an den Oheim. Er meldete ihm, nicht ohne Stolz auf solche Erfolge, die jüngsten Begebnisse, und kam dann auf Christine, sein Verhältniß zu derselben und deren nächste Zukunft zu sprechen. Er beklagte sich lebhaft über ihr hartnäckiges Schweigen auf seine Briefe, das ihn zu der letzten entscheidenden Erklärung genöthigt habe, und gestand ohne Rückhalt zu, daß er im Grunde über Christinens jetzige Gesinnungen ihm gegenüber völlig im Ungewissen schwebe.

„Es versteht sich", schrieb er in dieser Hinsicht an Severin Werner, „daß ich mich des unbegreiflichen und kaum zu verantwortenden Benehmens meiner Braut ungeachtet fortwährend an dieselbe gebunden erachte. Christine weiß auch, wie ich sie liebe, und daß ich ihr meine Angelegenheit gar nicht angetragen haben würde, wenn ich nicht die reiflichste Ueberlegung der Sache für Pflicht gehalten hätte. Trug sie Bedenken, so mußte sie schreiben; Vertrauen verdient Vertrauen. Anfänglich dachte ich selbst anders von dem Projecte und hielt es nicht für möglich, darauf einzugehen. Allein das ist es nicht; meine erste Auffassung war nur eine kindisch beschränkte. Wie hält es denn der Schiffer, der Seefahrer? Treten da nicht oft noch längere, oder doch eben so lange Trennungen zwischen den Gatten ein, ohne daß die rechte Liebe darunter leidet? — Und rechtfertigen mich im Besondern nicht ganz außerordentliche Umstände, wie sie selten bei einem Menschen meines Schlags zusammentreffen werden? — Ich bitte Sie, lieber Oheim, meiner Braut dies Alles vorzustellen und eine Verständigung zwischen uns zu versuchen. Christine ist mein, ich gehöre ihr. Ein theures Wort knüpft uns an einander, das wir nicht leichtsinnig wegwerfen wollen. In drei Jahren, so der Himmel will, löse ich es ein, wenn sich Christine jetzt zu meiner Beruhigung erklärt. Bis dahin wird es gerade ihr am Wenigsten an zweckmäßiger und zerstreuender Beschäftigung fehlen. Sie ist ja glücklicher, als viele Andere: sie hat einen Beruf. Und werden Sie, lieber Oheim, der Sie uns Beiden schon so großes Wohlwollen gezeigt haben, nicht auch in Zukunft Christinens Freund und Beschützer bleiben, so daß ich sie getrosten Muthes verlassen kann? — Ist aber Christine anderer Ansicht, billigt sie mein Verhalten nicht und gibt sie weichlicher, knabenhafter Liebe den Vorzug vor ernster, männlicher Entschlossenheit: gut, so geb' ich ihr das Jawort hiermit durch Sie zurück und betrachte unser Verhältniß als aufgelöst."

Schließlich bemerkte Georg noch, daß er in wenig Wochen bereits mit dem Prinzen nach England abreisen werde, und daß er bis dahin natürlich vollständiges Licht zu haben wünsche. Einen Besuch bei dem Oheim müsse er unter den jetzigen Verhältnissen zu seinem großen Bedauern noch beanstanden.

Zugleich mit diesem Briefe Georgs verlassen auch wir die Hauptstadt und kehren zu dem Asyle Christinens unter dem Dache Severin Werner's zurück.

Wir erblicken dort Mackwitz in einiger Verlegenheit. Er hat so eben das Schreiben Georgs an seinen Herrn von dem Postboten in Empfang genommen und ahnt einen Zusammenhang zwischen dem Inhalte desselben und den einstweilen bei Seite gebrachten Briefen an Christine. Diese letzteren müssen nun doch an das Tageslicht, und er beschließt, sie noch nachträglich in die Hände des Mädchens zu spielen. Deßhalb trägt er dieselben, während Christine im Garten ist, auf deren Zimmer und schiebt sie dort wie zufällig unter eine auf dem Tische liegende Mappe mit Bildern. Erst nachdem dies geschehen, wird der neu angekommene Brief an den Hausherrn abgegeben, der alte Brief Christinens an ihren Verlobten aber nunmehr zu größerer Sicherheit gewissenhaft verbrannt und somit — dies sagt sich der alte Intrikant zur eignen Genugthuung — das Briefgeheimniß wenigstens respectirt. Dann zieht sich Mackwitz behutsam in sein Kämmer-

lein zurück und kommt den ganzen kritischen Tag hindurch nur, wenn es dringend erforderlich ist, zum Vorschein.

(Fortsetzung folgt.)

Des armen Steffe-Marte's Schillerfeier.

(Schluß.)

Das Bäuerlein hatte, nachdem es der Suppe den Garaus gemacht hatte, sich so alles Ernstes in seinen Kalbsbraten vertieft, daß es Anfangs gar nicht bemerkte, welche Operation die Studenten mit seinem Kienholze vornahmen, und erst als er in seinem Angriffe auf die Nudeln dadurch etwas aufgehalten wurde, daß er sich vergebens anstrengte, sie auf seine Gabel zu bringen — denn wenn er sie auf der einen Seite der Gabel hinaufwickelte, wickelten sie sich auf der andern Seite wieder hinunter — und erst als er, Hülfe suchend, um sich blickte, bemerkte er die Verwandlung seines Kienholzes in blanke Guldenstücke, und eine Ahnung von der Wahrheit und Wirklichkeit seines Glückes kam über ihn, es stieg ihm naß in die Augen und sein Herz schwoll von Entzücken und Dankbarkeit, und er hob sein Glas hoch empor mit beiden Händen: „Gott vergelt' es Euch, Ihr braven, jungen Herren, ich sterbe vor Freuden, wenn ich an meine Alte denke, Gott vergelte es Euch", und trank sein Glas leer mit sammt den Thränen, die hineingefallen.

„Jetzt zum Schlusse noch ein Rundgesang", rief der Herr Max, „wie heißest Du, altes Haus?" — „Steffe-Marte", sagte der Bauer, „mit Verlaub, meine Herren." Nun

„Lasset die feu'rigen Bomben erschallen,

brauste der Gesang um den Tisch,

Biff, baff, buff, baff, tralaralala,
Unser Bruder Marte-Steffe, der soll leben,
Es lebe das ganze Marte-Steff'sche Haus
Und seine Alte auch daneben,
D'rauf trink' er sein Gläschen aus!".
„Bruder, Deine Alte heißt?"

Da stund der Marte-Steffe auf und lachte und heulte durcheinander, „ist's denn möglich?" schluchzte er, „auch noch meine Alte, o Ihr Herren, Ihr habt zwei glückliche Menschen gemacht, meine Alte heißt Anne-Marei." -

„Hurrah hoch! Deine Anne-Marei, sie soll leben!" schrieen die Studenten und schwenkten die Mützen und tranken ihre Gläser leer. „So, jetzt ist's genug", sagte der Herr Max, „es könnte dem armen Manne zu viel werden", und dem Bauer den mit Silber gefüllten Teller hinstellend, sagte er: „Hier, Alter, ist der Erlös für Euer Kienholz. Ihr sehet, es hat sein Geld gegolten, seid klug und haltet es zu Rathe; für Euere Alte haben wir in Euerem Tragkorbe Etwas beigepackt, ein Paar Fläschen Wein, Fleisch, Brod, Zucker und Kaffee, sie soll auch ihr Schillerfest haben; grüßet sie, und höret Ihr, vergesset mir den Schiller nicht, denn ihm allein habt Ihr Alles zu verdanken. Und damit Gott befohlen." Und die Studenten drängten zur Thüre hinaus und einer oder der andere gab dem Alten noch die Hand: „Behüte Gott, Marte-Steffe; — grüßet Euere Anne-Marei! Das war bei Gott ein himmlischer Jux!"

Und wieder schritt unser Bauer über den Marktplatz und er hatte eine schwerere Last auf dem Rücken, als vor wenigen Stunden, aber sein Herz war leicht, seine Seele jubelte und seine Augen glänzten in unaussprechlicher Freudigkeit, und als er wieder an die Schillerbüste kam, da zog er seinen Dreispitz ab und wieder schaute er durch strömende Thränen nach dem milden Antlitze des Dichters auf, aber es waren andere Thränen, als die er an diesem Morgen noch geweint. „Und wenn du auch kein Heiliger bist, wie sie sagen", murmelte er, „mir bist du einer gewesen und sollst auch einer bleiben", und beugte halb sein Knie und schritt munter und glücklich fürbaß durch's Ettlinger Thor der Heimath zu.

So hat der arme Steffe-Marte seine Schillerfeier gehabt.

Mit solchem Kienholze sind die Fackeln zum Schillerfestzuge in Karlsruhe angezündet worden.

Landwirthschaftliches.

(Neuere Praxis beim Baumsatz.) Eine neue Praxis beim Baumsatz hat in den zwei letzten Frühjahren hier sehr schöne und bessere Resultate, als unser seitheriges Verfahren, geliefert, eine Praxis, welche in Frankreich sehr verbreitet, bei uns aber fast noch ganz unbekannt ist. Gewöhnliches Verfahren

ist es, die Zweige der jungen Bäume beim Pflanzen bis auf 3—4 Augen zurückzuschneiden; dann aber beschneiden nur einzelne sorgfältige Baumzüchter wiederholt die Kronen der Bäume noch 1—2 Jahre später; meistens läßt man den jungen Baum nun wachsen, wie er will. Dieses Verfahren kann man auch umdrehen und wird weit bessere Resultate dadurch erhalten. Man beschneide nämlich beim Pflanzen die Zweige der Krone nicht, sondern begnüge sich, die zu dicht stehenden Zweige ganz auszuschneiden, aber lasse dem bleibenden Mitteltrieb und 4—5 Seitenzweigen der Krone ihre ganze Länge. Der Erfolg ist, daß sich an den Spitzen dieser Zweige sehr bald im Frühjahr junge Blätter ausbilden und mit Hülfe dieser auch die Neubildung junger Saugwurzeln früher eintritt, als sonst. Ein großer Theil der an den Zweigen befindlichen Knospen bleibt schlafend, d. h. treibt weder Blätter noch Zweige aus; es bilden sich fast nur diese Verlängerungen an den Spitzen der Zweige. Im folgenden Jahr beschneidet man nun die sämmtlichen Zweige, wie gewöhnlich, nur minder stark und etwa nur bis auf die Hälfte ihrer Länge. Der Erfolg ist, daß nun der fest gewurzelte Baum weit kräftigere, stärkere neue Triebe bildet, als wenn er im Jahr vorher wäre beschnitten worden. Hiedurch ist dem Pflanzer eine nicht geringe Arbeit beim Pflanzengeschäft erspart, nämlich das Beschneiden, da man nur einige zu dicht stehende Zweige wegzunehmen hat; ferner ist der Erfolg des Pflanzens erfahrungsmäßig weit sicherer und drittens ist am Schluß des zweiten Jahres der Baum stärker und kräftiger, als wenn er beim Pflanzen selbst und im folgenden Jahre wiederum beschnitten worden wäre.

Denksprüche.

Wer in sich den Himmel findet,
Kann die Erde leicht verschmäh'n.

Selbst des Himmels Antlitz kann,
Immer freundlich, uns ermüden;
Also weht bei stetem Frieden
Uns auch leicht ein Mißmuth an.

Verschiedenes.

Aus einer Berliner Töchterschule wird der „Kreuzzeitung" als Erlebniß berichtet: „Frage: Was für Dichterinnen gab es in Griechenland? Antwort: Sapho. Frage: Wer kennt noch eine Dichterin? Antwort: Anna Kreon (Anakreon)."

In einem topographischen Aufsatze über Leipzig heißt es: „Die Kirche St. Thomas ist vom Markgrafen Dietrich erbaut. Die erste evangelische Vesperpredigt wurde am 25. Mai 1539 darin gehalten; deren Länge beträgt 129 Ellen, die Breite 157 Ellen.

Auch die Königin Victoria hat, wie unlängst die Kaiserin Eugenie, den Crinolinen den Krieg erklärt und will dieselben nicht blos selber nicht mehr tragen, sondern hat auch deren Gebrauch den Prinzessinnen und Hofdamen untersagt. Der „Punch" ist hierüber so erfreut, daß das Witzblatt wegen dieses Vorganges einen Lobgesang an die Königin, in der Volksliedweise, angestimmt hat.

Zweisilbige Charade.

Wenn stürmet des Nordens Gebrause,
Dann bleiben wir gerne zu Hause,
Weil fällt uns die Erste oft schwer.
Du findest sie nicht in dem Süden,
Dort läßt sie die Leute zufrieden,
Stets zieht sie im Norden umher.

Wer leicht hat und dabei stets heiter
Durch's Leben die Zweit' zum Begleiter,
Den drücket der Kummer nicht schwer.
Ist ihm auch kein Mammon beschieden,
Lebt er doch gewöhnlich zufrieden
Und schreitet vergnüglich einher.

Doch aber das Ganze ertödtet,
Verdorret das Herz und verödet,
Zerstört oft der Liebenden Glück;
Sie kennet nicht sanfte Gefühle,
Die starrende Brust, diese kühle,
Weil Edelmuth nie sie entzückt.

Elmstein. B....

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.


Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 151. Samstag, den 17. December **1859.**

Waldschule.

Mitten im Walde, auf kleinem Fleck
Leben viel Blumen in kühlem Versteck,
Lachen froh, wenn die Sonne scheint,
Weinen mit, wenn der Himmel weint;
Spielen zusammen und haben sich gern,
Beten gar innig und loben den Herrn:
Seht die Gentianen, die dunkelblauen,
Denen man Alles möcht' anvertrauen!
Gänseblümlein, die Hirtenmagd,
Die Jedem freundlich „Gut'n Morgen!" sagt.
Augentrost, jenes gute Kind,
Das nur auf Liebe und Hilfe sinnt,
Sein Spielkamerad, die Erika,
Ist auch mit ihrem Kleidchen da,
Von rothem Zeug und nettem Schnitt,
Hilft tüchtig beim Weinen und Lachen mit.

Auch Erdbeerblüthe im Hemdchen fein
Sieht gar verständlich und schalkhaft drein;
Hält viel auf sich und hat hohe Verwandte:
Ananas heißt ihre vornehme Tante.
Die blauen Glocken, die lieben, die schönen,
Wie müssen die herrlich im Mondschein ertönen!
Und Frauenschühlein — so denk' ich mir —
Führet die Wirthschaft im Hause hier.
Schlüsselblum' ist Beschließerin
Und Mariengläschen die Kellnerin,
Da kommen die Mücken, Käfer und Bienen,
Lassen sich gern von den Blumen bedienen,
Schwärmen davon und vergessen den Dank
Für den erfrischenden Morgentrank.

Und der Kukuk auf seinem Ast
Schreit sein „Guck, Guck, Guck!" ohne Rast,
Möchte schon lange bestellet sein
Als ein sehr hochgelahrt Schulmeisterlein,
Denkt: „Mit den Vögeln ist es nicht viel,
Lernen fast Alles nur so im Spiel
Bei ihren Eltern im kleinen Nest,
Bleiben nicht sitzen in der Schule fest;
Hat jeder sein eigen Alphabet,
Daß Einem Hören und Sehen vergeht.
Aber den Blumen, die immer schweigen,
Könnte man Vieles lehren und zeigen;
Schienen, wie immer, gar aufmerksam,
Wann ich sonst auf die Wiese kam,
Lernen vielleicht noch herrlich singen;
Muß ihnen mein A B C beibringen!"
Und so schreit er den ganzen Tag,
Daß es die Blumen verdrießen mag;
Treibt es fort mit Beharrlichkeit
Die schöne prächtige Frühlingszeit.

Nun, Kinderchen, geht in den Wald hinaus
Und fraget selber die Blümlein aus,
Ob sie vom Kukuk erlernet haben
Einen von seinen Kukuksbuchstaben.

Judas.

(Fortsetzung.)

Auch Christine hatte mehrere sehr unruhige Tage verlebt. Von Stunde zu Stunde hatte sie eine Nachricht von Georg erwartet, aber immer vergeblich. Und doch war der Inhalt ihres letzten Briefes ein so dringlicher gewesen, wie sie meinte. Sie verbarg aber ihre Ungeduld vor Jedermann und namentlich vor dem Hausherrn, der ihr seit jenem Abend im Garten wieder mit voller Ruhe und Unbefangenheit begegnete, so daß es ihr bisweilen scheinen mochte, als habe sie doch, vielleicht gar aus persönlicher Eitelkeit, zu viel gesehen und deßhalb den eiligen Brief an Georg wohl unterlassen mögen. Allein daß dieser nicht schrieb, auf einen solchen Brief hin nicht schrieb, war immer höchst befremdlich und sie gab sich,

wie es zu gehen pflegt, in dieser Hinsicht den wunderlichsten Gedanken hin. Indessen wurde ihre Unruhe auf der andern Seite doch durch das Gefühl der treuen Anhänglichkeit gemildert, welches sie für ihr jetziges so freundliches Asyl und dessen Besitzer hegte. Jeder Tag Aufschub war ja auch hinwiederum eine Verlängerung ihres Aufenthalts hier, und durfte sie jetzt, nachdem sie ihre Schuldigkeit Georg gegenüber erfüllt hatte, nicht mit größerer Zuversicht dem Ausgang der Sache entgegensehen?

Als Christine heute aus dem Garten, in welchem noch immer die unermüdlichen Astern blühten, auf ihr Zimmer zurückkehrte und hier, wie sie es gewohnt war, ihren Blick prüfend über den kleinen Raum hinausgleiten ließ, bemerkte sie mit ihrem großen Ordnungssinn sofort, daß die Bildermappe auf dem Tische ein wenig verschoben war. Sie legte dieselbe zurecht und fand bei diesem Anlaß die beiden Briefe Georgs, welche unter der Mappe lagen. Zwei Briefe auf ein Mal — und mit dem mehrere Tage rückwärts lautenden Poststempel — was soll das bedeuten? — Die Briefe waren offenbar erst heute an diese Stelle gebracht worden, das unterlag keinem Zweifel. Sollte etwa gar der Hausherr mit plötzlich wieder veränderter Gesinnung gegen Georg —

Sie vermochte in diesem Augenblicke nicht weiter zu denken; erst mußte sie die Briefe lesen. Sie erbrach den späteren Brief zuerst und durchflog ihn. Was eigentlich darin stand, begriff sie nicht. Sie las nur bittere, gereizte, zur Entscheidung drängende und völlig dunkle Worte. Hastig erbrach sie nun den andern Brief, der mußte ja wohl den Schlüssel zu diesem Geheimnisse enthalten.

Und er enthielt ihn auch. Tief aufathmend legte das Mädchen den Brief auf den Tisch, nachdem sie ihn aufmerksam und wiederholt durchgelesen hatte, — tief aufathmend wie ein verfolgter, geängstigter Mensch, der einen Augenblick vor seinen Verfolgern Ruhe findet. Jede Spur von dem blühenden Roth, welches sonst ihr Antlitz zierte, war aus demselben gewichen. Eine kurze Spanne Zeit wußte sie nicht, ob sie träumte oder wachte; Vergangenes und Zukünftiges schmolzen ihr in Eines zusammen. Dann aber fuhr sie sich mit der Hand über Stirn und Augen und schaute sich in ihrem Zimmer um. Da fiel ihr Blick zuerst auf das Bildniß des Hausherrn an der Wand, und mit welchem freundlichen Ernste sah dasselbe auf sie hernieder! Ja, sie brauchte nicht zu verzweifeln, nicht einmal den Muth sinken zu lassen, denn sie besaß ja noch ein Plätzchen auf dieser Welt, das ihr von Herzen gern gegönnt wurde, einen festen Punkt, von welchem aus sie ihre Welt gestalten konnte.

Christine war zu unbefangen und dachte zu klar, um aus den Briefen Georgs nicht Dasjenige herauszulesen, was eigentlich darin lag. Sie empfand es nur zu deutlich, daß ihre Einwilligung mehr erzwungen als erbeten, und jedenfalls mehr erbeten, als ihr völlig anheimgegeben gewesen war. Eben so verkannte sie nicht, daß ein Mann, der — wie Georg — nach diesen Vorgängen und unter so besonderen Verhältnissen eine mehrjährige Trennung von dem Mädchen seiner Wahl freiwillig über sein Herz bringen konnte, ihr niemals recht angehört hatte und — ihr auch in Zukunft nicht mehr äußerlich angehören durfte. Nein, nein! Ihr Bund mit Georg war in diesem Augenblick zernichtet; er wäre es selbst dann gewesen, wenn zuvor noch niemals ein Zweifel ihr Herz beschlichen hätte. Der Oheim hatte doch Recht gehabt mit seinem Mißtrauen gegen den Egoismus des Neffen, ein Mißtrauen, welches ihr früher stets so verletzend erschienen war. Und daß diese unerwartete Wendung des Schicksals gerade jetzt erfolgen mußte, wo sie sich um treuherziger Befürchtungen willen mit Selbstüberwindung entschlossen hatte, das gastliche Haus Severin Werner's ehebaldigst zu verlassen! Ob nun Georg ihren hierauf bezüglichen Brief wirklich empfangen haben mochte? Gleichviel! Sie verfolgte den Gedanken nicht weiter, eben so wenig, als für den Augenblick mindestens die Vermuthungen darüber, wie es geschehen, daß die fraglichen beiden Briefe so offenbar verspätet und noch dazu gleichzeitig in ihre Hände gelangt seien. Eins nur erfüllte ihr Herz: der Gedanke, daß Georg für sie verloren, daß ihr Bündniß mit demselben für immer gelöst sei. So schmerzhaft und peinlich aber dieser Gedanke für sie war, so fand sie doch anfänglich nicht die Erleichterung der Thränen, und erst, als sie an die ferne Freundin Elisabeth Belroom und deren sanguinische Hoffnungen über das Glück, welchem sie — Christine

— entgegenging, dachte und ihre gegenwärtige Lage damit verglich, stellten sich die ersehnten beruhigenden Thränen ein.

Inzwischen durchmaß der Hausherr sein einsames Zimmer mit großen hastigen Schritten. Seine auf dem Rücken gekreuzten Hände umfaßten noch den zerknitterten Brief Georgs, den er so eben gelesen. Sein Antlitz verrieth eine ungewöhnliche Aufregung; es war hoch geröthet, die Augen blitzten. Kaum hielt er es für möglich, was ihm dieser Brief verkündete. Christinens gegenwärtigen Besitz opfern, sich den heiligsten Verpflichtungen ohne dringende Nothwendigkeit entziehen und im äußersten Falle selbst die glücklichste Zukunft um einer blosen eigensüchtigen Laune willen dahingeben zu wollen: war dies Alles selbst bei einem Charakter, wie Georg, vorauszusetzen? Severins Herz erfüllte der heftigste Zorn gegen den ihm so unähnlichen Neffen, dem er sich erst vor so kurzer Zeit mit Selbstüberwindung wieder genähert hatte. Alles hätte er ihm jetzt verzeihen wollen: diesen Entschluß konnte er ihm nicht vergeben. Und entflammt, wie er war, von dem edelsten und gerechtesten Unwillen, den die beschönigenden Worte Georgs eher erhöht als gemindert hatten, dachte Severin kaum an die angeblich vorausgegangenen Briefe Georgs an Christine, von denen er für seine Person Nichts erfahren hatte, und deren Vorhandensein seiner Ansicht nach auch nicht das Mindeste an der Sache änderte. Noch fremder aber blieb ihm jeder leiseste Gedanke an sich selbst und seine früheren, immer so ernst und energisch bekämpften Wünsche und Hoffnungen hinsichtlich Christinens, obschon dieselben jetzt einer möglichen Erfüllung um ein Bedeutendes näher gerückt scheinen mochten.

Außer dem bittersten Grolle beschäftigte ihn nur noch die Vorstellung von dem Schmerze des Mädchens, wenn sie denn doch durch ihn von den letzten Entschließungen Georgs erfahren mußte. Vertrauensvoll war sie dem fremden Manne über das Meer hinweg gefolgt, heraus aus der Mitte einer Familie, deren volle Liebe sie besaß, und zu welcher sie sich selbst von ganzem Herzen hingezogen fühlte. Und derselbe Mann wollte jetzt zum Flüchtling werden und die erkorene Braut auf lange Jahre hinaus allein lassen in der fremden Welt mit dem leidigen Troste ferner Hoffnungen!

Je tiefer Severin den Werth des jungen Mädchens erkannte, welches der Zufall in sein Haus verschlagen hatte, und je inniger er für sie empfand, desto unerträglicher ward ihm dieser Gedanke. Nein, so viel konnte er nicht über sich gewinnen, mochte sie nun bereits vorbereitet sein oder nicht, ihr die nackte Wahrheit zu sagen, wie es Georg wollte. Es mußte ein Ausweg, eine Vermittlung gefunden werden, um, zur Ehre des menschlichen Gefühls, zu dem doch nicht zu beseitigenden Resultate schonender hinzuleiten.

Er sann und sann und konnte leider zu keinem Entschlusse gelangen. Ein Mal blitzte freilich ein Gedanke in ihm auf, der plötzlich seine Wangen noch höher röthete, ein freundlicher, beseligender Gedanke. Aber er verwarf ihn sofort wieder: es war die alte, nach seiner strengen Meinung eigensüchtige Regung, die schon so oft verbannte und immer von Neuem wieder auftauchende Glückshoffnung. Dennoch ward er hierdurch bei wiederholtem Sinnen zu einem Plane geführt, der ihm unter allen noch der tauglichste schien. Setzte er sich durch die Verfolgung desselben auch in dem Urtheile Christinens herab, so scheute er diese Folge doch nicht. Christine dachte ohnedies zu gut und edel vom ihm; es schadete Nichts, wenn ihr Vorurtheil in Etwas herabgestimmt wurde.

Und nun zur raschen Ausführung! Er ließ Christine ersuchen, in seiner Gesellschaft einen Spaziergang durch den Garten zu machen, weil er mit ihr zu sprechen wünsche. Das junge Mädchen folgte ohne Verzug seiner Einladung. Auf dem Kiesplatze vor der Freitreppe des Hauses erwartete sie Severin, indem er die Kommende scharf in's Auge faßte. Es konnte ihm nicht entgehen, daß Christinens Augen roth und verweint aussahen. Im Uebrigen war ihr Antlitz klar und ruhig, wie immer. Sie gingen nun zusammen den breiten Gang hinauf nach einer erhöhten Stelle des Gartens, wo eine hübsche Obstpflanzung angelegt war, von welcher aus man einen weiten Blick in die Gegend genoß. Es war am Spätnachmittag, die Sonne war bereits hinter den Hügeln verschwunden und beleuchtete nur noch von ihrem Verstecke aus einen wunderbar schönen Herbsthimmel. Unter einem breitästigen Apfelbaum, dessen Zweige unter der Last der rothen Früchte beinahe brachen und deßhalb vielfach

gestützt waren, blieb Severin stehen und lud seine Begleiterin ein, auf der unter dem Baume angebrachten hölzernen Bank Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich nicht, sondern lehnte sich nur, wie er es in der Art hatte, auf seinen starken Krückenstock, gerade dem Mädchen gegenüber, das er nicht aus den Augen verlor.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Düngung der Weinstöcke in Portugal.) In den Weingegenden von Portugal, welche die berühmten Weine von Oporto, Carcavelos und Setuval liefern, düngt man den Weinstock, wenn er 10—12 Jahre alt ist, auf folgende Art: Man nimmt allerlei brennbare Gegenstände, z. B. Holz, Stroh, trockene Unkräuter 2c., vermengt sie mit Thonerde, zündet sie an und bringt die Asche davon, statt des Düngers, an die Weinstöcke. Diese Methode verdient wegen ihrer Nützlichkeit empfohlen zu werden.

Lebensphilosophie.

Was ist's, das das Gebiet der Kindheit so verklärt, es uns in Träumen oft als untergegangene Himmelsgärten schildert? Ein Umstand nur bewirkt diesen Wahn! Es ist der ewig heitere Unschuld-Aether, der jedes Kindergemüth überzieht: Vertrauen, Glaube, Liebe, Hoffnung — die freundlichen Horen jedes reinen Gemüths. Dazu der Hinblick in ein Sonnenland, das wir mit Thaten beleben wollen, so kühn, als unser Muth sie denkt, so rein und schuldlos, wie das Opfer Abels.

Wenn Du nicht Alles erreichen kannst, ist das noch keine Ursache, Alles aufzugeben.

Gerade die Menschen, welche am Meisten schlechter Handlungen fähig sind, fühlen sich am Tiefsten beleidigt, wenn man sie derselben verdächtigt.

Verschiedenes.

Dem „Dresd. Journal" wird ein Zug aus Schiller's Leben mitgetheilt, der für des Dichters Wesen einen charakteristischen Beleg liefert. Der Vorfall spielt in Loschwitz. Schiller war daselbst den Nachbarn schon als ein bedeutender Mann bekannt geworden. Er genoß das Vertrauen der Nachbarschaft. Seien nun aber die Beziehungen zu Körner's etwa daran schuld oder auch der Aberglaube vieler Landleute, daß Der, welcher mit dem Kopfe arbeite, eigentlich ein halber Müßiggänger sei und Quellen besitzen müsse, von denen er zehre, kurz — Schiller galt bei Einzelnen auch für einen reichen Mann. In diesem Glauben wagte es ein armer Landmann des Dorfes — aus dessen Munde diese Erzählung herrührt — den Dichter aufzusuchen und um ein nicht unerhebliches Darlehen zu bitten. Der beste Helfer war ihm eben gut. Er sagte Schillern, er brauche das Geld so sehr nöthig zu seinem Hausstande und habe ja Niemanden, zu dem er gehen könne. Schiller könne es gewiß geben, wenn er nur wolle. Schiller lächelte dazu. Und darauf ist der Mann fortgefahren in der lebhaften und wahren Schilderung seiner Bedrängniß, daß Schiller, der gerade eine Sendung erhalten hatte, sich kurz umgewandt hat in das Haus hinein. Als er zurückkommt, drückt er dem von Schuldschein und Termin sprechenden hocherfreuten Manne das Geld in die Hand und spricht: Hier hat Er das Geld. Wir Beide sind ehrliche Männer und brauchen keinen Schuldschein. Laß Er das nur in Gottes Namen sein. Das konnte nur der Freund der Wahrheit, das vertrauenvollste Herz thun, und sein Vertrauen wurde von dem Hocherfreuten gerechtfertigt.

Der englische Tonkünstler Kelly fand, daß man sein Talent nicht genug belohne; er beschloß also, einen Weinhandel damit zu verbinden. Er fragte deßhalb Sheridan um Rath. „Ich habe nichts dagegen," sagte dieser, „ich schlage Ihnen aber vor, auf Ihr Schild zu setzen: „Kelly, Musikhändler und Wein-Componist."

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro 150:
Kattsinn.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 152. Dienstag, den 20. December **1859.**

Judas.

(Fortsetzung.)

„Sie haben Briefe von Georg erhalten, Christine," sagte Severin Werner endlich langsam, „von denen Sie mir Nichts mittheilen wollten, die Ihnen aber Schmerz verursachten."

„Diese Briefe sind durch einen unbegreiflichen Zufall erst heute in meine Hände gelangt," erwiederte Christine gefaßt, indem sie ihren Blick fragend auf Severins Antlitz ruhen ließ; „ich hätte es aber für meine Pflicht gehalten, auch unaufgefordert Ihnen von deren Inhalt Kenntniß zu geben, so schmerzlich es für mich sein wird."

„Sie können sich dies ersparen, liebe Christine," fuhr Severin fort, „ich weiß nun Alles, denn auch ich habe heute ein Schreiben Georgs empfangen, welches mich von der Sache in Kenntniß setzt. Zuvor nur eine Frage: Würden Sie diese Briefe beantwortet haben, auch wenn sie zu rechter Zeit in Ihre Hände gelangt wären, und wie würden Sie wohl geantwortet haben?"

„Ich hätte auf diese Briefe nicht geantwortet," sagte Christine entschlossen; „wer also fragen kann, erwartet nur eine Antwort, und diese wird am Besten durch Schweigen ertheilt. Ich hätte deßhalb geschwiegen."

„Gut, so kann ich es denn ununtersucht lassen, wer die Schuld an der Verspätung jener Briefe trägt. Ich frage sie wenigstens nicht."

Christinens Argwohn war durch diese einfachen Worte beseitigt. Severin hätte einen heiligen Schwur leisten können, sie wäre doch nicht tiefer von der Wahrheit seiner Rede überzeugt gewesen. Severin fuhr fort: „Sie billigen demnach Georgs Verhalten nicht, Christine; Sie finden seine Handlungsweise tadelnswerth und nicht zu verantworten?"

Christine schüttelte den Kopf. Zu sprechen vermochte sie nicht, denn die Thränen drängten sich ihr von Neuem gewaltsam in die Augen und erstickten ihre Stimme.

Severin rührte der Schmerz des Mädchens im Innersten. Ja, er empfand ihn selbst vielleicht noch tiefer, als die eigentlich Betroffene, weil er ja dieselbe von ganzer Seele liebte, ohne es jemals gestehen zu dürfen. Aber er verfolgte ruhig und besonnen den einmal eingeschlagenen Weg.

„Wenn Sie mit Georgs Thun, das nunmehr unabänderlich ist, nicht einverstanden sind, liebe Christine, dann soll ich Ihnen sagen, daß er sein Verhältniß zu Ihnen als gelöst betrachtet und Sie freigibt."

„Es ist gut so," brachte Christine halblaut hervor. Severin sprach weiter: „Und doch nicht, liebe Christine. Es ist nicht gut so. Brechen Sie nicht vorschnell den Stab über Georg. Er ist blos irregeleitet und verführt worden. Lassen Sie ihm Zeit; er wird sich wieder zurecht finden, wenn er der Stimme seines eigenen Herzens folgen darf. Die ist ihm jetzt durch falsche Rathgeber übertäubt und verleitet worden. Gönnen Sie ihm noch ein Mal den Flug in's Weite und bleiben Sie einstweilen hier an dieser Stelle, von welcher Sie, ich mag leben oder sterben, kein Mensch jemals vertreiben soll. Der Heimkehrende wird Ihnen durch treue Liebe allen Verlust zu ersetzen wissen."

„Sie versuchen es, mich zu trösten, lieber Herr Werner, und ich bin Ihnen herzlich dankbar dafür. Aber wahrhaftig! Sie sprechen nicht aus eigner Ueberzeugung."

„Doch, Christine, doch; wenigstens darin,

daß Georg irre geleitet wurde. Nicht allein von Denen, die ihn zu ihren Reisezwecken benutzen wollen — denn dieser Versuchung mußte er allerdings widerstehen — sondern mehr auch von andern Personen, auf deren Rath und Urtheil er Etwas geben durfte, wenn Beides aus reiner Quelle kam und deren Egoismus diese Quelle dennoch getrübt hat."

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Herr Werner. Wer sollte denn sonst auf — Ihren Neffen so mächtigen Eindruck üben?"

Severin beugte sich tiefer herab über seinen auf den Erdboden gestemmten Stock, so daß er Christine nicht zu sehen brauchte und auch das Mädchen ihn durch keinen Blick beirren konnte. Es kostete ihm schwere Ueberwindung, noch weiter fortzufahren: „Wer anders, als ich selbst, Christine? Ja, ich will mein Herz durch ein offenes Bekenntniß erleichtern. Sagte ich Ihnen nicht schon ein Mal, daß der alte Judas noch immer in mir schlummere? Ich selbst, ich selbst bin der schlimme Rathgeber, der Georg zu seinem Entschlusse bestimmt oder der ihn wenigstens über seine eignen Zweifel und Bedenken beruhigt und beschwichtigt hat. Und wissen Sie auch weßhalb, Christine? Weil ich, der einsame, freund- und freudlose Mann, so glücklich bin, Ihnen einstweilen ein Asyl gewähren zu dürfen, weil ich mit Zagen an den Augenblick denke, wo ich Sie verlieren und hingeben soll, die einzige Seele, an der ich recht innigen Antheil nehme! Selbstsucht, leidige Selbstsucht hat mich bestimmt; das fühle ich wohl. Aber nicht wahr, liebe Christine, etwas Verzeihliches und Menschliches liegt darin und darum vergeben Sie nicht nur mir, sondern auch dem verblendeten Georg, dessen Fürsprecher bei Ihnen zu sein meine heiligste Pflicht ist?"

Es lag in diesen Worten eine solche Mischung von Wahrheit und Erdichtung, daß es Severin nicht gar schwer ward, seine Rede zu vollenden, für Christine aber um so schwerer, den eigentlichen Sinn der Sache zu erfassen und ihre Antwort hienach zu bemessen. Dennoch fand sie nach kurzer Ueberlegung das Rechte. Sie erhob sich von ihrem Platze, ergriff Severins Hand und sagte mit sanftem Vorwurf: „Die Unwahrheit ist ein falscher Trost, Herr Werner. Ich mag ihn nicht, zumal wenn Sie sich selbst dadurch herabsetzen. Niemals im Leben haben Sie Ihrem Neffen einen solchen Rath ertheilt, niemals — weder um Ihrer, noch um eines andern Menschen willen."

Severin schwieg. Gegen diese Stimme der Ueberzeugung, die ihn zugleich so hoch ehrte, vermochte er mit seinem Plane nicht aufzukommen. Christine wollte sich entfernen; er bat sie, noch einige Minuten zu verweilen, und sie willfahrte ihm gern. Was sollte ihr auch der einsame Schmerz?

„Ich habe Sie belogen," sagte Severin nach einer Pause, „und weil Sie es denn nicht anders wollen, liebe Christine, so bekenne ich Ihnen, daß mir Georgs Entschluß bis zum heutigen Tage völlig fremd geblieben ist und daß ich ihn, wenn auch nicht völlig unentschuldbar, doch in hohem Grade verwerflich finde. Könnte ich Ihnen nur einigen Ersatz bieten, Christine, nur einigen Trost für die erlittene Kränkung! Es würde mich mehr, als ich sagen kann, froh machen. Und doch bin ich hiezu außer Stande. Die alte, noch nicht vergebene Schuld, welche an mir haftet, beraubt mich der Fähigkeit und vor Allem des frohen Muthes, meine Umgebungen zu beglücken. Weil ich dies fühlte, bin ich einsam geblieben und will es bleiben, einsam mit meiner Reue. Das hindert mich nicht, Christine, Ihnen ein Unterkommen in meinem Hause zu gewähren, so lange Sie selbst es nicht verschmähen werden, mein Gast zu sein."

Christine erröthete. Nur so lange sie die Braut des Anverwandten vom Hausherrn war, konnte sie mit Fug und Recht Gast dieses Hauses bleiben. War dieses Verhältniß gelöst, so mußte sie scheiden. Das hatte sie sich Anfangs nicht so überlegt; sie sah es jetzt aber doppelt deutlich ein, und nichts Anderes blieb ihr noch übrig, als, begleitet von der Freundschaft ihres bisherigen Beschützers, eine neue Stelle zu angemessener Wirksamkeit unter fremden Menschen zu suchen. Sie dachte sofort an die Freundin in Amerika, Elisabeth Belcrom. Aber hätte sie sich dann nicht allzu weit aus dem Bereiche ihres hiesigen treuen Beschützers entfernen müssen?

„Lassen Sie mich bleiben," sagte sie endlich mit schmerzlichem Lächeln, „bis ich ein anderes Plätzchen gefunden habe. Nicht allzu lange mehr hoffe ich, Ihre Gastfreundschaft zu mißbrauchen. Was meinen Sie zu einer Rückkehr

nach Amerika? Meine Freundin Elisabeth nähme mich sicher mit offenen Armen wieder auf, und sie besitzt ja Kinder, denen ich nützlich werden kann. Erst neulich schrieb sie, daß sie meiner noch immer mit Liebe gedenke und mir in den nächsten Wochen bereits auch mündliche Grüße und Nachrichten durch ihren Bruder senden werde, der nach langen Reisen und mannigfachen Kreuz- und Querfahrten als Arzt und Naturforscher auch wieder ein Mal Deutschland, das Land seiner Jugend, zu besuchen gedenke. Ich habe ihn vormals nur flüchtig kennen lernen, Elisabeths Bruder; es ist ein Mann in Ihren Jahren, Herr Werner, ernst und vielgeprüft, dessen Bekanntschaft Sie vielleicht erfreuen wird. Werden Sie zürnen, wenn er mich im Auftrage seiner Schwester unter Ihrem Dache aufsuchen sollte? Mit ihm kann ich dann weitere Rücksprache nehmen, in seiner Gesellschaft vielleicht meine Rückreise nach Amerika antreten, wenn — wenn hier in Deutschland meines Bleibens nicht länger sein sollte."

Severins Antlitz verfärbte sich. Der Gedanke an eine so weite Trennung von Christine erschütterte ihn auf das Heftigste. Wenn sie auch nie die Seine werden konnte: auf die Hoffnung, für ihr Wohl sorgen, sie von Zeit zu Zeit wenigstens wiedersehen zu dürfen, mochte er nicht Verzicht leisten.

„Ueberlegen Sie sich Alles in Ruhe, liebe Christine," sagte er sanft. „Es ist kein Grund vorhanden, weßhalb Sie sich übereilen müßten. Schenkten Sie mir Ihr Vertrauen bisher, so sollen Sie es mir auch nicht mit einem Male entziehen. Gab ich Ihnen einen Anlaß, an meinen Gesinnungen zu zweifeln? Lassen Sie mir das liebe Vorrecht, für Ihre Zukunft mitsorgen zu dürfen, wenn Sie gleich mein einsames Haus früher oder später verlassen. Es wird dann noch einsamer darin werden, als zuvor. Aber es soll ja so sein und ich murre nicht. Nehmen Sie doch sicher kein ganz schwarzes Bild von mir auf den Weg! Nicht wahr, liebe Christine, Sie wollen mich in freundlichem Gedächtniß behalten, wenn Sie mich auch nicht vollkommen begreifen?"

Christine bejahte die Frage mit einfacher Innigkeit. Es entstand eine längere Pause in dem Gespräche. Endlich fuhr Severin fort: „Was hindert mich freilich, Ihnen ein besseres Verständniß meiner Person und meines jetzigen Lebens zu eröffnen, als allen andern für mich gleichgiltigen Menschen? Wollen Sie meine Geschichte anhören, Christine? Ich habe sie noch Niemand mitgetheilt und möchte sie auch Ihnen nicht aufdrängen. Darum bekennen Sie mir recht offen: wollen Sie eine ernste, traurige Geschichte hören, eine Geschichte von getäuschtem Vertrauen, schwerer Vergeltung und qualvoller Reue, eine Geschichte, gegen welche Ihr eigenes Schicksal ein leichtes Spiel ist?"

Christine bat inständig um diese Mittheilung. Hatte sie vom Anfang an gewünscht, eines solchen Vertrauens von Severins Seite theilhaftig zu werden, so kam es ihr heute doppelt willkommen, wo sie das eigene gebeugte Herz an fremdem Leide vielleicht aufrichten, den fremden Schmerz zum Maßstab des ihrigen nehmen konnte.

„So lassen Sie uns im untern Garten auf- und abgehen, Christine. Es wird zu kühl hier oben und die Dämmerung unter den Bäumen würde Sie ängstigen. Kommen Sie mit mir!"

(Fortsetzung folgt)

Gemeinnütziges.

(Rauchverzehrung von Strott.) In der neu errichteten chemischen Fabrik zu Holzminden führen gegenwärtig die Züge dreier großen Feuerungen ihre Verbrennungsproducte in einen nur 10' über den Firft hinausragenden Schornstein, und obgleich die Feuerungen so stark mit Holz und Torf beschickt werden, daß dadurch die gußeisernen Pfannen 2c. bis bald zur Rothgluth erhitzt werden, so bemerkt man dennoch an der Oeffnung des Schornsteines nur sehr wenig Rauch. Die ganze Vorrichtung zur Rauchverbrennung besteht hier darin, daß in geeigneter Entfernung hinter dem Roste eine Oeffnung angebracht ist, durch welche die aus dem Aschenraum kommende, erwärmte atmosphärische Luft hindurchströmt und die Flamme der Feuerung mit ihrem Rauche trifft. Je nach der Größe des Rostes, der Höhe des Feuerraumes 2c. ändert sich Lage, Form und Größe der erwähnten Oeffnung, worüber Herr Strott recht gerne bereit ist, Denjenigen nähere Mittheilung zu machen,

welche ihre Feuerungen nach dieser Construction einrichten wollen.

Lebensphilosophie.

Glaube wird nicht untergeh'n,
Glaubenslehren sind kein Glaube.
Gott herrscht in den ew'gen Höh'n
Und der Meinungskampf im Staube.

Wie oft träumt der Mensch eine künftige Glückseligkeit und verschläft darüber die gegenwärtige!

Wenn uns das Alter mit den Silberflügeln
Bedeckt, dann hebt allmählig sich das Auge
Hinauf zur stillen, sternbesä'ten Wohnung;
Dort schau'n wir hin, als nach der wahren Heimath,
Wo nach der Pilgerfahrt wir hingelangen.

Verschiedenes.

In London ist in der Buchdruckerei von Brandbury und Evans ein Versuch mit einer neuen Setzmaschine gemacht worden. Die Maschine ist von Robert Hattersley in Manchester erfunden. Die Lettern stehen reihenweise auf einem Tisch und ein Druck genügt, um jeden beliebigen Buchstaben in eine Vertiefung und von dort in den »Winkelhaken« zu bringen. Ein Setzer arbeitete darauf, und ungeachtet er die Maschine nur drei Tage gebraucht hatte, schien er sie vollkommen zu kennen und mit der größten Leichtigkeit zu benutzen. Er behauptete, daß er ein Stück Satz, zu dessen Herstellung er gewöhnlich 30 Minuten bedurfte, in 17 Minuten liefere. Er konnte bereits 3500 Buchstaben in der Stunde setzen, glaubt es aber bei mehr Uebung auf 5000 bringen zu können, während man mit der Hand nur 2000 setze. Als ein besonderer Vortheil der Maschine wurde auch bezeichnet, daß Fehler beim Setzen seltener vorkämen und daher die Correctur weniger Zeit in Anspruch nehme.

Aesthetik.

Wenn du Havanna-Cigarren rauchest
Und ziehst die Balsamdüfte ein,
Oder von zärtlichen Lippen saugest
Ein'n Kuß — was wird das Beste sein?
Wer kann nun hier, als Freund von Beiden,
In dieser Frage recht entscheiden?

(Gewicht des Weines.) Das Wasser ist etwas schwerer als ordinärer Wein; es sind etwa 96 Maß Wasser so schwer als 100 Maß Wein, oder 24 Maß Wasser wie 25 Maß Wein. Ein Wiener Eimer Wein wiegt beiläufig einen Centner, mehrere Abwiegungen gaben im Mittel 1 Ctr. 1¼ Pfund. Eine Wiener Maß wiegt also 2 Pfund 17 Loth und ein Seidel 20 Loth. Der Madeirawein ist schwerer als das Wasser; er hat beinahe die Schwere des Menschenbluts; es wiegen 26 Maß Madeirawein so viel als 27 Maß Wasser. Auch Malaga ist etwas schwerer als Wasser. Der Wein ist leichter als das Bier, es wiegen 13 Maß gutes Braunbier ungefähr so viel, wie 14 Maß guter österreichischer Wein. Es gibt aber auch Weine, wo 25 Maß derselben so schwer sind, wie 24 Maß gutes Braunbier.

Als Erfindung zum Nutz und Frommen der Menschheit wird Folgendes von einem scharfsinnigen Yankee erdachte Mittel gegen das Schnarchen in einer amerikanischen Zeitschrift veröffentlicht. Man befestigt eine Guttapercharöhre an den Mund des Schnarchers und leitet sie an sein Trommelfell; er hat dann immer den ersten Eindruck von dem unangenehmen Laut, den sein Schnarchen verursacht und wird sich — hofft man — letzteres abgewöhnen.

Logogryph.

Fünf Zeichen machen mein einsilb'ges Wörtchen aus.
Du brauchest mich zuerst, erbaust du dir ein Haus.
Das erste Zeichen weg, so bin ich wie die Welt,
Und wie ihr stummer Fürst — dem Mancher gleicht — das Geld.
Ein Wörtchen kommt heraus, wenn auch das Zweite schwindet,
Was Alles in der Welt, selbst Gott und Tod verbindet.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 153. Donnerstag, den 22. December **1859.**

Heimath des Mutterherzens.

Mein Mütterlein hat mir verkündet,
Als ich gefragt dereinst als Kind,
Wozu die Sterne angezündet
Des Nachts am dunklen Himmel sind:
Daß für ein jedes Menschenwesen,
Das auf der Welt gesehen wir,
Als Wohnung sei dort auserlesen
Ein Stern, wenn's erst gestorben hier,
Und selig soll' es dann von drüben
Herüberschau'n mit treuem Blick
Auf all' die Herzen, die geblieben
Noch auf der Erde sind zurück.
Und wenn ein Mensch, das Aug' voll Thränen,
Noch nicht vollbracht den dunklen Lauf,
Da soll sich seine Seele sehnen
Nach seiner Lieben Heimath auf.

Manch' liebes Haupt hab' ich verloren
Und Leid darum gehegt und Schmerz,
Manch' treues andre Herz erkoren,
Jedoch — kein zweites Mutterherz.
Ob ich in Aengsten und Gefahren
Mit Wog' und Stürmen auch gekämpft,
Ob Glück und Heil mir widerfahren,
Nie ward die eine Lust gedämpft,
Die Lust, den Blick hinauf zu lenken
Zum Sternenhimmel, licht und klar,
Und eines Wesens zu gedenken,
Das hier mein Ein und Alles war.
Denn, wie das Kind erfüllt vor Jahren
Der Mutter Deutung einst mit Lust,
Hab' ich die Kunde zu bewahren
Der Sternenheimath stets gewußt.

So wurde denn das schönste Feuer,
Das hoch am nächt'gen Himmel kreist,
Der Liebe Stern mir ewig theuer,
Weil ihn bewohnt der Mutter Geist.

Judas.

(Fortsetzung.)

Christine folgte der erhaltenen Aufforderung und auf- und niederwandelnd in den Kieswegen des Gartens, öfters auch stehen bleibend, erzählte ihr Severin Werner die nachfolgende Geschichte seines Lebens:

„Zwanzig Jahre und darüber sind es her, daß ich in der Blüthe meiner Jugend stand. Es war eine schöne, hoffnungsreiche Zeit für mich, eine Zeit, deren ich immer mit Freuden gedenken werde. War ich gleich ohne Mittel — das Erbtheil meiner Eltern hatten das Studium auf der Universität und der Vorbereitungsdienst für mein Fach völlig aufgezehrt — so besaß ich doch genug, um zufrieden zu sein; eine rüstige Gesundheit, frohen Muth und einen kleinen Schatz von Kenntnissen, der mein Fortkommen in der Welt sicherte und mir, im Vereine mit anderen Glücksumständen, schon damals zu einer einträglichen und befriedigenden Stellung als Anwalt verholfen hatte.

„Damals veränderte ich meinen Wohnort. Es boten sich mir in einer benachbarten Stadt des Landes Aussichten auf eine ausgedehntere Wirksamkeit, die ich nicht von der Hand weisen mochte. Die erste Rechtssache, welche mir an meinem neuen Wohnorte übertragen wurde, war die Ordnung einer Erbschaftsangelegenheit, die mich mit einer der Betheiligten, der Wittwe eines Regierungsraths, welche in derselben Stadt lebte, in nähere Berührung brachte. Diese kluge und geistvolle, aber ebenso leidenschaftliche Frau hatte die meisten Materialien in ihrem Besitze, welche zur Schlichtung der verwickelten Sache führen konnten, und ihre Unterstützung war mir so unentbehrlich, daß ich in ihrer Wohnung häufig ein- und ausging

und, wie es mir schien, nach und nach ihr volles Vertrauen gewann.

„Diese Dame hatte eine einzige Tochter. Sie hieß — wie Ihre Freundin, Christine, — Elisabeth. Es war ein holdes, liebliches Mädchen, geweckt und geistvoll wie ihre Mutter, aber dabei sanft und innig, ohne jede Spur der stürmischen Leidenschaftlichkeit, welche diese kennzeichnete. Ich gewann Elisabeths Liebe. Die Mutter war damit einverstanden. Ihre Tochter besaß wenig oder kein Vermögen und war für bescheidene Ansprüche erzogen. Gern erhielt ich das begehrte Jawort und mein Glück dünkte mir unermeßlich.

„Um dieselbe Zeit, kurz nach meiner Verlobung mit Elisabeth, ward mir eine öffentliche Anstellung angetragen. Ich hatte keine besondere Neigung, darauf einzugehen, so dankbar ich es auch anerkannte, daß durch die Gunst eines einflußreichen Gönners die Aufmerksamkeit überhaupt auf mich gelenkt worden war. Elisabeths Mutter aber war anderer Ansicht. Sie wünschte lebhaft, daß ich den Antrag annehmen und den gesicherten Beamtenstand gegen den ungewissen Beruf eines Anwalts vertauschen möge; nur um Elisabeths willen, wie sie hinzufügte; denn sie selbst liebte keineswegs die Abhängigkeit des Beamten gegenüber dem freien, auf sich selbst gestellten Advocatenstand.

„Ich für meine Person theilte diese Ansicht. Aber unvermögend, wie ich war, verkannte ich nicht die Vortheile der Sache und die Rücksicht auf Elisabeth, meine innig geliebte Braut, war entscheidend. Ich wurde Beamter.

„Oft fiel es mir um jene Zeit auf, wie bitter und gereizt Elisabeths Mutter von dem Staate, welchem wir angehörten, von dessen Einrichtungen und oberster Verwaltung zu sprechen pflegte. Bisweilen unterbrach sie sich dann zwar selbst in ihren Auslassungen und meinte mit halb erzwungenem Lächeln, sie dürfe wohl meine loyalen Ohren mit derartigen Worten nicht behelligen und es könne am Ende gar meiner ferneren Laufbahn Eintrag thun, wenn Jemand in Erfahrung brächte, was für gefährliche Reden ich aus dem Munde meiner künftigen Schwiegermutter ruhig mit anhöre.

„Ich lächelte dazu. Was konnte auch innerhalb der vier Wände des Hauses die gereizte Stimmung einer Frau für Nachtheil bringen? Den eigentlichen Grund dieser Gereiztheit erfuhr ich nie. Als ich einmal darauf anspielte, ward mir eine so dunkle und ausweichende Antwort zu Theil, daß ich nie wieder fragte. Ich glaubte, daß der verstorbene Vater Elisabeths in seinen letzten Jahren mit seiner vorgesetzten Behörde in Differenzen gerathen sei oder irgend eine sonstige Geschäftswiderwärtigkeit zu bestehen gehabt habe, der auf seinen und seiner überlebenden Gattin Gemüthszustand von so störendem Einflusse geblieben.

„Es entging mir nicht, daß Elisabeth mit diesem Verhalten ihrer Mutter nicht wohl einverstanden war. Das liebe Mädchen schien es ernstlich zu beunruhigen, daß ich nicht in alle Geheimnisse der Familie sofort eingeweiht werden sollte. Sie deutete dies nicht allein durch Blicke an, welche sie bei derartigen Gelegenheiten mit ihrer Mutter und dann mit mir wechselte, sondern fragte auch dereinst die Erstere in meiner Gegenwart ganz ausdrücklich, ob ich denn nicht ein Recht habe, in jeder Hinsicht ihr beiderseitiger Vertrauter zu werden?

„Das verstehst du nicht, mein Kind, war die Antwort der Mutter, was nützt ein Recht, wenn es nur vom Unheile ist? Laß mich nur handeln. Herr Werner soll später noch ganze Bände Familiengeschichten erzählt bekommen. Einstweilen hat er dich, und das wird ihm ja wohl die Hauptsache sein.

„So war es auch. Dankbar und ohne Arg nickte ich der Mutter zu. Die Geschichte meiner Elisabeth las ich aus ihren treuen Augen heraus; was kümmerte mich das Uebrige?

„Ich kam um jene Zeit nur wenig in Gesellschaft. Einen eigentlichen Kreis von Bekannten hatte ich mir an meinem neuen Wohnorte noch nicht geschaffen, und ehe dies geschehen konnte, war ich durch die Bekanntschaft mit meiner Braut abgehalten und gefesselt worden. Auch Elisabeth und ihre Mutter lebten äußerst zurückgezogen. Sie waren ebenfalls erst vor Kurzem in jene Stadt übergesiedelt, wohin sie, wie die Mutter sagte, gerade das einfache und anspruchslose Leben dortselbst und die anmuthigen Umgebungen gelockt hatten. So geschah es, daß ich über die näheren Verhältnisse meiner Verlobten und deren Angehörigen fast lediglich aus ihrem eigenen Munde unterrichtet war.

„Der Zeitpunkt für meine Vermählung mit

Elisabeth war bereits festgesetzt und die Vorbereitungen dazu waren in vollem Gange, obschon wir das Verlöbniß — dem Wunsche der Mutter gemäß — noch nicht einmal öffentlich bekannt gemacht hatten. Seit einigen Tagen hatte sich mir aber die Wahrnehmung aufgedrängt, daß sowohl Elisabeths Mutter, als meine Braut selbst die Spuren einer auffallenden Unruhe zeigten, deren Grund ich mir nicht erklären konnte. Auch fand ich Elisabeth bei meinen Besuchen mehrmals in Thränen. Ich bat sie dringend um Mittheilung Dessen, was sie störe.

„Es ist Nichts, sagte sie unter Thränen lächelnd, man weint so gern ein Mal, wenn man sich glücklich fühlt. Glaub' mir's nur, es ist Alles in Ordnung, was uns Beide angeht. Und vertraue mir nur von Herzen, setze nie Zweifel in mich, auch wenn sie dir nahe kommen. Denke immer, daß Alles so geschieht und nicht anders um Deinetwillen!

„Ich beruhigte mich also und Elisabeth küßte mir die besorgten Falten von der Stirne weg.

„Tags darauf befand ich mich in einer ziemlich aufgeregten Stimmung. Ein unangenehmer Vorfall mit einem meiner Vorgesetzten, an welchem ich mich ganz schuldlos fühlte, hatte mir den Tag gründlich verdorben und ich konnte mich im Laufe der Geschäfte von quälenden Gedanken nicht frei machen Weil ich dabei wohl fühlte, daß ich mich durch meine Hitze zu übereilten Aeußerungen hatte verleiten lassen, die mir sicher nicht so bald verziehen wurden, empfand ich zugleich lebhafte Reue über meinen Eintritt in den Beamtenstand. Nie hatte es mich mehr geschmerzt, daß ich meine Freiheit hingeopfert hatte, als an diesem Tage, wo mich zum ersten Male die Fesseln der Abhängigkeit wund drückten.

„Ich hoffte Trost und Beruhigung von dem Abend, der mich ja in die Gesellschaft meiner Elisabeth führte. Mein Gemüth, an und für sich schon — ich muß es bekennen — raschen Verstimmungen zugänglich, bedurfte heute doppelt einer solchen Erheiterung. Ohne Säumen eilte ich also zur gewöhnlichen Stunde in die Behausung meiner Elisabeth.

„Zwar hatte ich von der Straße aus kein Licht in dem Zimmer gesehen. Allein dies beirrte mich nicht, weil Elisabeth und ihre Mutter, die an den Augen litt, oft lange Dämmerstunden zu halten pflegten. Ich zog an der Klingel des Vorsaals. Niemand hörte; ich selbst vernahm keinen Laut im Innern der Wohnung. Ich schellte wiederholt und immer heftiger, denn ich konnte mir nicht vorstellen, daß Niemand daheim sei, weil ich ja regelmäßig um diese Stunde erwartet wurde. Die Pforte blieb aber hartnäckig verschlossen und es regte sich Nichts.

„Im höchsten Grade unruhig und mißgestimmt begab ich mich endlich nach meiner Wohnung zurück. Es war ein recht unglücklicher Tag für mich gewesen und nun war auch die Freude des Abends verdorben! Es schien mir sehr Unrecht von Elisabeth, daß sie heute nicht ein Stündchen Zeit für mich übrig hatte und mich nicht einmal zuvor in Kenntniß setzte. Was sollte es denn überhaupt heißen — vernünftelte ich weiter — daß sie Geheimnisse vor mir hat? In solchen Dingen durfte sie sich nicht von ihrer Mutter bestimmen lassen; mir gebührte volles Vertrauen. Gott weiß, was die wunderliche, eigenwillige Frau für ein Spiel mit mir treibt, ein Spiel, welchem die lenksame Tochter vielleicht mitleidig, aber doch unthätig und widerstandslos zuschaut.“

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Cementprobe.) Um die Güte des Portland-Cements, die an äußeren Kennzeichen nicht ersichtlich ist, zu prüfen, wird als zweckentsprechende Methode in der „Zeitschrift des landw. Centralvereins der Provinz Sachsen“ folgende empfohlen. Man mischt den Cement mit genau so viel Wasser, daß von demselben Kugeln von circa 1 Zoll Durchmesser geformt werden können. Nachdem diese Kugeln eine halbe Stunde der Luft ausgesetzt worden, wird die Hälfte derselben in ein Gefäß mit Wasser gelegt. Nach Verlauf von 24 Stunden müssen sowohl die im Wasser befindlichen, als die in der Luft gebliebenen Kugeln eine solche Härte innen und außen erlangt haben, daß mit dem Daumennagel nicht leicht Eindrücke zu machen sind

---

Lebensphilosophie.

Der Aberglaube ist jenes vielgestaltige Ungeheuer, welches von uralten Zeiten her das Joch der religiösen und politischen Sclaverei über den Nacken der Menschheit geworfen, ihre edelsten Kräfte gelähmt, ihrem freien Fortschritt zur Ausbildung und Vollendung unübersteigliche Hindernisse entgegen gethürmt hat.

Man schätzt Manchen viel zu hoch, als daß man ihn lieben könnte. Er flößt Bewunderung ein, aber er ist zu weit über uns, als daß wir mit der Vertraulichkeit der Liebe uns ihm zu nähern getrauen.

Verschiedenes.

(Eine Universal-Schriftsprache.) Seit drei Jahrhunderten beschäftigte die Gelehrten aller Länder die Idee, eine allgemeine, d. i. allen Nationen der Erde verständliche Schriftsprache festzustellen. Die Academien der Wissenschaften setzten Preise für die Lösung dieser Aufgabe aus, wie z. B. die dänische noch im Jahre 1811, jedoch ohne Erfolg. Seither schien die Lösung als unausführbar aufgegeben. Jetzt liegt uns eine kleine Schrift vor, die sich als Versuch ankündigt, in der That aber diese Aufgabe als gelöst erscheinen läßt. Die in Semlin gedruckte Broschüre führt den Titel: »Pasigraphie mittelst arabischer Zahlzeichen von Moses Paic (Paitsch).« Der Verfasser hat in klarer und überzeugender Weise die Grundzüge seines Systems dargelegt: die Erlernung desselben erfordert weit weniger Zeit als z. B. jene der Stenographie und das System läßt sich auf alle Sprachen anwenden. Der Verfasser hat die grammatikalischen Formen durchgehends berücksichtigt und leichtfaßlich entwickelt. Für jeden Hauptbegriff setzt er eine Zahl, die der Deutsche, der Franzose, der Engländer, der Hindu, der Chinese u. s. w., jeder in seiner Sprache liest. Aus diesen Hauptbegriffen lassen sich nach einem gleichmäßigen Schema alle Nebenbegriffe ableiten, so zwar, daß, wenn Jemand die für die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens ausreichenden tausend Begriffe sich eigen gemacht hat, er gleichzeitig und ohne weitere Mühe 7—8000 Nebenbegriffe inne hat, die er ohne viel Kopfbrechen niederschreibt und die Jeder, der sich dieses System eigen gemacht, in seiner Sprache herabliest. Der Verfasser hat dies, was wir hier aussprechen, nur angedeutet, die Ausführung aber ergibt sich bei einigem Nachdenken sehr leicht von selbst. Für die Telegraphie dürfte diese Erfindung von großem Nutzen sein.

Reisebriefe aus Japan in »Blackwood's Magazine« erzählen Merkwürdiges über die mannigfache Verwendung des Papiers daselbst. Aus Papier wird dort ein Stoff gemacht, der sich vom besten Maroccoleder kaum unterscheiden läßt; aus Papier verfertigt man mit Hülfe von Lack Reisekoffer, Sättel, Telescopgestelle, vortreffliche wasserdichte Ueberröcke, Taschen- und Handtücher. Aus Papier bestehen zum großen Theile die Zwischenwände in den Häusern und aus feinem Papier dreht ein japanesischer Ladenbesitzer in wenigen Secunden einen Bindfaden zum Zusammenbinden seiner Waaren, der dem unserigen an Stärke nicht nachsteht. Kurz, Papier spielt überall eine unglaublich große Rolle, und weise Mütter stipuliren im Heirathscontracte ihrer Töchter, wie viel Papier diesen zur Verfügung gestellt werden müsse, damit sie anständige Wirthschaft führen können.

In Bruntrut in der Schweiz wird am Feste der heiligen drei Könige (6. Januar) den Kartoffeln, welche das Brod der Armen sind, zu Ehren ein Kartoffelmahl gehalten, an welchem Alt und Jung, Reich und Arm Theil nehmen. Die Mahlzeit besteht von der Suppe bis zum Dessert aus Kartoffeln, welche in allen möglichen Arten und Gestalten, in welche sie die Kochkunst zu bringen versteht, erscheinen. Als Getränk wird ein bierartiges Gebräue, ebenfalls aus Kartoffeln gewonnen, und zum Schlusse Kartoffel-Liqueur gereicht.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 152:
Grund — rund — und.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 154. Samstag, den 24. December 1859.

Am Christabend.

Wenn's eisig kalt auch in den Straßen weht,
Vom rauhen Norden her es noch so schneit,
Die Kälte mir auch durch die Kleider geht,
Im warmen Zimmer duldet's mich nicht heut';
Ich stehe einzeln da, einsam sitz' ich zu Haus,
Der Jugend schöner Traum, er dränget mich hinaus!

Wohl schmerzt es viel, wenn man den Lieben fern
Am heil'gen Abend ist, der Viel' erfreut;
Doch schaut man auch der Andern Freude gern,
Es scheucht den Gram, gibt wieder Heiterkeit;
Drum auf und schnell hinaus, die Straßen hin und her,
Die Fenster hellen sich da immer mehr und mehr!

Wie glänzend strahlt von vieler Lichter Schein
Der Weihnachtsbaum, behängt so voll und bunt;
Die kleine Schaar, wie stürzet sie herein,
Als sie gehört den Ruf von Eltern Mund:
„Ihr Kinder, kommet schnell, das Christkind war schon da!"
Geblendet stehen sie und rufen nur ein Ah!

Doch währt's nicht lang, da bricht der Jubel aus
Ob der Geschenke Meng' und ihrer Pracht,
Und wie so da, seh' ich's in manchem Haus,
Schau Zimmer auch, wo hellt die dunkle Nacht
Nur düst'rer Lampenschein; ob Armuth drinnen wohnt,
Ob Leiden and'rer Art, Er kennt's, der jenseits thront!

Was aber ist's, daß ich auch im Gesicht
Von Manchem Trauer seh' bei Aller Freud'?
Ihr schauet wohl im Kreise Eines nicht,
Wie eben vorig's Jahr zu gleicher Zeit;
Es trennte wohl der Tod von eu'rem trauernd' Herz?
Mir sagt's der stumme Blick und der so stille Schmerz!

Drum tröste, Herr, was leidend heute ist,
Führ' diesen Abend zu den Armen ein
Des Reichen Hand, daß freudig auch begrüßt
Vom mitternächt'gen Glockenklang sie sei'n,
Der hochertönend heut' uns Christen rufet zu:
„Gedenke deines Gotts, hoff' und vertraue du!"

Judas.

(Fortsetzung.)

„Von solchen Gedanken heimgesucht, kam ich auf meinem Zimmer an. Dort lag ein Briefchen für mich von Elisabeths Hand, das, wie man mir sagte, bereits am Morgen dort abgegeben war. Ich erbrach es hastig und las. Elisabeth benachrichtigte mich, daß ihre Mutter und sie in dringenden Angelegenheiten auf ein oder zwei Tage nach der benachbarten Stadt gereist seien. Sobald sie heimgekehrt, würde ich in Kenntniß gesetzt werden; einstweilen sei ihre Wohnung verschlossen, das Dienstmädchen nach Hause entlassen. Den Grund sollte ich später erfahren.

„Der Brief war offenbar in größter Eile und mit zitternder Hand geschrieben. Was in aller Welt mußte geschehen sein?

„Zu Hause litt es mich nicht. Ich mußte Gesellschaft suchen, unter Menschen gehen, um mich zu zerstreuen und aufzurichten. Ich ging in ein Weinhaus, wo ich eine Anzahl junger Männer traf, mit denen ich wenigstens oberflächlich bekannt war. Ihrer Aufforderung gemäß setzte ich mich zu ihnen, und bald entwickelte sich ein ziemlich munteres Zechgelage. Ich nahm zwar Theil daran, aber obgleich ich einige Gläser starken Wein rasch nach einander genoß und wohl fühlte, wie mir das Blut heißer durch die Adern strömte, gelang es mir

nicht, in die allgemeine laute Fröhlichkeit mit einzustimmen. Mich quälte noch immer die Erinnerung an den heute erlebten Verdruß und die unfreiwillige Trennung von meiner Braut.

„Während wir noch zusammen saßen und plauderten, kam ein Mann in das Zimmer, der mit geflochtenen Arbeiten, Muscheln und dergleichen Dingen handelte und uns zum Kaufen einlud. Es wurden auch einige kleine Einkäufe gemacht, und durch den günstigen Erfolg ermuthigt, bot uns der Krämer auch Lotterieloose, welche er bei sich führte, zur Abnahme an.

„Es glückte ihm. Ich war fast der Einzige, der bis jetzt keinen Handel gemacht hatte.

„Und Sie, werthester Herr, sagte er endlich zu mir Zögernden, kann ich Ihnen nicht auch mit einer Kleinigkeit dienen? oder wünschen Sie vielleicht ein Loos? Die Ziehungen haben bereits begonnen, Sie können alle Tage einen Treffer haben. Kann ich Ihnen dienen?

„Ich hatte wenig Lust. Der Preis war mir zu hoch, um ihn auf das Spiel zu setzen, und ich hatte noch nie auf solche Weise mein Glück versucht. Die Andern, als sie dies hörten, bestürmten mich aber, das Anerbieten nicht von der Hand zu weisen und Fortuna's Wink zu benützen.

„Es ist heute gerade die rechte Glückslaune für mich, dachte ich bitter und verdrossen, aber, gereizt durch den innerlichen Gegensatz, zählte ich die blanken Thaler auf den Tisch, zog ein Loos und steckte es zu mir. Die Gläser klangen zusammen auf das Gelingen des Glückswurfs.

„Bald darauf verließ ich den lauten Kreis, in dem ich mich nicht heimisch fühlte, und ging meines Wegs. Der Abend war inzwischen weit vorgerückt. Es herrschte tiefe Finsterniß auf den Straßen, welche ein feiner Herbstregen benetzte. Auf dem Wege nach meiner Wohnung begegnete ich keiner menschlichen Seele. Es war auch wahrhaftig kein einladendes Wetter für Nachtwandler. Schon war ich vor der Thüre meines Hauses angelangt und wollte eintreten. Aber der Kopf brannte mir so von innerer Gluth nach dem ungewohnten Genusse des starken Weines, daß eine Wanderung im Freien vorzuziehen schien. Ich schützte mich, so gut es gehen wollte, gegen das unliebliche Wetter und setzte meine Schritte fort. Ich durcheilte mehrere Straßen, ohne ein Genüge zu finden. Plötzlich befand ich mich vor dem Hause, wo Elisabeth und ihre Mutter wohnten. Ich gewahrte dies erst, als ich die kleine Brücke betrat, welche ganz in der Nähe über den Kanal führte und durch eine Laterne erleuchtet war. Ich blickte zu Elisabeths Fenstern hinauf und wie — schimmerte dort etwa nicht ein Lichtstrahl, der sich durch die zugezogenen Vorhänge hindurch zu stehlen schien? War es Täuschung oder Wirklichkeit? Sie waren ja verreist, Elisabeth und ihre Mutter, die Wohnung mußte geschlossen sein. Ich täuschte mich, der Wein trübte die bewährte Sicherheit meiner Augen.

„Und dennoch kam ich nicht von der Stelle. Immer und immer von Neuem starrte ich hinauf nach dem verdächtigen Fenster und nein, wahrhaftig nein, ich irrte mich nicht, es war Licht in dem Zimmer.

„Während ich in meiner Aufregung noch schwankte, was ich thun sollte — es konnten ja Diebe sein, welche, die Abwesenheit der Bewohner benutzend, dort oben ihr freches Handwerk übten, — gewahrte ich oben einen breiteren und helleren Lichtschimmer, und durch diesen hervorgehoben die Gestalt meiner Elisabeth, welche indessen sofort wieder vom Fenster verschwand.

„Elisabeth daheim, ich also belogen und schnöde von der Thüre gewiesen! — In mir kochte das Gefühl der bittersten Kränkung. Das ging zu weit. Was sollte das versteckte Spiel mit mir bedeuten?

„Und wiederum vergrößerte sich oben der Lichtschimmer und eine andere Gestalt trat, wie um das Wetter zu beobachten, auf einen Augenblick an das Fenster, das übrigens geschlossen blieb. Es war ein fremder, und wie es mir schien, noch junger Mann.

„Wilde, unvernünftige Eifersucht erfaßte mich und drohte mich zu übermannen. Das ganze Gebäude meines Glücks schien mir vernichtet. Aber was jetzt beginnen? Unmöglich konnte ich den Platz räumen, ohne nähere Forschungen anzustellen. Hinter dem Hause lag ein Garten. Aus diesem führte ein kleines Pförtchen in eine schmale Nebengasse. Ich hatte die dunkle Ahnung, daß der vermeinte Nebenbuhler, wenn er überhaupt das Haus verlassen sollte, dieses Pförtchen wählen würde. Deßhalb begab ich mich dorthin und hielt aufmerksame Wacht.

„Es dauerte nicht lange, da kamen leise Schritte durch den Garten. Das Pförtchen wurde vorsichtig von innen geöffnet, und Elisabeth trennte sich weinend von dem Fremden. Wie herzte und küßte er sie beim Abschied! Aber ich hielt noch zurück. Elisabeth sollte dennoch nicht Zeugin Dessen sein, was ich zu thun beabsichtigte.

„Vorsichtig ging der Fremde die Gasse hinab in der Richtung, wo sie in eine breitere Straße einmündete, welche unmittelbar zur Stadt hinausführte. Sein Tritt war so leise, daß man ihn kaum zu hören vermochte. Ich folgte ihm in einiger Entfernung, bis wir in jene Straße gelangt sein würden, wo, wie ich aus der Ferne bemerkte, einige Laternen wenigstens noch eine Spur von Licht verbreiteten. Dort wollte ich ihn anhalten und Rechenschaft fordern, was er in jenem Hause zu schaffen gehabt.

„Kaum war er also um die Ecke der Gasse gebogen, so sprang ich ihm mit hastigen und starken Schritten nach und rief ihm ein lautes: Halt! zu. Es schien mir, als ob er zuerst Folge leisten und mir Rede und Antwort stehen wollte. Allein er änderte plötzlich seinen Entschluß und sprang dicht an mir vorbei in das dunkle Seitengäßchen zurück. Ich rief ihm ein zweites donnerndes Halt! nach und verfolgte ihn. Er eilte nach dem Pförtchen zurück, durch welches er vor wenig Augenblicken in's Freie gelangte. Es war verschlossen. Ich blieb ihm dicht auf den Fersen.

„Bleiben Sie stehen, rief ich ihm zu, und beantworten Sie mir meine Fragen. Weiter verlange ich Nichts. Was fliehen Sie denn in aller Welt wie ein gemeiner Verbrecher?

„Es erfolgte keine Antwort, und ehe ich mich des Flüchtigen bemächtigen konnte, eilte derselbe auf dem Wege, den er gekommen, wieder nach der erwähnten breiteren Straße. Seine Hoffnung auf das erwünschte Asyl war eine eitle gewesen und Kraft und Zeit unnütz verschwendet worden.

„Unter fortlaufendem lauten Zurufen setzte ich meine blinde Verfolgung fort. Kaum dachte ich noch daran, weßhalb jener eigentlich fliehen möge, weßhalb ich ihn zu ereilen suche. Aber mein Ziel mußte erreicht werden. Jetzt kamen verspätete Gäste die Straße herunter, so daß sie dem Flüchtling den Weg abschnitten, dafern sie in das Interesse gezogen wurden. Mein Rufen hatte sie bereits aufmerksam gemacht. Ich schrie ihnen jetzt die unmittelbare Aufforderung zu, den Flüchtigen aufzuhalten. Sie leisteten Folge. Unter den Herankommenden schienen sich Soldaten zu befinden, denn ich gewahrte das Blinken von Waffen. Der Unbekannte wurde nach kurzem Widerstande gefaßt und festgehalten. Athemlos kam ich hinzugestürzt.

„Aber ehe noch ein verständiges Wort zwischen uns Allen, die wir uns an dieser Stelle zufällig gesammelt hatten, gewechselt werden konnte, ertönte plötzlich von dem nahen Fort herab, wo eine größere Anzahl politischer und anderer Gefangener verwahrt wurde, die Lärmkanone in die Nacht hinein. Alle horchten hoch auf. Die mit anwesenden Soldaten jubelten: Das ist vielleicht der Vogel, der oben aus dem Käfig geflogen ist. Heda, lieber Freund, versteht Ihr Euch auf die Kanone oben, oder geht sie Euch Nichts an?

„Mich überlief bei diesen Worten ein eisiger Schauder. Hatte ich am Ende gar einem armen Gefangenen, der nach Freiheit lechzte, die mühsam vorbereitete Flucht vereitelt? Keine gemeine Verbrecher waren es ja, die dort oben in Haft saßen, und wär' es so gewesen, so mochte doch **ich** nicht der Häscher sein!

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Mastochsenfleisch.) Der „chemische Ackersmann“ berichtet in seinem Januarheft unter Anderem über die umfassenden Untersuchungen, welche voriges Jahr in England von Lawes und Gilbert angestellt worden sind, um über die Qualität des Rindfleisches je nach dem Mastzustande der Thiere wissenschaftliche Aufschlüsse und sichere Anhaltspunkte für die Praxis zu bekommen. Als Hauptresultat dieser Arbeiten gilt: 1) daß der Wassergehalt des Fleisches mit fortschreitender Mastung bedeutend abnimmt; 2) daß ein Pfund Rindfleisch von einem gut gemästeten Ochsen beinahe so viel Nährstoffe enthält, als zwei Pfund vom ungemästeten Ochsen. Diese großen Unterschiede im Fleischwerthe haben neulich auf der agriculturchemischen Station in Schlan in Böhmen eine schöne Bestätigung gefunden. Dort wurde

nämlich das Schulterstück eines fetten und das eines magern Ochsen vergleichend analysirt. Man fand in je 1000 Pfund dieses Fleisches vom

	gemästeten Ochsen	ungemästeten Ochsen
Wasser . .	390 Pfd.	597 Pfd.
Muskelfleisch	356 „	308 „
Fett . . .	239 „	81 „
Mineralsalze	15 „	14 „
	1000 Pfd.	1000 Pfd.

Lebensphilosophie.

Wird das Alter gequält, so hoffe wieder, Erdensohn! Nichts ist kürzer, als das Alter, denn du weißt ja kaum, wann es beginnt. Jeder Lebenszeit erinnerst du dich und findest sie verschönert wieder, nur nicht des Alters; aber wenn du droben, hinter dem Tode, dich des Alters erinnerst, so findest du auch die letzten Tage verschönert wieder.

In der Jugend ist jung sein leicht,
Schwerer und schöner, wenn's Haar sich bleicht.

Verschiedenes.

Ein Berliner Kaufmann hat außer anderen zweckentsprechenden Panamahüten für Liebhaber theuerer Sachen auch solche Hüte zu verkaufen, die die Kleinigkeit von 300 Thaler kosten. Kürzlich tritt ein Herr bei ihm ein und wünscht ein Stück dieser Hutsorten zu sehen. Bereitwilligst wird es ihm vorgelegt; er nimmt es prüfend in die Hand, betrachtet es eine Weile und fragt dann: „Ja, aber wo sind denn die Löcher?“ Der Kaufmann denkt erschrocken, die Waare sei trotz ihres Preises noch nicht ächt genug und die vermißten Löcher seien für den Kenner das Merkzeichen. Er bittet also dringend um Aufklärung und erhält sie mit den Worten: „Nun die Löcher, durch die der Ochse, der einen solchen Hut kauft, seine Hörner stecken müßte.“

(Theilbarkeit.) Ein Pfund Baumwolle kann zu einem Faden von 40 deutschen Meilen gesponnen werden; ein Loth Gold läßt sich zu einem Draht von 140 Meilen ziehen; die Vergolder wenden Goldplättchen an, welche eine Dicke von nur 1/2000 Linie haben, und 1 Gran Gold gibt durch Ausdehnung eine Platte von 75 □" Flächenraum oder einen Draht von 500' Länge. Am Weitesten wird die Ausdehnung des Goldes bei den Lyoner Tressen getrieben, nämlich bis zu einer Dünne von 1/5000 Pariser Linie. Die Natur freilich übertrifft die Kunst hierin bei Weitem. Beim Blumenkäfer hat man 25,000 Facetten an einem Auge gezählt; die Stubenfliege hat deren 4000 an einem Auge. Auf den Flügeln eines gewissen Schmetterlings lassen sich 60,000 Augen und in den Fäden einer Spinne an 7000 dünnere Fäden entdecken. Die größte Theilbarkeit indessen hat man beim Geruche des Rosmarins gefunden, der sich 20 — 30 Meilen über die See verbreitet.

Viersilbige Charade.

Auf Bällen wie bei Maskeraden
Sieht häufig man das erste Paar;
Auch trägt die holde Damenschaar
Zur Schau es auf den Promenaden.
Die letzten zwei sind sieben Brüder,
Nimmt man derselben Einheit an,
Die in des Zeitstroms schnellem Kahn
Sich nahen und entfernen wieder.
Auf unsres Lebens schönster Feier
Folgt stets das Ganze lächelnd nach,
Und wie ein milder Frühlingstag,
Nachdem des Winters eis'ger Schleier
Allmählich schwand vor unsern Blicken,
Die Erde schmückt mit frischem Grün,
Und Wald und Felder neu erblüh'n:
So kann das schöne Ganze schmücken
Des Lebens Sein mit frischen Blüthen.
Zum Leben weckt es neue Lust
Und senkt hinab in uns're Brust
Der Liebe Harmonie und Frieden.
Drum merkt's euch fein, ihr Junggesellen,
So lange ihr Gott Hymen flieht,
Euch nie das schöne Ganze blüht,
Und öd und leer sind eure Zellen.

L. —el.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 155. Dienstag, den 27. December 1859.

Judas.

(Fortsetzung.)

„Inzwischen hatte sich der Fremde stumm und lautlos verhalten. Sein Muth und seine Kraft schienen gebrochen, seitdem er den Schall der Kanone vernommen hatte. Jetzt faßte ich ihn beim Scheine der Laterne in's Auge. Es war ein junger Mann in meinen Jahren, eine hohe und edle Gestalt. Sein Antlitz war schmal und bleich, oder vielleicht auch nicht. Ich konnte darüber nicht mehr urtheilen, seitdem ich einen einzigen Blick auf dieses Antlitz geworfen und einen Zug von Aehnlichkeit darin entdeckt hatte, der mir das Blut in den Adern erstarren ließ.

„Waren das nicht Elisabeths Augen, die jetzt so durchdringend auf mir hafteten? war das nicht ihre Stirn und ihr Mund, um welchen jetzt ein so verzweiflungsvolles und dabei verächtliches Lächeln spielte?

„Mir schwindelten die Sinne. Kaum wußte ich noch, was äußerlich in meiner Nähe geschah. Desto schrecklicher aber dämmerte in mir die Vorstellung von einem Zusammenhange Dessen auf, was ich frevelnd veranlaßt hatte. Der Kreis von Gestalten ward dichter und dichter. Ich bemerkte einen Officier mit Mannschaft, welcher herbeikam und mit den Umstehenden verhandelte. Dazwischen ertönte auch noch mehrmals vom Fort herab die Lärmkanone. Aber für mich war Alles ein Chaos, Alles, Alles! — Nur Eines sah ich, nur Eines hörte ich noch deutlich, einen herzdurchbohrenden Blick, einen markerschütternden Schrei von Elisabeth und ihrer Mutter, die ebenfalls herbeigestürzt kamen und, an den Flüchtling sich anschmiegend, den ich in die Hände der Häscher geliefert hatte, von mir, dem Unseligen, ihre Blicke mit Abscheu wegwendeten. Und als ich mich ihnen näherte, um ihnen nur ein Wort der Aufklärung und Entschuldigung vorzustammeln, — denn daß ich arg gesündigt und ein entsetzliches Unheil angestiftet hatte, so viel war mir deutlich bewußt, — da ertönte mir aus den Lippen des unglücklichen jungen Mannes, den sie so eben wieder abführen wollten in die trostlose Haft, ein Wort entgegen, das seitdem wie ein Fluch auf meinem Leben gelastet hat: Fort mit dir, Judas, hinweg von den Meinigen. Gehe hin und laß dir den Häscherlohn auszahlen, elender Verräther!

„Und aus dem Munde der unglücklichen Mutter meiner Elisabeth und ihres von mir verrathenen Bruders — ihr Bruder war es ja, der leibliche Sohn ihrer Mutter, den ich an der Flucht verhindert hatte, — tönte es mir abermals schneidend entgegen: Hinweg von uns, Judas! — und als ich wenigstens Elisabeths Hand ergreifen und um Vergebung flehend an meine Lippen drücken wollte, da zog auch sie die Hand vor mir zurück und zwischen ihren Lippen erstarb der entsetzliche Name Judas!“

Hier hielt der Erzähler einen Augenblick ein. Er holte tief Athem und trocknete sich den kalten Schweiß von der Stirn. Seine Mittheilungen griffen ihn augenfällig an und dennoch gönnte er sich nur kurze Ruhe. Es drängte ihn, zum Schlusse seines Berichts zu gelangen. Auch Christine war so erschüttert und zugleich so gespannt, daß sie Severin gegenüber die Mahnung vergaß, sich schonen und erst neue Kräfte sammeln zu wollen.

„Ahnen Sie wohl den Zusammenhang, liebe Christine?“ fuhr dieser fort. „Sie werden nicht völlig irre gehen, aber die Folge der Ereignisse läßt in ihrer furchtbaren Schwere doch alle Muthmaßungen hinter sich zurück.

Ohne es zu wissen, hatte ich durch meine verwerfliche, weil aus strafwürdigem Mißtrauen hervorgegangene Handlungsweise den Bruder meiner Elisabeth um die so heiß ersehnte Freiheit gebracht. Jahre lang bereits hatte die Mutter des unglücklichen jungen Mannes im Stillen an seiner Befreiung gearbeitet, aber immer ohne Erfolg. Jetzt endlich war es ihr mit schweren Opfern gelungen. Vor der Stadt wartete bereits ein Wagen, um den Flüchtling nach der nächsten Hafenstadt zu bringen. Dort segelte des andern Tags ein Schiff ab, welches ihn aufnehmen und nach dem gelobten Lande der Freiheit bringen sollte. Da führte das Schicksal mich Unseligen dazwischen! Ich muß Ihnen noch Manches erklären, Christine. Otto Hilmar —"

„Otto Hilmar?" unterbrach hier Christine den Erzähler aufgeregt und hastig; „nannten Sie nicht diesen Namen, Herr Werner? Wie kommen Sie auf ihn?"

„Beruhigen Sie sich, Christine," sagte aber Severin gelassen und mit trübem Lächeln, „der Otto Hilmar, von welchem ich Ihnen erzählen will, weilt nicht mehr unter den Lebendigen. Gibt es einen zweiten Menschen dieses Namens, so möge ihm das Glück holder sein, als dem Armen, der in meine Hände gefallen war."

Christine schwieg einstweilen, aber tief in ihrem Innern gestaltete sich mit einem Male ein Bild, so wunderbar freundlich, so mild und versöhnend, daß sie demselben nur deutlichere Umrisse und hellere Farben wünschte, um dann mit der stillen Arbeit ihres Herzens hervortreten und zu ihrem Beschützer sagen zu können: „Siehe hier das Bild. Es ist meine Gegengabe für deine Wohlthat!"

Severin setzte seine Erzählung fort:

„Otto Hilmar war der einzige Sohn aus der ersten Ehe der Mutter Elisabeths, also der Halbbruder der Letzteren. Mit Elisabeths Vater, dem Regierungsrath Bonstett — (Christinens Bild gewann bei diesem Namen wiederum an hellerer Färbung) — hatte sie sich einige Jahre später verheirathet. Aus dieser zweiten Ehe stammte Elisabeth. Die beiden Geschwister liebten sich zärtlich; die Eltern wußten nicht, wem von den beiden Kindern sie den Vorzug geben sollten. Otto, der sich dem Studium der Medicin zu widmen gedachte, bezog die Universität. Während seiner Studienzeit gerieth er durch einen unglücklichen Zufall in die Gesellschaft überspannter junger Männer und verfiel politischen Schwärmereien. An und für sich mochten sie harmlos genug sein, diese Schwärmereien, aber eigenthümliche Zeitumstände stempelten sie zum Verbrechen, und im Allgemeinen von lebhafter und rascher Gemüthsart, ließ sich Otto allerdings zu tadelnswerthen Extravaganzen hinreißen. Zugleich mit einer Anzahl seiner Genossen kam er in gerichtliche Untersuchung. Noch im Laufe derselben erfolgte ein neuer Conflict. Ein junger Mann aus einer der ersten Familien des Landes, ein eifriger und befähigter Gegner der Partei, welcher Otto angehörte, beleidigte den Letzteren. Die Folge war eine Herausforderung und ein Zweikampf. Die ganze Angelegenheit aber ward von beiden Theilen mit solcher leidenschaftlichen Hitze betrieben, daß man sogar einen Theil der gewöhnlichen und durch die Sitte geheiligten Ceremonie- und Vorsichtsmaßregeln bei dem Duelle verabsäumte. Otto's Gegner fiel in dem Zweikampfe; Otto selbst, der, weil er sich bereits in Untersuchung befand, ohne Bruch des gegebenen Ehrenworts nicht fliehen konnte, ward gefänglich eingezogen und weiter processirt. Wegen zwei verschiedenen Verbrechen unter mannigfach erschwerenden Umständen ward er zu fünfzehnjähriger Festungshaft verurtheilt.

„Hier galt keine Gnade. Die Strafe mußte verbüßt werden. Der Stiefvater hatte das Unglück seines Sohnes zum Glück nicht mehr erlebt, die Mutter aber war der Verzweiflung nahe. Tag und Nacht sann sie auf Rettung für den bejammernswürdigen Jüngling, nachdem Bitten und Flehen vergeblich gewesen. Daher auch ihre fortwährend gereizte, oft feindselige Stimmung. Endlich war es ihr durch Bestechung des einen Aufsehers gelungen; eine Nacht und einen Tag hatte sie den Sohn bereits glücklich bei sich verborgen. Ich selbst sollte von Nichts erfahren, bis die Rettung gelungen sein würde. Ich war Beamter und durfte nicht compromittirt werden; ich mußte mit unverletztem Gewissen beschwören können, daß ich in völliger Unwissenheit geblieben. In der geschilderten Nacht sollte Otto's Flucht fortgesetzt werden. Der Gefangenenaufseher aber, durch dessen Beistand Otto's Entkommen gelungen und bis jetzt verborgen geblieben war, und welcher verabredeter-

maßen erst am zweitnächsten Morgen seine eigne Flucht bewerkstelligen sollte, damit dazwischen Otto Zeit gewänne, hatte sich in einem plötzlichen Anfalle von Furcht früher aus der Schlinge zu ziehen gesucht, war dabei ertappt und hiedurch die ganze Sache verrathen worden. Daher der Lärmschuß in jener unheilvollen Nacht. Aber dennoch hätte sich Otto vielleicht noch retten können, wäre ich nicht gewesen.

„Der beklagenswerthe Mann saß wieder in seiner einsamen Zelle. Mir war der Zutritt zu Elisabeths Wohnung streng verboten. Der Verräther durfte auf keine Gnade hoffen, so lange das Opfer seines Verraths im Kerker schmachtete. Was that ich nicht, was bot ich nicht auf, um an den höchsten Stellen und selbst an den Stufen des Thrones Barmherzigkeit zu erflehen für den Gefangenen und durch ihn für mich! Es war vergeblich und der vereitelte Fluchtversuch Otto's keine Unterstützung für meine Bitte.

(Fortsetzung folgt.)

Musikalisches für die Orgel.

24 Tonstücke für die Orgel zu vier Händen, zunächst für den Gebrauch in Schullehrer-Seminarien und Präparanden-Instituten, sowie größtentheils auch beim öffentlichen Gottesdienste, componirt von Julius André. Offenbach bei Johann André. 35tes Werk, 2 Hefte. Preis jeden Heftes 1 fl. 48 kr.

Den Herren Lehrern und Organisten der Pfalz dürfte eine Hinweisung auf obiges Werk des rühmlich bekannten Componisten auf diesem speciellen musikalischen Gebiete nicht unerwünscht sein und eine nähere Kenntnißnahme zu dessen Anschaffung wohl veranlassen. — Für den instructiven Zweck, dem das Werk zunächst dienen soll, ist es, abgesehen von seinem rein musikalischen Werthe, eine sehr verdienstliche, und soweit uns bekannt, die erste and bis jetzt einzige Arbeit der Art. (Die vierhändigen Preissonaten von Merkel ꝛc. ꝛc. gehören nicht hierher.) — Unzweifelhaft sind diese Tonstücke für Schullehrer-Seminarien und Präparanden-Schulen ein sehr dankbarer Lehr- und Uebungsstoff im praktischen Orgelspiel, bei dem sich immer zwei Schüler zugleich auf der Orgel wetteifernd üben können, was für Befestigung des Tactgefühles, Aneignung der dem Tonstücke angemessenen Bewegung, Sauberkeit und Reinheit des Spieles, ganz den Vortheil des vierhändigen Klavierspiels gewährt, nur daß der Orgelschüler noch strenger, gewissenhafter diese Punkte in's Auge fassen muß. Außerdem sind diese Tonsätze geeignet, nach einer kleinen Vorschule von Pedalübungen das so hochwichtige obligate Pedalspiel einzuleiten und in ermunternder Weise zu fördern, zumal eine gewisse Stufenfolge vom Leichten zum Schwereren bei denselben stattfindet. — Ueber den Gehalt dieser Orgelstücke ein Urtheil auszusprechen, kann man sich um so kürzer fassen, als des Componisten Art und Weise durch seine anderweitigen Orgelcompositionen unter Lehrern und Organisten in weiteren Kreisen vortheilhaft bekannt ist. In faßlicher, klarer und würdiger Form, sich dabei an Rinck und Hesse anschließend, bieten sie einen dem Sinn und Gefühl des Hörers sich gerne anschmiegenden musikalischen Inhalt, meist in ruhigem gemessenem Gange dahin fließend, bisweilen sich aber auch zu schwungvollerer Erhebung anlassend. Sei hiemit das Werk den Lehrern und Organisten, Seminarien und Präparandenschulen bestens empfohlen.

Gemeinnütziges.

(Essigprüfung.) Dampfe eine geringe Menge in einem Schälchen ein, bringe einen Tropfen des eingedampften Restes auf einen mit starkem Zuckerwasser überstrichenen, über einem Topfe mit kochendem Wasser befindlichen Porzellanteller; entsteht ein schmutzig grüner oder gar schwarzer Fleck, so ist freie Schwefelsäure im Essig.

Als unfehlbares Mittel gegen Mücken, Fliegen und andere zur Sommerzeit höchst lästige Insecten empfiehlt der Akhbar, ein Stück Campher von der Größe eines Drittel-Eies über einer Lampe so aufzuhängen, daß es sich nicht entzündet, und so allmählich verdampfen zu lassen. Diese Dämpfe verscheuchen alle Insecten aus dem Zimmer.

Lebensphilosophie.

Armuth macht den Mann beschämt,
Schaam und Unglück macht ihn muthlos,
Muthlos wird er unterdrücket,
Unterdrücket wird er grämlich,
Gram und Kummer schwächt die Seele,
Seelenschwäche bringt Verderben,
Ach, so senkst du, böse Armuth,
Endlich in das tiefste Weh!

Erzfeind von allem Heuchelschein,
Sei jedem Auge, was du bist;
Man muß in allen Augen sein,
Was man in Gottes Augen ist.

Verschiedenes.

(Kartoffeln machen dumm.) Der Dichter Heinrich von Wildungen behauptete mit vieler Bestimmtheit, daß durch den Genuß der Kartoffeln der menschliche Verstand leide, und es war Niemand im Stande, den vielseitig gebildeten Mann zu bewegen, seinem Vorsatze, jede Kartoffelspeise zu meiden, ungetreu zu werden. Einige Tage vor seinem Tode war er zu einem gewöhnlichen Souper in die in Marbach damals bestehende Donnerstag-Gesellschaft gegangen und erheiterte durch seinen treffenden Witz die ganze Gesellschaft. Bei Tische reichte ihm die Frau des Hauses von einem von ihr selbst bereiteten Kartoffelkuchen, welcher das Ansehen von Bisquit hatte. Als ihn die Frau von N. nun fragt, ob er wisse, was er gegessen? und er hört, daß es ein von Kartoffeln bereiteter Kuchen und nicht, wie er glaubte, Bisquit sei, springt er ganz freudig auf und ruft: „Nun sehen Sie, meine Damen und Herren! meine Behauptung steht auf festem Boden, denn kaum habe ich Kartoffeln genossen, als ich auch schon nicht mehr weiß, was ich gegessen habe!"

An seine Verheirathung darf kein junger Tscherkesse denken, ehe er mündig ist, d. h. von seinem Erzieher den Eltern feierlich zurückgegeben und dann als selbstständiges Familienglied aufgenommen worden ist und bevor er bei irgend einem ernsten Waffentanze Proben seines ritterlichen Muthes abgelegt hat. Hat er dann ein Mädchen zur Lebensgefährtin sich ausersehen, so besprechen die beiderseitigen Eltern das Nähere und die Höhe des Kalim oder Kaufpreises, welchen er den künftigen Schwiegereltern in Rindern, Schafen, edlen Pferden je nach den Vermögensverhältnissen zu entrichten hat, und die Verlobung wird angesagt. Ein Theil des Kalim ist gleich bei derselben zu erlegen; der Rest folgt in Terminen, mit denen es aber nicht immer genau gehalten wird. Der Bräutigam darf nun seine Braut besuchen, welche jedoch fortwährend unter strenger Aufsicht gehalten und wohl überwacht wird. Gelingt es dem Bräutigam, seine Erwählte zu entführen und glücklich in sein Haus zu bringen, ist endlich ein Gebet über das Paar gelesen worden, dem dies mit ineinander gelegten Händen zuhört, so ist die Heirath geschlossen. Die Verwandten der Entführten versöhnen sich mit ihrem Gatten und dieser ist von Erlegung der rückständigen Termine des Kalim entbunden. Die Mutter der Braut muß jedoch vor der Feier der Hochzeit noch ein Geschenk erhalten, welches Sudgane heißt. Wird die Entführung zeitig entdeckt, so verfolgen die Verwandten die Flüchtigen. Werden diese eingeholt, so kann der Entführer sogar getödtet werden. Doch kommt das seltener vor. Gewöhnlich wird er weidlich ausgelacht und verspottet, das Mädchen wird ihm wieder abgenommen und nun doppelt streng bewacht, und der ganze Kalim muß nunmehr bezahlt werden, bevor er sie heimführen kann. Zur Hochzeit werden alle Verwandte in das Haus der Braut geladen.

Die Victoria Regia im zoologischen Garten in Brüssel hat in diesem Jahre eine colossale Größe erreicht, denn die größten Blätter hatten mehr als 7 Fuß Durchmesser und die Rippen 12 Centimeter Höhe. Die größten Blätter trugen ein zehnjähriges Kind mehrere Minuten.

Auflösung der viersilbigen Charade in Nro. 154:
Flitterwochen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 156. Donnerstag, den 29. December **1859.**

Judas.

(Fortsetzung.)

„An Elisabeth und ihre Mutter wandte ich mich brieflich. Ich erzählte ihnen, wie Alles gekommen, ich ersparte mir keine Vorwürfe und bat nur um ein einziges persönliches Gehör. Es ward mir verweigert. Das war nicht im Geiste meiner sanften Elisabeth, aber desto mehr im Sinne ihrer ergrimmten leidenschaftlichen Mutter, welche sicher ohne Mitleid den Todesstreich gegen mich hätte führen sehen. Endlich verlor ich die Geduld. Ich mußte Elisabeth sprechen, sie mußte mich anhören, ich mußte mit ihr in's Klare kommen. Ich stürmte in ihre Wohnung. Sie war verschlossen wie damals, als das Unheil begann. Von den Nachbarn erfuhr ich, daß die Regierungsräthin in der vorigen Nacht nach der benachbarten Hafenstadt abgereist sei. Tags zuvor sei viel gepackt worden, man habe den Sachwalter der Regierungsräthin oft ein- und ausgehen sehen. Sofort begab ich mich zu diesem mir wohlbekannten Herrn und bat ihn um Auskunft über das Reiseziel der mir so nahe stehenden Personen. Er blickte mich befremdet an und erklärte mir dann mit frostigem Lächeln, daß er sich nicht in der Lage befinde, einer hiezu nicht legitimirten Person über die Privatangelegenheiten seiner Clientinen irgend welche Mittheilungen zu machen.

„So war ich lediglich auf mich gewiesen. Noch immer hoffte ich von einer persönlichen Unterredung einigen Erfolg. Der Gedanke, Elisabeth zu verlieren, war mir zu unerträglich, als daß ich nicht Alles hätte versuchen sollen, um den Verlust zu verhüten. Eilends reiste ich nach der Hafenstadt, denn ich hatte eine unbestimmte Ahnung, daß Elisabeths Mutter von hier aus weiter, vielleicht gar über das Meer zu reisen gedenke. Spät in der Nacht kam ich dort an, ich konnte keine Nachforschungen mehr anstellen. Aber bereits der früheste Morgen traf mich am Hafen, wo ich Erkundigungen einzog. Ein einziges Schiff sollte am heutigen Morgen mit Passagieren nach Baltimore abgehen. Das wäre eine Möglichkeit gewesen! Ich fuhr an Bord und erkundigte mich bei dem Kapitän nach den von mir gesuchten und ihm beschriebenen Personen. Sie befanden sich nicht auf dem Schiffe, wie er mir versicherte, obschon dasselbe schon sämmtliche Passagiere am Bord habe und segelfertig sei. Die Schiffsliste war nicht sofort zur Hand, die Mannschaft vollauf beschäftigt und nicht gestimmt, ein langes Gespräch zu führen. Kaum, daß ich eine kurze verneinende Antwort erhielt. Ich durfte keine Zeit versäumen und fuhr auf meinem Boote nach dem Lande zurück. Mein Argwohn war also nicht begründet gewesen. Ehe ich noch den Hafen verließ, lichtete das Schiff, welches ich soeben besucht hatte, die Anker. Ein frischer Wind vom Lande her blähte seine Segel, und stolz und muthvoll trat es die weite Reise an. Vom Verdecke herab wehten viele weiße Tücher den am Ufer zurückbleibenden Lieben Abschiedsgrüße zu. Mir galt kein Gruß. Sollte ich weinen darüber oder frohlocken?

„Nun begann ich eine Wanderung durch die Gasthöfe der Stadt, um nach den Flüchtlingen zu forschen. Es gab so viele dergleichen Häuser an dem lebhaften Platze, daß meine Aufgabe keine leichte war. Erst gegen Ende des Vormittags kam ich recht an. Der gefällige Portier versicherte mir nämlich, daß die fraglichen beiden Damen allerdings in dem Hause gewohnt, am heutigen Morgen aber ihre Reise fortgesetzt hätten. Wohin, wußte er nicht; der Wagen

wäre nach dem Hafen bestellt gewesen. Jetzt kam der Wirth selbst hinzu. Mit freundlichem Lächeln theilte er mir auf meine Fragen mit, daß die Damen, welche heute Morgen abgereist seien, auf dem Segelschiffe Pluto, das vor wenigen Stunden in See gegangen, Passage nach Baltimore genommen hätten.

„Also dennoch — der Kapitän hatte sie verleugnen müssen! Meine Kraft war gebrochen. Kaum konnte ich mich aufrecht halten und mühsam nach Hause schwanken. Umsonst, Alles umsonst! — Schon lag ein Theil des unermeßlichen Weltmeers zwischen mir und meinem Glücke! —

„Als ich Tags darauf heimkehrte und meine Wohnung betrat, geistig und körperlich gebeugt, erwarteten mich dort eine Anzahl Bekannte — dieselben, mit denen ich damals gezecht hatte. Mein Schicksal war ihnen in der Hauptsache nicht unbekannt geblieben, und mit theilnehmenden Herzen gedachten sie mir eine tröstende Botschaft zu bringen, wie man sie aus Freundesmund am Liebsten hört.

„Glückspilz, — riefen sie mir entgegen, — laß deinen Gram und das Mädchen dazu. Es soll dir einmal wohlgehen auf Erden. Denke nur: das Loos, das du an jenem Abend gekauft, hat den zweiten Treffer. Nun, Hans im Glücke, was sagst du dazu?

„Der Hans im Glück sank aber ohnmächtig nieder, nicht vor Freude ob des plötzlich gewonnenen Vermögens, sondern vor Schreck über den entsetzlichen Contrast zwischen dem inneren Elend und dem äußeren Behagen. Mich dünkte der reiche Gewinn ein fluchbeladener Häscherlohn. Es folgte eine schwere Krankheit und dann — die schwerere Reue.

„Bald zog ich mich in die Einsamkeit zurück und verschwor es, glücklich zu sein. Mit meinem Gelde nützte ich so viel ich konnte. Meinem Rathe mißtraute ich: hatte ich mich doch selbst so kläglich berathen. Von Elisabeth und ihrer Mutter hörte ich nie wieder. Ich habe nie nach ihnen geforscht, weil es nicht zusammenstimmte mit dem Plane meiner Buße, und sie — sie haben es verschmäht, mir je ein Lebens- und Versöhnungszeichen zukommen zu lassen. Versöhnung — ich glaube kaum noch daran, bevor uns Gott eingehen heißt in seinen ewigen Frieden. Von Elisabeths Bruder aber hörte ich ein Jahr später.“

„Und was haben Sie von ihm gehört?“ fragte Christine in immer steigender Erregung. „Sagten Sie nicht, daß er gestorben sei?“

„So ist es auch. Nachdem jener Fluchtversuch vereitelt worden, verfiel der Unglückliche in Trübsinn, und bei einem der ihm gestatteten trostlosen Spaziergänge um die Festungsmauer herum stürzte er sich eines Tages verzweiflungsvoll in die Tiefe und zerschmetterte. Und auch dies habe ich auf dem Gewissen, auch diesen Selbstmord soll ich dereinst verantworten!“

„Es ist nicht möglich,“ rief aber Christine, „es ist ja nicht möglich, was Sie mir da sagen. Ich kann es nicht auf dem Herzen behalten, lieber Herr Werner. Sie irren sich, quälen sich umsonst. Otto Hilmar lebt und ist glücklich, und auch Elisabeth, seine Schwester, lebt und wird Ihnen von Herzen verzeihen, wenn sie Gelegenheit findet, es auszusprechen. Fassen Sie Muth, athmen Sie von Neuem auf. Ich weiß, was ich sage, und mir dürfen Sie vertrauen!“

Severin lächelte ungläubig, und zugleich warf er einen besorgten Blick auf Christine, deren Heftigkeit ihm auffallen mußte. Kaum konnte er aber bei der eingebrochenen Dunkelheit noch ihre Gesichtszüge erkennen.

„Gehen wir hinauf, Christine,“ sagte er sanft und gerührt von der Theilnahme des Mädchens, wenn sie ihm auch die rechten Mittel zu verhehlen schien, „hier im Garten wird es unheimlich. Leider ist es bittere Wahrheit und kein Märchen, was ich Ihnen erzählte. Beruhigen Sie sich nur, liebe Christine. Mich haben die langen Jahre schon ruhig werden lassen.“

„Nein, nein, Sie verstehen mich falsch,“ erwiederte Christine, unbeirrt und feurig auf ihrem Plane bestehend, „Otto Hilmar und Elisabeth — Elisabeth Belroom, meine mütterliche Freundin — sie leben wirklich. O daß ein Zeichen geschehen möge, um Sie ungläubigen, selbstquälerischen Mann von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen, ein Zeichen vom allgütigen Himmel gesendet, plötzlich und wunderbar, das mit einem Male dem trostlosen Wirrsal ein Ende machte.“

Sie waren jetzt vor der nach dem Garten zu führenden Freitreppe des Hauses angekommen. Unten herrschte völlige Dunkelheit, die Flur des Hauses dagegen, dessen Thüre offen stand,

war, wie gewöhnlich, durch eine große Lampe hell erleuchtet.

In demselben Augenblicke nun, wo Christine zu sprechen aufgehört hatte, trat Mackwitz auf die Treppe heraus und meldete den noch im Garten Befindlichen die Ankunft eines Fremden, der sich bei Fräulein Christine Hagen und bei dem Hausherrn die Erlaubniß ausbitte, noch zu dieser späten unschicklichen Zeit seinen Besuch machen zu dürfen.

„Der Name des Herrn?" fragte Christine, ihre Aufregung mühsam unterdrückend.

Mackwitz hatte ihn vergessen, oder vielmehr nicht deutlich verstanden, da der Herr sehr ausländisch spreche.

Severin und Christine eilten in das Haus. Der Fremde hatte der Aufforderung Mackwitz's, einstweilen in das Zimmer einzutreten, nicht Folge geleistet und stand noch harrend auf der Hausflur. Die Lampe beleuchtete scharf seine wettergebräunten, ausdrucksvollen Züge. Obschon er nicht viel jünger sein mochte, als der Hausherr, so hatte er doch ein weit frischeres, jugendlicheres Aussehen. Dieses Antlitz erzählte von bunten vielgestaltigen Abenteuern und heißen Tagen, nicht aber von den verzehrenden Grübeleien und den bittern Qualen der Reue, und jene Erlebnisse eben mochten den Mann frisch erhalten und gestählt haben. Christine erblickte den Fremden und stieß einen Schrei aus.

„Otto Hilmar — er selbst — zu dieser Stunde — das erflehte Zeichen des Himmels!" —

Dies waren die einzigen Worte, welche sie hervorbringen konnte. Dann sank sie ohnmächtig in die Arme des Hausherrn, der die theure Gestalt auf einen Sessel gleiten ließ, sie der Pflege der herbeigeeilten Haushälterin übergab und sich erschüttert gegen den Fremden wandte.

„Ein unglücklicher Zufall," sagte er zu diesem, indem er sich vergebens bemühte, aus dem Gesichte desselben eine Aehnlichkeit herauszulesen, „hat Sie, mein Herr, zu dieser Stunde hergeführt, wo Fräulein Christine Hagen, mein werther Gast, durch eine aufregende Unterhaltung gänzlich außer Fassung gebracht ist und — Visionen hat, die mit dem Gegenstand unseres Gesprächs allerdings in engem Zusammenhange stehen. Entschuldigen Sie freundlich diesen Empfang, und — wen habe ich die Ehre, in meinem Hause zu begrüßen?"

Der Fremde musterte Severin mit einem durchdringenden Blicke vom Scheitel bis auf den Fuß, mit einem Blick, der indessen immer freundlicher und milder wurde, je deutlicher er diese Gestalt, diese Züge erfaßte, und sagte dann mit eigenthümlicher Betonung: „Die junge Dame hat mich bereits erkannt, Herr Severin Werner, und wir — wir kennen uns ja auch, wenn auch nur aus einer flüchtigen Begegnung. Mein Name ist Otto Hilmar. Meine Schwester Elisabeth Belroom sendet mich hieher, um ihrer lieben Christine mündliche Grüße zu bringen, und auch Ihnen, Herr Severin Werner, einen Gruß und — einen Brief."

Der Fremde, welcher den Eindruck seiner Worte auf den Hausherrn mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt hatte, griff an seine Brusttasche und überreichte Severin das eben erwähnte, an diesen adressirte Schreiben.

Mit zitternder Hand griff Severin danach und drückte dann den Brief an seine Lippen. Noch begriff er nicht den vollen Zusammenhang, aber daß in diesem Moment ein beglückender Strahl des reinen Himmelslichts auf ihn herabgefallen sei, das ahnte er wohl und empfand es mit heißem Danke. Sein Auge suchte vor Allem Christine, die noch immer ohne Besinnung war, und indem sein Blick mit inniger Liebe auf dem Mädchen verweilte, sagte er, wie im Traume, leise vor sich hin: „Ja, ja, Christine — ein guter Namen im Himmel und auf Erden."

Und der Fremde, welchem bei dieser Scene die Thränen über die braunen Wangen flossen, ergriff Severins Hand, schüttelte sie herzlich und sagte ermuthigend: „Und der Name Judas wird nun begraben und vergessen. Ich bin es gewesen, der ihn dereinst in Ihr Leben geschleudert hat in einer furchtbar qualvollen Stunde. Und heute nehm' ich ihn wieder zurück. Er ist mein Eigenthum, ich will ihn in's Meer versenken, wo es am tiefsten ist. Meine Schwester und ich — wir kennen Ihre Geschichte. Christine hat uns Alles geschrieben, und wir haben Sie am Namen und an der Schilderung sofort erkannt. Elisabeth ist versöhnt. Wenn auch spät, hat sie doch noch ein glückliches Lebensloos gezogen und fühlt recht wohl, daß Sie für eine einzige Uebereilung hart genug bestraft worden sind. Ihr selbst hat es großes Herzeleid verursacht, aber der

Wille unserer nun verstorbenen Mutter war eisern und unbeugsam. Elisabeth selbst würde anders gehandelt haben, wäre es nach ihrem Sinne gegangen. Auch ich hab' Ihnen schon längst vergeben, Herr Werner. Waren Sie doch mir gegenüber nur das fast unschuldige Werkzeug eines hämischen Schicksals! Mein Leben ist darum kein verfehltes gewesen. Seitdem ich ein Jahr nach dem Zusammentreffen mit Ihnen der Haft entkommen war, — der Selbstmord eines gerade auf dem Fort beschäftigten Arbeiters ward von unermüdlichen Freunden zu meiner Rettung benutzt, und ich galt für den Selbstmörder — hab' ich ein bewegtes Wanderleben geführt. Jetzt will ich noch ein Mal Deutschland sehen und vor Allem meine Heimath, die ich nach 20 Jahren ungescheut betreten darf, ein vom Tode Wiederauferstandener. Und dann gedenke ich mich drüben über dem Meere in der Nähe der Schwester niederzulassen. Da haben Sie in kurzen Worten die Historie meines Lebens, und nun noch ein Mal Versöhnung zwischen uns, herzliche Versöhnung!"

(Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Reichthum heißt nicht Gold erlangen,
Reichthum heißt nicht Schätze graben,
Reichthum heißt: als fein umfangen,
Was wir lieb von Herzen haben.

Armuth heißt nicht Schätze missen,
Armuth heißt nicht Geld verfehlen,
Armuth heißt: entbehren müssen,
Was wir tief im Herzen hehlen.

Verschiedenes.

(Ein schwerer Traum des Landwehrmajors und Bürgermeisters Valentin Kräusle.) „Was der Traum heute Nacht zu bedeuten hat, das weiß ich nicht, jedenfalls nichts Gutes; denk' Dir, liebe Frau, es war Krieg und eine große Schlacht; ich war der commandirende General und hatte alle Bundestruppen unter mir, die Sache ging vortrefflich, der Feind wich überall zurück; da hieß es auf Einmal, die Munition wäre ausgegangen, das Feuer hörte auf unserer Seite ganz auf; ich schicke alle meine Adjutanten fort, um Munition herbei zu schaffen. Die kam denn auch in Menge an, aber in der Verwirrung bekamen die Oesterreicher preußische, die Preußen lippe-detmold'sche Munition, die Bayern hatten hannöver'sche und die Württemberger reuß-schleiz-greiz-lobenstein'sche Patronen. So war sämmtliche Munition in unrechten Händen; den Einen war die Kugel zu groß, den Andern zu klein, so daß man gar nicht schießen konnte. Herrgott! war das ein Jammer, ein Geheul und Fluchen, das vergeß ich nie. Die Schlacht war verloren. Nun stürmten die Truppen alle auf mich ein, ich wäre Schuld, sagten sie, daß Deutschland so verschiedene Bewaffnung habe, als es Staaten darin gibt, und verurtheilten mich zum Tode. Da stand ich zitternd da, auf Einmal kracht's! Ich warte, ob ich nicht umfalle; aber ich falle nicht um; da greife ich an die Brust, ob ich kein Loch habe, finde aber keines; nun reiße ich die Binde weg und sehe zu meiner großen Freude, daß sie das kleinste Caliber, nämlich fürstlich waldeck'sche Kugeln geladen hatten, diese prallten an der Mündung seitwärts ab, die eine traf den commandirenden Officier. Die Unordnung benützte ich und machte mich davon. Das kann ich Dir aber sagen, Frau, der Traum war so lebhaft, als ob es reine Wirklichkeit gewesen wäre."

Man sagt, der Mensch hasse die Ketten. Mir scheint, er hasse nur die eisernen; mit goldenen Ketten kann man ihn fesseln, wie man will. Blumenketten sind bei den Dichtern zu finden, die in Ermangelung der goldenen — Nymphen, Grazien, und was ihnen in die Hände kömmt, damit umwinden.

Räthsel.

Meine erste Silb' hat Der schon oft gehabt,
Der im Uebermaß genoß die zweite,
Oder sich in ausgelass'ner Freude
An dem Ganzen hat gelabt.
Jedoch, wer sich dem Ganzen hat ergeben,
Wird nie geliebt, geehrt in diesem Leben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 157. Samstag, den 31. December **1859.**

In der Neujahrsnacht.

Herr, ein Körnchen ist gefallen aus der großen Zeitenuhr,
Und dein Hauch hat es ergriffen, und dahin ist seine Spur;
Und wie das entschwund'ne trennt sich eines nach dem andern ab,
Und das Sein wird eine Blume über des Vergang'nen Grab.
Netzet sie mit frommen Thränen, Kinder dieser Zeitlichkeit,
Daß sie euch mit junger Blüthe und mit stetem Duft erfreut!
Manches mag verwelkend sterben, Vieles um euch untergeh'n —
An der Lebensblume sollt ihr sieben Knospen blühen seh'n.
Glaube ist des Lebens Krone, Sterne kränzen ihren Rand,
Ihr Besitz gewährt dem Aermsten Perl' und Gold und Diamant,
Und ein Gut ist sein, das niemals in dem Zeitenstrom verschwimmt,
Und ein Hort, den ihm kein Wechsel, keine Macht der Erde nimmt.
Friede ist das milde Lächeln eines Engels in das Herz,
Er entwölkt die Mitternächte und vergeistigt unsern Schmerz.
Dem von Leidenschaft Zerriss'nen, dem des Friedens Glück entwich,
Gib, o Herr, an diesem Tage Frieden mit der Welt und sich.
Freundschaft ist ein Licht im Kerker, das nicht schwindet, wenn es brennt;
Wenn die Kerkerpforten springen, Seele sich von Erde trennt,
Flammt es auf und wird ein heller frühlingswarmer Sonnenschein,
Der die gold'nen Trauben zeitigt für den heil'gen Opferwein.
Demuth hauch', ein Herzensveilchen, tief verborgen aus dem Moos:
Schwach ist aller Menschenwille, Gott allein ist hehr und groß;
Ihn erforschen, heißt sich beugen vor der Allmacht, die er übt,
Licht und That ist sein Gedanke, doch des Menschen Wort — zerstiebt.
Liebe ist das Band der Geister und die Seele in dem All,
Ist das Paradies des Reinen und erhebet uns vom Fall;
Liebe duldet und entsaget, und mit thränenschwerem Blick
Fühlt sie unter Dornenwunden dennoch unnennbares Glück.
Treue ist ein Ring, gehärtet in der schweren Prüfungsgluth,
Freiheit ist der Macht verfallen, aber nicht der Treue Muth.
Zerrt die Welt an einem Herzen, bis sein Todesblut entquillt:
Wehren kann sie nicht, er sinke unter seiner Treue Schild.
Hoffnung, wie ein ew'ger Frühling, hält die ganze Welt umlaubt,
Schlinget Immortellenkränze um der Eltern theures Haupt,
Lilien, der Unschuld Bilder, um der Kinder holden Kreis,
Und um Alle, die sich lieben, ein geweihtes Myrthenreis.
Herr, der über alle Knospen sendet Regen, Licht und Thau,
Laß die sieben uns erblühen, rein, wie deines Aethers Blau,
Und mit deinen Sternenaugen blick' in ihren Kelch hinab,
Daß der Wurm sie nicht verwandle in ein lebenmordend Grab.

Im Besitze dieser Blüthen haben wir, was jemals war,
Der Verlust ist kurze Trennung, nur ein Pulsschlag ist das Jahr.
Flüchtig zwar ist die Minute: doch wenn wir sie eingeweiht
Durch das Schöne, durch das Gute, währt sie eine Ewigkeit.

Judas.

(Schluß.)

Christine war inzwischen zur Besinnung gelangt. Sie, Mackwitz und die Haushälterin — die ...eren Beiden voll Erstaunens über den ungewöhnlichen Auftritt — hätten dem kurzen Berichte mit gespannter Aufmerksamkeit z... hört. Der Hausherr aber vermochte nicht zu sprechen. Er übergab ihnen den Gast für diesen Abend und zog sich in sein einsames Gemach zurück, den stummen Zeugen seiner langjährigen Prüfungen und Kämpfe. Es sollte auch Zeuge sein der stillen heiligen Versöhnungsfeier dieses Abends, welche mit dem Lesen des von Elisabeth erhaltenen, tief ergreifenden Briefs begann und — endigte. — —

Von jenem Abend an ward Severin ein anderer Mensch. Er lebte von Neuem auf und verjüngte sich zusehends. Tauchte ja noch ein Mal die alte Selbstanklage in ihm auf, so wußte sie Otto Hilmar, der einige Wochen in seinem Hause verweilte, rasch und erfolgreich niederzukämpfen, und es war ja auch der fluchbeladene Name aus dem Buche seines Lebens nunmehr ausgestrichen. Severin, begleitet von dem Segen Derer, an denen er sich einst versündigt hatte, durfte nun wieder Hoffnungen hegen und an ein Glück denken, das er auf immer verloren gewähnt hatte. Auch hierin bestärkte ihn der Gast, mit welchem er in allen Stücken auf das Vertrauensvollste verkehrte.

Aber doch gab es nur ein Glück für Severin, und nach diesem zu greifen, sträubte sich noch immer seine treue Gewissenhaftigkeit. Es war Christinens Besitz. Konnte nicht Georg noch immer reuevoll zurückkehren, konnte nicht Christine, obschon sie ihn völlig aufgegeben zu haben schien, ihn dennoch dereinst wieder mit Liebe aufnehmen, und nöthigte er selbst, an den Christine doch sicher durch Pflichten der Dankbarkeit gefesselt war, das Mädchen durch seinen Antrag nicht gewissermaßen zu einem Jaworte, welches sie — Georg gegenüber — doch einstmals bereuen könnte?

Das waren schwere Bedenken, und auch der Gast vermochte sie nicht zu verbannen. Denn er erkannte und ehrte die rechte Quelle, aus welcher sie flossen. Und so mußte es dennoch zum Abschiede von Christine kommen, denn diese wollte mit dem Bruder der Freundin im Frühjahre nach Amerika zurückkehren und bis dahin in der Familie des befreundeten Arztes bleiben, während Otto Hilmar noch mehrere Monate in Deutschland zu reisen und dann seine künftige Begleiterin abzuholen gedachte. Severins Glück sollte also nicht zur Blüthe gelangen. Mochte es denn geschieden sein! Schon reiche Gnade hatte der Himmel auf ihn herabgesendet. Solch ein Uebermaß des Glückes aber, wie Christinens Besitz, hatte er nicht verdient.

Da saßen die Drei eines Abends, — kurz zuvor, ehe Otto Hilmar und gleichzeitig mit ihm Christine das gastliche Haus verlassen wollten, in dem Zimmer des Hausherrn zusammen. Auf Severin und Christine lastete bereits der im Voraus empfundene Schmerz der Trennung, welcher ja binnen wenig Monaten ein Abschied vielleicht für das ganze Leben folgen sollte. Otto durchflog die neuesten Zeitungen, welche auf dem Tische lagen. Eine darin enthaltene Nachricht über den Prinzen Alexander, den er als eine Art von Fachgenossen, Reisenden und Naturforscher kannte und hochschätzte, erregte seine Aufmerksamkeit, und augenblicklich vergessend, in welcher nahen und traurigen Beziehung diese Persönlichkeit zu der jüngsten Vergangenheit Christinens stand, las er die betreffende Correspondenz halb für sich, halb für die Andern vor. Sie lautete wörtlich: „Se. Hoheit der Prinz Alexander verweilt gegenwärtig noch in Schottland, in dessen Hochgebirge er seine Sammlungen bereichert. Den eigentlichen Winter wird der Prinz in London verleben und dann im Frühjahr seine ‚weitaussehende Reise nach Südamerika antreten, zu welcher die umfassendsten Vorbereitungen getroffen worden Ein Theil der Begleitung des Prinzen, zu welcher außer einem Adjutanten namentlich auch ein Arzt, ein Maler und zwei jüngere Gelehrte (Naturforscher)

geboren werden, hat sich bereits um ihn versammelt. Der Prinz hat mehrfache Ausflüge nach den benachbarten, zum Theile sehr interessanten Inseln der Westküste unternommen. Auf einer dieser Parthien ereignete sich am 15. September ein sehr beklagenswerther Unfall. Der von dem Prinzen als Begleiter engagirte Maler Herr G. F. aus D. schlug mit dem kleinen Boote, auf welchem er mit Aufnahme einer Küstenlandschaft beschäftigt war, in einer Entfernung von kaum zweihundert Schritten von dem Ufer um und fand seinen augenblicklichen Tod in den Wellen. Der junge Mann hatte es leider verschmäht, einen Schiffer mit auf das Boot zu nehmen, und büßte auf diese beklagenswerthe Weise seine Unvorsichtigkeit. Der Prinz soll den Verlust um so schmerzlicher empfinden, als Herr G. F. einen Theil der Länder, welche der Prinz zu besuchen gedenkt, vor kurzer Zeit schon bereist hatte und somit auch als kundiger Führer zu schätzen gewesen wäre. Es dürfte sich unter solchen Umständen wohl schwerlich ein voller Ersatz finden.«

Der Lesende hielt inne. Es fiel ihm so eben ein, welche ernste Bedeutung diese Nachricht für Christine, wie für den Hausherrn gewinnen könne, wenn —

Ja, der Verunglückte war in der That Georg Felder, Christinens Verlobter. Otto Hil...nde überzeugte sich erst, welch eine folgenreiche ...verin er ohne Argwohn verlesen habe, al... deckte und sein Gesicht mit beiden Händen verließ, Chri... eilenden Schrittes das Zimm..., doch stumm und stine aber mit starren Bl... sa.ß. Er schwieg thränenlos auf ihrem ...leicht war es ja so am und tröstete nicht. ...Schicksal mit eiserner Hand Besten, daß das dem Herzen reißen wollte. — alle Zweifel ...är wirklich am Besten. Das red...

Und es ...z unseres treuen Dulders fand ein liche H...e an diesem Fingerzeige des Himmels, Gen... Christine durfte nicht wieder zurückwandern un... nach Amerika. Zur Freude aller Betheiligten und zum unbeschreiblichen Jubel des alten, für das Mädchen schwärmerisch eingenommenen Mackwitz, der diese frohe Wendung der Dinge hauptsächlich seiner Dazwischenkunft zuschrieb, mußte sie nun im Hause bleiben oder vielmehr nach kurzer Entfernung daraus als junge Herrin desselben wieder einziehen. Mit Freuden hatte sie sich Severin zugesagt. Schon stand er im Spätsommer des Lebens; aber wie hell und rein und wie sicher sind oft diese Tage nach den Wolkenbrüchen und Gewittern der früheren Monde! Sie hatte sie immer geliebt, diese sanften Tage, und jetzt erschienen sie ihr doppelt erwünscht, wo sie selbst unter den Unbilden des Frühsommers so viel gelitten habe. War sie dem Herrn des Hauses, zu welchem sie selbst einstmals den Weg gefunden, doch vom ersten Tage an verehrungsvoll zugethan gewesen.

Und damit das Fest der Versöhnung ... ständig werde, kam zu Christinens Ho... nächsten Frühjahr auch Elisabeth B... weiter Ferne herbei und drückte der Freundin, die ihre frühere Stelle ... Herzen zu ersetzen berufen ...e blonden ... Hand den Brautkranz in...

...wirthschaftliches.

La...

...et Sensenschärfung.) Von (Neu...r. Kneutinger in Würzburg enthält Herrn ...wirthschaftliche Centralblatt für Bayern das l...nem diesjährigen Septemberhefte einen in...satz, welcher in wissenschaftlicher, wie öconomisch-technischer Hinsicht von gleich hoher Bedeutung ist. Derselbe weist das Fehlerhafte und Verderbliche in der bisherigen Methode des Dängelns der Sicheln und Sensen nach und ersetzt sie durch eine Behandlung dieser Werkzeuge mit magnetischen Stahlstäben, welche in bester Qualität von Herrn Daniel Geiß in Würzburg gefertigt werden.

Lebensphilosophie.

Begeisterung ist Hochgenuß, Vollgenuß, Allgenuß unsers Daseins. Wer immer ein Werk vorhat, das seine ganze Seele beschäftigt, der ist nie unglücklich. Wer immer eine liebe Arbeit weiß, die er um Gottes Willen und unter Gottes Segen treiben kann, der hat immer einen guten Tag.

Wunderbar sind die Schätze vertheilt: der Arme hat wenig; Nichts der Bettler; zu viel der Reiche; genug — o nicht Einer!

Vom Wein.

Sinngedicht von Franz v. Kobell.

Lernet vom edlen Wein!
Im Freien treibt er seine Blüthe
Und pflegt sie im sonnigen Strahl.
Im Freien stärkt euch das Gemüthe
Und schöpft die Gedanken zumal.
Wer solches vergißt,
Wird ein Hypochendrist,
Dran Alles welk und fahl.

Lernet vom edlen Wein!
Wenn die Beere gereift, dann will er sinniren
n ihrst in's Faß sich ein.
traulichen den Gedanken, dann mögt ihr studiren
Wer spielen nur wiuerlein.
Ein phantastisches Sp
Wird nimmermehr gedeih'n.

Lernet edlen Wein!
Bei inniren oft d'runter u
Wirft Alles der gährende Saft. rüber
Wer zu sachte will geben, der baut wie der
Doch ist auch danach, was er schafft; Biber,
D'rum sprudelnd und frisch,
Nicht Biber, nicht Fisch,
Und lustig über die Kraft.

Lernet vom edlen Wein!
Und hat er geträumet und hat er gegohren,
Wie labt sein Gold so fein,
Ihm gleiche, was der Gedanke geboren,
Soll edel und labend sein,
Dann gut ist bestellt
Die rende Welt,
D'rum, Freunde, lernet vom Wein!

Verschiedenes.

Vom Samum oder Chamsin, dem Schrecken der Wüstenreisenden, lesen wir folgende furchtbare Schilderung. Jegliche Macht der Sprache ist unzureichend, diese schreckliche Plage der Wüste zu schildern. Vielleicht dürfte es dem Pinsel, unterstützt von der Feder, gelingen, einen unvollkommenen Begriff davon zu geben. Auf den Flügeln des Wirbelwindes und den Wogen des Donnersturmes rast der Samum in seinem feurigen Laufe daher, die ganze Natur mit seinem todschwangeren Hauche versengend. Er war von einer Linie feurigen Lichtes begleitet, welches einem flammenden Zuge glich, dessen dicker Rauch die ganze weite Fläche erfüllte und das Schreckliche dieser Erscheinung deutlich machte. Das Auge der Menschen und die Stimme der Thiere waren gegen den Himmel gerichtet, worauf Beide zur Erde stürzten. Gegen einen solchen Sandsturm hilft kein menschlicher Muth, keine Anstrengung rettet vor ihm; man muß sich allein auf die Vorsehung verlassen. Der Sturm ging über uns weg, indem er eins meiner Kameele begrub. Sobald wir uns von der Erde erhoben, mit gen Himmel ausgestreckten Armen für unsere Rettung dankend, erwachten wir zu neuen Schrecknissen. Des Samums austrocknende Zunge hatte das Wasser aus unseren Schläuchen geleckt, so daß wir nach der Errettung aus dem feurigen Sturme den noch schrecklicheren Tod des Verdurstens vor uns sahen. Zum Glück weht der Samum nur in den ersten 50 Tagen nach der Frühlingsnachtgleiche. — Der italienische Sirocco und der schweizerische Föhn stellen sich als die abgeschwächten Fortsetzungen dieser Landplage Afrika's dar.

Ein Hofmeister hatte seinen Eleven gelehrt, gebe, es in Karlsbad durchaus keine Sperlinge unauflösb daß diese Erscheinung bis jetzt ein sei. Der Rä Räthsel für alle Naturforscher wunderbare Lehe hatte mit offenem Munde die Sommer besucht verschlungen. Im vorigen seinen Vater in Kar Knabe mit dem Hofmeister — Sperlinge. Voll und erblickt plötzlich ihm wohlbekannten Thiere zunen zeigt er die steht betroffen, und die ganze n Lehrer. Dieser wankt vor seinem Blick. Doch pl Naturgeschichte ihm helle: „Ei freilich," ruft er lich wird's lächelnd, „sind das Sperlinge, allein deutsam sind kranke, die hier den Sprudel trink es n!"

Auflösung des Räthsels in Nr. 156:

Branntwein.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

